Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Siebenundachtzigster Band.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
1914.

Inhalt.



Berlin, den 4. April 1914.

Orbis Pictus.

Schwarze Woche.

„Wenn Das der Petrus wüßte: wie Der sich freuen müßte!
Selbst bei seinen Engelein könnt' es nicht schöner sein."

Also sang die deutsche Volksseele, als sie des alten Puppchens müde und das Neuste ihr noch nicht aus Berlin geliefert war: „Die Männa sind, alle, Verbrecha!" Durfte es singen. Geht bei uns ein Rochette um? Nee. Schießen Ministerfrauen lästigen Schreibern fünf Kugeln in den Bauch? Jiebts nich. Haben wir Ulster? Höchstens im Saison-Ausverkauf. Offizierstrike? Nevermore. Obstruktion und Kabinetskrisis? Alle Maulbächlein sprudeln munter und der sterilisirte Theo währet ewiglich. Selbst bei Petri Engelein könnte es nicht schöner sein. Wo auf Germaniens Blondkopf sich etwas struwwelt, wird flink umfrisirt. In Köln war ein Russe verhaftet worden. Taschendieb: nannte ihn die Polizei; hast, sprach sie, einem Arbeiter die Uhr geneppt. Antwort: Hänneschenulk; ich bin russischer Offizier, zu amtlicher Mission nach Deutschland abgeordnet, bei Schichau und in anderen Lieferungstätten beglaubigt, hier, um den berühmten Karneval (nebst patrizischer Liftkurzweil in Hotels) mal zu sehen; den Bummlern, die mich beschuldigen, sollte ich Wein spendiren, thats aber nicht; meine Taschenuhr hat zwanzigfach höheren Werth als die gestohlene; ich habe Geld bei mir, zwar keinen Paß mitgebracht, doch die elbinger Einführkarte; telegraphirt und lasset mich selbst telegraphiren:

dann wird Euch die Richtigkeit meiner Angaben rasch bestätigt. „Kennen wir! Auf solche Witze fällt Unsereins nicht herein.“ Wird telegraphirt? Die Depesche des Russen bleibt liegen. Er? Zehn lange Tage in Haft. Hauptmann Poljakow, den der Zar nach Deutschland geschickt hat, damit er bestelltes Wehrgeräth prüfe und abnehme. Als er endlich frei ist, meldet er den skandalösen Vorgang und die russische Presse fängt zu randaliren an. Bei uns: Officiosissime: „Abwarten. Untersuchung schwebt noch. Kann auch Spionage sein.“ Nebenan heißts: „Was ist denn dabei? Ein berliner Freiballonführer sitzt schon seit Wochen in Rußland. Die wollen den Schlund aufreißen und feierliche Bitte um Entschuldigung fordern? Uns kann Keiner!“ Ein paar Tage lang hat mans dem Zaren verschwiegen. Der braust manchmal recht schäumig auf. Da ers erfahren hat, verfügt er: Zulängliche Genugthuung oder ich verbiete, noch einen Nagel für Heer und Flotte in Deutschland zu kaufen. Die Hammannei läßt abwiegeln. Dem Fall des Ballonführers sei der kölner nicht zu vergleichen; der Luftige habe, erstens, eine Vorschrift übertreten und sitze, zweitens, im Hotel, nicht in Polizeigewahrsam. Genügts? Nein, sagen die Russen; ein Offizier, der Vertreter der Euch wichtigsten Staatskundschaft, ist ohne den allerwinzigsten Verdachtsgrund aus Festtagsgedräng verhaftet und zehn Tage lang als Verbrecher gehalten worden. Wenns Einem der Euren bei uns geschehen wäre, hörten wir wildes Gebrüll über russische Willkürgräuel. Ist so die Art, mit Leuten umzugehen, die Eurer Industrie Geld zu verdienen geben? Wir fordern feierlichen Ausdruck des Bedauerns. Neuer Versuch: „Die Angaben des Hauptmanns Poljakow haben sich als richtig erwiesen. Bedauerlicher Mißgriff untergeordneter Polizeiorgane. Für Remedur ist gesorgt.“ Noch nicht genug? Durchaus nicht; haché aus Zeitungpapier können wir dem Gossudar aller Reussen nicht vorsetzen. Hin und her. Zwei Botschafter schwitzen. Herr Sasonow tüncht das Haupt mit Eisenfarbe. Herr Gottlieb von Jagow fleht die Nymphe der Fontana di Trevi an, endlich ihn aus Berlin zu erlösen. Ein Schlauer flüstert: „Schiebts 'raus, Jungen, bis Wilhelm weg ist; sonst schlägts irgendwo ein.“ Machen wir. Die Vergnügungfahrt Berlin-Wien-Venedig-Miramare-Korfu wird den Kindlein schnell als ein politisch wichtiges Ereigniß ausgepinselt; cela fait toujours plaisir und die dümmsten Schreiber stammeln den

Text nach. Kaum hat die Majestät im Achilleion die Goldgräberstiefeln angezogen und den Kalifornierfilz aufgesetzt: da dröhnts von der Retirade. Dumpf nur. „Rußlands Botschafter in Berlin hat eine Note erhalten, in der die Kaiserliche Regirung ihr Bedauern über die Verhaftung und Zurückbehaltung des Hauptmanns Poljakow ausspricht und die Bestrafung der schuldigen Beamten zusagt.“ In kleinen Lettern; wie eine Kleinigkeit unter andere Notizchen geschmuggelt, damit der Blick nicht dran hafte. Eine blamable Sache, die in zwölf Stunden sonnenklar, in der dreizehnten bestattet sein konnte, sein mußte, wird fünf Wochen nach der Fastnacht kläglich „erledigt“. Aber: haarscharf nach der russischen Rügevorschrift. Zweiter Streich. Dem Führer der deutschen Militärmission, die, leider, noch in der Türkei weilt, wird erzählt, über seine Töchter sei niederträchtiger Klatsch in die pariser Zeitung Le Matin gebracht worden. Mit einem Kameraden stürzt er zu dem Vertreter des Blattes, der, während ihm zwei Revolver vor die Nase gehalten werden, Rechenschaft geben soll. Er hat nichts geschrieben; erinnert sich aber, daß seiner Zeitung von einem ihr Fremden ein Bericht über die alberne Klatscherei angeboten worden ist. Die Revolver senken sich; Bitte um Entschuldigung; Abgang. Festgestellt wird, daß der Matin das Zeug abgelehnt und nicht eine Sterbenssilbe über die Töchter des deutschen Offiziers veröffentlicht hat. Neue Bitte um Entschuldigung, zu der die Botschaft mitwirken muß. Konstantinopel lacht. Am Boulevard Poissonnière freut das Heer Varillas sich der nouvelle gaffe allemande. „Weil sie unsere Zeitung zwar täglich nach Allerneustem durchbirschen, aber als jeder Gemeinheit fähig verschreien, sehen sie erst gar nicht nach, ob Etwas drin gestanden hat, sondern blasen gleich Sturm. Niedliche Blamage!“ General Liman von Sanders kann mildernde Umstände anführen. Er hat längst wohl erkannt, daß er auf unhaltbarem Posten steht. („In Paraguay wären die deutschen Offiziere sicherer und könnten mehr leisten als in der Türkei des Lügners und Meuchelmörders Enver Pascha. Da ist ernsthafte Reformarbeit noch weniger möglich als unter Abd ul Hamid: und Deutschland muß wissen, daß ihm ein zweiter Fehlschlag seines Mühens um Reorganisation nicht verziehen würde.“ General Scherif Pascha im Märzheft von Mècheroutiette. Die selbe Warnung war hier schon im Winter zu lesen. Seitdem müßte selbst

die Deutsche Bank, die unserer Orientpolitik den Weg weist, gemerkt haben, daß die Mission nur schadet.) Der deutsche General mag nervös geworden sein. Da er wußte, daß Enver, nachdem er den Kriegsminister Nasim hinterlistig gemordet und dem Toten den Ehrenschein mit dem Versprechen völliger Enthaltung von aller Politik abgenommen hatte, den alten Großwesir Kiamil unter der Bedrohung mit zwei Revolvern zur Abdankung zwang, glaubte sein deutsches Herz vielleicht, sich alla turca stimmen, Trommeln, Becken, Schellenbaum rühren zu müssen. Und die öffentliche Schimpfirung junger Fräulein wäre hundsfötischer gewesen als die That des Türkenstrolches, der ihnen auf stillem Wege Geld abgaunern wollte. All right. Doch das Haupt einer in so schwieriges Gelände abgeordneten Mission braucht kühl wägenden Verstand und die behutsame Sehschärfe des Diplomaten, der sich in fremdem Land niemals in üble oder komisch wirkende Lage gleiten läßt. Mußte der General, ehe er losstürmte, nicht erkunden, was ist? Waren zwei Stahlläufe nöthig, um einen Wicht zum Widerruf zu bringen? Und was ward mit den zwei Revolvern nun erwirkt? Le Matin triumphirt; das grundlose Geklätsch (das er nie erwähnt hat) wird über die Erde verhökert; der General mußte zweimal Verzeihung erbitten und dünkt die vornehm gelassenen Türken ein wunderlicher Querkopf. Rezept: Klimawechsel. Durch die nächste Entgleisung könnte noch kostbareres Material zerstört werden. Dritter Streich. Preußen hat an einem deutschen Nachbarhof einen neuen Gesandten beglaubigt. Der lernt am Hoteltisch einen Herrn kennen, der einen der besten preußischen Adelsnamen trägt; findet ihn charmant, verkehrt viel mit ihm und drängt ihn, Zulaß an den königlichen Hof zu suchen, wo der schneidige Borussengeist fehle. Geschieht. Nach allerlei Prellvergehen wird von der löblichen Polizei festgestellt, daß der Charmante nicht Edelmann, sondern ein aus dem Osten durchgebrannter Kellner ist; und das Kerlchen, das von zu hohem Stapel lief, sagt im Lauf der ersten Vernehmung: „Mir wäre ja nicht eingefallen, mich an den Hof zu wagen, wenn der Gesandte mirs nicht gerathen hätte; da mußte ich doch, um nicht in Verdacht zu kommen.“ Auch diese Residenz ist seitdem ungemein heiter. Läßt sich auch vertuschen? Vielleicht. Auf dem Kreditiv dieses vom Personalien-Wedel Gekürten ist aber ein dicker Klecks. Wer einen in den Frack gewöhnten Kell-

ner für einen Standesgenossen nimmt und, ohne Wittervermögen und Prüfung, solchen Gesellen in den Dunstkreis eines Königs schiebt, taugt als Gesandter, trotz der Grafenkrone, nicht nach Mitteleuropa. Sputet Euch mit der Säge! (Seckendorff, aus Tanger, könnte, bis Anderes frei wird, Ersatzmann werden. Marokko ist französisch, also nichts mehr für einen Gesandten; und die Pariser wären dankbar, wenn Ihr durch die Abberufung das fait accompli salutirtet. Wäre wohl auch schon geschehen, wenn Ihr gewußt hättet, was aus Seckendorff werden solle. An solchen Balken hängen ja stets Eure „staatsmännischen Entschlüsse“. Verderbt es jetzt aber nicht durch barsche Tonart.) Sonst? Alles in schönster Ordnung. Selbst bei Petri Engelein könnte es nicht schöner sein.

Woodrow-Victoriano.

Die treusten Söhne der Vereinigten Staaten von Amerika blicken traurig in den Lenz. So schlecht wie jetzt, meinen sie, sei es ihrem Vaterland schon lange nicht gegangen. Vereinsamt; ohne feste Freundschaft und ohne das seiner Macht gebührende Ansehen. Seit Baron Makino im Japanerreichstag gesagt hat, die Verhandlung über das kalifornische Einwanderergesetz sei ertraglos geblieben und man müsse in Tokyo den Asiatenschutz an der Westküste des Stillen Ozeans mit anderen Mitteln sichern, weiß Jeder, daß der Verkehr der washingtoner Regirung mit Japan noch schwieriger geworden ist, als er in Tafts Zeit war. Die Europäer sind ärgerlich, weil nur selten noch fetter Profit über den Atlantic zu holen ist. Und das mexikanische Abenteuer hat Herrn Woodrow Wilson, wie weiland dem dritten Napoleon, den Nimbus gebleicht. Im November habe ich hier zwei von dem Staatssekretär Gamboa an den Agenten der Vereinigten Staaten gerichtete Noten veröffentlicht, die deutlich bewiesen, daß den Mexikanern von den United States Unerträgliches zugemuthet worden war. Das hätte der Nordamerikaner den Staatsgeschäftsführern verziehen; nicht verzeihbar scheint ihm, daß sie nicht vor dem ersten Tastschritt der Frage die Antwort fanden: Wollen und können wir, wenn sanfte Mittel versagen, gegen das Bergland Mexiko eine Guerilla, die Sieg verheißt, führen oder es durch eine Küstensperre aushungern? Vor dieser Hauptfrage verkroch sich der Biedersinn friedlicher Schreibtischmenschen; so weit, hofften sie, wirds ja nicht kommen.

In Woodrow Wilson, dem Präsidenten, glüht, unter der stillen Flamme eines vor Firnen nicht schwindelnden Geistes, männliche Seelenkraft; William Bryan, sein Staatssekretär, ist ein derbes Demagogentalent, das genau weiß, wie man Oeffentliche Meinung macht und nützt. Zwei über den Durchschnitt emporragende Männer mit reinen Händen. Sie möchten für ihr Vaterland Münzbares leisten und dem Volksbewußtsein, das ihnen Souverain ist, die Erkenntniß einkerben, daß mit ihnen eines neuen Wollens Wirbel, neue, noch unverrostete Entschlußfähigkeit ins Amt kam. Doch Alles ist ihnen, bis heute Alles mißlungen. Weil sie meinten, Aufgaben internationaler Politik könnten nicht anders als Forderungen nationaler Alltagsarbeit behandelt werden. So hat der Dilettant immer, auch in der Welt der Basalte, gewähnt; und immer ist, nach langem Dreschflegellärm, seine Tenne leer geblieben. Warum hat Wilson den General Victoriano Huerta nicht als Präsidenten der Republik Mexiko anerkannt? Weil „Huertas Hand vom Blut unschuldiger Menschen besudelt ist." Das klingt pompös; doch Herr Wilson kann, darf und will auch nicht prüfen, in welchen Ländern auf dem höchsten Sitz Einer thront, dem das Blut Unschuldiger die Finger geröthet hat, noch die Sterne und Streifen der United States an den Entschluß nageln, solche Länder in die Wahl neuer Kaiser, Könige, Präsidenten zu zwingen. Und ein anderer Wilson, der, als Gesandter der Vereinigten Staaten, die Aufstände Franciscos Madero gegen Profirio Diaz und Huertas gegen Madero in der Nähe sah, hat, noch als das Blut der Maderos geflossen war, dem Namensvetter die Anerkennung Huertas empfohlen. Hat auch angedeutet, daß er den Ursprung und die Nährmittel des dritten Aufstandes (der Nordrebellen, die sich, unter Villa und Carranza, „Konstitutionalisten" nennen, gegen Huerta) grell beleuchten könne. Nur der Widerstand Washingtons hat den gewissenlos kräftigen Huerta gehindert, Ordnung zu stiften; ohne ihn hätte er Geld, also auch Truppen bekommen und wäre nicht genöthigt worden, aus Japan, auf Kredit, Waffen und Munition zu beziehen. Daß des Minenkrieges Ziel nicht etwa die Annexion Mexikos ist (dessen Indianersprossen und hispano-indianische Bastarde, mindestens dreizehn Millionen, das Sternbannerreich nicht verdauen könnte), wurde hier oft betont. Was also ists? Die Stillung des Hungers, den eine von der Firma Guggenheimer geführte Händlergruppe spürt? Damit diese Sipp-

schaft sich um reichlich fließende Oelquellen setze, unterstützt Herr Woodrow Wilson, der Idealist, der Bekämpfer aller Plutokratie, den wüsten Burschen Villa, der zwar nicht lesen noch schreiben, aber Rock und Titel eines Generals mit ziemlicher Würde tragen kann und, ungestraft, Tunnels sprengen, freie Engländer morden und ausrauben, an der Spitze von Plündererhorden das reiche Land verheren darf? So gehts, wenn Schulmeister herrschen; durch ihre Brille sehen sie, bei bestem Willen, nicht, wohin ihr Fuß strauchelt. Da ungemein große deutsche Interessen auf dem Rebellenspiel stehen, dürften wir dreinreden; Herrn Wilson sagen, daß der Monroe-Grundsatz (der sich nur gegen den Versuch wendet, einen amerikanischen Staat fremder Macht zu unterwerfen) uns nicht bestimmen könne, müßig und bewundernd mitanzusehen, wie Abermillionen deutschen Besitzes vernichtet werden. Nein, heißts im Bezirk der Wilhelmstraße; lasset, um des Himmels willen, kein Tönchen über die Lippe; denn hundertmal wichtiger als Mexiko ist uns die Freundschaft der Vereinigten Staaten. Daß man die Kindertrompete, aus der dieses Jammerlied stöhnt, den Bläsern nicht aus der Hand schlägt: Monument von unserer Zeiten Schande. Freundschaft, die nichts einbringt und, obendrein, die Interessenwahrung hindert, ist ein Luxus, den Deutschland sich nicht gestatten darf. England ist auch still, trotzdem ein Brite gemordet, ein anderer aus seiner Farm gejagt wurde? Edward Grey weiß, warum. In Nordmexiko sind große Petroleumquellen in englischem Besitz; und London hat sich im Stillen wohl mit Washington über die Vortheile verständigt, die den Briten zugeschanzt würden, wenn die Rockefeller sammt dem Schwarm der Guggenheimer über Huerta siegten und Mexiko gezwungen wäre, den Vereinigten Staaten Vorzugzölle und den Eisenstrang Texas-Panama zu gewähren. Michel, der artige Knabe, fordert nichts, erhält also auch nichts. Um sich in dieser glorreichen Weltstellung zu behaupten, muß er für seine Rüstung alljährlich zweitausend Millionen Mark ausgeben. Was ihm frommt, erwägt und weiß Herr Dr. Helfferich, Carolus Maximus, Direktor der Deutschen Bank und Wirklicher Geheimer Leiter der internationalen Reichspolitik. Der durchtröpfelt sämmtliche Abtheilungen des Auswärtigen Amtes, auch die enthauptete (Koerner) und die nächstens zu enthauptende (Theo Matthieu), mit dem belebenden Saft seiner Weisheit; hat, wie einst der viel kleinere Karl, Phi-

lipps Papa, seine Hand über die ganze Erde und ist Euch Alles in Allem. An Mexiko aber nicht interessirt. Diesen Mächtigen müßte Herr von Schwabach, dessen Firma (Bleichröder) die Mexikanerpapiere den Deutschen verkauft hat, in Bewegung bringen: sonst wird nichts. Präsident Wilson könnte uns nur dankbar sein, wenn deutsches Drängen ihn endlich wieder in freien Willensraum schöbe. Selbst ein Entscheidung nähernder Rebellensieg kann den Vereinigten Staaten heute nicht mehr ersetzen, was, in Mittel- und Südamerika, das Irrlicheliren friedfertiger Dilettanten ihnen verschwatzt, verzaudert oder gar schon verloren hat. Sofort aber wären sie wieder umworben, wenn sie sich, mit einem starken Gefährten, auf dem Weg an ein klar erkennbares Willensziel zeigten. „Und Bernstorff die Gelegenheit zu wirksamer Aktion fände und, mit der Ersten Hypothek aufs Reichskanzleramt, Nachfolger des im Innendienst groben Gottlieb würde? Das fehlte noch!"

Jo & Co.

Motto: „L'État périra, lorsque la puissance législative sera plus corrompue que l'exécutrice"; **Montesquieu:** De l'esprit des lois. „Allen menschlichen Einrichtungen ist ein Ende gesetzt. Rom, Sparta, Karthago sind eines Tages ins Grab gesunken."

Am vierzehnten März habe ich hier gewarnt, der Rückkehr des Herrn Joseph Caillaux ins Finanzministeramt allzu laut sich zu freuen. Am siebenzehnten Märzmorgen war der lange Ersehnte wieder aus diesem Amt geschieden. „Unseren Mann" hatten ihn unkluge Deutsche genannt, die sich trotzdem für Diplomaten halten; und er war, wirklich, der erste Minister der Französischen Republik, der die Verständigung mit dem Deutschen Reich in sein Programm aufnahm und, auf dem Umweg über die Hügel der Hochfinanz und den Sumpf der Börse, durchführen wollte. Obs ihm gelungen wäre? Vielleicht. Dem Pariserleben fehlt in diesem Vorfrühling der alte Glanz. Ungunst der Weltkonjunktur; seit achtzehn Jahren hat Frankreich fast achtzehntausend Millionen Francs ins Ausland verliehen; es bezahlt nicht nur die eigene Armee und Marine, sondern, fürs Erste, auch Rußlands; und die neuen Truppen, Schiffe, Kolonien, Wege, Waffen, Kasernen, Eisenbahnen, Grenzforts, Munition und Kriegsgeräth für Erde, Meer, Luft kosten viel Geld; dräuend naht die Einkommensteuer, die auch den Staatsrentner nicht schonen will; in Brasilien und an Yankee-

Shares sind große Summen verloren worden und manche ausländische Industrie verzinst das gepumpte Franzosengeld schlecht. Die Börsenumsätze schrumpften von Tag zu Tag; unheimliche Stille nistet, wo aus Maklermund sonst Tobsucht zu brüllen schien; und aus den Luxusgewerbestätten, Theatern, Restaurants weht Gestöhn durch die Schleier, die den blühenden Lenz verhängen. Wenn das Ministerium Caillaux-Doumergue, dessen Hauptaufgabe die Wahlmache war (und das von den Gegnern drum als bureau de bienfaisance électorale bespöttelt wurde) für vier Jahre die noch etwas verstärkte Radikalenmehrheit ins Bourbonenschloß zurückgeführt hätte, wäre Manches möglich geworden. Zuerst: die Abwälzung dreijähriger Wehrdienstlast, die den Kopf schwerer als den Rumpf der Nation drückt und schon deshalb nicht lange zu tragen sein wird; dann: die Zulassung deutscher Werthpapiere in den Notizbezirk der pariser Börse; und nach der finanziellen wohl auch das Morgenroth politischer Verständigung. Die Himmelslichter blinkten uns freundlich zu. Der G. m. b. H. Briand & Barthou schien das Thor verrammelt, durch das sie vor der Wahl noch in die Ministerien schlüpfen wollte. Schon durfte der Radiko-Sozialist Marcel Sembat, auf den unsere Zeitungfledderer mehr achten müßten, offen aussprechen: „Wer fordert, daß der frankodeutschen Verständigung die Beantwortung der elsässischen Frage vorangehe, handelt unbedachtsam. Erst wenn die Verständigung den Deutschen die Gewißheit gebracht hat, daß Frankreich nicht mehr an einen Rachekrieg denkt und für Elsaß-Lothringen nichts Anderes wünscht als die Rechte des deutschen Bundesstaates, werden sie keinen Grund mehr haben, ihm diese Rechte zu weigern.“ Und: „Die Vorstellung, der von uns geförderte Machtzuwachs Rußlands könne die hohe Kultur Deutschlands knebeln, muß jedem civilisirten Menschen ein Gräuel sein.“ Ungefähr so dachte auch Herr Caillaux. Unsere Pflicht war, diesen Empfehlern würdiger Resignation Ruhe zu lassen. Aber wir haben nun einmal die untüchtigsten Geschäftsführer, die auf dem Rund deutscher Erde zu miethen wären. Also: heftiges Preßgezänk gegen Frankreich und plumpe Koramirung Rußlands. Also: wieder eine Hoffnung verhagelt. Der aus Berlin zu laut gelobte Herr Caillaux, „le Prussien“, war schon gelähmt, ehe fünf Kugeln ihn vom Steuersitz warfen.

Fünf Revolverkugeln, die seine zweite Frau dem Leiter der Zeitung Le Figaro, dem Wahlpariser Gaston Calmette, in den Leib

schoß. Warum? Die abscheuliche Sucht, aus dem ersten, wirren oder grundfalschen Gerücht ein Urtheil zu schöpfen, die Geckenangst, einer dummen Frage („Was sagen Sie dazu?“) nicht flinke Antwort bereit zu haben, hat, leider, manchen deutschen Schreiber und Leser in Fehlsprüche verleitet, deren er sich jetzt schämen muß. Frau Caillaux wurde als eine Heldin gefeiert, der Charlotte Corday, mindestens der Théroigne de Méricourt verglichen und Calmette wie ein Schmutzfink behandelt. Ich habe ihn nicht gekannt. Was er schrieb, war nur nett; nicht besser als anderes soignirte Geplauder auf pariser Blättern. Mit leisem Nachdruck hat er so oft, schon am Anfang des Zwistes um Marokko, ein freundlicheres Verhältniß zu Deutschland empfohlen, daß auf den Boulevards geflüstert wurde, ein großer Theil des Figarokapitals sei über den Rhein gekommen. Ernste Männer von fleckigem Ruf haben an seinem Grab für Calmette gezeugt. Er war wohl ein gefälliger und deshalb Allen liebenswürdig scheinender Mann. Oeffentlich hat er nur Einen schroff bekämpft: Herrn Caillaux. Weil, wie erzählt wird, Beide die selbe Frau liebten und heirathen wollten? (Calmettes Ehe war im Februar geschieden worden und Caillaux sollte zur zweiten Scheidung entschlossen sein.) Ich weiß es nicht; und der Zorn des sonst so milden Gaston wäre auch ohne Nebenmotiv zu erklären. Er kann in Caillaux den politicien gehaßt haben, der ins Staatsamt Geschäftchen einflickte und dessen Fahrlässigkeit den Tag von Agadir ermöglicht hat. (Clemenceau selbst, der alte Tiger, hat damals gepfaucht: „Caillaux gehört vor den Staatsgerichtshof!“ Zuvor ihn als ein Männchen gehöhnt, das sich einen Napoleon wähne; dann aber wieder gnädig begönnert.) Seine Fehde hat Calmette anständig geführt. Er schrieb, der Finanzminister präsidire noch dem Verwaltungrath einer ausländischen Bank; habe, durch eine Kammerrede, eine Staatsrentenhausse erwirkt, die seinen Freunden Gewinn brachte und dann, weil sie grundlos war, wieder wich; die Hauptverhandlung gegen den Schwindelgründer Rochette vertagen lassen; und sich, vor dreizehn Jahren, gerühmt, die Einkommensteuer, während er sie eifernd zu empfehlen schien, zermalmt zu haben. Den Beweis für diese vierte Anklage lieferte ein Brief, den der seelisch unkeusche Joseph an seine erste Frau geschrieben hatte. Nur die Unterschrift, „Dein Jo“, hatte die Farbe der Intimität; kein anderes der vom Figaro veröffentlichten Worte. „Ich ließ nur drucken,

was zum Erweis des Betruges, zur Entlarvung des Verbrechers unentbehrlich war, tilgte jedes dazu nicht nöthige Wort, gehorchte einfach dem Pflichtgebot und nehme alle Folgen auf mich": so sprach Calmette. Durfte so sprechen. Er hat kein Lakengeheimniß ins Licht gestellt; nur durch Indizien, die nichts Privates verriethen, glaubhaft gemacht, daß der Minister jetzt die dreijährige Dienstzeit, wie 1901 die Einkommensteuer, zermalmen wolle, während er sie eifernd zu empfehlen schien. Herr Caillaux antwortete ihm weder im Parlament noch in seiner Presse; verklagte ihn auch nicht. Aber Frau Caillaux ließ sich bei ihm melden, dem Höflichkeit wehrte, eine Dame abzuweisen, und schoß ihn nieder. Warum?

Um den Mann zu strafen, der ihren Joseph beleidigt hatte? Märchen für Kinder. Joseph brauchte nur zu beweisen, daß er als Finanzminister nicht Bank- und Börsengeschäfte mache, nicht vom Generalstaatsanwalt die Vertagung des Prozesses wider Rochette erzwungen, nicht heimlich gegen die Einkommensteuer gearbeitet habe: und saß fester als je. Die Beleidung durch die Presse wird in Frankreich, wo mancher Präsident Tag vor Tag ein Schelm, mancher Minister, Gerichtsherr, General ein Bandit gescholten wurde, nicht feierlich genommen; und wäre mit dem Leben ein Bischen theuer bezahlt. Was trieb Madame Caillaux zum Mord? Calmettes Artikel hatten ihre Person, ihr Schicksal in der ersten Ehe (mit dem Schriftsteller Leo Claretie), in der Pause und im zweiten Bund, ihr Gesammterlebniß nirgends gestreift. Das muß sie zugeben; sagt aber, die Absicht des nächsten Artikels sei auf die Blößung ihrer Frauenscham gerichtet gewesen. Schwatz; dem alle Berufenen widersprechen, den man aber, wie die Dutzende noch dümmerer Lügen, der des Mordes Angeklagten verzeihen mag. Der directeur-gérant des Figaro hat niemals, auch den Vertrauten nicht, angedeutet, daß er die alternde Frau kompromittiren könne oder gar wolle; die zwei Briefe, von denen sie redet, sind bei ihm nicht gefunden, von ihm nie erwähnt worden; und der Ruf des gegen Frauen galanten Gesellschaftmenschen war ihm sicher wichtiger als der ganze Casus Caillaux. Madame sagt auch, sie sei von einem Angstfieber gepackt worden, seit ihr Mann geschrien habe: „Je vais lui casser la gueule!" Was in eben so rauhem Deutsch doch nur heißt: „Er kriegt von mir Eins auf die Schnauze!" Zweikämpfe französischer Politiker haben selten wie Tragoedien geendet; nach den meisten trafen die Gegner einander auf der Appläuschensuche

in allen Modeschänken. Vierte Ausrede: „Ich wollte nicht töten und bedaure innig, daß Herr Calmette gestorben ist.“ Schwach; wer sich dicht vor Einen hinpflanzt und ihm fünf Kugeln (oder warens sechs?) in den Leib schießt, hat die Möglichkeit der Tötung doch wohl, wie unser Reichsgericht sagt, in sein Bewußtsein aufgenommen. Glaublicher klingt das pariser Gewisper: Frau Caillaux war ihres Mannes nicht mehr gewiß; fünfzehn Jahre lang war er ihr, durch Neigung, später auch durchs Gesetz, verbunden, sehnte sich nun aber in neuen Reiz und rühmt sich einer Brutalität, die kein Bedenken je ankränkeln durfte; um das Eheband unlösbar zu machen, strebte die eitle, hochmüthige Frau in ein Martyrium, das, nach ihrer Rechnung, nicht unerträglich werden konnte; denn einer von Leidenschaft verwirrten Frau, die ihres Mannes Ehre rächen wollte, erschluchzt der beste Barreauredner von der Seinejury den Freispruch. Glaublicher. Dann würde Alles stimmen. Montag; sechzehnter März. Vormittags bittet Ihre Excellenz den Landgerichtspräsidenten zu sich. Was kann man gegen diesen Calmette thun? „Nichts Rechtes. Wozu auch? Ich ließ neulich, vor dem Landgericht, eine Brochure ausschreien, deren Titel mich einen Straßenräuber nannte; that nichts dagegen: und erfreue mich noch allgemeiner Achtung. Uebrigens scheint Calmette ja fertig zu sein; der letzte Artikel schloß mit dem Satz: ‚Hiermit habe ich meine Pflicht erfüllt‘. Geduld! Auch solche Wolken ziehen vorüber.“ Danke. Hastiges Frühstück mit Joseph. „Er kriegt Eins auf die Schnauze!“ Absage der Frau an den Botschafter Tittoni, an dessen Eßtisch sie abends Herr Poincaré führen sollte. Düster dräuender Brief an Jo; nicht vor Sieben abzugeben. Einkauf eines Revolvers, mit dem sie sich, im Keller des Waffenhändlers, vor einer Puppe einschießt. Noch nicht Fünf. Sie geht, mit dem Revolver im Muff, in ein Gesindemiethbureau und läßt sich Köchinnen vorstellen. Nun ists Zeit. Nein: sie muß im Haus des Figaro noch fast eine Stunde lang auf Calmette warten. Als sie dicht vor ihm steht, knallt sie los. Als Leute ins Zimmer gestürzt sind und die Mörderin anfassen wollen, sagt sie, noch immer ganz ruhig: „Fort! Ich bin eine Dame! Mein Auto ist unten. Ich bin bereit, vors Polizeibureau zu fahren.“ Dorthin kommt, aus dem Senat, bald auch Jo. Er hat gehört, daß seine Frau einen Menschen getötet hat; des Mordes schuldig ist. Weltuntergang? Vor der Tür steht ein Schutzmann, der Neugierigen den Weg sperren

soll. „Ich bin der Finanzminister!“ Verdutzt starrt der Wächter. Und Herr Caillaux wendet sich im Flurgang um und keucht das unvergeßlich majestätische Wort: „Sie könnten auch grüßen!“

Das ist fast shakespearisch; Balzac selbst hats so nicht gefunden. Man sieht und hört, schmeckt und riecht diesen Joseph. Einen Kerl. Klug und kühn, frech und mit allen Salben geschmiert. Sieht ihn klettern, thronen, jäh vom steilen Gipfel fallen. „Ich habe Geld und Macht. Mir gehorcht der ganze Jakobinerklub, die Maffia der Radikalen Partei, blind und alle Sumpfkröten sind mir unterthänig. Clemenceau? Ein räudiger Schakal, der keine Zähne mehr hat, für sein baufälliges Knochengerüst einer doctoresse bedarf und froh bellt, wenn ich ihm das Fell kraue. Jaurès? Kammersänger; stets trunken vom Pomp seines Tenors. Briand? Mache ich, als den Ueberläufer, Pfaffengünstling, Einschläferer, lächerlich und heimlos. Poincaré? Pickt mir bald, wenn ich eine dicke Mehrheit hinter mir habe, die Körner aus der Hand, die ihn würgen könnte. Ich will, daß die Besten regiren: dürfte mich also zu den Aristokraten zählen. Habt Ihr einen Besseren? Nirgends. Rochette? Der Bursche hatte einen Band fertig, hundertzwanzig Seiten, auf denen er die faulen Gründungen unserer Großen ausspreitete; in Ziffern den Bestechersold und die Reklamekosten angab, die für solche Mächlerei aufgewandt worden waren. Um zu beweisen, daß ers nicht schlimmer getrieben habe als Angesehene, die jeder Siegelbewahrer laufen ließ. Ging nicht; der Gestank hätte unserem Ministerium alle Lebensluft verpestet. Mein Vorschlag war: Die Hauptverhandlung, die Du fürchtest, wird vertagt, Du kannst weiter gründen und jobbern und Dein Buch kommt nicht heraus. Der gute Monis mußte, als Justizminister, dem Generalstaatsanwalt das Rückgrat brechen. Höchstes Interesse der Republik! Fein, nicht wahr? Einfach napoleonisch. Doch nur ein dürftiger Anfang. Ich schaffe uns Marokko und bezahle es mit einem Quark nebst zehn Millionen Tsetsefliegen. Ich lotse die Einkommensteuer, die mir, weil sie das Gewimmel der Besitzlosen ködert, jetzt paßt, durch alle Klippen. Deichsele, mit den Bankiers, fürs Schaufenster eine franko-deutsche Verständigung. Puste dann, wie ein Wollflöckchen, das dritte Dienstjahr weg. Und kann von jeder Prunkschüssel den Deckel heben; auch von der im Elysium angerichteten. Wer mitessen will, lerne stummen Gehorsam. Marianne ersehnt einen Mann und wird jauchzen, wenn sein Arm sie fest umklam-

mert.“ Hört Ihr ihn? Doumergue mag sich auf dem Vorderplatz räkeln, den chef du conseil mimen; bleibt doch nur Strohmann ... Das verrückte Weib hat geschossen und der unbequeme Bengel ist tot? Da schlurft das Schicksal eines Bonaparte heran, der in Egypten zum Krüppel wurde. Schneebleich zittern Alle. Wankt die Mamelukenfront schon? Dienert selbst der Troßbube nicht mehr? „Ich bin der Finanzminister! Sie könnten auch grüßen!“

Das Spektakel des Kammerausschusses, in dessen hochnothpeinliche Untersuchung, auf einen Wink vom gefährdeten Hügelchen, der ehrenwerthe Herr Rochette selbst mit einer langen Epistel an Saint-Jean (Jaurès) eingriff, der unparteiische Gerichtsspruch im Parteijoch Ergrauter, vor der Wahlschlacht in Parteikrämpfen Schlotternder, der würdige Genosse Augagneur, den, als gäbe es keinen stilleren Ort, just vor dem Bourbonenhaus seine Opernchoristin geohrfeigt hat und der, mit der Spur ihrer von der Manucure geschmeidigten Finger auf der Wange, den Abgeordneten präsidirt: Alles nur Vorstadtkino neben dem Erdbeben, von dem die Grundmauer dieses Ehepalastes barst. „Meine ganze Zukunft hast Du vernichtet.“ „Ich setzte mein Leben und das Glück meines Kindes für Deine Ehre ein.“ „Das kannst Du den Geschworenen erzählen! Hieß ichs Dich thun? In acht Tagen wäre der Stank verweht gewesen. Brauchte ich Deine Hilfe? Calmette hatte sich ausgegeifert; sein Köcher war leer. Den Rochette-Kram kannte das ganze Landgericht; auch Poincaré aus seiner Anwaltszeit: und hat mich dennoch ernannt. Das hätte mir bei ruhigem Wetter nicht ernstlich geschadet; war ja Kehrbesenarbeit fürs Vaterland. Nun tölpelst Du mir in meine Kunstwirbel, schminkst Deine zweiundvierzig Herbste in die Morbidezza der von Verhängniß schwangeren Heldin, hilfst dem lämmchenfrommen, polirten Gaston in Märtyrerruhm, klebst an alle Ecken das Bekenntniß, daß wir schon während Deiner leoninischen Ehe intim waren und, Beide, vor Briefenthüllung beben müssen, tobst noch wüster als Peter Bonaparte, der in dem Journalisten Victor Noir einen ganzen Herrschertraum niederschoß: und gitterst mich obendrein in die mir himmelfern liegende Rolle des im Tiefsten erschütterten Gatten, der das edle Weib zärtlich bis an die Guillotine betreut ... Ach, Unsinn! Wird ja nicht. Davon sprechen die Laienhanswürste immer frei. Aber was wird danach? Friedliches Glück am Busen der Natur? Schöne Aussicht für Einen, dem Gletscher winkten! Also: ich komme täg-

lich. Was sein muß, muß sein. Auf eine Stunde. Und sorge für jeden möglichen Decor. Auch für den tüchtigsten Vertheidiger, natürlich. Labori: dann regnets aus allen Wimpern, daß der Pegel den höchsten Seinestand zeigt. Warte mal! Der Calmette-Klüngel kann als Nebenkläger sich den großen Henri-Robert dingen, der noch mehr Wucht und Verve als Labori hat. Wäre unbequem. Hallo! Ich biete zuerst ihm das Mandat an. Da er dem Figaroschwätzer befreundet war, kann ers nicht annehmen; danach aber auch nicht für die Gegenpartei fechten. Fein, nicht wahr? Nur nicht den Kopf verlieren! Adieu! Ein Lästiger ist immerhin fort."

Westöstlicher Diwan.

Home-Rule, Britannia ... Wirds möglich werden? Wieder muß ich an Montesquieu denken, der erzählt hat, wie die Briten ihre Verfassung dem Germanenbuch des Tacitus entnahmen. Holz aus dem Urwald, das lange hielt. Ists nun morsch und unter der Rinde wurmig? Die Dreieinheit soll gelöst, der Smaragdinsel Irland endlich das Recht auf Selbstregirung gewährt werden. Weil Asquith und seine Leute sonst im Unterhaus keine Mehrheit hätten. (Und weil, versteht sich, Gerechtigkeit es heischt.) Von den Silbersaiten der irischen Wappenharfe tönt Jubel. Nur die oranischen Protestanten der neun Grafschaften in der Provinz Ulster murren laut; sie sind, durch Abstammung und Wesensart, den Schotten und Engländern näher als den Iren, wollen sich nicht unter die dubliner Katholikenversammlung ducken und haben eine Freischaar zum Kampf gegen die Papisten gerüstet. Bürgerkrieg im United Kingdom? Reibt, Britenfresser, noch nicht die Hände. Einstweilen wird Hochverrath und Meuterei nur gespielt. Die meisten Offiziere der Dritten Kavalleriebrigade haben ihren Abschied gefordert und den Widerruf in die Bedingung gehakt, daß sie nicht gegen Ulster zu marschiren, die Provinz nicht den Dublinern auszuliefern brauchen. Das haben ihnen ein paar Kabinetsmitglieder zugestanden; zwei Drittel rafften sich, ein Bischen spät, zu einem strammen Nein auf. Wirrwarr. Generale und Minister wurden weggeschickt oder ins Dunkel gesetzt. Herr Bonar Law, Balfours Ersatzmann in der Führung der Reichseinheitschützer, behauptete keck, nicht jeder Offizier nur, auch jeder Mann in der Reihe habe das Menschenrecht, einem Kommando, wider das seine Ueberzeugung sich bäumt, den Gehorsam zu weigern. Das

wäre, mindestens, der Anfang vom Ende. Doch der gemächlich-schlaue Asquith ist, als alter Anwalt, immer für rechtschaffenen Vergleich. Er bietet den gutmüthigen Wütherichen von Ulster eine sechsjährige Ruhefrist, in der sie das neue Parlament, das dubliner, erst mal beschnüffeln könnten. Hat sich selbst, putzig, als Kriegsminister vermummt. Und will, so lange es irgend geht, keinen Landsmann des Hochverrathes, der Meuterei und Fahnenflucht anklagen lassen. Noch brennts ja nicht. Zunächst wird um die Reichstagsordnung (Parliament Act) gekämpft, die bestimmt, daß die Kammer der Lords einem dreimal von dem selben Unterhaus angenommenen Gesetzentwurf den Weg in Rechtskraft nicht länger sperren dürfe. Die Lords sind, nach altem Brauch, noch gegen Homerule, können sie aber nicht mehr hindern, wenn das Unterhaus ihr dreimal zugestimmt hat. Gelingts, vorher die Regirung zu stürzen oder zur Auflösung des Unterhauses zu zwingen, dann fängt die Komoedie von vorn an. Wählerfang ist, hier wie in Paris, das Ziel. Die Unionisten wollen wieder an die Krippe (und geben selbst dann vielleicht den Iren und den Schotten Homerule). Noch aber athmet Lloyd George; und hat die packende Wahlparole: Verfassungrecht oder Soldatenherrschaft? Ein Verfallszeichen ist, daß England sich von den widrigen Suffragettes so lange foppen, seinen Verkehr stören, seine Meisterbilder zerstücken läßt. Hat man nicht mehr den Nervenmuth, die Verbrecherinnen, denen danach gelüstet, hungern zu lassen, dann sollte man wenigstens an Maupassants Urworte denken. Irgendeine Pankhurst fragt die Versammlung: „Warum soll die Frau nicht das selbe Recht haben wie der Mann? Geistig ist sie ihm oft überlegen; und der Unterschied der Körper ist klein.“ Eine helle Männerstimme schmettere, jedesmal, dann in den Saal: „Drei Hurras für den kleinen Unterschied!“ Das leuchtet. Doch Swift ist tot.

Oestlicher. Albanien lebt noch; ohne Volks-, Glaubens-, Spracheinheit, ohne Gesetz und Steuern; unter einem Fürsten und einem Ministerpräsidenten, die, Beide, kein rings um sie geredetes Wort verstehen. Aber die Serbenstaaten haben Verträge mit Rumänien und Griechenland. Italien ist im Reich des neuen Wilhelm den Oesterreichern weit voran. Der Sohn des rumänischen Kronprinzen wird Schwiegersohn des Zaren; und bringt, wie hier 1912 vorausgesagt wurde, den bessarabischen Landzipfel heim.



Renaissance und Regeneration.*)

In der Zeit der Renaissance, die vom Ende des dreizehnten bis in das sechzehnte Jahrhundert reicht, lebten in Italien viele ausgezeichnete Männer, welche als Baumeister, Bildhauer und Maler Großes leisteten. Sommer stellt sich die Frage: Woher kamen diese Leute? Er weist zunächst darauf hin, daß die Kunstblüthe jener Zeit auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum beschränkt war, einen inselartigen Charakter hatte, daß ihre Vertreter in Toskana geboren waren und dort oder nach ihrer Verpflanzung an andere Orte ihre Hauptwerke schufen. Die Ursachen, welche so viele geniale Menschen entstehen und so Hervorragendes vollbringen ließen, könnten vielleicht als Einwirkungen der Außenwelt, des Milieu, aufgefaßt werden, also exogener Natur sein. Die schöne Lage der Stadt Florenz, ihre prachtvolle Umgebung, die gesteigerte wirthschaftliche Entwickelung, der starke Verkehr, die sozialpolitischen Kämpfe geben keine genügende Erklärung, wenn sie auch anregend gewirkt haben mögen. Kosmologische Einflüsse, welche die Keimentwickelung beförderten, lassen sich nicht nachweisen; müßten sich auch an anderen Orten bemerkbar gemacht haben.

Wir müßten uns also nach endogenen Ursachen, den in den Individuen steckenden Keimanlagen, umsehen. Dahin gehörte die ursprüngliche künstlerische Begabung des toskanischen Volkes, die aber für sich allein nicht so mächtige Wirkung haben konnte, da sie dann nicht auf eine so kurze Zeit beschränkt geblieben wäre. Das germanische Blut, eingeführt durch Gothen und Langobarden, hat den Aufschwung nicht veranlaßt, da sonst in Frankreich und Spanien Aehnliches bemerkt worden wäre.

Sommer sucht nach anderen Erklärungen. Vielleicht findet man sie bei näherer Betrachtung der florentiner Familien. Hier tritt uns ein Kriegeradel entgegen, wohl zum guten Theil germanischer Herkunft, und daneben ein Bürgerthum aus der alten eingeborenen Bevölkerung. Dieses betreibt zuerst das Handwerk und widmet sich dann, seinem Talent gemäß, dem Kunstgewerbe, worauf endlich die große Kunst erscheint, sobald die genialen, mit schwungvoller Phantasie und Gestaltungskraft ausgestatteten Individuen auftreten. Sie sind hervorgegangen aus Vermischung von Mitgliedern der kriegerischen Aristokratie mit Sprößlingen der emporgestiegenen Bürgerfamilien. Hierfür sprechen zwei an diesen außergewöhnlichen Männern bemerkbare Eigenschaften: die mächtige,

*) R. Sommer: „Renaissance und Regeneration“.

auf die eigene Kraft vertrauende Persönlichkeit und die hohe künstlerische Befähigung.

Sommer führt als Beispiel Michelangelo an. Wir stoßen bei ihm auf eine Reihe von Charakterzügen, welche auf die Abstammung von altem Landadel hindeuten, vielleicht in väterlicher Linie, und auf das überragende künstlerische Genie, das dann auf die mütterliche Linie zurückzuführen wäre. Man findet ähnliche Verhältnisse bei Einsicht in die Ahnentafeln von Bismarck und Moltke, entsprossen aus Ehen zwischen Männern des militärisch tüchtigen Landadels mit Mädchen aus geistig hochstehenden Bürgerfamilien. Sommer spricht dann noch von der ethischen Verkümmerung dieser Zeit und findet deren Ursprung in den einseitig auf die Durchsetzung der eigenen Person gerichteten Bestrebungen. Die Verknüpfung einer starken Willenskraft mit moralischer Rückständigkeit sei jedoch durchaus nicht nothwendig, sondern hier, aus geschichtlichen Gründen, durch eine besondere Mischung empirisch bedingt.

Das ist, was ich aus den ungemein anregenden und geistvollen Darlegungen Sommers wiedergeben wollte. Der Leser wird gut daran thun, das Buch selbst zu lesen; er wird Manches finden, was ich übersehen habe oder nur streifte. Hier noch Einiges zur Ergänzung.

Betrachten wir neben Michelangelo noch einen anderen großen Künstler, Benvenuto Celini, von dem eine von Goethe übersetzte Selbstbiographie vorliegt, so treten uns die Doppelnatur, wie sie Sommer nennt, und zugleich die Ursache des moralischen Verfalls der Renaissancezeit deutlicher vor das Auge. Ein unbändiger Wille, oft selbst durch schwächere Impulse in Bethätigung gesetzt, sucht, ohne alle Hemmung durch Vernunftgründe, die ihm entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden. Eine leidenschaftliche, fast manische Erregung und Zorn gegen den Gegner führt zu Mord und Totschlag. Man möchte meinen, daß das Blut der blonden Bestie, etwa des Langobarden, sich in dem Mann erhalten habe. Dazu kommt noch Humor, der ja dem Südländer vielfach fehlt, und Aberglaube. Er sieht bei einer Geisterbeschwörung im Kolosseum, außerhalb des von dem Nekromanten gezogenen Zauberkreises, den ganzen Raum mit Gespenstern erfüllt. Er besitzt auch einen handfesten Glauben an die Dogmen seiner Kirche und eine hohe Verehrung der in sie verwebten Persönlichkeiten, Jesus und Maria, die ihm im finstern Kerker der Engelsburg seine künstlerische Phantasie, von einer Sonne bestrahlt, als visionäre Bilder, in glänzender Herrlichkeit, vorführt. Der berühmte Irrenarzt Magnan hätte ihn sicherlich zu den déséquilibrés gezählt.

Unwillkürlich wird man an Bismarck erinnert und entdeckt ähnliche Züge, aber auch sehr erfreuliche Gegensätze. Ein eiserner Wille ist da und auch ein grimmiger Haß fehlt nicht gegen Jeden, der sich ihm entgegenstellt. Auf der anderen Seite eine tiefe Frömmigkeit und ein ungemein heller Verstand, so daß ein Gleichgewicht hergestellt ist, welches grobe Ausschreitungen nicht aufkommen läßt.

Sommer identifizirt Regeneration und Renaissance. Ich möchte ihm darin nicht beistimmen. Dem Wortlaut nach bedeutet Regeneration Zurückgewinnung der Art, also Zurückgewinnung der einem Individuum, einer Familie, einem Stamm entschwundenen erblichen Eigenschaften, durch welche die Angehörigkeit zu einer bestimmten Art bezeichnet ist. Wer Etwas zurückgewinnt, muß Etwas verloren haben. Der Regeneration muß eine Degeneration vorhergegangen sein. Leider beschränkt man sich bei dem Gebrauch des Wortes Degeneration nicht auf ererbte, sondern dehnt sie auch auf erworbene, regelwidrige Zustände aus. So wird ein Paralytiker degenerirt genannt, während er doch einfach krank ist und das Leiden den noch in seinem Gehirn befindlichen Erregern der Syphilis, den Spirochalen, verdankt. Man hat die Bevölkerung gewisser Landstriche, deren Bewohner in großer Anzahl einen Kropf haben und vielfach auch die Merkmale des Kretinismus zeigen, als degenerirt hingestellt, während diese Uebel doch einem (uns leider noch nicht hinlänglich bekannten) Schädling ihren Ursprung verdanken. Dieser wirkt schon auf die Frucht im Mutterleib ein und dann auf das neugeborene Kind. Da handelt es sich also um einen erworbenen und nicht um einen ererbten Fehler. Dieser ließe sich nur beseitigen durch Einführung guten Blutes von außen. Ergriffe man diese Maßregel, so hätten die gesunden und nichtbelasteten Einwanderer auch bald einen Kropf. Die Sache hat also auch eine praktische Seite. Seit nun weiter die Degeneration als ein dankbarer Stoff den Feuilletonisten, Romanschreibern und Dramatikern in die Hände gefallen ist, hat sich die Verwirrung noch gesteigert, so daß der Ausdruck zu einer Rumpelkammer wurde, in der die verschiedensten und aus den verschiedensten Ursachen entstandenen abnormen Zustände untergebracht werden. So muß auch die Regeneration schließlich das Schicksal der Degeneration theilen. In der Allgemeinen Pathologie wird das Wort außerdem noch auf einen ganz besonderen Vorgang angewandt; da, wo ein durch Geschwürbildung oder Trauma bewirkter Gewebsverlust desselben oder eines ähnlichen Gewebes durch dessen Wucherung gedeckt wird. Bei der Vieldeutigkeit des Ausdrucks ist es nicht dienlich, ihn mit einem anderen gleichzusetzen, man müßte

denn jedesmal sagen, welchen Sinn man damit verbindet. Man hielte sich daher besser an die zuvor angedeutete scharfe Begriffsbestimmung, die alles Andere unnöthig macht.

Renaissance, Wiedergeburt, bedeutet schon dem Wortsinn nach etwas Anderes. Da handelt es sich nicht um Wiedererlangung von Verlusten, wie sie Individuen oder ganze Gemeinschaften erlitten haben. Diese selbst sind der Vernichtung anheimgefallen und mußten wiedergeboren werden. Das Wort Renaissance kam etwa am Ende des dreizehnten Jahrhunderts auf. Aus welchem Grund es in Anwendung kam, ist mir nicht bekannt. Was ich hier anführe, ist daher nur meine unmaßgebliche Meinung. Man stieß bei Erdarbeiten in Rom zufällig auf Bruchstücke alter Bildhauerwerke, grub dann absichtlich weiter und fand die Meisterschöpfungen griechischer Künstler. Sie waren zum Theil verstümmelt, zum Theil noch gut erhalten, also nicht in Staub und Asche zerfallen, wie Tote, und mußten nur aus ihrer Gruft herausgeholt und dem Leben wiedergeschenkt werden. Eine eigentliche Wiedergeburt war Das also nicht, wurde aber so aufgefaßt; und damit kam das Wort Renaissance in Gebrauch.

Wo waren aber die Künstler geblieben? Sie waren wirklich tot, in Staub und Asche zerfallen und mußten wiedergeboren werden. Ihre Keimplasmen waren erhalten geblieben und gingen auf folgende Generationen über; freilich nur so, daß die sie zusammensetzenden Erbelemente (oder wie man sie nennen mag), Erbeinheiten, Uranlagen, auseinander fielen, sich vertheilten und mit denen von Personen aus anderen Stämmen und Bevölkerungen neue Verbindungen eingingen. Diesen verdanken die Kraftmenschen der Renaissance ihre Entstehung. Die Zahl möglicher Kombination ist hier außerordentlich groß. Daher ist, wenigstens unserer Erfahrung nach, Keine Denen gleich, welche früher schon einmal dagewesen waren. Ein Individuum, das ganz die selbe geistige und körperliche Beschaffenheit hätte wie einer seiner Ahnen, ist nie bemerkt worden, obgleich es theoretisch nicht als unmöglich erscheint. Für die alte Legende von der ewigen Wiederkehr des Gleichen fehlt aber bis jetzt der Beweis. Wenn man seiner Phantasie jedoch freies Spiel gestattet, kann man wohl glauben, daß Michelangelo wenigstens mit einem Theil der Uranlagen ausgestattet war, die, in ihrer früheren Gesammtmasse, das Keimplasma darstellen, aus welchem Praxiteles hervorging.

Die geschichtlichen Ereignisse, also Einwirkungen der Umwelt, begünstigten das Wiedererscheinen alter Uranlagen, welche die Kunstblüthe der Renaissance hervorriefen. In der Caesarenzeit

wanderten zahlreiche Griechen, unter ihnen bedeutende Bildhauer und Architekten, nach Rom und in dessen nähere und weitere Umgebung. Später war Florenz in enger Verbindung mit Byzanz, da die Handelsstraße von der Ostküste nach der Westküste Italiens durch Toskana führte. Hier trafen die Griechen auf die Abkömmlinge der Etrusker, eines ebenfalls künstlerisch begabten Stammes. Das führte zu der glücklichen Mischung.

Wir finden in der Weltgeschichte Epochen, in denen die ganze Denkensart, die hergebrachten Meinungen über soziale und politische Zustände, die religiösen und ethischen Anschauungen scheinbar plötzliche Umwandlungen erleiden, denen sich dann auch die Handlungen anpassen. Wir sehen da Staatsmänner, Feldherren, Philosophen, Gelehrte, Dichter und Künstler, welche die Führerrolle übernehmen. Treten nun hervorragende Köpfe in der einen oder anderen dieser menschlichen Bethätigungen auf, so rückt diese in den Vordergrund; und das Zeitalter erhält dadurch eine besondere Färbung. Heutzutage sind es die Naturwissenschaften und die Technik, damals war es die Kunst. Wir haben den Ursprung ihrer Vertreter aufzuhellen gesucht und fanden ihn in der Blutmischung von Griechen und Etruskern.

Eben so läßt sich mit Sommer ein zweites Merkmal, der Stolz auf die eigene Persönlichkeit, der starke Wille, sich durchzusetzen und den Gegner zu vernichten, Eigenschaften eines Herrenvolkes, auf die Abstammung von Römern und Germanen zurückzuführen. Endlich tritt uns noch ein drittes Merkmal entgegen, das an den Bewohnern von Florenz scharf ausgeprägt ist: der Sinn und die Fähigkeit für Erwerb, oder, nach Sombart*), der kapitalistische Charakterzug. Das Verlangen nach Besitz fehlt freilich den Herrenvölkern auch nicht. Ihre Mittel zur Befriedigung sind Gewalt, Eroberung und Raub. Anders bei den Florentinern und ihren älteren Vorfahren, den Etruskern. Hier waren es der friedliche Handel, der Austausch der Waaren, dem auch die Medici, zu einem guten Theil, ihr Emporkommen verdanken. Die Blutmischung mit den Griechen und, worauf Sombart die Aufmerksamkeit lenkt, der rege Verkehr mit Ostrom und den Kleinasiaten mag diese Eigenschaft verstärkt haben. Man kann noch weiter zurückgreifen und sich an die phönikischen Männer erinnern, die ihre Waaren an die Küsten des Mittelländischen Meeres brachten und dort verschleißten, wie es im fünfzehnten Gesang der Odyssee geschildert

*) Sombart, Völker und Kapitalismus. „Die Zukunft“, am fünfundzwanzigsten Oktober 1913.

wird. Da werden auch die Schattenseiten sichtbar, welche dieser Bethätigung des Erwerbsinnes ankleben, so daß Homer jene Leute Gaudiebe nennt, welche im dunkeln Meerschiff allerlei Tand mitbringen und sich nicht vor Betrug, Bethörung und Entführung von Weibern und vor Kinderraub scheuen.

Allgemein ist wohl anerkannt, daß die Uranlagen oder Erbeinheiten, die von den Vorfahren auf die Nachkommen übergegangen sind, im Wesentlichen deren Werdegang bestimmen. Sie bilden eine Konstante, welche sich stets wieder geltend macht. Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Die Einwirkungen der Umwelt dagen sind schwankende Faktoren, die, in ihrer Größe und Art, zeitlich in hohem Grade variiren. Das beste Mittel, die Konstante ausfindig zu machen, ist die Ahnentafel und der Vergleich der an dem Individuum gefundenen, aus den Uranlagen hervorgehenden Merkmale mit denen der Eltern und Voreltern. Man vermag auch für eine Bevölkerung eine Ahnentafel zu entwerfen. Nur ist man dann oft genöthigt, sich einer Stichprobe zu bedienen, indem man einzelne Männer herausgreift, sich über ihren Charakter, ihre Intelligenz und Ethik unterrichtet und davon auf die Eigenschaften der Gesammtheit schließt, welcher sie angehören. Nun geht man in die Vergangenheit zurück und sieht andere Stämme und Rassen, deren Erbanlagen sich zu einer Einheit zusammengefunden haben, aus welcher der Typus der Bevölkerung entsprungen ist, von welcher man ausgegangen war. Hier wurde der Versuch gemacht, in dieser Weise die Eigenart der toskanischen Bevölkerung festzustellen und den Ursprung der in so erstaunlicher Zahl aus ihr auftauchenden genialen Menschen zu erklären, welche der Renaissance ihr Gepräge aufdrückten. Ich verkenne nicht, daß noch Untersuchungen wünschenswerth sind, um das Bild in seinen Einzelheiten zu vervollständigen; zu diesem Zweck empfiehlt Sommer weitere Familienforschungen.

Geschichtliche Vorgänge erhalten so durch die Lehren der Biologie und durch die Vererbunglehre eine Beleuchtung, welche durch die üblichen Methoden historischer Forschung nicht gewonnen werden kann.

Freiburg in Baden. Professor Dr. Alfred Hegar,
Wirklicher Geheimer Rath.



Ueberseedeutsche.

Noch eine Antwort.

Auf einen Artikel des Herrn Dr. Reck-Malleczewen ist ein Hause Antworten von drüben eingetroffen, aus dem Herr Harden die beiden „höflichsten und sachlichsten“ veröffentlicht hat; man darf daher wohl annehmen, daß sie typisch für die Deutschen in Südamerika sind. Herr Ernst Tichauer aus Buenos Aires (der sich, in angenehmem Gegensatz zum anderen Briefschreiber, Herrn Hellmuth Juan Ludewig aus Kordoba, noch nicht ins Spanische umgetauft hat) meint, daß die Aeußerungen des Herrn Dr. Reck selbst den tolerantesten Deutschen verletzen müssen. Ach, wir haben schon genug tolerante und Assimilirungdeutsche drüben; warum denn gleich der Superlativ? Herr Dr. Reck hat einen (für Westküstendeutsche sofort erkennbaren) Vicekonsul als den besten unter den deutschen Vicekonsuln in den kleinen Häfen der Westküste kennen gelernt und erwähnt als Kuriosum, daß dieser Beamte einmal preußischer Kavallerieoffizier war. Herr Tichauer von der Ostküste verallgemeinert sofort mit Konsul und Vertretung des Deutschen Reiches und hängt allen ehemaligen preußischen Kavallerieoffizieren einen „schnodderigen Kasernenton“ an, den Niemand an der Westküste je dem erwähnten Vicekonsul hat nachsagen können noch nachsagt. Herrn Tichauers Brief war einer der „höflichsten“ aus einem Haufen Briefe, vielleicht, weil Herr Tichauer vom deutschen „Kaufherrnthum“ statt vom Kaufmann spricht; sonst aber hat Herr Dr. Reck wohl nicht mit Unrecht über Unduldsamkeit, herabgesetztes Taktgefühl und Neigung zum Gebrauch abgestandener Phrasen geklagt. Herr Hellmuth Juan Ludewig bringt ein ausführliches Reifezeugniß, das seine Person zu seinem Brief befähigen soll, gewiß, um das Echo zu hemmen, da er Herrn Dr. Reck zu den „Grünhörnern“ zählt. Nicht höflich, aber sachlich, was man an anderen Stellen seines Briefes wiederum vermißt.

Sachlich wäre es, wenn Jemand philosophirt: Ich pfeife auf mein deutsches Vaterland, ich lasse mich, wenn es meinem Geschäftsinteresse paßt, naturalisiren. Das kam früher oft vor, jetzt glücklicher Weise nur noch selten. Ich pfeife auf meine Religion (oder Ueberzeugung, für den Fall von Atheismus), ich werde, wenn ich eine Südamerikanerin heirathe, katholisch und meine Kinder werden es auch. Das kommt noch oft vor, trotzdem selbst schon in Peru die Civilehe eingeführt ist. Ich pfeife auf meinen deutschen Vornamen und benutze den spanischen Ersatz (für drüben; in Deutschland kommt der alte Name wieder an die Reihe). Leider wird nicht so philosophirt, sondern nach diesen Prinzipien gehandelt, denn Niemand hat den Muth, seine Handlungen öffentlich zu verantworten. Nur bei Herrn Ludewig fand ich ihn; aber seine Beweisgründe sind nicht richtig. Er nennt die Namensumformung einen der „häufigsten und thörichtesten Vorwürfe“,

die man den Ueberseedeutschen macht. Wenn ein Vorwurf häufigst gemacht wird, sollte man einen guten Grund dafür wittern und den Vorwurf nicht gleich thörichtest nennen. In Valparaiso giebt es Deutsche Nachrichten und Chilian Times; so nennt und schreibt sie jeder Chilene, so werden sie auf der Straße (etwas verkauderwelscht) ausgerufen. Keinem europäischen Rheder fällt ein, seines Schiffes Namen zu verspanischen, weil es südamerikanische Häfen anlaufen soll, trotzdem der Name unzählige Male vom privaten und geschäftlichen Publikum und von den Behörden gesprochen und geschrieben werden muß. In Versammlungen aller Art (Aktionäre, Gläubiger, internationale Klubs) redet man spanisch von und an: Señor X Y; die Anrede oder Bezugnahme mit Don und Vorname ist zu intim und unbrauchbar, weil es zu viele Personen gleichen Vornamens giebt. An großen und größeren Plätzen (Kordoba ist ja wohl mit seinen fünfzigtausend Einwohnern einer) bliebe also höchstens für den intimeren Verkehr mit den Einheimischen das Don übrig: und da steht nichts im Wege, daß man sich Don Juan anreden läßt, sich selbst aber Hans nennt; man behält sein Selbstbewußtsein und berücksichtigt in höflicher Weise die Höflichkeit des Einheimischen, der mit der Anrede Don Juan beabsichtigt, daß wir uns heimischer bei ihm fühlen sollen. Aus Entgegenkommen wegen Schwierigkeit in Aussprache und Schreiben unserer Namen brauchen wir uns nicht umzutaufen; sonst müßte Herr Hans Schulze sich Juan Alcalde nennen. Auch in kleineren Orten ist es nicht nöthig; nicht wegen der Post, da man doch keinen Brief mit Adresse „Don Juan in Kordoba“ bekommt, sondern alle unsere Briefe Vor- und Nachnamen tragen, und auch nicht wegen des Gelderwerbs oder der Konkurrenz. Wenn Hans Meyer in Kolquechaka einen Schusterladen hat, so weiß der Einheimische, daß Don Juan oder der zapatero aleman da und da wohnt und findet ihn stets und sicher, genau wie in jeder europäischen Kleinstadt, wo man neben der Apotheke oder dicht beim Schuster Meyer, aber niemals Langestraße Nr. 3 wohnt.

Herr Hellmuth Juan Ludewig betrauert es selbst, daß er ideelle Güter aus verschiedenen und auch aus „Geschäft“-Gründen opfern muß, er weiß mit seinem „schönen deutschen Namen Hellmuth“, weil ihn die Spanier nicht korrekt aussprechen können, nichts anzufangen und findet es daher „vernünftiger“, seinen zweiten Namen in Juan umzuändern. Wo ist die Grenze bei solchem Opfer? Nach diesem Prinzip kann man nur gleich katholisch werden, sich naturalisiren lassen; und der Weltgeschäftsreisende muß sich zehn verschiedene Visitkarten anschaffen, und wenn der Arme auch noch bei den Skopzen in Rußland Geschäfte zu machen hat, sich vorher etwas sehr Unentbehrliches abschneiden und bei seinem weiteren Besuch im benachbarten Rumänien wieder annähen lassen. Das ist erniedrigend, ruft Alles empört; nein, es ist nur die logische Folge des ersten Schritts, der von Herrn Dr. Reck sehr richtig beobachteten allzu großen Anpassungsfähigkeit und des Mangels an persönlichem und nationalem

Selbstbewußtsein. Beide Mängel findet man bei den Deutschen öfter als bei den übrigen Fremden drüben und gar nicht bei den Südamerikanern. Diese schätzen ideelle Güter, wie Vaterland, Religion und Familiennamen; ändern keins im Auslande, sondern drängen uns ihre Werthe auf; und wir geben nach. Herr Ludewig begnügt sich damit, zu erwähnen, es sei „ständige Reporterredensart“, daß bei Erwähnung von Festlichkeiten im Deutschen Klub von der „simpatica colonia alemana“ geschrieben wird. Für den Reporterbrocken soll man seinen Namen ändern und sich anpassen, obendrein noch drüben, wo keine Hochzeit im lokalen Theil der Presse registrirt wird, von der es nicht hieße „la simpatica Señorita X. und der distinguido caballero Señor Y.“ schlossen heute Hymens Bund, und was sonst noch spanische Höflichkeit und Phrasenthum leisten. Es ist sehr bitter, zu lesen, daß ein erwachsener Deutscher hierfür andere Gegenleistung als banale Höflichkeit für erforderlich hält und solches Lob als Beweis für deutsche Tüchtigkeit und deutsches Nationalgefühl hinstellen mag.

Was empfangen und was geben wir drüben? Wir empfangen gastliche Aufnahme, sind aber als gute indirekte und direkte Steuerzahler (erst recht bei Kontributionen in Revolutionen) mehr zahlende als eingeladene Gäste. Wir verdienen drüben; bringen aber zu Hause südamerikanische Anleihen unter und geben große Vorschüsse für industrielle und geschäftliche Zwecke; wir suchen im Kleinen mit Zinsen (nicht mal immer) wieder herauszuholen, was wir im Großen an Kapital hergeben. Wir bringen Kultur (Das erkennt der Südamerikaner an) und empfangen Dank, aber der Südamerikaner bekommt einen eigenen Begriff von unserer Kultur, wenn er sieht, mit welcher Leichtigkeit wir von ihm und von uns hochgehaltene ideelle Werthe verkaufen oder gegen materielle Vortheile umtauschen. Mir scheint, es liegt kein Grund für uns vor, drüben unseren persönlichen und nationalen Stolz in die Welt hinauszubrüllen, aber auch nicht, sich dieser Güter lakaienhaft zu schämen. Kinderstube, Takt und eigener Wille finden leicht den goldenen Mittelweg; daß er aber nicht immer gefunden wird und schwer zu finden ist, ergiebt sich schon daraus, daß hierüber in einer angesehenen deutschen Zeitschrift so viel geschrieben werden muß. Uebrigens fand ich noch manches Richtige in den beiden Briefen und noch manches Uebertriebene in den Worten des Herrn Dr. Reck. Aber auf Kleinigkeiten einzugehen, ist unnöthig, wo es sich nur um die Feststellung eines großen Grundsatzes handelt. Wer ideelle Werthe nicht anerkennt, kann mit ihnen thun und geschehen lassen, was er will; ein Vorwurf träfe nur Den, der sie anerkennt und mit ihnen Tauschhandel treibt.

Potsdam. Rudolf Schwartze.



Der Seder des Unwissenden.*)

Rabbi Levi Jizchak von Berditschew hütete mit sorglicher Seele die Weihe alter Bräuche und gab jedem seinen Sinn aus der Tiefe. Einmal hatte er den Seder der ersten Peßachnacht mit aller Inbrunst und Andacht gehalten, also daß jedes Gebot und jede Sitte lebendig und des Geheimnisses voll an des Zaddiks Tische erschien, und jedes Thun der Menschenhände und des Menschenmundes war wie ein gläserner Schrein, der wunderwirkende Kleinodien birgt. Mit einer Stimme, die wie Saitenspiel war, erzählte der Rabbi die alte Erzählung; und aus seiner Rede stieg das Sinnbild auf und leuchtete wie verschleierte Sterne im Raum. Mizrajim war die Verbannung der Seele und das Rothe Meer ihre Befreiung. Sie hatte dem Pharao Städte bauen müssen und die Frohnvögte hatten sie wund geschlagen. Aber die Lösung wurde gesandt und das Wunder kam und die Dinge der Welt wandelten ihre Art; und der Tag der Seele brach an und die Seele ging trockenen Fußes durch das Meer. So stieg das Sinnbild aus des Rabbis Seele auf und leuchtete über der Nacht. Und so ging die Nacht dahin und die Versammelten wurden nimmer müde. Und als das Morgenroth kam, da schien es ihnen selbst wie ein Zeichen des Geheimnisses und es war ihnen, als ob zwei Sinnbilder einander grüßten, das Wort des Zaddiks und das Morgenroth.

Aber als der Seder zu Ende war und Rabbi Levi Jizchak allein in seiner Kammer saß, mußte er an diese Nacht denken, die er gefeiert hatte, und an den Seder, der gewachsen war aus dem Willen seines Herzens. Und es dünkte ihn schön und vollkommen, was geschehen war. Und er sprach zu Gott: „Du Grund und Heimath meines Lebens, meiner Seele Herr und Herrlichkeit, wahrlich, ich habe Dir recht gedient in dieser Nacht und Deine Ehre verkündet in Flammengesängen.“ Und er hielt inne und horchte auf den Grund seines Lebens. Aber da war nichts als Schweigen. Da erschrak der Rabbi, denn nie noch war ihm Dies widerfahren, und sammelte sein Herz und sprach mit hastigen Worten: „Habe ich nicht mit meinem Thun getaucht in die Mysterien Deiner Gnade? Habe ich nicht die ungesäuerten Brote erhoben als das Siegel des Streites, den die Seele um Dich streitet, und das Bitterkraut gegessen als die Pflanze des Leides, das die Seele für Dich trägt, und des Peßachlammes gedacht als des Zeichens des Opfers, in dem die Seele sich Dir entgegenbringt?“ Doch das Schweigen lagerte wie zuvor. Und stammelnd sprach der Rabbi weiter: „Habe ich nicht die Hungrigen gerufen, daß sie kommen und essen, und auch Die noch, die dahingingen im Hunger ihrer Sehnsucht und nicht genährt worden sind? Habe ich nicht die Durstigen

---

*) Eine Probe aus „Chad Gadja, dem Peßachbuch“, das Herr Hugo Herrmann im Berliner Jüdischen Verlag herausgiebt.

gerufen, daß sie kommen und trinken, und auch Die noch, die dahingingen im Durste ihres Erkennens und nicht gestillt worden sind? Und sind die Geister gekommen und haben gegessen und getrunken an meinem Tisch?" Aber das Schweigen lag starr und ungestört da. Da kroch das Unheil wie ein Wurm in das Herz des Rabbi und er warf sich nieder und schrie mit der letzten und zerbrechenden Stimme: „Habe ich nicht Deine That verkündet, o Befreier?" Da wurde das Wort wach auf dem Grunde seines Lebens, wie die Kraft in der Erde wach wird an einem Spätwintermorgen, und das Wort redete: „Warum rühmst Du Dich und nennst schön und vollkommen, was durch Dich geschehen ist? Fürwahr, lieblicher ist mir der Seder Chajims, des Wasserträgers, als der Deine." Da erhob sich Rabbi Levi Jizchak zitternd und verstört und rief seine Hausleute und seine Schüler zusammen und fragte sie: „Ist in dieser Stadt Einer, der Chajim der Wasserträger genannt wird? Und kennt Ihr ihn?" Da flüsterten sie mit einander und unterredeten sich; und ein Schüler sprach: „Wir glauben wohl, daß es hier einen Mann dieses Namens giebt, aber wir kennen nichts von ihm und nicht, wo er wohnt." Und ein aderer fügte dazu: „Sicherlich ist es der Unwissenden einer. Und wohnen mag er wohl an der Grenze der Stadt, wo die Häuser der Armen sind." Da rief der Zaddik: „Gehet hin und suchet ihn und bringet ihn eilig zu mir." Und sie gingen, ihn zu suchen.

Indessen schritt der Rabbi Levi Jizchak in seiner Kammer hin und her und mühte sich, seiner Seele die Ruhe wiederzubringen. „Gewiß ist es einer von den Verborgenen," so redete er ihr zu, „von den heimlichen Gottessöhnen einer, die in Knechtesgestalt unter uns leben und ihr heiliges Wesen hinter rohem und bäuerischem Getriebe verhüllt halten, also daß sie nur ihrem Herrn sich öffnen und gewähren. Einer von den Sechsunddreißig ist es, von den Zaddikim der unsichtbaren Welt, die sich ewig erneuern und durch die die Welt erneuert wird." Aber seine Seele gab sich nicht zufrieden und wehrte ihn ab und sprach: „Mag es auch einer von Diesen sein, was hat er geschaut, was ich nicht geschaut hätte, und welchen Dienst kennt er, den ich nicht kennte? Und in welchem Abgrund wohnt er, in dem nicht auch ich wohnte?" Also redete die Seele zu ihm und verachtete die Ruhe und haderte mit dem Nichts.

*

Die Schüler aber liefen in der Stadt umher und fragten nach Chajim, dem Wasserträger. Endlich wurde ihnen sein Haus gewiesen und sie gingen hin und klopften an die Thür. Eine Frau kam heraus und fragte nach ihrem Begehr. Als sie erfuhr, wen sie suchten, verwunderte sie sich und sagte: „Wohl ist Chajim, der Wasserträger, mein Mann. Aber er kann nicht mit Euch kommen, denn er hat gestern viel getrunken; nun schläft er noch, und wenn Ihr ihn auch wecket, wird seine Müdigkeit ihn gefesselt halten und er wird seine

Füße nicht zu heben vermögen.“ Jene aber antworteten nur: „Der Rabbi hat es befohlen!“ Und gingen hin und rüttelten ihn auf. Da sah er sie aus blinzelnden Augen an und verstand nicht, wozu sie seiner bedurften, und wollte sich wieder hinlegen. Sie jedoch hoben ihn vom Lager und nahmen ihn in ihre Mitte und trugen ihn fast auf ihren Schultern zum Zaddik. Der ließ ihm einen Sitz in seiner Nähe geben, und als der Wasserträger stumm und verwirrt da saß, neigte er sich zu ihm und sprach: „Rabbi Chajim, mein Herz, worauf ging Euer Gedanke, als Ihr das Gesäuerte zusammensuchtet?“ Da sah ihn Jener mit stumpfen Augen an und schüttelte den Kopf und antwortete: „Herr, ich habe mich umgesehen in allen Winkeln und habe es zusammengesucht.“ Und der Zaddik fragte weiter: „Und was hattet Ihr im Sinn, als Ihr das Gesäuerte verbranntet?“ Da dachte Jener nach und betrübte sich und sagte endlich zögernd: „Herr, ich habe völlig vergessen, es zu verbrennen. Und nun entsinne ich mich, es liegt noch auf dem Balken. Und Dies mögt Ihr mir vergeben, Herr, daß ich es vergessen habe.“ Als Rabbi Levi Jizchak Das hörte, ward auch das Letzte in ihm unsicher; aber er fragte weiter: „Und saget mir noch, Rabbi Chajim: Wie habt Ihr den Seder gehalten?“ Da war es, als erwache Jenem Etwas in Aug' und Gliedern; und er sprach mit weicher und demüthiger Stimme: „Rabbi, ich will Euch die Wahrheit sagen. Seht, ich habe von je gehört, daß es verboten ist, Branntwein zu trinken die acht Tage des Festes; und da trank ich gestern am Morgen, daß ich genug habe für acht Tage. Und da wurde ich müde und schlief ein. Und dann weckte mich meine Frau; und es war Abend; und sie sagte zu mir: ‚Warum hältst Du nicht den Seder wie alle Juden?‘ Sagte ich: ‚Was willst Du von mir? Bin ich doch ein Unwissender und ich weiß nicht recht, was thun und was lassen. Aber sieh, Das weiß ich: Unsere Väter und unsere Mütter waren gefangen bei den Zigeunern und wir haben einen Gott, der hat sie hinausgeführt in die Freiheit. Und sieh, nun sind wir wieder gefangen und ich weiß es und sage Dir, Gott wird auch uns in die Freiheit führen.‘ Und da sah ich den Tisch stehen und das Tuch leuchtete wie die Sonne; und standen darauf Schüsseln mit Mazzoth und Eiern und anderen Speisen und standen Flaschen mit rothem Wein: und da aß ich die Mazzoth mit den Eiern und trank den Wein und gab meiner Frau zu essen und zu trinken. Und dann kam die Freude über mich und ich hob den Becher zu Gott und sagte: ‚Sieh, Gott, ich trinke diesen Becher zu Dir. Und Du neige Dich zu uns und mache uns frei!‘ Und so saßen wir da und tranken und freuten uns vor Gott. Und dann kam die Müdigkeit über mich und ich legte mich hin und schlief ein.“

Also erzählte Chajim, der Wasserträger, dem Zaddik von Berditschew und dessen Schülern.

Zehlendorf. Martin Buber.



Börsenreformen.

In Paris, Petersburg, Berlin wird von der Nationalisirung des Kapitals gesprochen. Gründe: üble Erlebnisse mit exotischen Papieren, wohlwollende Erwägung der Steuermöglichkeiten. Man ahnt gar nicht, wie viele Steuern in ein Vermögen hineingehen. In Frankreich wurde die Erörterung durch Revolverschüsse gestört. Das Steuerprogramm des Herrn Caillaux wurde von der Tagesordnung abgesetzt. Auf ewig? „Wie lange dauert in Frankreich die Ewigkeit?“ fragte Louis Napoleon im Gefängniß zu Ham. Einstweilen prophezeite man das Siechthum der pariser Börse, den Verlust des Ansehens bei Russen, Türken, Mexikanern, weil die Börsen- und Effektensteuern erhöht worden sind. Das Schlimmste sei die von 1 auf 3 Prozent gesteigerte Abgabe auf ausländische Staatspapiere; wie könne man erwarten, daß fremde Effekten das schöne Frankreich aufsuchen werden, wenn man sie mit einem Strafzoll belegt! Was thuts, daß der Bürger seine Franken auf Nimmerwiedersehen in die Pampas oder Dschungeln verschwinden sah? Die Hauptsache ist, daß die Republik den guten Ruf des Weltbankiers nicht verliert. Ueberall hört man: „Wenn der Staat durch hohe Börsensteuern verhindert, daß gute Auslandwerthe über die Grenze kommen, wird der Kapitalist erst recht verführt, schlechte Papiere zu kaufen.“ Das ist nicht dumm. Von Paris aus sind große Mengen von Yankeewerthen und südamerikanischen Staats-, Stadt- und Provinzialanleihen vertrieben worden, die, in Folge der Wirthschaftkrisis in Brasilien und Umgegend, nicht leicht wieder loszuwerden sind. Die Verstimmung reichte bis in die Kreise der Hochfinanz, die sich von den kleinen Machern ins Schlepptau nehmen ließ; und da viele Emissionen hinter der Börse, auf dem direkten Weg von der Bank zum Publikum, erledigt wurden, gab es kein Ventil, aus dem die Gase abziehen konnten. Nur die erfahrenen Leute wußten, daß sich das französische Kapital seit Jahr und Tag in Schmerzen wand. Wahrscheinlich ist man über den Berg. Sonst würde nicht so wüthend gegen die (eingebildete) Grenzsperre gezetert.

Dem deutschen Kapitalisten hat das Erdbeben in Lateinamerika weniger geschadet als dem Franzosen. Die Papiere, die in den letzten Jahren in den Börsenhandel zugelassen wurden, haben sich bewährt. Und das Verlangen, in fremdländischen Papieren zu spekuliren, wird durch theuer bezahlte Erfahrung gezügelt. Sogar die einst hoch geschätzten deutschen Engagements in London haben keine große Bedeutung mehr. Unsere Bankiers und Kunden mußten freilich jeden Gewinn mit zwei Enttäuschungen bezahlen; denn die Judikatur hat für die Geschäfte in ausländischen Spekulationwerthen noch keine festen Normen geschaffen. Verpflichtungen aus Termingeschäften an fremden Börsen werden nur anerkannt, wenn der Kontrahent ein Bankier ist. Dagegen sind Kassageschäfte klagbar; und diese Ausnahme kann von jedem geschickten Fachmann gegen den unerfahrenen Kun-

den ausgenützt werden. Er braucht nur nachzuweisen, daß kein Termingeschäft vereinbart war: und der Kunde muß bezahlen. Aber die Erkenntniß, daß hier das Recht nicht bombensicher ist, hat heilsam gewirkt. Dafür giebt es ein sicheres Zeichen: früher wurde der Schutz des Publikums gegen die Gefahren der Spekulation in London gefordert und man las oft Statistiken der jährlichen Verluste in englischen Shares. Dieses Stichwort ist außer Gebrauch. Man kämpft heute nicht mehr gegen die Gefährdung deutschen Vermögens durch Gold- und Gummishares, sondern gegen die Störung der „nationalen Aufgaben" des Kapitals durch die Zulassung fremdländischer Papiere. Man sucht die Regirung gegen die Banken zu hetzen, die sich angeblich durch die Verwendung deutschen Geldes im Ausland bereichern. Einen Angriff, wie ihn Staatssekretär Delbrück vor drei Jahren im Reichstag abwehren mußte, hat auch der preußische Handelsminister jetzt abgeschlagen. Was er über die Nothwendigkeit der Auslandgeschäfte sagte, hatte man schon im Reichstag gehört; aber es war nicht seine Schuld, daß er die alten Argumente wiederholen mußte. Der Kampf wendet sich gegen den Kosmopolitismus der Banken und die Börsenhoheit der Landesregirungen. Des Reiches Herrlichkeit soll auch über der Börse sein; denn der Reichskanzler wisse besser, ob eine Emission „allgemeine Interessen" gefährdet, als ein Minister in Preußen, Bayern, Sachsen. Das ist die Meinung; deshalb: schleunige Börsenreform!

Das Schlagwort ist für die Agitation bequem. Eben so das von der „Ueberschwemmung" Deutschlands mit Auslandspapieren. Mit der Wirklichkeit hat diese Vorstellung wenig zu thun. Und bei 4 Prozent Bankdiskont dürfte nicht von drohender Gefahr für die Ansprüche der Industrie geredet werden. Sollte der preußische Handelsminister die Einführung einer budapester Stadtanleihe hindern, wie er es am Anfang des Jahres mit einer galizischen Landesanleihe gethan hat? Das wäre schwieriger gewesen; denn Ungarn hat zur deutschen Finanz nahe Beziehungen und die Hauptstadt des Landes durfte nicht brüskirt werden, nachdem sie die Sicherheit der Schuldverschreibungen verbürgt hatte. Daß die Subskription in Berlin ein Erfolg, in London ein Fiasko war, hat mit den Eigenschaften des Papiers nichts zu thun. Die englische Emissiontechnik, die mehr auf die Provision des einzelnen Syndikatsmitgliedes als auf die gute Unterbringung der Stücke berechnet ist, hat nicht zum ersten Mal versagt. Gerade Budapest hat schon vor einigen Jahren eine ähnliche Erfahrung gemacht; und von dem vorjährigen Fiasko der brasilischen Anleihe, die unter Führung von Rothschild zur Zeichnung aufgelegt war, wird man in der City noch lange sprechen. Auch ist das englische Publikum mit Effekten überfüttert. Selbst niedriger Preis und hoher Zins locken nicht immer; die Nachwehen der schweren Verluste aus Shares jeglicher Art sind nicht leicht zu überwinden. Das gute Ergebniß der budapester Emission in Berlin zeugt für die Zuverlässigkeit unseres Geldmarktes.

Ist eine Umwandlung der Emissionpolitik denkbar? Bei den

Banken nicht, so lange man ihnen nicht Effekten- und Konsortialgeschäfte überhaupt verbietet. Dahin wirds wohl nicht kommen. Die Aufsicht führt im Börsenbereich der Handelsminister durch den Staatskommissar. Er kann die Zulassung von Werthpapieren in den Börsenhandel hindern. Im Uebrigen entscheidet die Zulassungstelle; sie muß mindestens zur Hälfte aus Personen bestehen, deren Beruf nicht der Börsenhandel mit Werthpapieren ist; die Mitglieder der Zulassungstelle, die an der zu erörternden Emission ein Interesse haben, sind von der Entscheidung ausgeschlossen. Man glaubt nun, daß die Wirksamkeit dieser Instanz verstärkt werden könnte, wenn man sie unter die Aufsicht des Reiches stellte, also eine für alle deutschen Börsen bestimmte Centralinstanz schüfe. Der Gedanke ist alt und wurde während der letzten Bankenquete abgelehnt. Der preußische Handelsminister sagte am neunten März: „Die Börsenverwaltung ist Sache der Bundesstaaten. Die sind in der Lage, das Nothwendige zu thun. Ich bin nicht geneigt, die Funktion, die der preußischen Regirung zusteht, auf das Reich zu übertragen." Eine Zulassungstelle darf nicht aus welt- und landfremden Personen zusammengesetzt sein. Nicht jede Entscheidung der Zulassungstelle kann allgemeinen Beifall finden; und ihre Mitglieder brauchen nicht stets einig zu sein. Ihr Spruch verbürgt aber, daß der eingereichte Prospekt den gesetzlichen Vorschriften genügt. Daß die Mitglieder der Zulassungstelle zur Hälfte Bankiers sein dürfen, ist kein Grund, an der Sachlichkeit der Entscheidungen zu zweifeln. Wenn man völlige Unbefangenheit fordert, muß man das Kollegium aus Beamten bilden. Würden die Urtheile dadurch besser? Einem Reichsorgan müßten die unmittelbaren Beziehungen zum Börsenplatz fehlen; selbst die Wahl einzelner Mitglieder aus den verschiedenen Marktbezirken ergäbe nur eine Minorität für jedes einzelne Effektengebiet. Und Eins wird stets vergessen: daß die amtliche Kursnotiz nicht unbedingte Voraussetzung für die Unterbringung eines Werthpapiers ist und die Zahl der Effekten ohne Börsennotiz immer größer wird. Sie gar noch künstlich zu vergrößern, wäre ein arger Fehler.

Auch in Rußland soll Etwas für den Schutz des „nationalen Kapitals" geschehen. Die petersburger Börse, die oft genug den Westmärkten die Tendenz macht, hat heute noch keine feste Verfassung. Der Terminhandel ist vogelfrei; er kann sich nicht entwickeln, läßt also die Börse in der unbeschränkten Gewalt jedes eine Situation klug ausnutzenden Spekulantenhaufens. Der Baissier ist in Petersburg ein gefürchteter Tyrann. Im amtlichen russischen Finanzblatt sind oft Erklärungen gegen das Treiben der „Minengräber" und gegen die Berechtigung der Baissespekulation erschienen. Auch an Drohungen hat es nicht gefehlt. Einem warschauer Bankhaus wurde von der Staatsbank der Kredit entzogen, weil es verdächtigt worden war, mittelbar die Contremine in Petersburg unterstützt zu haben. Die fand keine Hindernisse auf ihrem Weg, da es keine genügenden Engagements à la hausse gab. Man kann sich vorstellen, daß eine Partei, die nie-

mals ernsten Widerstand sah, sich als Zähler fühlt und nicht daran denkt, freiwillig vom Platz zu weichen. Der neue Finanzminister Bark hat westeuropäische Bank- und Börsenverhältnisse studirt und kennt die Mängel des russischen Börsenhandels. Er hat sich sofort mit der petersburger Großfinanz in Verbindung gesetzt, um die dringendsten Neuerungen rasch einzuführen: amtliche Kursnotiz, Schutz des Terminhandels, Vereidete Makler. Daß zum Schutz des Effektenmarktes gegen das Treiben des Baisseheeres ein „Rothes Kreuz der Börse“ errichtet wurde, ist eine der nettesten Gaben unserer Tage; das „Rothe Kreuz“ als Verbandstation für die Opfer der Börse! Allerdings keine freiwillige Rettungsgesellschaft, sondern ein Zwangskartell. Die großen Banken wurden zu diesem Dienst befohlen, den sie, aus erklärlicher Rücksicht auf ihre eigene Liquidität, nur sehr ungern leisteten. Jedenfalls war die Kreditkanzlei stets auf dem Posten, um strategische Operationen der gerissenen Börsenspieler zu vereiteln. Dieser Zustand kann nicht dauern. Die russischen Großbanken sind in den Kreis der internationalen Hochfinanz aufgenommen worden und müssen, bei großen Emissionen, die sich von Ost nach West erstrecken, für saubere Börsentechnik bürgen. Paris hat, in brüderlichem Gefühl, den russischen Baissiers eine Heimstätte gegeben; Berlin darf nicht zur Basis ihrer Operationen werden, deren Art uns das Spiel mit den Nobel-Aktien kennen gelehrt hat. Drum: Vivat die Reform! Ladon.



Lafontaines Fabeln.*)

Die Fledermaus und die zwei Wiesel.

Einst kam 'ne Fledermaus, höchst unvorsichtiger Weise,
In eines Wiesels Nest; kaum hat sie Zeit, zu ruhen,
Als jenes, das schon längst ergrimmt war auf die Mäuse,

*) Eine neue deutsche Ausgabe der (rühmender Worte nicht bedürftigen) Fabeln von Lafontaine; eine hübsch ausgestattete und dennoch wohlfeile. Die Töchter des Uebersetzers, des Dichters Ernst Dohm, haben sie erwirkt und Herr Dr. Georg Bondi, ein Schwiegersohn Dohms, ist ihr Verleger. Diese fein anschmiegsame und doch von Witz und Kraft strotzende Uebersetzung ist schon vor Jahrzehnten veröffentlicht worden; doch nur in einer „Prachtausgabe“, die nicht ins Breite drang. Die Arbeit ist dem Satiriker Dohm (dessen Kaliber Bismarck zu schätzen vermochte) so gut gelungen, daß wir, heute noch, sagen dürfen, sie habe den Prachtkerl Lafontaine dem deutschen Land erobert. Kaufet das Buch! Und nicht etwa nur für den Schrank der Kinderstube.

Herbeigeeilt, um sie abzuthun.
„Wie?“ sprachs zu ihr: „Du wagst, vor mir hier zu erscheinen,
Du, deren ganz Geschlecht nur Schaden thut dem meinen!
Bist Du nicht eine Maus? Wohl hab' ich Dich erkannt;
Verleugn' es nicht, Du bists! Daß ich kein Wiesel wäre!“
„Verzeiht!“ sprach zitternd Die; „auf Ehre,
Das ist wahrhaftig nicht mein Stand.
Ich, eine Maus? Das kann nur ein Verleumder sagen!
Ein Vogel bin ich unbedingt.
Sieh nur die Flügel, die mich tragen;
Hoch leb', was in die Luft sich schwingt!“
Sie sprach so gut, daß man ihr glaubte
Und daß das Wiesel ihr erlaubte,
Frei fortzuflattern aus dem Nest.
Nicht lang: und Jungfer Leichtsinn klebte
Bei einem andern Wiesel fest,
Das mit den Vögeln just in Fehd' und Feindschaft lebte,
So daß zum zweiten Mal nun in Gefahr sie schwebte.
Die lange Schnauze streckt der Hausherr lüstern vor,
Der, als 'nen Vogel, sie zu leckrem Fraß erkor;
Doch sie vertheidigt sich und spricht gar treu und bieder:
„Ein Vogel, ich? Seht her! Nein, Das ist nicht mein Fall!
Was macht den Vogel? Das Gefieder!
Maus bin ich. Hoch die Ratzen all!
Der Teufel hol' die Katzen all!“
So hat durch schlaues Antwortgeben
Zweimal gerettet sie ihr Leben.

Manch' Kluger machts wie sie: wenn die Gefahr ihm nah,
Schlägt er ein Schnippchen ihr, wechselt die Farb ein Wenig,
Und, je nachdem, ruft er: Hurra
Der Republik! Hurra dem König!

Die in ein Weib verwandelte Katze.

Vor Liebe war ein Mann vernarrt einst in sein Kätzchen,
Er fand sie niedlich, schön, nannt' sie sein zartes Schätzchen;
Sie miaute, ach, so wundervoll!
Kurz, er war toller noch als toll.
Und dieser Mann, durch Thränen und Gebete,
In denen er zum Himmel flehte,
Durch Zauberei und Hexenkunst
Setzt durch ers bei der Götter Gunst:
Und in ein Mädel ward sein Kätzchen
Verwandelt; und der närrische Thor
Liebt sie nun als sein wirklich Schätzchen
Noch rasender denn je zuvor.

Nie hat das zärtlichste der Täubchen
Den Lieblingtauber so gehegt,
Wie dieses neugeback'ne Weibchen
Ihren verschrobenen Gatten pflegt.
Wie er sie kost! Wie sie ihm schmeichelt!
Wie er ihr Wang' und Busen streichelt!
So daß zuletzt er ganz und gar
Vergißt, daß sie 'ne Katze war.
Da hat ein Mäuschen der Vermählten nur erheuchelt
Und flüchtig Liebesglück auf einmal, ach, gestört.
Die Gattin, wie sies nagen hört,
Springt auf, doch konnt' sie nichts erwischen.
Die Maus ist wieder da, das Weibchen stellt vom Frischen
Sich auf die Lauer: husch! Nun gilts den Fang!
Doch weil verwandelt sie inzwischen,
Macht sie dem Mäuschen gar nicht bang.
Die Jagdlust blieb ihr immer eigen,
Stets wird Natur so stark sich zeigen.
In reifern Jahren trotzt sie jeglichem Versuch:
Ist erst der Thon durchtränkt, hat Falten erst ein Tuch,
Dann, glaubt, ist jede Müh' vergebens
Der Umgestaltung ganz und gar;
Trotz aller Arbeit, allen Strebens
Wirds immer wieder, wie es war.
Such' sie mit Prügeln auszutreiben,
Wird die Natur doch immer bleiben,
Wie sie mal ist; und nähmest Du
Den größten Stock, 's wird nicht gelingen.
Schlag' vor der Nas die Thür ihr zu,
Sie wird zurück durchs Fenster dringen.

Der Fuchs und die Büste.

Die Großen sind zumeist nur Masken; ihr Gepränge
Macht Eindruck höchstens bei dem Götzendienst der Menge.
Der Esel urtheilt stets nur nach dem äußern Schein;
Der Fuchs, im Gegentheil, prüft gründlich sie und sicher,
Nach allen Seiten kehrt er sie, und sieht er ein,
Ihr Werth sei nur ein äußerlicher,
Dann sagt er, was er einst in höchst gelungenem Scherz
Sprach vor 'nem Heldenbild von Erz.
Ein hohles Brustbild wars und über Lebensgröße;
Die Arbeit lobt der Fuchs bis auf die kleine Blöße:
„Ein schöner Kopf,“ sagt er, „jedoch kein Hirn darin.“



Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 11. April 1914.

Joseph von Arimathia.

Keine Sitzung; kein schrilles Geheul; keine langwierige Grübelei über Schuld und Sühne. „Gönnt Euer nimmersattes Synedrion sich endlich einmal Verdauungruhe?“ Der Gefragte mußte mit den Zähnen die Lippe kneifen, um das Lächeln des Römerspottes nicht mitzulächeln. Das wäre unschicklich gewesen. Doch wie Abendroth, das wirre Triebe in Schlummerbereitschaft windelt, leuchtet die Gewißheit durchs Herz: Ruhe in Israel! Wenn nicht plötzlich wieder irgendwo die Erde erbebt, bleibt für sieben Tage wenigstens Stille. „Aller Monde erster soll dieser Euch sein; er beginne fortan Euer Jahr. Am zehnten Tag dieses Monats nehme Jeder für je ein Haus ein männliches, einjähriges Lamm, daran kein Fehl noch Fleck ist, bewahre es vier Tage lang und schlachte es, wenn in diesem Monat der vierzehnte Abend sinkt. Mit dem Blute des Lammes soll Jeglicher die zween Thürpfosten und die oberste Schwelle seines Hauses bestreichen und mit den Seinen oder, wo ihrer zu wenige sind, mit den Nachbarn das am Feuer gebratene Fleisch essen. Dazu ungesäuerte Brote und bitteres Kraut. Weder roh sei das Fleisch noch in Wasser gesotten. Verspeiset, so sie am Feuer gebraten sind, den Kopf, die Schenkel, das Eingeweide; und verbrennet, was Ihr nicht aßet, daß am Morgen nichts übrig sei. Und sorget, daß bei der Mahlzeit Eure Füße in Schuhe gekleidet, Eure Lenden gegürtet, in Euren

Händen Wanderstäbe seien: als Eilfertige, zur Reise Gerüstete sollet Ihr essen. Denn in dieser Nacht will ich durch das Land gehen und von Mensch und Vieh alle Erstgeburt schlagen. Wo ich an Pfosten und Schwelle aber Lammesblut sehe, will ich vorüberschreiten, daß nicht auch Euch Leid und Vernichtung treffe. Was an Sauerteig in Euren Häusern ist, muß hinaus; und sieben Tage lang genüge Jedem, der nicht vor meinem Antlitz ausgerodet sein will, ungesäuertes Brot. Am ersten und am siebenten Tag schaaret Euch zu ernster Feier; und lasset alle Arbeit ruhen, die nicht zur Bereitung vorgeschriebener Speise dient." Also hat der Herr, hat das Weltwort zu Mose gesprochen; und ist seitdem kein Frommer, der bei den Mazzoth nicht der Stunde gedenkt, da die Kinder Israels, ehe denn ihrer Brote Teig säuern konnte, aus der Plage des Egypterlandes forteilen mußten, noch beim Zerkauen des bitteren Krautes der bitteren Pein, die den unter der Last von Lehm und Ziegeln durch Wüstensand Keuchenden aufgebürdet war. Ehrwürdiger Brauch, den, weil er in trüber Zeit Labsal war, selbst der in die Schatzkammer der Abendlandsbildung Eingedrungene hält; auch eine alte Magd, deren treue Bethulichkeit über Elendsstunden hinweghalf, schickt der in Wohlstand Aufgestiegene nicht aus dem Dienst, weil der verbrauchte Richtsinn und der ausgemergelte Leib nicht mehr zu Rechtem taugt. Geduld ist des Weisen Zier. Bis eine Sonne uns von dem Wust der Kindheitsage löst, muß man man sich mit ihm abfinden; all das äußere Gepräng, all die billige Enthaltsamkeit zeigen, die von der Sitte verlangt wird. Das Passahmehl, aus sorgsam gesäuberter Mühle, lag lange schon bereit; auf der Kupferplatte ist der Teig von spitzen Stäbchen durchlöchert worden, damit ihn, die aus Mehl und Wasser flink geknetete Rundplatte, im Backofen die Hitze völlig durchdringe und vor jeder Säuerung wahre; und der Rabbi hat, nach gründlicher Prüfung, gegen das Gebäck nichts einzuwenden gehabt. Ein paar Tage, sieben nur, schmeckt auch die Mazza. Besser als Alltagsbrot, das man in Unruhe, gar in düsterem Grimm hinunterwürgt. Nachgerade wird die Ehre, dem Sanhedrin anzugehören, mit allzu hohem Preis bezahlt. Dieses Geklüngel; diese Selbstsicherheit der an Glaubenseifer und Werkheiligkeit einander hastig überbietenden Gruppen; dieses stete Gelauer und Gespür: ob nicht irgendwo Ketzerei die geheiligte Satzung unterspült und die Gefahr der

Massenverführung ins Rastland hineinlugt. Armsäliges Buchvolk bildet den Hohen Rath; kleine Menschheit, aus deren Hirnen nicht ein Fünkchen weltmännischer Skepsis glimmt. Jeder hat gelesen, was er lesen mußte, nicht mehr; und Jeder weiß, welche Lebensart dem König der Könige genehm, welche unleidlich ist. Als ob Der den Beth-Din, das Synedrion, an seine Statt gesetzt und ihm, wider alle Gottnatur, befohlen hätte, jegliches Fell über einem Kamm zu scheren. Als ob das winzigste Flämmchen einer Seele, die den Muth zu eigenem, im Innersten von allem anderen gesonderten Leben fand, ihm nicht holderen Rauchduft spendete als der brennende Leib eines feisten Viehstückes. Wer Solches, schüchtern nur, vor den Ratsherren andeutete, risse den Knöchel nie wieder aus der Schlinge. Die Vorstellung! Wenn Kajaphas, der Hohepriester, das unbedachte, ihm unbedacht scheinende Wort verziehe: sein Schwiegervater bestünde auf Sühnung; ließe nicht um ein Loth das Gewicht grausamster Strafe mindern. Und dieser alte Hanan sitzt, als Richter und Rächer, noch immer in Allmacht.

Fast schwanden zwei Jahrzehnte, seit ihn die Amtswürde nicht mehr kleidet. Dennoch ist er Herr. Haupt des alten Priesterstammes, der alle im Tempel wichtigen Posten umrankt. Hüter des aus der Zeit Mose überlieferten Glaubenswesens. Wider seinen Willen wird nichts; ohne seine Zustimmung entschlösse Kajaphas sich niemals auch nur zum Geringsten. Hat dieser lieblos hochfahrende Sadduzäer, aus dessen Auge, noch ehe das Alter ihn zu Stein gehärtet hatte, Keiner je Güte blinken sah, gesprochen, dann krümmt sich der Rücken der Genossenschaft; ist das Urtheil des harten Richters in Fels gegraben. War nicht diese Woche ein neues Zeugniß seiner Uebermacht? Kajaphas ist sein Arm; nur seines Willens Zunge. Des Greises unbändiger Geist sprach aus dem Munde des Jüngeren das Wort: „Besser ist eines Menschen Opferung als eines ganzen Volkes Verderben.“ Feine Seelenhaut zog sich fröstelnd zusammen. Noch die Erinnerung ist Einem, der unter Gottesknechten, Logosschergen Mensch zu sein wagt, bitterer als das Ysopkraut, das diesen schmacklosen Teig würzen soll. Fünf Sonnen sahen in der Stadt Jerusalem nicht eine friedlich verrinnende Stunde. Seit vom Oelberg, aus Bethphage, die Botschaft vom Nahen des Mesith kam, seit dem Verführer seine Gemeinde, der Eselin sogar, die ihn trug, zujauchzte, die Gewande

hinspreitete, von Zweigen die Einzugsstraße grünen ließ, wars in Jahwes heiliger Stadt wie in einem vom Wanderschwarm gieriger Heuschrecken bedrohten Dörfchen. Wenn ein paar Dutzend Armer der Weissagung und den Wundern des Mannes glauben und solcher innige Glaube ihrem Leid für eine Weile Linderung schafft: ists der Uebel schlimmstes? Ja. Alle scheinen von dieser Gewißheit durchglüht; fast Alle. An jeder Ecke eine streitende Gruppe; aus jeder Gebrüll, Gefuchtel fetter und dürrer Arme. Hier schlägt Einer die eigene Brust, dort krallen Nägel sich in einen verfilzten Bart; und das Ohr fängt Verwünschung des Samens auf, dem besser wäre, wie Onans in trieblosen Sand gesickert zu sein. Dem Gassengräuel kann der nicht dem Gehudel Hörige entlaufen. Kaum aber hat er sich zu Haus von der Widrigkeit gewaschen: da heischt ihn ein Bote in den Sanhedrin. Was nun? Wir müssen ihn fahen; für immer unschädlich machen. Warum, da er noch Keinem bis heute doch Pein schuf und Manchem das Dunkel lichtete? Da er doch festigen und aufbauen will, nicht lockern und stürzen? Da in seiner Verheißung das Reich Gottes lebt, dessen wir, Alle, langend harren? Still: Hanan sprach. Weh dem Widersprecher! Einer aus des Mesiths Haufen, ein Kariot, ist uns gewonnen; giebt den Führer, Verführer in unsere Hand. Wer weigert dem Haftbefehl seine Stimme und scheidet sich selbst dadurch aus dem Hohen Rath, aus der Frommen reiner Gemeinschaft? Hanan schickt den Blick, das Gehör in die Runde: von keiner Lippe murrts. Der Prokurator hat den Plan gebilligt und der Tempelwache einen Zug römischer Soldaten gesellt. Lange kanns nicht währen; Widerstand ist unmöglich und der Weg von Gethsemane kurz. Da ist unser Mann schon. Stellet ihn zwischen zwei Kerzen; hinter ein Wandgitter zwei Zeugen, die er nicht sieht, die ihn aber sehen und hören; List bestimme ihn, seine Verführerlehre zu wiederholen. Die Aussage zweier Zeugen genügt; verurtheilt den Zweifler, den Schmäher zum Tod. Triefend kommt Einer, beinahe ohne Athem, aus Hanans Haus. Denket: er hat dem hochwürdigen Greis die Antwort versagt; hat ihn an die Gemeinde gewiesen, der er öffentlich oft seinen Glauben, seine Lehre verkündet habe; ein von solcher Frechheit Empörter schlug dem Burschen ins Gesicht. Aber wir haben die Zeugen. Die bekunden sein Frevelwort: „Ich werde den Tempel des Herrn zerstören und binnen drei Tagen wieder aufbauen.“

Mehr brauchen wir nicht. Wer den Tempel lästert, lästert Gott, der in dem Gehäus thront. Jetzt mag er schweigen oder reden: er ist gerichtet. Sie bringen ihn. Aus Hanans in das Haus des Kajaphas, wo der Sanhedrin wartet. Der Spruch ist fertig. Alle abgegebenen Stimmen sind für den Tod. Steinigung? Diese Strafe steht wider den Brecher des mosaischen Gesetzes. Doch der Galiläer, der sich prahlend den König der Juden nannte, ist ja auch ein Feind des Kaisers; ist der Römerstrafe verfallen. Unwürdig des Todes durch das Schwert; am Kreuz, wie ein Wegelagerer, ein Räuber oder treuloser Sklave, mag er in Schmach verröcheln. So ziemt es ihm; und so verantwortet Rom, nicht Israel, die Vollstreckung des Urtheils. Das muß der Prokurator bestätigen. Morgen in aller Frühe. Bis dahin bleibe Jesus unter dem Dach des Hohepriesters. Dem Gesinde zur Kurzweil. Dem kann er nun den Propheten vorgaukeln und seinen Wunderkram anpreisen. Schlagen sie ihn und speien ihm ins Antlitz, so geschieht es im Dienst unverrückbaren Glaubens.

Nicht die Vorstellung dieser Nachtposse schüttelt den Rumpf des schweren Mannes. Lautlos lacht er in sich hinein, wie ein halb schon schlafendes Kind; und das Festkleid bauscht sich, als wolle das Fett überschwippen. Daß er sich wegdrücken, ohne leidiges Aufsehen gestern der entscheidenden Abstimmung, heute dem Bittgang vor die Gabbatha des Prokurators fern bleiben konnte, kitzelt ihm wohlig noch das Gedächtniß. Widerspruch wäre verhallt oder hätte die Wuth in lauteres Sieden gehitzt. Die in frommem Zorn schwitzende Volksauslese, von deren Athembrandung das Kerzenlicht flackerte, glich einer Rotte Irrer. Verzerrte Züge, vorgeschobene, durch den Knäuel geklemmte Leiber, Funkelaugen, die schwarz und bös aus der Höhle glotzen. Wars feig, in diesem Hohen Rath die Zunge zu zügeln? Vernunft hats befohlen. Ich wäre überschrien worden und hätte nie wieder eine ruhige Stunde. Hanan hat im Dienst seines ... unseres Gottes das Hassen nicht verlernt, das dem Sohn Seths schon unter Quirinius die stolzesten Häupter der Gemeinde in Angst gefangen gab, und hätte Dem niemals verziehen, der ihm in dieser vielleicht letzten Großmachtstunde des Greisenlebens entgegentrat. Was auch sollte ich zur Vertheidigung Eines sprechen, dessen Mund die Glaubenssatzung umstülpt und das Kultgespinnst, das langwierige Werk ganzer Geschlechter, auftrennt wie lüderlicher Mägde Nähterei? Nach dem

Gesetz ist er schuldig; und ein Gelehrterer hätte vergebens getrachtet, an der Stätte, wo Parteiwuth Ankläger und zugleich Richter ist, ihm milderen Spruch zu erwirken. Warum ging der Tollkühne so steilen Weg? Wahrte sich nicht vor dem Sturz? Der Sorte ist nicht zu helfen. Nur: Dieser war nicht wie irgendein Anderer. Ein Mensch aus Urwelt, die noch kein Fuß unserer Leute betrat; dennoch: ein Mensch. Sein Blick winkt zärtlich in das Gelobte Land und kann doch dräuen, als entriegelte sich seinem Ruf die Pforte zur Hölle. In Sturm schreitet er, wie Frühling, und nach jedem Brausen sprießts bunt aus des Bodens Schoß. Nur ein Gaukler, der mit erlogener Wunderthat ein Münzenhäufchen zusammenharkt? Dieser? Unglaublich. Der Maschiach, Davids Sproß und des großen Eliahu Erbe, der das Gesetz endlich erfüllt und Israel als Herrn über die Erde erhöht? Nur ein Geck wähnt, Solches sei zu ergrübeln. Immerhin: auch Die sich berufen und auserwählt dünkeln, können schlimm irren. Weil mans zu Wohlstand und drum zur Rathmannswürde gebracht hat, braucht man nicht stets mit Denen zu wandeln, die um jeden Preis herrschen wollen und, wie ein störriges Thier gegen den Lenkdruck des Halfters, sich gegen die Erkenntniß sträuben, daß ein großer Theil unserer Einrichtungen veraltet, morsch, der langenden Masse ein Gräuel, ihrem Seelenhunger ein Ekel ist. Wärs nicht klüger gewesen, mit der gefüllten Truhe in den Bergfrieden heimzukehren, der einst den Stamm Ephraims einspann, nach Haramathaim, das auf Fremdlingszunge nun Arimathia heißt, und ohne Geschäft und Würdenbehang in der Sonne des Lebensherbstes zu baden? Zu spät. Auch in die Bewegung Anderer, in die mühlose Mehrung der Habe gewöhnt man sich so fest, daß die Lösung wie der Verlust eines Gliedes schmerzen müßte. Tausendmal ärgert das Gekribbel: und sähe, hörte, röche mans nicht mehr, wärs wie Erstarrung unter dem Linnen des letzten Bettes. Doch die Ruhefrist dieser Feiertage ist Wohlthat. Doppelte in dem Bewußtsein, daß nicht die kleinste Klinze blieb, durch die Spähsucht in meines Geistes Werkstatt schielen könnte. An meiner Stimme hing nichts; kein Grund also, sie ihnen zu geben. Hanan, Kajaphas, Gamaliel: Keiner weiß noch, wie ich denke. Wozu? Mein Wandel, mein Handel zinst mir nur, wenn er ungestört bleibt. Das Getümmel ist für die Rohen. Unsereins hat feinere Arbeit

und hütet sich vor dem Gassenschlamm, der ihm den Rock bespritzen könnte. Wieder bäumt sichs wie eine Welle vom Zwerchfelldach über die Fettwülste. Mögen sies, bis auf die Neige des Napfes, auslöffeln. Ich muß nicht von jeder Speise naschen, die ihre Gier eingerührt hat. Der kluge, in Hochmuth geschniegelte Römer ließ ihnen die Last der Verantwortung. Und die Blinden, von Wuth Trunkenen drängten sich gar danach. „Ueber uns und unsere Kinder komme sein Blut!“ Wahnwitz heult so ... Ich war nicht dabei.

Nikodemus? „Willkommen!“ Da ist er. Noch bleicher als sonst. Von der Glatze rinnt es über das Speckpolster des jungen Gesichtes; eines Genießers, dem die Sichel des Menschenmähers den Becher der Lust aus der Hand schlug. Zerrüttet scheint er, den unsere Welt nur als überlegen lächelnden Klugschwätzer kennt und der beim Eintritt von ihr Dank dafür zu fordern scheint, daß er sich, als köstlichstes Gastgeschenk, mitgebracht habe. Heute spreizt er sich nicht. Hält sich kaum aufrecht. Das Brustgewölb zittert. Und sein Kleid, das immer wie eines Hochzeiters prangte, ist verstaubt.

„Ich war dort. Draußen. Sah, im Schwarm der Weiber ungesehen, die Hinrichtung. Weshalb? Weil ich toll bin. Weshalb? Weil dieser Mensch mich verzaubert hat. Ob ich ihn kenne? Jedes Wort hallt in unserer Enge so weithin und der Platz, den ich errungen habe, ist so dicht von den Blicken belauert, daß ich noch gestern der Frage ausgebogen wäre. Aber wir sind allein, die Wand Deines Hauses, Deines Gewesens ist nicht durchlässig und manchmal war mir, als gleiße aus Deinem Auge meiner ähnliche Sehnsucht. Ja, Joseph, ich kenne ihn. Ich bin nicht, der ich scheine. Nicht der seines Werthes sichere Mann, der das Schicksal meistert, in allen Sätteln bequem reitet, aus allen auf das Gekröch niederschaut. Vielerlei habe ich mir ertrotzt, Wälle des Vorurtheiles gestürmt, in Reichthum und Ansehen mich gepanzert. Breite Bezirke des Gewerbes und Geldhandels sind meinem Willen unterthan und in der Judenheit ist rings um den Tempel kein Mächtigerer. Doch über mir ist der Römer; ist der Staat, der mich nicht achtet, meinen Geltungwunsch abweist, sich mir, für alle Zeit meines Lebens, verschließt. Hundertmal hat mein Finger an sein blankes, kaltes Eisenthor gepocht; hundertmal vergebens. Nicht einmal der jämmerlich kleine Ehrgeiz, den der Helm des Centurio befriedigt hätte, wäre ans Ziel gelangt. Sklaven sind wir; schlechter gehalten als die hellhäutigen,

deren Hand den römischen Ritter gürtet und schient. Schätze dürfen wir häufen; niemals aber Gebieter, Regirer werden. Einen Sämann fühle ich mich, der aus dem Imperium edelste Frucht wecken, einen Königliches königlich planenden Baumeister, dessen Hirnschacht ein wimmelndes Kärrnerheer nähren könnte: und im Staatsbezirk darf meines Willens Pflugschar nicht eine Scholle lockern, meines Geistes Kelle nicht die Grundmauer eines Stalles mörteln. Ihr habt Euch, Alle, in das Judenlos geschickt. Ich kanns nicht. Noch mit dem Troß, der nichts zu verlieren hat, den Umsturz aller Besitzrechte vorbereiten. Was blieb mir? Was Einem, der immer nur gab und nie Werthvolles empfing? Einkehr ins Innerste, Eigenste. Den Schriftgelehrten vom höchsten Ruf, den frömmsten Rabbinen und den lungernden Schwärmern, die ihre Träume in Worte dichten, hatte ich mich gesellt. Alle nahmen von mir, mästeten sich von meines Tisches Brosamen. Keiner konnte mir geben, was ich nicht längst schon besaß. Denn ohne Seele sind sie, ist unser ganzes Sein; als würde es von außen nur, wie ein auf Kunsträdern durch den Weltraum rollendes Ding, ein Spielzeug, eine Mechane des Herrn, vorwärts gestoßen. Der Versuch, die Nothwendigkeit neuer Beseelung einzuschärfen, scheiterte an Trägheit und Hohn. Sie schrien und schrieben: ‚Am goldenen Krückstock erschacherter Rente wandert sichs leicht in das beseelte Gefild. Wirf weg, was Dir zinst, schinde Dich, nur unter zwölf Monden, wie Unsereins: und zetere dann über Veräußerlichung des Lebens und über schnöde Genußsucht!‘ Als ich den Mißverstand des Pöbels erfühlt hatte, schichtete ich siebenzig Mauern um mein Allerheiligstes. Die Kunde von dem seltsamen Galiläer drang dennoch herein; sie hing sich an den Strang der Thorglocke, bis der Klöppel mich hinausrief. Einer, der Wunder thut, Kranke heilt, Tote weckt? Zauberkniffe; wer Wissenschaft hat, kennt die Erklärung. Dieser aber, heißts, lechzt nach Durchseelung alles Irdischen und kündet, daß ihr Tag nahe. Keimt ein aus meinem Acker verwehtes Saatkorn auf der Düne eines Bettlerherzens? Ich ging, den Mann zu sehen. In dunkler Nacht. Du lächelst? Hast Du selbst, Josephus, Deinen Glauben, den vom Zweifel gefältelten und zerknitterten, etwa vors Haus gehängt, den Gaffern und Hanans Spürhunden zur Wonne? Und bist, lieber Freund, doch nicht, wie ich, in aller Leute Mund, nicht (verzeih mir) ein umneideter Gipfel in Israel. Wer Partei

ergreifen, sich als Null an einen Nenner reihen will, mag sein Fähnchen ins Sonnenlicht hissen. Der lebt nicht in Fleisch, hinter den ich mich stellen müßte. Schilt mich feig: das kostbare, der Menschheit wichtige Gefäß meines Wesens zu wahren, ist nicht mein Recht nur, sondern dünkt mich Pflicht. Und nur nachts hört das Ohr den Athem der Seele. Ich brachte Unzulängliches heim. Wortkünstelei und Silbenstecherei erwiderte meinen Fragen; im Dunkel fühlte ich die anerzogene Ueberlegenheitgeste Derer, die im Wunderthun als in Gewerberecht wohnen. Wohl ließ manches Gleichniß, ließ der silberne Mondglanz der Rede mich aufhorchen. Fern aber blieb meinem Geist jeglicher Drang, sich zu beugen. Vor der Frucht aus seinem Samen? Ich hatte des Mannes kaum wieder gedacht.

Nicht in Bewußtheit. Nun aber weiß ich, daß er seit der nächtigen Zwiesprache um mich, in mir war. Ihr habt ihn verurtheilt. Nein: jetzt keinen Anlauf zu Rechtfertigung. Nicht heute. Ich sah Euer Urtheil, des Sanhedrins, vollstrecken. Ich mußte. So laut der Wille knirschte: ein Wirbel riß mich hinan. Bis auf des Schädelberges Spitze. Ein kläglich würdeloser Zug. Hinter dem Centurio, zwischen Hecken bewaffneter Söldner, zwei Strauchdiebe und er. Zum ersten Mal sieht ihn mein Auge im Licht des Tages. Der zarte Leib scheint unter der Last des Kreuzes, das er selbst an die Richtstätte schleppen muß, zu brechen. Erbarmts die Soldaten? Nur zu langsam ist ihnen der Marsch; deshalb bürden sie einem vom Feld heimkehrenden Landmann das Kreuz auf die Schultern. Fortan gehts in gelindem Trab. Oben giebts Würzwein. Die Strolche saufen. Der Galiläer näßt nur die Lippen. Steht das Kreuz? Deutlich sehe ich, wie an die Mitte des Schaftes ein Holzklotz gefügt wird, der die Beine stützen soll; sonst, flüsterts vorn, zerrisse des Körpers Gewicht die Hände und der Leib fiele noch lebend von dem Querbalken. Hammerschläge. Sechs Hände, sechs Füße werden ins Holz eingenagelt. Aus den Wunden quillt Blut: und die Weiber kreischen auf. Gelächter antwortet ihrem Wehruf. Behaglich haben sich die Soldaten gelagert und würfeln nun um die Kleider der Gekreuzigten. Henkersknechte, die Handwerksgewohnheit härtete. Schmählicher ist, daß noch in dieser Stunde aus Judenmund Schimpf kommt. Die Schächer sind vergessen; nur den Mann in der Mitte bespeit der Zorn. ‚Wäre er, wie er geprahlt hat, Gottes Sohn, der Vater hülfe ihm aus der Noth. König der

Juden, Du Wicht? Steige vom Kreuz: und wir wollen Dir gläubig huldigen.' Den Himmel ekelt der Anblick. Ueber dürrer Erde verhängen schwarze Wolken die Sonne; nie mehr könnte sie, die solche Menschheitschmach schleierlos sah, den Menschen froh leuchten. Auch vor mir ists wie Nebel. Regt sich die blasse Lippe oder narrt Hoffnung mich mit einem Trugbild? Jetzt richtet sich ein Soldat auf, taucht einen Schwamm in den Kessel, der die Poska, das Gemisch aus Essig und Wasser, enthält, bindet ihn ans Ende eines Rohrs und hebt ihn bis an den Mund des Galiläers. Ein Barmherziger? Als genüge des Einen einzige Gutthat zur Erlösung aus Todesmartern: der Leidenszug weicht aus dem Antlitz; von der getränkten Lippe tönt der Schrei nicht wie eines Gepeinigten, sondern wie eines Siegers; und klar, fest, stark wie Glockenton folgen ihm die Worte: ‚In Deine Hände, Vater, befehle ich meinen Geist!' Ein Lächeln, dessen huschender Strahl für eines Blickes Dauer den kahlen Gipfel erhellt. Und still neigt sich das Haupt.

... Du schweigst. Einbildung, denkst Du; mancher Gekreuzigte hälts Tage lang aus; diesen mag ein Schlagfluß, das Platzen eines dem Herzen nahen Gefäßes vor der Fäulniß bewahrt haben, in die der Römer den ehrlosen Sklaven verdammt. Mag! Ihr, Seelenlose, seid mit Allem schnell fertig. Mir aber ist die Erschütterung meines Wesensgrundes sichere Gewähr, daß ich nicht irre noch Alltägliches vom Einbildnervermögen ins Ungeheure zerren ließ. Daß hier heute geschah, was in die Ewigkeit fortwirken muß."

„Wie jede That, die nicht aus der Absicht auf Eigennutzung kam; von jeder bleibt in der Spreu ein Körnlein. Die gewaltigste aber sahest Du, Nikodemus: die That des Einen, der seine Lehre, bis ans bitterste Ende, gelebt hat. Wir? Durchs Dunkel schlichest Du zu ihm; denn Du durftest Deine Stellung in Israel nicht gefährden und warst auch nicht gewiß, ob sein Geist Deinen begreifen, ergreifen werde. Still! Wie dürfte ich spotten? Ich stahl mich aus dem Sanhedrin, rieb die Hände, weil ich weder mitgestimmt noch Hanans Meute wider mich aufgebracht hatte, und wärmte mich an der Zuversicht, daß des Unschuldigen Blut nicht über mich kommen werde. Sind wir nicht, Beide, den Schächern, die nach Gewinn haschten, näher als ihm? Was Satzung und Aeltestenbrauch! Keine hindert, keiner den Helden, sich kühn zu bewähren. Was alles Gefasel von Seelenkraft! Zum Fleisch des verzärtelten Schwel-

gers war sie die Knochenzuwage, aus der Du ein Süppchen kochtest. Die Welt wäre vollkommen, wenn sie Dir erlaubte, Hundertschaftführer, Landpfleger, Legat zu werden. Damit sies erlauben lerne, pumpet ihr Seelenodem ein. Der Nazarener war aus anderem Stoff. Blutete er: dann nicht von Dornen und Nägeln. Niemals hat er für sich Etwas begehrt und im Handeln, im Leiden nicht einen Wank von dem Wort gethan, das sein Mund sprach. Maschiach? Ich wage nicht, der Frage zu antworten. Doch unter Wortmenschen war er Thatmensch; just Dieser, der doch nur lehrte, nur als Prediger durchs Land zog und zu Wehr oder Angriff nirgends den Arm hob. Deshalb mußten ihm Wunder gelingen. Jedes glaube ich nun; schäme mich des Zweifels, der je eins benagte. Und schriee Allen gern, die ihn am Kreuz noch, weil er sich nicht selbst half noch vom Himmel Hilfe erlangte, bübisch verhöhnten, mit eines Goliaths Stimme ins Ohr: daß er gewollt hat, was ihm ward; daß sein Ersterben das Abbild, Denkmal, Zeugniß seiner Lehre sein sollte. Wäre er schlaff gewesen wie wir, wie wir auf Vortheil erpicht: er wohnte in Glanz und Hanans welke Finger tätschelten ihm die Haut. Nun füttert sein Fleisch die Raben... Horch! Ein Brausen ist in der Luft. Ein Fittich hebt meinen Willen. Menschenfurcht hielt mich gestern ab, für seines hohen Geistes Reine aufrecht zu zeugen. Heute verlobe ich mich seinem Leib. Den fordere ich, und bohrten tausend zornige Blicke, tausend glühende Nadeln sich mir ins Herz, von Pontius und berge ihn selbst in mein Gewölb. Bist Du in solcher Bereitschaft mir, nicht in Verstörtheit nur, Bruder, dann spute Dich und harre dort, woher Du kamest, mit Linnen, Myrrhen, Aloe mein."

„Im Abendschatten wirst Du mich finden. Zuckts wieder um Deine Nüstern? Noch ist in meinem Hause zum Mahl nicht Alles gerüstet. Und da das Gesetz andere Arbeit verpönt, gäbe ich Aergerniß... Was rief er in der Thür? ‚In meinem Blut pocht das Gesetz!' Der Gute putzt sich mit Worten; hängt sich die von Silben glitzernde Kette um den gedunsenen Hals. Meine Erzählung hat ihn hingerissen. Unterwegs wird er sich ernüchtern. Und, als der reichste Rathsherr, meines Vertrauens nicht unwürdig werden."

Von der Gabbatha hört der Prokurator die Bitte des Juden. „Den Leib eines Gekreuzigten? Welches? Ist er denn schon tot? Das wäre ja rasch gegangen. Warte, bis ich von dem Centurio die Meldung habe. Das Wachtkommando kam soeben zurück? Dann

her mit dem Hauptmann! .. Wirklich tot; und von den Balken gelöst. In Ordnung. Du da unten: unser Gesetz spricht dem Fordernden den Leichnam zu. Welchen wolltest Du? Richtig. Den König der Juden nannten sie ihn. Armer Kerl! Er ist Dein."

Im Dunkel harrt Nikodem. Weil Sabbath werden will, ist Eile Pflicht. Dieser Leib wiegt nicht schwer. Linnen, Aloe, Myrrhen. Nein: die Salbung und Kleidung dürfen wir nicht überhasten. Im nahen Garten ist eine Gruftkammer aus Felsstein gehöhlt. Da soll er nur über den Sabbath bleiben. Auf dem Steinlager unter der Bogenwölbung. Dieser Block sperrt die Thür. Noch eine Anstrengung: jetzt genügt der Verschluß. Tote fliehen nicht. Das war einmal doch muthig geleistete Arbeit; eigennutzlose. Gute Nacht!

Joseph wacht den Morgen heran und besinnt sein Erlebniß. Wie könnte er schlafen! Ehe die neue Sonne sinkt, weiß das Synedrion, was er that; und ist mild, wenn es der reichen Tempelspenden des Arimathiers gedenkt und sich mit der Ausstoßung begnügt. Will er denn Gnade? Wünscht etwa gar ungeschehen, was zwischen Mittag und Miternacht ward? Ehrlich! Noch ist vielleicht Wahl. Der Späher schlingt die Botschaft, die ihm auf der Zunge lag, hinunter, sobald seine Hand ein Silberhäuflein umklammert. Noch darf der Rathsherr wählen. Auf Behaglichkeit war sein Leben gestellt. Worauf wird ers nun stützen? Während die Gedanken ins Ferne ausschwärmen, rollt er zwischen drei Fingern die Blätter, die braun sind wie die Stirn der Inder, deren Sonne sie reifte. Sprach das alte Kuppelweib nicht, ihr Qualm lindere die spitzigste Pein? Wider die Sitte ists; heute auch wider das Gesetz. Noch ein Quentchen also; auf daß der Sünde Pfund voll werde. Und fünf Denarien der Vettel, wenn sie wahr sprach. Der Rauch beizt die Zunge. Bitteres Kraut; recht im Sinn der Passahvorschrift. Ja ... Worauf das Leben nun stützen? Nicht draußen mehr Rathsherr und drinnen der weise Spötter, der vom Pfühl der Skepsis gelassen ins Leben lächelt. Nie wieder duckt ein Kopf sich zu ehrerbietigem Gruß; scheu weichen die Aermsten vor ihm. Ists nicht besser, jedes Geschäft schnell abzuwickeln und mit der Habe zu wandern? In die Fremde; zu Heiden. (Kühl wehts aus dem Dämmer.) Früher wäre es leicht gewesen. Alternde wurzeln sich kaum noch ein. Und, am Ende, warum all das Ungemach der Entwöhnung und Namensentehrung? Weil ein Rausch über die Erde toste; weil eines Menschen Muster

zu Nacheiferung rief und alle nicht völlig verglühten, im Satzungwahn nicht ganz unfrei gewordenen Geister in Brunst trieb. Füge Dich spät noch in Vernunft! Der Eine ist tot. Lebte er, wäre Grund, auf den Du Hoffnung bauen dürftest. Wie der niedrigste Sklave starb er. Mit greisendem Haar eines Toten Jünger? Hanan wiese Dich in den Narrenthurm. Noch bleibt Frist. Tritt selbst vor ihn hin, zeihe Dich läßlicher Mitleidssünde, wälze den Steinblock von der Gruftpforte, wirf den Gesalbten auf den Schindanger und kaufe Dich mit neuer Gabe für Tempelgeräth los. Sonst? Herrlich wärs, in seines Fußes Spur zu wandeln, die kräftige Süße seiner Lehre zu schlürfen. Mit ihm aber starb sie. Wo war das Gewimmel der Schüler? Verlaufen. Keiner wagte sich in die Schrecken des kahlen Schädelberges. Mit stammelnden, schlecht gesäuberten Weibern, verhutzelten Jungfern und breithüftigen, von der Kundschaft geflohenen Metzen brüderlich hausen und in solcher Gemeine die erkaltende Asche schüren? Lieber neben ihm vom Leichengift zerfressen. Wo sich Gesindel wärmt, ist nicht meine Sonne. In Scharlach hebt sie sich schon. Rosenfinger winken ihr. Wie von Lyras Saiten klingts durch die Luft. Nahm der Nachtalb mir alle Erinnerung an die feinen Freuden, die aus Griechengeistern so oft meinem Herzen aufflatterten, wie eines Hafens heitere Wimpel dem müden Blick des weithin umgetriebenen Schiffers? Finstere Nebel lösen sich himmelan, helle duften mir... Frühling! Honig wirst Du, bitteres Kraut. Und im Blau Deines Wölkchens naht Schlaf.

Die kleine Frauengemeinde, die in der vierzehnten Nisannacht das heilige Werk der Leichenbergung sah, hält Spezereien zu sorglicherer Salbung bereit; Maria aus Magdala, Maria Kleophas, Johanna, Salome. Ihr Thränenborn ist erschöpft. Ihr Stab ist die Hoffnung, einmal noch das geliebte Antlitz zu schauen, einen ganzen Sonnentag lang bei ihrem Meister zu wachen. Durchs Morgengrau schreitet die Magdalerin leise dem Felsgewölb zu; vor den Gefährtinnen ihres Wehs. Trieb Jesus sieben Teufel aus ihrem Fleisch, sieben Diener des Wollustweckers Aschmedai, der in geiler Wuth einst Saras sieben Freier getötet hat? Die sanfte Stimme sprach sie der Sünde ledig. „Müssen wir Der nicht, die viel geliebt hat, viel verzeihen?“ Aus Abhub ist unter dem Hauch seines Mundes neues Leben erblüht. Das gehört ihm, wie jedes Ding, das er schuf; bebt nun in Ungeduld, seiner Hülle zu dienen.

Nie war Marien ein Sabbath so schwer. Halb nur gepflegt liegt der edelste Leib. Schwach ist sie und fragt sich im Schreiten, ob ihr allein wohl gelingen werde, vom Eingang ins Gruftgemach den Stein wegzuwälzen. Der ist fort. Wem that sich schon vor ihr die Thür auf? Hinein. Nichts. Doch: Linnen und Schweißtuch. Nichts Anderes in der Kammer. Bannt Lähmung die Frau? Thor: Schwingen sind ihr gewachsen. „Petrus! Johannes! Ihr sitzet träg. Aus dem Grab aber ward der Herr uns geraubt!“ Die Jünger sehen, suchen; und wenden stumm den Schritt. Nicht Maria. Wo wäre, wenn hier nicht, ihr Platz? Wieder strömt, nach langer Dürre, der Quell. „Als sie nun weinte, guckte sie in das Grab und sah zween Engel in weißen Kleidern sitzen, einen zu den Häupten und einen zu den Füßen, da sie den Leichnam Jesu hingelegt hatten. Und die Zween sprachen zu ihr: ‚Was weinest Du, Weib?‘ Sie spricht zu ihnen: ‚Sie haben meinen Herrn weggenommen und ich weiß nicht, wohin sie ihn geleget haben.‘ Da sie Dieses gesprochen hat, wendet sie sich zurück und sieht Jesum stehen, weiß aber nicht, daß es Jesus ist. Spricht Jesus zu ihr: ‚Was weinest Du, Weib? Wen suchest Du?‘ Sie meinet, es sei der Gärtner, und spricht zu ihm: ‚Hast Du ihn weggetragen, so sage mir, wohin Du ihn geleget hast, auf daß ich ihn hole.‘ Spricht Jesus zu ihr: ‚Maria!‘ Da wendet sie sich und ruft: ‚Rabbuni!‘ Das heißet: Meister. Jesus aber: ‚Rühre mich nicht an! Denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater. Gehe aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu Eurem Vater, zu Eurem Gott und zu meinem Gott.‘“ Die Brüder, die Jünger kauern jammernd auf den Fliesen. Alle Kraft ist von ihnen gewichen, aller Glaube an des Herrn Wiederkunft, die, als er noch vor ihnen wandelte, Jedem Gewißheit war. Menschenschutt; untauglich zum schlichtesten Bau. Da gellt durch die Sonntagsfrühe der Schrei: „Christ ist erstanden!“ Aufrecht sind sie. Eines Gerüchtes Widerhall? Nein, er ward erblickt. Von wem? Von einem Weib. Wars die Mutter? Nein: die Magdalerin. Aus ihrer Brust kam der Trostruf. Ist erstanden! Er mußte erstehen. Wer hat je daran, Brüder, gezweifelt? Blinde nur, Taube, marklose Seelenstümpfe. Seit Eine muthig betheuert hat, daß sie ihn hörte und sah, bündeln die Zeugnisse sich. Den Schwächling, der die große Sache verloren gab und sich in Winkel verkrochen hatte, entschuldigt nur emsig gedoppelter

Eifer. Dem Petrus, dem Kephas hat er sich gezeigt. In Emmaus zwei anderen Jüngern das Brot gebrochen. Jauchzet dem Erstandenen! Und kniet dann vor einer Gottheit Wiege. Dem hehrsten Menschen rann unsere Thräne; unser Jubel grüßt in ihm den Gott. Abermals gebar ihn eine Maria. Die durfte den Leib nicht betasten: und glaubte ohne Beweis. Dem Wunder ihres Glaubens glaubten die Anderen, auch sie nun ohne Beweis durch Auge, Ohr, Hand. Jesus ist Christus, der Rabbi ward Gott. Und selig ein Jeglicher, der nicht sah, nicht hörte noch tastete: und dennoch glaubt.

„In dieser Nacht will ich durch das Land gehen und von Mensch und Vieh alle Erstgeburt schlagen. Wo ich an Pfosten und Schwelle aber Lammelsblut sehe, will ich vorüberschreiten, daß nicht auch Euch Leid und Vernichtung treffe." Das stand geschrieben; und ist erfüllt. Im Geist. An den Buchstaben hat Joseph sich nicht gehalten; sogar einen Anderen aus dem Gitter gelockt. Doch keinerlei Aergerniß kränkte ihn. Bis über Mittag hinaus lag er am Sabbath in Schlaf. Ging auch dann nicht aus der Thür. Zwischen Traum und Angst hockte er müßig. Ists schon gemeldet? Sicher ein Lügenbrei mit aufgetischt. Sitzen sie vielleicht zu Gericht? Dem Alten ists zuzutrauen. Der biegt den Brauch, bis er ihm in die Hand paßt. Nichts. Kein Laut. Alltagskram, oft verwünschter, wäre heute Erquickung. In der Stille hört man den Holzwurm und des Blutes Schlag an die Aderwand. Wie dem Seelenwärmer drüben zu Sinn sein mag! Nikodemos: dem Volk ein Siegbereiter oder Sieger auch über sein Volk? Ein Schüttelspiel mit Silben der Griechensprache. Käme die Nacht! Nein: klebte Pech ihren Fuß an den Meeresspiegel! Scheidet sie, so zwingt Pflicht in die Felsgrotte, in Bestatterdienst, und aus feuchtem Stein sintert alter Zweifel und neuer Gram. Wenn dieser Galiläer lebte! Im Hui wäre die Lende gegürtet, der Schuh beschnürt, der Wanderstab mit blanker Eisenzwinge besohlt. Jünglinge würden mir neidig. Hier verfettet man. Immer geschäftig; immer um wägbaren Lohn. Die Tenne bleibt leer, bis mein Silber sie pflastert. Nichts Lebendiges. Worte, Schriften, Umsatz und Zins. Einer war, der den Geist seiner Lehre lebte; der für sie, in ihrem Erlebniß starb. Wer schlug aller Erstgeburt köstlichste? Wer? .. Die Magd mit der Leuchte. „Herr, längst ist Abend geworden."

Und wieder Morgen. Auferstanden? Selbst muß ich sehen, ob der

Leib aus dem Gewölb schwand. Mich haben die Griechen gemahnt, nur zu glauben, was der Augenschein über den Zweifelsgrund hob. Lazarus, sammt Martha und den Marien: dürres Krüppelholz, das von einem Funken lichterloh brennt; so recht das Pack für Budenzauberer, doch nicht meine Zeugen. „Auferstanden! Mir darfst Du trauen. Ich war dort. Draußen. Auf der selben Straße, die ich am Vierzehnten, vor dem Sabbath, beschritt. Auch ist die Stadt voll von der Mär und schon streng verboten, vom Schnabel sie in ein Ohr tragen zu lassen. Zu spät, freilich, verboten .. Was kümmerts uns noch? Von Dir, Rathsherr, will ich Bestätigung, daß mein Gesicht tiefer als Anderer in Finsterniß drang und früh hinter ihr Klahrheit ahnte. Sagte ich nicht, daß diese Tage von neuem Heil trächtig sind und daß meiner Seele kein Wesensbild sich, im ersten Anschauen, so fest eingedrückt hat wie jenes Menschen, als ...“ „Als Du in der Nacht zu ihm gegangen warst. Was würde ich Dir, Nikodemus, nicht bestätigen? Drum: sitze bei mir. Und nimm, statt des Kissens, das Scheit als Beinstütze und, zugleich, als Theilstück der Planke, an die wir uns, Beide, nun seilen müssen: sonst glitten wir; frage nicht, wohin! Ja, wir waren bereit; und unseres treuen Glaubens Schaufel warf den Zweifel, der an uns heraufkroch, wie Maden von frischem Fleisch. Fortan ists in Erz geschrieben. Nun aber: was dünket Dich heute, am Tag, um Deine Seele? Schwätzer erzählen und Tröpfe schwören drauf, das Wunder dieser Auferstehung verbürge den Sieg des Gedankens. Hier glaube ich nicht; weil ich weiß. ‚Erklügeltes Spiel also, des Himmelkönigs leibhaftiger Sohn und niemals in Lebensgefahr!‘ Das wird man heute flüstern und morgen brüllen. Unermeßlich ist die Arbeit, die noch zu thun bleibt. Deshalb bin ich entschlossen. Hinter mir breche jede Nothbrücke. Zu dem Prokurator, danach in Hanans Höhle. ‚Aus meiner Gruft, in die ich ihn gebettet hatte, schwang er sich auf; und war gesorgt, daß kein Riegel ihm wehre.‘ Das Leid der Kreatur sprach mir nie; jetzt höre ichs stöhnen und fühle mich jeglicher als Nächsten verlobt. Täglich erflehen Tausende ihr Brot; wers Einem, ungesäuert oder aus Hefegährung, büke, hätte nicht nutzlos gelebt. Horch! Aus allen Kelchen läutet, durch Thränenflöre, das Glück. Grauen Schülern ein neues Leben. Komm, Jüngling, in den Lenz!“



Nachtgesichte.

I.

Wer ging auf leisen Sohlen durch das Gras?
Welch Rauschen hat die Blumen fremd gestreift?
Wer war das Antlitz hinterm Fensterglas,
Grausilbrig wie von Nebelthau bereift?

Wer legte mir die Rosen vor die Thür,
Rosen, die keine Menschenhand gepflückt?
Was wollen diese weißen Blumen hier,
Mit denen sich die letzte Stunde schmückt?

Was willst Du, stummer, steinern kalter Mund?
Was wollt Ihr, Augen, hohl und leer und starr?
Nein, schweigt und schwindet! Selbst wähl' ich die Stund;
Ich bin nicht Eurer Mächte Thor und Narr.

II.

Das Meer liegt still im Silbermondenschein,
Es rauscht die Flut nur leise auf den Strand.
Siehst Du die eine Welle, da, allein?
Ganz fern kommt sie wie Sturm dahergerannt . . .

Die Mähne schäumt, es fliegt im Wind der Gischt,
Als peitschten Höllenhände hinterher.
Der Mondenschein im Wogenschwall verlischt —
So rast die Welle dunkel übers Meer.

Bleib in der Tiefe, geisterndes Gesicht!
Der Totenfels, daher Du kommst, ist weit;
Zerschell am Stein, Dein Brüllen schreckt mich nicht:
Noch steh ich in lebendiger Ewigkeit.

III.

Nicht wahr, auch Du, Du hörst jetzt aus dem Wald
Die Stimme, die mit fremdem Laut mich ruft
Und voll Geheimniß, wie die Hochgestalt,
Die steinern winkt von der Cypressengruft.

Hör, leise ist die Stimme, leis und bang,
Die aus dem Dunkel in die Tiefe hallt;
Doch ehern wie der letzte Glockenklang
Und wie der Spruch des Schicksals marmorkalt.

Mein Herz umstarrts wie Eis ... Doch töne Du
Nur weiter in die stille Nacht hinaus!
Die mir das Schweigen schuf, die Todesruh,
An ihren Stufen tönt sich Alles aus.

IV.

Hörst Du den dumpfen Athemzug der Nacht,
Die Pulse schwer wie unter Schmerzen gehn?
Der Wald erbebt, vom ersten Traum erwacht,
Und durch die Wipfel fremde Schauer wehn.

Es neigt sich tief das silbergrüne Korn,
Wie albbedrückt; es raunt, es pfeift der Wind,
Die Blüthen stäuben blind vom Heckendorn
Und durch die Wiese stumm das Wasser rinnt.

Es ist, als hielt' die Welt den Athem an,
Als käme gleich ein tiefer, wilder Schrei . . .
Gieb mir die Hand! Schreite, Du, mir voran
Und führe mich an aller Furcht vorbei.

V.

Von allen Seiten stürmt sie auf mich ein,
Der Nachtgebilde bleichgesichtige Schaar;
Ins laute Leben starr' ich still hinein
Und weiß nicht, ob Das fremdes Träumen war.

Die Andern gehn gelassen ihre Bahn
Und streben eifernd sichren Zielen zu;
Mein Fuß irrt hin und her, von Wahn zu Wahn,
Und sucht den Weg zu tiefer, tiefer Ruh.

Laß ab von mir (Du fühlst doch, wie mich friert),
Daß nicht der Frost auch Deine Seele streift!
Ich wähnte, daß mich Frühlingsglanz berührt . . .
Da hatte wohl der Winter mich bereift.

VI.

Nein, gieb mir doch die Hand, die kleine Hand,
Die furchtlos fest in alle Dunkel greift
Und von dem Antlitz, das sich scheu gewandt,
Mit raschem Griff die schwarzen Schleier streift.

Sie führt mich sanft durch Apfelblüthenschnee,
Wo unter Blumen sonnentiefe Ruh;
Zu unsern Füßen schläft die blaue See
Und still schaun wir dem Mittagsfrieden zu.

Ein leises Wort von Deinen Lippen fällt
Und Deine Hand auf meinem Haupte ruht;
Die Herzen wandern träumend durch die Welt
Und aller Traum ist lichte Frühlingsgluth.

VII.

So lang in Deiner meine Hand nun liegt,
Bin ich vor allem Ungemach gefeit;
Was durch die Nacht auf schwarzen Schwingen fliegt,
Verrauscht in ferner, ferner Dunkelheit.

Ein lichter Engel, kreuztest Du die Bahn
Dessen, der ziellos seinen Weg nicht fand;
Du sprachest milde den Verstörten an,
Der nichts mehr kannte als sein Traumesland.

Du rührtest leise an des Lebens Thor,
Die goldnen Flügel sprangen flammend auf,
Aus Glockenklängen tratest Du hervor
Und führtest mich in Licht und Glanz hinauf.

Hamburg. Theodor Suse.



Berchtolds Politik.

Als vor zwei Jahren Graf Aehrenthal starb, herrschte wirkliche Trauer. Seine Art hatte dem Oesterreicher imponirt. Man weiß, daß die Phantasie des Oesterreichers sich leichter ästhetischen Eindrücken hingiebt als Dem, was man Grundsatz und Ueberzeugung nennt. Die harte Logik der Thatsachen und Prinzipien bleibt bei uns leicht unverstanden; in unserem öffentlichen Leben hat sich immer gezeigt, daß sie, um in Gunst zu kommen, der interessanten Träger bedurften. Es ist die alte Geschichte von der mehr femininen Psyche: je nach dem Medium entscheidet sie sich für Rinaldo oder für die Moral. Diese Erfahrung machte einst der kalte, phlegmatische und zurückgezogene Graf Kalnoky zu seinem Schaden, wie Graf Aehrenthal sie zu seinem Vortheil gemacht hat. Vom Grafen Kalnoky wurde gesagt, wenn er nur athme, spüre man seine Anwesenheit in ganz Europa; nur in Wien hieß es während seiner vieljährigen Ministerschaft immer: „Still, der Fisch". Vom Grafen Aehrenthal hingegen war Jeder, auch wenn die dünnen Lippen sich Monate lang nicht zu einem Laute öffneten, überzeugt, daß sich in ihm etwas Vulkanisches vorbereite, das (wartet nur) früher oder später in düster prächtigem Flammenausbruch die Welt in Staunen setzen wird. Uebrigens ist es ja heute nicht der Oesterreicher allein, der Sinn für das Dekorative in der Politik hat. Während der Ministerschaft Aehrenthals gab es zwei Szenen, die von Scribe für das alte Burgtheater geschrieben schienen. Die eine war die in Buchlau, wo er (bei Gott: Mitterwurzer!) eisig kalt und so nebenbei die Bemerkung fallen ließ, daß er vielleicht bald nach Bosnien gehen und es für immer einstecken werde, worauf ihm der Russe „hereinfiel", weil plötzlich und wider sein Erwarten das „Bald" wirklich schon binnen wenigen Tagen zur Thatsache gemacht worden war. Und der zweite Moment war die Nacht in Wien, da Aehrenthal mit dem Englischen Botschafter bis in die Mitternachtstunden in Berathung beisammen saß und draußen eine Welt in leidenschaftlicher Aufregung den Bulletins entgegenhorchte: Bleibt Friede oder wird Krieg? Ist Cartwright für die Unterwerfung Serbiens oder kommt morgen der Marschbefehl? Diese beiden Szenen blieben dem Wiener unvergeßlich. Zum ersten Mal nach langer Zeit sah er sein Bedürfniß nach Heroismen auf seinem eigenen Boden wieder befriedigt, vielleicht in noch höherem Maße als in der Zeit des Grafen Andrassy. Denn Andrassy war am Ende doch im Schatten eines Riesen, Bismarcks, und eines Mannes vom Ge-

wicht Beaconsfield gestanden, der seiner alten Königin Cypern und die indische Kaiserkrone heimbrachte; Aehrenthal aber hatte in einer bureaukratisch grau und langweilig gewordenen diplomatischen Welt keine Konkurrenz. Auch hat die Zuneigung ja den Hang, wegzuretouchiren, was die Helligkeit schmälern, und noch mehr zu vertiefen, was Folie geben könnte; im Fall Aehrenthal also vergessen zu lassen, was vom Yalu bis Mukden von der russischen Schlagfähigkeit weggebrochen war, und verliebt nur zu denken, wie da ein langer, dünner Mann mit schmalen Lippen, der immer nur ganz leise sprach und phlegmatisch aus ibsenischen Fischaugen sein Gegenüber anschaute, die angeblich noch immer vorhandene und disponible russische Uebermacht bezwang. Und heute, zwei Jahre nach dem Tod Aehrenthals, sind Oesterreich-Ungarn und Rußland wieder der Hauptgegenstand europäischer Sorge. Denn von den drei Fragenkomplexen, die in dem letzten Jahrzehnt im öffentlichen Bewußtsein den Vorderplatz einnahmen, ist der deutsch-englische durch die begonnene Erörterung der Bedingungen eines Ausgleichs gemildert, der österreichisch-italienische durch einen temporären Ausgleich einstweilen ungefährlich geworden und auch auf dem Balkan ist, seit Bukarest, ob nun dauernd oder für eine Weile, Schluß gemacht. Dennoch will nicht Ruhe werden; wieder fragt man: Was will Rußland? Warum zwingt es uns die Habtacht-Stellung auf?

Denn Etwas will es; das alte Wort von den Wolken am Horizont ist hier nicht Phrase. Alle die über einen längeren Zeitraum verstreuten charakteristischen Theilhandlungen geben, wenn man die Dinge zusammenschiebt, schon ein stattliches Gewölk. Vor langen Monaten, nach einem freundschaftlichen Besuch, den der Kriegsminister Suchomlinow in Berlin gemacht hatte, erzählte er, auch die bisher nur im Cadre bestandenen Reserveformationen werden jetzt zu Feldabtheilungen ausgebildet und durch ihren Ausbau werde bald die russische Artillerie zur ersten in Europa gemacht sein. Nun folgte ein Sommer, ein Herbst mit Waffenübungen; mitten im Winter wurden wiederum ganze Jahrgänge zurückbehalten und Paris hat eine ungeheuere Anleihe bewilligt, die strategischen Zwecken dienen soll. Dazu nach einander Aufstellungen an der rumänischen Grenze und nach Armenien zu, Rückkehr zu den alten Ständen an den einen Augenblick entlastet gewesenen westlichen Grenzen, Befestigungen und Aufstellungen in der Front des Oesterboetten, wodurch Schweden tief beunruhigt wurde. Sie in Deutschland haben ja für die höheren Temperaturen, in denen sich von Zeit zu Zeit die russische Gesinnung kund-

giebt, auch die nöthige Empfindung. Wir in Oesterreich fühlen das Alles noch stärker; wir sind ja das Angriffsobjekt. Eine Weile glaubte man die Propaganda, die laut den Krieg gegen Oesterreich gefordert hatte, durch den Willen des Zaren zerschmettert; aber in der Duma, in den Blättern und in Versammlungen ist wiederum, mit der alten Erbitterung, das Lied vom Martyrium der Slaven in Oesterreich angestimmt worden. Vor Jahrzehnten schon, in der Zeit Pobedonoszews, hat diese Propaganda durch ihre Agenten in Galizien, Pater Naumowicz und Andere, mit großen Geldmitteln gearbeitet; jetzt, unter Sabler, wird auch in Ungarn agitirt. Man weiß, daß gerade in den letzten Jahren die an Rußland grenzenden Provinzen mit einem ganzen Netz von Spionen überzogen worden sind; sogar ein in hoher Vertrauensstellung befindlicher Offizier wurde zu dieser Spionage verführt. Was will also Rußland? Als es den ersten Balkanbund gegen uns schuf, die Durazzo-, dann die Skutarifrage stellte und in Rumänien gegen uns so lange spielte, bis dort wirklich ein Umschwung der Volksstimmung gegen uns eintrat, war verständlich, worum es ihm ging. Aber am Ende hat es doch stets, bei Durazzo, Skutari und der Schaffung Albaniens, den von England und Frankreich angenommenen Wünschen Oesterreich-Ungarns zugestimmt. Was also will es weiter? Und in nothwendigem Zusammenhang damit steht jetzt, zwei Jahre nach Aehrenthal, die Frage: Was ist Oesterreichs Wille und Politik?

Nun möchte ich glauben, daß die Diagnose Dessen, was Rußland will, bisher doch nicht so gelungen ist, wie zu einer klaren Beantwortung dieser zweiten Frage nöthig wäre. Ich möchte behaupten, daß man, um, so zu sagen, die richtige Deklination zu berechnen, bis auf das Rußland Alexanders des Dritten zurückgehen muß. Sein Rußland war nicht das von heute. Als er das Bündniß mit Frankreich schloß, brauchte er es eigentlich nicht; und Jedermann in Europa war auch überzeugt, daß es ihn nicht zum Angriff drängen würde. Was die Panslavisten dachten, mochte nach seinem Sinn vielleicht in ferner Zukunft einmal wahr werden; der Zar hatte am russischen Besitz genug. Und wenn er dennoch das Bündniß schloß, so that ers, um Deutschland zu beweisen, daß er sich keinen Zwang aufzuerlegen brauche und Sympathien wie Antipathien offen bekunden könne. Frankreich in seiner Hand; Das war ein Mittel, Deutschland wissen zu lassen, daß er ihm mit Lanzenspitzen den Schlaf zu rauben vermöchte; [...]r that er es noch nicht, sondern blieb ruhig und konservativ. [...]h Rußlands Niederlage in Ostasien wurde es anders. Das

Reich war fürs Erste fast wehrlos und mußte dulden, daß die Türkei, dieses Stück Scheinlebens, sich aufraffte, Abd ul Hamid absetzte und eine Armeereform, mit der Grundidee der Vermehrung der beiden nördlichen kleinasiatischen Corps auf sechs wohlausgebildete Corps, vorbereitete. Das bestimmte die russische Politik zur Rückkehr nach Europa. Denn dieser Plan, dem von Japan zerschmetterten und im Innern lichterloh brennenden Rußland, wenn es sich rührte, auch in Armenien einen eisernen Willen entgegenzuwerfen, brachte zum Ausdruck, wie sehr überall das Zittern vor Rußland verlernt worden war. Und da hatte Herr Tatistschew mit seinem Rath zur Paralysirung dieses Streiches Erfolg. Es war ein Bischen wie die Geschichte von dem ohnmächtig gewordenen Wolf und dem Fuchs, die wir in „Tausendundeine Nacht" lesen. Du willst Dich vor mir in Armenien verbarrikadiren? Unnöthige Sorge; ich bin Dein Freund. Und verlangst Du Beweise? Da sieh, wie ich Dir den Eintritt in einen unter meiner Patronanz geschaffenen und Dich vor bulgarisch-serbischen Belästigungen schützenden Balkanbund anbiete... Zugleich aber soll mir (und da hat man die Idee mit dem doppelten Zweck und Gesicht) dieser Balkanbund ein Mittel gegen einen Anderen sein. Seit meinen Niederlagen in Asien hat sich das Prestige des vor meiner Bedrohung nun gesicherten österreichisch-ungarischen Balkanrivalen gehoben; und schaffe ich andere Drohungen gegen ihn, so wächst Das eo ipso meinem Prestige wieder zu. So war die Rechnung beim ersten Balkanbundplan; Alles noch eingestellt, nicht auf drastische Wirkung, sondern nur erst auf Zeitungsiege und Dekor. Hält Rußland alle Balkanfäden in der Hand, so ist es, trotz Stoessel und Kuropatkin, wieder Etwas in der Welt und kann sagen, daß es für Oesterreich künftige Verlegenheiten vorbereitet hat. Aber da kam die bosnische Annexion und Alles, was ihr folgte. Um sich zu rächen und den verlorenen Glauben der Balkanstaaten zurückzugewinnen, schuf es den zweiten, jetzt direkt gegen Oesterreich-Ungarn gerichteten Balkanbund.

Das Alles muß man bedenken, um zu richtigem Urtheil über die österreichische Politik der letzten zwei Jahre zu gelangen. Was wir in diesen Jahren durchgemacht haben, war, Jedes für sich, nur Theilerscheinung der gegen Oesterreich-Ungarn gerichteten russischen Aktion. Nach einem Wort, das ich neulich hörte: „Die Manöverfelder, auf denen wir zu thun hatten, lagen auf dem westlichen Balkan; jeder Kundige weiß aber: es war russische Direktion. Die russischen Diplomaten haben ihre Amtsuniform und die russischen Armeen haben auch ihre Uniformen; wenn aber auch

die gegen uns spielenden Pione anders uniformirt waren, so weiß man doch: es war russische Strategie." Will man also wissen, ob Oesterreich da unten die richtigen Wege einschlug, so darf man nicht nur fragen, ob irgendwo auf Nebenfeldern, sei es in puncto Prizrend, Kanya oder Kawalla, Alles bis auf des i-Tüpfelchen rund zu Erledigung gebracht worden ist.

Man hat über die europäische Diplomatie gelacht, weil sie von der russisch-bulgarisch-serbischen Abmachung überrascht worden war: ich möchte meinen, daß Graf Berchtold recht früh Bescheid wußte. Nun giebt es Leute, die sagen: Da durfte man nicht zögern, sondern mußte das Praevenire spielen. „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!" Gut also, Krieg! Aber gegen wen? Gegen Rußland? Da hatte Deutschland mitzureden; und wollte es? Sie selbst, verehrter Herr Harden, haben in einer großen Rede hier in Wien darüber gesprochen. Uns schien, daß man bei Ihnen die Energie Ihres Denkens nicht mitmachte und die scharf formulirte Platform „Hie Rußland, hie Oesterreich!" noch nicht für gegeben hielt. Die Sache war geschickt verkleinert, zu einem geringfügigen „Hie Skutari, hie Oesterreich" herablizitirt worden; und für Skutari Krieg? Das sah man bei Ihnen nicht ein. Und noch unerfreulicher stand der Fall, wenn man an unseren zweiten Bundesgenossen, Italien, dachte. Erinnern Sie sich doch nur, wie wir kurz vorher, im Dezember 1911, selbst im bittersten Konflikt mit Italien standen und daß man auch zuvor schon, seit unserem wirthschaftlichen Bruch mit Serbien (an dem ich, nebenbei bemerkt, nicht Serbien, sondern uns für schuldig halte) verschiedene starke Attachements der belgrader Regirung an Italien zur Sprache gebracht hat. Und geht man unter solchen Umständen in einen Krieg gegen Rußland? Gut also, wird man sagen und sagte man auch, gut also, keinen Krieg gegen Rußland; aber gegen Serbien könnten wir doch losgehen? Ich mußte dabei immer an das Wort denken, das einst Fürst Bismarck zur Charakterisirung einer Rede, die Bamberger gegen seine auswärtige Politik gehalten hatte, sprach. Er nahm Bambergers Logik vor, zeigte die schlotternden Fetzen ihrer Ungereimtheit, zeigte die Unfähigkeit, auch nur von einem zum anderen Element gerade zu folgern, und schloß mit dem mir seitdem unvergeßlich gebliebenen Wort: „Ich fordere meine Kollegen in Europa auf, zu sehen, mit wem ich mich da herumschlagen muß!" Krieg gegen Rußland nicht, aber Krieg gegen Serbien wollten unsere Leute. Zuweilen ist es, als müßte man sich an den Kopf greifen. Krieg gegen Serbien! Das war ja der russische Krieg.

Nein, auf diese Weise ging es nicht; und darum begreife ich, daß Graf Berchtold es mit anderen Mitteln versuchte. Nun ist die Frage, ob es ihm gelang. Zugleich damit beantwortet sich aber auch die Frage nach seiner Art, die heute in einem solchen Halbdunkel schwebt. Ich wiederhole: Graf Aehrenthal hatte es für den Dramatiker gut; er wollte Etwas nehmen, und wer Etwas offen nehmen will, kann hierbei offen spielen und ihn interessant beleuchtende Szenen haben. Graf Berchtold aber hatte die Aufgabe eines durchaus verdeckten und lautlosen Spiels. Man kam zu ihm und sagte: Hier ist ein unter russischer Führung geschlossenes Bündniß von dreihunderttausend Serben und zweihunderttausend Bulgaren gegen Oesterreich. Was also thun? Er sagte es nicht, aber die Folge lehrt, wie er es sich dachte: Krieg nicht, aber vielleicht schlage ich Dir die Waffe ohne Krieg aus der Hand. Wie? Zunächst vielleicht, indem ich Deine Waffe anderswohin kehre. Muß es gegen Oesterreich sein? Vielleicht ist in diesem Bündniß Jemand, der nach seinem näheren Interesse sich eher gegen einen Anderen wenden lassen kann. Und siehe da: solch einen Faktor, eben Bulgarien, gab es auf dem Balkan, für den es ja eigentlich nicht das entfernteste Interesse zu einer Wendung gegen Oesterreich gab; wenn nun Bulgarien und mit ihm dann noch Griechenland die Aufstellung dorthin nahmen, wo allein ihr Vortheil lag, dann genügte Serbiens Kraft von selbst für den geplanten Stoß nach Norden nicht mehr. Weiter: wenn Bulgarien und Griechenland in einen Türkenkrieg gingen, dann mußte Serbien offenbar vermöge aller ihm traditionell heiligen nationalen Gefühle mit; denn wer verpaßt einen solchen Augenblick? Um ein Bild zu gebrauchen: es gilt im Schachspiel als eins der schwierigsten Manöver, die nach einer Seite gleichgerichteten Läufer in ihrer Position so zu ändern, daß sie genau nach der anderen Seite gleichgerichtet sind. Aehnlich war das Spiel, das der Politik Berchtolds mit der Ablenkung des Stoßes vom Nordwesten nach dem Südosten, noch dazu nicht mit seinen eigenen, sondern mit den fremden Läufern, gelang. Nebenbei bemerkt: man hat sich in der Welt viel über Oesterreichs Sympathien für Bulgarien gewundert. Vielleicht waren diese Sympathien nun echt und dann bin ich allerdings im Irrthum; vielleicht aber darf man fragen, ob sie nicht am Ende doch von der Art derer gewesen sein könnten, die der Mann im Dschungel dem Elephanten widmet, der ihm den anderen, wilden Elephanten einfangen und festhalten hilft. Sage ich damit etwa, Das Alles müsse sein? Ich achte die Serben, habe unter ihnen theure Freunde und wüßte mir ein besseres Jahrhundert als

das, in welchem wir nun schon so lange gegen einander stehen. Aber ich liebe auch meine Brüder, meine Kinder, meine Landesgenossen und meine Mitbürger und kann darum keinem moralischen Bedenken gegen eine Politik Zulaß gewähren, die, um ein uns von fremder Intrigue zugedachtes tödtliches Unheil abzuwehren, ein Bulgarien, das sich dazu noch freiwillig anbietet, sammt einem von Rußland gegen uns aufgewühlten Serbien in einen anderen Kampf hinausschickt. Wenn nun der erste Schritt dieser Abwehrpolitik kein anderes Resultat gehabt hätte, als daß er die beiden Exponenten Rußlands von Oesterreich weg nach dem Südosten lenkte, so wäre Dies ein wahrhaft werthvolles und willkommen zu heißendes Ergebniß gewesen. Aber nun folgte, gemäß einer Konzeption, die mir auch nicht wie etwas Alltägliches vorkommt, gerade, nachdem es seine Siege erfochten hatte, die völlige Zerschlagung des russischen Instruments.

Man hat der österreichischen Politik vorgeworfen, daß sie nicht rechtzeitig gesagt habe, bis wohin im Westen sie den Serben gestatten würde vorzudringen. Und es ist allerdings klar, daß dann Serben und Montenegriner nicht nach Durazzo und Skutari gegangen wären; und dann hätte auch Oesterreich-Ungarn nicht erst zu drohen und die wiener Börse nicht zu beben gebraucht. Nur bedenkt man nicht, daß in diesem Fall zwischen Serbien und Bulgarien wohl von Anbeginn über die Beuteauftheilung eine Einigung auf einer anderen Basis zu Stande gekommen wäre; und nach dem Ende des türkischen Krieges war dann ein, nach den gemeinsamen Siegen, nun auch im Frieden fest verbundenes und geeinigtes Serbien und Bulgarien, und zwar jetzt erst recht, als unzerbrechliche Waffe im russischen Dienst. Da also will es mir doch mehr imponiren, daß Graf Berchtold anfangs schwieg und durch dieses scheinbare Gewährenlassen Serbien seinen Hauptantheil ganz nur im Westen suchen und sich auch beruhigt diesen seinen Antheil in der mit Bulgarien geschlossenen Abmachung verbriefen ließ. Als es dann aber recht drinnen war und seine Truppen schon Durazzo besetzt hielten, da, im richtig erlauerten Augenblick, kam Wien. Und jetzt erst, als es zu Rückzug und Herausgabe gedrängt und um das Hauptergebniß seines Krieges gebracht war, jetzt erst erkannte Serbien, wie werthlos und politisch undurchdacht und ungesichert sein mit Bulgarien geschlossenes Theilungabkommen gewesen war. Und nun vollzog sich Alles unter Zwang; nun mußte, wenn es nicht wieder eine Revolution gegen eine Dynastie geben sollte, eine Aenderung des Theilungmodus, eine Erhöhung des serbischen Antheiles gefordert werden: und da kam der Bruch und

zugleich der Zusammenbruch der russischen Balkanpolitik. Es ist wahr: in diesem Krieg siegte nicht Bulgarien, sondern es wurde niedergeworfen und wieder freute man sich in Rußland der Blindheit, die sich auf Bulgarien verließ. Daß aber Oesterreich in Bedacht aller Möglichkeiten, das „Doppelt hält besser" beherzigt hatte, verräth die Thatsache, daß es gleich nach dem Zusammentritt der Londoner Konferenz die Schaffung des nun im Süden wie ein Sporn sitzenden Albaniens gefordert hatte.

Macht man also die Bilanz dieser beiden Jahre, so wird das Urtheil wohl anders als das landläufige sein. Die Zerschlagung des Balkanbundes, das Spiel, wodurch die russische Waffe sich gegen Andere kehrte, der Rückzug der Serben von Durazzo, die Herausgabe von Skutari und die Schaffung Albaniens: Das waren Etapen, wie sie nicht jeder Staat in Europa heute aufzuweisen hat. Graf Berchtold hat Rußland nicht endgiltig besiegt. Aber gewiß ist doch auch wahr, daß er bisher diplomatisch von Rußland nicht besiegt wurde, sondern, daß er ihm, stumm auf der Lauer liegend, noch in dem Augenblick jedes Stoßes die Waffe in der Hand zerschlug. Und er will wirklich den Frieden; sein ruhiges und gemessenes Vorgehen zeigt, daß er seinen alten Kaiser nicht muthwillig aufs Pferd setzen wird, so lange es nur anders geht.

Wien. Adolf Gelber.



Selbstanzeigen.

Severins Gang in die Finsternis. Ein prager Gespensterroman. Delphin-Verlag in München.

Dieser Roman will in erster Linie ein prager Buch sein. Seine Schicksale sind innerhalb der Grenzen dieser wunderbaren Stadt bedingt, die Struktur seiner Erlebnisse aus dem Material ihres Erdreiches gebildet. An und für sich wären seine Voraussetzungen vielleicht erklügelt, seine Psychologie überhitzt, seine Begebenheiten banal oder absonderlich. Aber die Geschichte von der Jersal und dem Untergang des jungen Severin will mehr als jede andere aus ihrem Milieu verstanden sein. Leser, die Prag gar nicht oder nur vom Hörensagen kennen, die seine magische Ausstrahlung, seine dunklen, rattenfängerischen Kräfte nicht am eigenen Leib erfahren haben, werden das Geschick des Helden nicht völlig verstehen, seine unabänderliche Gewaltsamkeit nur mühsam, mit verlegener Abwehr, begreifen. Im Spiegel der eigenartigen Phantastik, die, mehr oder weniger la-

tent, dem prager Boden entsteigt, den knappen Ausschnitt einer Welt im Kleinen zu geben, ist Zweck und Absicht des Buches. Die lauten Fragen des Tages, der politische Schacher mit seiner heftigen Betriebsamkeit sind nicht darin enthalten. Darum ist es gewiß auch kein Zeitbild und begiebt sich schon seiner Anlage und seinem Umfang nach des Anspruches, eins zu sein. Aber ein (wenn auch nur von einer Seite beleuchtetes) Stück eines Kulturbildes habe ich in den Kapiteln zu formen gesucht, die einen Einblick in eine bemerkenswerthe, wohl nirgends sonst in dieser seltsamen Mischung vorhandene Gesellschaft gewähren. Wie die gegenwartlose, aus dem Zusammenhang der Zeit gerissene Romantik Prags im Leben und in den Gedanken einzelner Repräsentanten dieser Gesellschaft trübe und wunderliche Blasen wirft: Das ist der Inhalt meines Gespensterbuches. Die Perspektiven, die es eröffnen will, heben es über den Rahmen der Novelle hinaus; und in diesem Sinne habe ich mich befugt gefühlt, es Roman zu nennen.

Prag. Paul Leppin.

Die Familienfideikommisse von wirthschaftlichen, legislatorischen, geschichtlichen und politischen Gesichtspunkten. 255 Seiten, mit zwei Karten. Groß-Oktav. Verlag von Puttkammer & Mühlbrecht in Berlin.

In Preußen steht die Neuregelung der Familienfideikommißgesetzgebung bevor. Bei der fortschreitenden Entwickelung der Fideikommisse, besonders in den letzten zwei Jahrzehnten, wird die Bedeutung der Neuordnung für die gesammte Bevölkerung allgemein anerkannt. Freunde wie Gegner der Institution sind eifrig bemüht, die von ihnen vertretenen Anschauungen in der Fideikommißnovelle zum Ausdruck zu bringen. Die Einen wünschen einen Ausbau des Gesetzes, die Anderen rufen: Fort mit dieser Institution, die aus der Feudalzeit stammt und in unsere Tage nicht mehr hineinpaßt! Das Problem harrt der Lösung und man sieht sich nach Waffen für den Kampf um. Die Literatur ist jedoch spärlich. Ich habe mich bemüht, möglichst objektiv zu sein; trotz einer Vorliebe für die Fideikommisse, die ich nicht leugne. Ich weise zunächst nach, von wie großer Bedeutung die fideikommissarische Bindung für die Erhaltung des nationalen Waldbestandes ist. Ob ein Fideikommiß gut oder schlecht wirkt, hängt ab von der natürlichen Betriebsform in seiner Gegend, vom Bodenangebot, von Bevölkerungerscheinungen. Dann werden (und hierin besonders liegt die Bedeutung der Schrift) ins Einzelne gehende Vorschläge „de lege ferenda" gemacht. Im letzten Theil wird die geschichtlich-politische Bedeutung der Fideikommisse in den verschiedenen europäischen Ländern beleuchtet (Spanien, Böhmen, Schottland, Frankreich, Deutschland) und das Buch schließt mit einem Kapitel über die heutige politische und ethische Bedeutung der Fideikommisse in Preußen.

Dr. iur. et phil. Hermann Krause.

Der philosophische Idealismus und das Grundproblem der Erkenntnißtheorie.

Zu der freundlichen Besprechung meiner Schrift durch Karl Jentsch in Nr. 22 der „Zukunft“ bemerke ich, daß die Schrift nur von mir (Neisse, Bismarckstr. 11) zu beziehen ist. In sachlicher Beziehung gestatte ich mir den Hinweis, daß ich mit meiner Ansicht über die sekundären Qualitäten nicht allein stehe; bedeutende Gelehrte, an ihrer Spitze Frischeisen-Köhler, vertreten sie. Alle Argumente für und wider die Nur-Subjektivität werden auf den Seiten 37 bis 50 meines Buches erörtert.

Neisse. Dr. Franz Jünemann.

Haschisch. Vierte Auflage, mit dreizehn Zeichnungen von Alfred Kubin, bei Georg Müller in München.

Ich würde und könnte dieses 1897 und 1900 entstandene und 1902 zum ersten Mal erschienene Buch heute nicht mehr schreiben; vielleicht, weil meine Phantasie in weniger übermüthiger Fülle blüht, vielleicht, weil eine universellere Weltbetrachtung das rein ästhetische Flattern von Reiz zu Reiz etwas hemmt. Dennoch freue ich mich, dieses Buch als ein Vierundzwanzigjähriger geschrieben zu haben. Man hat mir die Nothwendigkeit zu zeigen versucht, sein Neuerscheinen in Einklang zu bringen mit meinen in der letzten Zeit gelegentlich geäußerten (und heftig angegriffenen) Meinungen über die Grenzen zwischen Kunst, Sittlichkeit und Religion. Ein Kunstwerk kann, wie ja heute bis zum Ueberdruß gepredigt wird, allerdings in sich weder unsittlich noch irreligiös sein. Vielmehr hat es als Kunstwerk mit Sittlichkeit und Religion überhaupt nichts zu thun. Wohl aber kann ein unsittlicher Gebrauch davon gemacht werden und beschränkte Gemüther mögen in ihrem Glauben daran Anstoß nehmen. In diesem Buch nun unterfange ich mich nicht, an den Grundlagen der Familie und Ehe zu rütteln, wenn ich mir auch als Künstler herausnehme, meine Stoffe unter den Merkwürdigkeiten zu suchen, die außerhalb der Familie liegen. Eben so wenig drücke ich eine Mißachtung vor der Religion aus (was ganz und gar meiner eigenen religiösen Gesinnung widersprechen würde), wenn ich zeige, wie eine gotteslästerliche Schaar verruchter junger Leute in dem Augenblick, wo sie glaubt, die Sünde wider den Heiligen Geist zu begehen, vor der Allmacht Gottes anbetend in die Knie sinkt. Ein Monsignore in Rom hat mir einmal gesagt, daß meine Darstellung, wenn sie auch den Teufel recht eingehend konterfeit, in nichts gegen die katholischen Dogmen verstößt. Ein Gläubiger wird sogar von dem Gedanken erbaut sein, daß Gott die größte der Sünden, die wider den Heiligen Geist, kaum zuläßt. Immerhin ist das Buch nur für gebildete Erwachsene geschrieben. Sein Aeußeres wird es aus der Kinderstube fern halten, sein Preis muß es für die halbwüchsige Jugend unzugänglich machen und sein Stil dürfte kaum das Interesse der Halbgebildeten erwecken. Damit ist den berechtigten Forderungen der sozialen Sittlich-

keit genug gethan. Ich wende mich zunächst an erfahrene Männer. Wenn ihnen das Büchlein solcher Ehre würdig scheint, mögen sie es ihren Geliebten, die es doch in dieser christlich-moralischen Welt nun einmal giebt und deren Loos ist, außerhalb der Schranken der gesellschaftlichen Moral in wilder Anmuth zu blühen, auf den Toilettentisch legen. Es jungen Schwestern und Töchtern zu geben, die sich ihr Schicksal innerhalb dieser Schranken aufbauen sollen, wäre tadelnswerth. Es seiner Frau zu schenken, ist meist überflüssig, oft gefährlich; doch kommt es natürlich immer auf die Frau an. Und Dir, schöne Müßiggängerin, die Du zufällig durch diese Anzeige gerade zur Lecture gelockt wirst, sage ich Dies: Wenn Du nicht anders kannst, ließ es heimlich; wie Du Dich einmal gelegentlich auf einen nicht ganz einwandfreien Ball stehlen magst, wohin Du nicht gehörst. So lange Du selbst weißt, daß Du nur eine Escapade unternimmst, deren man sich nicht rühmen soll, um kein schlechtes Beispiel zu geben, magst Du es in des Teufels Namen lesen. Stellst Du Dich aber auf den Standpunkt heuchlerischer Lüderlichkeit, deren drittes Wort lautet: „Es ist ja nichts dabei", oder gehörst Du zu den schwatzhaften Gänsen, die immer wieder betonen, die Frau sei in erster Linie Mensch und von der selben sittlichen Natur wie der Mann, dann haben wir einander nichts zu sagen... Auch in einer gesund funktionirenden Gesellschaft giebt es eine Menge niemals von Gesetzgebern und Moralphilosophen vorausgesehener Dinge. Gerade sie werden ihrer bunten Abenteuerlichkeit wegen den Künstler besonders reizen. Sie verbieten, ist heuchlerisch, philisterhaft und außerdem zwecklos. Darum sollen sie noch lange nicht öffentlich ausgeschrien werden. Auch von dem Künstler ist daher zu verlangen, daß die Form, in der er solche Stoffe behandelt, und von dem Verleger, daß die Art, wie er sie auf den Markt bringt, die Distanzen zu der herrschenden Sittlichkeit wahrt. Man erzählt nicht am Familientisch, daß man gestern mit einer „interessanten" Dame soupirt hat. So wird man verhindern müssen, daß Bücher, die heikle Themen behandeln, in falsche Hände gerathen. Ganz verkehrt, weil kunstmordend, ist das englische System, das dem Künstler einfach die Darstellung solcher Dinge verbietet und dem jungen Mädchen Alles zu lesen und zu sehen erlaubt, statt dem Künstler die Freiheit der Darstellung zu lassen, aber jungen Mädchen manchmal den Zugang zu verbieten. Die französische Gesellschaft war darum so frei und geistreich, weil junge Mädchen streng ausgeschlossen wurden; die englische ist deshalb so langweilig und monoton, weil die „spinsters" bei Allem sein müssen. Der Autor, der sich auf gewagte Pfade begiebt, muß sich eines besonders gepflegten Stils befleißigen, und damit hat er die Pflichten der Sittlichkeit und des Taktes erfüllt. Das Andere ist Sorge der Verleger, Buchhändler, Eltern und Vormünder. Also, Ihr lachenden Courtisanen, Euch lege ich dieses Büchlein meiner Jugend ans Herz; und Euch, selbstsicheren und klugen Damen, stecke ich es vielleicht heimlich unter das Kopfkissen.

Oskar A. H. Schmitz.

Schlußakte.

Die Aktiengesellschaft Metzeler & Co. in München, die Gummiwaaren herstellt und zwölfhundert Arbeiter beschäftigt, ist in Konkurs gekommen. Technische Leistung und Geldbedarf standen nicht mehr in richtigem Verhältniß zu einander. In den guten Tagen half die Bayerische Handelsbank der Metzeler-Gesellschaft; zog sich aber zurück, als sie die Größe der Kapitalnoth erkannte. Ihre Nachfolgerin war die münchener Filiale der Dresdener Bank. München ist kein reicher Acker für die Hohe Finanz. Da sind zunächst die „alteingesessenen“ Doppelbanken, die einen beträchtlichen Theil der wirthschaftlichen Chancen in Erbpacht haben. Später kamen die Niederlassungen einzelner berliner Institute (Deutsche, Dresdener, Darmstädter); sie fanden keinen gedeckten Tisch. Die Filialleiter wollten diligentiam prästiren und den berliner Chefs zeigen, daß man Musik in den Knochen habe. Deshalb wurde tapfer zugegriffen; und es kam vor, daß man arg daneben griff. So erging es der Dresdener Bank mit Metzeler. Da konnten schon die Erfahrungen der Handelsbank abschrecken. Aber die Dresdener Bank hielt den Revisionbericht, den ihr die Deutsche Treuhandgesellschaft erstattet hatte, für ausreichend. Die erklärte nun, sie habe zwar, „soweit es sich um die buchmäßigen Feststellungen handelte, zu wesentlichen Beanstandungen keinen Anlaß gehabt“, der von ihr erstattete Bericht habe jedoch „zahlreiche weitergehende Angaben enthalten, an denen man achtlos nicht vorübergehen durfte, weil sie zur Beurtheilung der voraussichtlichen weiteren Entwickelung der Gesellschaft von erheblicher Bedeutung waren.“ Die Dresdener Bank hat sich gegen den in dieser Erklärung liegenden Tadel gewehrt und behauptet, daß sie aus dem Bericht ungünstige Schlüsse nicht ziehen konnte. Doch die Entwickelung sprach gegen sie. Metzeler meldete, drei Jahre nach dem Eintreten der Dresdener, Konkurs an und hatte, seit die neue Verbindung bestand, keine Dividende mehr gezahlt. Unter der Aegide der münchener Filiale der Dresdener Bank wurde eine auf deren Namen ausgestellte und hypothekarisch gesicherte Obligationenanleihe von 2 Millionen ausgegeben und zu 101 Prozent freihändig aufgelegt. Wahrscheinlich werden sich die Obligationäre bei der Abwickelung mit 85 Prozent begnügen müssen. Das wäre ein Verlust von 16 Prozent: 320 000 Mark. Das Aktienkapital von 2,80 Millionen ist ganz verloren. Zuletzt wurden 300 000 Mark (im Mai 1911) den alten Aktionären zu 112 Prozent angeboten. Wenn überhaupt an die Möglichkeit eines Regresses zu Gunsten der Aktionäre zu denken ist, kann es sich nur um diese 300 000 Mark letzter Emission handeln. Aber es ist sehr zweifelhaft, ob die Besitzer der Gesellschaft von ihrem Geld Etwas wiedersehen. Auch den Kontokorrentgläubigern sind schlechte Prognosen gestellt worden: im besten Fall 30, vielleicht aber nur 10 Prozent. Das ist im Ganzen eine runde Million. Die Dresdener Bank wird, mit einem Guthaben von 1¼ Million, wohl nichts verlieren.

Die Erinnerung an die Erlebnisse der Metzeler-Gesellschaft wird

also mit 4 Millionen bezahlt. Es ist keine Kleinigkeit, ein Unternehmen, das zwölfhundert Arbeiter beschäftigte, verschwinden zu lassen; und die Nöthigung, die zu einer so schmerzhaften Operation treibt, muß sehr stark gewesen sein. Daß die Dresdener Bank zu jeder Konzession bereit war, die auf den Weg des Heils führen konnte, versteht sich von selbst. Aber weder die Gläubiger noch die übrigen münchener Banken oder die Staatsbehörden konnten sich zu einer wirksamen Unterstützung entschließen. Die Frage nach Schuld und Sühne wird ja selten zu allgemeiner Zufriedenheit beantwortet. Festgestellt wurde, daß die technischen Leiter grobe Fehler gemacht haben. Die Fabrikate wurden so schlecht, daß in einem Jahr für 700000 Mark Waaren als unbrauchbar zurück kamen. Schließlich suchte man sich durch Schleuderpreise konkurrenzfähig zu halten. Ansprüche auf Schadensersatz, die von Aktionären ausgehen, sind, wie die Erfahrung lehrt, keine glatten Geschäfte. Auch kann sichs nur um die letzten Aktien handeln, die von der Dresdener Bank emittirt wurden. Der größte Theil des Grundkapitals, $2\frac{1}{2}$ Millionen, ist also verloren. In der Generalversammlung erklärte der Konkursverwalter, daß den Aktionären selbst dann nichts bliebe, wenn ihnen eine Million ausgezahlt würde; denn Alles, was einkommt, gehört zunächst den Gläubigern. Der Aktionär vergißt zu oft, daß er keine Forderung an seine Gesellschaft hat und die Konkursverwaltung sich um seine Schmerzen nicht kümmert. Die Generalversammlung der Aktionäre ist machtlos, sobald der Konkurs über eine Gesellschaft verhängt worden ist. Die Metzeler-Aktionäre beschlossen denn auch, dem Konkursverwalter freie Bahn zu lassen.

Ob es gelingt, eine neue Gruppe für das gescheiterte Unternehmen zu interessiren? Man möchte vermeiden, daß Münchens Industrie für alle Zeiten um ein abschreckendes Beispiel bereichert bleibe. Auch über Kohlenarmuth, Wasserkräfte und allgemeine Wirthschaftzustände wird dort wieder eifrig gesprochen, seit der Verkehrsminister von Seidlein die Elektrifizirung der Eisenbahnen abgelehnt hat. Seit zehn Jahren wird von dem Segen der Wasserkräfte gesprochen; aber noch ist wenig geschehen, um der bayerischen Industrie diesen Segen nutzbar zu machen. Kein Wunder, daß die Großindustrie dem Staat die Fähigkeit zu wirthschaftlicher Initiative abgesprochen und in dürren Worten verlangt hat, er solle seine industriellen Unternehmungen aufgeben und dem Privatkapital das Elektrizitätmonopol überlassen. Daß die Regirung mit diesem Vorschlag im Grundsatz einverstanden ist, zeigt die neue Denkschrift „über den Stand der Elektrizitätversorgung in Bayern". Man erfährt, daß der Ausbau der Wasserkräfte cura posterior sei. Ganz nach der Ansicht einzelner Vertreter der Großindustrie, die behaupteten, der Werth der Wasserkräfte werde überschätzt. Gut. Wie steht es aber mit dem Bau der Ueberlandcentralen? Staat, Gemeinde, Privatunternehmen oder gemischte Wirthschaft? Die Denkschrift weist auf die hohen Kosten, die der Bau von Ueberlandwerken macht (die Versorgung des rechtsrheinischen Bayern mit elektrischem Strom werde mindestens 200 Millionen kosten), und plaidirt für das

Privatkapital. Dem seien zunächst Risiko, Thatkraft, Arbeit allein zu überlassen. Wenn die Ergiebigkeit nachgewiesen sei, könnten sich ja die Gemeinden mit Aktienbesitz an den Elektrizitätwerken betheiligen. Der Staat aber werde die Unternehmer durch Verträge an sich binden. Das Programm ist ja gar nicht dumm; nur fragt sich, ob der Siegeszug der elektrischen Kraft ohne thätige Mitwirkung des Fiskus möglich sein wird. Man gedenke der unfreiwilligen Hemmungen, die sich die moderne Stickstoffindustrie auferlegen mußte, weil in den Ministerien die frische Farbe der Entschließung fehlte. Nach Jahren der Unschlüssigkeit (die Badische Anilinfabrik hatte seitdem auf ihren Plan verzichtet, an der Alz, in Oberbayern, eine große Anlage zu errichten) glückte es der Deutschen Cyanidgesellschaft in Berlin, die Genehmigung zum Bau einer Stickstofffabrik, an der Alz, bei Trostberg, zu erlangen; und heute ist Bayern im Besitz des größten deutschen Kalkstickstoffwerkes: der Bayerischen Stickstoffwerke. Von Amtes wegen soll natürlich kein Monopol der Privatindustrie geduldet werden. Man erinnert sich der Ministerialerlasse gegen solche Bestrebungen der großen Elektroconcerns. Um sie in Schranken zu halten, wird mit der Preisgabe der Wasserkräfte gezögert. Die sind das letzte Reservat des Staates. Trotz diesen Widerständen, die vielleicht nicht sehr ernst gemeint sind, besteht der Wunsch nach dichtester Anlage des Kabelnetzes. Ueber den Widerspruch zwischen den Monopoltheorien, die beim Staat auf fruchtbaren Boden fallen (sua res agitur), und den Folgerungen, die das Privatkapital an die Uebernahme aller Gefahren knüpft, wird man wohl nie ganz hinwegkommen. Bereitschaft zum Kompromiß ist hier Alles.

Der Staat kann an die Stelle der unbegrenzten Freiheit des Kapitals, sich in Risiken einzulassen, nur die Vorrechte auf bestimmte Allgemeingüter setzen. Das zeigt sich auch, wenn er versucht, einer bedrängten Industrie Hilfe zu leisten (Kali). Er ordnet dann eben an, was zu geschehen hat, und kümmert sich nicht darum, ob sein Programm mit den Lebensbedingungen der Privatwirthschaft übereinstimmt. Wirksam saniren kann nur das Privatkapital. Hätte der Staat geschäftliche Irrungen und Wirrungen, wie der berühmte Fürstentrust sie zeigte, aufzuknoten vermocht? Kaum. Die Deutsche Bank fing im Juli 1913 an. Wie und mit welchem Erfolg, habe ich hier schon geschildert. Mitte Februar 1914 hieß es, daß Zwistigkeiten entstanden seien; der starke Wille, der sich vorher stets mit Erfolg gegen die Bedenken der Banken durchgesetzt hatte, machte wohl einen letzten Versuch, unbequeme Rathgeber abzuschütteln. Die 4 Millionen Mark Aktien der Deutschen Levantelinie, die dem Fürsten Hohenlohe gehörten, bildeten das Streitobjekt. Sie waren an die HAL verkauft worden; und es hieß, daß dieser Verkauf Anlaß zum Konflikt gegeben habe. Am ersten April wurde berichtet, daß ein endgiltiger Liquidationvertrag zwischen der Deutschen Bank und den Fürsten abgeschlossen worden sei. Kein Aprilscherz, sondern eine bündige Widerlegung aller Gerüchte, daß die Bank sich von der Aufarbeitung der Fürstengeschäfte zurückziehen werde. Bis das letzte Konto gereinigt ist, können fünf

Jahre vergehen; diese Zeitspanne schreckt aber nicht mehr, weil in ihr nicht die Gefahr der Nothwendigkeit übereilten Handelns steckt. Damit ist es vorbei; die Deutsche Bank hat seit Juli schon rund 70 Millionen (durch Aktienverkäufe und Anleihen) losgeeist, so daß nur noch die kleinere (aber schwierigere) Hälfte des Kredits zu erledigen bleibt. Die Deutsche Bank wird, nach ihrer Rechnung, etwa 30 bis 40 Millionen bis zur Abwickelung des letzten Fürstengeschäftes festzulegen haben, hat aber Verlust nicht zu fürchten. Die beiden Fürsten haben sich von einander getrennt. Fürst Hohenlohe bleibt bei der Berliner Terrain- und Baugesellschaft, der Handelsvereinigung, der Palästinabank und der Deutschen Hotel Aktiengesellschaft, während Fürst Fürstenberg die Boswau & Knauer G. m. b. H. übernimmt. Daß auch die Deutsche Palästinabank liquidirt wird, ist erst jetzt beschlossen worden. Sie gehört nicht zu den schlimmsten Fällen. Viel schwerer wird es sein, mit den Hotels, besonders mit Esplanade, fertig zu werden. Ob es gelingen wird, einen Käufer für das sehr hoch bewerthete Grundstück (16 Millionen, nach Abzug der Hypotheken) zu finden, ist fraglich. Sicher nur, daß bei der Sanirung kräftig zugezahlt werden muß, um den nervus rerum in der Bilanz wieder lebendig zu machen.

Wenn die Deutsche Bank sich für die Abwickelung aller dieser Geschäfte einsetzt, so ist anzunehmen, daß sie die Situation nicht für hoffnunglos hält, sondern von ihrer Operation ansehnlichen Gewinn erwartet. Schließlich sind die Hauptopfer der verfehlten Unternehmungen die Fürsten selbst. Wenn verhindert wird, daß unser Wirthschaftleben mitleidet, brauchen die dem Trust Fernen nicht zu klagen.

Ladon.

Unvergeßlich.

I. „Die Stunden an Bord des ‚Imperator‘ werden mir eine unvergeßliche Erinnerung sein.“ Was ist Das? „Die Erinnerung an die auf dem ‚Imperator‘ verlebten Stunden wird mir bleiben.“ II. „Die hohen Vorzüge, die den Verewigten, Kardinalbischof Dr. von Kopp, in seinem Beruf und als Menschen auszeichneten und seinem verdienstvollen Wirken ihren Stempel gaben, werden von den Ueberlebenden noch lange in dankbarem Gedächtniß bewahrt werden.“ Was ist Das? „Dankbar werden die Ueberlebenden noch lange der Verdienste gedenken, die Kardinal Kopp, der Fürstbischof von Breslau, sich erwarb, und der Eigenschaften, die den Menschen und den Priester schmückten.“ (Wenn Einer „verewigt“ ist, hat und braucht er keinen Beruf, keine Auszeichnung mehr.) III.. „Paul Heyse wird als formvollendeter Interpret romanischer Dichtung unvergessen bleiben.“ Was ist Das? Reitende Artilleriekaserne. Und was fehlt? Eine Instanz, die verpflichtet ist, die Depeschen des Herrn Reichskanzlers ins Deutsche zu übersetzen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 18. April 1914.

Trio.

W. Wertheim G. m. b. H.

In einem von Orientalen geleiteten Waarenhaus will Don Manuel, Schillers Prinz von Messina, Seide und Wolle, Schuhe und Schleier, Blumen und Edelsteinschmuck einkaufen. Alles im selben Laden? Das dünkte den deutschen Schüler unglaublich; wäre auch von dem französischen noch in der Lenzzeit des Bürgerkönigthumes nur als der verzeihliche Irrthum eines Schwärmers hingenommen worden. Bald nach Fieschis, des Korsen, Attentat auf Louis Philippe wurde der Bazar La Ville de Paris eröffnet; und die Zeitungmacher (die noch nicht ahnten, welches Heil ihnen da dämmere) bespöttelten den Riesenköter, neben dem die älteren Geschäftshäuser, Le Petit Saint-Thomas und Le Pauvre Diable, nur noch wie Zwergbulldoggen, wie kleine Kläffer wirken würden. Das war der Anfang. Engländer und Amerikaner hatten schon Waarenhäuser, als, 1855, das Magasin du Louvre entstand. Dann kam Boucicaut. In heller Nacht erzählte, vor Sebastopol, dem Kapitän Brunet ein wackerer Bootsmann, der größte Schmerz seines Lebens sei gewesen, daß ein jüngerer Bruder, der jetzt schon durchs Steuermannsexamen gelotst sein könnte, unter die elenden calicots gegangen sei. Dieser aus der Art geschlagene Bruder war Boucicaut, der Gründer des Waarenhauses Au Bon Marché. Ihm folgten Printemps, Samaritaine und deren Geschwister; und die aus Paris Heimkehrenden berichteten, unter einem Dach könne man dort Möbel und Zahnbürsten, Stiefel und Chokolade, Ballkleider und Schlittschuhe einhandeln. Jede Waare billiger als bisher im

Sondergeschäft. Nichts gegen Chicago. Bei Siegel, Cooper & Co. gabs, außer Gemüse, Kohle, Kleidungstücken, Gebäck, Hausrath, Stoffen aller Art, lebende Rinder, Hunde, Rennpferde, eine Badeanstalt, einen Frisir- und Rasirladen, ein Bankbureau, ein Postamt, ein Restaurant, einen Raum für Kleinkinderbewahrung und einen für Gesindevermiethung, einen Kunstsalon, einen Lesesaal mit Riesenbibliothek und ganzen Ballen gedruckter Oeffentlicher Meinung aus aller Herren Ländern; sogar eine Klinik. Deutschland sah diese Entwickelung erst deutlich, als, 1885, Zolas Roman „Au bonheur des dames“ erschienen war. Besseres ist über Leib und Seele, Vortheil und Gefahr des Waarenhauses bis heute noch nicht gesagt worden. Der Homer von Medan zeigt uns den von der ungeheuren Höllenmaschine zerstampften Kleinhändler Baudu, der sich in seiner luftlosen Höhle, unter den verstaubten, aus der Mode gedrängten Stoffen, als den beinahe schon letzten „reellen“ Händler fühlt, und den bärtigen Vater Bourras, dem Mouret, der Waarenhausbesitzer, eine aus Schirmen und Stöcken gethürmte Pyramide neben das vereinsamte „Branchegeschäft“ stellt; zeigt das Entstehen und die Bewährung der école du brutal et du colossal dans la science de l'étalage und vergißt in den leuchtenden Fresken nicht das winzigste Theilchen des Geschäftsbetriebes. Der Meisterroman wirkte stärker und weiterhin als Coffignons „Coulisses de la mode“, Matajas „Großmagazin und Kleinhandel“, Maroussems „Les Magasins tels qu'ils sont“. Wer ihn gelesen hatte, erkannte das Ziel der neuen Handelswege. Mit großem Kapital sollen, nicht mehr vom vertheuernden Zwischenhändler, sondern unmittelbar vom Hersteller, große Waarenmengen bezogen, bar bezahlt, in weiten, hellen, hübsch eingerichteten Räumen (mit breiten, hohen Schaufenstern) ausgestellt und, nur gegen Barzahlung, verkauft werden. Geringere Spesen (Foville hat sie für die Kleinen auf 41, für die Großen auf 13 Prozent der Umsatzsumme geschätzt); günstigere Einkaufsbedingungen (weil mehr, weil vom Produzenten, weil von behenderen Leuten eingekauft und bar bezahlt wird); trotz allem Prunk sind auch Miethzins und Regiekosten, im Verhältniß zum Umsatz, geringer als beim Kleinhändler. Billiger ist selbst der Transport (weil die Waaren nicht, wie sonst, an viele Firmen zu vertheilen sind) und der ganze Aufwand sieht gewaltiger aus, als ihn, immer im Verhältniß zum Umsatz, die Rechnung findet. Der Kunde, der den kleinen Lieferanten meist Monate, manchmal Jahre lang warten läßt, bezahlt im

Waarenhause sofort; die Abtheilungchefs können auf lange Frist hinaus disponiren, den einzelnen Industrien die Wege, die Preise vorschreiben, die Mode so biegen und kneten, daß sie ihrem Geschäftsvortheil dient, und mit den Resten, den Ladenhütern, die den Kleinen den Schlaf rauben, noch Ausverkäufe anrichten, die das Kundenheer mit Trompetengeschmetter ins Lager locken. Als Zolas Roman erschien, zahlte Frankreich in jedem Jahr den Zwischenhändlern einen Tribut von 7½ Milliarden Francs; kam auf je zehn Köpfe ein Handelsvermittler; hatte Lexis berechnet, daß es in Breslau für eine Nachfrage, die in ungefähr 250 Läden bequem zu befriedigen gewesen wäre, 579 gab; hatten Mill und Rogers, Roscher und Lagarde längst das Elend eines Zustandes beseufzt, der die Zahl der Händler weit über das Bedürfniß der Käufer hinaus mehre. Und diese kribbelnde Konkurrenz führte nicht etwa zur Herabsetzung der Ladenpreise, sondern verringerte nur den Gewinntheil des Herstellers. Der wurde von allen Seiten unterboten und mußte sich drum mit kleinerem Nutzen begnügen; den hilflosen Ladenkunden aber hielt der Detaillistenring die Preise auf einer ihm „gerecht“ scheinenden Höhe und ließ sich von schüchternem Bedenken niemals vor fünfzig- bis hundertprozentigem Zuschlag warnen. Der Drang nach der Zusammenfassung aller Kräfte, nach Centralisirung, Kartellirung, Syndizirung mußte auch im Waarenhandel fühlbar werden und aus schmerzenden Wehen die Riesenbazars gebären. Die Zeitstimmung lehrte, wie viel der Händler durch den Großbetrieb zu ersparen vermag; wie er, der allzu lange der Konjunkturmacherei einzelner Industrien und den Modelaunen der Kundschaft machtlos ausgeliefert war, auf Produzenten und Käufer beherrschenden Einfluß gewinnen könne; und da ein paar schlaue Männer, ohne Zagen und Zittern, keck den neuen Weg beschritten hatten, folgten bald viele, ohne Erröthen, ihrer Spur. Ohne Angst auch vor den Generalkosten. Die sollen für den Bon Marché schon im Jahr 1887 ungefähr 36 Millionen betragen haben (5 allein für Reklame); aber Boucicaut hatte tausend kleine Geschäfte verdrängt und die Umsatzziffer überall eine Höhe erklettert, vor der dem wildesten Börsenjobber schwindlig geworden wäre. Doch sie stieg noch höher; im Jahr 1898 warens im Bon Marché 180, im Louvre 145 Millionen Francs.

An dieses Jahres Schwelle war Messels Wunderbau für das Waarenhaus A. Wertheim fertig geworden. Solches hatte selbst Zolas junger Baumeister nicht erträumt, der Mourets Kaufhaus

in einen Glaskasten umwandelte. So sah auch nicht der Bezirksbazar aus, in den Bellamys Edith (in dem berühmten Roman „Looking backward“) den aus hundertjährigem Schlummer Erwachten führt. Die herrlichste Vereinung von Kraft und Grazie; der schönste Zweckbau im neuen Berlin; ein Märchenreich und eine Kathedrale für die Kauflust. Die deutsche Hauptstadt hatte schon acht Jahre zuvor ein Waarenhaus modern style gehabt: den Kaiserbazar am Werderschen Markt. Als er mit Hymnen festlich beleuchteter und befeuchteter Schreiber eröffnet worden war, sprach der weise Rudolf Hertzog: „Den Bazar fürchte ich nicht; aber den Ausverkauf, in den er enden muß.“ Das Ende kam rasch. Nun wars vergessen. Alles Gespött über die „Ramsch- und Pofelbazare“ im Osten, über Wertheims ruppige Jahrmarktsherrlichkeit an der Mauerstraße; die Anklageschriften von Beurdeley und Drucker; das Gestöhn des Kleinhandels und der ins Waarenhaus vermietheten, von hundert Gefahren umlauerten Mädchen: vergessen. Der bunte Glanz überfunkelte sogar die wehe Erinnerung an die grüne Bluse, die nach dem ersten Regen die Farbe verändert, an das Spielzeug, das der Weihnachtbaum überlebt hatte, an Karlchens Sammetanzug, dessen Nähte auf dem ersten Spazirgange geplatzt waren. Plusquamperfektum! Hier ist ein Wunder: glaubet nur! Glaubet, daß die Waaren mindestens eben so gut sind wie bei Hertzog, Gerson, Jordan, Grünfeld (selbst Sozialdemokraten schreiben es) und daß Ihr (was auch nicht unwichtig ist) für eine Tasse Kaffee mit Torte und Schlagsahne nur vierzig Pfennige zu zahlen brauchet. Und wem danken wir diese Wonnen? Vier Brüdern, deren Vater schon in Rostock ein Waarenhäuschen hatte. Bombenkerls! „Weil sie wittern, wo was zu erhamstern ist? Diese vier Juden haben ihr Hordenzelt an der Spree aufgeschlagen; sie entziehen, wie anmaßende Rüstern dem niederen Gesträuch, unzähligen mittleren und kleinen Händlern den Lebenssaft, saugen, mit den Rüsseln ihrer schwindelhaften Reklamekunst, die Kundschaft ganzer Stadtviertel auf, vernichten die Existenzbasis zahlloser Familien, die sich gestern noch ruhig und friedlich nährten: und schlafen dennoch sicher so sanft, als hätten sie niemals ein Wässerchen getrübt.“ Auch solche Stimmen waren noch hörbar. Nicht lange. Wertheim inserirte in nie erschautem Umfang: und durfte deshalb triumphiren. Zwei Jahre lang einsam. Dann kam Tietz (Hermann aus München; Leonhard blieb in Köln). Auch in die Leipziger Straße, auf das Grundstück des

alten Konzerthauses, wo die berlinische Mittelbourgeoisie einst der Musik Bilses gelauscht und bei Bier, Butterbrot und Strickzeug die ehrbare Annäherung an heirathreife Töchter erlaubt hatte, baute er aus Sandstein, Eisen und Glas eine mächtig ragende Zwingburg. Viel häßlicher, aber viel pompöser als Wertheims; von Schlauheit, die ernster Kunstgeist nicht hemmte, ersonnen. Die ganze Front ein Schaufenster; goldig glänzende Gitter, steinerne Riesen, Marmorstuck, bronzene Thiere und künstlich nachgestümperte Pflanzen schmeichelten dem an protzigen Hausschmuck gewöhnten Sinn der Berliner; und zwei Springbrunnen, die Parfums und Eistränke spendeten, wurden aus verzückten Augen bestaunt. „2500 Verkäufer (Mädchen und Männer); 500 Hausdiener; 50 Radfahrer; 12 Automobilgepäckwagen. Eine Stunde nach dem Einkauf wird das Packet dem Käufer umsonst ins Haus geliefert. Jede Waare wird zum vollen Einkaufspreis zurückgenommen. Die Expedition ist dem Muster der Reichspost bis ins Kleinste nachgebildet.“ Solche Wundermären las man täglich. Und der Besitzer verhieß den zur Eröffnung Geladenen nicht nur die Befruchtung der Industrie, sondern auch die Rettung der Landwirthschaft (durch den Massenabsatz von Konserven). Als dieser Heilsverheißung letzter Ton verklungen war, wurde jedem Gast ein Tietz-Walzer auf den Heimweg mitgegeben. Die nächsten Annoncen trugen die Ueberschriften: „Wir treffen uns bei der Sodafontaine!“ „Sie (die Konkurrenten) tanzen uns nach!“ Meldeten auch, daß Herr Tietz, „der Mehrheit seines Personals wegen“, an Feiertagen der Judenheit sein Haus der Kundschaft nicht öffne. Selbst ein unbefangener, freier Geist; aber die Mehrheit des Personals ... Irgendwie mußte der Sturmangriff abgewehrt werden. Mit den Waffen des Eindringlings? Wertheim war damals schon fein. Die noble Kundschaft fing an, das verrufene Gelände, wo sie sonst nur „für die Leute“ Weihnachtgeschenke eingekauft hatte, vorsichtig abzutasten: und merkte bald, daß dort nicht nur Lippenpomade, Ondulireisen und Stecknadeln, sondern auch Ballblumen, Englisches Silber, Modellhüte bester Sorte zu haben seien. Doch diese Plänkeldamen wirkten für den Nimbus mehr als für die Kasse des Hauses. Durfte der Kluge dem ungestümen Arminius Tietz den Massenstrom der Kleinkundschaft überlassen, der dann vielleicht nie wieder ins alte Bett zurückzuleiten war? Undenkbar. Wertheim annoncirt: „In sämmtlichen Abtheilungen Extra-Verkauf zu außerordentlich herabgesetzten Preisen. Da wir einen der-

artigen Extra-Verkauf von neuen Waaren niemals wieder bieten werden, so können wir diese Gelegenheit zum Einkauf besonders empfehlen." Der alte, liebe Ton aus der Rosenthalerstraße. Doch: erlaubt ist, was gefällt. Bald tragen selige Frauen und Jungfern die frohe Botschaft von Fabelpreisen umher. Ein Dutzend Küchenhandtücher: drei Mark; eine Stahluhr mit Garantieschein: vier; ein Damenhemd mit Spitzen: anderthalb; ein Nerzcollier mit Kopf und drei Schweifen: acht Mark und eine halbe; eine Büchse mit jungen Schoten: vierzig Pfennige. Solche Freudenpost mußte der Weibheit aller Stände das Blut hitzen. Das irgendwo Erraffbare wird gesäckelt. Auf ins billige Land! Der Hausherr darf nicht widersprechen. Nie kehrt solche Gelegenheit ja zurück. Enthaltsamkeit wäre hier blöde Verschwendung. Unsere Dowlaslaken werden schon recht dünn und Annemarie braucht für den Winter allerlei Warmes. Weshalb heute nicht wohlfeil, für 'nen Pfefferling, kaufen, was man nach zwei, drei Monaten viel theurer bezahlen müßte? Den Extra-Verkauf umhallt ein Jubelgekreisch, das den Gassenrhythmus des Tietz-Walzers übertönt. Auf der Lippe jeder sparsamen Hausfrau, die dem Lockruf einer unerhört billigen occasion erlegen und mit einem Haufen unnöthiger Dinge heimgekehrt war, ist Wertheims Ruhm. Der kann ins geleerte Lager neue Waaren speichern und hat, da breite Schichten ihre Kaufkraft für eine Weile erschöpft und für Kleidung, haltbare Lebensmittel, Schmuck vorgesorgt haben, dem Hause Tietz das Anfangsgeschäft verdorben. Wüthet der Zwist der edlen Geschlechter nun weiter? Coffignon hat den Wettkampf zweier pariser Waarenhäuser geschildert. Die eine Firma heftet morgens die Preiszettel an, die andere unterbietet sie flink. Mindestens einmal in jeder Stunde werden in beiden Lagern die Preise herabgesetzt; von zwölf bis vier Uhr verringern sie sich um fünfzig Prozent. Keiner der Beiden gönnt dem Gegner den Sieg. Ich strecke die Waffen nicht, sagt der eine Chef; lieber gebe ich meine Waare umsonst hin. Dann, läßt ihm der andere antworten, gebe ich den Abnehmern noch Etwas zu und jage Dir dennoch die Kunden ab. An Tagen großer Saisonausstellungen ließ ein pariser Waarenhaus die attractions des anderen früh aufkaufen und bot sie sofort dann billiger aus, als sie eben noch beim Konkurrenten zu haben waren. Werden wir Aehnliches nun auch in Berlin erleben? Nein. Gescheite Leute finden, wenn der erste Zorn verbraust ist, zu einander. Wertheim, Tietz, Jandorf, Kaufhaus des Westens: die berliner Erde hatte für Alle Raum. Tietz

erholte sich rasch von der Kinderkrankheit, an der er nach der Prognose Kurzsichtiger sterben sollte. Und bis 1909 war Ruhe.

Da löste sich ein Ast vom Stamm der Wertheims. Drei Brüder blieben Herrscher im alten Reich; der vierte Bruder schalt und bedrohte sie laut und trachtete, sie zu vernichten. Herr Wolf Waldemar Wertheim (dreimal W) erwarb drei Waarenhäuser und ließ der Kundenwelt, immer wieder, ins Ohr brüllen, bei ihm sei Alles billiger und obendrein besser als bei den schlimmen Brüdern. Vergebens. Er hatte für Abfindung, Umbau, Einrichtung unsinnig hohe Summen gezahlt und konnte doch nur an Ausverkaufstagen die Masse ködern. Die Teppichhalle, die einer Theatermoschee glich, und alle anderen Luxusbezirke blieben immer leer; nur zu den wohlfeilen und schmackhaften Speisen drängte sich die Menge. Harte Zeit für die Drei, die in der Stille fleißig gearbeitet hatten und deren Häuser nun ekler Zank umbrandete. Härtere für die Angestellten, die alles Geschwätz von dem „über Erwarten gestiegenen Umsatz“ nicht aus der Sorge um des nächsten Tages Schicksal hob. Fünfzig Monate hat die Herrlichkeit gewährt: und jeder Monat hat eine halbe Million gekostet. Mit dem Viertel dieses Kapitals wäre die große, nicht Abonnenten, nicht Inserenten verknechtete Zeitung zu schaffen, zu halten gewesen, die dem Deutschen Reich nützlicher würde als ein Dutzend neuer Dreadnoughts. Der Pfiffigste hätte für solchen Zweck kaum eine Million zusammengebracht. Der Größenwahn eines Untüchtigen durfte aus dem Paktolos Goldbrocken scheffeln. („'ne dufte Stadt ist mein Berlin!“) Mitleid mit dem Ungemach der Verlustträger? Das Ende des Unternehmens war an seinem ersten Lebenstag vorauszusehen. Jetzt muß dafür gesorgt werden, daß, erstens, Fürst Max Egon Fürstenberg, der seit 1911 Mitinhaber der Gesellschaft war (und noch 1912 vierhundert Füchse vor die Jagdflinte des Kaisers trieb), die tausend aus den drei Häusern weggeschickten Mädchen und Männer nicht brotlos lasse; daß, zweitens, das Ausland, dem alltäglich von dem „Konkurs Wertheim“ erzählt wird, nicht länger glaube, das Waarenhaus A. Wertheim (dessen Organisation ein Bischen verrostet und dessen Bausucht zu üppig geworden ist) sei eingestürzt oder gefährdet; daß, drittens, die häßlichen Bräuche, in die der Abwehrkampf wider W. Wertheim die älteren Großmagazine verleitet hat, schnell anständigerer Sitte weichen. Immer neuer Pomp, immer „Extra-Verkauf“, „Extra-Preise“, Ziegenlederstiefel für neun, lange Seidenstrümpfe für eine Mark: Das schimpfirt den

Grundgedanken des Waarenhauses. Der aber soll gesund bleiben. Längst haben die solidesten Kaufleute, Hertzog und Israel sogar, sich ihm angepaßt und nur von Unkundigen und Ueberrannten wird er noch bezetert. Das Kampfblatt der pariser Waarenhausfeinde, das, unter dem Titel La Revendication, hitzig für den schwindenden Haufen der Kleinhändler focht, ist eingegangen und in Frankreich, Belgien, England, Amerika wähnt heute Niemand mehr, der gemächliche Handelsbetrieb stillerer Tage könne je wiederkehren. Die üblen Seiten des Bazarwesens werden nicht verkannt; doch der greifbare Nutzen des Systems, das ein Gewimmel schmarotzender Zwischenglieder auszuräuchern vermochte, hat das Vorurtheil Furchtsamer weggeschwemmt. Großer Umsatz und kleine Gewinnquote; eigene Werkstätten oder Kauf vom Hersteller der Waare; kein Vermittlerzins an Großhändler und Distributeurs; Einkauf und Verkauf nur gegen Barzahlung; lichte, luftige Hallen, Fahrstühle, Erfrischungräume; größte Auswahl und Differenzirung der Waarenarten; alle Schichten eines Volkes im Riesensaal eines Kaufhauses vereint und aller Bedarf unter einem Dach zu decken. Gegen solche Vortheilshäufung kommt kein Bedenken auf. Der Politiker mag bedauern, daß die Zahl der wirthschaftlich Selbständigen, statt, der Volkheit zum Heil, zu wachsen, schrumpft; ist aber ein Rayonchef Wertheims abhängiger als der Krämer, der Wucherzins aufbringen und zagend sich Tag vor Tag fragen muß, woher er am nächsten Vierteljahresschluß die für den Hauswirth und die Hauptlieferanten fälligen Summen nehmen solle? Das Waarenhaus hat dem Städterschwarm die Anschaffung von Kleidern und Hausrath ermöglicht, an denen er sich freut und die das Auge nicht allzu plump ärgern. Nur die eigene Leistung kann die Sondergeschäfte noch vor dem Verfall schützen. Der Wein- und Nährmittelhändler Borchardt, der Leinenhändler Grünfeld, in engerem Bezirk der Butterhändler Wienstruck, der Schuster Schütz, der Bäcker Grundei: so fest eingewurzelte Geltung könnte kein Wertheim, auch kein Boucicaut ausroden. In Lebensgefahr sind die Untüchtigen, die ihren Kram nicht dem Bedürfniß anzupassen vermochten und bis an das Ende ihrer Tage sich vom Ertrag eines Ladens nähren zu können hofften, der nicht Besseres und nichts billiger feilbietet als ringsum die Nachbarschaft. Das Waarenhaus hat den Massen das Dasein behaglicher gemacht. Lasset es nicht vom Mauerschwamm der Neuberlinerei zermor-

schen! Nirgends überbieten die Grands Magasins einander so thöricht an Reklamen und Inseraten (die berliner Blätter haben mindestens an jedem Sonntag von Hertzog, Wertheim, Israel, Gerson, Tietz, dem Kaufhaus des Westens, von Jandorf, Maaßen, Kersten & Tuteur je eine Seite); nirgends so hastig an Prunk. Helfet uns rasch vergessen, daß W. Wertheim und der Fürstentrust war ...

Der Fall Berliner.

Seit zwei Monaten wird in Perm (an der Kama und an Asiens Grenze) der deutsche Freiballonführer Berliner zurückgehalten. Ein Tollkühner, der, nach Lilienthal und David Schwarz, beweist, daß auch aus Sems Samen Waghälse werden. Er lag schon, auf dem Wrack seiner Gondel, die ihn nach England tragen sollte, in der Nordsee, wurde aus Wintersnoth von Fischern geborgen: und ist bald danach wieder himmelan gestiegen. Teuts oder Jakobs Sohn: Männer von angstloser Physis kann Deutschland brauchen. Warum läßt man ihn nicht endlich heimreisen? „Er hat verbotene Zonen überflogen.“ Das hat Mancher gethan; fast Jeder ist von den Russen artig behandelt und, mit einer Warnung, nach zwei, höchstens drei Tagen entlassen worden. „Er hat unterwegs photographirt.“ Er selbst und seine Freunde bestreiten die Angabe, daß ein Apparat bei ihm gefunden worden sei. Welche Behauptung erweislich ist, konnte (und mußte) die Deutsche Botschaft in Petersburg noch im Februar feststellen. „Er ist der Spionage verdächtig.“ Dann bringet wenigstens einen starken Verdachtsgrund ans Licht; vagem Geraun versagt sich unser Glaube. Herr Berliner ist Sportfahrer, mit Behörden nicht in Verkehr, wollte einen Weltrecord brechen, wußte gar nicht, wohin ihn der Wind treiben werde, und hätte während des Abstieges zur Vernichtung von Platten und verfänglichen Notizen Muße gehabt. Ist Spionage vom Freiballon aus überhaupt möglich? Wenn der Ballon nicht allzu hoch hinauf getrieben, seine Bewegung nicht allzu schnell, das Land besonders hell belichtet ist, kann die Photographie gelingen; also in ganz seltenen Fällen. Die Erspähung heute (wo jeder Generalstab leidlich bedient wird) noch unbekannter Einzelheiten ist kaum denkbar; ist noch niemals Ereigniß geworden. Der Freiballon braucht zu weiter Fahrt ungemein kräftigen Luftstrom, schwebt also rasch vorwärts, kann nicht Halt machen noch wenden, wo und wann er will; die Lenkmöglichkeit ist winzig und der Führer

weiß früh, daß er auf fremder Erde landen und seine Habe vor mißtrauische Augen hinspreiten muß. Nach dem Urtheil der Sachverständigsten ist der ganze Krimskrams mit den „Verbotzonen“ unnöthig; da auch im Inland das Ueberfliegen von Festungsgelände verboten ist, wird, unter der Herrschaft solcher von Furcht diktirten Vorschriften, die Freiballonfahrt unmöglich. Das dürften General- und Admiralstäbe, Luftforscher und Sterngucker nicht wollen. Der Photographirapparat mag verpönt, dann aber würdige Verständigung erstrebt werden. Zunächst mit Rußland, weil dorthin die meisten Luftströme den Ballon treiben. Die russischen Beamten und Offiziere haben die Weisung, die aus der Luft Niedergehenden höflich zu behandeln. Schön. Sie könnten den Kosaken und Küstenwächtern auch verbieten, auf Ballons und Aeroplane zu schießen. Ihr Liebling und Sorgenkind ist das uralte, jetzt stark befestigte Grodno, die Njemenstadt Bathorys, die (meint man in Petersburg) bald wieder so wichtig werden kann, wie sie in den Zeiten der Kämpfe wider die Tataren und den Orden der Deutschen Ritter war (trotzdem in ihren Mauern Israel die Mehrheit hat). Hütet Euch drum, deutsche Luftfahrer, vor der Eisenbahnlinie Petersburg-Warschau; auch vor den neuen Forts an der Ostseeküste. Je behutsamer Ihr seid, desto leichter wird die Verständigung. Für ein Luftgesetz ists zu früh, für Verbotzonen zu spät. Einstweilen handelt sichs um den Herrn Berliner. Ich kenne ihn nicht; weiß aber, daß er ohne Vermögen ist. Ein Landsmann. Lassen wir ihn noch länger in der Klemme? Die Mannschaft des Auswärtigen Amtes ist, seit den in Sachen Poljakow und Popow gehäuften Fehlern, im Verkehr mit Rußland noch schüchterner als sonst und fragt die Mahner, ob man etwa eines Berliners wegen Krieg führen solle. Immer der selbe Quark. (Hülfe dagegen, blind gläubige Reichstagsheerde, das neue Diplomatenexamen, das Deiner Wünsche Irrziel ist?) Die Summe, die dem am Ostrand Europas Festgehaltenen den besten der erreichbaren Anwälte wirbt, könnten wir wohl aufbringen; müßten: um des deutschen Ansehens willen. Hat Herr Berliner photographirt oder erkundet, was er nicht durfte, dann muß er die Schuld sühnen. Die aber müßte nach neun Wochen auch in seiner Heimath erkennbar sein. Eine starke und muthige Diplomatie hätte den Unfug solcher Verschleppung nicht so lange geduldet; sie hätte Kaution angeboten, dem Angeschuldigten freies Geleit erwirkt und ihn schleunig selbst verhört. Nirgends wäre einem Briten, Amerikaner, Rus-

sen, Franzosen zugemuthet worden, was Herr Berliner hinnehmen muß. Das wagt man nur dem Deutschen Reich Angehörigen zu bieten. „Wir waren heruntergekommen und wußten selber nicht, wie."

Rumuni.

In dem neusten (achten) Bande des noch nicht laut genug gepriesenen Werkes „Les origines diplomatiques de la guerre de 1870", das Frankreichs Auswärtiges Amt bei Gustaf Ficker in Paris erscheinen läßt, fand ich allerlei Lehrreiches aus der Werdezeit Rumäniens. In den letzten Märztagen des Jahres 1866 meldet der Französische Generalkonsul Tillos seinem Minister Drouyn de Lhuys, Rußland wolle die (unter Alexander Cusa erreichte) Einheit der Donaufürstenthümer Moldau und Walachei wieder lösen; wenn die Westmächte das Gewebe Gortschakows nicht rasch zerrissen, werde ihr Einfluß versickern. Der bukarester Posten wird wichtig; und Tillos von dem Baron d'Avril abgelöst, der in der Donaukommission gesessen hat und nach Konstantinopel delegirt war. Cusa ist entthront, der Graf von Flandern, der Bruder des Belgierkönigs, hat die Krone abgelehnt, Frau Cornu die Blicke Bratianus und Napoleons auf den Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen gelenkt. Der soll flink heirathen; Rumänien, schreibt ihm die Patronin aus Paris, „braucht das Vorbild eines tugendhaften Fürsten und einer glücklichen Fürstenehe; die Unsittlichkeit ist die schwärende Wunde, die das Land unter dem Türkenjoch erhalten hat." Ein Putsch, der am fünfzehnten Apriltag durch die Straßen von Jassy lärmt, wird von Gortschakow in einen Volksaufstand umgefälscht, der beweist, daß die Moldau sich selbst regiren, nicht von Bukarest abhängen wolle. Prinz Karl ist gewählt worden. Doch das Heer hat lange keinen Sold erhalten und unter den Offizieren gährt es noch; manche, die den Fürsten Cusa vom Thron stießen, fühlen sich von der Verschwörerthat nun befleckt und möchten im Blut Derer, die daraus Nutzen zogen, die Schmach abwaschen. Frankreichs Geschäftsträger warnt: „Ein Prätoritaneraufstand ist keine Sühnung; und müßte den Prinzen, den Ihr ruft, abschrecken." Sind die grimmigen Krieger von Rußland bestochen? Baron d'Avril deutet an, daß ers glaube, und meldet seinem Chef, Gortschakow habe nach Bukarest telegraphirt: „Frankreich schlägt vor, einen Hospodar auf vier Jahre zu wählen. England und Oesterreich sind für Bibesko (den Sohn). Wir

antworten: Da von einem fremden Prinzen nicht mehr die Rede ist, muß den Fürstenthümern die freie Wahl eines eingeborenen Hospodars (oder zweier), den Mächten die Bestätigung und Kontrole vorbehalten werden. Von der Kandidatur des Hohenzollernprinzen hat der König von Preußen abgerathen." Zu spät. Wenn der Prinz nicht zusagt, meutert in der Moldau das Heer und die Walachei reißt sich vom Einungband los. Am dreiundzwanzigsten April sagt Bismarck zu dem Oberst von Rauch, den Fürst Anton von Hohenzollern nach Berlin geschickt hat, Prinz Karl müsse die Krone annehmen, in Paris sich den Beistand des Kaisers sichern, rasch nach Bukarest reisen und von dort dem Zaren den Wunsch andeuten, sich einer Kaiserlichen Hoheit von Leuchtenberg zu vermählen. Da das russische Zettelplänchen mißlungen ist, meint Offenberg, Gortschakows Werkzeug in Bukarest, die Heirath werde möglich sein, wenn Karl anerkannt und dem Sultan nicht mehr unterthan sei; denn eine russische Prinzessin dürfe niemals unter Türkenaufsicht („podene Turkom") stehen. Vier Tage nach Bismarcks Mahnung meldet D'Avril das endgiltige Wahlergebniß: 685969 Stimmen für, 224 gegen Karl. Bald danach, er werde von den Russen der Agitation gegen den fremden Prinzen verdächtigt. Gortschakow lügt weiter. Am dreizehnten Mai bestätigt die neue Kammer die Wahl. Am zweiundzwanzigsten ist Karl in Bukarest.

So hats angefangen. Rußland liebte den Kömmling nicht, Eugenie Maximilianowna Leuchtenberg nahm einen Oldenburger und Fürst Karl wurde, nach seinem Sieg bei Plewna, von Gortschakow noch schlechter als 1866 behandelt. Er mußte Süd-Bessarabien, das der Zar im Pariser Vertrag verloren hatte, gegen die Dobrudscha austauschen und den russischen Truppen den Durchmarsch nach Bulgarien erlauben. Als Karl zögerte, diesen Artikel des Vertrages von San Stefano zu schlucken, pfauchte Gortschakow (wie D'Avril berichtet) den Vertreter Rumäniens an: „Was? Ihre Regirung will gegen den achten Artikel protestiren? Dann wird mein erhabener Herr, den schon Eure Haltung in dem bessarabischen Handel verstimmt hat, den Rest seiner Geduld verlieren, Euer Ländchen besetzen und Eure Armee entwaffnen." Seitdem gilt trägen Köpfen als gewiß, daß Rumänien den Russen verfeindet, Oesterreichern, Ungarn, Deutschen in zärtlicher Treue verbündet ist. Neulich noch schrieb ein (nicht mehr beamteter) deutscher Gesandter, der in der Männerzeit unserer Diplomatie ausgebildet wurde, also

denken gelernt haben müßte, er begreife nicht, wie den Rumänen der Wunsch nahen könne, von Oesterreich-Ungarn, das sie niemals bedrohen werde, sich zu Rußland hinzuwenden. Daß ers nicht begreift, ist unbegreiflich. Wenn Oesterreicher, sonst höchst gescheite sogar, mit dem Mbret (von Pseudo-Albanien) vor dem Auge, immer noch hoffen, durch Scheltreden und Warnartikel den russischen Riesen vernichten oder doch von neuer Genossenschaft absperren zu können, mag Nothstand von dem Wahn entschuldigen. Aber ein Unbefangener? Rumänien ist auf Rußland, auf Nord- und Südslaven heute, nach der Stärkung und Verbündung Serbiens und Griechenlands, mit südostwärts erweitertem Gebiet, viel mehr angewiesen als in den Tagen, da Bismarck dem Fürsten Karl rieth, jedem anderen Wunsch den nach einem guten Verhältniß zum Zaren voranzustellen. Der Geheimvertrag mit Deutschland, die Militärkonvention mit Oesterreich: Das waren strategische Stellungen, die für eine bestimmte Frist nützlich schienen. Abermals: Plusquamperfektum. Der Rumäne spricht am Liebsten Französisch, schwärmt für Frankreichs Geist und Kunst, Sitte und Mode; und der kluge Gesandte Blondel, Ehrenbürger von Bukarest, hatte, mit Delcassés, Hartwigs und Schebekos Hilfe, den russo-rumänischen Pakt im Wesentlichen fertig gemacht, ehe dem König Karl gestattet wurde, ein Lendenstück aus dem Leib Bulgariens zu schneiden. Wer stets nur auf die Dummheit der Anderen rechnet, stolpert in gefährliche Brüche. Und über alle Vorstellungmöglichkeit dumm wäre Rumänien, wenns nicht sein ernstestes Trachten auf eine würdige Verständigung mit Rußland richtete. Von Oesterreich-Ungarn wird es freilich nicht bedroht; aber Habsburg-Lothringen herrscht über vier Millionen dako-rumänischer Menschen: und die Sehnsucht, einst über die Karpathen zu klettern und die Brüder zu befreien, lebte zwischen Mangalia und Verciorova längst still in den Hirnen, als die Leiter der Kulturliga sie durch die Gassen schrien. Ob Graf Berchtold das Königreich gehätschelt oder gehudelt hat, ist nicht so wichtig, wie Manchen dünkt. Lange vor den Balkankriegen wurde aus den Schulbüchern gelehrt, daß es außer dem freien Rumänien eine Roumaine asservie gebe, die siebenundzwanzig ungarische Komitate, achtzehn davon in Siebenbürgen und dem Banat, und die Bukowina umfasse; wurde den Schülern eingeprägt, daß Dako-Rumänien von Rechtes wegen fünfzehn Millionen Einwohner habe, und abgefragt, wider welchen Staat ihr Haß sich

rüsten müsse; hing an den Wänden der Schulstube eine Landkarte, auf der Karls Reich achtzig Kilometer vor Budapest endete. Solche Saat kann auch der Reiterstiefel Stephans Tisza nicht zerstampfen. Und denkt Keiner mehr daran, daß die Rumänen in Albaniens Kutzowalachen (Zinzaren) ihre Vettern sehen, daß die bukarester mit der römischen Regirung das Gebild eines albano-walachischen Staates (zwischen Adria und Wardar) erörtert hatte und daß nicht Familiensimpelei den alten König Karl trieb, die Kandidatur Wied zu begünstigen? Rumänien will einen Theil des südbessarabischen Grassteppenlandes, den weder eigene Kraft noch der auf sämmtlichen Beinen lahme Dreibund ihm sichern könnte, von der Schwagergunst des Zaren zurückerbitten, in den Bergbezirken Albaniens und Makedoniens gewichtig mitreden, seine „geknechteten Söhne" aus Ungarn und Oesterreich erlösen und zwischen Slaven und Romanen des Mittleramtes walten, zu dem es sich durch seine Lage und durch seine Geschichte berufen glaubt. Der Weg, der an dieses Ziel führen kann, ist durch den einzigen Erfolg des zum Erbarmen siechen Dreibundes um ein beträchtliches Stück verkürzt worden: durch Oesterreichs verhängnißvollen Entschluß, auf dem östlichen Adriaufer den Italern lieber als den Serben eine Heimstätte zu bereiten. Großrumänien handelt für die Zinzarei von den Serbenstaaten (die nach Nikolas Tod vereint werden) den negotiner Winkel mit hunderttausend walachischen Bauern ein. Albanien wird unter Römer, Griechen, Serben getheilt; wird Pfand und Bürgschaft romano-slavischer Freundschaft.

Geschieht es morgen nicht, so doch in Zukunft; readiness is all. Die Stunde, in der diese Evolution, durch den wuchtigen Vorstoß germanischer Macht, zu hemmen war, ist, unwiederbringlich, verzaudert, verwinselt worden. Was jetzt geplant wird, ist nur von Trugkunst empfohlen. San Giuliano ist mit Berchtold intimer als je; natürlich: mit Einem, der ihm die Bucht von Valona ausbaggert. Intim wäre auch Karl mit Wilhelm von Hohenzollern. Der Besuch des Deutschen Kaisers in Bukarest dennoch ein plumper Regiefehler. Das Staatsgeschäft Rumäniens, das die laut herausgeforderte Einladung nicht vermeiden könnte, würde gestört; und wie theuer solche Störung, nebst ihren dramatischen Begleiteffekten, vom Deutschen Reich, après la visite, bezahlt werden muß, haben wir, schaudernd, nun, seit Narwa und Tanger, wohl oft genug erlebt.



Das romantische England.

In Limmingstone, das nach ungefähr einstündiger Bahnfahrt von London aus zu erreichen ist, wartet das Auto, das uns in das England Walther Scotts und Shakespeares hineintragen soll. Der Gegensatz zwischen Romantik und Auto ist immer noch beträchtlich; und in jedem anderen Land würde man es als peinliche Stillosigkeit empfinden, poesieverklärten Stätten mit dem Benzinkasten zu nahen. Nicht so in England, wo die Gegensätze so nah an einander gepreßt sind, daß man niemals hinter das wirkliche Wesen der Menschen und Dinge kommt, wo, wie in „Gullivers Reisen", Vieles riesenhaft groß und Anderes zwergenhaft klein erscheint, wo man das selbe Volk heute als Welteroberer, morgen als Frömmler und Mystiker und übermorgen als harmlose, heitere Blumen- und Thierfreunde zu erkennen glaubt. Hier, wo scheinbar Unversöhnliches sich immer wieder in irgendeine Harmonie löst, wirkt das Auto von Limmingstone wirklich nicht wie ein Benzinkasten: denn da es am Eingang des romantischen England steht, ist es selbst schon ein Wenig vom Romantischen und Unbegreiflichen überhaucht, so daß es uns nur wie ein märchenhafter Wagen vorkommt, der von unsichtbaren Rossen gezogen wird. Freilich rattert und schleudert es wie ein ganz normales Auto, aber die Straße, auf der es dahinfliegt, ist so breit und eben, glitzert so hell und weiß, daß man sich mit ein Bischen Phantasie einbilden kann, das Rattern und Schleudern seien nur Gewieher und muthwillige Sprünge der unsichtbaren Rosse, die durch ein Wiesengelände laufen, das köstlich und sammetgrün schimmert, als wärs der Mantel, den einst der galante Walther Raleigh der Königin Elisabeth vor die Füße breitete. Wie flatternde Bänder im Wind, wehen lange Streifen rothen Mohns darüber hin; und bunte Wiesenblumen setzen zwischen das tiefe Roth und das sammetene Grün futuristische Farbentupfen, die sich bei näherer Besichtigung als Arnika, Kamillen und Glockenblumen entpuppen. Breitgeästete Bäume besäumen den Weg, von weit verzweigten Hecken windet sich das Grün zum natürlichen Zaun um die Wiesen, auf denen große Heerden schwarzer und weißer Schafe weiden und prächtige, dunkelgefleckte Rinder in so malerischen Stellungen lagern, als hätte sie ein Maler zum Modell bestellt und abgerichtet. Wie man so dahin fährt, immer tiefer in Blühen und Fruchtbarkeit hinein, fragt man sich wohl, ob all Dies wirklich England ist, der Industriestaat, in dem lange schon die Maschine den Pflug überwunden und die Fabrik den Acker zerstört hat. Denn unwillkürlich kommen Einem Fitgers Verse in den Sinn:

„Der Acker wogt in Gold und feiste Heerden drängen
Durch Obstgelände sich an saftigen Wiesenhängen
Und jede Kelter trieft von Wein."

Die Geschichte mit dem Wein stimmt nun freilich aus guten Gründen nicht; und auch sonst merkt man bald, daß in diesem schönen,

einem ungeheuren Naturpark gleichendem Stück Land der Pflug wenig Arbeit mehr zu thun hat: kaum erblickt man irgendwo noch ein Getreidefeld, und wenn eins sichtbar wird, so ist es schmal und blaß, wie ein Kind aus einem Industrieviertel. Hinter Bäumen und Hecken lugen kleine, abgeschlossene Häuser hervor, meist in dem so charakteristischen und anheimelnden Stil der londoner Familienhäuser gebaut, der seit Elisabeths Zeit nur geringe Veränderungen erfahren hat. Aber ganz genau kann man nicht sagen, wie sie aussehen, denn sie sind von weißen, gelben oder lachsfarbigen Kletterrosen so dicht umsponnen, so wild überfluthet, so jauchzend verschüttet, daß jedes einzelne von ihnen dem Märchenschloß mit der Dornenhecke gleicht....

Die unsichtbaren Rosse wollen jetzt verschnaufen, verlangsamen den Trab und halten schließlich vor einer zerbröckelten, mit grünem Eppich dicht belegten Ziegelmauer, durch deren rundgewölbten Eingang man einen Vorhof betritt, in dem bunte Blumenbeete flammen und ein dämmeriger Laubgang zu verheißungvollem Ziel lockt. Rhododendron, die Lieblingblume der Engländer, durchbricht das Grün immer wieder mit der leuchtenden Farbengewalt seiner kelchhaften Dolden, durchbricht es aber nicht etwa so, als ob ein Gärtner ihm Weg und Platz angewiesen hätte, sondern geberdet sich so übermüthig wild, als wäre er eine in England eingeborene, wuchernde Heimathpflanze und könne sich, sobald der Sommer kommt, nicht mehr bändigen vor Triebkraft und Ueberschwang. Hat man dann den dämmerigen Laubgang mit den berauschenden Rhododendron-Improvisationen durchschritten, so steht man schon mitten drin im romantischen England. Denn hier erheben sich, über begrünte Hügel sanft hingestreut, die rothen Ruinen des einst so stolzen Schlosses Kenilworth.

Kenilworth, dessen allererster Besitzer, Geoffroi de Clinton, wohl mit Wilhelm dem Eroberer ins Land gekommen war, ist weit über England hinaus durch den Roman Walther Scotts bekannt geworden und hat auch geschichtlich insofern eine Rolle gespielt, als es bald im königlichen Besitz, bald in dem aufständischer Großer war, bis es ums Jahr 1664 von der Königin Elisabeth ihrem erklärten Liebling, dem Grafen Robert Dudley, geschenkt wurde, der im Jahr danach noch den Titel Earl of Leicester erhielt. Leicester, der sich ja lange Zeit mit der Hoffnung schmeichelte, daß die Jungfräuliche Königin ihn nicht nur lieben, sondern auch heirathen werde, und der obendrein ein geschmackvoller und prunkliebender Herr war, scheute keine Kosten, um sein neues Schloß in einen wahrhaft königlichen Sitz umzuwandeln, und es heißt, daß er mehr denn sechshunderttausend Pfund Sterling (nach unserem Geld ungefähr zwölf Millionen Mark) hineingebaut habe. Hier war auch, im Jahr 1575, die Stätte des berühmten Besuches der Königin und der Schauplatz der Märchenfeste, deren Beschreibung Jeder in „Kenilworth“ nachlesen kann. Dieser Juli des Jahres 1575 war der Höhepunkt im Dasein des rothen Schlosses; denn durch diesen Besuch, den Elisabeth ihrem Lord machte,

und durch die Feste, die er ihr als Gegengeschenk bot, zeigten Beide dem Land ihre Zusammengehörigkeit wie in bengalischer Beleuchtung. Damals empfanden sie wohl auch selbst, daß sie, um sich und ihre eigene Vergangenheit achten zu können, nicht von einander lassen durften, bis der Tod sie schied. Weil sie Das fühlten und Beide schon in ihres Lebens reifer Zeit standen, bargen vielleicht diese Tage von Kenilworth für sie eine ruhige Süße, die sie früher, da sie viel begehrten und viel stritten, nicht gekannt hatten. So viele Dinge lagen schon erledigt hinter ihnen; die ungestümen Wünsche des Frühlings schwiegen vor der Bedachtsamkeit sommerlicher Erkenntnisse. Wenn sie jetzt in stiller Stunde, zärtlich an einander geschmiegt, an einem Fensterpfeiler standen und über das schlafende Land hinblickten, dann lenkte und drängte der schöne Bob Dudley nicht mehr unversehens zu Gesprächen über Ehe und Eheglück hin; und wenn sie Seite an Seite ausritten, dann erklärte ihm die kluge Beß nicht mehr, daß sie ihn, um sich der Maria Stuart freundlich zu zeigen, mit dieser Schottenkönigin verheirathen wolle. Sie feierten Feste, schmausten, tranken, tanzten, jubilirten und freuten sich; Jedes auf seine besondere Weise. Bob, weil er aus so vollen Händen verschwenden konnte, und Beß, weil Einer aus so vollen Händen für sie verschwendete. Denn die königliche Dame blieb ihr Leben lang nicht nur sehr eitel, sondern auch sehr sparsam und war nie froher als da, wo sie sich amusiren konnte, ohne selbst dafür zahlen zu müssen. Nichts störte die Lust von Kenilworth; nicht einmal der Geist von Leicesters Gemahlin, der schönen Amy Robsart, die vor Jahren plötzlich und unter seltsamen Umständen gestorben war, ging in Mervyns Tower oder in Leicester Gateway um. Und wenn ein böser Volkswitz damals auch behauptet hatte, der Tod der schönen Lady beweise deutlich, daß Elisabeth die echte Tochter ihres gewaltthätigen und gewissenlosen Vaters sei: heute war Alles vergessen; heute schmetterten in der großen Bankethalle Fanfaren und Musik, trugen von Gold starrende Diener erlesene Gerichte auf, floß purpurner und topasfarbiger Wein in Strömen und mit ihm die Schmeichelei für die Königin, die sie entzückt auflas, als zähle sie statt dreiundvierzig erst sechzehn Jahre.

Von all dem Glanz und der Lust ist nichts geblieben als die verröchelnde Pracht dieser rothen Steinglieder, an deren Sterben man noch ermessen kann, wie schön ihr Leben war. Gewiß kann man im Lauf der Jahre und Reisen besser erhaltene und an Erinnerung gewaltigere Ruinen sehen, aber kaum um eine liegt ein so tiefer Stimmungreiz wie um Kenilworth. Andere Ruinen sind grau und geschwärzt und man sieht ihrem zerfressenen Gemäuer an, welchen verzweifelnden Kampf sie Jahrhunderte lang gegen Zeit, Sturm und Verfall geführt haben. Kenilworth aber steht sanft und roth erglühend, als schwebe um seine zerborstenen Thürme, um seine zerspellten Thorbogen und Fensterpfeiler immer noch der Abendsonnenschein königlicher Huld. Ueber leuchtendes Erinnern wirft Epheu die Ranken der

Vergessenheit, und wenn seine Sentimentalität für diese zerbröckelnde Köstlichkeit auch beinahe zu banal ist, so wirken die rothen Steine und das grüne Laub doch so eigenartig und schön zusammen, daß Kenilworth ohne seine Epheubehänge nicht Kenilworth wäre. Unter dem zartblauen Himmel eines englischen Junitages steht es schlank und geheimnißvoll wie ein verzaubertes Schloß; am hellen Mittag geht hier holdseliger Spuk mit buntschillernden Falterflügeln um und tiefverschleiert sinnt und träumt die Vergangenheit...

Die unsichtbaren Rosse, die draußen vor dem Thor warten, werden ungeduldig und drängen von Scotts Romantik fort ins wirkliche Shakespeareland hinein. Die kurze Fahrt soll nach Guys Cliffe gehen, dem Schloß der Percy und Northumberland, und während man wiederum zwischen prächtigen Weiden und von Rosen verschütteten Häusern dahinfährt, kann man, sofern man ein gewissenhafter Mensch ist, in Eile sich Alles wiederholen, was man aus den Königsdramen oder aus der Geschichte von den Percy und Northumberland weiß. Solche Gewissenserforschung ist nicht so einfach, wie man zuerst denkt, denn diese Familien waren bei fast allen denkwürdigen oder auch nicht gar so denkwürdigen Geschichten der englischen Geschicke und Höfe dabei; sie halfen schon den König David Bruce im Jahr 1346 besiegen, bekriegten John of Gaunt, stürzten Richard den Zweiten, liebelten, zum Aerger Heinrichs des Achten, mit Anna Boleyn, wurden nach Aufständen hingerichtet, spielten die junge, unglückliche Jane Gray als Gegenkönigin gegen die blutige Maria aus, bestiegen unter Elisabeth als katholische Verschwörer das Schaffot und hätten sicher noch viel Rühmliches und vielleicht auch Unrühmliches geleistet, wenn sie nicht im Jahr 1670 ausgestorben wären. Trotzdem leben sie immer noch fort und wohnen auf Guys Cliffe; denn es ist englischer Brauch, daß die erloschenen Adelstitel immer wieder, und zwar ohne jede sentimentale Rücksicht und Verzögerung, an andere Familien verliehen werden, die sie auch gleich mit so viel Selbstverständlichkeit tragen und behaupten, als seien sie direkt dem Blut entsprungen, dessen Letzter gestern erst begraben wurde.

Während man sich so mit all den toten Percys und Northumberlands beschäftigt, fällt Einem wieder auf, wie uninteressant eigentlich die ganze englische Geschichte ist, wie sie gar nie eine Fern-, sondern immer nur eine Rückwirkung zu verzeichnen hat und wie, mit ganz geringen Ausnahmen, alle ihre scheinbar so wichtigen Geschehnisse, von der Magna Charta bis zum Burenkrieg, immer oder fast immer eine interne englische Angelegenheit blieben. So ist denn auch kaum eine ihrer historischen Gestalten über die Grenzen des Inselreichs hinaus geliebt, gehaßt oder gar populär geworden; und das menschliche Interesse, das wir allenfalls den Percys und Northumberlands entgegenbringen, gilt fast nur dem stotternden Wildling Percy-Heißsporn, den uns Shakespeare, oder dem ehrgeizigen Herzog von Northumberland, dem Schwiegervater der Lady Gray, den uns

Fontane gezeichnet und näher gebracht hat. Deshalb kümmern wir uns auch zunächst gar nicht so sehr um dies Heimathschloß einer kriegerischen Familie, bleiben vielmehr, da wir in Guys Cliffe einfahren, betroffen von dem entzückenden, romantischen Landschaftbild, das sich vor unseren Augen erschließt. Ein bescheidener Fluß, dessen Namen ich noch nicht weiß, bildet hier einen Weiher und treibt oder trieb zugleich die berühmte Mühle von Guys Cliffe, die älteste Mühle Englands, die noch aus der Sachsenzeit stammen sollte und vielleicht schon das Mehl für die Frühstücksemmeln Alfreds des Großen bereitete. Prachtvolle Buchen und Eichen, deren Alter man kaum nachzurechnen wagt, beschatten die alte Mühle und die Ufer des Weihers, schauen als einzige Wissende auf etliche mächtige, verwitterte Steinblöcke herab, die über und über mit halbverloschenen, sächsischen Schriftzeichen deckt sind. Seltsam heidnisch muthet dies Alles an; denn unter diesen Eichen, von denen die eine über tausend Jahre alt sein soll, ist gewiß noch dem Irmin und dem Thor geopfert worden, und vielleicht ist es ganz gut, daß wir die blutige Kunde nicht lesen können, die in die verwitterten Steine eingeritzt ist. Heidnisch auch, aber gar nicht gräßlich klingt dann die Sage von Guys Cliffe, der hier hauste, lange, ehe das Schloß der Percy und Northumberland gebaut war. Das war ein Riese und wohnte in einer gewaltigen Höhle, die er sich mit eigenen Händen gegraben hatte, und sein noch recht gut erhaltener Futternapf verräth, daß der Höhlenbewohner nicht an Appetitmangel gelitten hat, vielmehr schon durch seine Eß- und Trinkfreudigkeit wohl befähigt war, der Ahnherr eines der besten englischen Geschlechter zu werden. Den Futternapf haben die dankbaren Nachkommen über Jahrhunderte hinweg aufbewahrt; für die Höhle dagegen hat die häuslichen Komfort liebende Nation weniger Pietät gezeigt. Und so erhebt sich denn heute über dem primitiven Home Guys ein stolzes, weißes Schloß, das aus der dunklen Verschleierung seiner Buchen und Eichen wie ein Traumbild über den Weiher her schimmert und sich in ihm spiegelt. Das Traumbild auf seine Wirklichkeit hin zu prüfen, gestatten seine Bewohner nicht: und auch Das ist vielleicht ganz gut, denn es schadet den Träumen immer, wenn man ihnen zu nah kommen und sie mit Händen greifen will. Doch weil ich das Schloß nicht sehen sollte, will ich wenigstens wissen, wie der Fluß heißt, der täglich in zitternder Welle das Traumbild umfängt, und ein alter Mann entgegnet mir, als verstände sichs von selbst: „That's the Avon!"

Wie ich diesen Namen höre, thut mein Herz einen jähen, gewaltigen Schlag. Der Avon: die klangvolle Melancholie dieses Wortes erfüllte meine Seele schon, da sie erst halb flügge war, mit der selben Sehnsucht, die sie empfand, wenn sie von Sanssouci, Weimar oder Ajaccio hörte oder von anderen Stätten, die durch die überlebensgroße Gestalt eines Menschen oder eines Ereignisses alle sieben Weihen empfangen haben. Wie träumte damals die kaum erwachte Seele

von Pilgerfahrten, die durch die ganze Welt führen sollten, damit sie in Ehrfurcht und Ekstase Wiege, Schauplatz oder Grabmal alles Gewaltigen erschauen und im Gedächtniß behalten könne; und nun stehe ich vor dem Flüßchen, an dessen Ufern William Shakespeare geboren wurde, und starre fast verwundert darauf nieder, weil ich nicht recht begreifen kann, daß dies vor allen Strömen der Welt geadelte Flüßchen so klein und bescheiden thut, als hätten stets nur die Buben von Handschuhmachern und Schafscheerern an seinem Gelände gespielt. Wie ein melodischer Lockruf schwebt sein Name vor mir her, als verheiße er ein Wunderbares, das ich schauen solle, noch ehe der Tag sich neigt, verführt mir die Sinne mit Vorstellungen, die sich nicht in Worte fassen lassen und mir doch das Herz in Sehnsucht weiten, als wäre Alles, was ich bis jetzt sah und in der nächsten Stunde sehen soll, nur ein Präludium für das Schauspiel, das mich am Avon erwartet, wenn die Sonne sinkt.

Sind diese mächtigen, von einer grünschimmernden Moospatina überzogenen Ringmauern, die ganz erdrückt scheinen von kletterndem Epheu, wirklich die Umfassung eines englischen Herrensitzes? Bilden sie nicht vielmehr den Eingang zu einer der prächtigen, altitalienischen Villen, wie sie heute noch aus den Zeiten berühmter Geschlechter her in Florenz und Rom stehen? Eine feuchte Kühle strömen sie aus, so daß man, während man zwischen ihnen dahinschreitet, sich nach der brütenden Gluth südlicher Sonne, nach Erlösung aus diesen grünen Abgründen sehnt. Je tiefer man in sie eindringt, um so stiller, um so bunter werden sie: denn nun ist Moospatina und Epheu ganz überjubelt von den leuchtenden, glühenden, prangenden, blendenden Farben der Rhododendren, die hier so üppig blühen, daß die von Kenilworth ärmlich dagegen erscheinen. Wie zu einem heiteren Farbenturnier strömen sie in ungezügelten Massen auf einander los: zürnendes Violet neben schmachtendem Rosa, porzellanhaftes Weiß geschmiegt an prunkendes Scharlach, tiefes Orangegelb neben seltsam Gesprenkelten und Gefleckten, die aussehen, als kämen sie aus dem Wundergarten eines morgenländischen Khalifen. Wenn dann die grünen Abgründe mit ihrem flammenden Blumengeleit auf den weiten, von zinnengekrönten Thürmen und Mauern umzirkten Hof von Schloß Warwick münden, fragt man sich abermals erstaunt, ob Dies hier wirklich nur ein englischer Herrensitz sei und nicht eine Königsburg, die sich wohl mit Windsor und Hampton Court messen kann. Die alten Grafen von Warwick hatten ja nun freilich fürstliche Macht in Händen und einer von ihnen, Richard Neville, erwarb sich in den mörderischen Schlächtereien, die den poetischen Namen „Rosenkriege“ führen, den prunkvollen Titel „Der Königsmacher“, einen Namen, der ein ganzes Lebensprogramm belichtet und also keiner weiteren Erläuterung bedarf. Zu den eigentlichen Urwarwicks gehörte der Königsmacher allerdings nicht, denn der erste Zweig der Familie starb schon um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts

aus und der Grafentitel vererbte sich zunächst durch eine Frau weiter und wurde dann, da er sich niemals als langlebig erwies, im Lauf der Jahrhunderte an wechselnde Geschlechter verliehen, die ihn aber immer so selbstverständlich nahmen und trugen, als stammten sie direkt vom ältesten Ahnherrn der Warwicks, dem Riesen Guy Cliffe, ab. Denn die Percy, Northumberland und Warwick sind niemals ganz auseinander zu halten, bilden durch Verwandtschaft, Heirath oder Adelsprädikat so Etwas wie eine englische Dreifaltigkeit; und gerade die Warwicks, mit ihrer alten Normannenburg, täuschen nicht nur Unbefangene, sondern auch erfahrene Reisende über ihr Alter (oder vielmehr: über ihre Jugend) geschickt hinweg. Selbst ein so routinirter Geschicht- und Weltenbummler wie der Fürst Pückler-Muskau glaubte, daß die Familie der Schloßbesitzer eben so alt sei wie das Schloß selbst, über dessen Herrlichkeit und Reichthum er nicht genug an „Schnucke", seine Frau, berichten konnte. Erst später erfuhr er, daß der Warwick, den er sah, ein Graf Brooke gewesen sei, und berichtigt etwas kleinlaut den Irrthum, der aber seinen Enthusiasmus für diesen unvergleichen Besitz nicht schmälern konnte.

Der Park von Warwick ist kaum minder berühmt als die Gemäldegalerie, deren Kostbarkeiten viele Staatssammlungen Englands und des Festlandes übertreffen und die den Fürsten Pückler in einen wahren Rausch des Entzückens versetzte. Auf einem großen Rasenrondell vor dem Eingang in das Schloß spazirten zweien Pfauen, die langsam, wie geblendet von der eigenen Schönheit, ihre schillernden, blauäugigen Räder entfalteten und sich als Sinnbilder der Eitelkeit gar reizvoll von dem Hintergrund normännischer Thürme und geschwärzter Mauern abhoben. Zunächst schien es, als gelte ihre Prachtentfaltung und Huldigung einem kleinen Pfauenweibchen, das bescheiden und sittig, ohne sich um die radschlagenden Männer zu kümmern, am Rande des Rondells, Körner suchend und pickend, dahinschritt; leider stellte sich dann aber heraus, daß die beiden Pfauen keine artigen Galans, sondern richtige, eigennützige Engländer waren, die nichts umsonst thun wollten. Sie hatten nämlich schon lange ausgespäht, daß der Diener mit dem Schlüsselbund unter das Thor getreten war und die zerstreut im Garten spazirenden Fremden erwartete, um sie durch Schloß und Galerie zu führen; und weil die Fremden die schönen Thiere schon oft mit Süßigkeiten gefüttert haben, machen die Pfauenherren ihr Rad, sobald sie vermuthen, daß eine Fremdenführung beginnen werde. Als sich dann ein Häuflein Menschen um den Kastellan drängte, kamen die Zwei auch gleich stelzend her, machten ihr Kunststück, schüttelten den Schweif wie eine Schleppe, wiegten ihn, drehten ihn und sich selber langsam nach allen Seiten wie ein Mannequin, das die neuste pariser Schöpfung nach allen Himmelsrichtungen hin sehen und bewundern lassen will. Sobald sie ihr Stückchen Chocolade (die Pfauen von Warwick schwärmen für Chocolade) erhalten hatten, klappten sie ihren Schweif zu

und trollten sich, ohne sich um die kleine Pfauenhenne, die sich gewiß täglich ihr Theil über die männliche Eitelkeit und Selbstsucht dachte, im Geringsten zu bekümmern; und auch uns blieb keine Zeit mehr, über diese Verquickung von Männerschönheit und Geschäft Meinungen auszutauschen, weil sich jetzt die Pforte des Schlosses aufthat.

Das Kleinod Warwicks, die Galerie, kann man nicht beschreiben, ohne in langweiligen Chronistenstil zu verfallen. Doch genügt wohl die Andeutung, daß sie Meisterwerke von Tizian, Van Dyck, Rafael, Rubens und anderen großen Künstlern besitzt und daß ihr Werth in Ziffern kaum abzuschätzen ist. In allen Gemächern, einerlei, ob sie der Gemälde- oder der Waffensammlung dienen und ursprünglich nur zu privatem oder festlichem Gebrauch bestimmt waren, offenbart sich eine Verschwendung an Raum und kostbarem Material, die all diesen englischen Edelsitzen das besondere Gepräge gibt. Die Bankett-halle mit ihrer prachtvollen Holzvertäfelung, Deckenkassetirung und dem mächtigen Kamin, in dem ein Mann aufrecht stehen könnte, findet man auch in königlichen Schlössern nur selten; und wer sie betrachtet, begreift schnell, daß die englischen Könige und Königinnen in diesem Grafenhaus immer gern zu Gast waren. Im Archiv liegt noch ein Handschreiben der Königin Anna, in dem es heißt: „It was our pleasur to stay in our Castle of Warwick"; „and was our pleasure to entertain them", fügte der offenbar demokratisch angehauchte Kastellan sarkastisch hinzu; als habe er aus seiner Tasche den Aufenthalt der trinkfreudigen Königin Anna zu bezahlen gehabt. Jedenfalls aber wird sich Anna sehr gefreut haben, wenn sie in der Bankettthalle Guy Cliffes Futternapf sah, der seit Langem als Punschterrine verwendet wird; freilich nur zur Feier des Tages, an dem ein Warwick einundzwanzig Jahr alt wird. Sie heißen noch heute Guy, obgleich sie, wie gesagt, nicht das Mindeste mit ihm zu thun haben. So heißt ja auch einer der Thürme draußen „Caesars Tower", obgleich er ganz gewiß nicht von römischer Hand erbaut worden ist, sondern seinen normannischen Vettern, den Towerthürmen, zum Verwechseln ähnlich sieht. Von einem der hohen Fenster der Bankettthalle aus bietet sich ein herrlicher Blick über das weite, friedliche Parkgelände, um das sich in der Ferne gleich einem weißem Arm der Fluß mit dem melodisch rauschenden Namen schlingt. Seit ich ihn in Guys Cliffe verlassen habe, scheint er gewachsen und geschwellt, zieht immer breiter, mit tieferem Wellenschlag seine silberige Bahn, als müsse er zum Weltenstrom geworden sein, wenn die Sonne sinkt...

Wer nicht nur mit unsichtbaren Rossen, sondern auch noch mit den Rennern der Phantasie von Warwick weiterfährt, wird etwas unsanft in die Wirklichkeit zurückgerüttelt; er vernimmt, daß es einen „Shakespeare Birthplace Trust" gibt. Shakespeares Heimath vertrustet wie Zucker, Stahl oder Petroleum: der Gedanke ist nicht gerade poetisch, doch ganz praktisch in einem Land, das die Heerdenreisen liebt und deshalb Alles, was von den großen Verkehrsadern abliegt, nicht

mehr auf den Einzelnen, sondern nur auf die Masse eingerichtet und berechnet hat. Zu den Realitäten dieses Trusts gehört auch „Anne Hathaways Cottage“, das alte Bauernhäuschen, in dem Shakespeares Schwiegereltern mit ihrer Tochter Anna lebten. Menschen, die für ihr Geld möglichst viel haben und ihren Tag kunterbunt vollstopfen wollen, besichtigen natürlich dies Haus, in dem noch alte Geräthschaften zu sehen sind, mit großem Interesse; mir aber fehlt, ich gestehe es offen, jedes besondere Empfinden für das kleine Bauernmädel, das vor vierhundert Jahren hier schlief und aß und das erste Kind sechs Monate nach der Hochzeit zur Welt brachte. Ich denke mir, sie wird nicht wesentlich anders gewesen sein als die dicke Christiane Vulpius, um die sich auch kein Mensch kümmern würde, wenn nicht eben ein Strahl der Dichtersonne auf ihre hübsche Nichtigkeit gefallen wäre. Ich besuche daher Anna Hathaway nicht, obgleich sie später Mrs. Shakespeare wurde. Warwick klingt mir noch so stark und heroisch nach, daß ich den Klang nicht durch ein Heerdenglöcklein unterbrechen, sondern ihn weiterschwingen lassen will, bis er vor der Thür verklingt, hinter der er geboren wurde, der wie kein Zweiter Englands Größe und Englands Pathos empfunden und ausgedrückt hat.

Stratford-upon-Avon sieht mit seiner breiten Hauptstraße, seinen zum Theil noch aus dem sechzehnten Jahrhundert stammenden, braungegiebelten Häusern mit den vergitterten Fenstern und den alterthümlichen Steinzierarten nicht wesentlich anders aus als etwa Glurns oder Rothenburg an der Tauber; nur empfängt es von dem normännisch gezinkten Thurm der Guild Church und dem charakteristischen Holzfachwerk der Wohnhäuser sein englisches Sondergepräge. Auch das Haus, wo Shakespeare geboren wurde, unterscheidet sich nicht wesentlich von modernen Kleinhäuschen englischer Vorstädte; und ich kann beim besten Willen nicht behaupten, daß sein Inneres besonders interessant oder gar stimmungvoll sei. Man sieht das Zimmer, in dem, am dreiundzwanzigsten April 1564, William geboren wurde, das große Wohnzimmer, in dem sein Vater, der Handschuhmacher, mit seiner Frau und seinen Kindern wohnte, die Küche, in der Mutter Shakespeare vermuthlich eben so schlecht kochte, wie noch heute in der Mehrzahl englischer Küchen gekocht wird; aber Ergriffenheit wird hier so wenig ausgelöst wie in dem anstoßenden Museum, in dem alle möglichen Kaufbriefe, Akten und andere von Shakespeare oder von seinen Kindern und Enkeln unterzeichneten Schriftstücke zu sehen sind, neben Ansichten von Stratford, neben einem Pult, an dem er in der Schule gesessen haben soll, und allerlei frühesten Ausgaben seiner Werke, in denen neben seinem Bild die hübsche, gereimte Mahnung an den Leser mit den Worten schließt: ...„And look not in his face, but in his book.“

Auch allerlei Bücher aus seiner Bibliothek haben hier Platz gefunden, unter denen man am Liebsten den Plutarch betrachtet, der ja nicht nur anregend, sondern sogar vorgestaltend auf ihn gewirkt hat, so daß einzelne seiner Dramen, wie „Antonius und Kleopatra“, von

Plutarch und Shakespeare gemeinsam gedichtet scheinen. Recht hübsch und auch ganz lehrreich ist dies Alles, die Verheißung aber, die mir schon in Kenilworth ans Ohr klang, hat sich noch nicht erfüllt. Da trete ich aus seinem Wohnhaus in den Garten, der sich seitlich anschließt und von einer grünen Hecke und einem einfachen Zaun eingefaßt wird. Sanft dehnt sich der Rasen, auf dem Maßliebchen blühen, alte Bäume breiten ihre Aeste über bunte Beete von Levkojen, Rosen und Schwertlilien, allerlei Sträucher stehen abgesondert und mit hölzernen Namenschildchen umher und die Abendsonne schaut friedlich mit goldigen Lichtern herein, als freue sie sich, dieses Stückchen blumige Erde jeden Tag wieder zu sehen. Die Besonderheit dieses Gartens ist, daß in ihm heute noch, wie in Shakespeares Tagen, alle Bäume und Sträucher zu finden sein sollen, die er je in seinen Dramen erwähnt. Aber obwohl der Trust mit seinem Verständniß bewahrt und erneut, was schon den Knaben Shakespeare entzückte und belehrte, so sieht dieser Garten doch kaum anders aus als irgendein wohlgepflegter Baumgarten in englischen oder deutschen Landen. Weder die hölzernen Schilder der Sträucher, noch eine hochragende Ceder können ihm diesen Charakter der Ländlichkeit nehmen; und sie gerade ist es, die ihm einen so wundersamen Reiz verleiht, daß man hier wieder einmal deutlich spürt, wie Größe und Einfachheit kaum von einander zu trennen sind.

Während sie sich drinnen noch über einen Brief von Garrick oder den Siegelring Shakespeares entzücken, gehe ich langsam, im Schein der sinkenden Sonne, die schmalen, mit Kies bestreuten Wege, auf denen sein Fuß einst ging; und hier, in dieser Einfalt der Natur, die auch ihn umgab, empfinde ich das große Entzücken und die große Bewegung, die mir am Avon verheißen ward, wenn die Sonne sinke. Nicht im Hause seiner Eltern, aber hier, in seinem Garten, kann ich ihn mir denken, wie er die Rosen und Levkojen betrachtete, dem Vogellied aus den Baumwipfeln lauschte oder in tiefem, tragischen Entrücktsein den Räthseln des Weltwillens und des Menschenherzens nachsann. Kann mir denken, wie ihm eines Tages dieser bäuerliche Garten arm und eng erschien vor den Lockungen Londons, bis er dann, als sein Leben zu verdämmern begann, wieder hierher zurückkehrte, alle Eitelkeit der Welt als nichtig anerkannt hatte und nichts mehr begehrte als die dörfliche Ruhe Stratfords, sein Aprikosenspalier und seine königlichen Erinnerungen. Ich weiß wohl, daß sich der letzte Theil seines Lebens nicht an dieser Stelle abgespielt hat, sondern in einem anderen Haus und einem anderen Garten, die leider nicht rechtzeitig vertrustet und darum abgerissen worden sind; aber ich bin sicher, daß sein Sterbehaus dem Geburthaus glich und daß das Gärtchen mit den Aprikosenspalieren ganz ähnlich war wie dieses hier, das die Abendsonne jetzt immer gelber überfluthet, als wolle sie ihm die Dankesschuld einer Welt mit ihrem Gold zurückzahlen. Und der öde Streit fällt mir ein, der einmal um „Shakespeare oder Bacon?“ tobte und um noch etliche Andere dazu, und ich frage mich, ob die Streiter und Forscher nicht

reuevoll und beschämt verstummt wären, wenn man sie zur Sommerszeit in den Garten von Stratford geführt hätte, weil sie da erkennen mußten, daß es ganz gleichgiltig ist, wie der Mann hieß, der vor vierhundert Jahren dachte und dichtete und den man hier besser begreifen lernt als durch hundert Biographien und tausend Kommentare.

Auch die uralte Grammar School, in der Shakespeare die Geheimnisse des Abc lernte, steht noch erhalten, sieht mit ihrer morschen Holzverkleidung eher wie eine Scheune denn wie ein Schulhaus aus und müßte sich vor modernen Schulpalästen buchstäblich in die Erde verkriechen, wenn sie nicht eben unter ihre Zöglinge den Schüler William zählen dürfte. Mit ihrer ehrwürdigen Aermlichkeit wirkt sie aber stilvoller und angenehmer als die zahllosen „Shakespeare-Andenken“, denen man in Stratford natürlich auf Schritt und Tritt begegnet und die es an Geschmacklosigkeit fast mit gewissen, besonders in der Fremdensaison grassirenden „Andenken an München“ aufnehmen können. Das Schnurrigste an „Pietät“ solcher Art ist vielleicht das „Hotel Shakespeare“, von dem erzählt wird, daß seine Zimmer, statt der sonst üblichen Nummern, die Titel shakespearischer Dramen tragen... Mit eigenen Augen habe ich diese Art der Nummerirung nicht gesehen, aber sie wäre queer genug, um in England möglich und ernst gemeint zu sein. Doch auch die Hauptstraße mit all ihren Shakespeare-Postkarten nimmt schließlich ein Ende; man schreitet durch einen grünen Laubbogen zur Kirche hin, in der Englands großer Sohn begraben liegt, und erlebt hier eine neue Enttäuschung. Zunächst liegt die Gruft so verschmitzt, daß man sie kaum finden kann; und steht man endlich davor, so springen Einem zunächst alle möglichen anderen Namen der Familie entgegen, viel später und bescheidener erst der seine, den auch noch eine abscheuliche, fast unkenntliche Büste illustrirt. Sicher haben die Puritaner, die ja Alles mißachteten, was die Königin Elisabeth liebte, mit Absicht diese letzte Ruhestätte so nebenhinaus und pietätlos angeordnet; und es ist sehr zu bedauern, daß der Trust hier nicht auch eingegriffen und Shakespeares Schlaf mit mehr Weihe umgeben hat. Viel lieber suchte man das Shakespeare-Grab draußen auf dem Friedhof neben der Kirche, der so schön und einfach ist, wie die englischen Friedhöfe meist zu sein pflegen. Man sieht hier keine Kreuze, keine langen und ruhmredigen Inschriften, keine abgezirkelte Blumengärtnerei. Ueber Rasengrüften erheben sich graue, mit Moos bedeckte Steine, die nur einen verwitterten Namen nennen. Da und dort schwankt, wie ein letzter Gruß des Irdischen, eine entblätternde Rose. Draußen in der Ferne aber glitzert wieder im silberigem Schein der Avon, läßt sich von dem Garten mit der Ceder und den Levkojen erzählen und rauscht ihr zum Dank dafür die Legende von dem Schwan, der sich vor vierhundert Jahren in seinen Wogen spiegelte und dann mit gewaltigem Flügelschlag aufflog zur Unsterblichkeit.

München. Carry Brachvogel.

Anzeigen.

Gesammelte Abhandlungen. Vom Professor Max Kassowitz. Herausgegeben von Büttner, Hochsinger, Holitscher, Moeller und Dr. Julie Kassowitz-Schall. Verlag von Julius Springer in Berlin.

Mitten im Schaffen, trotz seinen siebenzig Jahren vom Alter ungebeugt, ward Max Kassowitz aus dem Leben abgerufen. Das stolze Wort „Er war unser“, das sonst wohl an der Bahre eines Großen als Trost erklingt, hier konnte es nicht gesprochen werden. Einsam ist die Flamme emporgelodert, die seinen Leib verzehrte, wie er sein ganzes Leben einsam geforscht und gekämpft hatte, Aug in Auge mit den tiefsten Geheimnissen der Natur, unverstanden von den Vielen, die ihn auf den neuen, noch unbegangenen Wegen, auf denen er jenen Geheimnissen nachzuspüren wußte, fürs Erste nicht folgen wollten. Manche haben ihn, den viel Befehdeten, vor Kurzem als Jubilar gefeiert und jetzt mit warmen Worten sein Hinscheiden beklagt, einzelne seiner Verdienste wurden endlich doch anerkannt; aber von einer wirklichen Würdigung Dessen, was er für die Wissenschaft als Ganzes bedeutet, waren die Zeitgenossen weit entfernt. Nun, da die Totenklage verhallt ist, erhebt sich die Sorge um die Weiterführung der Arbeiten, denen sein Leben geweiht war, und da ihm bei Lebzeiten keine Schule zu gründen vergönnt war, erwächst für die Wenigen, die von der überragenden Bedeutung seiner Ideen durchdrungen sind, jetzt um so mehr die gebieterische Pflicht, dafür zu wirken, daß diese Ideen in Zukunft wenigstens gepflegt und gefördert werden, daß jenes „Kastell des Totschweigens“, wie Kassowitz selber es nannte, endlich gebrochen werde, das gegen ihn aufgerichtet war und über dessen Bestehen er sich oft genug bitter beklagte. Wenn bisher das Unbegreifliche geschehen konnte, daß ein Versuch einer einheitlichen Ableitung aller Lebenserscheinungen aus einem eben so einfachen wie großartigen, allumfassenden Prinzip, den Kassowitz in seiner „Allgemeinen Biologie“ durchgeführt hat, in der wissenschaftlichen Welt so gut wie unbeachtet bleiben konnte, so kann dieser Zustand gewiß kein endgiltiger sein.

Revolutionär sind die Ideen von Kassowitz zweifellos; und scheuer Respekt vor großen Autoritäten war gewiß nicht seine Sache. Aber gerade darum ist es doch unvermeidlich, daß früher oder später ein heftiger Kampf um diese Ideen entbrennen, daß aus ihnen und über sie eine ganze Literatur entstehen muß. So soll denn auch diese Sammlung von Abhandlungen, dieses Buch, in dem der nun zum Schweigen Verurtheilte zum letzten Mal das Wort ergreift, dazu beitragen, daß jene Literatur entstehe, in der die Ideen von Kassowitz, jede für sich wie auch in ihrer Gesammtheit, eingehend diskutirt, gewissenhaft und sorgsam nachgeprüft, auf den verschiedenen Gebieten angewendet, im Einzelnen ausgebaut und verarbeitet werden. Zunächst aber mag er selber zur Nachwelt sprechen, der er noch so viel zu sagen hat. Mag immerhin auch dieses postume Opus (in gewissem Sinn ist Alles, was

der Biologe Kassowitz geschrieben, postum, weil es erst von der Nachwelt gehört werden wird), mag immerhin auch diese Generalrevue über sein Lebenswerk in vielem Wesentlichen noch eine Kampfschrift sein: wie sich dieser Kampf dereinst entscheiden mag, ob für die katabolische oder die metabolische Stoffwechsellehre, die Kalorientheorie und die Lehre von der Isodynamie der Nahrungstoffe oder die vom Aufbau und Zerfall des Protoplasmas, die gangliocentrische Hypothese oder die Reflexkettentheorie: solcher Entscheidung irgendwie vorzugreifen, ist keineswegs die Absicht dieser Publikation. Was sie zunächst anstrebt, ist die Errichtung eines Denkmals für eine durchaus originelle und im Leben zu wenig gewürdigte Forscherpersönlichkeit, deren Bild in möglichster Lebenstreue für die Nachwelt festgehalten werden soll; und so trägt denn auch das Buch im Wesentlichen biographischen Charakter. Bei der Auswahl leitend war der Wunsch, alle charakteristischen Ideen und Ansichten, auch alle bedeutsamen Momente in seinem Leben deutlich hervortreten zu lassen. Die Geschichte seines Lebens ist die Geschichte von Arbeiten und Kämpfen. Wenn schon in seinen Hauptwerken das Polemische eine sehr große Rolle spielt, so tritt es hier in diesen kleineren Arbeiten, die vielfach der Kampf des Tages mit seinen wechselnden Zwischenfällen geboren hat, naturgemäß noch mehr hervor. Auch auf dem Gebiet der Kinderheilkunde war Kassowitz ein Bahnbrecher. Auch hier war nicht ruhiges Genießen des Erworbenen, sondern immerwährender Kampf sein Teil. Obgleich seine großen wissenschaftlichen Leistungen auf diesem Spezialgebiet von der Mitwelt schließlich dankbar gewürdigt waren, wenn namentlich dem Begründer der Phosphortherapie, dem die Einführung eines wirklichen Spezifikums (Hagenbach) gegen eine der verbreitetsten Krankheiten, eines wahren Volksheilmittels von geradezu zauberhafter Wirkung (Fischl) zu verdanken ist, von fast allen Fachgenossen Zustimmung und Anerkennung gezollt wurden, so hat es doch auch hier noch bis zu allerletzt niemals an Solchen gefehlt, die sich bemühten, sein Verdienst zu verkleinern, den Bau zu erschüttern, der auf breitester experimenteller und theoretischer Grundlage so festgefügt dastand. Unablässig mußte er auch hier sein Werk vertheidigen. Von seiner endgiltigen Vernichtung des zählebigen wissenschaftlichen Ammenmärchens von den Zahnungskrankheiten, der erschöpfenden deskriptiven Grundlegung unserer Kenntnisse von den verschiedenen Formen der kretinoiden Wachsthumsstörungen, seinen Arbeiten über Vererbung der Syphilis und seinen Beiträgen zur Theorie der Immunität und der Wirkungweise der Immunkörper usw. usw. braucht hier nicht eigens gesprochen zu werden, weil die Schule von Kinderärzten, die er, obwohl es ihm an der offiziellen Anerkennung durch Berufung an die leitende Stelle einer großen Klinik gefehlt hat, trotz Alledem begründete, die Tradition seiner Lehren pflegt und durch das Weiterarbeiten in seinem Sinn ihm auf diesem Gebiet das würdigste Denkmal setzt.

In der Alkoholfrage zeigte sich besonders deutlich, wie sehr der Autoritätglaube der richtigen Würdigung seiner Lehre im Wege war.

Hier hatte er geglaubt, daß ein großes praktisches Kultur- und Menschheitinteresse mit ihm für die Anerkennung seiner neuen, den Thatsachen, besonders auf diesem Gebiet, so viel besser gerecht werdenden Stoffwechsellehre kämpfen werde. Der Autoritätglaube erwies sich einstweilen als stärker. Unter der stolzen Flagge der hypothesenfreien Darstellung siegte einstweilen die oberflächlichere Auffassung der Stoffwechselvorgänge. Die erhoffte Gemeinde von Bundesgenossen und Verkündern seiner Lehre blieb aus; die Wahrheit hat für sich selber kämpfen müssen. Nicht auf fremdem Boden, nur auf dem eigenen Gebiet der Theorie wird der Kampf entschieden werden, wenn auch das eminente praktische Interesse, das sich hier an eine richtige Theorie der Stoffwechselvorgänge knüpft, sicherlich als Ansporn dienen wird, der Frage immer und immer wieder auf den Leib zu rücken und den Kampf nicht zur Ruhe kommen zu lassen.

„Forschen und Kämpfen", diese Worte könnte man als Motto über das Buch schreiben; sie standen gleichsam als Leitwort über seinem ganzen Leben. Vielleicht noch treffender wäre: „Schauen und Kämpfen". Sein Forschen war kein unbestimmtes Suchen, sondern ein bewußtes und bildnerisches Schauen. Er verstand es wie Wenige, die richtigen Fragen an die Natur zu stellen. An der Hand zwingender Schlüsse, mit dem Ueberblick über ein ungeheueres Thatsachenmaterial drang er in die Welt des Allerkleinsten mit hellseherischer Sicherheit ein. Man kann wohl sagen, daß er in die Reihe jener modernen Naturforscher gehört, die zum Ausbau und zur Vollendung der mechanistischen Weltanschauung am Meisten beigetragen haben. Das biologische Lehrgebäude von Kassowitz ist vielleicht berufen, eine neue Aera in der Wissenschaft zu eröffnen, die wieder den Muth zur Hypothese hat und bewußt konstruktiv zu Werke geht, um ein geschlossenes mechanistisches Weltbild aufzubauen. Daß wir uns ein solches Weltbild nur durch schwere Arbeit, durch strenge Kritik, die stets bereit ist, niederzureißen, um immer von Neuem wieder aufzubauen, erringen können, lehrt uns das Lebenswerk von Kassowitz. Aber es lehrt uns auch, welch reicher Lohn in dieser Arbeit gelegen ist und daß ein solches mechanistisches Weltbild, bis in alle seine subtilen Einzelheiten konsequent zu Ende gedacht, als erhabenes plastisches Kunstwerk auf uns wirken kann und uns die Schöpferfreude am All, auch wenn wir sie nicht mehr ins All hinausprojiziren, doch untrüglich empfinden und als köstliches inneres Erlebniß zu Theil werden läßt.

Wien. Dr. Julie Kassowitz-Schall.



Lebensänderungen. Das Problem der Veränderung lebender Strukturen. Th. Griebens Verlag in Leipzig. 2,40 M.

Darwins Entwickelunglehre, die vor über vier Jahrzehnten in Deutschland zuerst von meinem Vater Wilhelm Preyer und von Ernst Haeckel verkündet wurde, bildete die Voraussetzung und den Ausgangspunkt der modernen wissenschaftlichen Lebensforschung und, mehr noch,

unserer allgemeinen Lebensanschauungen. So sehr der Evolutionismus selbst heute noch von Manchen, die nicht sehen wollen, angefeindet wird, er hat sich längst auf dem Boden der Wissenschaft fest eingewurzelt und sendet seine kraftvollen Triebe immer mehr in die Höhe und Weite, umfaßt immer neue Gebiete, auch des menschlichen Lebens. Aber der Urgrund, aus dem „Entwickelung“ entsteht, ist noch dunkel, noch immer steht Du Bois-Reymonds finsteres „Ignorabimus“ vor den Augen des vorwärtsstrebenden Forschers und so lange wird es stehen bleiben, bis der Menschengeist wagt, den Ursprung der Entwickelung ohne Rücksicht auf anorganische Axiome zu verfolgen. Die „Veränderung“, in ihrer fundamentalen Bedeutung von Heraklit bis Bergson nur von Wenigen gewürdigt, soll in meiner absichtlich kurz gefaßten und konzentrirten Schrift als Grundlage aller Entwickelung und aller Lebensäußerungen anerkannt werden. In Verbindung mit einer aus biologischen Untersuchungergebnissen gefolgerten neuen Anschauung von der Struktur plasmatischer Lebensvorgänge versuche ich, unabhängigen, modernen Köpfen Anregung zu einer neuartigen Beurtheilung aller Lebensänderungen zu geben.

Axel Thierry Preyer.

Ernst Haeckel im Bilde. Eine physiognomische Studie zu seinem achtzigsten Geburtstag. Herausgegeben von Walter Haeckel, mit einem Geleitwort von Wilhelm Bölsche, bei Georg Reimer in Berlin. 2,40 M.

Im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte, etwa seit dem altenburger Vortrag meines Vaters „Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft“, dann aber ganz besonders nach dem Erscheinen der „Welträthsel“ erneuerten Anhänger und Verehrer ihre alten Bitten, mein Vater möge doch eine Reihenfolge von Bildern seiner Person aus den verschiedensten Lebensaltern erscheinen lassen, um Freund und Feind so Gelegenheit zu geben, sich den „Rufer im Streit um eine neue Weltanschauung auf naturwissenschaftlicher Grundlage“ physiognomisch näher anzusehen und vielleicht rein menschlich ein „günstigeres“ Bild dadurch von ihm zu gewinnen. Zum achtzigsten Geburtstag meines Vaters habe ich nun aus einem äußerst reichhaltigen Material fünfundzwanzig Photographien und Reproduktionen nach Gemälden, Plastiken und Radirungen von Karl Bauer, Josef Kopf, Franz von Lenbach, Emil Orlik herausgegeben, die Freund Wilhelm Bölsche in liebenswürdigster Weise mit einem herzlichen und menschlich treffenden Geleitwort auszeichnet. Eine Schriftprobe der Hand meines Vaters nach dem Gedicht „Ausgleichung“ von David Friedrich Strauß, aus dessen „Poetischem Gedenkbuch“, schließt sich an. Möge dem Büchlein der gewünschte Erfolg beschieden sein!

München. Walter Haeckel.

W. Wertheim.

Der Zusammenbruch des Waarenhauses W. Wertheim wirkt wie ein wirthschaftliches Ereigniß. Die Waarenhäuser, die so viele Schwierigkeiten überwanden, haben das Vorurtheil noch immer nicht ganz besiegt. Berlin hatte das Pech, in drei Monaten zwei Waarenhäuser einstürzen zu sehen. Schon als im Januar über Schwierigkeiten mehrerer amerikanischen Waarenhäuser, die zum Siegel-Concern gehören, berichtet wurde, spitzten die Feinde des Waarenhausprinzips die Ohren. Wenn in den Vereinigten Staaten, dem Paradies der Waarenhäuser, Niedergangszeichen sichtbar wurden, konnte man zu üblen Schlüssen kommen. Aber die Marshall Field, Cooper, R. H. Macy, John Wanamaker haben noch immer ungeheure Jahresumsätze und beweisen damit, daß die Vereinigten Staaten, auch im Sturm wirthschaftlicher Wirbel, sicheres Erdreich für die Grundmauern der Riesenstores sind. Auch in Deutschland haben sie keinen Verlust an Lebensmöglichkeiten erlitten. Der Steuerertrag lehrts; in Preußen haben ungefähr 120 Firmen zusammen dem Fiskus rund 4 Millionen abgeliefert. Der gesammte Jahresumsatz betrug etwa 320 Millionen; nicht so viel, wie der Umsatz des größten amerikanischen Waarenhauses ausmachte. Mancher erinnert sich noch des Lärmes, der das preußische Waarenhaussteuergesetz vom Juli 1900 entstehen ließ; all der Klagen über die Gefährdung des Mittelstandes. In der Begründung des preußischen Gesetzes steht zu lesen: „Die Königliche Staatsregirung bezweckt mit der gesetzlichen Regelung keineswegs, die großen Waarenhäuser und Dergleichen zu unterdrücken. Die Konsumenten haben ein berechtigtes Interesse an möglichst wohlfeiler und bequemer Befriedigung ihrer wirthschaftlichen Bedürfnisse.“ Diese amtliche Erklärung paßt freilich nicht zu dem Streben nach neuen „Maßregeln“ gegen die Waarenhäuser. Seit diesem Jahr 1900 sind in Deutschland 400 Waarenhäuser entstanden. Ueber ihre Existenz hat die Partei entschieden, von deren Wichtigkeit auch die preußische Regirung durchdrungen ist: die Konsumenten. Ist anzunehmen, daß sie ihre Meinung geändert haben? Die Antwort kann jeder Waarenhausbesitzer geben. Und Keiner wird Zweifel hegen, weil W. Wertheim hinter sich ein Kreuz machen mußte.

Das Waarenhaus W. Wertheim G. m. b. H. war ein Geschöpf der Wuth. Und Geschäfte macht man nicht ab irato. Als Herr Wolf Wertheim sich, mit etwa 4 Millionen Mark, von seinen Brüdern getrennt hatte, war die Waarenhauskonjunktur von den größten Firmen schon ausgenützt worden. Undenkbar schien, daß ein neues Geschäft mit Erfolg in die Reihe der Konkurrenten treten könne. Aber vielleicht wäre der Anfang leichter gewesen, wenn dieser Wolf nicht in den Bannkreis Neuburger-Fürstentrust gerathen wäre. Die Berliner Terrain- und Baugesellschaft, diese Pechcentrale, hatte im Norden der Friedrichstraße das Passagekaufhaus gebaut. Einen Prunkpalast im Quartier latin! Wie konnte man erwarten, daß aus solchem Boden je Früchte reifen werden? Auf den Grundstücken der Möbelfirma W. Mar-

kiewicz wurde der Luxusbau errichtet und, nach einer überschwänglichen Schilderung seiner Wunder, im Jahr 1908 eröffnet. Es sollte die Hülle einer neuen Idee sein: der Zeltgenossenschaft selbständiger Spezialgeschäfte. Kein Bundesstaat, sondern ein Staatenbund. Man pries als „genialen Gedanken“, daß eine Organisation geschaffen sei, die den Einzelgeschäften die Vorzüge des Waarenhauses biete, ohne ihre Selbständigkeit anzutasten. Der wahre Kompromiß zwischen den Wünschen des „Mittelstandes“ und den Forderungen des Zeitgeistes. Doch all dieses Gerede blieb ertraglos. In Berlin ist das Spezialgeschäft eine Individualität, die der Einfügung in eine andere Art nicht bedarf. Viele große Kaufhäuser haben das Format des Waarenhauses, ohne eins zu sein. Warum sollte dem Kapitalismus gerade dieser Zweig verkümmern? Seine Ausstrahlungen haben sich über den ganzen Geschäftsbereich vertheilt; und deshalb ist es sinnlos, zu sagen, das Waarenhaus habe das Spezialgeschäft getötet. Die Passagekaufhaus-Aktiengesellschaft war im Jahr 1906, unter Mitwirkung des Bankiers Karl Neuburger, gegründet worden. Im Oktober 1908 wurde der Betrieb eröffnet; im März 1909 war die Herrlichkeit zu Ende. Nun sollte es ein „richtig gehendes“ Waarenhaus werden. Aber die Mittel fehlten; und das Schicksal des ganzen Unternehmens stand auf Messers Schneide. Vor dem Sturz rettete es Wolf Wertheim. Ein tückischer Zufall ließ die Ereignisse, die sich unter den Inhabern der Firma A. Wertheim abspielten, in der Zeit geschehen, in der das Ende des Passagekaufhauses nah schien. Wolf Wertheim brachte vier Millionen mit. Die konnte die Berliner Terrain- und Baugesellschaft brauchen.

Neuburger war aus der Zahl der handelnden Personen ausgeschieden und hatte seiner Gesellschaft die Sorge um das Passagekaufhaus überlassen. Der Wunsch, dieses ungefüge Objekt zu finanziren, war nur mit der Hilfe einer verzwickten Finanztransaktion zu erfüllen. Das Kaufhaus wurde mit mehreren Hypotheken belegt. An die erste Stelle kam ein Darlehen von 4½ Millionen, das fast ganz zur Ablösung der Bankschuld gedient hatte; und hinter diesen Posten ließ die Terrain- und Baugesellschaft eine Doppelhypothek von zusammen 12½ Millionen eintragen. Damit sind aber die Beziehungen zum Passagekaufhaus noch nicht abgethan. Die Terrain- und Baugesellschaft hatte eine fünfprozentige Obligationenanleihe im Gesammtbetrag von 20 Millionen ausgegeben. Von diesen Schuldverschreibungen sind 18 Millionen noch zu tilgen und ein Theil der Stücke (etwa 5 Millionen) ist im Besitz des Publikums. Für diese Schuldtitres haftet die erwähnte Hypothek mit einem Teilbetrag von 10½ Millionen. Außerdem leistet die Handelsvereinigung, die liquidirende Bank der Fürsten, Bürgschaft. Man sieht, welches Netzwerk um das Wesen des Fürstenconcern gelegt war. Der Konkurs des Waarenhauses W. Wertheim trifft in seinen letzten Ausläufern die genannten Obligationen. Das Passagekaufhaus war an W. Wertheim vermiethet. Der hohe Miethzins, den er zahlen mußte, deckte zum guten Theil die Zinsen der Hypotheken, die den Schuldverschreibungen als Sicherheit

dienen. Die Verwerthung des Passagekaufhauses müßte also Ersatz für Wertheims Miethe schaffen. Der wird nicht leicht zu finden sein.

Wie kam W. Wertheim in Verbindung mit den Fürsten und wie wurden sie die Hauptgläubiger der G. m. b. H.? Die Berliner Terrain- und Baugesellschaft war mit dem Fürsten Fürstenberg schon in Verbindung, als Wertheim Miether des Passagekaufhauses wurde. Dieses Verhältniß sicherte ihm den großen Kredit, den er brauchte, um sich als Gegner der Firma A. Wertheim zu behaupten. Aber das Geld blieb hinter den Maßen des Geschäftsprogrammes zurück. Nach dem Haus in der Friedrichstraße wurden Geschäfte in der Potsdamer und Leipziger Straße aufgemacht, für deren Unterbringung riesige Miethen bezahlt werden mußten. Sich dicht bei den Hauptniederlassungen der zwei größten berliner Waarenhäuser auf die Lauer zu legen, war ein tollkühnes Wagniß. Wolf Wertheim bezahlte es mit seinem Vermögen. Aber auch als er die Stätte seines Sturzes verlassen hatte, blieb das Glück der G. m. b. H. fern. Sie lag der Berliner Terrain- und Baugesellschaft schwer auf der Tasche. Die Gesellschaft sagte dann 1912, ihr sei gelungen, ihre Forderungen an W. Wertheim (10½ Millionen) gegen Bargeld zu verkaufen. Der Erlös diente zur Tilgung des größten Theiles der Bankschulden. Außerdem wurden die Betriebsmittel der Baugesellschaft um 2½ Millionen erhöht. Die Fürsten kauften das Wertheim-Engagement; sie waren schon vor der Sanirung die einzigen Bankiers des Waarenhauses gewesen und hatten vielleicht die vage Hoffnung, durch Isolirung dieses Unternehmens einen fördersamen Einfluß auf sein Schicksal zu erhalten. Bei der jüngst erfolgten Gebietstrennung im Fürstenconcern ging das Wertheim-Engagement auf den Fürsten Hohenlohe über; bis dahin hatte es zu den Geschäften des Fürsten Fürstenberg gehört. Der Fürst kann Forderungen im Betrag von 20 Millionen anmelden; die Lieferanten (ungefähr 2500) haben eine Summe von 3 Millionen in der Masse.

Fürst Hohenlohe ist durch den Zusammenbruch des Trust besonders hart getroffen worden. Man schätzt seinen Verlust auf mindestens 130 Millionen; und die Deutsche Bank soll bei ihren Räumungarbeiten mit dem Fürsten nicht immer glimpflich verfahren sein. Den Waarengläubigern der W. Wertheim G. m. b. H., die ihre Ansprüche durch die Fürsten gesichert glaubten, war die Möglichkeit einer Regelung angedeutet worden; aber nur für den Fall, daß die Anmeldung des Konkurses unterbleibe. Die Ungeduld eines Gläubigers zerstörte diesen Plan. Sein Gelingen hätte an der wirthschaftlichen Schlußrechnung nichts geändert. Ob die anderen großen Firmen des berliner Waarenhausbezirkes von dem Verschwinden des Konkurrenten Nutzen haben werden? Er hat ihnen kaum großen Abbruch gethan, da ihm eine der wichtigsten Lebensbedingungen des Waarenhauses versagt war: „größter Umsatz“. Den Gegnern des Waarenhauses liefert der Fall W. Wertheim also keinen Stoff zu neuer Agitation. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 25. April 1914.

Olla Podrida.

Selbstmordversuch Bonapartes?

Nöppel, jauchzt am siebenten April 1814 der siebenzehnjährige Preußenprinz Wilhelm, „ergiebt sich dem Kaiser Alexander und geht nach Rußland. Kann ein solcher Mensch wohl infamer endigen? Dreißigmal schösse ich mich tot, ehe ich Dies thäte. Steckt da aber nicht was hinter vielleicht??! Natzmer überschickt hierbei ein Packet Schuhe von der allergrößten Eleganz. Sie sind von dem Schuster der Herzogin von Rovigo, welche hier den Ton angiebt und täglich fünf Paar (sage: fünf Paar) Schuhe braucht." Am Elften kann Prinzessin Charlotte melden, Flügeladjutant Graf Schwerin sei als Bringer der Freudenpost in Berlin angekommen; „mit vierundzwanzig Postillons. Das Geschrei, das Gedräng war mit nichts zu vergleichen. Es soll noch ärger gewesen sein als bei der Schlacht von Leipzig. Im Theater wurde das Preußische Feldlager (ein ‚Militärisches Gemälde mit Gesang', nach Wallensteins Lager gemodelt) aufgeführt, welches überaus vielen Beifall und Geschrei erhielt. Ich freue mich schon, wenn Sie, mein geliebter Vater, es sehen werden; es ist so lärmend." In der nächsten Nacht soll dem überwundenen Mann in Fontainebleau der Wunsch genaht sein, sich selbst zu töten. Soll; der Frage, die jetzt wieder in der pariser Presse erörtert wird, ist eine lückenlos sichere Antwort, noch heute, nicht zu finden. Der Gedanke, sagen deutsche Historiker, hat den Besiegten gestreift, ist aber nicht ausgeführt

worden. Vermuthung. Agathon Fain, der Geheimsekretär, auf den die Legende sich beruft, ist kein ganz zuverlässiger Zeuge. Und die Aprilbriefe Bonapartes verrathen nichts von der Absicht auf Selbstmord. Marie Luise soll in Aix eine Badekur durchmachen, Josephs Frau nach Marseille, Louis nach Montpellier, Jerome in die Bretagne gehen. An der Loire, schreibt er an Joseph, seinen Statthalter, nach Paris, „muß unser Troß so klein wie möglich sein. Jeder soll still unterkriechen und sich in Sparsamkeit bescheiden.“ Nach Elba will ihn der Zar schicken? Weil Marmont, der Herzog von Ragusa, sich wie der dümmste Tölpel schlagen ließ, ist der Imperator noch nicht besiegt. „Nur um viel höheren Preis ist mein Leben, mein Blut zu haben. Noch hängt der Degen von Austerlitz mir an der Hüfte. Wenn ich die Leute von Eugen und Augereau, von Soult und Suchet zusammenziehe, habe ich wieder hunderttausend Mann und kann den Verbündeten an der Loire gefährlich werden.“ In den Augen der Treusten liest er den Zweifel. Nach dem ersten Verzicht, dem nur persönlichen vom vierten April, glüht schnell wieder Hoffnung auf. Aber auch Caulaincourt und Macdonald, die mit dem Kaiser Alexander verhandelt haben, mahnen, ins Unvermeidliche sich zu fügen. „Sie haben kein Heer, dürfen sich nicht ins Amt eines Landsknechtführers erniedern; und Frankreich braucht und will Ruhe.“ Ruhe! Meinetwegen. Er zieht ein Leuchtertischchen heran, klammert es in die nackten Füße, von denen Pantoffeln wippen, und schreibt. „Da die verbündeten Mächte der Meinung sind, daß die Wiederherstellung des europäischen Friedens nur durch den Kaiser Napoleon gehindert werde, erklärt der Kaiser, daß er, für sich und für seine Erben, auf die Throne von Frankreich und Italien verzichtet und bereit ist, der Wohlfahrt Frankreichs jedes persönliche Opfer, auch das des Lebens, zu bringen.“ Die zweite Urkunde der Abdankung. Dann? Marie Luise geht nicht nach Aix, sondern ins Ausland; will von Kosaken lieber als von Franzosen geleitet sein; und nimmt seinen Knaben, das Adlerjunge, mit in die Fremde. (Auf Sankt Helena sagt er zum General Gourgaud: „Sie war die Unschuld selbst, log nie (was Josephine immer that), liebte mich, wollte stets bei mir sein und wäre mit mir nach Elba gegangen, wenn sie nicht den Schuft Montebello und den elenden Corvisart als Berather gehabt hätte. Aber man hatte ihr erzählt, daß ihre Tante Marie Antoinette guillotinirt

worden sei; und das ganze Ereigniß war für sie zu gewaltig. Obendrein hatte der Vater ihr den Lüdrian Neipperg als Gefährten beigesellt.") Einsam also; ohne Weib und Kind; ohne den Vorwand, einer Familie zu leben. Und der aufgehetzte Pöbel wird ihn, auf der Fahrt nach dem Inselkäfig, höhnen, schimpfen, vielleicht mißhandeln und verwunden. Noch am zehnten April hat er gesagt: „Verzweiflung ist Feigheit. Feigheit jeder Versuch, mit eigener Hand sich aus der Gefahrenzone ins Nichts zu retten. Wer weiß denn, was geschehen wird? Ueber uns waltet Schicksal. Dem kann sich Keiner entziehen." Jetzt: „Auf dem Schlachtfeld zu sterben, ist nicht schlimm. Doch im Dreck umkommen, von schmutziger Hand gewürgt werden!" Kein Lenzvogel singt ihm. Kein Knöspchen labt ihn mit Duft. Ringsum Nacht. Was plant er in Finsterniß?

„In der dreizehnten Aprilnacht entsteht in den sonst um diese Stunde so stillen Korridoren des Schlosses geschäftige Bewegung. Diener laufen hin und her. Kerzen werden angezündet. Man weckt den Doktor Iwan, den Marschall Bertrand, die Herzoge von Vicenza und Bassano. Alle werden ins Schlafzimmer des Kaisers geführt. Neugier spitzt das Ohr, kann aber nur, aus dem Vorzimmer, Seufzer und Schluchzen erlauschen. Plötzlich stürzt Doktor Iwan heraus, eilt in den Hof hinunter, steigt auf ein Pferd, das ans Gitter gebunden war, und sprengt davon. Tiefstes Dunkel schleiert das Geheimniß dieser Nacht ein." Das erzählt Baron Fain (der dem Konvent, dem Kaiser, dann dem König Louis Philippe als Sekretär gedient hat). Was war geschehen? Schon auf der Flucht aus Rußland soll Bonaparte in einem Säckchen Opium auf der Brust getragen haben; weil er nicht lebend in die Hand der Verfolger fallen will. (Er schätzt die Russen sehr hoch, findet ihre Politik „großartiger" und sogar liberaler als die wiener, sagt voraus, daß sie, weil sie müssen, sich den Franzosen verbünden werden; bangt, für sich, aber vor ihrer Barbarenroheit.) Das Säckchen liegt in einem verschlossenen Schreibtischfach. In der Nacht nach der Abdankung soll ers in sein Schlafzimmer geholt, das Gift in Wasser geschüttet, getrunken und sich wieder ins Bett gelegt haben. Schmerz in den Eingeweiden; nicht rascher Tod. Der Leidende ächzt um Hilfe. Der Arzt (der ihm das Morphium gab) weiß keinen Rath und galopirt aus dem Bereich der Verantwortung. Nach einer langen Ohnmacht schwindet der Schmerz.

War das Gift vom Alter entkräftet oder die Dosis zu klein? „Gott will nicht, daß ich schon sterbe!“ Von Alledem ist nichts bündig verbürgt. In keinem Gespräch wird die Nachtmär erwähnt. Der Erste Konsul, der Kaiser hat über den Selbstmord immer im Ton tiefster Verachtung gesprochen. (Noch der Gefangene, den die Briten „General Napoleon“ nannten. „Napoleon! Diesen Vornamen tragen viele Korsen. Ich heiße Buonaparte. Das ist das Selbe wie Buonarroti. Einer aus meiner Familie, Bonifazius Buonaparte, war Kapuziner in San Miniato und wurde selig gesprochen. Als ich nach Italien kam, flehten mich die Kapuziner an, ihn zum Heiligen ernennen zu lassen. Das hätte mich eine Million gekostet. Der Papst war dafür. Man flüsterte mir aber zu, die Ausführung des Plänchens könne ein Bischen lächerlich wirken: und ich machte aus dem Seligen keinen Heiligen Bonifazius. Ein Fehler. Ich hätte mit dem Köder einen ganzen Schwarm von Mönchen und Priestern geangelt. Vorbei. Wenn ich jetzt aber höre, daß Ludwig der Achtzehnte mich ‚Herrn von Buonaparte‘ nennt, ergötzt michs wie ein Schwank.“ San Miniato liegt bei Florenz; daß dem altflorentiner Bürgerhaus Buonarroti, dessen Sohn Michelagniolo war, auf Korsika Verwandte lebten, ist nie berichtet worden.) In einem Armeebefehl hatte der Feldherr gerufen: „Wahrer Muth kann sich in aufrechter Erduldung seelischer Qual eben so bewähren wie im Kugelregen. Wer sich ohne Widerstand dem Ungemach überläßt oder sich ihm durch Selbstmord entzieht, handelt wie Einer, der vom Schlachtfeld flieht.“ Auf dem Weg nach Elba sagt er: „Thoren tadeln mich, weil ich meinen Fall überlebe. Sich den Hals abschneiden wie Einer, der sein Geld verspielt hat: darin finde ich keine Spur von Großheit. Mehr Muth gehört zu dem Entschluß, unverschuldetes Leid auf sich zu nehmen.“ Auf Sankt Helena zu dem irischen Arzt O'Meara: „Leiden ist schwerer als sterben. Und wer sich selbst tötet, thut sich selbst Unrecht. Der Schwachheit des Augenblickes, der ihn verzweifeln läßt, opfert er seine Zukunft.“ Zu Montholon: „Die Zeit wandelt Manches völlig. Nur Dummköpfe töten sich selbst.“ Zu Gourgaud: „Dieser Rousseau ist ein wunderlicher Mensch. Lesen Sie mal den Brief über den Selbstmord. Wer sich tötet, ist ein Feigling. Oft hat sich Einer nur verwundet und später nicht begriffen, wie ihm der tolle Einfall kam, selbst sein Leben enden zu wollen. Aber ich will das

Problem noch gründlicher durchdenken und das Für und Wider genau abwägen.“ Nirgends die winzigste Hindeutung auf eine Lebensstunde, die ihn selbst in solche Gefühlswirrniß stieß. Bismarck, der doch aus festerem Stoff geschaffen war, scheute nicht das Geständniß, daß er Preußens Niederlage nicht überleben wolle; und hat, freilich auf viel höherer Lebensstufe, als Bonaparte erreichen durfte, oft die Römer beneidet, die eines greisen, unnützlich gewordenen Daseins Bürde abschüttelten. „Vornehmer als langsames Hinsterben ist solcher Abschluß.“ Der letzte Kondottiere hat im Innersten nie zu hoffen aufgehört; bis seine Sonne sank, niemals. Als die Gefährten vor die Wahl gestellt wurden, ins Kapland zu gehen oder einst auf Sankt Helena begraben zu werden, sprach er: „Ich bin früher in Paris als Einer von Euch am Kap.“ Das Schicksal des Landes, dessen Boden ihn nicht geboren hatte, weckte in der Seele des Kaisers (dessen liebloser Spott über die „Wetterfahne der französischen Volksstimmung“ nicht wegzuätzen ist) nicht so heftigen Widerhall, daß davon die Grundmauer seiner Wesenheit wanken konnte. Er empfand wohl auch, daß Selbstmord ihn zum Episodisten der Weltgeschichte niederdrücken, sein Handeln in eines Abenteurers verstümmeln müsse. Wenn er ein wirksames Gift getrunken hätte, wäre dem Reich Ludwigs des Vierzehnten, des einzigen „Vorgängers“, den er, gnädig, gelten ließ, die Pein zweiter Verherung erspart worden. Sich selbst aber hätte er das Denkmal zerstört. Und wer weiß denn, wie über uns Schicksal waltet und was es morgen geschehen läßt?

Am zwanzigsten April steht er vor der Garde. „Nur der Wille, auch fortan Eurem Ruhm zu dienen, giebt mir den Muth, mich selbst zu überleben.“ Also nicht die Furcht, einem Tropf oder ausgebeutelten Spieler zu ähneln? „Von all den großen Dingen, die wir, Kameraden, gemeinsam erwirkt haben, will ich berichten.“ Nicht eine Stunde lang hat er ernstlich daran gedacht. Neue Geschichte machen will er, nicht alte schreiben. „Gott mit Euch, Kinder! Jedes Einzelnen Mund möchte ich küssen. Lasset mich wenigstens auf Eure Fahne die Lippen drücken!“ (Der Kronprinz des Deutschen Reiches, der alle erlangbaren Bilder des Ungeheuren gesammelt hat, glitt beim Abschied von Langfuhr in den Ton dieser Adieux de Fontainebleau; und vergaß nur, daß er seine Husaren nicht nach Wagram und an die Beresina geführt hatte und daß ein

Kommandowechsel nicht in das Pathos einer Abdankung zwingt.)
Zwanzigster April 1814. Sechs Jahre zuvor ist, an dem selben Kalendertag, dem Schoß der Königin Hortense von Holland der Knabe Charles Louis Napoleon entbunden worden, dessen Geburt der Erzkanzler Cambacérès beglaubigt, dessen Stirn Kardinal Flesch mit Weihwasser genetzt, der aber nach seines Titularvaters Meinung nicht einen Tropfen bonapartischen Blutes in den Adern hat; der vielleicht der Sohn des holländischen Admirals Ver Huell, sicher nicht Ludwigs, des Königs, ist. Dieser Bruder des Kaisers hat weder die Krone noch die Frau begehrt, die der Wille zur Weltherrschaft ihm aufzwang; schleppt seine Nervenplage aus einem Kurort in den anderen; nennt den Jungen, der ihm beschert ward, „den Sohn der Königin"; und hätte müde gelächelt, wenn ihm gesagt worden wäre, der schwächliche Bastard werde, als Napoleon der Dritte, einst in Frankreich regiren und so tief sich in Wesen und Gestus des echten Bonaparte einfühlen, daß mählich die Zweifel an seiner Abstammung verstummen müßten. Nun steht vor dem Prinzlein von Holland der dreijährige König von Rom. Und nüchterner Sinn schwört drauf, daß die Fahrt nach Elba das Ende der Zufallsdynastie ist und den Bonapartes, die aus geraubtem Gold mit nutzlos verspritztem Blut sich ein Diadem kitteten, nie wieder ein Herrschaftmorgen aufdämmern wird. „Gott mit Euch, Kinder!" Vor dem Entthronten liegt der Weg, den Korsikas Held Pasquale Paoli gegangen ist, als ihn die Franzosen besiegt, mit dreißigtausend Schwertern die Freiheit des kleinen Inselreiches zerfetzt haben. An Paoli schrieb der blutjunge Lieutenant Buonaparte: „Ich ward geboren, als mein Vaterland starb." Einem von spanischer Habgier geknechteten Peruaner verglich er sich, neigte, zur Huldigung, das Haupt vor dem Verbannten, mit dem jede Hoffnung auf Glück von der Korsenerde geschieden sei; und trug längst doch schon den Kriegerrock Frankreichs. Dem hat er in einem Vierteljahrhundert mehr Ruhm erfochten als je, vor und nach Caesars Zeit, ein echtbürtiger Gallier. Ist aber kein Franzos geworden; in keine Scholle des Bodens zwischen Marseille und Calais verwurzelt. Und nun ist das Stück ausgespielt und der fünfundvierzigjährige Held geht, wie Paoli, in den Pferch der Verbannung? Noch nicht für den Rest seiner Lebenszeit. Elf Monate nach dem rührsamen Abschied von der Garde ist er wieder

in Fontainebleau. Warum haben die albernen Kongreßdiplomaten nicht dem Rath Talleyrands gehorcht, der schon im Oktober den gefährlichen Mann auf die Azoren spediren wollte? Warum hatten sie ihm nach Elba (wo es, trotz dem Mama Laetitia, Schwester Pauline und die noch immer anmuthige Walewska, deren Besitz er der Kupplerkunst Talleyrands dankte, hinkamen, gar zu langweilig war) vierhundert Grenadiere mitgegeben? Im Winter sinds tausend. Damit läßt sich Etwas wagen. Von Portoferraio gehts nach Antibes. Höret ihn selbst die Geschichte dieses Zuges erzählen. (Sie fängt, wie fast jede auf seiner Lippe, mit einem Ausdruck des Bedauerns an. „Daß ich dem täppischen König Friedrich Wilhelm und seinen Nachkommen nicht die Krone von Preußen nahm, war ein Fehler. Ein noch ärgerer, daß ich nicht den Reif der habsburgischen Kronländer zerbrach und drei selbständige Königreiche, Oesterreich, Böhmen, Ungarn, daraus machte. Statt Moskau zu erobern, mußte ich Petersburg, die Stätte der Staatsverwaltung, besetzen.“ Diesmal handelt sichs nicht um so Beträchtliches.) „Ich hatte auf Elba leider versäumt, für eine Felddruckerei vorzusorgen. Meine Aufrufe wurden in aller Hast nachgeschrieben, hätten aber in Letternschrift tiefer auf das Volk gewirkt, dem nur Gedrucktes als eigentlich authentisch gilt. Der erste Maire, der uns entgegenlief, war von der kleinen Kopfzahl meines Häufchens verblüfft und stöhnte: ‚Wir fingen gerade an, wieder ruhig und zufrieden zu werden, und nun stören Sie Alles!‘ Meine Leute fingen einen betreßten Boten des Fürsten von Monaco ab. Der Mann hatte im Marstall der Kaiserin gedient, erkannte mich und berichtete, zwischen Paris und Montélimart sei, im Volk wie im Heer, die Stimmung mir günstig; nicht so gut in der Provence. Der Fürst selbst, der mir später vorgeführt wurde, meinte, eine so winzige Schaar könne mir keinen Sieg erringen. Der Herr hatte seine Weisheit aus den Salons, der Diener aus dem Volk. Nach Mondaufgang gab ich den Befehl zum Abmarsch. Niemand erfuhr, nicht einmal Bertrand, welchen Weg ich gewählt habe. Jede Stunde war kostbar. Eine an sich unbeträchtliche Schlappe hätte das Selbstvertrauen des Feindes, der mich sie erleiden ließ, gestählt. In Grenoble waren Truppen, Kanonen, ein Arsenal, Kriegsgeräth aller Art. Diese Stadt mußte ich überrumpeln. Daß sie mein erstes Ziel sei, sagte ich erst an der Wegscheide zwischen Avignon und Grasse.

Ich ließ die Leute rasch auf einem Hügel essen; dann: vorwärts! In Gap strömte die Menge in unser Bivouac und ich gönnte Jedem ein paar Worte; wie bei der Großen Cour in den Tuilerien. Die Bauern waren selig, erzählten, der Adel wolle sie wieder an den Pflugschar spannen, verglichen meinen Kopf dem auf ihren Fünffrancsstücken und jubelten: ‚Er ists!‘ Auch von alten Soldaten wurde ich erkannt; und merkte überall, daß man die Bourbons hasse und meine Rückkehr ersehne. Nun wußten wir, daß wir für die Sache Frankreichs kämpften, und waren, Mann vor Mann, bereit, im Nothfall für sie zu sterben. Noch hatten wir keinen Widerstand gefunden. Aber Cambronne war umgekehrt und meldete, ein Bataillon des Fünften Regiments habe ihn zum Rückzug gezwungen. Ich schalt ihn aus, schritt dem Bataillon entgegen und sprach Führer und Mannschaft an. Ich war allein, hatte den Degen, in der Scheide, unter dem Arm, knöpfte den Waffenrock auf und fragte: Wollt Ihr auf Euren Kaiser schießen? Alle, der Kommandant voran, gelobten mir Treue. An ihrer Spitze zog ich nach Grenoble, dessen Garnison, wie der Artilleriemajor Rey, den wir trafen, berichtete, leicht zu gewinnen sein werde. In Schaaren folgten uns Bauern, die Spottlieder auf die Bourbons sangen; und als das Siebente Linienregiment sich uns angeschlossen hatte, schwand der letzte Zweifel am Sieg aus meiner Seele. Um zehn Uhr abends standen wir vor Grenoble. Alle Thore geschlossen. Von den Wällen schreien die Soldaten: Hoch der Kaiser! Wollen aber nicht öffnen. General Marchand, heißts, hat verboten, uns einzulassen. Ich befehle, die Trommeln zu schlagen, und rufe dann: Marchand ist abgesetzt! Nun wird das Thor geöffnet. Der Oberst, der dort kommandirt, hat sich mit seinem Ehrenwort verpflichtet, dem General Zeit zur Flucht zu schaffen. Auf dem Marsch von Cannes nach Grenoble war ich ein Abenteurer. In Grenoble wurde ich wieder Souverain. Hätte ich alle für meine Sache begeisterten Bauern, die darum baten, mitgenommen, dann wäre ich mit fünfhunderttausend Mann vor Paris angelangt.“ Er übertreibt nicht. „Vive l'Empereur!“ Von dem Hall des Jubelrufes dröhnt, noch einmal, die Erde. Von Thurm zu Thurm fliegen ihm seine Adler voran. Ein Brief bekehrt den Marschall Ney, der gegen den Meister kämpfen wollte, zu neuer Huldigung. Im Sturmschritt gehts vorwärts. „In zwanzig Tagen habe ich einen Weg durcheilt, zu dem

man sonst vierzig braucht." Die Bourbons fliehen. Am zwanzigsten Märzabend tritt der Kaiser über die Schwelle seiner alten Wohnung. Thront allmächtig wieder im Glanz der Tuilerien.

Und sonnt sich an schönen Frühlenztagen im Park der Montespan. Der Staatsanzeiger meldet: „L'Empereur est à Fontainebleau." Hier lag er damals. Ob die Esel wirklich glaubten, er habe Gift getrunken? Nur Tröpfe töten sich selbst. Auf Sankt Helena sagt ers. Als die hundert Sonnen, die ihn in erneuter Kaiserpracht sahen, versunken sind. Ueber ihm ist der Himmel, vor seinem Auge, immer, der Ozean; hinter ihm wacht der Kerkermeister aus Britenland. Käme ein Aar, er käme von Zeus. So ist Bonaparte gestorben. So lebt der an nackten Fels Geschmiedete der Menschheit.

Triple-Entente.

Präsident Poincaré hat die Huldvollen Majestäten von England nicht in den Invalidendom geführt. „Hier ruht der größte Held unserer Geschichte und Britaniens grimmigster Feind. Aus dieser Feindschaft wurde der wichtigste Theil seines Handelns entbunden. Erinnern Sie, Sire, sich des Gespräches mit Lord Whitworth, dem Gesandten des Königs Georg von England? Gewitter droht aus dem Auge, der Stimme des Ersten Konsuls. ‚Seit fünfzehn Jahren zwingt Ihr Briten uns Krieg auf; und scheint ihn noch fünfzehn Jahre führen zu wollen.' Er läßt den verdutzten Lord stehen und spricht zu den Gesandten Rußlands und Spaniens: ‚England achtet keinen Vertrag. Es will den Krieg. Gut. Aber wenn der Engländer vor mir das Schwert zieht, werde ichs nach ihm in die Scheide stecken.' Jäh kehrt er nun zu Whitworth zurück. ‚Was ist der Zweck Eurer Rüstung? In all unseren Häfen ist nicht ein Linienschiff. Aber wenn Ihr durchaus rüsten wollt, rüste ich auch. Wollt Ihr kämpfen: ich bin dabei. Vielleicht gelingt Euch, Frankreich zu töten; niemals, es einzuschüchtern.' Damals, im März 1803, war der Friede zu sichern. Bonaparte wollte ihn; wollte Frankreichs alte Kolonien in neue Blüthe fördern und brauchte drum Ruhe. Aber die Regirung des Königs Georg ließ zehntausend Matrosen anwerben und alle Miliz einberufen; heischte willkürliche Herrschaft über beide Meere, die Frankreichs Küste bespülen; forderte Malta für sich und zeigte, daß sie die Neutralisirung des Mittelmeeres nicht dulden werde. Aus diesem

Trachten erwuchs alles Unheil. Der hier ruht, durfte mit Recht von sich sagen, er habe den Weltfrieden gewollt und sei nur durch die britische Politik zum Dämon des Krieges geworden. Deshalb, Sire ...“ Das ging nicht. Jeanne d'Arc und Bonaparte dürfen nicht erwähnt werden, wenn Briten sich den Franzosen verbrüdern. „Ich habe den Kontinentalstaaten gezeigt, wie sie ohne England auskommen können. Die Engländer sind unersättlich. Sie stellen mehr Waaren her, als sie brauchen, gewöhnen das Volk in Wohlstand und sind, sobald der Absatz stockt, von Aufruhr bedroht.“ So hat der Mann auf Sankt Helena noch im Januar 1818 gesprochen. Dennoch niemals begreifen gelernt, daß England, gerade, weils in der Lage war, die er früh erkannte, auch gegen ihn gehandelt hat, wie es mußte. Einerlei. Für franko-britische Feste ist sein Bild so wenig wie Johannens, der Hirtin, zu verwenden.

Auch nicht nöthig. Die lenzliche Lebensfreude der Hauptstadt und ihrer Menschheit wird den Sailor King und seine Königin bezaubern. Der hat Sir Edward Grey gebeten, zum ersten Mal solchen Besuch mitzumachen; weil er, als bescheidener Mann, im Dickicht der Staatsgeschäfte sich nicht so sicher fühlt wie auf dem Deck eines stampfenden Kreuzers; weil er vermeiden möchte, daß die Pariser ihm nachtuscheln: „Nicht der Schatten des Vaters“; und weil er in den Tagen irischer Wirrniß nicht ohne staatsmännischen Rath sein will. Weitsichtige Pläne? Schwatz. Natürlich wird Sir Edward mit den Herren Poincaré, Delcassé, Paul Cambon, Bertie, Iswolskij, Tittoni über Nordafrika und Kleinasien, Armenien und Albanien, mesopotamische und mexikanische Oelquellen plaudern. Aber ein neues Abkommen? Auch nur die Ausbuchtung des jetzt zehn Jahre alten? Dazu wäre die Stunde schlecht gewählt. Kein Mensch weiß, welche Mehrheit in der achtzehnten Woche des Jahres das Bourbonenschloß beherrschen wird. Jeder, daß der bieder lächelnde Herr Doumergue nicht lange mehr am Quai d'Orsay hausen kann. „Unser agreement mit Deutschland? Da nichts über die Flotten hineinkommt, belanglos. Sie sehen ja, wie schleimig sich das Gekram hinzieht. Null; mit Portugiesensalat. Was auf dem Wasser gemacht werden kann, wird gemacht. Könnt Ihr Eure dreijährige Dienstzeit halten, dann sind wir in Ordnung. Werdet nur nicht wieder nervös, wenn im Herbst der deutsche Präsenzstand um fünfzigtausend Mann erhöht wird. Das ist wahr-

scheinlich, läßt sich noch mit dem Grundsatz allgemeiner Wehrpflicht decken und kann uns, so lange Rußland munter Rekruten drillt, nicht ängstigen." So wird, ungefähr, die Gesprächslinie gewesen sein, ehe sie in den Orient, nahen und fernen, verlief. Bei uns wird wieder viel gräßlich Dummes gedruckt. Der Historiker Lavisse (Professor; zweiundsiebenzig Jahre alt; viel über Fritz von Preußen zusammengeheimst; anständiger Durchschnit) hat einen Artikel geschrieben, der den Briten empfahl, die entente in eine alliance zu wandeln. Warum der „Temps" den Artikel aufnahm? Vielleicht, um einen würdigen Herrn und alten Mitarbeiter nicht zu kränken. Vielleicht, um einmal eben so oft citirt zu werden wie der „Matin" fast in jeder Woche. Möglich ist auch, daß der kluge Herr Tardieu die Arbeit des Professors erst las, als sie gedruckt war. In jedem Fall: ein Mißgriff. Das giebts bei uns nicht; versteht sich. Mit gebührender Schonung, doch deutlich sprachen alle Diplomaten und die besten Preßpolitiker von der „gaffe de M. Lavisse". Keiner hatte den Briten zugemuthet, vom gewohnten Pfad abzubiegen und sich durch festen Pakt einer Europäermacht zu verbünden. Keiner hatte Grund, mit dem Ertrag zehnjähriger Eintracht unzufrieden zu sein. Der „Temps" ist nicht der Radikalen Partei, nicht deren regirendem Ausschuß dienstbar. Welches Gezeter würde in unser Ohr gespien, wenn ein Franzmännchen die Häupter der Wilhelmstraße für die Artikel deutscher Professoren, Admirale, Generale, Bankdirektoren verantwortlich fände! Aus dem guten alten Lavisse aber spricht die Stimme der Republik. Und wir haben das große und kleine Schema für die pariser Feste. „Das arme Frankreich hat überall Pech. Das Bündniß mit Rußland ist gelockert. Nun winken auch die Engländer ab. Die wollen keinen Vertrag; sind uns viel inniger als den Franzosen befreundet. Alles war listig vorbereitet. König Georg sollte im Auswärtigen Amt, in dessen Haus er wohnt, unterschreiben; einen Wisch, der Brand stiften konnte. Fällt ihm nicht ein. Trotzdem wird er auf den Boulevards gefeiert. Aber die Enttäuschung ist riesengroß."

Ob Betrogene, ob Betrüger so reden: glaubet ihnen kein Wort. Jedes kommt aus Irrthum oder soll Irrthum zeugen. In nüchterner Schlichtheit sei ausgesprochen, was ist. Herr Lavisse hat Wünsche aufgeschrieben, die ihm durch den Magisterkopf gingen. Als sie seinen Wunschzettel lasen, rangen Staats- und Zeitung-

männer die Hände. Wer ein Bündniß erwirken will, läßt es nicht in einem Leitartikel dem Eingeladenen abfordern. Frankreich ist zufrieden, wenn in Europa, Afrika, Kleinasien, Indochina Alles bleibt, wie es ist; weiß, daß es Elsaß-Lothringen im günstigsten Fall erobern, doch sicher nicht auf die Dauer halten könnte; will weder Rußland noch Britanien, heute, in einen Krieg hetzen, dessen ersten, heftigsten Stoß es selbst und allein zu erdulden hätte; und findet das Ergebniß der Triple-Entente recht ansehnlich. Der alte Besitz verbürgt; Marokko französische Provinz; in Anatolien und Syrien die fettsten Happen; von Griechen, Rumänen, Serben, Türken umworben. Auf dieser Basis läßt sich leben. Die Vorbereitung und Abwickelung der Triasgeschäfte könnte behender sein. Das wurde von den Russen, als sie wieder Geld aus Paris holten, kräftig betont. (Kalchas, Du weißt wohl, warum.) Doch der Zar mehrt seine Armee, baut Schiffe und strategisch wichtige Bahnen, zeigt sich den Nachbarn kühl oder eiskalt; und hat versprochen, in Meilenstiefeln über jede Präsenzziffer des deutschen Heeres hinauszuklettern. Die größte Armee, die größte Flotte, das größte Leihkapital: immerhin ein Deich gegen deutsches Streben in Vorherrschaft. Anderes sollte nicht erreicht werden. Bleibt Deutschland so genügsam, wie es seit Jahrzehnten ist, und entwöhnt sich gar noch der üblen, ertraglosen Rempelsitte, dann ist die Erde den Franzosen kein Jammerthal. Und sie können nur wünschen, daß der anglo-deutsche Verkehr freundlicher werde: damit England nicht seine ganze Macht in der Nordsee sammeln und ihnen die Last einsamer Mittelmeerwacht aufbürden muß. So ists. Das Geschwätz und Gelüge wird langweilig; und war immer schädlich: weil es die Gegner nicht schwächt, aber ärgert; weil der stets hämisch erneute Zweifel an der Haltbarkeit ihrer Interessengemeinschaft sie zwingt, einander zärtlichere Behandlung zu gewähren, als sie sonst aufbrächten. (Probe: der elysische Trinkspruch Georgs.)

Triple-Alliance.

Wenn die Pariser sich in das berliner System bequemten, würden sie Tag vor Tag schreien: „Der Dreibund ist das groteskeste Gebild auf dem Erdenrund. Der Italiener haßt den Oesterreicher, der Oesterreicher den Italiener; Alldeutsche fordern die Eingliederung der germanischen Kronländer ins Deutsche Reich, die auch in Nordböhmen manches Herz begehrt; und Südosteuropa sieht die

Kaufmannschaften der beiden Kaiserreiche in hitzigster Konkurrenz.“ Frankreichs Hauptblätter hüten sich vor so unsanft höhnender Rede. Die könnte den Bespöttelten ja nur neue Treugelübde auspressen. Fein still sitzen; bedenken, daß Italien, mag es auch der Republik, die Biserta so stark befestigt hat und in ihrem Gebiet die italischen Musulmanen nicht immer gut behandelt, heimlich grollen, sich niemals in offenem Kampf gegen ein mit England einiges Frankreich wenden kann; und thun, als sei der Dreibund viel kräftiger, zu rascher Aktion rüstiger als die eigene Gruppe. Das wird dann nach Berlin telegraphirt; und flink schallt die Antwort: „Sie platzen vor Neid, weil sie, endlich, merken, daß unser Bund felsenfest, ihrer aus Papier ist.“ Wem nützt solche Kinderei? Uns gewiß nicht. Wer soll glauben, die Stirn der Westmächte sei vom Zorn darüber gefurcht, daß in Tripolitanien und der Kyrenaika Italiens Fahne weht? Die Westmächte, England und Frankreich, hatten längst ja diese Provinzen den Römern zugesagt. Mindestens dreimal in jedem Jahr durchhumpelt unseren Erdtheil die Kunde von „noch festerer Knüpfung des Dreibundes.“ Also konnte er noch fester werden? Nur: er schreckt Keinen mehr. Und was hat er den Kaiserreichen eingebracht? Die Pflicht zur Rüstung ins Unermeßliche. Dem Königreich Italien: ungefährdete Ruhe während des libyschen Krieges und die Hypothek auf Albanien. Der festeste Bund.

Marchese di San Giuliano hat neulich den Grafen Berchtold besucht. In Wien? Nein. In Abbazia. Wenn Herr Sasonow oder Sir Edward Grey Paris miede und die Franzosen nach Marseille bestellte, würde die Dreierzunft laut ausgelacht. Franz Josephs Minister gehen nicht nach Rom, Victor Emanuels nicht nach Wien. Weil die Monarchen einander nicht besuchen (Habsburg ist für den Vatikan, Savoyen wohnt im Quirinal); und weil in beiden Hauptstädten Straßenlärm der Irredenta zu fürchten wäre. Erstes Zeichen inniger Empfindensgemeinschaft. Also: Stelldichein in Salzburg oder auf dem Semmering, in Pisa, Desio oder Abbazia. Vor der Abreise wird dann ein Wortbündel in die Sonne oder in den Regen gehängt. „Communiqué“ nennts der Oesterreicher; und der Fremde denkt an Klemens Metternich oder an Friedrich Beust. Die Sätze unterscheiden sich höchstens durch die Reihung und Wickelung der Worte; der Sinn, der sich dem Leser einprägen soll, ist immer derselbe. Sein Ausdruck diesmal: „Wieder ist völlige Uebereinstimmung in den Ansichten der beiden Staatsmänner zu Tage

getreten." Man muß dran glauben. In Südtirol sind die Grenzlinien Oesterreichs und Italiens so gewaltig befestigt, von so großen Heerhaufen bewacht wie kaum irgendwo in Europa ein anderes Einfallsthor. In Pola lernen die Seesoldaten auf italienische Kriegsschiffe zielen. In Venedig ist Oesterreichs Fahne verpönt (trotzdem der Lido im Hochsommer dichte Rudel reicher Wiener herbergt) und das fiumaner Mädchen, dessen feiler Reiz ins dunkelste Gäßchen lockte, seufzt, wenn der Kunde bedient ist, leider müsse sichs noch Austriaca nennen. Wird in Triest einem Oesterreicher italischer Zunge ein Läppchen ans Zeug geflickt, dann gellt der Wuthschrei von Verona bis nach Palermo. In Albanien raufen die Verbündeten um jedes Schulkind. Bietet Oesterreich entgeltlosen Unterricht, so winkt Italien an den gedeckten Eßtisch. „Bei uns erhältst Du ein Schulkleid." „Bei uns obendrein noch eins für den Sonntag." Der arme Fürst Wilhelm (der, nach Preßberichten, die „allgemeine Mobilisirung" anordnet und sich zur „Führung der Armee" bereitet, aber nicht eine Kanone, nicht eine Compagnie, weder Waffen noch Train, weder irgendwelches Kriegsgeräth noch Geld dazu hat) muß auf das Feld vor Durazzo reiten, um dem Besuch wiener Professoren und Studenten auszuweichen; einem angesagten Besuch, der willkommen sein sollte, die Italiener aber verstimmen könnte. Daß auf den drei Reibungflächen Alles so hübsch bleibe, wie es ist: in diesem Wunsch stimmen die zwei Minister völlig überein. San Giuliano mahnt nur noch nachdrücklich, den unter Habsburgs Szepter lebenden Italienern rasch eine Universität zu schaffen. Dann künden Beide, der Erfolg ihrer Politik habe sie befriedigt; und telegraphiren auch an den Dritten im Bund: „Wir haben abermals die vollkommene Uebereinstimmung der Ansichten der drei verbündeten Regirungen festgestellt." Festgestellt. Der Dritte, Kanzler des Deutschen Reiches, wärmt sich just im Kacheleion von Korfu; möchte in allerhöchster Sphäre mit Worten nicht knickern; und antwortet: „Wollen Sie meinen besten Dank für das liebenswürdige Telegramm entgegennehmen, das Sie an mich gerichtet haben. Indem ich Sie aufs Wärmste zu dem glücklichen Ergebniß beglückwünsche, das Ihre Unterredungen in Abbazia gehabt haben, lege ich Werth darauf, mich dem Gefühl der Befriedigung anzuschließen, das Sie darüber empfinden. Es ist mir ein großes Vergnügen, Ihnen bei dieser Gelegenheit den Ausdruck meiner aufrichtigen Freundschaft zu erneuern." Vierundsechzig

Wörter. Nicht das dünnste Keimchen eines Gedankens, einer Willensregung, die den Kopf, den Nerv eines Politikers ahnen läßt.

Könnten wir nicht versuchen, wieder ernsthaft zu werden? Der entamtete Bismarck konnte zu dem Herrn des Ballhausplatzes nicht sprechen wie der regirende König Fritz zum breslauer Domkapitel: „Ich und der Heilige Geist haben beschlossen ...“ Was über den Dreibund gesagt werden mußte, hat er, schon vor zwanzig Jahren, gesagt; wer lesen lernte, kann die Absicht des Warners nicht mißdeuten. Alliance oder Entente: Name ist Schall und Rauch. Bringt das Ding nichts ein, dann ist alle Erhaltermühe verthan. Die Entente hat jedem Partner stattlichen Gewinn gespeichert. Die Alliance uns in einem Vierteljahrhundert kein münzbares Silberbröckchen. Oesterreich-Ungarn handle nach seinem Belieben. Ist es, wie der Leiter seines internationalen Geschäftes, „von der Lösung der Balkanprobleme befriedigt“: wir haben ihm nicht dreinzureden. Uns aber ist der Dreibund nicht mehr eine strategische Stellung, sondern eine strategische Hemmung; nicht unnützlich, sondern schädlich. Denn er hindert uns, mit der Summe deutscher Wehrkraft und Wirthschaft Werthe, nicht immer Worte nur, einzuhandeln und, nach verschwatzten, verzauderten Lustren, die Politik des Schöpfers, nicht mehr des Dulders, zu treiben.

Virement.

Herr von Dallwitz ist Kaiserlicher Statthalter in Elsaß-Lothringen, General Wedel Fürst, Herr von Loebell in Preußen Minister des Innern geworden. Warum? Der oldenburgische Graf Karl Wedel hat die Anklageschrift des jungen Kaisers in Sachen wider Bismarck in die wiener Hofburg getragen; wurde aus dem Generaladjutantendienst entfernt, als er Seiner Majestät ehrerbietig anheimgestellt hatte, auf dem bonner Bahnhof nicht in der Borussenjacke einen regirenden Herrn zu empfangen; mußte bald nach dem donaueschinger Sieg über den Kommandirenden Deimling den Schein der Niederlage auf sich nehmen und manchen harten Bissen hinunterwürgen. Ein Fürstenhut birgt Kopfwunden dem Auge. Der Mann, den der Kaiser in so hohe Würde, in eine von Moltke nie, von Bismarck nach drei Kriegen erlangte, hebt und den das Volk des Reichslandes umjauchzt, müßte bis auf die letzte Fleischfaser als Statthalter verbraucht werden? Das war, liebe Leute, nun mal erledigt; und Wedel hat sich, als Welfe, dem Wap-

penspruch „Nunquam retrorsum“ verlobt. Der Ersatzmann? Fürst Bülow war nicht genehm und wurde drum nicht gefragt. Für Herrn von Bethmann wars noch zu früh und schon zu spät (der Reichstag liegt Seiner Excellenz zu Füßen; aber von Zabern war der Weg nach Straßburg nicht mehr bequem); und er müßte sich morgen enger einschränken, als er gestern ahnen konnte. Herrn von Schorlemer hatten Geschichtenträger erbärmlich verschrien. Wer also? Sachliche Erwägung: Irgendein Profit muß herauskommen. Der Minister des Inneren ragt wie ein Wurzelknubben aus der Landtagsstraße. Ist dem Führer der Konservativen Fraktionen verwandt und befreundet. „Wir haben, wenn mans bei Glühlicht besieht, Heydebrand im Ministerium!“ Lästig. Wenn er gern mit Verwandten arbeitet: in Straßburg fände er den Grafen Roedern. Der Abstand im Adelsrang wäre leicht auszugleichen; und Dallwitz müßte dort an der Wahlreform knabbern, gegen die er sich hier gestemmt hat. Woher aber Einen nehmen, der für Preußen ein geruchloses Reförmchen ausknobelt und dennoch fügsam bleibt? Wenn man Günther haben könnte! Geht nicht; erstens ...; und zweitens wäre es den Herren Junkers wider den Strich. Windheim? Zu intim mit dem Hof. Lieber die Uebel, die wir haben, behalten, als zu unbekannten fliehen. Auf und ab schwanken am Messingbalken die Schalen. Bis Samiel hilft. Der wirkliche Geheime Manager Hammannn hatte einen Kameraden. „Wenn Sie Loebell nehmen, haben Sie einen zuverlässigen und geschickten Mitarbeiter; und kapern alle Bülowkähne.“ Der sitzt ja aber bei Siemens-Bergmann und Gwinner im Aufsichtrath. „Keiner wird sagen, daß die Deutsche Bank nun auch fürs Innere einen Helfferich abgeordnet habe.“ Das straßburger Sekretariat hat er abgelehnt. „Kein Klima für einen lehniner Kürassierssohn; kein Posten für Einen, der die Reichskanzlei und den ganzen Hokuspokus des Blocksberges unter sich hatte. Spitze der preußischen Verwaltung: die Schüssel läßt kein mit Teltower Rüben Aufgefütterter vorübertragen.“ Nach Ihrer Meinung also der providentielle Mann? „Rebus sic stantibus, wie einer Ihrer Vorgänger zu sagen pflegte; wenn Johann Dallwitz mit dem gehörigen Pomp ausgebotet werden soll.“ Denkst Du, lieber Leser, noch an Bonaparte zurück? „Ueber uns waltet Schicksal.“



Die letzten Werke.

Dort, an der Grenze des Todes, wo die Schatten sinken und Erkenntniß sich zu verdunkeln scheint, steigen die Schleier, und neue Erkenntniß bricht an. Neue Gänge öffnen sich am Ende irdischer Räume, die vielleicht zu Sälen unbekannten Lichtes führen, und je tiefer der Sinn des Scheidenden ist, um so mehr ist er jenem Unbekannten zugewandt. Es ist, als ob nach langen Entwickelungen im höchsten Alter plötzlich ein fremdes Element auf erneute Ziele wiese. Dafür bürgt die wachsende Verinnerlichung des Menschenantlitzes vor dem Ende oder der überraschende Plan, den der Kühne noch zuletzt entwirft, oder die Wendung, durch die das Werk des Künstlers im Alter, kurz vor dem Tode, uns befremdet.

Wer sich gedrungen fühlt, im Lebensalter, das ein Mensch erreicht, mehr zu erblicken, als die „unergründliche Laune des Geschickes“, wer darin die Logik erkennt, Der findet auch das Gemeinsame im Wesen Derer, die im gleichen Alter geschieden sind.

Der Genius, wie er die Blätter der Geschichte füllt, bietet sich als das klarste Beispiel dar; und wieder ist es der Künstler, dessen Leistung am Raschesten im Anblik seines Werkes umfaßt werden kann. Am Tage liegt es, warum das Wirken gewisser Geister schon mit der Jugend abschloß. Alle diese früh Vollendeten begannen sogleich wie Meister und zeigten, wie auf einer Hochebene schreitend, im Grunde wenig Entwickelung. Solche Naturen werden nicht beschenkt und nicht geprüft durch eine Fülle der Erlebnisse; fertig von Anbeginn sind die Meister und so den Erschütterungen des Formen Suchenden enthoben.

Ganz anders wirkt der Genius, wenn er sich Zeit gönnt, wenn er sechzig und achtzig Jahre den Künstler belebt. Es ist, als wäre solchen Männern das Bewußtsein eines langen Lebens immanent. Jenen entsanken Feder und Pinsel in früher Zeit und sie schieden vollendet; wie weit sind Diese, als Dreißigjährige, von der letzten Reife ihrer Kunst entfernt! Betrachtet man ihr Werk bis in seine Mitte wie einen Torso, so steigt gewaltig die Begierde auf, der fehlenden Hälfte habhaft zu werden.

Alle beginnen auffallend unselbständig und in einer Abhängigkeit von den Vorgängern, daß man „die Klaue“ wohl erst nachträglich zu finden meint. Indem sie zur Erreichung ihrer höchsten Ziele Jahrzehnte brauchen und Menschenalter, bleibt die Natur ganz ökonomisch, wenn sie ihnen verleiht, was sie Jenen vorenthalten: die lange Strecke und das reiche Erlebniß. Durch Wonne, Wirrniß und Enttäuschung müssen sie dringen, Bitterkeit, Ekstase, Lüste, Qual verlangsamen den Weg, den sie zugleich

schmücken. Hier würde ein voreiliger Tod die Logik der Entwickelung zerstören. Mit diesen Menschen hat die Natur Zeit, sie läßt sie erst in hohen Jahren zur großen Darstellung ihrer Ideen gelangen. Was jene Jüngeren spielend erschufen, wie aus der Gnade der Götter, die sie bald entrückten, hier ist es Errungenschaft, Gethürmtes, mühsam von unten auf. Ist ihre Bahn reich an Erlebniß, so sind sie doch erotische Naturen im tieferen Sinne nicht zu nennen; es sind dämonische.

Aber noch kurz vor ihrem Ende steht und erwartet sie eine ergreifende Erkenntniß, die sie überrascht und die sie verdunkelt. Denn die Natur will nicht das Vollkommene, vom Menschen erschaffen; duldet sie es eine Weile, so zeigt sie ihrem Werkzeug, dem Künstler, unmittelbar, bevor sie ihn entläßt, daß jenseits seiner Vollkommenheit noch eine andere Reihe beginnt, noch viele Reihen, die ihm ganz fremd erscheinen. Ihm aber ist, sobald er sie erblickt, als beginne erst hier die Wahrheit.

Aus diesen metaphysischen Momenten erklärt sich vielleicht, warum die größten Künstler der Geschichte im Alter, kurz vor dem Ende, eine neue Wendung nehmen. In diesen Greisen steigt ein Unbekanntes auf und weist sich aus in ihren letzten Werken. Und dann geschieht das Außerordentliche: die Meister zerbrechen am Ende ihrer Bahn die eigene Form.

I.

Da steht Michelangelo, in seinem großen kahlen Raum, und meißelt. Braust noch in ihm die wilde Trauer, der dämonische Sturmwind? Er ist beinahe neunzig Jahre alt. Jetzt umwerben sie ihn: der Herzog von Florenz wirbt durch Vasari, der König Franz lockt mit Versprechungen, die Republik Venedig, der Großsultan der Türken lädt ihn ein. Er aber läßt, als sie von ihm eine Medaille schlagen, auf dem Revers einen blinden Greis am Stabe darstellen, den nur noch ein Hund auf steinigem Wege leitet. Die Anerbieten lehnt er alle ab, er bleibt in Rom, doch nicht aus Altersschwäche; in Rom, wo ihn der neue Papst mißachtet, wo er nur noch Feinde hat. Was geht in ihm vor?

Sein letztes Marmorwerk. Ist er um Mitte Achtzig fromm geworden? Wie Oedipus nach Kolonos, so geht der uralte Michelangelo aus Rom und wandert in die Berge, zu den Einsiedlern. Er pilgert zum Hause der Jungfrau. War sein langes Leben nicht immer kirchenfremd? Hat seine Hand, wenn er die Trinität gemalt hat, eher geruht, als bis er in den Hintergrund griechische Kämpfer fügte, nackt? Hat er Christus nicht als Triumphator gemalt und war doch fast schon ein Greis? Was meißelt er nun?

Er macht die große Kreuzabnahme für seine eigne Grab-

kapelle. Als Jüngling hat er schon die Pieta geformt. Alles war lyrisch damals, zurückgehalten, fließend, rund, antiker Geist umschwebte noch den Künstler. Jetzt ist Alles schrill, hart, grausam. Die Glieder Christi sind gebrochen, ein Bein schleppt nach, die Finger krümmen sich, der Kopf stürzt über die Schulter, hart liegen die Gewänder an. Acht Jahrzehnte stand dieser Mann unerschütterlich, dieser Geist wirkte mit dem Anschlag der Macht. Jetzt ist dies Werk sein letztes Wort; und dieses Wort heißt Gnade.

Und doch war noch die alte Wildheit in ihm. Man weist auf schwarze Adern im Marmor und schließt auf den Versuch eigenwilliger Zerstörung. Einen zweiten Christus, über dem eine Gestalt schwebt, machte er zugleich. Jenes Werk ist unvollendet und ist beschädigt, vielleicht von ihm selbst; dieses ist fort, zerbrochen, verloren: ein Epigramm.

Ein zweites faßt sein Leben und sein Wirken noch einmal in sich: er hinterläßt die größte Kuppel der Welt, unvollendet, offen. Und Dies ist Michelangelo. Beim Menschen konnte er nicht mehr bleiben. Nach ungeheuren Maßen verlangte der Greis. Nicht mehr in Gliedern, nicht mehr in Wänden, nun träumte er in Bogen, Säulen, Kuppeln. Und diese andere Alterswandlung wird kund: der an das Maß gebannte Plastiker, der an die Fläche gebannte Maler weiten sich aus zum Uebermäßigsten der Architekten. Es heißt, seit dreißig Jahren hat er die großen Bauten angestrebt. Aber es ist symbolisch, daß erst der Greis den Wunsch erfüllt sah. Er war über Siebenzig, da wurden ihm die beiden größten Pläne Roms und der Welt übertragen: das Kapitol sollte er umbauen und er sollte jene Kuppel über dem Dom schließen, an dem länger als ein Menschenalter Rafael und San Gallo viel gegen die Pläne Bramantes gesündigt hatten.

Aber auch er vermochte nicht Bramante fortzusetzen. Er stand zu ihm, wie Beethoven zu Mozart. Nahm er auch Bramantes Centralanlage wieder auf und blieb an deren Verpfuschung ohne Schuld: dennoch änderte er den ganzen Kuppelbau, herrisch, synkopisch, wie er als Plastiker schuf. Sein dämonisches Theil bedrängte die apollinische Natur des ersten Meisters. Statt nach dessen Plänen einen hohen Tambour unter eine flache Kuppel zu setzen, statt eines Säulenkranzes, den keine Last bedrückte, statt eines Kuppelschirmes, wie am Pantheon, nichts strebend, Alles schwebend, Alles kreisend, erschuf das dunkle Temperament des Greises das Umgekehrte. Aus einem kleinen Tambour ließ er sechzehn stahlgraue Rippen wachsen, um eine Kuppel zu erheben, ehern, unbeweglich. Alles lastet, was schweben sollte. Was frei war, ist zum Stützpunkt der schwersten Last geworden.

Und er baute siebenzehn Jahre. Was aber seine Seele wünschte: die Kuppel selber durfte er nicht vollenden. Fast alle Hauptwerke des Michelangelo sind Fragmente geblieben, und was er beenden wollte, blieb Torso wider Willen seines Meisters. Auch diese Kuppel war sein letztes Wort. Sie strebte auf, sie konnte sich nicht schließen, so lange ihr aufwärts gestimmter Meister athmete. Und auch dieses letzte Wort heißt Gnade.

II.

Wie ein Palazzo neben einem Kastell: so steht Tizian neben Michelangelo. Macht, die er errungen, wie kein Künstler vorher oder nachher; die Republik, mit der er blühte; die Monumentalität dieses Kopfes; der Glanz der ungebrochenen Farben, in die er alle Götter und ihre Geliebten und ohne Unterschied, wenn es sich eben schickte, die Heiligen gehüllt hat; der Schimmer, der von hundert Frauenleibern steigt: Alles umstrahlt ihn wie ein irdisches Feuer und selbst an Jahren blieb er Sieger über alle Künstler der Geschichte. Sein weißer Scheitel berührte das Jahrhundert.

Aber als er die Neunzig überschritten hat, befällt auch ihn mit einem Mal jene Ungewißheit. Den Boden verliert er, den er doch selber durch drei Menschenalter bereitet hatte, sich und den Anderen. Der fünfundneunzigjährige Tizian fängt an, sein ganzes Werk zu verleugnen.

Man kennt die Biegung in seiner Bahn. Die große Magdalena war schon Ankündigung des Barock. Nun aber malt er die Verkündung von San Salvatore, — und nun ist alle seine Farbenpracht dahin. Was glühte, ist zurückgebleicht, unvermuthet bricht das Licht auf die Jungfrau ein, ihre Züge sind gedunsen, statt einer Zeichnung, wie bisher, giebt es breitgepinselte Schatten, breitgestrichenes Licht. Banal, was manche Forscher sagen: sein Auge sei schwächer geworden. Höchstens ist es richtig. Vom Menschen, von seinem Schicksal aus gesehen: sollte es wahrlich nichts Anderes bedeuten, wenn der fast hundertjährige Tizian plötzlich beginnt, in Brechungen sich zu verlieren, den nackten Körper zu meiden, Dämmerung und sonderbar beklommene Lichter aufzusuchen, er, der Fleisch und Stoffe noch in seinem barockesten Gebilde strahlen ließ? Die Jungen fingen zu murren an; sie verstanden den Meister nicht mehr. Da schrieb er unter das Bild besonders deutlich sein Titianus und daneben, zweimal: fecit! Das bedeutet: Schweigt. Ich weiß es besser.

Je höher er in diesem unerforschlichen Jahrzehnt emporsteigt, um so dunkler wird sein Sinn, ergriffener. Uns schrecken seine letzten zwei Bilder. Die Dornenkrönung. Fünfzehn Jahre vorher hatte er sie schon gemalt, gleich in der Gruppirung der vier Gestal-

ten, der Stellung Christi, den Stufen; nun scheint es einer Wiederholung ähnlich. In Wahrheit ist da eine gänzliche Wendung. Wie ein Jünglingsbild erscheint neben dem zweiten das erste; und doch stammte auch dieses von einem Fünfundsiebenzigjährigen. Da war Alles noch klar, umrissen, Tageshelle lag über der Gruppe. Jetzt schwelen sonderbare Fackeln im Innern der Grotte, dahinter dehnt sich Dämmerung. Jetzt trägt einer der Soldaten Sammet, damit das Licht sich darauf versuche. Christus verschwimmt inmitten; und wiederum das gedunsene Antlitz. Mysterien hängen plötzlich über dem Vorgang. Geheimniß schwillt aus allen Winkeln vor. Alles bestimmen die flackernden Fackeln. Das Bild ist schon Rembrandt.

Und dann, nach einem Bilde Philipps im Prado, beginnt er sein letztes Werk und thut, was Michelangelo am Ende gethan hat und auch Mozart: er sorgt für sein Grabmal, er malt die Pietà. Alles ist erloschen. Nur Magdalena, vorn, hat noch das Pathos der tizianischen Geste, sie trägt auch noch das starke Sammetgrün aus der mittleren Zeit des Meisters. Die ganze Szene steht in einer sonderbaren Architektur, mit sonderbaren Figuren und Inschriften. Alles Licht ist im Gold einer Nische gesammelt; aber da ist nicht das Strahlengold Tizians, da ist ein grünliches Gold, das aus dem Dunkel schimmert. Phoenix schwebt in der oberen Wölbung, mit der Fackel sinkt ein Engel nieder, Alles ist ungewiß und zum Erschauern.

Dies ist das letzte, höchst jenseitige Werk eines Mannes, den die Zeit im Diesseits nicht zu fällen vermochte. Denn selbst, als er im hundertsten Jahre stand, bedurfte sie noch eines wilden, plötzlichen Elementes, um Tizian zu besiegen. Er starb an der Pest.

III.

In dem Jahr, in dem Michelangelo starb, ein paar Wochen später, wurde Shakespeare geboren. Nennt man Dies Zufall, nun, so kann er immerhin erschüttern. Sind die Phänomene einander ungleich, so kann man doch nicht des Gedankens sich erwehren, als schaffe die Natur für das Verlorene sich gleich Ersatz.

Jene italienischen Meister wirkten unablässig, spannten ihre Kräfte ins Aeußerste, noch mit neunzig, noch mit hundert Jahren. Ihr letztes Wort wollten sie sagen. Shakespeare, in seine Kunst viel weniger verstrickt als Jene, Shakespeare, der auch hätte Kriege führen können oder Länder entdecken, statt Stücke zu schreiben, legte seine Kunst nieder wie eine Beschäftigung oder ein Amt und trat ab, fünfzigjährig. Ihn hatte immer die Welt gefesselt, niemals die Dichtung; so legte er die Feder fort, als ihn die Welt nicht mehr zu fesseln wußte. Ging dieser große Mensch in die

Heimath, in die Natur, wie sollte er hier weiter dichten? Stücke schreibt man, um sie aufzuführen, sagte er zu sich. Schon vor Jahren war er als Schauspieler zurückgetreten, hier erst recht leicht abzulösen, weil er sich innerlich gar nicht verbunden fühlte.

Dieses Decrescendo drückt sich in seinen drei letzten Stücken aus. Was höchst sonderbar erscheint, war höchst nothwendig: nun werden seine Stücke flüchtiger, die Personen beginnen, zu verschwimmen, doch aus der Tiefe taucht Märchenhaftes auf, Heiterkeit, Zauber, Phantasma. Dergleichen herrschte nie in seinen früheren Werken bestimmend vor. Versöhnung mit der Welt bahnt sich hier an, von Einem, der sie jetzt, noch mehr als immer, von oben sieht, der ihr sehr bald entfliehen wird. Umfassenderes Anschauen drückt sich aus; und ein Lächeln. Unendliche Frauenliebe steigt auf aus Cymbeline, nachdem noch eben die letzten Stücke voll von Frauenverachtung waren. Idylle spricht die Sehnsucht des Dichters aus, weg aus der Welt der vielen Menschen, nachdem bis dahin Alles Kampf gewesen. Reifer ist die Heiterkeit im Wintermärchen, als sie noch im Sommernachtstraum gewesen war. Hermione, entgegen der Novelle, bleibt am Leben. Wehmuth senkt sich, milde Schatten breitet Melancholie. Fort will der Dichter, fort. Sein Werk wird ganz Musik.

Da rafft er sich noch einmal auf, noch einmal die Welt zu bilden. Aber schon ist ihr sein Geist entschwebt, so ganz, daß er nun dichtet, was er nie gedichtet hatte: er schildert die Welt im märchenhaften Gleichniß, er, der das Gleichniß immer in der Schilderung wirklicher Welt versteckt gehalten hatte. Sein letztes Gebilde, noch einmal von höchster dramatischer Strenge, ist doch phantastisch wie keines zuvor. Shakespeare ist Metaphysiker geworden.

Denn hier, im „Sturm“, in diesem Gelegenheitstück für eine Hochzeit am Hof, stellt er zum ersten und einzigen Mal Typen des menschlichen Geschlechtes auf. Da ist er selbst, das Centrum, Prospero. Unrecht ist ihm widerfahren, wie allen Helden in seinen letzten Stücken. Menschenverachtung und Liebe der Natur: die Elemente eines Mannes, der willig aus der großen Welt sich scheidet, in Prospero sind sie beisammen. Weit mehr als Hamlet, mindestens für eine reifere Zeit, ist Dies das Bild des Dichters: der Zauberer ohne Zauberstab, der Genius, Prospero. Ihm dienen die Elemente; und dennoch will er frei von ihnen sein.

Alle Künstler verlieren am Ende den Genius, er weicht von dem Sterbenden und nimmt Besitz von einem anderen Körper. Dieser Eine entläßt ihn, seinen Genius, höchst königlich.

„Doch dieses grause Zaubern
Schwör ich nun ab, und hab ich erst, wie jetzt

Ichs thue, himmlische Musik gefordert,
So brech' ich meinen Stab,
Begrab' ihn manche Klafter in die Erde,
Und tiefer, als ein Senkblei je geforscht,
Will ich mein Buch ertränken!"

Aber, wie wenn die Elemente einem Gotte nachstürzen, der davoneilt: da geschieht das Unerhörte: zu gleicher Zeit ergreift ein Brand das Globe-Theater, in dem er die Jahrzehnte gewirkt hatte, und es verbrennt mit allen Handschriften des Dichters.

IV.

Noch immer steht er vor der Staffelei, noch immer hat er den Spiegel daran befestigt, noch immer malt er sich selbst. Alle die schönen Panzer und Dolche sind hin, die Bänder, Sterne, Federn, mit denen er sich so lange geschmückt, nun, da er aus dem Spiel der Welt gewichen ist, arm, alt und trotzig-weich; den Sohn hat er begraben und einst, einst hat er Saskia selbst begraben. Doch immer noch steht Rembrandt da und malt sein Spiegelbild. Es ist das letzte, es sind die letzten in der Reihe jener achtzig Stücke, in denen er sich selber dargestellt hat. Vielleicht darf man wagen, auszusprechen, Rembrandt gehe am Ende den umgekehrten Weg wie Tizian. Löste Dieser die Farbe, der er achtzig Jahre gedient, die er achtzig Jahre beherrscht hatte, in Licht auf: Rembrandt, der fast fünfzig Jahre nur immer das Licht gemalt hatte, sammelt sich jetzt stärker als je zur Farbe. Nur in dem dicken Strich ähneln Rembrandts letzte Bilder denen des Tizian. Ganz unvertrieben stehen die Striche neben einander, buchstäblich wird die Fläche körnig. Das Ganze dampft. Mit einem Mal wird Vieles greller, die Zahl der Figuren nimmt ab, kaum ist da eine Landschaft.

Noch fünfmal hat er sich gemalt. Einmal als Maler; und dieses ist (von der kleinen Radirung abgesehen) das einzige Selbstbildniß, in dem er das Handwerk erwähnt. Den alten Pelz, den ihm die Gläubiger gelassen haben, und die weiße Kappe: Das ist jetzt der Rahmen, der ehedem so oft geglänzt hat. Malstock und Palette, aber die Hände, die alles Dieses schufen, sind nicht mehr zu sehen. Im letzten Selbstbildniß taucht dann aus dem Dunkel ein zweites Gesicht. Man sagt, es sei eine Büste. Aber es ist Rembrandts Dämon und er grinst ihn an.

Das allerletzte Bild, an das er seine Hände legte, faßt noch einmal die dunkle Wendung dieses Alters zusammen und überragt vielleicht Alles, was er an Szene früher dargestellt hat. Auch hier kann man, wie vor dem letzten Tizian, an dem selben Objekt in früherer Formung die Wandlung vergleichen. Den Verlorenen Sohn hatte Rembrandt vor dreißig Jahren radirt. Alles war

damals Bewegung, Drama: da gingen sie, der Alte und der Sohn, von beiden Seiten auf einander zu, da war eine Treppe, ein Diener brachte Kleider, Alles, wie er es in der Schrift gelesen hatte. Jetzt aber ist Musik in diesem Vorgang aufgewacht. Da Rembrandt, fast siebenzig Jahre alt, ein ganz Verstoßener, der heimverlangt, den Sinn verstehen lernte, nun ist der Vater blind, er tastet sich mit allen Fingern, mit zehn unvergeßbar durchsichtigen Fingern zu diesem Sohne hin, an diesem Fleisch entlang, das seins ist. Der Sohn gleicht einem rasirten Sträfling; und jetzt ist auch er wie blind, denn er vergräbt die Augen in das Kleid des Vaters. Nichts ist noch dramatisch, Alles ist visionär, erstarrter Augenblick. Hinten taucht der Kopf eines Weibes auf, zur Seite steht ein Wanderer; und er gleicht einem Magier. Sie sind still, sie sind nur Zeugen. Farben wogen in fingerdickem Auftrag durcheinander, röthlich, smaragdgrün, goldig. Aber durch dieses Wogen schreit das Ziegelroth, in das der Vater gekleidet ist und der Wanderer, das keine Borte, kein Zierrath mehr unterbricht: es hallt durch das Bild, es hallt durch die Herzen des Heimkehrenden und seines Vaters: Gnade! Wieder hallt es aus dem letzten Werke einer großen Thatkraft: Gnade!

V.

Die Schwierigkeit, womit der Künstler durch Steine, Farben, Worte mittelbar zu sagen sucht, was unmittelbar quellen möchte, die Noth der Umschreibung, die alle Künste bedrückt: eine Kunst ist ihr enthoben; und so giebt sie auch zur Lösung der aesthetischen Probleme freiste Bahn. Vor der Musik vereinfachen sie sich; und jedes Problem wird klarer. Beethoven ist der Führer.

Er sprengte das Ganze kurz vor dem Ende. Es ist, als diente ihm seine Taubheit zum Glück, denn, indem er die Stimmen der Welt nicht mehr vernahm, der er ja doch nie zugehört hatte, konnte seine Kühnheit sich ganz entfesseln, und da er nicht mehr hörte, was er schrieb, entfiel ihm jede Hemmung durch das Material. Wo sonst der Block sich weigern kann, wo sonst Verwirklichung des Traums von Architekturen Jahrzehnte braucht und noch dem Greis unvollendet bleibt, was schon der Jüngling vor sich sah: hier herrschte die höchste Freiheit. Dieser Künstler stieß nicht mehr gegen die Grenze des Ausführbaren. Es war, als schriebe er nur noch nach, was er von innen hörte. Auf seinen Schreibtisch stellte er fünf Worte: „Ich bin, was da ist".

Einmal hatte ein Cellist gesagt: Diese Stelle liegt nicht. Beethoven fuhr ihn an: Sie muß liegen! Das war, wenn anders ihm noch manchmal der Gedanke an Spieler und Sänger kam, die Antwort, mit der der Genius sich selbst beruhigte. Es muß liegen!

Die letzten Sonaten, Quartette, Symphonien, die Messe; Alles etwa von Opus 111 ab, zuweilen fast unspielbar und unsingbar: er sprengte damit alle Maße, wilder als Michelangelo: „Daß ja das Nichtige Alles verflüchtige ..."

Da kommt, wie formlos braust dahin, weg über alle Satzvertheilungen und hundert angestammte Formen, das große Es-dur-Konzert, das riesige Opus 111, „Das Neue Testament", wie Bülow sagte, da kommen die zauberischen Cellosonaten und dann, die er zugleich schrieb: Missa solemnis und Neunte Symphonie.

Früher war Alles greifbar, war kompakt. Jetzt (vornehmlich in den letzten Quartetten) ist Alles transparent geworden. Als ob sie formlos wären, gleiten und fahren sie her, wie Phantasien über unsägliche Themen, wie in Spiralen hinaufgeschraubt. Dann kommen die langen Rezitative und es ist, als wollten selbst die Instrumente reden. Und am Ende singt eine Menschenstimme und zum Chor steigt die Symphonie empor. Ein Brausen allenthalben, ein Wille zur Befreiung, stürmend, damit es nicht zu spät werde, durchdringt diese letzten Werke, wie es die Ströme im Frühling überkommt. Hier wahrhaft bricht das Eis, der taube Alte gleicht einem Jüngling; nicht dem jungen Beethoven: einem vorstellbaren, dämonischen Jüngling.

Die letzte Kammermusik (Opus 135 in C-dur) ist völlig ein Drama. Der Totentanz, das Vivace, dann plötzlich ein Lento von vierundfünfzig Takten: ein Abschied. Aber dem Abschied setzt Beethoven noch ein Finale auf den Kopf, mit der Ueberschrift von seiner Hand: „Der schwer erkaufte Entschluß". Und über die Themen: „Muß es sein? Es muß sein!"

Er stand in seinem Zimmer, ohne Stuhl, ein Wassersüchtiger, zwischen den Operationen, ganz betrogen, ganz vereinsamt, und er schrieb. Er plante und fing zu skizziren an: eine dritte Messe, ein Requiem, das Oratorium: „Der Sieg des Kreuzes" und die Zehnte Symphonie. „Diese Symphonie soll die Erde und den Himmel verbinden, im ersten Satz eine Feier des Bacchus, im zweiten des Christenthums darstellen und im Finale eine Versöhnung bringen."

Und wie wir ergriffen stehen, wenn wir vor der Siebenten Symphonie, die manchmal in die Luft zu rieseln, sich in Leichtheit aufzulösen scheint, dieses schweren Mannes gedenken und wie seine Seele ins Dionysische verstrickt war: nun muß sich die Ergriffenheit verdoppeln. Der Genius steht vor uns, Tage vor seinem Tode, und er wälzt Pläne, die eine neue Kunst heraufbeschwören.

Alles, was er zuletzt gemacht hat, will Beethoven, auch er, „ganz religiös" verstanden wissen. Und vor dem Ende schreibt er

sich diese Worte auf: „Zwar viel geschrieben, aber erschrieben Null. Mehr gerichtet meinen Blick nach oben, aber gezwungen wird der Mensch, ihn nach unten zu senken.“ Neben seinem Totenbette treten die Schatten jener Meister aus dem Dunkel, die sich, wie er, zuletzt im Aufblick zu einer anderen Welt verloren.

VI.

Eine Unruhe ist aufgestiegen in diesen Meistern, als sie dem Ende entgegengingen. Ihr letztes Wort wollten sie sagen, sie stammelten danach, und als es auf ihre Lippen kam, stieg Nacht in ihre Augen und sie sanken hin. Sie standen schon am Thor, sie blickten schon hinein, begannen, Dingen zuzusehn, die nicht mehr formbar sind, — und doch trieb sie der eingeborene Wille, die sinkende Hand zur Formung zu erheben. In Fragmenten, Plänen, sonderlichen Gebilden, schlafwandlerisch nach neuer Formen suchend, lösten sie diese Dinge auf. Uralt ließ Michelangelo Kuppel und Bildwerk, ließ Tizian sein Grabesbild, früh alt ließ Beethoven seine Symphonie und Messe unvollendet, ließen die letzten Werke am Anfang neuer Bahnen stehen und schieden. Rembrandt deutete an: Ich fühle höhere Weisheit, Shakespeare sagte mit seinem letzten Werk: Das Drama ist in einem höheren Stil fortzubilden, und Viele, für die diese Meister nur als Exempel dienen, haben im Alter mit ihrer Kunst die sonderbare Wendung bewährt. Ungewiß, gingen sie hin.

Nur Einer scheint dieses Gesetz durchbrochen zu haben, denn er vollendete sich hier, ein Lebender. Am Ende stand er eine Weile still, den milden Streich erwartend, der den Körper noch treffen mußte. Es war, als zittere eine Stimmgabel nach und aus, die lange vollen Ton gegeben; nun verhallt sie immer feiner, aber die Gabel steht still in unseren Fingern. Goethe hat in Wahrheit sich selbst vollendet, ehe die Gottheit ihn vollendete.

Die Alterswendung muß im Innern eines solchen Organismus andere Formen annehmen. Sie schreckt nicht ihn noch uns, sie widerlegt nicht Früheres; wie denn im Ganzen dieser Geist nie plötzlich, stets allmählich sich gewandelt hat. Die Wendung ist hier Verjüngung.

Als er Siebenzig war, brach eine neue Jugend in ihm auf. Einen neuen Band Gedichte schrieb er wieder, die an Jugend manches Stück des Zwanzigjährigen besiegen. Zugleich beginnt er wieder, episch zu schreiben; nun fängt er die „Wanderjahre“ an. Mit Fünfundsiebenzig schreibt er die große Novelle. Jetzt sammelt er die Studien von Jahrzehnten über das Sehen und die Farben. Mit Achtzig schreibt er die letzten Kapitel. Und von Vierunsiebenzig bis Zweiundachtzig folgt der gesammte Zweite

Faust. Und all Dies nimmt er nach langen Pausen auf, wie ein Erfrischter. Als er dann, am dreißigsten Juli 1831, unter den Chorus mysthicus das Wort schrieb: Finis, so war es, als schrieb eine unsichtbare Hand „Finis“ ans Ende seiner Bahn. Er nahm ein großes Couvert und siegelte es selbst, damit er nicht in die Versuchung käme, das Werk aufs Neue zu verändern, an dem er sechzig Jahre gewirkt. Und als er dennoch, zwei Monate vor dem Tod, noch einmal selbst das Siegel brach, „um gewisse Hauptmotive zu verstärken“, da ließ er dennoch das Werk unberührt.

Gewiß war ihm am Ende von allen Erkenntnissen keine tiefer bewußt als der Gleichnißwerth der Dinge. Das steht zu lesen noch in den letzten Aeußerungen dieses Geistes, nicht nur in jenem Chorus mysthicus, auch in den letzten Briefen und am Ende der Farbenlehre. Ja, im letzten Satz des letzten Bandes der nachgelassenen Werke, in dem er von einer zweischaligen Muschel, der Lepate, spricht, preist er Den, der den Augenblick ihrer Schalenwerdung mikroskopisch betrachten dürfe. „Da ich nach meiner Art, zu forschen, zu wissen und zu genießen, mich nur an Symbole halten darf, so gehören diese Geschöpfe zu den Heiligthümern, welche fetischartig immer vor mir stehen.“

Alles, was dieser Greis anfaßte, verjüngte sich und wurde heller. War Dieses schon der Widerschein der anderen Welt, der er entgegenstieg? Es ist, als blicke man durch einen Opal in den leuchtenden Himmel und könne nicht ergründen: Stammen die Farbenspiele aus dem Himmel oder aus dem Opal?

Das Zwischenland war ihm, kurz ehe er entrückt ward, ganz vertraut, Tod nur ein Uebergang; er kannte ihn lange. Und immer ist es der Genius, der dem Tode am Nächsten lebt. Sein Vorgefühl ist so gewiß, so sehr fühlt er sich immer von diesem Geist begleitet wie der gemeine Mensch nur von den Lebensgeistern. Im Grunde bedeutet jedes Werk, das der Künstler aus sich herausstellt, eine Näherung an die Vollkommenheit. Das heißt ja: an den Tod. Man könnte fragen: Wie vermöchte Der weiterzuleben, der das Vollkommene schuf? Ist Das dem Menschen nicht so verboten wie: das Vollkommene zu schauen?

Jene Wendung im Alter der Meister, und wie sie ihr früheres Werk mit ihrem letzten zu verwerfen scheinen: ist eben Dies nicht Zeichen ihrer Erkenntniß, daß dort, am Ende irdischer Räume, neue, wieder neue Korridore beginnen, und sie enden vielleicht in Sälen oder Grotten unbekannten Lichtes?

Ascona. Emil Ludwig.



Anzeigen.

Imago: Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften. Herausgegeben vom Professor Dr. Sigmund Freud. Redigirt von Dr. Otto Rank und Dr. Hanns Sachs. **Internationale Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse.** Herausgegeben vom Professor Dr. Sigmund Freud. Redigirt von Dr. S. Ferenczi und Dr. O. Rank. Verlag beider Zeitschriften bei Hugo Heller & Co. in Wien.

Unter allen psychologischen Systemen und Methoden hat keine mit strengerer Beschränkung auf ein Einzelnes und Besonderes begonnen als die Psychoanalyse und kaum eine andere hat den Ausblick auf ein so weites Gebiet der Anwendbarkeit ergeben. Den Ausgangspunkt bildete die Entdeckung Freuds, daß gewisse, mit höchst sonderbaren Symptomen ausgestattete Krankheiten, insbesondere die Hysterie und die Zwangs- und Angst-Neurosen, für welche die Wissenschaft bisher weder eine psychische noch eine somatische Grundlage nachweisen konnte, auf Vorgänge im Seelenleben der Patienten zurückzuführen seien, die der Erforschung entgangen waren, weil der Kranke selbst über sie keine Auskunft ertheilen konnte. Es handelte sich nämlich um psychisches Material, das zu der ethischen und ästhetischen Persönlichkeit im schroffsten Widerspruch stand; solche Erinnerungen, Phantasien und Wünsche wurden unter dem Druck steigender kultureller Ansprüche der Einheitlichkeit des seelischen Regime zu Liebe, auf der die Existenzmöglichkeit des Individuums beruht, aus dem Bewußtsein verdrängt; sie existirten fortan im Seelenleben des Patienten, ohne von ihm gekannt zu werden, unbewußt weiter und konnten unter gewissen Voraussetzungen pathogen wirken. Die seltsamen Symptome der Psycho-Neurosen sind das Aequivalent solcher von der Aeußerung und Befriedigung abgeschnittener, verdrängter Regungen und durch sie in jeder Einzelheit determinirt. Durch die von Freud ausgebaute Technik der Psychoanalyse gelingt es, das Verdrängte aufzufinden und wieder ins Bewußtsein einzuführen; zugleich wird die Persönlichkeit des Kranken in den Stand gesetzt, das vorher Unerträgliche mit Bewußtheit zu beherrschen, und so die Heilung erzielt. Unter den verdrängten Regungen waren die dem Kreis der Sexualität angehörigen die wichtigsten; viele Triebphänomene, die gemeinhin mit der Sexualität nicht in Zusammenhang gebracht werden, erwiesen sich als Ausstrahlungen aus dem Brennpunkt der „libido“. Die innere Verwandtschaft und die verschwimmenden Uebergänge zwischen ihnen und den deutlich sexuellen Strebungen zwangen zur Erweiterung des Begriffes „Sexualität“, dessen Bedeutung für den Aufbau des seelischen Gefüges nur aus der Untersuchung des unbewußten Seeleninhaltes geschöpft werden kann. Zu den Aufgaben der Psychoanalyse gehört es, das Urtheil über den Beginn und die Bewerthung der Sexualität im Menschenleben aufzuhellen. Mit der Verursachung gewisser pathologischer Zustände ist die

Bedeutung des Unbewußten nicht erschöpft. Der Wandel vom Kind, das allem irgend Erwünschten Realität geben und sie allem Peinlichen entziehen möchte, bis zum Kulturmenschen mit seinen zahlreichen Hemmungen und Einschränkungen vollzieht sich nicht so, daß diese Strebungen völlig aufgehoben werden und spurlos verloren gehen. Das Gesetz der Erhaltung der Energie behält im psychischen Mikrokosmus seine Giltigkeit. Die alten Wünsche verschwinden nur von der Oberfläche, sie tauchen im Unbewußten unter, aber sie üben von dort aus im Seelenleben Wirkungen aus, die ihrer einstigen Intensität entsprechen. Das auffälligste Resultat ihrer Einwirkung ist der unter der Begünstigung des Schlafzustandes entstehende Traum: der Kenntniß des Unbewußten ist die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Traumdeutung zu danken. Sie ergab, daß der Traum nicht etwa eine sinnlose Folge von Bildern und Gedanken ist, sondern die durch mannichfache Einflüsse getrübte Darstellung einer Wunscherfüllung. Dabei kommt das bewußte und unbewußte Begehren der Gegenwart in Verbindung mit der uralten Sehnsucht der Kindheit zu Wort. Die Lösung des Räthsels der Traumdeutung, an dem sich Wissenschaft und Volksglaube seit Jahrtausenden vergeblich versucht hatten, weil sie stets am offenbaren Inhalt hafteten, statt zu den latenten Traumgedanken fortzuschreiten, führte die Psychoanalyse einen weiteren Schritt vorwärts. Zunächst ließ sich durch die Deutung der Träume gesunder Personen feststellen, wie außerordentlich groß der Einfluß des Unbewußten auf ihre Charakterentwickelung war; und dann gab das Studium des Traumes die beste Gelegenheit, die Darstellungmittel des Unbewußten und seinen wesentlichen Inhalt kennen zu lernen. Auf den inneren Zusammenhang zwischen Traum und Kunstwerk haben viele Seelenkenner in intuitiver Erkenntniß hingewiesen. Die Psychoanalyse trachtet, diesen Satz wissenschaftlich zu verifiziren. Die von der Realität, in welche sie leicht zerstörend eingreifen könnten, nach Kräften fern gehaltenen Mächte des Unbewußten haben sich zur Entschädigung für ihre Abkehr von der Wirklichkeit eine eigene Domäne in der Phantasie erschaffen und ihr Antheil läßt sich deshalb an keinem Phantasieprodukt verleugnen. Freilich ist die Stellung eines unbewußten Antheiles beim Kunstwerk ganz anders als beim Traum. Das ergiebt sich aus der Nothwendigkeit, der Wachcensur gegenüber bessere Verhüllungen zu wählen, und aus dem sozialen Wesen des Kunstwerkes, das im Stande sein muß, auf Andere tiefe Wirkungen zu üben, worauf der egocentrische Traum (und Tagtraum) verzichten kann. An die Stelle des wirren Durcheinanders tritt deshalb beim Kunstwerk die strenge Geschlossenheit der Form. An die Kunst reiht sich nothwendig die Betrachtung der Mythologie als einer zweiten Phantasieschöpfung. Damit ist aber unversehens das Gebiet der individualpsychologischen Untersuchung überschritten, weil es sich hier schon um ein Kulturphänomen handelt, von dem viele andere ausstrahlen. Der Niederschlag der geistigen Bethätigung von Individuen aller vorausgegangenen Generationen, die, meist, ohne es zu wissen, an der Entstehung

und dem Fortschritt von Sprache, Religion, Sitte und Recht mitgearbeitet haben, bildet die Kultur einer Epoche. Was im geistigen Leben der Einzelnen so überaus wichtig war, Das findet in diesen Massenerzeugnissen um so sicherer seinen Ausdruck, je mehr es über die Trennung von Ort und Zeit das Gemeinsame aller Einzelseelen darstellt. Dies trifft in hohem Maß für das Unbewußte zu, denn wir finden seinen typischen Inhalt dort, wo die Kultur ihre ersten Anfänge hat, beim Wilden und beim Kinde, eben so wie bei den höchst entwickelten Künstlern und Forschern aller Zeit. Im Hinblick auf die doppelte Mission der Psychoanalyse: die Erkenntniß und Heilung der pathologischen Seelenzustände zu fördern und die Bedeutung des Unbewußten für das normale Seelenleben und die daraus entstammenden sozialen und individuellen Bildungen zu studiren, wurden die beiden hier genannten Zeitschriften gegründet.

Wien. Dr. Hanns Sachs.



Im Heft 24 der „Zukunft“ greift Professor Dr. Hildebrandt mich und die Jugendzeitschrift „Der Anfang“ an. Ich verzichte auf eine grundsätzliche Auseinandersetzung und berichtige nur Thatsächliches.

1. Wie schon im „Anfang“ (Nummer 10) nachgewiesen worden ist, hat sich in der Leitung des „Anfang“ die Wendung vom Aesthetizismus zu den praktischen Lebensinteressen der Jugend bereits vor meiner Kritik, unabhängig von mir, vollzogen.

2. Die vor Jahren erschienene Ausgabe des „Anfang“ ist niemals „unterdrückt worden“, sondern aus Mangel an Mitteln eingegangen.

3. Herr Professor Hildebrandt sagt: „Aber auch später begegnete der Radikalismus Wynekens vielfacher Anfeindung; besonders beschwerten sich seine Leser darüber, daß seine Leute im „Anfang“ über die Oberlehrer schimpften“. Professor Hildebrandt bezieht sich hier auf eine Stelle in Heft 2 des „Anfang“, die lautet: „Aus Schülerkreisen hören wir, daß man eine Einschränkung der Kritik an der Schule wünsche, und zwar mit der Begründung: Das wissen wir doch schon selbst.“ Man sieht also, daß hier nicht ein Radikalismus angefeindet und die Berechtigung der Kritik an den Lehrern nicht bestritten wird.

4. Herr Professor Hildebrandt führt als Beweis für seine Behauptung, daß im „Anfang“ ein Krieg gegen die Eltern gepredigt werde, eine Stelle aus Heft 8 an. Er unterläßt aber, hinzuzufügen, was hier der Schreiber von den jungen Leuten fordert. Gefordert wird nämlich, daß fortan die Jugend den Eltern gegenüber unbedingte Offenheit und Ehrlichkeit walten lasse; aus dieser Neuerung würden freilich Kämpfe entstehen, aber mit der Zeit würden sich die Eltern schon daran gewöhnen. Das ist der Inhalt des Aufsatzes, der angeblich den Kampf gegen die Eltern predigt.

Angesichts eines solchen Angriffes und einer solchen Art des Citirens kann ich mich dem Wunsch des Angreifers nur anschließen: daß man diesen Aufsatz selber lese; und nicht diesen Aufsatz allein.

München. Dr. G. Wyneken.



Feinde.

Fast sieht es aus, als würde gegen die deutsche Wirthschaft in West und Ost Alles mobil gemacht. Daß unsere Finanz sich, in kurzer Zeit, viermal für die Befriedigung österreichisch-ungarischer Geldansprüche eingesetzt hat, stieg den in Weiß, Blau und Roth gehüllten Freunden in die Nase. Ein englisches Blatt hatte geschrieben: „Germany is allright!"; und dieser Hinweis auf die Bereitschaft des deutschen Geldes schallte über den Kanal wie ein Kanonenschuß. Der ungarischen Kronenrente von 500 Millionen (davon 100 für England) war eine Budapester Stadtanleihe von 158 Millionen gefolgt, die in London keinen, in Berlin guten Erfolg hatte. Das gab Anlaß zu einem Vergleich der großen Geldmärkte, ihrer Bedingungen für die Aufnahme von Rentenwerthen: und die deutsche Ueberlegenheit wurde anerkannt. Die zeigte sich auch, als die vom Paragraphen 14 geschirmten österreichischen Schatzanweisungen (396 Millionen Kronen) à la mode prussienne erschienen. Deutschlands Mitwirkung verbürgte die glatte Abwickelung. Der vierte schwarzgelbe Geldhandel dreht sich um eine bosnische Anleihe. Bosnien und die Herzegowina haben ein eigenes Budget, das unter der Kontrole der beiden Reichshälften steht. Drei bosnische Anleihen werden schon in Deutschland amtlich notirt. Die Emissionen von 1913 und 14 zeigen also, daß Deutschland recht werthvolle Sekundantendienste leisten kann. Auch das Kronland Galizien hatte, im Januar, die Absicht auf deutsches Geld; aber der preußische Handelsminister sprach: Veto; die inländischen Ansprüche dürfen nicht durch fremde Gäste gestört werden. Das war wohl nicht der einzige Grund. Galizien ist den deutschen Kaufleuten nicht grün. Was aus dem Deutschen Reich kommt, wird dort, wegen unserer Polenpolitik, nicht gern gesehen. In diesen Tagen hörte man nun, das Kronland werde seinen Geldbedarf in Oesterreich und Frankreich decken. Bluff? Paris sollte einer Anleihe aus dem Bereich des Dreibundes gastlich die Pforten öffnen? Man hatte in Frankreich verhandelt, war aber über die Bedingungen nicht einig geworden. Trotzdem an der Seine nicht nur Herr Floquet einst rief: Vive la Pologne! Die Republik braucht jetzt, wie bekannt ist, selbst 1500 Millionen Francs, darf also nicht gar zu freigiebig sein. Aber man sieht wieder einmal (und könnte es, wenn man nicht blind sein wollte, alltäglich sehen), wie die preußische Polenpolitik uns draußen, auch wirthschaftlich, schadet.

Im Orient konnte Frankreich zeigen, daß seine Bereitschaft auch nicht von Pappe sei. Der Abschluß der türkischen Anleihe wurde mit einer Janitscharenmusik gefeiert. Was Dschavid Bey nach Haus bringt, ist nicht gerade überwältigend; schwärzer ist noch kein Staat geröstet worden als die Türkei auf dem Gold ihres französischen Beschützers. Monate lang blieb der Vertrag unerledigt, obwohl die Geldnoth gen Himmel schrie und schließlich zur Aufnahme von Vorschüssen gegen Wucherzins zwang. Die Türkei hatte sich während des Krieges und nachher am Besten von allen Balkanländern gehalten. Sie verzichtete

auf die Chance des Zahlungaufschubs. Trotzdem mußte sie in Paris warten, bis Frankreich alle fetten Konzessionen erlangt hatte. Der französische Statistiker Raphael Georges Lévy hat in der Neuen Freien Presse Frankreichs Leistungen auf dem Kapitalmarkt geschildert. Er schloß mit dem Urtheil, daß Paris noch immer an der Spitze der Weltmärkte stehe, baute dieses Resultat aber auf manchen rissigen Stein und sagte selbst, daß „heute die Schwierigkeiten des Abschlusses fremder Anleihen auf dem französischen Markt größer als früher sind". Auf dem deutschen Geldmarkt aber ist die Unterbringung ausländischer Anleihen leichter als früher. Die Türken haben arg geblutet. Frankreich hat sechs Eisenbahnlinien in Kleinasien; fünf Hafenkonzessionen (Jaffa, Haifa, Asiatisch-Tripolis, Ineboli und Heraklea). Mehr kann man nicht verlangen. Deutschland tröstet sich mit der beruhigenden Versicherung, daß seine Rechte nicht angetastet wurden; und der Besitz der Rumpf-Bagdadbahn kann einen Erfolg vortäuschen. Für Osmans Sparkasse fällt bei dem Handel viel weniger ab, als der Partner einheimst. Nominell 800 Millionen Francs; 500 gleich, 300 später. Bar, nach dem Uebernahmekurs, 665 Millionen. Davon 300 zur Tilgung der Vorschüsse. Von der ersten Hälfte bleiben 120 Millionen, die zur Bezahlung von Lieferanten und Beamten dienen sollen. Lumpige zehn Millionen sind für Eisenbahnbauten bestimmt; keine Zechine darf für die Vorbereitung eines Angriffes auf einen fremden Staat verwendet werden. Die türkische Regirung dürfte also für das Geld kein Kriegsschiff in Rio de Janeiro kaufen, notabene: wenn sies könnte. Da ihr aber nichts übrig bleibt, so war die Friedensklausel nur Garnirung. Sie hätte auch sonst keinen Werth; denn die Türken würden sich, haben sie das Geld erst einmal intus, an Bedingung und Versprechen kaum kehren. Wichtiger als das bare Geld ist der Gewinn einer gewissen wirthschaftlichen Selbständigkeit. Die Türkei war eingeschnürt in die Eifersucht der europäischen Großmächte. Die wehrte ihr die Anwendung moderner handelspolitischer Grundsätze, um sie vor Größenwahn zu bewahren. Der Segen der Schutzzölle blieb dem Osmanenreich versagt. Was man ihr, nach langen Kämpfen, zugestand, waren mäßige Finanzzölle zur Aufrundung der Staatseinnahmen. Jede Zollerhöhung mußte mit Geschenken an die Mächte erkauft werden; auch die letzte, die vier Prozent betragen wird und zu der Frankreich seine Einwilligung giebt. Es geht aber noch weiter und stiftet dem Turbanland ein ganzes Füllhorn von Steuern und Monopolen. Zucker, Spiritus, Cigarettenpapier, Petroleum, Spielkarten, Zündhölzer sind als Objekte staatlicher Behandlung freigegeben. Sogar Stempelsteuern liegen auf dem Gabentisch, den die muntere Marianne dem Freund im Fez aufgebaut hat, und (kaum zu glauben) Steuern auf Werthpapiere, die im Besitz von Ausländern sind. Türkische Renaissance, mit feinem Verständniß von Frankreich inszenirt, das zur selben Stunde die Abgaben von ausländischen Werthpapieren erhöht. Die Effekten, die geschätzten Vertreter des „mobilen" Kapitals, sollen stärker bluten, um

mitzuhelfen, das Defizit aus dem Staatsbudget wegzuwaschen. Da die Summe der in Paris amtlich notirten fremden Papiere rund 90 Milliarden Francs ausmacht, während die inländischen Stücke ein Kapital von 68 Milliarden darstellen, kann man sich die besonders liebevolle Behandlung der Auslandswerthe in der Luft von Lutetia erklären.

Die deutschen Kaufleute werden im Nachbarreich noch immer schlecht behandelt. Man kann sich natürlich auf die Gesetze berufen; aber die Zollchicanen gegen deutsche und österreichische Exporteurs zeigen, daß es am Ende doch nur auf die Auslegung ankommt. Sehr streng wird verfahren, wenn es sich um den Vertrieb von Waaren handelt, die in Frankreich geschützt sind. Der Vertreter eines deutschen Hauses verkauft in Paris einen Massenartikel, von dem er nicht wußte, daß diese Waare sich französischen Schutzes erfreue. Er hatte erst einen kleinen Posten abgesetzt, als ihm von dem französischen Fabrikanten, dessen Rechte verletzt waren, eine Falle gestellt wurde. Der Franzose ließ sich von dem ahnunglosen deutschen Agenten für 2400 Francs Waare kommen und legte dann, nachdem er sich als Inhaber des Musterschutzes zu erkennen gegeben hatte, Beschlag auf das Objekt. Klage auf Schadensersatz und Strafanzeige folgten. Gegen einen an dem Delikt, das ihm vorgeworfen wurde, ganz unschuldigen Mann. Ergebniß: 500 Francs Strafe und 5000 Francs Schadensersatz an den Kläger. Der hat bei dem Handel ein gutes Geschäft gemacht. Für 2400 Francs Waare und 5000 bar. Umgesetzt war von der Waare für ganze 40 Francs. In der Verhandlung wurde vom Gegner nicht bestritten, daß im schlimmsten Fall Fahrlässigkeit vorliege. Aber der Refrain war: „Les Allemands qui copient tout chez nous doivent être punis.“ Da nicht festzustellen ist, welche Artikel in Frankreich geschützt sind, kann aus dem geschilderten Vorgang ein gefährlicher Präzedenzfall werden. Ein französischer Fabrikant könnte sich ein deutsches Modell schützen und dann vom deutschen Hersteller Waare kommen lassen, die er, wegen Verletzung des französischen Gesetzes, mit Beschlag belegt. Auf diese Weise kann er billig einkaufen und noch einen Schadensersatz dazu einheimsen. Die großen Mängel der französischen Patent- und Musterschutzgesetzgebung sind bekannt; ihre materiellen Folgen scheinen sich, je nach der politischen Laune, mehr oder weniger fühlbar zu machen. Wo es sich, heute, um Deutsche handelt, werden die Saiten aufgezogen, die den schrillsten Ton geben. Da wir aufgehört haben, aktive Politik zu treiben, ist dieser Zustand nicht zu ändern.

Bitter leidet das französische Herz, wenn es vom russischen Freund verkannt wird. Jüngst wurde in Petersburg über die ausländischen Guthaben der Staatsbank debattirt. Die Pariser glaubten natürlich, die Spitze richte sich gegen Berlin. Das war ein Irrthum. Die Russen denken daran, aus Frankreich, wo große russische Guthaben aus den letzten Anleihegeschäften liegen, ihr Geld zurückzuziehen. Dadurch würde Paris für seine Theilnahme an den petersburger Börsenspekulationen schlecht belohnt. Balsam auf solche Wunden träu-

felte das Wohlverhalten des russischen Freundes gegen die nation ennemie. Kann man den Berlinern schon kein Geld fortnehmen, weil gerade genug da ist, um die Zinsverpflichtungen zu decken, so läßt sich auf andere Weise Kummer bereiten. Der Russe droht uns mit dem Zollkrieg. Die Reichsduma nahm mit großer Mehrheit das Gesetz über die Einführung des Zolles auf Getreide, Erbsen und Bohnen an. Dieser Schutzzoll, den das größte Getreideexportland Europas sich als einen Spaß zu leisten scheint, richtet sich gegen das Deutsche Reich mit seinen Einfuhrscheinen und der zunehmenden Ausfuhr von Roggen. Daß dieses Gesetz eine Waffe sei, wurde ausdrücklich erklärt. Den Volksvertretern, die zur Mäßigung riethen, sagte man, es sei nicht möglich, „am Vorabend des großen wirthschaftlichen Zweikampfes irgend welche Zugeständnisse zu machen“. Was sich heute vorbereitet, ist mit den Ereignissen vor dem Abschluß des ersten deutsch-russischen Handelsvertrages in der Aera Caprivi nicht zu vergleichen. Der Krieg, der damals dem Frieden voranging, würde, im Vergleich mit einem Wirthschaftkampf von 1917, einer Operettenschlacht ähneln. Rußland will der deutschen Zollpolitik einen Stoß versetzen, um seine eigene Stellung auf dem Weltgetreidemarkt zu retten. Erst danach kommt der Gedanke an den Schutz des Absatzes im Inland. Der deutsche Roggen, der unter dem Schutz der Ausfuhrprämie über die Landesgrenze gebracht wird, hat dem Russen die Preise verdorben. Russische Mühlen mahlen deutsches Korn, weil sie es billiger bekommen als das Landesprodukt. Und auf den Märkten, die deutsches und russisches Getreide im Wettbewerb sehen, leidet der Russe unter dem billigen deutschen Angebot. Läßt man nur die Ziffern der Handelsstatistik sprechen, so ist Deutschland dem Zarenreich überlegen; denn Rußland verkauft den deutschen Abnehmern ums Doppelte mehr als der deutsche Exporteur dem Russen. Wer 1500 Millionen Mark aufs Spiel setzt, ist schlimmer gefährdet als Einer, der nur um 700 Millionen zu bangen hat. So zeigt sich das Verhältniß nach der Arithmetik. Anders sieht es aus, wenn die Gegenstände des Exports mit einander verglichen werden. Da ist das Agrarland dem Industrieland, Rußland also dem Deutschen Reich überlegen. Wer nothwendige Rohprodukte verkauft, hats leichter als der Verkäufer von industriellen Fabrikaten. Die sind auch von Konkurrenten zu beziehen; die Agrarprodukte nur mit hohem Zuschlag oder gar nicht. Zu verlieren haben Beide. Den Gewinn hat, wer die Drohung am Besten zu münzen versteht. Wenn die Meldung, daß wieder, zum dritten Mal, Witte die Verhandlung führen soll, richtig wäre, läge darin noch kein Trostgrund; eine starke Hofpartei gönnt dem Grafen nur Aufgaben, die schwer zu bewältigen sind. Der Vertrag, der nach Mukden zu haben war, wird heute kaum noch erreichbar sein.

Ladon.



Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 2. Mai 1914.

Mexiko.

Fernando Cortez hatte, wie Mr. Woodrow Wilson, mit heißem Bemühen die Grundbücher der Rechtswissenschaft durchstöbert; hieß aber nicht, wie der Held von Princeton, Magister, Doktor, Professor gar und hat nie für Schiedsgerichte und Weltfriedensstiftung geschwärmt. Putzig ist uns, daß beide Juristen ihren gewaltsamen Eingriff ins Aztekenschicksal an der selben Stelle, vor Veracruz, und an dem selben Kalendertag, dem einundzwanzigsten April, begannen. Aber 1519 ging es anders zu als 1914. Der Konquistador aus Estremadura, der schon im dritten Lebensjahrzehnt, als Farmer und Goldgräber, seinen Säckel gefüllt, dann dem Statthalter Diego Velazquez die Führung des Erobererzuges abgelistet hat, braucht sich nicht in den Talar des Moralpredigers zu mummen. Er ist fromm, pflanzt das erste Christenkreuz in die Indianererde und nennt drum die Stadt, die dort entstehen soll, Villa Rica de la Vera Cruz. Doch er weiß, daß mit Gebet und Mahnung wilde Menschheit nicht zu überwältigen, nicht aus Barbarensitte zu schmeicheln ist; und läßt von dem Zweck, der klar vor dem Seherauge steht, die Mittel heiligen. Er konnte, da ihn, den von Volksgenossen, auf Befehl des Nebenbuhlers Velazquez, Bedrohten, das Heer Montezumas in Rückzug gezwungen hat, unter einer Cypresse, in dunkler Nacht, bitterlich weinen. War in der Morgenfrühe aber wieder frisch, hart, zum Schwersten entschlossen. Er ließ Guatemok, den letzten Aztekenkaiser, ohne Erbarmen fol-

tern und rastete nicht, bis das Reich dem Spanierkönig unterthan war. Ein hübscher Ertrag des Aufwandes von elf Schiffchen, vierhundert gedrillten Söldnern und zehn Geschützen. Auch über vier Feldschlangen soll er verfügt haben; wichtiger mag ihm die schlaue Indianerin geworden sein, die er, als Liebchen, Kundschafterin, Dolmetscherin, aus Tabasko mitnahm und die den Glauben ausraunte, der Kömmling sei der Luftgott Quezalcoatl, dessen Wiederkehr, als des Segenbringers, Wohlstandspenders, das Volk wie eines Heilands ersehnte. So Ungeheures hat Cortez gewagt und, in zwanzig Jahren, erfochten, daß seinen Herrn die Dankesschuld drückte. Den Kaziken Mittelamerikas hat er die Krone gebrochen; Kaiser Karl läßt den unbequem großen Feldherrn im Pestbezirk der Ungnade den Lebensrest verknirschen. Aber Mexiko ist spanisch. Das Land wird bebaut, der Boden vom Spaten durchwühlt; und mit den Siedlern kommen die Mönche. Rasch wird die alte Kirche auf dieser neuen Erde reich. Ihr Oberhaupt bleibt der ferne König von Spanien. Der ist Caesar und Papst, duldet keinen Legaten, ernennt die Bischöfe, kauft dem Kollegen in Rom die Bullen ab und verschachert sie mit Profit an die bekehrten Enkel der Tolteken, Zapateken, Tepaneken, Azteken. Vor hundert Jahren begann der Abfall des neuen vom alten Spanien, das seine jüngsten Kinder mit ruchloser Dummheit ausgebeutet, geknechtet, gemartert hatte, nun aber unter Bonapartes Fangkrallen stöhnt. Die ersten Rebellen werden erschossen. Dem überlebenden Mestizen Guerero aber verbündet sich der (vom Vicekönig wider ihn entsandte) Spanieroberst Augustino Iturbide; hißt die grün-weißrothe Flagge und fordert: Unabhängkeit von Spanien, einen König (aus dem Haus der Bourbons), der in Mexiko wohnen und mit heiligem Eidschwur sich der Verfassung angeloben muß; Gleichheit des Bürgerrechtes für Spanier und Mexikaner. In den madrider Cortes sitzt kein Cortez; und da die Herren von gestern, statt kräftig zu handeln, die Zeit verfaseln, läßt Iturbide sich, als ersten Augustin, zum Kaiser von Mexiko küren. Mai 1822. Im März 23 muß er abdanken, nach England fliehen (und wird, als er wiederkehrt, in Tampiko erschossen). Republik. „Warum sollen wir nicht das Modernste haben?“ Estados Unidos de Mejico. Was der Yankee, unter James Monroe, in seinen United States vermag, kann auch der Kreole. Wäre ihm sonst gelungen, der

Krone Spaniens den kostbarsten Reif auszubrechen? An Selbstvertrauen fehlt es nicht; nur an festem Herrnwillen, der Ordnung erzwang und die Volkskraft vor unnützlicher Verzettelung wahrte. Die aber war das dreiste Unterfangen, Texas am Eintritt in die Vereinigten Staaten von Amerika zu hindern. Bitter hats Mexiko gebüßt; die Nordmänner zerstriemten die Haut des Landes und nahmen ihm, im Frieden von Guadalupe-Hidalgo, anderthalb Millionen Quadratkilometer, die Hälfte seines Gebietes, für die fünfzehn Millionen Dollars, „als Entschädigung", hingeworfen wurden. Ruhe? Nicht ein Jahr lang. Jeder Bandit ernennt sich zum General. Jeder General will Präsident heißen und Diktator sein. In vierzig Jahren sinds Sechsunddreißig. Der Kühnste und Schlauste, Santa Ana, hat sich seit Guadalupe in die Schachermachei mit den Leuten aus Washington gewöhnt; er verkauft ihnen, für zehn Millionen Dollars, das Tafelland von Arizona und wird, mit voller Tasche, weggejagt. Ein Anderer, Comonfort, etablirt sich als den Hort der Freiheit, weist die Jesuiten aus, öffnet die Häfen; wird aber von der Klerisei und deren Degen, dem General Zuloaga, gestürzt. Doch schon lauert in Veracruz der Indianer, der die um die Krippe summenden Kreolen wie Ungeziefer vertilgen und das Land der zweitausend Götter in neuen Schicksalswirbel reißen wird: der vierundfünfzigjähre Zapateke Carlo Benito Juarez. Auch ein Jurist; einer mit Kupferfell. Advokat und Richter, Gouverneur und Justizminister. Als Günstling der Vereinigten Staaten wird er Präsident; erklärt der Römerkirche offenen Krieg, will ihr allen errafften Besitz und neue Einkunftmöglichkeit nehmen, aber auch dem Ausland zwei Jahre lang aus den Kassen der armen Heimath keinen Zins, nicht einen Peso, zahlen. Darob ergrimmen die Hauptgläubiger, England, Frankreich, Spanien; und vom Fels Petri aus wird mit langem Haken jedes Feuerchen geschürt. Die Vereinigten Staaten durchtobt der Bürgerkrieg. Unmöglich, sich jetzt einzumischen oder mit der Sakralformel Monroes die Westmächte von der Küste zu scheuchen. Die drohen mit blanker Waffe. Dreihundertvierzig Jahre nach Cortez landet wieder ein spanisches Geschwader in Veracruz. Schlägt die Stunde, die den Aufruhr Iturbides rächt?

1861. Juarez hat, als Präsident der Estados Unidos, den Staat von der Kirche getrennt, alle Klöster geschlossen und das Kir-

chengut eingezogen. Doch gehts im Lande der Montezuma und Guatemok wie später im Frankreich der Combes und Duez: nur ein Theil des konfiszirten Geldes (achtzig Millionen Pesos) fließt in die Staatskassen; der andere Theil des Paktolos versickert vor dem Ziel. Mexiko kann seine Gläubiger nicht bezahlen. Im Oktober verbünden sich England, Frankreich, Spanien, um gemeinsam ihre Forderung durchzusetzen. Doch schon im April 1862 kehren die britischen und spanischen Truppen nach Europa zurück: weil man in London meint, alles Nöthige sei durch Verhandlung zu erreichen und Britaniens Interesse niemals an pariser Sonderpläne geknüpft. Louis Napoleon hat gegen den Abzug der Verbündeten nichts einzuwenden. Schon als Prätendent hat er in einer Denkschrift auf die wachsende Bedeutung Mittelamerikas hingewiesen. Nun ist er Kaiser der Franzosen, hat Nikolai Pawlowitsch, den gefürchteten Zaren aller Reussen, besiegt und darf hoffen, die Einheit aller lateinischen Völker, auch der in Amerika wohnenden, unter seinem Szepter noch zu erleben. Ein des großen Oheims würdiger Plan. Mexikanische Priester haben nach Madrid und Paris die Lockpost gebracht, am Colorado und Rio Grande sehne eine geknechtete Menschheit die Franzosenherrschaft herbei. Die ganze spanische Klerisei bläst die Funken zur Flamme an. Frankreich? Der zweimal feierlich verkündeten Losung „L'Empire c'est la paix" wird nirgends geglaubt. Frankreich ist noch gleichgiltig; wird sich des Sieges aber, wie jedes Prestigezuwachses, freuen. Daß bei der Einschiffung der Truppen der Ruf „Vive la République!" hörbar wurde, ist nicht der Rede werth; gern geht kein Soldat in ein Fieberland. Schlingt sich das erste Lorberreis um die Fahnen, dann wird die Armee empfinden, daß hier, wie bei Sebastopol, für ihre Macht, ihre Zukunft gestritten wurde. Ein Bischen lange dauerts ja bis zum ersten Sieg. Endlich ist, im Mai 1863, Puebla genommen und Forey kann an der Spitze der kaiserlichen Truppen in die Hauptstadt einziehen. Im Juli meldet Bismarck seinem König, Rouher habe ihm die Besetzung der Stadt Mexiko mitgetheilt. Wilhelm schreibt neben den Bericht: „Glück hat Er!" (Er: Louis Napoleon.) Bismarck schreibt darunter: „Pourvu que cela dure?" Das Wort Laetitias Bonaparte; das beweist, wie klar damals schon der ungeblendete Blick des preußischen Ministerpräsidenten die Möglichkeit der Entwickelung sah. Erzherzog Maximilian von Oester-

reich, Franz Josephs jüngerer Bruder, der, seit er nicht mehr Generalgouverneur der Lombardei und Veneriens ist, als ein stiller, mit literarischer Arbeit beschäftigter Mann auf seinem Schloß Miramare bei Triest lebt, läßt sich von Louis Napoleon und Rouher überreden, die Krone des zu schaffenden Kaiserreiches Mexiko anzunehmen. Er entsagt seinem Agnatenrecht auf die österreichischen Länder, empfängt aus den Händen der frommen Granden von Mexiko die Krone, holt sich aus Rom den Segen und zieht am zwölften Juni 1864 in die Hauptstadt Mexiko ein. Da hat Bazaine, der Mann von Sebastopol und Solferino, inzwischen den General Forey im Oberbefehl abgelöst. Berauscht ihn die Erinnerung an das große Los, das den Marschällen Bonapartes fiel? Träumt er, selbst Kaiser zu werden? Dem Oesterreicher ist er ein schlechter Berather. Der schwankt unschlüssig zwischen den beiden Parteien; will die Klerikalen, denen er den Schein kaiserlicher Macht dankt, nicht kränken, ihnen aber auch das Kirchengut, nach dem sie langen, nicht zurückgeben: und bewirkt, mit zagem Laviren und schwächlichem Zaudern, nur, daß ihm beide Parteien mißtrauen. Bazaine drängt ihn, Juarez und dessen Anhänger zu ächten; kann aber, trotz dem Aufgebot fremder Legionen, im Kaiserreich nicht Ruhe stiften und erreicht nicht einmal die Niederwerfung der vom Norden her fortzüngelnden Guerilla. Der Geächtete rückt vom Paso del Norte mit schwellender Macht gegen die Hauptstadt vor. Inzwischen hat General Grant das Südstaatenheer bei Five Points geschlagen, Sherman die Ueberbleibsel zur Kapitulation gezwungen: im Mai 1865 ist der Bürgerkrieg durch den (mit dem Blut von fast dreihunderttausend Menschen erkauften) Sieg des Nordens beendet. Nun zeigt sich, wie falsch der Franzosenkaiser gerechnet hat. Auch in England war Lincoln seit dem Beginn des Krieges gegen die Sklavenstaaten ein blutgieriger Tyrann gescholten und jeder Sieg, den Ulysses Grant in Virginien erfocht, wie eine Schwächung der Menschheitkultur betrauert worden. Doch die Regirung weiß, was sie will. Frankreich hat im Krimkrieg für Englands Zukunft gekämpft; durch die Schließung der Meerengen die Flotte, die gegen die britische Seegewalt ein starker Bundesgenosse werden könnte, gezwungen, dem Mittelmeer fern zu bleiben. Wenn es sich jetzt in Europa (durch den Versuch einer Intervention in den Streit um die Elbherzogthümer)

gegen die werdende deutsche Einheit, in Amerika (durch die Förderung des bonapartischem Muster nachgeahmten Erbkaiserthumes Mexiko) gegen die Vereinigten Staaten engagirte, durfte Britanien sich auch dieses Handelns aufrichtig freuen. Louis Napoleon tappt noch einmal in die Falle. Er sieht nicht, welche ungeheure Macht unterm Sternenbanner heranwächst, glaubt an den Zerfall der Union und hofft, den in den italienischen Kämpfen geminderten Anspruch auf die Hegemonie in den Lateinerreichen durch amerikanische Erfolge rasch wieder zu stärken. Der Onkel hat mit James Monroe, der 1803 in Paris Gesandter war, den Vertrag geschlossen, der Louisiana den Amerikanern abtrat; der Neffe, der die Neue Welt doch aus eigener Anschauung kennt, hält die Monroe-Doktrin vom zweiten Dezember 1823 für eine ernster Beachtung unwerthe Phrase und ist überzeugt, daß Amerika sich gegen die Einmischung einer europäischen Großmacht nicht sträuben werde. Er irrt. Kaum ist der Bürgerkrieg beendet und die Herrschaft des Nordens unbestritten: da treibt die Volksströmung den Präsidenten Johnson, Lincolns Nachfolger, zu drohendem Widerspruch gegen die französische Ingerenz. Und die Drohung wirkt sofort. Zwar hat der Franzosenkaiser dem Erzherzog Maximilian in einem unzweideutigen Vertragsparagraphen zugesagt, daß er das französische Corps acht Jahre lang, von 1864 bis 72, in Mexiko lassen und gegen jeden Feind des neuen Regiments zur Verfügung stellen werde. Nach dem ersten einschüchternden Wink aus Washington ruft er aber, schon im Februar 1867, die Truppen zurück. Bazaine räth dem Oesterreicher, der Krone zu entsagen und heimzureisen. Vergebens. Maximilian will nicht als ein Titularkaiser ohne Land, ein ruhmloser Abenteurer lächerlich werden. Will weiterfechten; trotzdem er hört, daß die abziehenden Franzosen seinen Feinden Waffen und Kriegsgeräth verkauft haben. Am fünfzehnten Mai 1867 wird die Festung Queretaro, in die er geflohen ist, durch den Verrath des Obersten Lopez dem Juaristengeneral Escobedo ausgeliefert. Am neunzehnten Juni Maximilian, nebst den Generalen Miramon und Mejia, nach kriegsgerichtlichem Spruch vor den Wällen von Queretaro erschossen. Admiral Tegetthoff holt auf einem Kriegsschiff die Leiche nach Wien.

Am ersten Juli (das Neue fliegt noch nicht so schnell wie heute durch die Welt) hört Theodor von Bernhardi am Tisch Usedoms,

dessen unklare Diplomatenberichte er, auf Bismarcks Befehl, ergänzen soll, von dem Oesterreichischen Gesandten Baron Kübeck die Nachricht vom Tod Maximilians und schreibt in sein Tagebuch: „Welche Schmach für Frankreich!“ Kardinal Antonelli sagt zu Odo Russell, der England in Rom vertritt, alles Unglück Oesterreichs sei aus der Thatsache zu erklären, daß die Dynastie, die das Konkordat schelten lasse und dem Protestanten Benedek einen fast unbegrenzten Machtbezirk einräume, der Kirche den ihr gebührenden Gehorsam weigere; „deshalb ruht Gottes Hand so schwer auf dem Hause Habsburg: denken Sie nur an Maximilian!“ Auch Louis Napoleon empfängt die Unheilspost nicht früher als Kübeck. Sie platzt in die Stunde, wo er in die Weltausstellung fahren und unter großem Gepräng die Preise vertheilen will. Daran ist nun nicht zu denken. Ein böses Jahr. Zuerst der erzwungene Verzicht auf Luxemburg; dann der polnische Mordversuch; nun gar die Trauerkunde aus Mexiko. Gerade in der Woche, wo Franz Joseph mit seiner Frau in Paris erwartet wird. Dieser Besuch ist einstweilen unmöglich. Mit dem Dank für Napoleons warmen Beileidsausdruck kommt aus Wien, auf Beusts Befehl, die Erklärung, Maxens Schatten solle die Freundschaft der beiden Kaiserhäuser nicht trüben; die Wiederaufnahme des persönlichen Verkehrs müsse aber, nach dem tragischen Ereigniß, dem Empereur überlassen bleiben. Eugenie räth zu einem Kondolenzbesuch, die Staatsmänner stimmen zu, Franz Joseph ist einverstanden (nur seine und Maximilians Mutter, Erzherzogin Sophie, will diese Gäste nicht sehen) und Napoleon reist mit seiner Frau nach Salzburg ab. Incognito. Dennoch werden sie in Baden und Württemberg von den Monarchen begrüßt und der Bayernkönig Ludwig geleitet sie bis an Oesterreichs Grenze. Incognito? Salzburg prangt im Schmuck französischer Fahnen, am Bahnhof harrt die Ehrencompagnie und Franz Joseph hat die Grafen Beust und Andrassy, die Geschäftsführer beider Reichshälften, mitgebracht. Bismarck rechnet mit der Möglichkeit, daß der verstimmte Sachse Beust die wiener Politik in die „Richtung der Revanche“ (für Königgraetz) drängen, ein Trutzbündniß mit Frankreich erstreben werde; und antwortet auf die Note, die den Eindruck des salzburger Fünftagewerkes wegharken soll, mit lauter Warnung vor dem Versuch fremder Einmischung oder Vormundschaft, den das deutsche Nationalgefühl

nicht wehrlos dulden werde. Zwei Monate zuvor war er mit seinem Herrn in Paris; wurde von Napoleon und Eugenie durch besondere Huld ausgezeichnet und sah, auf dem Weg nach Longchamp, den König dem höflichen Gruß der Menge danken, die doch wußte, daß Wilhelm die aus dem böhmischen Feldzug bekannte Rappstute Sadowa ritt. Als der Preuße aber nach der Parade die Haltung der Truppen rühmt, sagt Marschall Vaillant: „Danke, lieber Graf. Alles schön und gut; doch Ihr Preußen seid uns zu groß geworden. Eines Tages müssen wir die Klingen kreuzen.“ Am Frühstückstisch im Kaiserpalast. Bismarck läßt sich im Kauen nicht stören; lächelt den Marschall freundlich an und erwidert artig: „Kreuzen wir also, wenns sein muß.“ Dann folgt, ein Jahr nach dem Prager Frieden, die austro-französische Konferenz und Moustiers „Anregung“, Preußen möge die Selbständigkeit Dänemarks achten. In pariser Zeitungen wird erzählt, der König von Preußen habe von den Buttes-Chaumont auf die Stadt niedergeblickt, die Hand ausgestreckt und gerufen: „Da sind wir 1815 eingezogen!“ Seitdem, habe ihm Haußmann geantwortet, ist Paris so stark befestigt worden, daß der Eintritt jetzt weniger bequem ist. Schon läßt die schwüle Luftstimmung das nahe Gewitter ahnen. Rocheforts rothe Lanterne schreit durch alle Gassen, daß am Rio Grande del Norte der schmähliche, betrügerische Bankerot des Bonapartismus begonnen habe. Der Holländer, der auf dem Stuhl des Korsen sitzt, hat Rußland geschlagen, Italien den Oesterreichern entwunden, das Imperium in Mexiko aber nicht zu erhalten vermocht; kann er das auf deutscher Erde vorbereitete nicht hindern, dann bleicht sein Stern. Allzu tief hat die Erinnerung an Luxemburg und Queretaro sich ins Galliergedächtniß gegraben. Das Kaiserreich muß sterben, wenn ihm nicht eine neue Sonne erwacht. Seit Maximilians Todestag lechzt Louis Napoleon nach der Gelegenheit zu weithin strahlendem Waffenruhm. Und geht nach Sedan.

Alles wiederholt sich nur im Leben. Schulmeister Wilson kündet fast täglich dem Erdkreis: „Den Mexikanern grolle ich nicht; ich will sie ja von den Frevlern befreien, in deren Joch sie ächzen.“ Genau so sprach Forey, Napoleons General, nach der Landung in Veracruz: „Der Kaiser der Franzosen will nicht das mexikanische Volk bekämpfen noch in dessen innere Angelegenheiten eingreifen, sondern es nur aus den Klauen einer gewissenlosen Re-

girung erlösen, die das Völkerrecht schändet.“ Bazaine (der eine reiche Mexikanerin geheirathet hat und nicht nachts nur von einer Krone träumt) findet noch zärtlichere Töne. Ruhig hört sie Juarez. Ihm haben, wie jetzt den Raubmördern Villa und Carranza, die Vereinigten Staaten von Amerika Waffen und Geld geliefert; er ist seiner Sache sicher und kann die Stunde wählen, die das Leben der bleichen Eindringlinge endet. In dem kahlen Bergnest Queretaro wird, wie in einer Mausfalle, Maximilian gefangen. Mit Mejia und Miramon haust er, fern von seinem Stab und Gefolge, in drei Zellen des alten Kapuzinerklosters. Am vierzehnten Juni 1867 werden die Drei zum Tod verurtheilt; am sechzehnten soll das Urtheil vollstreckt werden. Maximilian ist aufrecht und hat die Kraft, heiter zu scheinen. Welchen Rock, fragt er, zieht man für solche Ceremonie an? Keine Ahnung, antwortet Mejia; „ich habe eben so wenig wie Eure Majestät bis heute die Ehre gehabt, erschossen zu werden.“ In der letzten Stunde kommt der Befehl, die Vollstreckung aufzuschieben. Gnade? Nein. Die Fürstin Salm, die gekrönten Häupter Europas haben gebeten, den Verurtheilten das Leben zu schenken, und sich dafür verbürgt, daß Keiner je wieder Mexikos Boden betreten werde; der Vertreter Preußens hat den Sieger gemahnt, dem Aufschub nun nicht den Befehl folgen zu lassen, der, wider Menschlichkeit und Moral, mit eines zweiten Todes Qual schreckt. Vergebens. „Die Begnadigung Maximilians von Habsburg wäre ein Rechtsbruch und eine Gefahr für die Zukunft unserer Republik.“ Am neunzehnten Juni gehts, unter dunkelgrünen Eiben, durch tiefen Sand, über Wiesen und Geröll, auf den ausgedörrten Cerro de Las Campanas. Der Habsburger bittet, ihm nicht die Augen zu verbinden. Drei Männer verbluten auf dem Steinhügel. Drei Säulen aus rothem Granit bezeichnen dem Wanderer die Richtstätte. Aus dem verfallenden Kapuzinerkloster (dessen Kirche jetzt der Heiligen Jungfrau von Lourdes geweiht ist) wird Maximilians Leib in die wiener Kapuzinergruft heimgeholt. Und Benito Juarez schaltet als Herr im Aztekenland.

Vor ihm aber zieht ein Anderer in die Hauptstadt ein: Sennor Porfirio Diaz, der, wie Juarez, aus dem Indianerblut der Küstenprovinz Oaxaka stammt. Schon als Sechzehnjähriger stand er auf dem Kriegspfad. Focht gegen die Yankees, gegen Santa Ana, den Oesterreicher: gegen Jeden, der sich an den Quell der Macht setzen

wollte. Er hat Puebla erstürmt, den General Marquez in die Flucht geschlagen und damit die Mißwende im Schicksal Maximilians bestimmt. Er wagt den Wettbewerb mit Juarez, muß ihm weichen, bekämpft den nächsten Präsidenten, Lerdo de Tejada, birgt sich, da ihm das Wetter noch nicht günstig ist, ins Gebiet des Sternenbanners, kehrt, als Lerdo vom Rebellenhaufen des Iglesias bedroht ist, zurück, schlägt beide Heere und reißt im Februar 1877 alle Hoheitzeichen der Staatsgewalt an sich. Bis in den Maimonat des Jahres 1911 hat er sie, fast sieben Lustren lang, in seiner Faust behalten; auch, wenn ihm nöthig schien, als Ressortminister für raschen Eisenbahnbau oder als Gouverneur für die Wirthschaft der Heimathprovinz Oaxaka zu sorgen. Was das Silbereden, das Steinölparadies geworden ist, ward es durch den zähen Willen dieses von Furcht und Mitleid, Gewissen und Menschlichkeit niemals angekränkelten Mannes. Aus unbefangenem Auge, so ruhig, wie dem Politiker kaum gelänge, hat ihn Graf Harry Keßler gesehen, der vor sechzehn Jahren seine „Notizen über Mexiko" veröffentlichte. „Als soldatisch gedrillter und mit den reichern Grausamkeitmitteln des neunzehnten Jahrhunderts arbeitender Ludwig der Elfte oder Cesare Borgia dient Diaz, geschickter als seine Amtsvorgänger, zu gleicher Zeit seinem Ehrgeiz, seinem Bankkonto nnd seinem spätestens am eigenen Wirken erwachsenen Patriotismus. Er unterdrückt die unabhängigen Briganten im Land und das offene Plündern der vom Staat Angestellten und verbindet damit ein Geschäft für sich: er läßt sich am Gewinn der vielen Unternehmungen betheiligen, die unter seiner Herrschaft aufzublühen anfangen. Bleibt er am Ruder, dann wird Mexiko die zweite wirthschaftliche Großmacht Amerikas. Nominell ist es eine Föderativ-Republik mit Zweikammersystem und einem alle vier Jahre vom Volk zu wählenden Präsidenten. Doch wo noch Wahlen markirt werden, sind es Scheinceremonien; und in vielen Provinzen geben sich die Gouverneurs nicht einmal mehr die Mühe, ein erdichtetes Wahlresultat zu verkünden. Diaz wählt alle vier Jahre feierlich sich selbst wieder zum Präsidenten. Aus der konstitutionellen Republik ist eine unumschränkte Monarchie geworden. Wer protestirt, wird das Opfer der Ley Fuga: der Polizeibefugniß, auf fliehende Arrestanten zu schießen. Mißvergnügte werden arretirt, fliehen und werden erschossen. So vermeidet man Prozesse, deren Ausgang ungewiß wäre, weil die Ge-

richte privater Bestechung zugänglich sein könnten. Auch wirkt solcher plötzliche Tod auf die Volksphantasie viel stärker als eine vom Gesetz vorgeschriebene Hinrichtung. Nach aller Verständigen Urtheil macht nur der Schrecken hier tiefen Eindruck. In Puebla saß ich beim Pelotospiel neben der Loge des Präsidenten. Er ist ein schöner Mestize mit kurzgeschnittenen grauen Haaren und soldatisch gebräuntem Gesicht. Trotz seinem militärischen Rang trug er Civil, sehr gut gemachtes; wahrscheinlich aus London importirt, wie seine Manieren. In die am Meer liegenden Verließe der Festung Veracruz verschwindet, was von der politischen Opposition nicht der Ley Fuga zum Opfer fällt. In jedem der feuchten Steingewölbe liegt eine Heerde Gefangener; die Reihen aschgrauer Gesichter, deren Augen in den zu tief gewordenen Höhlen unsichtbar sind, gleichen einander wie Totenschädel an Katakombenwänden. Die kräftigsten Verbrecher werden ins Heer gesteckt und im Offiziercorps sollen die Banditen, die Diaz ihm gesellt hat, klubfähig geworden sein. Man staunt hier immer wieder über den Kontrast zwischen den Erfolgen der Regirung und den Mitteln, durch die sie sich erhält. Der Versuch Maximilians (Anstand walten zu lassen) hat die Nothwendigkeit erwiesen, Mexiko zu regiren, wie Diaz es regirt."

Solchem Urtheil (eines Europäers und Künstlers von feinster Kultur) vergleiche, von derber Erdenlust straffer Germane, die Bannbulle des Professors Wilson. Der kann, als Präsidenten von Mexiko, einen Mann nicht anerkennen, „dessen Hand vom Blut Unschuldiger besudelt ist." Konnte aber zwei Mordbrennerhäuptlingen, die der Blödeste nicht mit den redlichen Kämpfern für Mexikos Freiheit, etwa dem tapferen Priester Hidalgo, verwechseln dürfte, zwei Dutzend Kanonen, dreißigtausend Gewehre und Munition für einen halbjährigen Krieg liefern. Konnte Waffen, Geschosse, Geräth ins Lager der Rebellen schmuggeln und der im Verfassungrecht wohnenden, von allen Großmächten Europas anerkannten Regirung die Zufuhr von Wehrmitteln abschneiden. Seit Diaz weggejagt ist (der fast Vierundachtzigjährige bietet sich jetzt, noch munter, als Nothhelfer an), ward nie wieder Ruhe zwischen dem Rio Grande del Norte und dem Stillen Ozean. Madero, Laskubian, Felix Diaz, Huerta, Villa, Carranza: wer nennt die Namen all der „Generale", die in diesen drei Jahren einander die Macht und die Krippe bestritten? Schon im Juli 1911 wurden

in der Fabrik Kovadonga, dicht bei Puebla, Deutsche gemordet; und der Vertreter des Deutschen Kaisers nannte den Präsidenten Madero, der in sechs Monaten die Schuldigen nicht zu packen vermochte, „einen Patrioten und Ehrenmann, an dessen Wort der Zweifel sich nicht heranwagen darf.“ Dem nur, leider, nicht gelungen war, die Schurken zu fassen, die drei deutsche Männer geschlachtet und einen davon, ehe auch ihn das Messer traf, gezwungen hatten, mit gebundenen Gliedern zu sehen, wie zwei Dutzend der Strolche, einer nach dem anderen, seiner Ehefrau die tiefste Geschlechtsschmach anthaten. In dem Schmelzwerk Los Arcos wurden zwei alte deutsche Damen von dreißig Räubern überfallen und ausgeplündert. Den patriotischen Ehrenmann aber, der auf seinem Präsidentenstuhl schon unsicher zappelt, grüßen einundzwanzig Schüsse aus deutschen Schiffskanonen. Er ist gerührt, läßt die Mörder von Kovadonga einsperren; und, nach einer Weile, entwischen und spurlos verschwinden. Trotzdem die freundliche Sitte der Ley Fuga noch nicht abgeschafft ist. Ward Alles vergessen, was seitdem geschah, und nicht bedacht, daß unsere Landsleute auf die Gnade der Banditen angewiesen sind, wenn die Anarchie in dem Land fortwährt, das, nach Ratzels Wort, nur unter einer zu schonungloser Niederzwingung jedes Aufruhrversuches entschlossenen Regirung gedeihen kann? Huerta hätte längst Ordnung gestiftet, wenn der Geld- und Waffenmarkt ihm nicht, auf den Wink des hehren Magisters Wilson, gesperrt worden wäre. Am neunten Apriltag soll er das Sternenbanner der Vereinigten Staaten beleidigt haben. Vor, um und in Tampiko wurde heftig gekämpft. Die Rebellen haben die Eisenbahnschuppen überrumpelt und werden von den um eine Brücke gesammelten Regirungtruppen beschossen. An dieser Brücke will die Pinasse eines amerikanischen Kanonenbootes landen. Sie zeigt keine Flagge, wird aber als der Macht zugehörig erkannt, die überall die Rebellen begünstigt und den Verkehr mit der Landesregirung ablehnt. Daß einen vom Kriegsrecht beherrschten Platz nur der Befehl des Kommandanten öffnet, könnte der Zeus des Kapitols von Washington wissen; und in Tampiko fordert der Todfeind der Kommandogewalt Einlaß. Da die Mannschaft der Pinasse ohne Passirschein an Land gehen will, läßt der mexikanische Oberst, der auf der Brücke befiehlt, sie, einen Offizier und neun Mann, verhaften. Der ihm vorgesetzte General widerruft sofort den Haftbefehl und attachirt der Mannschaft einen Stabsoffizier, der dem

amerikanischen Admiral das Bedauern des Befehlshabers von Tampiko ausspricht. Der, heißts, soll selbst an Bord des Kanonenbootes kommen. Huerta wiederholt, als ihm der Vorgang gemeldet worden ist, den Ausdruck des Bedauerns und schickt den Oberst, der die Amerikaner einsperren ließ, in Arrest. Kann er zur Schwichtigung eines Nachbars, der wider ihn Banditenheere waffnet, mehr thun? Ja, sagt Mr. Wilson: er kann und muß unsere Flagge salutiren. Einverstanden; wenn das Kanonenboot jeden unserer Schüsse erwidert. „Unverschämte Zumuthung.“ (Wirklich? Die Leute von Tampiko blieben ja unter dem Schirm des Rechtes und hatten sich nicht von einer Schuld frei zu betteln.) Die Stadt des Christenkreuzes wird bombardirt und von amerikanischen Trupppen besetzt.

Am einundzwanzigsten April. Dreihundert junge Mexikaner sinken, unter der Küstenfestung San Juan de Ulua, unter dem Hafeninselplateau, auf das Cortez das Kreuz pflanzte, in den graugelben Staub. Weil Herr Wilson dem Ehrengesetz diese Genugthuung heischt. „Mein Herr Magister Lobesan, laß er mich mit dem Gesetz in Frieden!“ Graut ihm vor so häßlichem Sieg? Fünf Tage danach nimmt er den Vermittlerdienst der drei Republiken Argentinien, Brasilien, Chile an. Seit dem vierten März 1913 ist er Präsident. Hat, der Idealist, Pazifizist, Sozialist, auf zwei Dritteln der bewohnten Erde das Gefühl freundschaftlichen Respektes vor den Vereinigten Staaten erkaltet; und muß seine mächtige Heimath nun der Fürsorge des Südens empfehlen. In der gemeinen Wirklichkeit verblinden die allzu Friedfertigen. Nikolai Alexandrowitsch, dessen Flöte in den Haag rief, wird von Holzspekulanten an den Yalu gehetzt; Herrn Woodrow Wilson, der das Weh der Menschheit in den Tümpeln der Schiedsgerichtssprüche wegbaden will, locken gierige Oelhändler durch die saftigen Weideplätze von Texas bis an die Silberkuppeln der über Bananenhainen und Magnolienwäldern himmelan blinkenden Tropenvulkane. Daß er den Vermittlerdienst annahm, ist den Lateinerrepubliken, auch wenn ihr Mühen ertraglos bleibt, ein Triumph; wie es den Griechen, Rumänen, Tschernagorzen einer wäre, wenn Oesterreich-Ungarn ihrer Weisheit die Schlichtung seines Zwistes mit Serbien anvertraute. Kein fröhlich klingendes Vorspiel zum Panamafest, das den Angloamerikaner in der Glorie des Erdtheilbeherrschers zeigen sollte. Der erste Akkord einer Jubelkantate, die des Corteztages vierhundertste Wiederkehr grüßen soll? Die Spa-

nierenkel, deren Küste die Sterne und Streifen des Kanaltyrannen allzu oft, allzu nah sehen wird, streben in Willenseinheit; und der Gesandte des Königs, den eine Habsburgerin einem Bourbon gebar, wird ihre Stimme. Die Erde kreißt; das Kreuz steht fest.

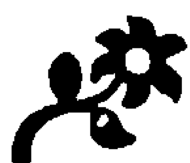
Der Sinn mexikanischer Hieroglyphen war vom Fremdenauge nie leicht zu deuten. Ein Land von noch kaum vorstellbarem Reichthum: und ein in schmutzigem Elend darbendes Volk. Tapfer, der Todesfurcht eben so fern wie die Japaner, kräftig und vor dem schmalsten Näpfchen mit Mais und Knoblauch noch heiter, wenn Blumensträuße die Hütte durchduften, Mohn und Iris die kahle Wand putzt. Ein Tropenvolk; in glühender Sonne erwachsen, in grelle Farben, schrille Freuden gewöhnt, ohne Sinn für, ohne Sehnsucht nach Ordnung. Sein Empfinden schäumt kochend jetzt über den Rand des Seelengefäßes: und schon ist, unter Deinem staunenden Blick, der Schaum gefroren. Sein Glück brüllt. Und das Wort, dem es gehorchen soll, muß schallen wie eine Posaune. Spanisch ist das Kleid, das ihm die lange, strenge Kirchenzucht wirkte; und wenn dem oft mißhandelten, schmählich zerfetzten Leib der Heimath Gefahr droht, schaart es sich vor das Bild der Madonna von Guadalupe. Vergißt aber nie, daß auf der Hauptstätte ihres Kultes einst die Azteken vor der Göttermutter im Staub lagen. Indianer, die Peitsche und Messer zwang, Spanier zu spielen. Nur Männern mit dunkler Haut blieben sie in Geduld unterthan; nur in der Hand der Montezuma und Guatemok, Juarez und Diaz wurde ihre unstet flackernde Kraft zum starken Schwert. Daß Herr Francis Villa ein Räuber, Massenmörder, Jungfrauenschänder ist, würde sie nicht von ihm abschrecken; aber er ist Nordamerikaner, hat im Blaßgesichterhcer der Vereinigten Staaten Tressen und Wehrgehäng des Wachtmeisters erdient: und soll nun als Feldherr und Volkshaupt indianischen Männern gebieten? Ueber Büchern und Papier hat Professoi Wilson die Erkenntniß des Lebensstromes verlernt; er sieht nicht, was ist: nur, was, nach seiner Schulmeistermeinung, sein müßte. Bis in das Kraterreich (in dem Cortez kein Denkmal hat) wirkte der Hall des Japanervorsprunges. Schon schimmert wieder die Rothhaut durch die Tünche romanischer Civilisation. Neue Gemeinschaftmöglichkeit leuchtet auf. Und der Volkstraum schaut den Herrn der Zukunft als Erben des Aztekenspeeres.



Der preußische Adel den Hohenzollern.

Nun sitzt Ihr fünfhundert Jahr in der Mark.
Schließlich ist Das kein lauer Quark.
Ihr habt was gethan. Kein Ungeheuer
War unter Euch, freilich auch wenig Feuer.
Nur ein Genie, ein Kerl, der wiegt:
Der Alte Fritz, der die Welt besiegt.
Ihr habt nicht immer gerecht gehandelt,
Habt sogar den preußischen Adel verschandelt.
Ihr ließt ihn bluten; und dann, zum Schluß,
Ließt Ihr ihn liegen. „Der Adel muß.“
Ihr kamt als Fremde und seid es geblieben.
Ein Bischen Fronde nach unserem Belieben
Habt Ihr uns nie so recht verziehn.
Ihr versteht Das nicht. Nicht Friesack, Darzin,
Nicht Das, was in uns rumort und brennt,
Was anders will als der pp. Regent.
Wir sind nun mal von anderem Blute.
Uns ist noch etwas wilder zu Muthe
Als Euch mit fränkischen, feinen Sitten,
Von Friedrich dem Ersten bis Friedrich dem Dritten.
Wir fühlens noch immer als einen Schaden:
Warum ist kein Quitzow von Gottes Gnaden?
Warum? Warum? Na, und so weiter . . .
Wir waren doch Eure besten Streiter.
Ihr behandelt uns schlecht. Das ist mal so.
Ihr seid unsere Gegner. Das macht uns froh.
Heut habt Ihr uns mal wieder vergessen,
Mögt lieber bei Industriellen essen.
Nur ruhig Blut! Es kommen noch Zeiten,
Wo wir Euch wieder Attaquen reiten,
Wo wir Euch aus dem Wurstkessel holen.
Dann sammeln wir also feurige Kohlen?
Nee. Man kann einfach nicht mehr von einander.
Leben und Sterben: Hero — Leander.
Keiner ist mehr, der sich über Euch wundert.
Drum sagen wir ruhig: Nochmal Fünfhundert.

Werner von der Schulenburg.



Die Heldin.*)

Der Bergstrom war hoch angeschwollen, der sich bei einer Stadt im deutschen Mittelgebirge durch Granitschluchten einen Weg aus der fruchtbaren Thalmulde am Fuß des Kammes bahnt. Man schrieb Mai 188.. Der Südsturm schmolz seit Tagen mit Macht den Schnee der Hochflächen. Er heulte Tag und Nacht; unablässig dröhnte das hohle Rauschen der entfernten Wälder herüber. Die riesigen Schneefelder, die haustiefen Wehen in den Klüften und auf den Blößen schrumpften und stürzten in sich zusammen. Jede Lehne, jeder Weg wurde zu Rinnsalen, die in Bächen und Flüssen zu einander strömten, sich nach tieferen Hängen ergossen und die Ufer überstiegen, gegen die Brücken flutheten, die eisernen Geländer wegrissen und davontrugen, steinerne Mauern zusammendrückten und in den bräunlichen, reißend dahin stürzenden Strudeln begruben. Als Strom mit einem Gewühl zerstörter Lasten, entwurzelter Stämme, halbaufragender Aeste und wälzendem Strauchwerk rollten die Gewässer in rasender Eile thalab.

Auf der sechzig Fuß hohen, in Bogen von Ufer zu Ufer gespannten Pfeilerbrücke stand ein dunkler Menschensaum und beobachtete aus sicherer Höhe das unheimliche Schauspiel der Naturgewalten. Ihre schreiende Unterhaltung kämpfte mit dem Lärm, den Sturm und Fluth machten. Nur Einzelne gingen fort; die Zahl der Zuschauer wurde immer größer. Unter den Ankommenden war eine ältliche Frau, die an der Hand ein dem Kindesalter entwachsenes Mädchen führte. Beide, am Wochentag im Sonntagstaat, hatten einen längeren Weg zurückgelegt und kümmerten sich nicht um die Menschenmenge. Als sie von der Höhe der Straße herab an eine Biegung kamen, blieb die alte Frau erschöpft stehen und drehte dem Wüthen der Lüfte den Rücken. Das Selbe that das Mädchen; und Beide wandten so den Blick auf

---

*) Ein neuer Autor: Herr Alfred Knobloch. Kein Jüngling: ein Fünfziger. Er war Oberbürgermeister von Bromberg, dann Direktor des Hansabundes und ist jetzt Rechtsanwalt beim Kammergericht. Das muß erwähnt werden, damit nicht aus irrender Voraussetzung, wie über einen neuen Fabulirer, geurtheilt werde. Dieser Mann hat Vielerlei erlebt; und fühlt sich von einer unfaßbaren Macht getrieben, aus dem Erlebniß Anderen Einiges weiterzugeben. Sein Erlebniß in anderer Menschen Hirnen und Herzen fruchtbar werden zu lassen. Sein erster Roman, „Gläserne Wände“ (bei Morawe & Scheffelt), eine Geschichte aus Preußens Ostmark, erwies ihn als ein ernstes, kräftiges, solides Erzählertalent, als einen Mann, der den Muth hat, Etwas zu wollen; und verdient die Beachtung, die er gefunden hat. Hier ist Einer, der nicht aus der Literatur kommt, doch den Weg in den Willen zur Kunst fand. Ein politisch empfindender Mann, der, mit langem Athem, erzählen kann. Auch einmal die Probe von dem Gegentheil. Warum nicht? Glückauf, Herr Anwalt des Rechtes und, zugleich, des Staates!

das Felsenbett des Stromes. Er schoß tief unter ihnen dahin, trotz seiner Breite wie ein Gießbach eilend, und verrieth durch große, trichternde Strudel seine Tiefe. Da trat die Alte bis an den Rand des Abhanges vor. Nur noch wenige Schritte, dann senkte sich die Wand jäh in die Tiefe. Ein starkes, eisernes Geländer, mit Pfosten in den Stein eingelassen, sicherte Wanderer und Wagen an dieser gefährlichen Stelle. Sie lehnte auf dem breiten, metallenen Sims, der bis zur Brückenwehrung hinauf führte, und blickte unverwandt hinab. Während das Mädchen das wüste Toben in der Tiefe bestaunte, schien die Alte nur nachzusinnen und in Gedanken zu versinken. Kaum konnte das Mädchen sie bewegen, die Stelle zu verlassen.

„Wir treffen den Herrn Richter nicht mehr auf dem Amt, wenn wir uns nicht dazuhalten“, sagte drängend die Jüngere mit wohllautender Stimme.

„Ich bin erst um zwölf Uhr bestellt; wir kommen zurecht“, war die Erwiderung, mit der die Alte ohne Hast den Weg fortsetzte.

„Was willst Du auf dem Gericht, Großmutter? Weshalb hast Du mich mitgenommen?“ Nach einer Pause setzte sie hinzu: „Dem Vater hab' ich nichts gesagt, weil Du mirs verboten hast. Aber der Herr Gegenvormund hat mich gefragt, ob ich nicht heute mit Dir gehe; und da hab' ich Ja gesagt.“

„Was Du auf dem Gericht sollst, wirst Du schon sehen“, antwortete, nicht unfreundlich, aber gelassen, die alte Frau, die verwitwete Besitzerin Dittrich. Das Mädchen war ihre Enkelin Sibylle Hanoch.

Dieser Weg der Frau und der Entschluß, ihn zu gehen, hatte eine lange Vorgeschichte.

Frau Dittrich war nicht so alt, wie sie, auf ihren großen Schirm gestützt, gebeugt und mühsam athmend, schien. Frauen ihrer Jahre waren, trotz der harten Arbeit, in den Bergen rüstiger und beweglicher. Aber das letzte Jahrzehnt hatte sie zu der hinfälligen Greisin gemacht, die jetzt kaum den Weg von ihrem Heimathdorf nach der Kreisstadt zu Fuß zurücklegen konnte. Sonst benutzte sie ihren Wagen; als reiche Bauersfrau war sie es nicht anders gewohnt. Der heutige Weg hatte einen besonderen Grund, den sie so geheim wie möglich hielt; auch ihrem Sohn gegenüber, der zu Haus die Wirthschaft und die zugehörige Schmiede führte.

Die Familie der Frau Dittrich, geborenen Floris, war uralt, ansäßig auf der Bergschmiede; so hieß die Erbscholtisei, mit der seit Jahrhunderten die Schmiedegerechtigkeit für das große Bauerndorf verbunden war. Hart an der Straße, wo sie in die Thalebene ausmündet, mit geräumigen Vorplatz, lag der mächtige Bau nach früherer Art, mit zwei großen Kaminen und Schloten, Blasebälgen, Werkstatt, Metallräumen. Sie galt als die beste Nährstätte weit und breit; auf ihrem Ertrag hatte sich die übrige Wirthschaft aufgebaut: zweihundert Morgen gutes Land, Viehstand, Bergwiesen und ein schöner Fichtenschlag. Einen guten Steinwurf von der Schmiede entfernt, stand das alte Wohn=

haus mit der Jahreszahl 1650 im Thorbalken; gegen die großen Ställe und Scheunen klein und sogar unansehnlich. Die Sparsamkeit der Besitzer hatte bisher damit ausgelangt. Wenn auch das Gut und sein Ertrag wuchs, die Familie blieb an Zahl und Bedürfnissen unverändert. Sie wohnten dicht bei einander; Jeder behalf sich.

Der alte Dittrich war als Schmied aus der Provinz in das Dorf gewandert, bei dem Vater seiner jetzigen Frau in Arbeit getreten und schließlich Schwiegersohn geworden. Es war dem alten Schmiedemeister schwer, daß der Nachfolger nicht Floris heißen sollte. Er wollte erst an Verwandte gleichen Namens verkaufen; aber die Tochter bestand darauf, daß der Zugewanderte Herr und Meister in der Bergschmiede werde. Aber nicht Eigenthümer. Das blieb die Frau. In ihrer Hand war der ganze Besitz vereinigt. Daran änderte sich nichts, als der Mann starb. Der Sohn blieb zu Haus; er war gelernter Schmied und Meister, verstand sich auf Landwirthschaft und konnte den Großknecht und das Gesinde anstellen und beaufsichtigen. Er war der einzige Sohn und wirthschaftete für sich; wenn er auch nicht auf Eigenem saß.

Doch glich der Sohn dem Vater nicht. Auch er war groß und stattlich und hatte die bräunlichen Locken, die beim Vater silberweiß waren; das selbe gute Herz wie der Vater; die selbe Anhänglichkeit und Liebe zu ihr. Es war eine Pracht, wenn der breitschultrige Mann die hohe Gestalt der Mutter am Arm in die Kirche führte. Er war der schönste Bursche im Dorf.

Ihr Mann aber war der Herr im Hause gewesen. Der Sohn blieb Sohn. Sie war die Herrin. Er dachte gar nicht daran, hierin den Fußstapfen des Vaters zu folgen; er wollte gelenkt sein. Liebe, grenzenlose Bewunderung für die schöne, energische, erfahrene Frau und das Gefühl ihrer Ueberlegenheit hatten ihn von selbst dahin gebracht.

Als einige Jahre nach dem Tode des Vaters ins Land gegangen waren, schien der Mutter der Zeitpunkt gekommen, dem Sohn die Frau zuzuführen. Daß er sie selbst wählen solle, daran dachten weder er noch sie. Freilich wollte sie nicht nur für die Wirthschaft, sondern auch für ihren Sohn sorgen und schon lange hatte sie im Stillen Acht gegegeben, wohin seine Neigung gehe. Es konnte kein Zweifel bestehen, daß er seiner Nachbarstochter Minna Hanoch zugethan war. Sie waren mit einander herangewachsen, in Scherz und Ernst oft verlobt gesagt worden und schienen wirklich für einander bestimmt. Daß Minna ihrem Sohn gut war, wußte die Mutter lange; sie liebte das stille, feine blonde Mädchen und sah sie bereits als ihre Tochter an. Freilich war da eine Sorge. Die Tochter des Lehrers, Ottilie Rakull, eine schlanke, fast hagere, große Person mit ein Paar dunkler Feueraugen im Kopf; nicht mehr jung, aber beweglich und unternehmend wie die Jüngste; die beste Tänzerin weit und breit und vom Tanzboden her ihrem Sohn zuerst bekannt. Der war umworben von den Frauen, wo er sich zeigte; verwöhnt, nicht einmal ordentlich darauf zugeschnitten, ließ er sichs gefallen; munter und aufgeräumt wurde er nur, wenn Ottilie auf dem Platz

war. Sie brachte fertig, daß er Stunden lang bei ihr saß oder mit ihr tanzte. Ihr in die Augen zu sehen, war eine unwiderstehliche Versuchung für ihn. Sie wußte es, hielt es auch nicht geheim, sondern fand natürlich, daß er, wo sie erschien, ihr Partner war.

Freilich galt Das nur draußen. Daheim, vor der Mutter that er den Mund nicht auf. Die hörte nicht gern, daß er das mittellose Mädchen nannte. Und wenn Minna abends herüber kam, sich an den Tisch setzte, schweigend ihren Scheitel über die Arbeit neigte, nur einmal aufblickte, um seinen Augen zutrauensvoll und innig zu begegnen, dann erblaßte immer wieder das Bild der Anderen und er fühlte sich wohl, geborgen, am rechten Ort. Minnas Besuche wurden häufiger; sie kam fast allabendlich. Der Sohn ging nicht mehr fort, er blieb und wartete auf ihr Kommen. Manchmal schickte sich die Mutter zeitig zum Schlafengehen an und hieß Minna bleiben; sie sei müde (es war Hochsommer) und müsse am anderen Morgen zeitig aus den Federn. Wenn sie dann die Wendeltreppe in den Ersten Stock hinaufstieg, warf sie wohl noch einen wohlgefälligen Blick auf das Paar am Tisch und sah im Geist kommende Zeiten; sich auf dem Altentheil, Sohn und Tochter als Herren im Haus.

So kam es, daß Minna mit ihrem Erwählten oft abends noch einen Weg ins Freie machte, beim Mondlicht Schulter an Schulter durch die Wiesen ging, die wenigen milden Nächte, die das Gebirge giebt, genoß.

Der Herbst zog ein; die Mutter erwartete den Antrag ihres Sohnes beim Nachbar. Doch der Junge redete nicht. Minna kam seltener. Auch mit dem Sohn war Etwas nicht in Ordnung. Aber so gut sie ihn zu kennen glaubte: auf die Ursache von Beider Veränderung verfiel die Mutter nicht, bis eines Tages Minnas weinendes Geständniß ihr die Binde von den Augen riß.

Was geschehen war, erschien nach dortigem Volksbrauch kaum anstößig. Wie viele angesehene Bauerntöchter waren ohne Kranz vor den Altar getreten und nach ein paar Monaten eines Kindes genesen! Aber daß ihr Sohn es unter ihren Augen gewagt, daß er nicht zu warten im Stande war, wo er doch jeden Tag Hochzeit machen konnte! So war er früher nicht. Wer hatte Das in ihm geweckt? Minna sicher nicht; sie hatte nicht die Verführerin gespielt, sondern sich seinem Drängen geopfert.

Die Rüge der Mutter hörte er schweigend; als sie schnelle Heirath forderte, leistete er plötzlich Widerstand, phlegmatisch und verlegen; aber er widersprach. Kein Zureden, mild oder zornig, brachte ihn aus seiner abwartenden, verbissenen Ruhe. Er wollte nicht. Die Mutter erinnerte sich, daß er als Junge, wenn auch selten, ähnliche Anwandlungen gehabt hatte; kein Reden oder Prügeln konnten seinen Dickkopf erweichen. Wenn ihn sein Eigensinn befiel, war eine stätige Kuh leichter vom Fleck zu bringen als er.

In diesen Tagen entstand der erste Riß zwischen Mutter und Sohn; er wurde breiter und breiter. Minna verreiste; ohne Abschied. Das zweite Unglück geschah: die Eltern verstießen sie in ihrer schweren Zeit; der Vater, ein Bauer, ließ auch die Mutter nicht mitfahren. So mußte das Mädchen allein fort.

Das war für Frau Dittrich zu viel. Eines Morgens stand sie im Reiseanzug vor ihrem Sohn, gab ihm das Ziel ihrer Fahrt, die Hauptstadt der Provinz, an und bestieg den Wagen, der sie nach dem Bahnhof führte, ohne ein Wort weiter. Daß sie zu Minna fuhr, mußte der Sohn wissen.

Dann kam das Schlimmste. Der alte Hanoch versandte Traueranzeigen und der Pastor hatte einen Auftritt mit dem reichen, nach außen frommen, aber herzlosen und stolzen Bauer. Minna war gestorben; das Kind blieb am Leben. In der Ferne, ohne Eltern, erlag sie ihrem ersten Kindbett. In ihren Fieberphantasien offenbarte sie, die Verschwiegene, sterbend der Mutter das Geheimniß ihrer Verführung durch den Sohn.

Wie gebrochen kehrte die Mutter heim; zum ersten Mal in ihrem Leben kam ihr das eigene Haus fremd vor. Die Schuld war eingekehrt. Hier, unter diesem Dach war das unglückliche Kind aus und ein gegangen, hier hatte sich sein Untergang vorbereitet; hier hauste der Thäter, ihr Sohn. Sie war im Innersten fertig mit ihm; sie verurtheilte ihn mit der Strenge der Reinheit, die selbst die mütterliche Liebe in ihr zum Schweigen brachte, und zeigte es ihm ohne Schonung. Aber auch der Sohn schien abgeschlossen zu haben. Er war stumm, widerspenstig, verschwand oft abends und kehrte spät zurück; blieb nachts weg und stand spät auf. Was er trieb, wußte sie nicht; im Kretscham war er niemals.

Das ging über ein Jahr hin. Da sah die Mutter, daß sie einlenken müsse; äußerlich; ehe das Gewerbe und die Wirthschaft, das Haus und der Sohn zu Schaden kam. Sie kümmerte sich mehr um ihn, saß wieder mit ihm zusammen, besprach tägliche Sorgen mit ihm; ab und zu fiel auch von ihrer Seite ein vertrauliches Wort; bis allgemach die Dinge wieder in das frühere Gleis zu kehren schienen und nach außen Alles beim Alten war. Trotzdem blieb ein Stachel in der Mutter zurück. Eines Tages kündete sie dem Sohn an, daß sie auf einige Zeit fort müsse. Zum ersten Mal berührte sie ihm gegenüber den Grund des Zerwürfnisses: Minna und ihr Kind Sibylle. Sie wolle nach ihm sehen; sie hatte es auf eigene Kosten untergebracht und konnte dem Wunsch nicht widerstehen, sein Befinden zu erkundigen. Die Briefe der Pflegeeltern hatten gut gelautet. Als sie Etwas wie reuige Bewegung in den gutmüthigen Zügen des gebeugt Dastehenden erkannte, öffnete sich ihm zum ersten Mal wieder ihr Herz. Sie erzählte ihm, was für ein schönes Kind sein Töchterchen sei, und holte endlich aus ihrer Tasche, mühsam die Thränen zurückdrängend, ein Bild: das Kleine, wie es im Sessel lehnte und mit den seelenvollen Augen der Mutter

aus seinen Zügen den Beschauer anlächelte. Ein Anblick, der dem Schuldigen ins Gewissen drang und einen quälenden Ausbruch seiner Reue hervorrief. Er faßte unter lautem Schluchzen wortlos die Hand der Mutter und drängte die Bitte stammelnd hervor, daß sie das Kleine mitbringe; er wolle ihm Vater sein. Die Mutter nahm den großen, lockigen Kopf ihres Einzigen in die zitternden Hände und küßte ihn.

Dann reiste sie.

Und bald kam sie wieder; nicht allein. Neben ihr saß eine junge Frau, die die Pflege gehabt hatte. Die Mutter selbst aber hielt auf den Knien ein schlafendes, eingehülltes Wesen, das sie, vorsichtig über den Tritt herabsteigend, in ihren Armen ins Haus trug. Es war Abend. Leise trat sie, vom Sohn geleitet, in die Wohnstube, setzte sich an den runden Mitteltisch, über dem die Lampe brannte, und befreite sacht den Kopf der Kleinen von dem Tuch. Und der Sohn blickte erstarrt auf das kindliche Ebenbild der Toten. Sein Kind; und ihres; ein lebendiges Band, durch dieses menschliche Wesen, für ewig. Sein eigenes Fleisch und Blut, ein Vermächtniß; ein hilfloses Geschöpfchen, das nur ihn zum Schutz hatte.

Etwas wurde fest in ihm: Vater werden diesem kleinen, ihm und ihr gehörigen Menschenkinde! Niemand sprach eine Silbe. Statt der Worte redeten die schweren, heißen Thränen, die ihm das Auge verdunkelten und als erster bitterer Gruß des Vaterherzens herabtropften auf die Kleine. Die zuckte leicht auf, mit dem ganzen Körper, bewegte das rosige Köpfchen, den zarten Hals und öffnete dann, laut seufzend, ein paar große, strahlende, blaue Augen, zwinkerte ein Wenig, sah fremd umher und heftete plötzlich, wie gebannt, den klaren, ängstlich forschenden Blick auf die Züge des herabgebeugten Mannes. Sie wurde ernster und schien eine Weile sich nicht zu entscheiden; endlich huschte ein Lächeln um ihre Lippen und langsam erhob sie das Händchen nach dem dunklen, großen Gesicht. Der mächtige Mann sank in die Knie und küßte behutsam die kleinen Finger, während die leuchtenden Augensterne der Kleinen unverwandt seinen Bewegungen folgten, als verstünde sie ihn.

Nun begann eine Festzeit. Das Kind gedieh sichtlich in der Bergluft und der Pflege der Großmutter. Wie ausgewechselt war der Sohn. Er hatte sich zur Gewohnheit gemacht, etwa drei- oder viermal am Tag in die neueingerichtete Kinderstube zu kommen. Schwarz von der Arbeit, mit Schurz und Stiefel trat er ein; und das Kind jauchzte, wenn es ihn sah, ohne jede Furcht vor seinem rußigen Aussehen. Nie verließ er ohne Zwang das Haus; und oft, wenn er im Sommer nachmittags draußen auf dem Acker nach den Leuten schaute, zog es ihn plötzlich zurück. Die Augen auf die Fenster, hinter denen das Kind lag, gerichtet, ging er mit langem Schritt dem fernen Gebäude zu, sprang die Treppe hinauf, wartete keuchend vor der Thür, bis sich sein Athem gelegt hatte, klinkte leise auf, beruhigte den Hund und überzeugte sich, daß es schlief und in Sicherheit war.

Die Eintracht zog wieder ins Haus. Das kleine, lebhafte, schon munter umherspringende Wesen mit seinen blonden Zöpfchen und dem leuchtenden Gesichtchen war der Zauber, der in den alten Räumen zu walten begann. Beider Liebe zu ihm ward die neue Brücke zwischen ihren Herzen. Jetzt erkannte die Mutter ihren Sohn wieder. Und der Sohn war voll Dank gegen die Mutter; sie hatte ihm wenigstens das Kind erhalten. Denn wer konnte wissen, ob Minna unter seinem Dach nicht am Leben geblieben wäre?

Vor dieser Frage, die oft in seinem Innern aufbrannte, floh er jedesmal zu dem Kind. Das war ihm geblieben. Darein fand er sich und darein gewöhnte er sich. Das Kind trat mehr und mehr in seinem Herzen an die Stelle der Toten, deren Grab in der fernen Stadt lag. Und als die Kleine in die Schule ging, zuerst regelmäßig von ihrem Vater begleitet, war ihm manchmal, als sei er Witwer und die Zeit der Brautschaft mit Minna längst vergangen.

Es konnte nicht fehlen, daß er bei seinen Wegen zur Schule mit der Tochter des Lehrers zusammentraf. Erst gelegentlich, dann immer. Es fiel ihm nicht weiter auf, sondern schien ihm natürlich. Ihr auch. Sie sprachen mit einander; sie, als sei nichts geschehen, er, als habe er nichts vergessen. Beide nahmen unwillkürlich den alten Ton wieder auf; er bemerkte aber mit einem gewissen Wohlgefallen, daß sie voller, stattlicher, weiblicher geworden und ohne jeden Bewerber geblieben war. Der Dorfklatsch wagte sich nicht an sie heran.

Erst hatte ihr früherer Verehrer Befangenheit gezeigt; Sibyllens wegen, die so sichtbar die Züge seiner ehemaligen Braut trug. Aber Ottilie, die anfangs das Kind mit einem eigenthümlich prüfenden Blick streifte, war später freundlich gegen die Kleine geworden, hatte sie sogar geliebkost und einmal, als ein Gewitter ausbrach, selbst nach Haus gebracht. Hierbei hatte sie zum ersten Male Dittrichs Haus betreten. Sie hatte das Kind auf den Rücken genommen und im Lauf die zehn Minuten bis hinunter an die Schmiede getragen. Durchgeregnet und erschöpft, wollte sie es an der Thür absetzen; doch Frau Dittrich, die ihr den Dienst hoch anrechnete, ließ sie nicht fort; hieß sie, die Kleider wechseln und zu Mittag bleiben. Wohl bemerkte Ottilie, daß die scharfen Augen der Mutter mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit auf ihr ruhten; aber auch, daß die anfängliche Strenge und Zurückhaltung aus ihren Zügen wich. Sie hielt der Prüfung Stand, war nur für die Mutter da und gab dem Sohn nicht mehr Worte, als eben nöthig war. Die Einladung der Bäuerin, Haus und Wirthschaft zu besehen, nahm sie bescheiden an.

Wie erstaunte die Frau, als sie das sichere, kluge und erfahrene Urtheil des Mädchens nach den ersten Minuten wahrnahm! Was sie sagte, wenige, kurze Bemerkungen, war treffend; ob es um Kochtöpfe oder Bettzeug, Kleie oder Ferkel ging: sie wußte sofort Bescheid. Vor ihren Augen schien es nichts Unklares zu geben; wo sie hinsah, begriff sie. Die Bäuerin sparte sich die Worte, und was gesprochen wurde,

sprach ihr Besuch. Es war ihr noch nicht geschehen, daß sie sich mit Einem nach kurzen Viertelstunden so in der Wirthschaft verstand wie mit ihr. Und doch warnte sie Etwas. Klug war diese Person. Allzu klug? Sie warf hinter ihr her einen überlegenden Blick, gerade als die Kleine dem Besuch in den Weg lief. Ottilie zog das Kind an sich und streichelte es. Etwas Mütterliches lag in ihrer Bewegung; oder sie legte es hinein.

Als der Gast sich verabschiedet hatte und der Sohn am Tisch saß, kam es der Frau seltsamer, ja, unliebsamer Weise vor, als sei das Haus leerer geworden. Der unwillkürliche Blick, mit dem sie das Gesicht des Sohnes streifte, verrieth ihr Etwas. Er sah sinnend auf die Mutter; ihre Blicke begegneten sich. Offenbar auch ihre Gedanken.

Sie ging hinaus; in ihre Stube. Vor dem Spiegel blieb sie stehen. Graue Haare! Und der Sohn achtunddreißig Jahre! Was sie in den letzten Zeiten schon hier und da angewandelt, senkte sich als Last auf ihr Herz. War sie etwa eine von jenen Müttern, die das Verhängniß ihrer Söhne sind, weil sie sich nicht von ihnen trennen? Sie entsetzte sich bei dem Gedanken, daß ihr einziges Kind, ihr Sohn, sie mit diesem Bewußtsein betrachtete. Eine furchtbare Sorge durchrieselte sie und gebar einen schnellen Entschluß.

Zwei Stunden blieb sie mit sich allein. Der Sohn hörte sie oben auf und ab gehen. Er ahnte, was sich in ihr abspielte.

Als sie hinunter kam, verrieth sie mit keinem Wort, daß sie wisse, worauf der Sohn warte. Erst abends, als sie im Halbdunkel mit ihm saß, brachte sie die Rede auf den Besuch, mit gemessener Anerkennung, die aber damit schloß, daß Ottilie wiederkommen könne.

So lebhaft lautete die Zustimmung des Sohnes, daß die Mutter fast ihr Wort bereute. Jedenfalls wurden ihr die letzten Zweifel an Beider Verhältniß genommen. Mit Bitterkeit sah sie ein, weshalb sich damals die Ehe mit Minna zerschlagen und wer dazwischen gestanden hatte.

Ottilie kam wieder, gefiel beim zweiten Mal besser und gewann, je öfter sie sich einfand; erst geladen, dann unaufgefordert. Der Sohn blieb passiv. Auch diesmal kams zwischen den beiden Frauen zur Einigung. Was die Mutter im Geheimen gefürchtet hatte, geschah nicht. Das Wesen der jungen Frau blieb nach wie vor der Hochzeit. Sie arbeitete fleißig, war die Erste früh auf, die Letzte zu Bett. Alles gerieth, was sie anfaßte: die Aufzucht der Thiere, die Besorgung der Kühe, der Ein- und Verkauf. Aber Eins fiel der Mutter auf: sie konnte sich des Eindrucks nicht verwehren, daß die junge Frau nicht für ihren Mann oder die Wirthschaft, sondern für sie, die alte Frau, arbeite; ihr zeigen wolle, was sie könne; sie gewissermaßen auf ihre Seite bringen. Gegen wen? Ein ihr selbst unbewußt gebliebener Rest von Mißtrauen bekam wieder Nahrung.

Während der ersten zwei Jahre änderte sich nichts. Die Mutter blieb der Mittelpunkt; sie arbeitete mit der Schwiegertochter Hand in

Hand. Die Wirthschaft ging vorwärts wie nie vorher. Nun wurde zugekauft; gegen dreihundert Morgen umfaßte jetzt der gute Acker allein; es war das größte und werthvollste Anwesen des Dorfes.

Aber allmählich tauchte ein Schatten in dem Haus auf. Die Kinder blieben aus. Dem Mann stieg Das zu Kopf; aber er ließ es bewenden; er hatte Sibylle. Nicht so die Frauen. Die Mutter fing an, die Schwiegertochter nicht mehr mit den früheren Augen anzusehen. Diese selbst empfand das Ausbleiben der Mutterschaft als eine Erniedrigung, eine Strafe; als eine unfaßbare Durchkreuzung ihres Glückes. Der tiefste Fluch der Frau hatte sie getroffen. Nie gebären! Nie ein Kind ans Herz drücken! Und einst sterben, wie ein dürrer Zweig fällt!

Die Augen der jungen Frau hatten mit der Zeit einen härteren, stählernen Ausdruck angenommen. Sie stand oft, starr vor sich hinblickend, Minuten lang still. Ihre Gedanken verweilten bei ihrem Schicksal. Und wenn sie dann die Blicke hob, so trafen sie Sibyllens Gestalt, wie sie anmuthig dahin schritt, die gewinnende, reine Lieblichkeit ihrer Züge; sie trafen (laut sagte sie sichs) das heranwachsende Ebenbild Minna Hanochs. Sie, die Tote, die tötlich gehaßte Nebenbuhlerin, war in dem Mädchen auferstanden.

Ottilie hatte gethan, was zwar nicht das Recht, aber das Gewissen straft. Sie war die Mörderin. Trotz Minnas, des Bräutigams und der Eltern Schuld, blieb das Eine: Wäre sie nicht gewesen, hätte er Minna geheirathet und ins Haus genommen. Und sie lebte noch.

Nun wurde der tägliche Anblick des Kindes zur leibhaftigen Mahnung, die ihr bis in den Schlaf folgte, wieder aufscheuchte, was schon begraben und vom Staub des Vergessenen bedeckt war. In einsamen Nächten und Träumen schlichen ihre Gedanken unterirdisch weiter, zur verwesenden Gestalt der Toten; bis sie in kaltem Schweiß auffuhr, über ihren eigenen stöhnenden Athem erschreckte und sich verwünschte.

Und wie hegte die Mutter die Enkelin! Wenn Sibylle im Haus blieb, wurde sie eines Tages die Hauptperson; und Ottilie, die Frau, die Nebensache. Nicht an einem Tag, aber in Wochen und Monaten wurde ihr Das klar; und es reifte auch in ihr, was sie dagegen thun wollte. Nachgeben war nicht ihre Sache. Dessen war sie sich erst ganz in ihrer Ehe bewußt geworden. Nicht durch den Charakter ihres Mannes. Der hatte keinen. Aber durch die Mutter. Dort stand die Gegnerin. Fiel Diese, dann war auch das Kind nicht mehr gefährlich. Das verschwand.

Freilich irrte sie in Einem: wenn sie nämlich glaubte, daß sie diese Einsicht ganz für sich, im Stillen und allein gewonnen habe. Ungefähr zur selben Zeit war die alte Frau, die mit ihren schweigenden, offenen Augen scheinbar nichts, in Wirklichkeit Alles sah, hinter diese Veränderung im Haus und in der Schwiegertochter gekommen. In dem kleinen Gebäude konnte man einander nicht ausweichen, sich schwer vor einander verhehlen. Damals, bei dem ersten Besuch, war es Ottilie geglückt; jetzt gelang es nicht mehr. Ihre Versuche, den beginnenden Haß

gegen das Kind, die aufkeimende Feindschaft gegen die Mutter sorglich zu verschleiern, trafen auf die scharfen, sehenden Augen der Alten, die, wenn sich Ottilie plötzlich, unvermuthet von ihnen getroffen fühlte, im Grund ihrer Seele zu lesen schienen.

Ohne eine Silbe mit der Tochter zu tauschen, änderte die Mutter ihr Verhalten. Sie war die Herrin im Haus und hatte allein zu befehlen; sie machte davon Gebrauch und fing allmählich an, Ottilie fühlen zu lassen, daß sie so gut wie mittellos unter das Dach gekommen sei. Anfangs behielt sie völlig die Oberhand. Das ganze Hauswesen drehte sich nach ihrem Willen; und es schien sogar, als sehe der Sohn nicht ohne Genugthuung die Veränderung. Schon längst hatte die Mutter gemerkt, daß die eigene Frau ihn kurz hielt und mehr, als ihr und ihm lieb, beherrschte.

Die junge Frau sah sich durch die eiserne Hand der älteren bei Seite geschoben; sie hatte scheinbar nur beschleunigt, was sie verhüten wollte: daß Sibylle mehr und mehr in die Mitte des Ganzen trat.

Aber Eins hatte die Alte, kerngesund, wie sie war, nicht in Rechnung gezogen: ihre Jahre. Mochte es die Erregung über den langen Kampf gegen die Tochter sein oder eine rein natürliche Ursache mitsprechen: eines Tages brach sie unter einem Schwindelanfall plötzlich zusammen und wurde ohnmächtig. Sie bedurfte dann vollkommener Stille und Bewegunglosigkeit; sie mußte von Allem, was Wirthschaft hieß, ferngehalten werden. Die Schwiegertochter durfte nie an ihr Bett; der Sohn nur, wenn sie es verlangte; stets nur die Enkelin.

Das Krankenlager dauerte Wochen; stand die Kranke einmal auf, so rächte es sich; sie selbst sah ein, daß sie Geduld haben müsse. Allmählich bemerkte sie, auch in ihrem Bett, fern von der Häuslichkeit, daß irgendetwas im Haus vorgehe und daß es gegen sie gerichtet sei. Manchmal glaubte sie, Wortwechsel zu hören und die laute vorwurfsvolle Stimme des Sohnes, der in ihrer Gegenwart doch immer wortkarg blieb; er sah müde und mißvergnügt aus, ohne daß es Gründe in der Wirthschaft gab; denn da ging es gut, wie zuvor. Dann war ihr einmal, als höre sie Sibylle ängstlich und bittend rufen. Als das Kind später herauf kam, verbarg es der Großmutter das Gesicht; sie hatte geweint. Endlich kam sie klagen, so daß die Großmutter, ohne an Schonung zu denken, nach einem halben Jahr plötzlich aufstand, um nach dem Rechten zu sehen.

Das Bild, das sich ihren Blicken bot, war gänzlich verändert. Ihr Sohn war nur in der Schmiede zu sehen und arbeitete dort wie ein Geselle, ging abends ins Wirthshaus und ließ sich im Haus nicht mehr blicken. Sibylle, vierzehn Jahre alt, aus der Schule entlassen, war von der Frühe bis in die Nacht in der Wirthschaft, wie eine Magd; Schelte, selbst Schläge wurden nicht gespart. Die Schwiegertochter hatte die verwundbare Stelle der Großmutter herausgefunden: das Kind. Unter dem Anschein, es zu erziehen, verfuhr sie mit ihm nach Willkür.

Zur Hölle wollte sie das Haus machen, damit Sibylle von selbst gehe oder die Großmutter sie wegthue. Auch über der Wirthschaft schwang sie ein eisernes Szepter; war mit dem ersten Tagesgrauen auf dem Hofe und bis in die sinkende Nacht hinter den Leuten her, trieb die alten Mägde davon, stellte neue an und befahl überall allein. Wer nicht gehorchte, sich bei der Alten beschwerte, wurde weggejagt; wer nicht weggejagt wurde, geknechtet; vornan ihr eigener Mann und das Stiefkind.

Die Großmutter blieb Dem gegenüber machtlos. Denn der Versuch, die Zügel wieder zu ergreifen, mißglückte. Sie mußte, hilflos an den Krankenstuhl gebannt, mitansehen, wie schließlich die mächtig gewordene Schwiegertochter ganz über ihren Kopf weg regirte und schaffte, strafte, ohne Jemand zu schonen. Was in sie gefahren war, wußte man anfangs nicht. Schließlich aber mußten Jedem die Augen aufgehen. Immer sichtlicher richtete sich ihr Treiben und Thun gegen Sibylle und die Großmutter. Nie wurden der Alten Schwäche und Hinfälligkeit geachtet; ihre Versuche, sich Geltung zu schaffen, bewirkten nur neue Auftritte. Und Sibylle war es, die jedes harte Wort der Großmutter gegen die Schwiegertochter zehnfach zu büßen hatte. Ueber ihre Kräfte wurde sie angetrieben, zu niedrigen Arbeiten angestellt; sie hatte zu scharwerken wie eine gemeine Magd und nirgends paßte die Stiefmutter so auf wie bei ihr. Das geringste Versehen, eine Müdigkeit, ein Nachlassen der Arbeit strafte sie unerbitterlich. Aus dem heiteren, sonnigen Kind wurde nach Jahr und Tag ein vergrämtes, stummes, im Innern verzweifeltes Mädchen.

Das Maß ihrer Leiden war übervoll, als endlich auch die Großmutter schwieg, klein beizugeben schien, nicht mehr für sie eintrat, sich in ihre Krankenstube zurückzog und Sibylle oft Wochen lang nicht sah, die dem nun immer unverhüllter auftretenden Haß ihrer Quälerin schutzlos preisgegeben war.

Allgemach freilich sprach sich Etwas von der Sache im Dorf herum. Der Ortsvorsteher war Gegenvormund und kam einige Male auf den Hof. Aber die Vormünderin, die Großmutter, bekam er nicht zu sehen; sie sei krank. Die reiche Schmiedsfrau, die ihm schon als Herrin des großen Hofes entgegentrat, wußte den arglosen, viel beschäftigten Mann zu beruhigen und ihm klar zu machen, daß Arbeit das Beste für das verwöhnte, mittellose Kind sei.

Da trat eines Tages, im Mai (der Sohn und die Schwiegertochter waren zu einer Hochzeit über Land gefahren), die Großmutter, fertig angezogen, aus ihrer Stube, hieß Sibylle sich ankleiden und machte sich mit ihr auf den Weg nach der Kreisstadt. Mühsam ging sie; aber sie legte doch, trotz dem Sturm, den halbstündigen Weg mit dem Mädchen zurück. Seltsam verändert sah sie aus; schneeweiß ihr volles Haar, gebeugt ihre Haltung, langsam und steif, beinahe feierlich ihr Schritt. Sie sprach nichts unterwegs; der Sturm ließ es nicht zu. Zuweilen blieb sie stehen, sah die Enkelin an, faßte sie an der Hand und drückte sie. So waren sie über die Brücke des in Wogen gehenden Stromes ge-

kommen und setzten ihren Weg fort. Sibylle wußte nur, daß die Großmutter auf das Gericht wolle.

Sie war noch nie in einem Gerichtsgebäude gewesen; beklommen stieg sie die Granitstufen hinauf. Ein uniformirter Diener führte Beide an eine Tür mit einer Nummer. Bei einer Bank im Flur mußten sie warten; dann konnten sie eintreten.

Die Großmutter schien überrascht; sie blieb an der Thür stehen. Ein ganz junger Herr empfing sie; nach ein paar Worten klärte er die alte Frau auf. Der bisherige Vormundschaft- und Nachlaßrichter war versetzt worden und er an seine Stelle getreten. Der Assessor that einige Fragen, nachdem sie sich gesetzt und er einen kurzen, fixirenden Blick auf Sibylle geworfen hatte. Zum Erstaunen der Großmutter war der junge Beamte genau unterrichtet. Er hatte sich wohl beim Ortsvorsteher vorher erkundigt; denn mit einer Entschiedenheit, die die alte Frau dem jungen Mann nicht zugetraut hätte, verlangte er Aufklärung über die Sachlage und bemerkte gleich, daß er auf den Bericht des Gegenvormundes sie ohnehin zu gleichem Zweck zu sich gebeten hätte.

Die alte, mißtrauische Frau rückte nach diesen Worten näher und sah sich den neuen Richter an. Trotz seiner Jugend hatte er etwas Vertrauen Erweckendes, Kluges und Gutes in seinen Zügen. Sie beschloß, sich ihm zu eröffnen; erst hatte sie beim Anblick des Fremden ihren Weg bereut. „Herr Amtsrichter“, begann sie.

„Assessor, Assessor“, unterbrach sie lebhaft der junge Mann.

„Herr Assessor, Das ist nicht so einfach gethan, was sie wünschen: daß wir nämlich die Sibylle weggeben. Das Geld, an dem liegts nicht. Aber fragen Sie einmal selbst das Kind; ich habe noch kein Sterbenswort mit ihm gesprochen.“

Der Assessor wandte sich zu Sibylle, die, angestrengt zuhörend, dabei saß. Seltsam drang ihm der offene, treuherzige Kindesblick des großen, zarten Mädchens in die Seele.

„Würden Sie nicht auf eine andere Stelle gehen?“ fragte er. „Wir würden Sie zu guten, braven Leuten bringen, wo Sie zwar auch Hand anlegen müßten, aber nicht den harten Stand hätten wie jetzt daheim.“

Das Mädchen stand auf und schüttelte den Kopf.

„Sie wollen nicht? Setzen Sie sich! Weshalb nicht?“

„Ich verlasse die Großmutter nicht.“

Starr sah die Alte gerade durch das Fenster, ohne daß sie mit einer Miene zuckte. Ihr Gesicht hatte einen ehernen Ausdruck; sie unterdrückte in jedem Augenblick mit Aufbietung aller Willenskraft offenbar irgendetwas.

In die Stille hinein sagte sie plötzlich laut und bestimmt: „Und ich lasse die Sibylle nicht von mir.“

Der in der Praxis noch neue Assessor, der sich in der Gegend und unter den Gebirgsleuten nicht auskannte, war im Moment starr. In der Stadt aufgewachsen, im Haus der Mutter, einer Witwe, die sich mühsam durch Pension und Nachhilfestunden ernährte, hatte auch er

seit den Studentenjahren gedarbt, gearbeitet und war ohne jede Vorstellung von den tiefen Unterschieden, die Stadt und Land trennen. Hier ahnte er Etwas. Die Züge der Alten sahen aus wie der wettergraue Granit draußen in den Bergen. Solche Züge gabs in der Stadt nicht. Und bei einem Blick auf die Mädchenblüthe an ihrer Seite setzte er für sich hinzu: auch solche Frische, solche Reinheit nicht. Immer wieder streiften seine Augen die ihren und sie erwiderte aufmerksam, eine Frage erwartend, seinen Blick. Ehe er aber noch Etwas sagen konnte, wandte die Alte ihren Kopf vom Fenster ab, sah ihn unverwandt an und sagte ruhig: „Mein Testament will ich machen, Herr Richter; deshalb bin ich hier."

„Das können Sie gleich thun, Frau Dittrich." Er zog an einer gewebten Klingelschnur über dem Tische. Der Bote trat ein. „Die Grundakten der Schmiede und des Bauerngutes in .... Und einen Protokolführer für das Testament!"

Der Bote verschwand.

„Und was soll das Testament enthalten?" fragte der Assessor.

Die alte Frau bewegte einen Augenblick die Lippen, schwieg und sagte endlich: „Die Enkelin möchte hinaus gehen!"

„Da haben Sie Recht", war seine Antwort. Lebhaft stand er auf, geleitete das Mädchen hinaus und wies ihr auf der Bank einen Platz an. Er kehrte zurück. „Nun, jetzt können Sie sprechen, Frau Dittrich."

Ihre scharfen Augen musterten ihn fragend. „Geht Das, daß das Kind allein erbt?"

„Das geht, Frau Dittrich. Aber Sie haben noch einen Sohn?"

„Geht Das, daß das Kind allein erbt?" Sie wiederholte nachdrücklich die Frage, statt aller Antwort.

„Gewiß, ich sagte Ihnen schon, daß es geht. Aber haben Sie sichs auch überlegt?"

„Wenn Das geht, soll nur das Kind den Hof haben, sobald ich sterbe." Ihre Antwort hatte etwas Unerschütterliches.

Der Assessor sah ein, daß diese Frau nicht von ungefähr sprach, sondern mit einem Plan hierher gekommen war. Seine Aufgabe, seine Pflicht war nur, ihren letzten Willen sicher und ausführbar niederschreiben zu lassen; weiter nichts. Kein Zweifel, daß die Frau, die einen so ungeheuren Schlag gegen ihren einzigen Sohn zu führen im Begriff stand, in der Verfügung über ihre Geisteskräfte vollkommen unbeschränkt war; eben so unzweifelhaft, daß es eine einwandfreie rechtliche Formulirung für ihr Vorhaben gab.

Inzwischen kam der Protokolführer mit den Akten. Der Assessor stellte fest, daß Frau Dittrich als alleinige Eigenthümerin nach ihrem verstorbenen Vater Wohlgemuth Floris eingetragen war. Es bestand also kein Bedenken. Diese Frau konnte ausschließlich über das Besitzthum verfügen; in ihrer Eigenschaft als Eigenthümerin konnte sie ihre Enkelin Sibylle Hanoch zur Alleinerbin einsetzen und ihren einzigen Sohn Rudolf auf das Pflichttheil verweisen.

In dieser Form wurde von dem Assessor, nachdem er nochmals

die alte Frau auf die Tragweite ihres Entschlusses aufmerksam gemacht hatte, das Testament gefaßt, diktirt, vorgelesen und von der Bäuerin eingesiegelt und dem hinzugezogenen Gerichtsschreiber zur gerichtlichen Verwahrung übergeben.

Die Alte stand auf. Mit einem Ausdruck, an den der junge Mann später dachte, sah sie ihn an und zum letzten Mal ertönte ihre eindringliche Frage: „Also der Sibylle ist der Hof sicher, wenn ich sterbe?“

Beruhigend klopfte der Assessor ihr auf die Schulter. „So sicher wie das Amen in der Kirche, Frau Dittrich. Kommen Sie gut nach Haus. Ich werde Ihnen das Mädchen hereinrufen.“

Sibylle kam und half der Großmutter in die Jacke. Als sie angezogen war, langte sie in die Tasche.

„Was bin ich schuldig?“

„Das hat ja Zeit!“ sagte lächelnd der Assessor.

Aber mit einem seltsamen Eigensinn meinte die alte Frau: „Nein, Herr Assessor, ich will bezahlen; Alles muß seine Richtigkeit haben.“

Dem Assessor gefiel Das. Der Gerichtsschreiber wurde wieder hereingeholt; er zeigte sich gern bereit, der Frau den Gefallen zu thun und die Kostenrechnung sofort auszuziehen. Der Assessor gab das Objekt an: „Ueber sechzigtausend Mark“, wie es damals hieß. Nachdem die Bäuerin den Betrag erlegt hatte, rüstete sie sich zum Fortgehen; umständlich, wie dem Assessor schien. Schließlich kam sie noch einmal an den Tisch, an dem er stand, streckte ihm die Hand entgegen, die er herzhaft ergriff und schüttelte, und sagte: „Ich habe mich gefreut, daß Sie es waren, der Das hat niederschreiben lassen. Gott behüte Sie!“

Draußen hatte der Sturm nicht nachgelassen; er heulte durch die Telegraphendrähte, durch die blätterlosen Bäume. Ein höllisches Konzert; da und dort rasselten Zweige und Aeste zur Erde.

Der Großmutter schien jeder Schritt schwer zu werden und Sibylle dankte Gott, als sie in eine geschützte Straße einlenkten. Hier blieb die Alte stehen, stützte sich fest auf ihre Schirmkrücke und rang nach Athem. Ihr dichtes, schlohweißes Haar quoll, vom Wind zerzaust, unter der schwarzen Haube hervor und stach seltsam gegen das dunkle, fahle Gelb der durchfurchten Züge ab. Und welch ein strenger, hoffnungloser, resignirter Ausdruck in ihrem Gesicht! Unwillkürlich legte Sibylle den Arm um sie. Die alte Frau blickte sie mit großen, eine innere Qual verrathenden Augen an. Dunkler und dunkler wurde dieser Blick und die herben, auf einander gepreßten Lippen öffneten sich zu einem kaum merklichen Zucken, das Sibylle nicht verstand. Aber noch sagte die Alte nichts, sondern setzte ihren Weg fort; nur ergriff sie die Hand des Kindes und ließ sie nicht mehr von sich. So kamen sie zur Stadt hinaus und wieder auf die Chaussee, die am Rande der den Fluß einengenden Felsen hinführte. Den Wind im Rücken, schien es, wenn auch bergan, bequem zu gehen. Und doch setzte die Alte mühsam Fuß vor Fuß. Die Brücke kam in Sicht; und sie blieb stehen. Zur Ueberraschung des Kindes begann sie plötzlich, zu sprechen. „Ich habe Dir heute den Hof vermacht, mein Kind, damit Du weißt, wo Du hingehörst, wenn ich tot bin.“

Sibylle begriff nichts, aber sie erwiderte: „Ich danke Dir schön, liebe Großmutter.“ Sie bückte sich und küßte ihre Hand.

Die Großmutter wehrte und fuhr fort: „Es kann Dich Niemand aus dem Hause treiben. Daß Dus weißt! Also gräme Dich nicht, wenn ich fortgehe. Es ist gut so.“

Irgendetwas tönte in ihren Worten wie ein zweites Testament. Etwas wie eine Ahnung glitt, undeutlich und schwer, durch das Herz des Mädchens. Ehe sie sich Dessen versah, standen die Thränen in ihren Augen. „Du bist doch wieder besser geworden, Großmutter; Du bleibst noch bei uns.“ Angstvoll und klagend tönte es aus ihrem Munde. Und die Alte schien es zu verstehen. Sie legte ihren Arm um den Hals des an sie geschmiegten Kindes und küßte sie lange auf den Mund.

Ergriffen von dieser seltenen Zärtlichkeit der Großmutter, fing Sibylle an, hell aufzuschluchzen; sie wußte nicht, warum: sie hielt die Hand der alten Frau fest und drückte sie an sich.

„Geh, hole mir den Handschuh; ich habe ihn verloren“. sagte die Alte nach einem langen Gegendruck ihrer Hand, mit veränderter Stimme.

Sibylle sah die Straße zurück und erblickte mit den Falkenaugen des Bergkindes in der Ferne Etwas auf dem Fußweg. Sofort drehte sie um und eilte zurück; sie hatte sich nicht getäuscht, es war der graue Tuchhandschuh der Großmutter. Erfreut hob sie ihn auf und machte, daß sie zurück kam. Wo war die alte Frau?

Starr stand das Mädchen; die Straße war leer; weit hinaus Niemand zu sehen. Wo war sie? Und was für ein Geschrei der Menschen dort auf der Brücke? Sie stoben auseinander, kamen nach der Seite der Straße herunter gerannt, auf sie zu, in Massen, lärmend, gestikulirend, die Gesichter nach dem unten donnernden Fluß... Sie verließen die Straße, kletterten in die Felsen, riefen, zeigten hinab. Großer Gott! So schnell sie ihre bebenden Glieder trugen, eilte sie in das Gestein, hinaus, unter die Leute, an den Rand des Felsabsturzes.

„Hier ist sie hinunter gesprungen, die Arme gen Himmel, sie ist hinuntergestürzt, gleich untergegangen...“ So tönte es hinter ihr durcheinander, bis sie auf einmal den Ruf hörte: „Da! Dort ist sie!“

Wie eine Wahnsinnige drängte sie sich hinaus. Fühlte sich von hinten gepackt und festgehalten. Aber dort, vor der Brücke, wo die Fluth in langen Zügen durch die Pfeiler trieb, wälzte sich Etwas, ein Mensch, eine alte Frau... Dort... Jetzt verschwand sie!

„Großmutter!“

Ihr schriller, verzweifelter Schrei durchschnitt, vergeblich nachgesandt, die Lüfte, Sturm und Wogen übertönend. Dann legte sich Nacht um die Augen einer Verlassenen.

... Nach der Aufnahme des Testaments hatte sich der Assessor zum Gehen gerüstet. Er mußte pünktlich sein, weil er zu Haus bei seiner Wirthin aß, billig und einfach; zu einem Gang ins Speisehaus langten seine Mittel nicht. Auf dem Wege beschäftigte er sich in Gedanken mit den beiden Frauen, der Greisin und dem jungen Mädchen. Er war das einzige noch übrig gebliebene Kind seiner Mutter; zwei Schwestern

waren früh gestorben. Er hatte sonst keine Augen für das Weibliche, blieb daheim, sparte, damit er auskam (denn Gehalt zahlte der Staat dem jungen Assessor nicht), und dachte nur an seine Pflicht. Aber heute wollten sich seine Gedanken gar nicht von dem lieblichen, guten, schönen Kinde trennen; ihm kam in den Sinn, daß die Mutter keine Tochter mehr habe. Er landete mit seinem Nachsinnen schließlich bei der Ueberzeugung, daß Besseres als die deutsche Jungfrau aus dem gesunden Volk der Berge wohl unter der Sonne nicht zu finden sei.

Punkt vier Uhr war er wieder auf dem Gericht. Vormittags Termine, nachmittags Dezernat: hieß sein täglicher Kalender. Er freute sich auf die stillen Nachmittage, wo er nach Herzenslust und mit Ruhe die Akten durchgehen und jede einzelne Sache durch seine Verfügung so weit fördern konnte, wie sie im Augenblick zu bringen war. Da störte ihn Niemand.

Um so mehr war er überrascht, als er den Flur des ersten Stockes betrat und auf der Bank vor seiner Tür einen Menschen bemerkte. Ein zweiter Blick belehrte ihn, daß es eine Frau war, die ihr Gesicht mit dem Taschentuch verhüllte. Als er näher kam, erhob sie sich. Wie ein Schlag schütterte es ihm durch alle Glieder. Sibylle Hanoch stand vor ihm. Schluchzend; mit verzerrtem Gesicht.

Er nahm sie wortlos an der Hand, schloß sein Zimmer auf und setzte sie, nachdem er sie im Arm hereingeführt (denn die Knie versagten ihr), auf einen Stuhl. Dort saß sie, den Kopf gebeugt, ohne ein Wort. Ein unbekanntes, heißes Mitleid ergriff den jungen Mann. Er setzte sich neben sie, legte die Hand um ihre Schulter und fragte, bat um Mittheilung. Erst versuchte sie, zu sprechen, vergeblich; endlich stieß sie mühsam in Absätzen vor: „Großmutter hat sich das Leben genommen!“

Der Assessor fuhr zurück. „Ja! Sie ist ... oben, von der Brücke, hinabgesprungen und ... im Wasser untergegangen.“

Mit einem Aufschrei brach ihre Thränenfluth hervor. Sie fühlte nicht, daß der Assessor sie im Arm hielt und vor dem Umsinken bewahrte. Der aber wußte selbst nicht, was ihm geschah. Wie ein Vorhang zerriß es vor ihm; da stand die alte Frau; sie, die schon nicht mehr war; die den Tod gesucht hatte. Und hell wurde es über ihr. Ein Licht fiel plötzlich auf ihr Thun. Das also galt es, als sie so eindringlich zum letzten Mal jene Frage an ihn richtete! Daß er selbst darauf nicht verfallen war! Sie hatte ja keinen anderen Ausweg. Von der Enkelin trennen wollte sie sich nicht; verkaufen konnte sie nicht; auch nicht den Sohn vom Hof jagen. Sie, nur sie war im Wege, mit ihrem ohnehin zerstörten Leben.

So hatte sie heimlich ihren Plan gefaßt, stumm mit sich getragen und ohne ein Wort und Verlauten zur That gemacht.

Er kam sich klein vor, wenn er daran dachte.

Alfred Knobloch.



Geldtendenzen.

Großes Fiasko aller Geldtheorien. Nicht der am Schreibtisch ausgeklügelten, sondern der von Bankmännern aufgestellten. In den Wochenberichten der Banken las man: „Ueber ein Kleines wird sich der Geldsegen offenbaren“. Keine Spur davon. Privatdiskont $2^1/_8$, Tägliches Geld $1^1/_2$, Ultimogeld $3^1/_8$ (gegen $5^1/_4$, $4^3/_4$, $4^1/_8$, 4 Prozent in den Vorjahren): die äußeren Symptome also in schönster Ordnung. Nur von den Wirkungen merkt man wenig. Die Börse ist bescheiden. Daß der Umsatzstempel in den ersten drei Monaten des Jahres rund 1 Million mehr abwarf (5,22 gegen 4,22) als im Vorjahr, war dem verfrühten Johannistrieb im Februar zuzuschreiben. Da feierte man die Geburt einer neuen Börsenkonjunktur. In der Burgstraße gabs schmunzelnde Gesichter und in den Ecken stille Rechner, die sich, im Vorgenuß, den Ueberschlag aufs Jahr machten. Doch die ganze Herrlichkeit verprasselte. Alles war nur Kontrastwirkung der niedrigen Geldsätze. Die Reichsbankpolitik kletterte, viel behender, als man ihr zugetraut hatte, von den höchsten Sprossen der Diskontleiter und trieb, wie es in kommunizirenden Röhren geschieht, auf der anderen Seite die Stimmung in die Höhe. Aber März und April sahen nichts mehr von dem lustigen Karnevaltreiben. Und das Räthsel des Geldes blieb ungelöst. Man weiß, daß es da ist, aber nicht, wo es steckt. Als der preußische Finanzminister seine Schatzanweisungen anbot, erklärten sich 19 Milliarden bereit, für die Papiere einzutreten. Gebraucht wurden 600 Millionen. Wären aus taktischen Gründen, wegen der Zutheilungsquoten, 10 Milliarden genannt worden, so blieben mehr als 8000 Millionen übrig. Und wären es nur 5000: 4000 wären unter allen Umständen unbekannten Aufenthaltes. Denn die Emissionen, die seit Beginn des Jahres erledigt wurden, haben nicht mehr als 1500 Millionen aufgesogen.

Die Industrie hat Aktien und Obligationen ausgegeben; aber jene sind meist im eigenen Revier geblieben (wie die neuen Stücke des Anilinconcerns und der Deutschen Waffen- und Munitionfabriken), diese in engen Grenzen. Doch das Publikum ist für jedes Angebot eines hoch verzinslichen Papiers dankbar. Das zeigt den Weg zur Lösung des Geldproblems. Die fünfprozentigen Obligationen von Deutsch-Luxemburg sind zu $99^3/_4$ aufgelegt worden. Von 25 Millionen hatte 15 das Konsortium fest übernommen. Der Andrang war so groß, daß der Betrag schon durch die Voranmeldungen gedeckt war; und die Meisten nahmen die Sperre von sechs Monaten an. Deutsch-Lux braucht für sein Bauprogramm viel Geld; deshalb folgten die Emissionen rasch auf einander und jede Generalversammlung brachte Erörterungen über das Wachsthum der Betriebsanlagen und den Rückgang der Liquidität. Die Obligationen waren angekündet. Man wußte, daß die Gesellschaft Bankschulden tilgen werde, die seit der letzten Dividendenzahlung noch zugenommen hatten, glaubte aber, daß die neue Geldsache mit 15 Millionen erledigt sein werde. Auf 25 Millionen war man nicht vorbereitet,

Das gab also eine Ueberraschung; und dazu kam, daß die Deutsche Bank sich von Deutsch-Lux abwandte. Sie hatte eine Erhöhung ihrer Quote um den Antheil der Bergisch-Märkischen Bank gefordert. Der Abgang wirkte in diesem Fall, vielleicht nicht wider die Absicht, wie eine Kritik. Das Publikum verstand, daß der Deutschen Bank die Finanzpolitik von Deutsch-Lux nicht behage. Und die Bank widersprach nicht. Trotzdem wurden die fünfprozentigen Obligationen wie frische Semmeln verlangt. Für Papiere mit hoher Rente ist also Geld da. Viel Geld. Fünfprozentige Obligationen der Industrie sind so beliebt wie früher der vierprozentige Pfandbrief, der schon längst nicht mehr auf dem Sattelplatz gesehen wird, sondern nur hinten, wo die Totospieler Trusts bilden. Neulich wurde behauptet, München sei die theuerste Stadt des europäischen Kontinents. Steuern und Grundstücknoth in holdem Verein. Dem Berliner klang die Kunde erst wie die Posaune des Jüngsten Gerichtes, dann wie liebliches Geläute. Denn nun ergab sich, daß dem Berliner das Schicksal nicht so grob gekommen ist wie dem Münchener. Grundstücke, Pfandbriefe, Hypotheken: wenn der Dreiklang wieder in Mollakkorden tönt, dürfen die Herzen höher schlagen. Fürs Erste ist Alles noch unharmonisch. Das liebe Geld lacht im Winkel. Die Hypothekenpfandbriefe sind, keuchend, um eine Sprosse weitergestiegen, bleiben da aber festgeschmiedet. Und die Banken können keine Hypotheken geben, wenn der Pfandbriefmarkt gesperrt ist.

Das Geld ist vom Immobiliarkredit abgeschreckt worden und hat sich aus dem Bezirk der kleinen Zinsträger zurückgezogen. Einst hieß es, dem Grundstücksmarkt wirds besser gehen, sobald das Geld „leichter“ geworden ist. Nun ist es leicht (besonders für Den, ders nicht hat): und das Schicksal des Grundstücksgeschäfts ist immer noch schwer. Die Makler verdienen nur an totsicheren Sachen. Besitzwechsel von einem Privatmann zum anderen. Während in den Außenbezirken, wo nackter Boden und nackte Fassaden das Kulturbild machen, jammervoll wenig umgesetzt wird. Was im Sand steckt, ist altes Geld; nicht viel neues.

Sind die Depositenkassen die Hüter des Geldschatzes? Bei 1½ Prozent Zins für Tagesgeld locken sie nicht gerade mit Sirenenklängen. Trotzdem sind die Guthaben, seit Jahresanfang, größer geworden, weil Mancher sein Geld in die Bank trägt, der auf den rechten Zeitpunkt zum Einsteigen wartet. Die Kaste der Klugen, die zum niedrigsten Kurs einhandeln wollen, hat sich vergrößert. David Ricardo hat, als ihn Einer fragte, wie ers gemacht habe, um reich zu werden, geantwortet: „Ich habe stets gekauft, wenn die Anderen verkauften, und verkauft, wenn sie kauften.“ So hat selten ein Börsenmensch gehandelt. Jetzt war die Börse wieder mürrisch. „Auswüchse“ giebts eben so wenig wie Spekulation. Auch keine Entrüstung über fremdländische Emissionen. Deutsches Geld ist froh, wenn es anständige Auslandrenten findet. Vor zwei Jahren noch hätte es Mord und Totschlag gegeben, wenn deutsche Banken sich erkühnt hätten, Bosniaken ins Land zu bringen. Anno 1914 wird eine bosnische Anleihe als gutes Geschäft gewürdigt. Der

k. k. Finanzminister (nicht der österreichische, sondern der „gemeinsame“) hat direkt mit der deutschen Bankengruppe wegen der bosnisch-herzegowzischen Eisenbahnanleihe verhandelt. Die beiden Länder sollen ein Netz von Eisenbahnschienen erhalten. Kostenpunkt: 400 Millionen Kronen. Natürlich ist die österreichische Finanz zuerst gefragt worden. Nur gerade in einer ungünstigen Zeit: Sommer 1913. Da steckte man noch tief in der Krisis und konnte nicht Ja sagen. Dann kamen die Geldgeschäfte der beiden Reichshälften. Deshalb wandte Herr von Bilinski sich nach Berlin. Die österreich-ungarische Gruppe will sich nun an dem Geschäft nicht betheiligen. Von der Gesammtsumme werden zuerst nur 60 Millionen begeben. Später wird wohl Wien mitthun. Auch für Bulgarien soll in Deutschland Geld aufgebracht werden. Nach mißglückten Versuchen in Frankreich und Oesterreich. Die Franzosen waren schon vor dem Krieg den Bulgaren nicht grün, die, nach jungtürkischem Vorbild, als Besucher des Geldmarktes neue Töne anschlugen. Spezialsicherheiten, wie sie von der französischen Regirung als Bedingung der Cote gefordert wurden, gabs nicht. Der preußische Handelsminister verlangte nicht weniger als der Kollege in Paris; und Berlin blieb den Bulgaren gesperrt. Hamburg nahm sie auf; aber erst nach zwei Jahren wurde ihnen die amtliche Börsennotiz gewährt. Dann kam ein Fiasko in London, das sich unter der Aegide Hugos Loewy vollzog. Im Jahr 1912 glückte der Abschluß eines Anleihevertrages in Paris. 180 Millionen Francs, mit deren Hilfe die letzten sechsprozentigen Bulgaren konvertirt werden sollten. Der Krieg hinderte die Umtaufe. Es gab nur ein paar Vorschüsse. Die haben sich seitdem so vermehrt, daß eine Schwebende Schuld von mehr als 200 Millionen Francs zu tilgen ist. Wenn Etwas übrig bleiben soll, muß die Anleihe mindestens 300 Millionen bringen. Nach einem Bericht des Deutschen Konsulates in Sofia sieht die Wirthschaft Bulgariens besser aus als die Staatsfinanzen. Die Kaufkraft der Bevölkerung habe nicht gelitten; die Bauern (80 Prozent der Bewohner) sollen an guten Ernten, die Kaufleute an Lieferungen für den Krieg gut verdient haben. Daß die Bulgaren über eine materielle Sicherheit verfügen, war aus dem Erfolg der Requisitionscheine zu ersehen. Die Regirung zahlte mit diesen Anweisungen Lebensmittel und anderen Bedarf. Die Bons sind noch nicht eingelöst. Insolvenzen waren selten. Freilich hatte auch Bulgarien bei Beginn des Krieges das allgemeine Moratorium eingeführt. Und nach dem Sieg war das Land des Zaren Ferdinand in anderem Glanz als heute.

Um Dauer und Umfang der Auslandemissionen kümmert man sich nicht. Die Banken sind sicher, daß sie Alles unterbringen, was 5 Prozent Zinsen trägt. Wie sollte es mit den Dividenden für 1914 werden, wenn nicht an „Zwischengewinnen“ eingebracht werden könnte, was an Zinsen fehlt? Der Kapitalist, der Werthpapiere kaufen will, läßt sich für Goldshares oder Gummiaktien nicht leicht einfangen. Er will fest und hoch verzinste Papiere. Das Geld ist wählerisch geworden und wird es bleiben, bis ihm die Wirthschaftkonjunktur neue Wege weist. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 9. Mai 1914.

Das Mirakel.

Maeterlinck.

Ein Kloster bei Loewen; um die Zeit Johanns des Dritten und seines Tochtermannes, des harten Herrn Wenzel von Luxemburg. Noch leuchtet dem Herzogthum Brabant die Sonne und der Bürger von Loewen hebt stolz das Haupt, wenn er von der Mühsal anderer Niederlothringer hört. Sein Stadtwesen blüht. Wo König Arnulf einst die Normannen schlug, hausen nun hunderttausend Menschen in friedlicher Arbeit, wird auf viertausend Webstühlen Tag vor Tag der Reichthum, die Macht der Handelshauptstadt gemehrt. Schon sind die Hallen, die Waarenburg der Tuchmachergilde, gebaut, haben die Zünfte das Stadtrathsrecht erstritten, das früher nur den patrizischen Geschlechtern eingeräumt war; schon langen auch die Besitzlosen mit dreister Hand nach ihrem Menschentheil und unter der Spitzendecke grollts wie von naher Empörung. Bis in den Klosterfrieden wirft das Stadtleben farbigen Abglanz. Armes Volk drängt ans Thor, bettelt um Speise und Trank, um wärmende Hülle hastiger noch als um geistlichen Trost. Durch jedes Spältchen der Pforte späht ein gieriges Auge ins umneidete Gewölb und leis bebt manchmal die Mauer von Mammons schwerem Athem. Neuer Reichthum entstand, neue Lust ist draußen erwacht, neues Aergerniß kam in die Welt. Was gestern erworben ward, wird heute verpraßt; was den Vätern Todsünde schien, dünkt die Söhne lustige Kurzweil, die der Herr

des Himmels den thätigen Zeugern lächelnd gewährt. Der beste Tropfen, das schönste Mädchen soll nach hartem Tagwerk den Rüstigen laben; dem Preis, der Herkunft solcher süß duftenden Waare wird von durstiger Genußsucht nicht erst lange nachgefragt. Die Reichen knausern ja auch nicht, wenn es gilt, das Haus des Höchsten zu schmücken. Ihrer frommen Freigiebigkeit hat das Kloster die reichen Meßgewänder, die Bilder der Engel und Heiligen zu danken; ihr Eifer schuf ihm die höchste Zier: das weit in die Runde berühmte Marienbild. Dicht am Thor steht die Heilige Jungfrau. Eine nach spanischer Sitte geputzte Madonna. Ein funkelndes Diadem krönt das blonde Haupt, ein breiter Goldgurt umspannt den in Brokat und Sammet gekleideten Leib. Diese war nie eines Zimmermanns Eheweib, barg nie den von Wehen erschöpften Schoß unter niederem Stallgebälk. Einer Fürstin gleicht sie, die vom Himmel niederstieg und im Menschenland leiden lernte. Die ernste Inbrunst der düsteren Virgo Cimabues; und Etwas schon von der anmuthigen Mütterlichkeit, die Fra Filippo seiner Lieben Frau gab. Diese war Mutter und hat alle Wonnen der Empfängniß, allen Schmerz der schweren Stunde gekannt. Dicht am Klosterthor steht sie, all in ihrer Pracht demüthigen Blickes, wacht einsam in hoher Nische und fleht mit erhobenen Händen himmlischen Segen ins Reich der Menschenschwachheit herab.

Manches Jahr steht sie dort und sieht frommen Eifer geschäftig am Werk. Die Aeblissin hält die Schwesternschaar in strenger Zucht. Weh dem Nönnlein, das auch nur um Minuten die Pflicht versäumt! Fasten muß es, die Nacht im Gebet durchwachen; und nach schlimmerem Fehl striemt die Geißel den jungen Leib. So nur erwirbt man das Himmelreich. Lächelnd sieht es Maria; doch eine Zähre rinnt über die lächelnde Lippe. Die guten Seelen, die blinden Herzen! Was ihnen Pflicht däucht, thun sie, recht ungern oft und nur von der Furcht vor Strafe getrieben, und ahnen in ihrer Dürftigkeit nicht, welcher Macht ihr Leben geweiht sein sollte. Ihr Leben? Sie leben ja nicht; fühlen nichts vom Elend der Kreatur. Allem Menschlichen sind sie entflohen und dünkeln sich hinter dicken Mauern nun hoch über die Sünderzunft erhaben, die draußen ächzt und keucht, Werthe schafft und Werthe vernichtet, Samen ausstreut nnd Saaten zerstampft. Nicht grausam sind sie, nur gerecht; unermüdlich im Streben, die Spreu vom Weizen zu sondern.

Sie geben Würdigen, weigern Unwürdigen die Gabe. Und sie wissen, was würdig, was unwürdig, gut und bös ist, was verboten und was erlaubt. Denn Jeder, hinter der sich das Klosterthor schließt, naht Jesus bald als Bräutigam und weist in die Klarheit. Aus dem Munde der Aebtissin spricht er und seines Geistes Hauch ist in dem harten Rügewort des Kaplanes; und jedes schwarz vermummte Jüngferchen, das fromm diesen Stimmen gehorcht, darf in fester Zuversicht des Hochzeiters harren. Er kommt; ein Leuchten ist vor ihm, weit vor ihm her. Er reckt die Hand, die noch die verharschte Narbe des Kruzifixus trägt, und geleitet die Magd, die seinem Heilandswillen Verlobte, der auf dem Weg alle Engel den Brautchor singen, in die Stätte ewiger Seligkeit. Doch nur die Reinen ruft sein Wink, die flecklosen Herzen, die früh dem Leben entflohen und im Klosterfrieden den keuschen Schatz für den Tag der Weihe bewahrten. Hütet Euch drum, Ihr Nönnlein, vor der Welt da draußen und lauschet in Züchten der Rede Johannis, des Theologen, den der Herr sprechen hieß: „Draußen sind die Hunde und die Zauberer und die Hurer und die Totschläger und die Abgöttischen und Alle, die lieb haben und thun die Lüge.“ Dieser Johannes ward erwählt, die gewisse Freude des ewigen Lebens zu künden. Dieser war Jesu Bote und Werber. Lächelnd hört die Jungfrau, die Mutter solche Botschaft; doch über die lächelnde Lippe rinnt eine Zähre. Die guten Seelen, die blinden Herzen! Ihnen starb der Erlöser; nie aber hat er ihnen gelebt. Ob der Mutter gelingen mag, das vom Sohn begonnene Werk zu vollenden? Manches Jahr lang besann es Maria. Jetzt ist sie entschlossen. Selig, die glauben, ohne zu sehen, zu betasten? Ein greifbares, sichtliches Wunder nur vermag gläubig Irrende zu belehren. Sie sollen das Wunder schauen, mit Händen greifen.

Die Stadt schläft noch. Nur die Aermsten, die ihr Haupt auf Erde und Stein betten mußten, sind schon wach; seit das in die Menschenwelt wiederkehrende Licht den Ostsaum des Himmelskleides grau gefärbt hat, regen sie sich und ziehen nun, ein dunkles Gewimmel, vors Klosterthor. Zwei Uhr. Ehe der Zeiger einmal noch das Ziffernblatt umkreist hat, läutet die Morgenglocke, das Thor thut sich auf und die weiche Hand der Pförtnerin spendet den Mühsäligen erquickenden Scherf. Heller wirds über den Wanderern, vom Saum dehnt sich das Grau über das ganze Gewölk

hin, aber kein Glockenton trifft das sehnsüchtig lauschende Ohr. Will der Klöppel denn heute gar nicht erwachen? Riß der Strang, der den Trägen in Schwingung treibt? Oder hat die nie ermüdende Pförtnerin zum ersten Mal das Matutinum verschlafen? Fast scheint solches Geraun den Alten Frevel. Schwester Beatrix, sprechen sie, verschläft die Pflicht nicht, Ihr Narrenvölker; Schwester Beatrix liebt uns Arme und höchste Freude ist ihr, unser Gebresten zu lindern. Sah Euer blödes Auge sie nicht in holder Geschäftigkeit? Unter den Frommen die Frömmste? Das irdische Abbild der Gebenedeiten? Die vergißt uns nicht. Von Mund zu Munde gehts: Die vergißt uns nicht! Aus jedem Blick glänzt andächtiger Glaube. Und die Kindlein flüstern den Greisen zu, wie wunderseltsam Schwester Beatrix der Heiligen Jungfrau gleiche.

Schwester Beatrix hat die Glöcknerpflicht nicht verschlafen. Ihr schmales Zellenbettchen blieb heute unberührt. Stunden lang, wohl die ganze Nacht schon liegt sie auf den Stufen vor dem Steinbilde der Jungfrau, windet sich in Pein und reibt die knospende Fraulichkeit mit Büßerbrunst an dem harten Boden. Kein Tropfen näßt das übernächtige Auge; der heiße Wirbelwind, der vom Herzen her durchs Blut fegt, hat den Quickborn der Thränen ausgedörrt und wie versengte Pflänzchen wenden die Lider sich vom quälenden Licht, das sie immer wieder doch zu sich ruft. Hier ist nicht Sonne noch Mond; nur vor Mariens Nische brennt ein Lämplein. Hundertmal hat die Pförtnerin es gefüllt und angezündet, hundertmal sich des milden Leuchtens gefreut; heute möchte sie es löschen und im Dunkel der Herrin Wünsche zuflüstern, die in der Geburtstunde schon Todsünde waren. Doch der Arm, der nach dem Marienlicht griffe, müßte vom Leibe welken. Schwester Beatrix will stark sein, ohne Wank redlich vor der Einen: und so stöhnt sie ihr Leid in den Lampenschein empor. Vier Jahre ist sie nun im Kloster. Als ein Kind kam sie und blieb an Erfahrung ein Kind; denn nichts hat sie erlebt. Die Schwestern waren gütig, wenn sie ihr Amt mit Eifer betreute, und streng, wenn sie lässig schien. Nichts erlebt, außer läuternder Klosterpön nichts erlitten bis zu dem Tage ... Er ist so schön, sein Lächeln so ernst und so feierlich seine Rede, als spräche er zu Gott; und spricht doch nur zu der einfältigsten Magd. Ein Prinz. Da Beide noch klein waren, kam er in ihres Vaters Garten und sie spielten mit einander. Dann war

immer Sonntag. Kinder vergessen schnell. In der Stunde banger Betrübniß aber, oft auch, wenn ihr Gebet den Himmel suchte, ging ein Erinnern an den feinen Knaben durch den unruhvollen Mädchensinn. Und plötzlich stand er im stillen Heiligthum, groß, prächtig, weise, und sah aus sanften Kinderaugen auf die Gespielin. Seine Hände zitterten. Warum wohl? Als flackerten alle Pulse in einer Sehnsucht. Wonach? Die Dämmerung löst ihm die Zunge. Beatrix soll ihm folgen, das Kloster verlassen, seine Prinzessin werden. Der fromme Einsiedler, dem der Herr Wunderkraft gab, segnet den Bund und aus seiner Hütte schreitet das Paar in die sonnige Welt. Das wäre schön. Und die Leute sagen ja, in geweihter Ehe sei die Liebe erlaubt. Der aber auch, die dem Gelübde entlief? Und ist Eure Welt wirklich sonnig? Nicht voll Wirrniß und böser Lust, der ein Widerschein vom Höllenfeuer das Himmelslicht vortäuscht? Lehre mich, Gnadenreiche! Heute will er mich holen. Ich bin einsam und mein armes Herz, das nie von einer Mutter gehegt ward, weiß nicht den Weg. Deinem Winke gehorcht es blind. Schon pocht er ans Thor. Verbiete mir, zu gehen: und Deine Magd bleibt im Dienst. Starr steht die Jungfrau; kein Zeichen verräth, was sie sinnt. Zärtlich aber haucht von draußen der Mund des Liebsten: „Ich bins, Beatrix; öffne das Thor!“ Sie thuts. Das Land ruht im Mondglanz. Ein Greis hält zwei reich geschirrte Rosse am Zügel. Auf schwachen Aermchen trägt ein Kind Prunkgewänder und glitzernden Schmuck. Und auf der Schwelle kniet der Prinz und küßt, wie der andächtigste Pilger den Rock des Gekreuzigten, das Kleid der Nonne, die vor dem Blick der Reinsten nachts das Heiligste einem Räuber entriegelt hat. Nein: Dieses Auge ist nicht eines Räubers. Die Lippe, die in frommer Ehrfurcht eben sich auf den Saum der Kutte preßte, küßt nun zwar fast gierig den Mund; und ihr Athem ist Flamme. Die Hand, die sonst in scheuer Sehnsucht zitterte, erdreistet sich nun, das junge Haupt seines Mädchens aus den Schleiern zu schälen. Und als das blonde Haar, das so lange im Dunkel gefesselt lag, aus dem Kerker hüpft und die Stirn streichelt, wird der Werber noch ungestümer: den Mantel reißt er ihr vom erbebenden Leib, die düstere Tracht der dem Heiland Verlobten, und hüllt die zarten Glieder ins Fürstengewand. „Thus nicht!“ Ihr Ruf verhallt ins Weite. Vom Hals bis zu den Füßen knisterts von schwerer Seide, Gold gürtet die

Brust und Perlenschnüre schimmern am Mieder. Sie soll lachen lernen; lachen und küssen und Königin sein. Noch aber trägt sie schlotternd all den Pomp und nur der Thränenstrom kehrt ihr zurück. Wieder liegt sie vor dem Marienbild und rüttelt das Gitter und fleht um Hilfe. Ein Zeichen gieb, allerbarmende Mutter; das winzigste soll mir genügen. Der leiseste Schatten auf Deiner Stirn, ein Aufzucken, ein Sinken der Leuchte: und ich bleibe noch jetzt. Kein Zeichen aber, kein Schatten. Ist irdische Liebe verflucht und niemals, in keiner Pein je zu büßen? Unbewegt wacht die Jungfrau und das Lämpchen zuckt nicht um Fingers Breite. Blaßblau dämmert der Morgen und der Geliebte mahnt zum Aufbruch. Ein Räuber? Er giebt, statt zu nehmen. Der Versucher selbst in lockender Gestalt? Ein Wink der Lieben Frau stieße ihn in den Rachen der Hölle. Seine Rede klingt sanft und kost die Entschleierte wie warmer Lenzwind die Knospe, die sich des ersten Lebenstages schämt. Nur ihr Glück will er; eine befreite Königin krönen, nicht eine Sklavin rauben. Und mit frommem Schauder neigt er, in höchster Entzückung, sich vor dem Mädchen, das der Heiligen gleicht. „In ihrem Lächeln ist der Abglanz Deiner Thränen. Fleht sie zu Dir und ist Dein des Verzeihens Hochamt? Zwei Schwestern schaue ich; meinem Blick sind Eure Hände in der Glorie segnender Liebe vereint." So spricht nicht der Böse ... Zum ersten Mal erwidert Beatrix den Kuß Bellidors. Am Gitter hängt, vor dem stummen Bild, ihr Klosterkleid, Geißel, Rosenkranz, Schlüsselbund. Aus der Vermummung stieg Jugend ans Licht. Draußen leuchtet es; in der Menschenwelt. Hinaus! Ein starker Arm hebt sie aufs Pferd, der Greis hält den Bügel, ein seliges Paar sprengt ins Morgenroth. Das Klosterthor steht weit offen, die Küsterin floh ihrer frommen Pflicht und im hohen Gewölb ist die Mutter Gottes allein.

Nicht lange. Auf ihr Geheiß schließt sich das Thor, thun sich die Fenster dem frischen Duft des Tages auf, ruft die Glocke zur ersten Hora; so hastig, als hätte Todesangst sich an den Strang geklammert. Die Stunde des Wunders schlug und die Jungfrau bereitet sich, die gläubig Irrenden zu empfangen. Das Steinbild erwacht zum Leben. Von ihrer hohen Nische schreitet Maria herab, kleidet sich ins schlechte Gewand der Pförtnerin, nimmt den Schleier, den Rosenkranz, Geißel und Schlüsselbund. Da pocht auch schon ein schüchternes Fäustchen ans Thor. Die Jungfrau

schiebt den Riegel weg und durch die Oeffnung lugt gar furchtsam ein Kinderkopf. In Lumpen ein Englein; und schöner fast als die selige Schaar, die keine Thränen hat. Die armen Leute, die um die zweite Stunde schon den Bettelgang antraten, sahen nach langem Harren Schwester Beatrix auf dem Roß des Prinzen ins Stadtgebiet jagen; sie schauten das Aergerniß und schickten, da der Hunger von längerem Zaudern abrieth, die Kleine als Vorhut ins entheiligte Haus. Mählich schleichen sie nun herbei, reißen die Augen auf und können's nicht fassen. Schwester Beatrix, die sie mit dem Buhlen davonsprengen sahen, steht leibhaftig vor ihnen! Schwester Beatrix, die Jeder kennt. Nur das Kind fühlt, daß nicht Alltägliches hier geschah. Das Kleid der Küsterin leuchtet, in ihrem Auge ist Sternenglanz und die Handfläche strahlt. Die Anderen ahnen nichts. Nie wurden sie so reich beschenkt. Die kostbarsten Stoffe, funkelndes Geschmeide: für Fürsten ists, nicht für Bettler nur eine Bescherung. In Wonne heult Mancher auf, ein Schluchzen geht durch die Reihe der Siechen und Viele sinken ins Knie, als zwinge die selbst in Träumen nicht erhoffte Herrlichkeit sie zu Anbetung. Die Nähe der Gottheit empfinden sie nicht und ihr ekstatischer Jubel gilt dem unermeßlichen Besitz, nicht dem Wunder. Wenige Minuten ists her, seit sie draußen Beatrix sahen, seit die Schwester mit vertrauter Stimme ihnen den Scheidegruß zurief. Vor ihren Augen entfloh sie dem Kloster. Nun aber ist sie wieder da und ihre Spende ist tausendfach reicher als jemals an einem anderen Morgen. Soll der Arme sich mit der Frage, wie solcher Segen möglich ward, die Freude an einem Fest trüben, das ihm nie vielleicht wiederkehrt? Er nimmt, er dankt und geht, seinen Schatz vor Neidern zu bergen.

Jetzt aber nahen die Klosterfrauen, die im Glauben an Wunder erwuchsen, deren ganzes Sinnen ins Reich der Mirakel langt. Vier Jahre hat Beatrix unter ihnen gelebt, keine Minute sich von den Schwestern entfernt; und länger noch, viel länger stand die Madonna vor ihrem Auge. Nun ist sie fort, die Nische leer, die Pförtnerin, unter der Kutte, mit dem Hoheitzeichen der Himmelskönigin geschmückt. Darf wahre Frömmigkeit auch nur eine Sekunde zweifeln? Die Jungfrau vermag, die Allvermögende, sich selbst wohl vor Raub und Schändung zu schützen. Uebel wäre es dem Nönnlein ergangen, das gestern die Lästerung gewagt hätte, Maria sei auf Menschenschutz angewiesen, könne in ihrer ruhigen

Majestät von klügelndem Menschenwitz Heil und Unbill erwarten. Die Geißel hätte der Ketzerin die rechte Lehre eingebrannt. Jetzt, in der Stunde ernster Fährniß, scheint jedes Erinnern an die reine Lehre aus diesen Hirnen geflohen. Ein Angstschrei: Uns wurde die Mutter geraubt! Ein Wuthgebrüll: Schwester Beatrix hat die Tempelschändung begünstigt und Marien das Kleid, den Schmuck, die Krone gestohlen! Kein noch so leises Bedenken kriecht hervor. Diese Frauen sind gut und fromm, wissen die Spreu vom Weizen zu sondern und richten vom erhabenen Sitz die sündige Kreatur. Vor ihnen steht, ohne eine Regung, lautlos, in Hoheit die Frau, deren Glorie sich dem tastenden Sinn eines Bettelkindes offenbarte: und die stolze Schwesternschaft schilt sie Diebin, Hehlerin, Teufelsbuhle. Sie haben an jedem Morgen, Mittag und Abend die Allmacht der Jungfrau gesungen: und sind nun gewiß, daß es nur der Arglist eines Mädchens bedurfte, um der Heiligsten den härtesten Schimpf anzuthun. Ließ die angebetete Wunderthäterin sich berauben, von Erdengekrüppel überwältigen, dann litt sies, wie am Kreuz der göttliche Sohn, weil sie für ihr tiefes Planen just dieses Leid brauchte, und der Räuber war, wenn ers auch nicht ahnte, nur das Werkzeug ihres Willens. Fromme Frauen sind freilich zwiefach entschuldigt, wenn ihr Denken aller Gesetze spottet. Priesterschlauheit kommt ihnen zu Hilfe. Der Kaplan hebt die Stimme und wie Donner hallt sein Ruf über die weggekrümmten Würmer hin: Der Fürst der Finsterniß siegte hier, der Vater hochmüthigen Vermessens! Siegte, Pfaff, über die Reinste der Reinen? Ist Deine Sanctissima Virgo so schwach, daß Satanas, sobald es ihm beliebt, über sie Herr werden kann? Mann und Weib finden einander in dem selben Wahn. Schwester Beatrix hatte das Bild zu hüten. Das Bild ist fort und das Wesen, das da in Mariens Gewanden prangt, kann nur Schwester Beatrix sein, die über Nacht zur Diebin, zur ruchlosesten Verbrecherin wurde. Mit wehem Lächeln sieht es, hört es die Jungfrau. Die guten Seelen, die blinden Herzen! Die Schwester war ihnen fremd und kein Erschauern lehrt sie die Nähe der Gottheit fühlen. Für diese stumpfen Sinne ist des Wunders noch nicht genug. Der Priester muß, so will es Maria, zum Rächeramt rufen. Vor die Altäre mit der Frevlerin! Herunter die gestohlene Pracht, das Gold und Edelgestein; und peitscht ihr mit grausamem Arm, mit unbarmherzigen Händen das

Fleisch, bis es in blutigen Fetzen hängt. Menschenschwachheit darf sich nicht anmaßen, nach himmlischem Muster mit Liebe zu heilen. Gesegnet die Hand, die dem Sünderleib Wunden schlug! Mit diesem Christensprüchlein entläßt er die Nonnen. Sie schürzen sich flink, schwingen die Geißeln, schleppen ihr Opfer in die Kapelle und stacheln einander zu härtestem Streich. Jetzt ist die Zeit erfüllt. Aus der Höhe klingt ein Engelchor ins Gewölb. Die steinernen Heiligen steigen von den Pfeilern und knien vor der Sünderin. Strahlen schießen aus allen Winkeln, wie von einer neuen, gewaltigeren Sonne leuchtets durch den Raum und aus allen Fugen des Gebälkes quillt ein Blumenregen, wie kein Menschenauge je einen sah. „Ein Wunder!“ „Das größte der Wunder!“ ... Fällt nun endlich die Binde, sinken die vom Irrwahn gewebten Schleier? Nein. Was zu greifen, zu hören, zu riechen ist, läßt sich nicht leugnen. Der Himmel will nicht, daß Beatrix gestraft wird. Neben dem Kaplan kniet die Aebtissin. „Wir haben gesündigt. Unerforschlich sind die Wege des Herrn. Schwester Beatrix ist eine Heilige!“ Als waltete über ihnen ein launischer Götze der Wilden, der, wenn ihn die Lust kitzelt, sakrilegische Schandthat mit der Glorie belohnt. Als wären Christen in Heiden gewandelt. Schwester Beatrix hat dem Räuber die Pforte geöffnet, der Jungfrau Kleid und Zierrath gestohlen. Das bleibt gewiß. Doch der unerforschliche Rathschluß des Weltenrichters reicht der Diebin den Strahlenkranz.

Gott geb' ihm ein verdorben Jahr,
Der mich macht' zu einer Nonnen
Und mir den schwarzen Mantel gab,
Den weißen Rock darunter.
Soll ich ein Nönnchen werden
Dann wider meinen Willen,
So will ich auch einem Knaben jung
Seinen Kummer stillen.
Und stillt er mir den meinen nicht,
So sollt' es mich verdrießen.

„In selbiger Zeit“, so lesen wir in der Limburger Chronik, „sang und pfiff man dieses Lied.“ Um die Zeit, da Herr Wenzel von Luxemburg über Brabant herrschte. Beatrix mag den Lästervers mitgesungen haben. Die entlaufene Nonne hatte den Kummer manches jungen Knaben gestillt. Der schöne Prinz hielt sie unter drei Monden im Arm; dann fing er sich ein neues Liebchen. Und die

Verlassene wühlte sich mit einer Wonne in den Schmutz, als müsse sie geschwind alle Scham verlernen und dürfe auf ihrer Haut kein sauberes Blondhärchen dulden. Für Jeden ist sie, bietet sich Jedem an und sinkt mit verbrauchtem Leib in die lichtscheue Zunft der Winkeldirnen hinab. Die Kinder, die der Kunde einer Nacht in ihrem Schoß zeugte, sterben ihr; das letzte, das seinen Hunger der Mutter ins Ohr kreischt, tötet sie selbst. Die Mutter mordet ihr Kind. „Und die Sonne scheint, die Sterne kehren ruhig von ihrer Wanderung heim, die Gerechtigkeit schläft und die Allerschlechtesten nur wohnen in stolzem Glück.“ Die Allerschlechtesten? Beatrix, die sich den Reinen nicht gesellen darf, lebt im Elend; fünfundzwanzig Jahre lang. Dann kriecht sie, todwund, mit greisendem Haar, den Weg zurück, den sie auf hohem Roß einst durchjagte. Damals war Sommer. Jetzt wirbeln Flocken im Sturm. Wie ein kranker Hund scharrt sie an der Klosterpforte. Die thut sich ohne Hilfe von Menschenhand auf und siehe: Alles ist, wies in der Scheidestunde war. Die Madonna in hoher Nische. Da hängen Schleier und Mantel, Schlüsselbund, Geißel und Rosenkranz. Die Kraft reicht noch, ins alte Gewand zu schlüpfen; dann sinkt Beatrix zusammen und erwacht nur, um zu sterben. Liebe bettet sie und fromme Ehrfurcht beugt sich über ihr Lager. Die Aebtissin, all die welken Frauen glauben kein Wort von der hastig, mit fliegendem Puls noch gebeichteten Schmach. In stinkenden Lumpen liegt die Schwester vor ihnen, an den schwieligen Füßen den Straßenkoth; sie sehen und hören: und glauben dennoch nicht. Diese war nie in der Welt der Sünder. Tag vor Tag that sie im Kloster den Dienst, wirkte sie, seit ihr die Jungfrau das heilige Kleid und den Schmuck der Himmelskönigin ließ, vor verzückt staunenden Augen immer erneute Wunder. Keine gleicht ihr, die der Herr selbst heilig sprach. Und wenn sie jetzt sich der Todsünde zeiht, so röchelt aus ihrem Munde der Versucher, der den letzten Sturm auf die reinste Seele wagt. „Furchtbar lastet die göttliche Liebe auf Menschenseelen“, spricht die Aebtissin; und ladet die Schwestern zum Gebet. Beatrix begreift nicht, was um sie geschieht. Nicht einen Tag war sie fort, nicht eine einzige Stunde vermißt, wurde nie durch den Schlamm des Lebens geschleift? Sie möchte sich sträuben und schwärzt noch, als wärs ihr höchster Stolz, die eigene Schmach. „Ihr hockt hier im Warmen, betet und fastet und wähnt, zu büßen. Doch wir nur, ich und meine ruhlosen Schwestern

da draußen, gehen den schweren Büßerweg bis ans Ende." Umsonst. Nirgends weckt sie Glauben. Sie ist heilig, an Seele und Leib ohne dunkles Mal. „Früher verzieh man hier nicht. Wenn Gott allwissend wäre, würde er niemals strafen. Im Elend stammelte ichs. Wie aber lerntet Ihrs, die im Glück sturmlosen Friedens wohnen durftet?" Ihr müdes Hirn kanns nicht fassen; verglimmt schon. Eine Heilige stirbt; und wird im Gedächtniß der Frommen ewiglich leben.

Noch immer lächelt die Jungfrau; lächelt wie der indische Gott, der „siehet mit Freuden durch tiefes Verderben ein menschliches Herz." Auch sie stieg herab, Lust und Qual mitzufühlen. Um einer armen Seele das Plätzchen zu wärmen, verdang sie sich als Magd und diente fünfundzwanzig Jahre lang; um einer Seele willen, die im Trieb brünstiger Weibheit den Muth zum Erleben gefunden hatte. Maria war Pförtnerin, zehn Jahre, zwanzig und fünf; und kein Auge erkannte sie. Was vermag gegen die Legende die Gottheit selbst? Die Madonna ging und ließ der Schwester Beatrix mit dem Kleide das Amt und kehrte dem Kloster erst wieder, da der alten, erschöpften Heilsbringerin die letzte Wintertagssonne schien. So stehts in der Ordensgeschichte; wird noch Urenkeln so eingeprägt. Die Mutter des Herrn hatte die Macht, das Elend der Kreatur zu krönen, den Dirnenleib, das verlorene Kind in die Glorie zu heben. Die aber, denen es Zeichen und Warnung sein sollte, fassen es nicht, ahnen nicht das Entsetzliche: daß ihre Ehrbarkeit sich hier vor einer verbuhlten Mörderin beugt. Kein Wunder befreit von dem Wahn. Statt der alten webt geschäftig die Menschheit sich neue Schleier. Nie mehr wagt die jungfräuliche Gebärerin, das Werk zu vollenden, das dem Sohn nicht gelang; lockert Keinem je noch, daß sein Auge hell sei, die Binde. Dicht am Klosterthor steht sie wieder, all in ihrer Pracht demüthigen Blickes, wacht einsam in hoher Nische und fleht mit erhobenen Händen himmlischen Segen ins Reich der Menschenschwachheit herab.

Keller.

Die Paraphrase (des Spielgedichtes „Schwester Beatrix", das der Vlame Maurice Maeterlinck im ersten Lustrum unseres Jahrhunderts schuf) sollte fühlen lehren, wie ein Kind entgotteter Tage, ohne der Vernunft abzuschwören, noch als Vierzigjähriger Mirakel schaut. Ein Jesuitenschüler, der Advokat und Wahlfranzos

wurde, in dessen Seele aber keiner anderen Gottheit Bild je Shakespeares überwuchs. Hatte er sich aus andächtiger Einfalt in die alte Legende versenkt? Als seines Odems Wehen sie aus der Gruft rief, brachte sie nicht die Erinnerung an Hubert van Eyck mit herauf, dem in Maeterlincks Heimathstadt Gent das Steingrab bereitet ward; lächelte in ihr, schluchzte aus ihr Etwas von dem Geist Renans, des frommen Skeptikers, der nie des Glaubens blinde Inbrunst, nie den dreisten Muth zu schroffer Abkehr vom Glauben lernte. Eines mißtrauischen Euripides wachsamer Weisheitstolz zerbeizte das zarte Gefüge des Mythos; und durch alle Wunderfülle summte aus dem Mysterium die Mahnung: Lächelt über die Menschenhirnwelt, in der die Legende stärker ist als ihr göttlicher Held! Leis und doch unüberhörbar; wie durch den Nachhall der Brandung das Lied der dem Ohr nahen Muschel. Vom Strand trage uns des Poeten Zaubermantel durch graue Luftschleier schnell nun in die Nachmittagsklarheit des allemanischen Bergreiches; von den Altären wortkarger Vlamen ins Land von Seldwyla, das im Herbst gährenden Sauser zecht, im Lenz die bunte Mummenschanz des Sechsläutens feierlich wie Gottesdienst nimmt.

Von einem Berge glänzen die Mauern eines Klosters weithin übers Land. Eines Frauenklosters, dessen junge Küsterin durch die Schönheit des Antlitzes, den feinen Wuchs und edlen Gang das Auge labt. Schwester Beatrix betreut Altar und Chor, waltet im Allerheiligsten und sorgt, daß die Glocke pünktlich stets das Morgenroth und den Abendstern grüße. Oft aber hat aus dem stillen Gewölb ihr Mädchensinn sich ins laute Leben gesehnt; aus Weihrauchduft in kräftigen Ackersruch, in des Föhns heiße Wirbel. Ward auch sie wider ihren Willen ein Nönnchen? Wenn ihr Schlüssel das Thor aufthat, schweifte der Blick ins Weben blauer Gefilde; sah auch wohl in der Tiefe ein Gefunkel von blankem Stahl, Harnisch, Roßbehang, Speeren. Und ins Ohr klang die fröhliche Zwiesprache von Hifthorn und Männerstimmen. Männer, die jagen; unheilige, die den Krallen des Lebens Beute entreißen und seine Wuth in Gelächter ertränken. Starke, nicht von Kasteiung matte Männer, aus deren Wurzel, wie aus des Lindenbäumchens an der Klosterpforte, der Zeugersaft bis in den Wipfel stieg. Auf grünem Teppich dampft Sommer bergan. Soll die kräftige Magd, der unter dem harten Hemd der Leib bräutlich blüht, auch diesen Som-

mer, noch einen, verbeten, im Dämmer verseufzen? Im Blinken des Junimondes ists wie aufrüttelnde Lockung; in seinem Gleiten wie der Ruf, in solches Lichtes Silberspur ihm auf die Weltwanderung zu folgen. Die Küsterin springt aus dem Bett, kleidet die Füße in derbe, unvernützte Schuhe, gürtet sich fest, tritt vor das Bild der Jungfrau Maria und spricht: „Manches Jahr diente ich Dir in Treue; doch länger kann ich in meinem Herzen die Gluth nicht dämpfen; drum bewahre Du, Mutter Gottes, fortan die Schlüssel.“ Legt den klirrenden Bund auf den Altar und schreitet hinaus. Thalwärts. An einem Kreuzweg rastet sie, die dem Kreuz entlief, unter Eichen, an einem Quell. Ihr Gewand wird vom Thau feucht; froh aber schaut, furchtlos und frisch, trotz der durchwachten Nacht, ihr Auge ins Frühroth. Mit der Sonne kommt ein Ritter in prächtigem Waffenschmuck. Beatrix hebt die Lider so hoch, wie sie vermag; umfängt die Wohlgestalt des wuchtigen Mannes inbrünstiger als in den frömmsten Stunden das Gnadenbild am Altar. Sieht er sie nicht? Der Quell wird ihr Freund. Sein Murmeln mahnt den Ritter an die Pflicht, das Roß, das ihn durch die Nacht trug, zu tränken. Er steigt ab, neigt sich vor der Nonne: und nun haften ihre Blicke in einander. Nie sah sie eines Mannes Auge so nah. Dieses ist keck, trutzig, heiter; und lehrt sie das Fürchten, lehrt sie unbefohlene Scham. Nun spricht er; fragt nach ihrem Weg und erbietet sich, ihr, wo er vermöge, zu dienen. Da rinnt, ehe sie schleußen kann, Wahrheit über ihr Zünglein: sie sei, die Welt zu schauen, dem Kloster entlaufen, merke aber jetzt schon, daß sie im Freien ein furchtsames, vor unklaren Wollens Drang hilflos verkrochenes Mädchen geworden sei. Der Ritter lacht, daß über dem Brustgeschüttel der Panzer rasselt. Dann kredenzt er die Einladung, auf seinem Schloß zu rasten und dort, in Sicherheit, zu erwägen, ob sie heimkehren oder muthig in die schöne Welt wandern wolle. Stumm besinnt sie das Angebot. Wehrt dem Arm aber nicht, der sie aufs Pferd hebt. Die Glieder beben ein Wenig und roth glüht es aus den Wangen, da der Mann nun hinter ihr im Sattel sitzt. Doch aus der Au duftet Morgenglück, grün leuchtet, goldig strahlt es durch den Wald, aus Vogelkehlen, die Sonne schlürften, steigt ein Jubelchor, aus der Ferne dröhnt des Lebens Widerhall durch die sommerlich prangende Stille: und des Mannes Mund sucht des Mädchens. Findet, wärmt, preßt ihn, trinkt seinen Hauch.

Und lächelt nun mannheitselig, da das Jüngferlein den Kopf rückwärts wirft, an seine Brust stemmt und, mit geschlossenen Lidern, ihre Lippen in seine wühlt. „Unter solchen Umständen sahen sie nichts vom Land und vom Licht, das sie durchzogen, und die Nonne, die sich erst nach der weiten Welt gesehnt, schloß jetzt die Augen vor ihr und beschränkte sich auf einen Bezirk, den ein Pferd auf seinem Rücken forttragen konnte.“ (So schmunzelt der Staatsschreiber.)

Am Kreuzweg hat der einsam heimziehende Kreuzfahrer die dem Kreuz entschlüpfte Nonne gefunden. Kann Gutes daraus werden? Fürs Erste wird Lustiges. Zwar ists still und finster in Wonnebolds Ritterburg; die Eltern starben und das Gesinde, das auch den jungen Herrn tot wähnte, zog weg. Aber das steinalte Schloßvögtchen, das keuchend den Thorweg aufsperrte, hat für die Bereitschaft des Schlafgemaches an jedem Abend gesorgt; und der entschiente Ritter kann seinen Schatz ohne Weilen ins Bett tragen. „So ruhte denn Beatrix mit ihm und stillte ihr Verlangen.“ Am nächsten Morgen hebt er den Deckel von den Truhen der Mutter und läßt die Stöberhand seines Liebchens drin das reichste Gewand, das feinste Linnen und kostbares Glitzergeschmeide wählen. Der Wille zur Weltwanderung ist lahm; siech von den süßen Trunkenheiten der Nächte. Hier möchte sie bleiben, leibeigen dem lieben Herrn, ohne Begehr nach Vermählung, die ihr ein Frauenrecht und einen Namen gäbe. Ist in Heimlichkeit das Nestgekos denn nicht höchstes Glück? Da stampft, eines Abends, ein Baron mit seinem Troß in die Burg. Rüste, holdeste Schaffnerin, flink uns ein Fest! Zwischen die Humpen rollen die Würfel. Jeder Wurf dem Gast ein Verlust, dem Wirth ein Gewinn. Euer altes Bergschloß, Baron, gegen mein Liebstes: die Hausfrau in ihrem Schmuck! Scham und Unheilsahnung bleicht die Wange der Schönen. Der Würfel fällt wieder: ihr Glück ist verspielt. Ohne Säumen muß sie dem Gewinner folgen. Der läßt sie zuerst ihrem Schmerz. Will dann aber, unter dem von schlanken Silberstangen getragenen Seidenzelt eines Buchenwäldchens, die Thränenspur vom Flaum ihres Antlitzes saugen. Nein. Meinen Leib warf Glückslaune Euch in den Arm; mein Herz könnt Ihr nur von mir selbst erwürfeln. Gewinnet Ihr auch diesmal, so ist mein Puls Euch verpfändet; blicken aus meinem Wurf mehr Augen als aus Eurem, so ist Euer Leben in meiner Hand. Euer Schwert!

Statt seiner nehmet die Elphenknöchel, die ich von meines Herrn Tisch raffte und zwischen den Brüsten wärmte. Er wirft: Elf. Jetzt, im Drang der Noth, denkt sie wieder der Heiligen Jungfrau. Hilfst Du, Mutter Gottes, der Ungetreuen? Aus brennenden Händen rollen die Würfel ins Gras. Zwölf! Das Leben sei Euch geschenkt. Ernsthaft verneigt sie sich vor dem Baron, nimmt das Schwert unter den Arm und schwindet ins Gehölz. Die feinen Schuhe sind zerlappt und die Füße geschunden, als sie ans Burgthor pocht. Sich aber bringt sie rein, wie sie gegangen war. Und nun ist ein Jauchzen im Schloß wie in Seldwyla, wenn der junge Sausewein im Rauschdunst die Herrschaft antrat. Daß sie dem Baron, einem ansehnlich schmucken Gesellen, ihres Schoßes Trühlein nicht aufthat, dünkt Herrn Wonnebold ein Wunder, das er lohnen müsse. Noch vor dem Winter wird Hochzeit und Beatrix des Ritters Gemahl. Fortan darf sie auf Treibjagd mitreiten, die Hausehre adeliger Nachbarn bewirthen, in der Kirche auf dem Herrenstuhl thronen. Zwölf Herbste welken; acht Söhne sind den Eltern erblüht. Acht junge Hirsche rudeln sich vor der Burg sicheren Glückes. Aus dem Zufallsabenteuer der Juninacht ist Gutes geworden.

Wieder ist Herbst. In sternloser Sturmnacht gleitet Beatrix behutsam aus dem Ehebett. Sorglich sammelt sie, was an Gewanden und Geschmeide ihr beschert ward, und packt es in die Truhen, aus denen es, ihr zur Wonne, einst quoll. Jede schließt sie; und legt die Schlüssel neben den schlafenden Ritter aufs Linnen. Jeden Sohn, vom jüngsten bis zu dem achtzehnjährigen, küßt ihr Mund; nun, noch einmal, ganz leise, ganz zärtlich, den Gatten. Auf nackten Füßen steht sie im Dunkel; schneidet die langen, dichten Haarsträhnen vom Haupt; schlüpft ins härene Kleid der Nonne; und schreitet aus dem Schloß. Aus ihrer Welt, durch Wind, Finsterniß, Laubgestiebe, die Straße in den Bezirk des Klosters, dessen Glockenstrang ihrem jungen Arm anvertraut war. Die alte Pförtnerin, die sie einließ, staunt nicht; und zu der Knienden spricht das Bild der Jungfrau: „Du bist ein Bischen lange weggeblieben, meine Tochter! Ich habe die ganze Zeit Deinen Dienst als Küsterin versehen; jetzt bin ich aber froh, daß Du da bist und die Schlüssel wieder übernimmst.“ Alles ist, wie es war; nur sitzt zwischen alt gewordenen Nonnen eine andere Aebtissin oben am Tisch. Zehn Jahre schleichen hin. Festtag. Jede Schwester hat der Lieben Frau

ein Weihgeschenk bereitet. Eine Altardecke gestickt, ein Gebetbuch geschrieben und ausgemalt, einen Hymnus ersonnen und mit Tönen beschwingt; wer für die Mutter nichts fand, nähte dem Knaben ein neues Hemdchen („und die Schwester Köchin buk ihm eine Schüssel Kräpflein“). Nur Beatrix, deren Denkkraft an Vergangenheit hängt, steht mit leeren Händen; legt nicht das winzigste Ziergeräth auf den Altar. Blumenduft vermählt sich dem Weihrauch. „Du, Mutter der Gnaden, barmherzig und mild, sei meine Patronin, mein Schutz und mein Schild!“ Weithin ruft die Glocke ins Land. Ruft einen in Eisen gekleideten Greis, der mit acht schönen Rittern, acht reisigen Knappen auf dem Weg ins Lager des Reichsheeres vorüberritt, in die Klosterkirche. Neun Panzer klirren. Neun Ritter knien. So tief drückt die Gewalt des Vorganges sich in die Seelen, daß auf der Lippe der Nonnen das Lied jäh abbricht. Schaaren Erzengel sich um die Weltkönigin? Wie durch verschleierte Nacht eine Flamme flackert durch die fromme Stille ein Schrei. Beatrix schmiegt sich an die zerfurchte, verschneite Wange ihres Herrn, streichelt die Stirn, das junge Gelock ihrer Söhne und beichtet, vor dem leuchtenden, umblühten, umdufteten Altar, ihres Erlebnisses hohe Wunder. Steht sie dennoch mit leeren Händen? Acht kräftig sprossende Zweige, von allen Gaben die reichste, hat sie vor die Mutter der Gnaden gespreitet. Die ist unbewegt; starr, als habe sie nie gesprochen, im Pomp ihrer Gottheit. Unbewegt auch im Innersten? Acht Kränze aus jungem Eichenlaub winden sich um die Häupter der Nonnensöhne. Keiner brach das schmalste Blättlein; rührte an einen Baum. Mariens heiliger Wille hat sie gekränzt.

„Die Jungfrau und die Nonne“ hat Gottfried Keller diese vierte seiner Sieben Legenden genannt; und ihr den Sehnsuchtruf des Psalmisten vorgesetzt: „Wer giebt mir Taubenflügel, daß ich auffliege und Ruhe finde!“ Das ist aus einer „Unterweisung Davids, mit Saitenspiel vorzusingen.“ Dieses Saitenspiel läßt uns Meister Gottfried nicht hören; und er singt nicht, sondern erzählt, geruhig, bedachtsam, manchmal ein Bischen ironisch. Des Dichters Einbildnerkraft ist aller Wunder voll; plaudert und spielt mit dem Wind, malt auf fernhin verschwebenden Bergnebel schnurrige und leidige Mär und fügt aus vier Grundstrichen eine Menschengestalt, die von persönlichem Leben strotzt. Doch die Empfindenswelt des Mannes, der wider „Loyolas wilde, verwegene

Jagd“ Calvinerwuth waffnen wollte, blieb noch im Legendenland akatholisch. Seine Maria ist Holbeins eben so fern wie Cimabues, Mantegnas, Murillos; ähneln könnte ihr eine, die Franz Hals gemalt hätte. Diese ist nicht regina angelorum noch die zarteste Jungfrau. Ein rüstiges Mütterchen, das ohne Wank auch lästige Arbeit leistet und dessen Wunderwirkuug nicht höher langt als bis in Eichenwipfel. Und seine Nonne? Ein tüchtiges Kernmädel, das einmal, früh, seine Sauserzeit hat (in der „die Seldwyler gar nichts taugen“), dann aber rasch, ohne Schaden, für immer klug wird. Ihr Erlebniß: Das vom Quellrand aufgelesene Liebchen wird des Ritters Schloßfrau, entläuft ihm, wie einst dem Kloster, und büßt, daß sie in der Kutte gar so schnell küssen lernte. Nie war, niemals wird sie heilig. Auch nicht aus feinem Seelenstoff. Nimmer kehrte sie sonst Dem zurück, der sie aufs Würfelspiel gesetzt hat und, knirschend zwar, als eines Gierigen Bettschatz ziehen ließ. Eines stämmigen Dichters fromme Schnurre. Eines, der, wenn die Welt ringsum nach jungem Wein duftet, gern, nach dem Wort des von ihm geliebten Titanschöpfers, „auf dem Kopf tanzend, den Nektar hinaufwärts trinkt.“ Der aber bald wieder auf festen Beinen steht und in den Bürgerbart brummt: Das Wichtigste ist mir die Brut; acht kräftige Jungen sind das gesündeste, nützlichste Wunder. Keinen Mahadöh beschwört er ins Menschenthal. Kein verlorenes schönes Kind schreitet durch tiefes Verderben auf den Strahlenthron, aus Schmach in unverlöschlichen Himmelslichtglanz; und die vernünftige Gottheit freut sich der Sünde, die achtfache Frucht trug, der Reue, die sie von Dienstlast entbürdet.

Von Engelbert zu Engelbert.

In allen Literaturen, in Islands und Böhmens sogar, lebt die Marienlegende von der entlaufenen Küsterin. Alle empfingen sie von Caesarius, der, am Ausgang des zwölften Jahrhunderts, unter dem Auge des kölner Dompropstes Engelbert (der als Erzbischof, 1225, gemordet wurde und als der Gerechte, in seinem Stiftsbezirk als der Heilige fortlebt) sich der Kirche verlobte und fünfzehn Jahre nach Engelbert, dessen Lebensgeschichte er schrieb, als Prior des Cistercienserklosters Heisterbach bei Königswinter gestorben ist. Aus seinem „Dialogus miraculorum“ haben Unzählige, seit den Tagen des limburger Chronisten Tilemann Elhen

von Wolffhagen, Saatgut geholt (auch Balzac; nicht nur für den „Sukkubus“ der „Contes Drôlatiques“). Aus einem an Phantasievermögen überreichen, an Kontur und Athem unterschiedener Menschheit armen Buch, dessen Form aus der Vorstellung kommt, einem Neuling spende ein älterer Klosterbruder Belehrung. Vergesset schnell die Sieben Legenden, an deren ärmste ich erinnern mußte. Aus dem Siebengebirge weht anderer Wind.

Wärmerer. Schon klangen Wernhers Marienlieder durchs deutsche Land: und nun hat Caesarius von Heisterbach sein Leben, sein Dichten der Jungfrau geweiht. Der ist kein Schwätzer. Seine Geschichten sind knapp und geben nur Vorgang. Horchet! Die schöne, fromme, im Dienst unermüdliche Küsterin Beatrix wird von einem Priester begehrt, mit ungestüm wachsender Brunst so lange umworben, bis von seiner Hitze auch ihr Blut brennt. Sie tritt vor Mariens Altar und spricht: „Nicht länger, Herrin, kann die Magd, die Dir in Treue diente, der Versuchung des Fleisches widerstehen. Sei drum selbst nun Deiner Schlüssel Hüterin.“ Dann flattert sie in den Arm des Verführers. Der sättigt sich hastig auf ihres Leibes Weide: und läßt sie, mitleidlos, in bitterer Noth. Ins Kloster zurück? Scham sperrt der Geschändeten den Weg. Im Dickicht, im Waldgraben verhungern? Dawider bäumt sich Natur. Beatrix wird Buhlerin; nährt sich fünfzehn Jahre lang von Hurerei. Und wagt aus solchem Wandel die Heimkehr in den Klosterbereich. Sie fragt die Pförtnerin: Wisset Ihr von Beatrix, der Küsterin? „Wie wüßten wir nicht? Seit ihrer Kindheit hat die tugendsame Frau in unserem Haus gelebt und ist, heute noch, allen Schwestern das Vorbild heiliger Reine.“ Die also seltsam Beschiedene traut ihrem Ohr nicht, glaubt, in Fiebern zu träumen, und taumelt vom Thürspalt, daß kein frommes Auge sie, unter Runzeln die junge Sakristanin, erkenne. Vor dem wieder verriegelten Thor schwebt nun aber die Martyrkönigin. „Deiner, Beatrix, wartet das Hüteramt. An Deiner Statt versah ichs, fünfzehn Jahre lang in Deiner Gestalt und Tracht. Tritt ein und büße still. Niemand weiß, was Dir geschah.“ Das Thor ist offen. Hurtig schleicht die Begnadigte hinein; findet ihr Kleid, ihre Schlüssel, die Ehrwürdenpflicht. „Bis an ihres Lebens Ende war die Nonne der Seligen Jungfrau in Dankbarkeit hingegeben. Und in der Beichte hat sie reuig den Fehl bekannt.“ So spricht der Prior von Heisterbach. Der Priester. „So

das Chor, das ohn' Erbarmen mehret ihres Herzens Noth." Die Alternde zur Entschleierung der Schandenpest zwänge. Niemals sprach so, nirgends ein Gott. „Unsterbliche heben verlorene Kinder auf feurigen Armen zum Himmel empor." Staunend muß, dennoch, der Verstand der Verständigsten Diesen, Caesarium, schauen. Ein Mönch zeigt, vor siebenhundert Jahren, eines Priesters geile Bocksnatur; zeigt Marien, die seiner Kirche so heilig ward, daß sie als von einer Jungfrau (von Anna, deren Fest, nicht Mariens, der Tag der Unbefleckten Empfängniß ist) Geborene und als jungfräuliche Gebärerin gilt, einem jungen Bruder als Schirmerin, Retterin, Vertreterin einer Gassenhure. Ihr, die das Gelübde brach, einem Geistlichen, in zwiefacher Totsünde, des Leibes Hain zu frevler Lust hinwarf und unter dreißig Sonnenwenden vom Zins ihres Jedem feilen Fleisches lebte, — Solcher das Amt zu wahren, stieg die Königin des Himmels und der Erden, die Mutter des Heilands von ihrem Thron in die Fronpflicht der Glöcknerin, Weihwasserträgerin, Sakristeimagd. Und öffnet der tausendfach, für Klimpersold, von männischem Kitzel Geschändeten gütig, ohne ein Wort harter Rüge, das Klosterthor. Der russische Christ Dostojewskij war nicht kühner als dieser römisch erzogene Mönch.

Kecker noch als er, dreister im Zugriff ist das aus Ton und Gestus gewirkte Mirakeldrama, das wir dem Dreibund der Herren Engelbert Humperdinck, Max Reinhardt, Karl Vollmoeller zu danken haben. Ernsthaft zu danken. Manches Beiwerk ist dürftig. (Nicht der Einfall, in festeren Umriß als Maeterlinck das Nonnenkloster als Wallfahrtstätte zu malen, das Geknäuel der Bresthaften und Krüppel ins Schiff zu laden und die Heilung durch die Ekstase, durch den Wirbel der Masseninbrunst uns erleben zu lassen, das Wunder, das in Bernadettes Grotte und in Charcots Salpêtrière nicht begreiflicher schien als Jahrtausende zuvor in den Tempeln des Serapis und des Asklepios.) Die Hauptlinie der Architektonik führt vom Heisterbach steil himmelan und möchte hoch über Goethes Gnadengefild die Domkuppel wölben. Denn die nach Weltglück lechzende Nonne riß, um sich den Ausgang in Freiheit zu ertrutzen, der Allerheiligsten Jungfrau Jesum, das Knäblein, vom Schoß; legt, die seitdem manches Ritters und Knechtes Dirne sein mußte, ihren Bankert in die Arme, deren Halbrund dem Sohn Gottes Wiege war. Und das Auge der keuschesten Frau kost den vom Zu-

fallsbuhlen im Schlamm Gezeugten. Nicht die Sündige nur ist, von wüstem Erlebniß, entsühnt und des Küsteramtes wieder würdig: ihr Kind, des tausendfach schmählich befleckten Leibes Frucht, darf ruhen, wo der Knabe, der Enkel der Jungfrau geruht hat. So Verwegenes bot den summenden Priestern nicht Mahadöh. Die Glocke ruft alle Christenheit. Und aus dem Kirchenschiff tönt es liturgisch: „Singt laut in vollen Chören der Seligen Jungfrau Lob! Laßt jauchzend uns verehren, die Gott so hoch erhob!

Melodrama. Die Menschensatzung der Logik gilt nicht; für den Willen der Seele nicht noch fürs Geschehen. Alles konnte, kann, könnte anders kommen. Auch bei Maeterlinck, dessen Spinnfaden feiner, dessen Dom schmächtiger ist. Auch bei Keller, der mit dem Stolz des ehrsam vernünftigen Gildenhäuptlings seinen Schoppen vom Altarkelch wegschob, mit Bewußtsein Marien fern, stets aber ein schamhaft gestaltender Dichter und baumeisterlicher Mensch bleibt. Melodrama und Mysterienspiel. Nicht (wie Dümmlinge und Neidbolde schwatzen) breiter, verzuckerter Quark. Wie wäre der aus dem Bündiß dreier redlichen Künstler geworden? Ihr Werk hat mehr Wucht, Verwegenheit, Willen zu Größe als vor ihm irgendeins aus dem selben Stoff. (Auch eine innigere Melodie. Alles Kirchliche ist dem Meister Engelbert Humperdinck leicht, wie dem vollreifen Mann Zeugung, gelungen. Und die Schleier, aus denen, in die der Zug der Schatten schreitet, wob die in edler Kunst geschulte Hand eines Friedhofträumers.) Daß diesem Werk nicht die Leuchtfeuer der Logik, der Psychologik die Fahrrinne weisen konnten, die auf festen Grund trug, war im Voraus gewiß. Und überreichlich tröstender Ersatz, daß auch die Plundermajestät des Logos ihm fehlt. Nach langem Gerede ein Drama ohne Worte: Labsal. Noch aus eines Dichters Mund möchte ich nicht hören, wie der junge Ritter um die holde Nonne warb, wie die vom Maientanz Heiße sich, in Sehnsucht, sträubte und mählich an den schlanken Adel des eisernen, bleichen Jünglings verliert. Allzu gut wissen wir, wie Kunstfertigkeit, nach der Mode von gestern, von heute, Solches ausdrückt. Hier beugt der Ritter das Knie, hebt in ernstem Verlangen die Arme, muß vor dem Weihgewand die Begierde zäumen und trägt dann die der Kutte Entkleidete auf sein Roß. Maria wird Küsterin. Der Jüngling von Räubern erschlagen. Die Nonne in des Raubgrafen Bett geschleppt,

von einem Prinzen erwürfelt (den seines Vaters Eifersucht, eines Königs, mordet), als Hexe verurtheilt, dem Henker entrissen, Landsknechten, Troßbuben als Lagerwärmerin hingeworfen. Aus erzwungenen Tänzen, Buhlspielen Zärtlichkeit vortrügender Sinne watet sie durch Blutlachen, Kothhaufen, Schandgestöber in den Himmel der Ohnegleichen, der ihre Kinderlippe sang: „Maria zu lieben, ist allzeit mein Sinn; in Freuden und Leiden ihr dienstbar ich bin.“ Biblia pauperum: der Einfalt, die nur in Bildern denken lernte. Und nicht die närrische Frage heischt Antwort, ob neben Macbeth und Hermann, Faust und Prospero, Herodes und Rosmer solche Mirakel walten dürfen, sondern die grimmig ernste: ob hier nicht keimte, nicht schon in Blüthe sich rundete, was den Hunderttausend die ekle Nachtwürze aus den Coulissenbordellen jeglicher Gattung ersetzen, in Andacht sie und doch ohne Langeweile dem Schwarm der feineren Geister zu Kunstkultfesten gesellen kann.

Der Grundriß der Festhalle ist gefunden. Wenn Herrn Reinhardt gar nichts Anderes zu danken wäre als der Vorsprung in den Circus, könnte seinen Namen keines Tinterichs Wuth je aus der Schauspielgeschichte klecksen. Seit er dem schmierigen Jammer des Naturwaarenhauses (mit Extrapreisen, Saisonausverkäufen, Elitetagen für Sudermann, Fulda & Co.) entfloh, hat sein Künstlertrieb, ohne die Lampe des Buchgelehrten, rastlos nach neuer Form der Spielgestaltung hingetrachtet. Der große, der kleine Guckkasten hinter Proszenium und Rampe ward ihm zum Gräuel, die Trennung des Spiels vom Beschauer zum Kreuz, die Klüngelintimität des von kalten Zunftschreibern beherrschten Sälchens zur Marter. Zuerst schob er einem Quengler und ewig Mißverständigen (Serenissimo) den Polsterstuhl mitten in die Schaar der Gaffer. Ein Gelegenheitspaß. Dann mästete er dem Gerüst ein Spitzbäuchlein an; eine Vorbühne, auf der Allerlei geschehen, Held und Schelm näher und nicht von einer Seite nur beguckt werden durfte. Ein rasch verkümmertes Nothstandsmittel. Das Hellenenorakel wies in die Arena. Die soll nicht etwa nun „für Alles“, auch nicht „für die ganz großen Sachen“ sein, sondern für Werke, die nur sie noch, heute, bewältigen kann. Theorie ist grau. Gehet hin und genießet! (Die Mirakelwelt, meint Ihr, ist stumm und bleibt deshalb den stärksten Beweis schuldig? Auf dem schlechtesten Platz wäre Geflüster dem Ohr deutlich.) Danach möget Ihr prüfen, was

von dem Vorwurfsgeklump haftet. Die Menge umarmt das Ereigniß. Kein Vordermann stört, keines Reihers Wippen, keines Rumpfes Geflatter. Rundum sehet Ihr den handelnden, duldenden Menschen; zwischen seiner und Eurer Erde ist keines Abgrundes Kluft. Wo sitzt der Einbläser? Wie lenkt der Kapellmeister seine Leute? Ihr wisset es nicht: und seid drum unzersplittert dem Dichter unterthan. Das Kleid der Szene muß sich mit dem Unentbehrlichsten begnügen; zu Pomp fehlt die Zeit, die gerade hier Raum wird. Doch ward nicht erzählt, im Circus könne nur Masse wirken? Vor Euch ist das stumme, unbewegliche Bild der Heiligen Jungfrau, ist ein schlicht gewandetes Nönnchen, das sein Herz und die Weibsinne belauscht. Ringsum Viertausend: und kein Räuspern, kaum lauten Athems Geseufz. Jetzt naht eine Prozession; ein Kinderreigen; ein Krüppelhaufe; ein Soldatenzug. Naht wirklich; nicht aus dem Schlitz einer Leinwand, eines Getäfels. Stirn und Brust erblicket Ihr; Schultern, Hüften, Rosenkranz, Klapper, Wehrgehäng; Nackenschopf nun und das Kleid des Rückens. Dekoration? Die skizzirte Andeutung eines Waldes, Hügels, Palastes. Hinter dem unverschiebbaren, nur vom Licht gekleideten oder in Dunkel gehüllten Münster. Noch ists ein Anfang. Alles. Der leidig verstaubte Apparat eines Pferdecircus, durch dessen Sand vor ein paar Wochen Clowns purzelten und dem, nach kluger Erwägung des Möglichen, Herr Dworsky kunstvoll das Holzgerippe eines Gotendomes eingefügt hat. Doch in dieser Armuth welche Fülle feiner und gewaltiger Bilder! Am Gitter des Klosters, vor dem Schimmel, dessen Halfter ein alter Knecht hält, der blonde, hohe, aus düsterer Jugend in Glücksdämmerung starrende Ritter im Eisenhemd. Der Maientag armer Kinder, dessen Lenzlust aus dem Blut der Nonne widerhallt. Der irre König, der den Sohn erschlug und seitdem eine prinzlich aufgeputzte Wergpuppe hätschelt. Das Hexengericht auf dem Markt mit dem über dem Küraß speckig und zottig nacktem Henker. Der dann den Schattenzug der um die Unselige geschlachteten Männer schließt. Jede Gruppe lebt von eigenen Wesens Gesetz. Jede Farbe ist von Meisterskunst getönt. Nur drei Gestalten im Vordergrund. (Welcher Segen für unsere Bretter, wenn deutsche Spieler manchmal gezwungen würden, ohne Wortstelzen, durch ihres Hauptes und Leibes Beredsamkeit Wonne und Qual wahrnehmbar werden zu lassen, ihrem Körper die Steifheit des Schausprechers auszudrillen!) Der Spielmann: Herr Matray;

Gnom und Tänzer; ein Kerlchen, das Vision hat und mit dem kräftigsten Springer der Russen Wettkämpfe wagen dürfte. Die Nonne: Fräulein Maria Dietrich (Mary ist eine Name für nette Theaterweibchen); eine prächtig kühle Glocke einst, nun ein lieblich ernstes, in Tanzsucht und Schande noch keusches Germanenmädchen. Wie flink ist, auf schmaler Tischplatte, ihr Fuß (der, freilich, nicht in Goldstoff gekleidet sein dürfte); wie hoheitlich wälzt sie sich in die Martyrpflicht, um ihres Säuglings willen dem schäbigsten Strolch die Hände, die Stiefel zu lecken. Madonna: Frau Carmi. Maeterlincks war Frau Sorma: in Gang und Geberde, im Harfenklang unirdisch schwingender Rede ein Schmerzenskind aus Genieland und also gottähnlich. Diese spricht nicht. Trägt die Krone wie des Himmels von Ewigkeit in Ewigkeit herrschende Königin. Ganz und gar schlicht ist sie im schweren Brokatprunk. Aus den weihenden, segnenden Händen der in reiner Magdschaft Empfangenen strahlt balsamischer Auszug aller Mutterliebe, die seit Urtagen aus dem Wurzelschoß in die Aeste der Menschenweibheit quoll. Die in die Glorie gehobene Küsterin gleicht dem Johannes des Greco. Und wenn sie schreitet, ists, als küßten die Zehen duftenden Veilchengrund. Um sie und in ihr ist himmlische Musik. Wer schaute Dergleichen? Des Erlösers Mutter thront. Diese nur durfte wagen, das Kind der Soldatendirne in ihre Arme zu nisten.

Warum ward uns versagt, aus solcher Flur es aufblühen zu sehen? Alles, was der von Zaubererkunst bediente inbrünstige Ernst des Spielgestalters diesmal, aus schlechtem Raumstoff und hastig zusammengetrommeltem Volk, schuf, lobt den Schöpfer wie keinen je irgendein Schaugerüstwerk. Auch hier ist ein Wunder; glaubet nur. Doch den Schluß ersehne ich anders. Nicht noch einen Nonnenauflauf, neues Geschrei, frohes jetzt, und abermals Armgefuchtel zum Stuhl der Jungfrau empor. Maria selbst soll der aus Wirrniß Heimkehrenden die Pforte aufthun. Völlig, mit langem Mutterblick, sie umfangen, für die, für deren Menschenseele Gottheit Knechtesdienst auf sich nahm. Und in ihrem Arm, auf ihrem Schoß sprosse aus dem Leichenbündel die Knospe eines Erlösers; geschändeter Menschheit leuchtende Zukunft. Herbei, nun erst, Ihr Nönnchen; singet, wie Jan van Eyck die genter Schwestern hieß, der Liebsten Frau. Und schaaret Euch, rundbackig fromme Engel des Altarbildmirakels, in dichtem Chor um die Orgel.



Tote Fliegen.*)

Es war um die fünfte Nachmittagsstunde im November. Eugen wußte es ganz genau; er erinnerte sich auch noch viel später dieser Stunde, die so Wichtiges verursacht hatte. Er stand vom Schreibtisch auf, an dem er ohne sonderliches Interesse in irgendeinem Buch gelesen hatte. Es war das trübe, traurige Zwielicht des sterbenden Spätherbsttages eingefallen; er wollte sich seine Augen nicht verderben. Er stand auf und trat an das Fenster. Auf der gegenüberliegenden Seite erhoben sich hohe Häuserwände mit vielen Fenstern; er kannte dies Bild so genau. Beinahe wußte er, was Alles sich hinter diesen Fenstern barg, wenigstens so weit, wie es ein fremdes Auge ahnen konnte. Kleine Familien, stumpfe Ehepaare, junge Mädchen, arbeitende Frauen: es war wenig Lichtes darunter. Wäre es noch Sommer, hätte er sich aus dem Fenster beugen und in der Ferne, über viele Dächer und Straßen hinweg, einige Hügelzüge sehen können. Denn er wohnte hoch droben und die vielen Neubauten hatten noch einen schmalen Blick in die Weite gelassen. Ehemals sah er nur auf alte Gärten mit breiten Baumkronen. Ehemals... Vor fünf, sechs Jahren. Nun sah er aber die Hügelzüge nicht. Es war ja Ende November. Die Fenster waren geschlossen, im Ofen brannte das Feuer. Wie lange mochte es noch bis zum Frühjahr dauern! Er trat zurück in das Halbdunkel des Zimmers, durchquerte es bis zur Thür, kehrte um, machte vier Schritte über den großen Teppich bis dorthin, wo ein weißes Angorafell den Bodenbelag fortsetzte. Den Blick hatte er müde und verdrossen abwärts gerichtet. Auf dem weißen Haar der Angorakatze sah er einen kleinen schwarzen Fleck. Er blieb stehen und bückte sich. Es war nur eine Fliege. Er streckte die Hand hinab; das Thier rührte sich nicht. Er berührte es. Eine tote Fliege. Er setzte seinen Gang durch das Zimmer fort, in dem das Dunkel des sinkenden Nachmittags immer dichter wurde. Eine tote Fliege. Er wußte nicht, ob diese Wesen im November überhaupt von einem Massentod ereilt würden. Vielleicht war für die Fliegen die Zeit des Sterbens angebrochen. Er nahm sich vor, darüber irgendwo nachzuschlagen. Man mußte Das doch erfahren können. Vorläufig faßte er das Thier behutsam bei den Flügeln, öffnete die Ofenthür und warf es auf die glühenden Kohlen. Ehe er die Thür noch schloß, zischte und brenzelte es und der Anblick eines in der Hitze versengenden, sich krümmenden Leibes blieb ihm nicht erspart. Vor zwei Stunden hat sie vielleicht noch gelebt. Sie ist verhungert: durchfuhr es ihn plötzlich. Natürlich ist sie verhungert! Wovon soll sie bei mir leben? Kein einziger Rest einer Speise, kein Brotkrümchen, kein Zuckerstäubchen ist in meinen Zimmern. Meine Wohnung ist ein Sarg für die Fliegen.

---

*) Aus dem Novellenband „Die Unvermählten“, der bei Egon Fleischel & Co. in Berlin erscheint und die ernste Anmuth eines österreichischen Erzählers von guter Haltung schätzen lehrt.

Solche Gedanken thaten ihm nicht wohl. Er öffnete beide Flügel der Thür zu seinem Schlafzimmer, machte die Thür zum Vorraum auf, stellte sich in die Mitte, blickte ringsum, sah die ganzen Räume. Ordnung und Geschmack waltete hier. Er drehte überall das Licht auf. Kann ein Junggeselle schöner, stilvoller leben? Wie war er stets bedacht gewesen, die Wände mit guten Bildern zu schmücken, ein Möbelstück nach dem anderen durch ein besseres zu ersetzen! Wer ihn besucht hatte, beneidete ihn, bewunderte den Stil, der mit den Jahren in diese Räume eingezogen war. Das Heim eines Menschen von Bildung, Geschmack, Klugheit, Auserlesenheit. Es hätte nur noch gefehlt, daß man ihm sagte, er sei ein Lebenskünstler. Ja, Alles stimmte. Aber die Fliegen starben, weil sie in diesem Prunksarg nichts zu fressen fanden

Wenige Tage später kam Eugen nachts nach Haus, trat in sein Arbeitzimmer, sog den dünnen Duft der paar Blumen ein, die er auch im Winter niemals missen konnte, kam an den runden Tisch in der Mitte des Zimmers. Da war noch die Post, die man abends gebracht hatte. Auf den Briefen, die oben lagen, ein schwarzer Fleck. Das war die zweite tote Fliege. Eugen hatte den Abend in angenehmer Gesellschaft verweilt, war in guter Laune nach Haus gekommen. Die verflog mit einem Mal, wie er dies Thier dort auf dem Rücken liegen sah. Der Ofen war kalt. Er mühte sich, Feuer zu machen, er nahm abermals behutsam die Fliege und legte sie auf das brennende Holz, schloß aber rasch die Thür, damit er nicht den sich krümmenden Leib sehe. Und in tiefe, trübe Nachdenklichkeit versunken, setzte er sich in den Stuhl vor dem Schreibtisch. Das war ein zweihundert Jahre altes Stück; er hatte große Freude gehabt, damals, als er es erworben.

So ist nun mein Leben! Die Fliegen sterben. Im Sommer war er einige Wochen im Süden gewesen. Die Fliegenplage war dort groß. Man hatte in seinem Zimmer die mit Leim bestrichenen Fänger aufgestellt und er beobachtete manchmal, wie qualvoll hier die Leben endeten. Von zehn, die der Verlockung nicht widerstanden, konnte sich kaum eine wieder losreißen. Erst streckten sie sich noch mit steilen, aufrechten Füßen und schwirrten mit den Flügeln: die klebrige Masse ließ nicht los, die Thiere wurden müde. Hatte der Leim erst einen Flügel gefangen, sanken sie hin; nach fünf Minuten noch, so, als ob die Energie plötzlich wieder erwachte, gab es letzte, verzweifelte Versuche und Anstrengungen. Mit jeder Bewegung machten sie es aber schlechter, fielen immer tiefer in den süßen Brei, der fesselte, wo er berührt wurde. Entstellt, verpickt, überschleimt, lagen sie zu Haufen. Pfui! Bei ihm starben sie eines natürlichen Todes, verhungerten, legten sich auf den Rücken und waren Leichen. Ihm blieb nur übrig, sie zu bestatten. Warum hatte er Das in früheren Jahren nicht bemerkt? Mangelte ihm die Zeit? Fiel es ihm nicht auf? Oder war jetzt eine dieser gefährlichen Pausen im Leben gekommen, in denen man strenger um sich sieht? Es war möglich. Er wußte nur, daß der Eindruck dieser kleinen Leichen ihm fürchterlich war. Er wagte nicht, es irgendwem zu sagen: man hätte ihn ja

ausgelacht. Aber jedesmal betrat er mit einem geheimen Grauen seine Wohnung, trat jeden Morgen angstvoll aus dem Schlafzimmer in seinen Arbeitraum. Es verging kaum ein Tag, an dem er nicht da und dort eine kalte Fliege aufheben mußte. Offenbar hatte sein Auge sich dafür geschärft. Er hätte sich ja dagegen wehren können. Wer hinderte ihn, eine Schale mit Obst, Backwerk oder Milch aufzustellen? Das mochte er nicht. Wenn sie mein Leben, so, wie ich es führe, nicht theilen wollen, sollen sie verrecken. Und weiter dachte er: Ich darf dies Alles nicht ändern; es ist die nothwendige, natürliche Begleiterscheinung der Art, in der ich mein Leben hinbringe, allein, egoistisch, mörderisch

Ueber dieses Leben nachzudenken, wozu er Gelegenheiten schon früher in Fülle gehabt hätte, zwangen ihn erst jetzt die Fliegen, die nicht mehr leben konnten. Und ihm kamen Gedanken, die sich bisher nur selten vorgewagt hatten. Er brachte jetzt viele Stunden, die er sich sonst anderswo vertrieben hatte, in seiner Wohnung zu. Es war still um ihn, im Ofen summte es, Bilder schauten auf ihn, die Einsamkeit kroch langsam heran, stieg ihm bis an die Kehle. Er saß wie in einem Gefängniß. War eine Stunde dieses Hinsinnens vergangen, tobte es ihm in den Ohren, wie von lärmender, dröhnender Musik. Es war die Stille, die all Dies austönte. Und er sah auf die letzten Jahre zurück, hörte Stimmen, die einst zwischen diesen Wänden ihren Klang verströmt hatten, Gestalten traten durch die Thür, wuchsen aus dem Boden. Es nützte nicht, daß er die Hände vor die Augen legte: sie waren hier, sie sagten ihm, wie allein er sei. Wie Vieles hatte er hier genossen, was ihm jedesmal Glück zu sein schien, wie untreu war er Jeder gewesen, wie flüchtig waren alle diese Erlebnisse! Frauenbilder hingen an den Wänden, lagen auf dem Tisch; jedes Gesicht war ihm nun fremd, jeder Mund kalt. Habe ich denn wirklich all Dies gelebt? Und vor drei Jahren noch (mit Scham dachte er daran) ging eine alte, einfache Frau durch diese Räume und staunte. Wenn alle wieder kämen: unter diesem müden Schritt der Mutter würde das Parquet nie mehr knistern. Aber auch von den Anderen, die durch diese Thür gingen, wird Keine mehr kommen. Ich kenne sie nicht; was waren sie mir? Ich lebe in einem Sarg, ich lebe ein kaltes, eigennütziges, von keiner Sorge für Andere gesegnetes Leben. Darum sterben auch die Fliegen, die überall sonst gedeihen, wo der Mensch nicht allein lebt und sein tägliches Brot auch das ihre ist. Auf dem weißen Fell könnte ein spielendes Kind sitzen, das im nächsten Augenblick die Augen lachend zu mir aufschlägt. Eine junge Mutter könnte durch die Thür schreiten, ihre Stimme würde die wühlende Musik der Stille mit einem Mal zum Schweigen bringen. Eine junge Mutter...

Die Fliegen starben. Und die Zimmer erwachten zu merkwürdigem Leben, strömten Anklagen und Drohungen aus. Alles blickte kalt und feindlich auf ihn. Er fühlte sich von Haß umgeben. Längst hatte er alle Bilder, die ihn an vergangene Erlebnisse erinnerten, weggeräumt. Es half nicht viel. Von Allem, was sich in diesen Räumen abgespielt hatte, wuchs das Häßliche wie ein giftiges Thier empor, das nach ihm greifen

wollte: Thränen, Verwünschungen, Szenen der Verzweiflung. Bisher hatten die Wände, die Möbel Alles stumm angesehen. Nun begannen sie, zu reden, zu schreien, waren lebende Wesen, die Jahr vor Jahr in sich hineingewürgt hatten, wessen sie Zeugen waren, und nun Alles, Alles ihm ins Gesicht spien. Wie schmutzig wird man davon, wie ekelt Einen! Kalte, übelriechende Speisereste können nicht widerlicher sein.

Und auf dem weißen Fell der Angorakatze könnte ein Kind spielen, freudig aufkrabbelnd, wenn er nach Haus käme, ihm mit den kurzen Beinen entgegenlaufend, lachend, schreiend ...

So konnte es nicht weitergehen. Man muß einen Schluß machen. Noch ist es nicht zu spät, den Weg zu verlassen, linksum, rechtsum zu biegen, einem Ziel entgegen, das weit abseits von der Selbstsucht und Unnatur eines solchen Daseins liegt. Ist es nicht besser, einen einzigen Menschen zu beglücken, als viele zu beschmutzen? Eugen rang nach Entschlüssen. Er mußte sich von all dem Toten befreien, das ihn umgab. Eine Woche lang war er seiner Wohnung fern geblieben und hatte sich in ein Hotel eingemiethet. Es nützte nicht; es rief ihn zurück, er ging wie von einer übergewaltigen, höhnischen Macht gezogen, die Stiegen zu seinen Zimmern empor, die ihn erst freundlich empfingen. Hatte er es sich aber darin bequem gemacht, suchte er die Ruhe, die er noch vor wenigen Wochen in ihnen genoß, dann begannen sie, zu flüstern, eine Stimme drängte sich in die andere, es war ein Chor der Sünden, der Verbrechen, dünkte ihn. Er schlug gegen die Wände, gegen Kasten und Tische: die Beleidigten blieben kalt und gefühllos; sie waren die Stärkeren. An einem der weißen Vorhänge, die vor den Fenstern niederfielen, sah er eine große, dicke Fliege sitzen; sie putzte sich. Er staunte. Woher kommst Du, wer bist Du? Wer kommt von Lebenden noch zu mir? Sie flog auf, gegen das Licht, er sah ihren Leib grünlich schimmern, hörte sie brummen und fühlte sie plötzlich kalt und kribbelnd auf seiner Hand. Von unsagbarem Ekel geschüttelt, sank er in einen Stuhl

Nun wußte er aber, was er zu thun hatte. Er hatte erfahren, daß es nichts nütze, wenn er die Wohnung verlasse. So lange sie bestand, hatte sie die Macht über ihn. Also mußte er sie vernichten. Er saß am Tisch und kramte in den Laden. Dies wollte er doch retten und Jenes, in ein neues Leben hinüberführen. Briefe, Bücher, Bilder, Erinnerungen lagen aufgestapelt und bedeckten hoch die grüne Platte. Sein Blick ging prüfend darüber, lange überlegend. Vieles war darunter, was ihn an schöne Stunden, an liebe Menschen mahnte. Er schwankte. Dann raffte er sich auf. Nein: nichts, nichts von Alledem soll bleiben. Ich muß mich völlig befreien. Er stopfte wieder alle Laden voll damit. Am nächsten Abend ging er ans Werk. Der große Teppich reichte bis an den Ofen, der stark geheizt war. Er faßte mit der Zange einige glühende Kohlen und legte sie auf den Teppich. Erst stieg der Geruch von verbranntem Tuch auf und dünne Rauchschwaden. Aber keine halbe Minute währte es, bis kleine Flammen aufzüngelten. Gespannt sah er hin, ob sie erlöschen würden. Nein, sie thaten es nicht. Sie griffen

weiter, der Rauch wurde dichter, mißfarbig. In der Nähe des Ofens stand ein Regal, mit Büchern bis an den Boden hinab gefüllt. Eine kleine feurige Zunge leckte nach dem Papier, erlosch, flammte wieder auf, kroch einige Buchrücken empor; es knisterte. Der Qualm wurde beißender, der ganze Raum füllte sich damit. Eugen trat in das Vorzimmer, zog den Ueberrock an, nahm Hut und Stock. Kehrte wieder um, fühlte, wie ihm der Rauch entgegenschlug, sah, wie das Feuer über den ganzen Teppich lief, der Fuß des Tisches in der Mitte zu glimmen anfing, und verließ erleichtert seine Wohnung. Auf der Stiege noch kam ihm der Gedanke: Wie bald wird man es entdecken! Aber hoffentlich nicht, ehe Alles verdorben ist. Und das Wasser wird das Uebrige thun.

... Wie wohlthätig kann ein Rausch sein! Er beginnt wie ein maskirter Gast. Man denkt nicht, daß er es sei, der da komme. Er nähert sich ja in ganz anderer Gestalt. Er macht den Kopf frei, die Gedanken leicht, die Phantasie beschwingt. Ist man so weit, sollte man natürlich aufhören und den schmeichelerischen Gast hinauswerfen. Denn später demaskirt er sich, wird aufdringend, lästig, läßt sich nicht einreden, daß er ja ungebeten ist. Aber es ist eine gute Weile bis dorthin.

Eugen hat in einem eleganten Restaurant gespeist, fröhlich in seiner Einsamkeit, mit gesundem Appetit. Da er allein sitzt, kann er seine Liebenswürdigkeit, die sich gern zeigen möchte, nur zu den Kellnern äußern, die ihn bedienen. Er spricht nicht etwa mit ihnen. Das thut er nie. Aber sie merken an der ganzen Art, in der er ihre Dienste hinnimmt: Da ist ein Gast, der eine gute Stunde hat, dem irgendetwas Glückliches begegnet ist. Wie er gehen will, stürzen sie herbei und helfen ihm in den Ueberrock, reichen ihm Feuer zu der Cigarette, die er noch aus seiner Tasche gegriffen, öffnen ihm mit höflichen Bücklingen die Thür. Draußen sieht Eugen auf die Uhr. Elf. Er knöpft sich den Rock zu, stößt mit dem Stock unternehmend auf das Plaster, überlegt eine Weile. Es giebt so viele hübsche Lokale, in denen die Stunden wie das Leichteste auf der Welt verfliegen. Man ist überrascht, wenn es auf einmal zwei Uhr morgens ist.

Ach Gott, endlich wieder einmal ein Abend, an dem Alles nach Wunsch geht. Man grübelt nicht; man lebt. Die Geigen spielen, fröhliche Menschen ringsum, Blumen, Lachen. Wie wohl Das thut! Und, richtig: neben ihm doch dies Mädel, fast die Hübscheste von allen. Eine, die Erziehung genossen hat, zu Haus oder anderswo, bei dem ersten oder vierten Geliebten; wen geht Das an? Sie ist lieb und hat Geschmack. Eugen hat eine weiche Hand in der seinen, eine nervöse, zuckende, voll des Lebens. Und Augen sehen ihn an, die noch Manches erwarten. Alles wird kommen. Alles wird sich erfüllen.

Es ist wirklich schon halb Zwei. Eugen ist müde, er fühlt den Kopf als etwas lästig Schweres. Man ist diese Abende nicht mehr gewohnt, den Wein nicht, die laute, sinnlose Musik nicht. Also Aufbruch. Der Portier reißt das Thor auf. Eugen steigt mit dem Mädchen in ein Auto. Nach Haus! Wie er sich in die Polster zurücklehnt, fällt seine

Begleiterin ihm um den Hals und drückt ihre feuchten Lippen auf die seinen, läßt sie lange nicht los. Ein warmes Behagen durchströmt ihn. Ist das Leben nicht schön? Plötzlich, mit einem Ruck, hält der Wagen. Nun? Eugen reißt den Schlag auf. Weiterfahren! Der Chauffeur schreit irgendetwas zurück. Eugen macht einen Schritt aus dem Wagen. Das Auto kann nicht weiter. Viele Menschen stehen trotz der späten Stunde auf der Straße, eine Kette von Polizisten sperrt die Menge ab. Lärm, Gerassel, Rauch. Es brennt. In seiner Straße. Wie eine Spule, die rasend abschnurrt, gehen seine Gedanken zurück. Es brennt. Ja, es brennt in seinem Zimmer. Nein: das ganze Haus brennt! Man sieht zwar keine rothen Flammen mehr. Aber von Qualm und Rauch und Gestank ist die Straße erfüllt, von halbverkohlten Möbelstücken, Matratzen, Kisten; geschwärzte Feuerwehrleute, glosende Balken; und schmutziges Wasser fließt überall. Aus zwei Häusern starren entblößte Kamine wie häßliche lange Hälse in den dunkeln Himmel

Die Spule saust ab. Wie viele Fliegen verbrannt sein mögen, denkt Eugen plötzlich. Dann hört er die Stimme des Mädchens neben sich, voll Neugier und Angst. Und der Chauffeur sieht ihn fragend an, wohin er nun solle. Wie abwesend giebt ihm Eugen Antwort. Nun natürlich, jetzt müssen sie in ein Hotel; wohin denn sonst?

Wie das Auto zurückfährt und vorsichtig im Bogen umkehrt, hört der Lärm und das Stimmengewirr mit einem Mal auf. In der Kette, die die Straße absperrt, öffnet sich lautlos eine Lücke. Man trägt den ersten Toten heraus. Tücher sind über ihn geworfen. Stumm blicken die Menschen auf die Träger und auf die Last.

Wien. Hugo Greinz.



Anzeigen.

Führer des Volkes. Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. München-Gladbach, Volksvereinsverlag, 1913

München-Gladbach ist eine Macht; durch seinen Volksverein für das katholische Deutschland, durch seine Bildungveranstaltungen führt es der Centrumsarmee die Rekruten zu. Alljährlich gehen von ihm Hunderttausende, wo nicht Millionen von Schriften aus, die das Volk im katholischen Sinn über alle Lebens- und Kulturfragen belehren. Auch die hübschen Hefte des neuen Unternehmens werden raschen Absatz finden. Die ersten vier Hefte, die mir zugegangen sind, behandeln Franz von Assisi, Melchior von Diepenbrock, Ludwig Windthorst und Peter Reichensperger. Verdienen sie, auch von Akatholiken beachtet zu werden? Den seraphischen Heiligen haben Hase, Sabatier und Thode dem protestantischen Publikum näher gebracht; aber von Peter Reichensperger, dessen Wirken ein gutes Stück preußischer Verfassungsgeschichte

darstellt, gab es noch keine Biographie. Eine ziemlich umfangreiche (von Dr. Ed. Hüsgen) ist dem für die Geschichte der Anfänge des neuen Reiches wichtigen Antagonisten Bismarcks zu Theil geworden; doch da er im gegnerischen Lager wenig beliebt ist, man also nicht viel Zeit für ihn übrig haben wird, kann die neue kleine (sie ist immerhin mit 112 Seiten das stärkste der vier Hefte) als Ersatz dienen. Diepenbrock hat die Politik nur indirekt, durch Befestigung des katholischen Glaubens in seinen schlesischen Diözesanen, beeinflußt; doch ist er eine so bedeutende, so liebenswürdige und als poetischer Bearbeiter italienischer und spanischer Dichtungen auch um die Literatur verdiente Persönlichkeit, daß Jeder, der ihn kennen lernt, Freude an ihm hat. Der gläubige Katholik ist auch als Historiker gewissenhaft und wahrheitliebend, aber die Thatsachen nach seiner Auffassung zu färben, kann er natürlich nicht vermeiden; und der Kulturkampf, der für die genannten beiden Politiker den Höhepunkt ihrer Wirksamkeit bildet, ist ein besonders zum Färben nöthigender Stoff.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.



Die Farce des Jahrhunderts oder Des Monisten Glück und Ende. Hermann Zieger in Leipzig.

Ostwald sagt: „Da der Körper nichts als ein Energiekomplex ist, so verschwindet er begrifflich, wenn man die Bestandtheile des Komplexes entfernt denkt.“ Im ersten Theil dieser Brochure wird auf Grund physikalischer Thatsachen nachgewiesen, daß, wenn man alle Energien von einem Körper entfernt denkt, doch Etwas übrig bleibt: Das, was Ostwald Masse nennt, ist nicht nur Kapazitätfaktor der mechanischen Energie, sondern ein selbständiges, von aller Energie unabhängiges Reales. Ostwalds Lehre entpuppt sich als den alten Materialismus, den einst Büchner unter dem Beifall aller Seichten vorgetragen hat. Nur ist es jetzt nicht mehr mechanischer, sondern, von der anderen Seite gesehen, energetischer Materialismus. Hinzu kommt, daß die letzten Untersuchungen der mathematischen Physik und Chemie die Realität kleinster Massentheilchen sehr wahrscheinlich gemacht haben. Ueber alle diese Thatsachen wird Ostwald niemals hinwegkommen. Er darf sich einer Sympathie freuen, wie sie einer so rechtschaffenen Persönlichkeit unter allen Umständen zukommt. Er wird noch lange genug leben, um einen seiner Gedanken nach dem anderen als haltlos sich entgleiten zu sehen: ein betrübter Lohgerber, dem die Felle wegschwimmen, nur nicht alle auf einmal. Dieser Prozeß scheint schon begonnen zu haben: von den Monistenklöstern, die Ostwald plante, ist es recht still geworden. Dann wird Haeckel, nachdrücklicher und überzeugender, als es je geschehen ist, als der Irrführer charakterisirt, der er ist. Das Verdienst Bergsons, „des Mannes der Zeit“, wird anerkannt, zugleich aber auf die Unzulänglichkeit seines Prinzips, der Lebensschwungkraft (élan vital), hingewiesen, eben so auf die tiefe Enttäuschung, mit der seine enthusiastische Lehre den Wahrheitsucher entläßt. Aus dem Inhalt der letzten

Abschnitte sei hervorgehoben: die Schilderung des pariser Lebens, wie es sich dem künstlerisch geschulten Auge darstellt, und die Erörterung unseres Verhältnisses zum französischen Volk. Die konstituirenden Erlebnisse des europäischen Menschen (griechischer Geist, Christenthum, Renaissance, die heutige Blüthe der Technik) werden besprochen, zuletzt das große Ereigniß, dessen Zeugen wir Alle sind: die Befreiung der Frau. In diesem Vorgang ist nicht nur viel Zukunft, sondern, wie der Verfasser glaubt, überhaupt die Zukunft.

Jena. Professor Gustav Friedrich.



Hauptwahl in Frankreich, austro-ungarisches Rothbuch über den Balkan, Reden des Grafen Berchtold, der Herren von Jagow und von Bethmann: ouf! Dennoch: nichts wesentlich Neues. Wenn auch Herr Sasonow geredet hat, wollen wir den Ertrag des Drusches betrachten. Heute nur Zweierlei: Der Schauplatz der Geschichte, die vor fünf Wochen hier, als das Erlebniß eines Gesandten, erzählt wurde, war nicht die Residenz des Sachsenkönigs. Und: Endet schleunig die unwirksame, unanständige Hatz wider Frankreichs Fremdenlegion!



Neu-Schaaffhausen.

„Geh nicht nach Berlin!" Der Schaaffhausensche Bankverein hat auf die Warnung nicht gehört. Nun ist sein Geschick erfüllt. Schon vor Jahr und Tag sagte ein Börsenmann, dem sichere Kapitalien erlauben, ironisch zu sein: „Die D-Banken umschleichen den Bankverein wie die Leichenfledderer." Schaaffhausen war schwer verwundet, als die Dresdener Bank sich von ihm trennte. Der „Gewinnpool", der Anno 1903 als Offenbarung einer „neuen Zeit" gepriesen worden war, hinterließ nur üble Erinnerung. Dann gings noch fünf Jahre weiter. Die Dividenden sanken. Drei Prozent für 1913: keine berliner Bank hatte Aehnliches je vollbracht; keine ihre Aktie je unter dem Paristrich gesehen. Aber vielleicht glaubten die neuen Männer von Schaaffhausen, daß sie eine bessere Zukunft zimmern könnten. Noch in der letzten, trotz dem kühlen März in Gewitterschwüle verlaufenden Generalversammlung war nicht ein Hauch kommender Ereignisse zu spüren; und die Gerüchte, die etwas später auftauchten, wurden mit sittlicher Entrüstung dementirt. Nicht nur von Schaaffhausen; auch von der Diskontogesellschaft. In der letzten Aprilwoche aber las man: „Soeben ist die Oeffentlichkeit durch einen neuen und zur Zeit gänzlich unerwarteten Akt des sich auf dem Gebiet des Bankwesens vollziehenden Konzentrationprozesses überrascht worden, der zugleich die bisherige Gruppirung unserer großen Bankkapitalien wesentlich verschiebt. Die Verwaltungen der Diskontogesellschaft und des A. Schaaffhausenschen

Bankvereins haben die Vereinigung der beiden Institute und damit zum ersten Mal den Zusammenschluß zweier Großbanken beschlossen." Wer Sinn für Humor hat, freute sich über den „zur Zeit gänzlich unerwarteten Akt". Das klang, als ob die Diskontogesellschaft an ihrer eigenen That Kritik übe. Was so begrüßt wird, gilt im Reich der minder bevorzugten Sterblichen als unwillkommen. Aber die Diskontogesellschaft hatte ja wohl sicher nicht einem Zwange gehorcht

Was mag sie zu solchem Riesenbau verführt haben? Sie verzinste ein Kommanditkapital von 200 Millionen. Im März wurden 25 Millionen zugelegt. Nach der Aufnahme von Schaaffhausen werden es 300 sein. Für die Dividende von 10 Prozent sind also künftig 10 Millionen mehr nöthig, als seit 1910 aufgebracht werden mußten. Das haben die Schöpfer des neuen Werkes natürlich erwogen. Aber selbst wenn sie ihrer Sache sicher sind, fehlt noch immer der gewaltige Reiz, der zu großen Thaten treibt. Die Erhöhung des Kapitals um 25 Millionen wurde mit der Ausdehnung des Geschäfts und der Eröffnung einer Filiale in Antwerpen begründet. Das ließ sich hören; und die Gesellschaft kam mit Grundkapital und Reserven auf 312 Millionen. Wie aber wird der neue Schlager motivirt? In dem amtlichen Text liest man: „Der Interessenkreis der Diskontogesellschaft erfährt durch das neue Abkommen eine beträchtliche Erweiterung. Faßt sie doch nun in dem rheinisch-westfälischen Industriebezirk durch den dort bodenständigen Bankverein festen Fuß. Man kann erwarten, daß der Impuls, der sich aus der engen Verbindung mit der Diskontogesellschaft ergiebt, befruchtend auf die Thätigkeit des Bankvereins wirken wird. Das ist um so eher anzunehmen, als er über einen in guten wie in bösen Tagen erprobten, großen und einflußreichen Kundenkreis verfügt, der sich nichts Besseres wünschen kann, als das rheinische Institut seiner Eigenart getreu erhalten und dabei doch am Aufschwung unseres ökonomischen Lebens im Gleichtakt mit einer Ersten Großbank theilnehmen zu sehen." Ich habe nur „fast wörtlich" citirt, weil der Stil der Begleitadresse mehr den tüchtigen Geschäftsmann als den Künstler verräth. Die Schätze des Rheinlandes locken. Aber dazu brauchte man nicht solchen Kapitalsaufwand. Im Rath der Diskontogesellschaft sitzen schon längst die Männer von Gelsenkirchen. Rheinland-Westfalen ist ihr seit Hansemanns Tagen kein verschlossenes Märchenreich. Als aber die Deutsche Bank mit ihren 430 Millionen (und der verschlungenen Bergisch-Märkischen Bank) auf den Plan trat, zerriß der Vorhang, der die Zukunft verhüllte, und man sah, daß eine neue Aera gekommen sei. Die Riesenziffern der Deutschen Bank blendeten jedes Auge. Durfte man still auf seinem Platz bleiben? Von den Banken mit 90 und 100 Millionen, die im Westen herrschen, der Rheinisch-Westfälischen Diskontogesellschaft (die mit der Bank des Herrn Dr. Salomonsohn nichts zu thun hat und Berlin höchstens als Nebenerscheinung gelten läßt), der Rheinischen Kreditbank, dem Barmer Bankverein, der Essener Kreditanstalt, war nichts zu wollen. Denen liegt an

der Wahrung alter provinzieller Eigenschaften mehr als an einer zweifelhaften Selbständigkeit von Berlins Gnaden. Das haben die Herren von der Essener Kreditanstalt neulich laut genug zum Fenster hinausgerufen. Die Bergbank in Elberfeld hatte ihre Vergangenheit mit einem wehmüthigen Abschiedsang an die Provinzbanken zu Grabe getragen. Da kam von Essen die Antwort: „Wir denken nicht daran, die Zukunft preiszugeben. Es lebe die Provinz!“ Gut geleitete Institute seien unentbehrlich. Die Kundschaft in der Provinz will persönlich genommen werden und halte sich deshalb an die Bank, die Erde und Menschen in der Heimath kennt. Solche Töne hätte die Diskontogesellschaft überall gehört, wo es anständige Dividende und kein Gespenst im Haus giebt. Wollte sie im Rheinland ein Kastell haben, so blieb Schaaffhausen, mit dem geflickten Wall, die einzige Hoffnung. Ob die goldenen Ziffern am Kassenfenster oder die Hochöfen stärker gelockt haben? Vielleicht: die Ziffern; denn in dem Aufruf ans Volk wird nachgewiesen, welche Riesenzahl die Macht der Diskontogesellschaft künftig umschließen werde. Hauptinstitut 420 Millionen Stammkapital und Reserven; Norddeutsche Bank in Hamburg 77,80; Schaaffhausenscher Bankverein 110; zusammen 607,80 Millionen. Ob Adolf Hansemann je an solche Zahlenleistung dachte? Oder gar Adam Schaaffhausen, dessen Bankgeschäft die Tücke industrieller Fehlschläge erlebte?

Die Diskontogesellschaft steht fest genug auf den Füßen, um sich mit einem gewaltigen Kapital und einer eben so großen Verantwortung beladen zu können. Sie wird Beides tragen. Nur ist nicht sicher, ob es nicht auf Kosten mancher ungestillten Sehnsucht geschieht. Zehn Prozent Dividende: alle Achtung. Aber die Deutsche Bank zahlt 12½ und Mancher hoffte, die Diskontogesellschaft werde auch einmal so weit kommen. Diese Möglichkeit wächst nicht mit dem zu verzinsenden Kapital; der Trieb des Kurses nach Höherem wird nicht gestärkt, wenn man das zu hebende Gewicht um 33⅓ Prozent vermehrt. Die Bankaktie soll als Anlagepapier genommen werden; ihr Besitzer soll also zufrieden sein, wenn die Dividende sich auf ihrer Höhe hält. So heißt es. Worte töten aber die Wünsche nicht. Die Aktionäre des Schaaffhausenschen Bankvereins hatten von 1908 bis 1912 einen Durchschnittskurs von 140 Prozent. Erst 1913 brachte die niedrigsten Preise. Und 1914 hielt sich in der Nähe des Nullpunktes. Als Erwerber der Diskonto-Antheile bekommen die Schaaffhausener 110 Prozent. Die 30 Prozent, die sie jetzt verlieren, hätten sie vielleicht wiedergesehen, wenn Schaaffhausen allein geblieben wäre. Der Aktienkurs konnte, unter günstiger Konjunktur, wieder steigen. Damit ists nun vorbei; denn Schaaffhausen von Anno 1848 wird gelöscht und ein neuer gegründet. Die Diskontogesellschaft bezahlt die alten Aktien des Bankvereins mit ihren Antheilen. Die aber sind schwer und bieten keine großen Gewinnmöglichkeiten. Die Rente ist freilich sicher. Die Sorge um die Dividende, die bei Schaaffhausen aus einem Jahr ins andere geschleppt wurde, hört auf und der Besitzer kann ruhig schlafen. Der Bankverein

hat 145 Millionen Aktienkapital und 25 Millionen Offener Reserven. Die Diskontogesellschaft gründet, nach dem Erwerb der Aktien (20 Millionen hatte sie schon und für die Majorität ist natürlich vorgesorgt), einen neuen Bankverein mit 100 Millionen Kapital und 10 Millionen Reserven. Die neuen Aktien bleiben im Besitz der Diskontogesellschaft (wie die der Norddeutschen Bank); auf ihnen ruht eine Stille Reserve, die sich vergrößert, wenn die Erträge des Vereins besser werden. Aus dem Buchgewinn des Geschäftes werden die Kosten der Neugründung bestritten (der Fiskus verdient sogleich und später, da der Bankverein, als äußerlich selbständiges Institut, alle Steuern weiter zahlen muß) und die Offenen Reserven der Diskontogesellschaft aufgefüllt. Sie wird deren dann 120 Millionen haben; bei 300 Millionen Kommanditkapital. Technisch ist Alles sauber. Die Diskontogesellschaft weiß, was sie ihrem guten Ruf schuldig ist. Und der Ehrgeiz ist befriedigt.

Die Deutsche Bank ist noch vornan; mit den Gesammtumsätzen (sie kam 1913 auf 129 Milliarden, die Diskontogesellschaft mit ihren beiden Trabanten auf 112) und mit den wichtigsten Konten der Bilanz. Wird nun ein Rennen um die tote Zahl anheben? Schon vor Jahren sagte ich hier, die berliner Haute Banque werde eines Tages nur noch von vier Riesen repräsentirt werden. Die erste Großbankenfusion ist vollbracht. Das Weitere wird sich aus den Zahlenverhältnissen ergeben. Die Dresdener Bank ist an der Reihe. Wen wird sie verschlingen? Ihre Kundschaft blickt aus neidischen Augen auf die neue Goldschrift an den Fenstern der Konkurrenz. Sogar Karl Fürstenberg sollte über Fusionplänen brüten. Der aber denkt gewiß nicht daran, sich ins Schlepptau nehmen zu lassen. Weil Herr Hans Winterfeldt in die Direktion der Nationalbank eingetreten ist, sollte seine Bank mit der Handelsgesellschaft verbunden werden. Gerade diese Kombination flinker Börsianer stand auf schwachen Füßen. Auch die Kommerz- und Diskontobank wurde als reif für eine Fusion bezeichnet. Die Phantasie kann sich austoben. Die kühnsten Gedankenkletterer kamen bis zu einer Fusion Gelsenkirchen-Phoenix. Warum nicht? Schaaffhausen bringt der Diskontogesellschaft den Phoenix; der kommt dadurch in unmittelbare Berührung mit Gelsenkirchen, das zum Diskontokreis gehört. Emil Kirdorf, der im Aufsichtrath der Diskontogesellschaft sitzt, spricht nun auch in der Verwaltung von Schaaffhausen mit; und Beukenberg vom Phoenix tritt in den Diskonto-Concern. Schaaffhausen bereichert die Diskontogesellschaft noch mit anderen Gaben dieser Art: Aumetz-Friede, Burbach-Eich-Düdelingen, Van der Zypen. Schließlich haben den Schaaffhausenern fünfundsechzig Jahre Arbeit im Rheinland doch Etwas eingebracht; das Bergwerksrevier hatte ja auch die Dresdener Bank besonders gereizt. Die Häufung von Bank- und Industriemacht bringt alle Monopolfeinde aus dem Häuschen. „Ist denn kein Taft da?“ Die geschlagenen Dollarmänner blicken mit Neid auf die damned Germans. Uns aber lasse man Thaten sehen. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 16. Mai 1914.

Frankreich und Deutschland.

Die Französische Republik wünscht eine ruhige, friedliche, von sanfter Hand besorgte Führung des internationalen Geschäftes und, als dessen Hauptertrag, würdige Verständigung mit dem Deutschen Reich: da ist, in einem Satz, das für uns wichtigste Ergebniß der Wahlschlacht. Vor der Stichwahl, dem scrutin de ballottage, gehts bei den Nachbarn noch wüster zu als in unserem lieben Vaterland. Fraktionen und Personen, die einander gestern anspien, schließen Nothbündnisse und empfehlen einander dem Wohlwollen des Wählers. Der Herr Kandidatus, der die für den Wahlgang aufgewandten, aufgebettelten, aufgepumpten zwanzigtausend Francs sammt der Hoffnung auf ein Mandat, also zinslos, wegschwimmen sieht, sucht ein Bruchtheilchen des Aufwandes zu retten; der Mitwerber, der ihm ein Drittel, die Hälfte (oder gar mehr) der Kosten ersetzt, wird den wackeren Bürgern als Abzuordnender vors Auge gerückt. Gestern war er ein stinkendes Schmutzbläschen im Abschaum der Menschheit, allermindestens ein verruchter Volksfeind und von Mammons Knechten erkaufter Wicht; heute ist er ein immerhin achtbarer Republikaner und, neben dem dritten Werber (der nichts oder nicht so viel geboten hat), das geringere Uebel. Ein in der Stichwahl erstrittener Kammersitz ist oft recht theuer; und im ballottage ward offenbar, daß die Vereinigten Sozialisten und die Vereinigten Radikalen in stärkerer Gold-

rüstung aufmarschirten als ihre Gegner. Deren rechtes Flügelchen, die Royalisten der Action Française (Maurras, Daudet), flatterte unter der Losung: „Wählet, wenn unsere Leute nicht durchzubringen sind, niemals das kleinere, stets das größere Uebel!“ Nicht den Liberalen oder Radikalen, sondern den röthesten aller wählbaren Sozialdemokraten. Aehnelt die neue Kammer einem Mohnfeld, dann wird die Wehrdienstzeit gekürzt und eine Einkommensteuer beschlossen, deren Härte jeden Besitzenden in Empörung treibt. Die französische Präsenzziffer wird um dreihunderttausend Köpfe kleiner als die deutsche, Frankreich sinkt auf die Stufe einer Macht zweiten Ranges und ist nicht mehr bündnißfähig. Da, meinte der allzu kluge Herr Maurras, ist die einzige Möglichkeit, den Franzosen die republikanische Staatsform rasch zu verekeln und unserem König Philipp den Weg nach Paris zu öffnen. Deshalb pries er die politique du pire und schalt (wie der nicht weniger begabte und besser geschulte Graf Hans Oppersdorff die Hirten unserer Centrumspartei, sogar mit dem selben Rügewort) alle anderen Monarchisten, weil ihr Streben von der „integralen“ Glaubenslinie abirre. Auch diese Taktik, die den Kollaps, als Vorbedingung der Entgiftung, erzwingen will, hat den Röthlichen und Rothen genützt. Die „machten“ die Wahlen, hatten das Ministerium Doumergue als bureau de bienfaisance électorale eingerichtet, verfügten über die Geheimfonds, die Bändchen und Pfründen, Ehrenzeichen und Fördermittel des Staates: und durften drum mit getroster Zuversicht in den Kampf ziehen. Doch ihr Sieg ist größer geworden, als sie selbst ihn zu hoffen wagten. Leicht ists ja nicht, sich im Dickicht der Gruppen zurechtzufinden. Zwölf Fraktionen. Vereinigte (Jaurès) und Republikanische (Augagneur) Sozialisten; Arbeiterpartei (Allemane); Vereinigte Radikale (Doumergue-Caillaux); Radikale Linke (Delcassé); Vereinigte Linke (Briand); Demokratische Linke (Thomson); Demokratische Republikaner (Carnot); Republikanerbund (Benoist); Liberale (Piou); Rechte (Graf de Mun); Unabhängige (Barrès). Und diese bunten Firmenschilde geben noch keinen Begriff von dem Wirrwarr, der schon unter dem Märzmond in der boutique entstanden war. Ein Gewimmel von Radicaux-Fédérés und Fédérés-Radicaux, von Radiko-Sozialisten und sozialistischen Patrioten, Antisemiten, Katholiken. Jeder Klüngel hatte für Schiebebrückchen vorgesorgt,

auf denen seine Schaar flink ans nächste Ufer gelangen, die drüben unruhig gewordene Mannschaft im Dunkel herübergerudert werden konnte. Da wird sichs bald mannichfach knäueln und bündeln. Für eine Weile aber ist die Herrschaft der Radikalen (verschiedener Farbentönung) gesichert. Das ist, erstens, eine persönliche Schlappe des Herrn Poincaré. Wird er als Präsident der Republik die Hoffnung eben so enttäuschen wie als Minister der Auswärtigen Angelegenheiten? Damals hat er, während des libyschen Krieges, die Italiener verärgert und, vor dem Balkankrieg, durch Dilettantenformeln die Geduld erfahrener Staatsmänner auf schwer erträgliche Proben gestellt. Als Präsident sollte er (dem die Clemenceau, Combes und Genossen deshalb in Versailles ihre Stimme versagten) die Jakobinermacht brechen, den Froschpfuhl im Bourbonenpalast austrocknen und der Republik eine in die von Piou bis zu Briand und Barthou reichende Schicht eingewurzelte, im Inneren und besonders nach außen starke Regirung schaffen. Eisiger Frühreif hat die Blüthe solchen Hoffens getötet. Herr Poincaré möchte nicht den Martyrweg gehen, den Casimir-Périer ging: und hat sich in trauter Stille mit Clemenceaus Vorhut verständigt. Der alte Tiger selbst pfaucht ihn nur selten noch an und das kleine Raubthierzeug heult dem Mann Lobgesänge, der nicht in den Parteienkrieg einzugreifen trachte, in würdiger Haltung hinter dem Gitter der Verfassung bleibe und nur aus der entriegelten Thür trete, um die getreuliche Ausführung des Volkswillens zu sichern. (Erneuung der alten, nicht nur in Frankreich schmerzhaft fühlbar gewordenen Lehre: Wer irgendwo eine wunde Stelle hat, irgendwas verbergen muß und deshalb auf wohlwollende Schonung angewiesen ist, taugt nicht auf die Gipfel, wo Völkerschicksale gehütet, gestaltet werden.) Der Wahlertrag ist, zweitens, aber auch ein internationales Ereignis. Der Wirthschaft Frankreichs fehlt in diesem Wunder spendenden Frühling der Glanz, der sie fast immer dem Auge umgoldete. Die Ungunst der Weltkonjunktur wirkte auch da, wo das Kapital fremde Industrien reichlicher als heimische gespeist hat. Bankbrüche erschreckten den Rentner. Die Börsenumsätze schrumpften von Tag zu Tag; wo aus Maklermund sonst Tobsucht zu brüllen schien, nistet nun schwüles Schweigen; und aus den Luxusgewerbestätten, Theatern, Restaurants weht Gestöhn durch die Schleier, die den blühenden Lenz verhängen.

Schlechte Zeit. Muß Marianne sich in engeren Haushalt gewöhnen? Frankreich bezahlt nicht nur die eigene Armee und Marine, sondern, fürs Erste, auch Rußlands; hat seit achtzehn Jahren fast achtzehntausend Millionen Francs ins Ausland verliehen; und die neuen Truppen, Schiffe, Kolonien, Wege, Waffen, Kasernen, Eisenbahnen, Grenzforts, Munition und Kriegsgeräth für Erde, Meer, Luft haben viel Geld gekostet. Die Regimenter, die vor dem Britenkönig in Parade standen, sahen nicht aus wie die berliner und potsdamer Garde (die eleganteste, üppigste Truppe des Erdballs), sondern wie das Kriegsvolk eines Staates, der für Kinkerlitzchen nichts verschleudern darf. Und nun soll gar die Rente des Reichsgläubigers besteuert werden; der Abertausende, mit deren Geld die Republik wirthschaftet. Millionen (Mancher behauptet: Milliarden) waren in schweizerische und londoner Banken ausgewandert, den Stahlkammern der stärksten pariser Häuser die Depositen entzogen worden, unter der festesten Kreditburg der Protestanten die Stützen gebrochen und die Feinde der herrschenden Jakobiner und ihrer mares stagnantes hatten mit allen erlangbaren Mitteln das Börsengeschäft zu lähmen gestrebt. „So kanns nicht weiter gehen“: überall war der Seufzer zu hören. Und die jähe oder sachte Abkehr von dem Sumpf zu erwarten, der so üble Dünste aushauchte. Zabern und der deutsch-russische Zwist, die ins Politische nachwirkenden Gaunerstreiche des tüchtigen Herrn Rochette, dessen Begünstigung zwei Häuptlinge der Radikalen, die Minister Caillaux und Monis, von der Staatsanwaltschaft erpreßt hatten, die vorbedachte, tückisch ausgeführte, dann in dicke Lügenwattirung gewickelte Mörderthat der Frau Caillaux: trotz dem Goldhort, dem Gunstköder, der (süditalischen Geheimbünden schlau nachgebildeten) Organisation der Radikalen konnte man glauben, daß sie diesmal geschwächt in die Kammer zurückkehren würden. Daß die Nation, wie Herr Poincaré einst, sprechen werde: „Le progrès n'est que de l'ordre en mouvement.“ Daß die Vertreter strammer Ordnung, fleckloser Autorität, rüstiger Wehrfähigkeit der Sieg krönen werde. Weil sie diese Erwartung völlig enttäuscht hat, ist die Schlußrechnung des französischen Wahlgeschäftes mit Gewinn und Verlust ein internationales Ereigniß.

Nur rascher Modenwechsel bewahrt den Franzosen vor Mißmuth. Er murrt, wenn ihm zugemuthet wird, die selbe Tracht durch

zwei Lenze zu schleppen; lauter jetzt als in den Kindertagen gallischer Vollheit, da Julius Caesar schrieb: „Galli sunt novarum rerum cupidi.“ Unser Snob, der, weil er die Krümel von Bergsons Mahl aufgeklaubt hat, Frankreichs Seele zu kennen wähnt, schwatzte noch von der zerrüttenden Wirkung des revolutionären Geistes, als dessen Spur schon, durch den Wirbel des wiedererwachenden Nationalstolzes, aus dem Boden der Republik verweht worden war. Seit die blinde Thorheit unserer Politik den réveil national ertrutzt hat, gab es in Frankreich kaum noch einen dem Heerwesen feindlichen Willen; war der Syndikalismus der Umsturzlüsternen schüchtern, die Tyrannenmacht der C. G. T. (Compagnie Générale du Travail) morsch geworden; folgte bis in die düstersten Arbeiterviertel des pariser Ostens den ausrückenden, heimkehrenden Truppen aus dem Herzen der Masse morgens und abends der Ruf: „Vive l'armée!“ Herr Hervé, der Jahre lang zur Weigerung der Wehrpflicht aufgefordert hatte, schrieb nun in den „Matin“, unter dem Druck deutscher Drohung werde er, wenns sein müsse, für fünfjährige Waffendienstzeit eintreten. Daß auch diese Mode bald, wenn Deutschland sich ruhig hielt, abgetragen sein werde, war vorauszusehen; ist im vorigen Frühjahr, nach der Rede des Generals Pau im Luxembourg, hier vorausgesagt worden. Sie wäre nur noch im Museum zu sehen, wenn das unnützliche Gelärm um Lunéville, Nancy, Zabern, Fremdenlegion ihr nicht einen Theil des Anhanges erhalten hätte. Wir helfen den französischen Nationalisten aus jeder Noth; so oft die Republikaner sich naher Sorge ledig glauben und den Riemen der Rüstung lockern möchten, rüttelt Michel sie aus träger Ruhe. Sechsmal that ers seit 1904; und hat erreicht, daß die Republik heute zu Land und zu See stärker bewehrt ist, als vor Tanger der hitzigste patriotard zu hoffen wagte. Ihm war die Durchdrückung, ist die Erhaltung dreijähriger Dienstzeit zu danken. Doch die Wucht der nationalen Gemüthsbewegung hat sich schon wieder gemindert. Neue Probleme heischen Lösung; Finanz-, Wahl-, Verfassungreform wird gefordert. Eine Steuer, die, nach deutschem Muster, den Wählerschwarm zärtlich schont und den örtlich getrennten Häuflein der Wohlhabenden die Hauptlast aufbuckelt. Ein Wahlsystem, das auch den Willen der Minderheit zu wirksamem Ausdruck bringt, Gelegenheit zu schwieriger Bezirksmächlerei einschränkt und

sich doch der unausrodbaren Gewohnheit des Bauers anpaßt: das Schwein, das er kaufen, und den Mann, den er wählen soll, zuvor (nach dem Leitsatz: „Je veux connaître mon cochon et mon député“) genau anzusehen, zu beriechen und abzutasten. Eine Verfassungform, die das Volk aus den hartkantigen, den Blutumlauf hemmenden Klammern des Centralismus löst, den Provinzen wieder in selbständig schöpferisches Leben hilft und dem Reich die Möglichkeit stetiger Regirung gewährt: durch Ministerien, die, als Mehrheitausschüsse, für die ganze Dauer der Legislaturperiode, wie in England, gebildet werden, oder durch eine Trias (für Inneres, Finanzen, Internationales), die sich, wie im Deutschen Reich der Kanzler die zur Stellvertretung befugten Staatssekretäre, die ihr tauglich scheinenden Gehilfen wählt. Auf diesen Weg ruft die noch durchs Schlachtgetümmel vernehmbare Stimme des reichen und klugen Herrn Marcel Sembat, der seine Sozialistenpartei aus den Wüsten des in Starrheit ausgedörrten Marxismus (Guesde) und der fruchtlosen Menschenrechtschwätzerei (Jaurès) ins Gelobte Land führen, „ministrable“ machen will. Einer der aufsteigenden, nach dem Erbe der Briand, Millerand, Viviani gierigen Männer, die der Nachbar nicht aus dem Auge lassen darf, damit Werdendes ihn nicht zu spät überrumple. (Ein wichtiger Kömmling ist auch Herr André Tardieu, Premier secrétaire d'ambassade honoraire, Kopf des „Temps“, Verfasser der in ihrer Art meisterlichen Bücher über Algesiras und Agadir; er kennt die Geschichte und das Personal europäischer Diplomatie besser als irgendein in der Wilhelmstraße Seßhafter, ist, wie Zweiflern schon sein Buch über den Fürsten Bülow beweisen könnte, eben so wenig ein wüthender Deutschenfeind wie der Genosse Sembat und sollte, als coming man des Auswärtigen Amtes, von berlinisch unwissenden Schreibern nicht sofort verschrien und geknüppelt werden.) Alte Feindschaft (Clemenceau-Jaurès, Briand-Jaurès) sperrt manche Fahrstraße. Neue Männer erklimmen den Ausguck und lugen nach Leuchtfeuern, die ankünden, wie das Schifflein zu steuern sei. Und allen Parteien, den nach Freiheit und den nach Ordnung langenden, den Patrioten und den Pfaffenfressern, empfiehlt sich, als Lotsen, als Fergen, Herr Delcassé: Reorganisator der Flotte, Ritter des höchsten Russenordens, Manager der frankorumänischen Freundschaft, Träger des Britenvertrauens, nicht in

den Scharmützeln und Schlachten des letzten Jahres geritzt oder ernstlich verwundet, keinem Reformplan verlobt und, seit er den alten Clemenceau gestürzt hat, von Sankt Jaurès entvehmt; er könnte die Römer, die ihm Tripoli danken, der Republik wieder eng befreunden; könnte, nur er jetzt, ohne in die Gefahr des Verrufes zu gleiten, das Joch dreijähriger Dienstzeit mählich lockern.

Solche Lockerung ersehnt der Herzenswunsch der Volksmehrheit. Sie hätte ihn deutlich ausgesprochen, wenn wir still geblieben wären (und hätte ihn in die dunkelste Ecke des Brustschreines versteckt, wenn die lothringische Grenze ein paar Tage früher der Schauplatz deutscher Gefechtsübung, allen Laienblicken unzugänglicher, vor dem Auge des Kriegsherrn geworden wäre). Am vierzehnten März wurde hier gesagt: „Die hellsten Köpfe der Republik hatten die Nothwendigkeit muthiger, nicht entehrender Resignation erkannt. Unsere Aufgabe war nur, ihnen und ihren Landsleuten Ruhe zu lassen. Wir mußten wünschen, daß die Briand, Barthou und Poincaré, die zwar nicht den Krieg, doch die Bereitschaft zum Krieg wollen, in der Wahlschlacht von den Radikalen und Sozialisten, den Gegnern dreijähriger Dienstzeit, nicht nur besiegt, sondern für Jahre in Ohnmacht zurückgeworfen werden. Ihr seht ja, hätten nach solchem Sieg die Rothen zu den Röthlichen gesagt, ‚daß die Deutschen Vernunft angenommen haben und in Eintracht mit uns leben wollen; wozu also noch drei Dienstjahre, unter deren Last der Student, Techniker, Kaufmann knirscht und die dem wichtigsten Volkstheil die Republik verleiden?‘ Daß unsere Heeresstärkung den Weg in diese Erkenntniß bahnen werde, war des Politikers Hoffnung. Frankreich, dachte er, wird bald merken, daß es die Kluft zwischen seiner und unserer Bevölkerungziffer nicht überbrücken, die verhaßten trois ans gegen ein höflich mit ihm verkehrendes Deutschland nicht halten kann, und sich eines Tages auch fragen, wie lange es das für zwei Heere, zwei Flotten nöthige Geld aufzubringen und dennoch der Bankier Südosteuropas zu bleiben vermöge.“ Wir waren nicht still, zwangen durch nutzlos schrille Geräusche den Nachbar in scheue Wachsamkeit und lesen jetzt, daß den drei Jahren auch in der neuen Kammer die Mehrheit gewiß sei. Wie lange? Die Antwort wird von Deutschlands Haltung bestimmt werden. Frankreich hat leise, behutsam gesprochen; feinem Ohr aber seinen Wunsch klar angedeutet. Den Ra-

dikalen und Sozialisten, von deren Ausdünstung und Leistung es durchaus nicht entzückt ist, hätte es die Mannschaft des Präsidenten Poincaré und des kingmaker Briand vorgezogen, wenn diese Donnerlegion nicht auf die drei Jahre verpflichtet wäre. Die müssen, weil sie (die längste Dienstzeit im Bereich europäischer Wehrpflicht) auf die Dauer unhaltbar sind und ihre Wirksamkeit schwindet, je höher in Deutschland die Zahl der fürs Heer Tauglichen steigt, den Willen zu rascher Erzwingung des Kriegsfalles schüren. Und so lange, wie Würde und Selbstachtungbedürfniß der Nation es irgend erlaubt, will Frankreich diesen Krieg vermeiden. Der bon sens seines wortkargen, arbeitsamen, nüchternen Landvolkes hat längst erkannt, daß die Republik die verlorenen Provinzen aus eigener Kraft nicht zurückerobern kann und noch im (unwahrscheinlichen) Fall ausreichender fremder Hilfe der ersten Aufbrunst deutschen Zornes allzu nah wäre. Daß ihr Schicksalspfad nicht in die Vogesenschlucht zurückbiegen darf, sondern vorwärts führen muß: in die Weite des ungeheuren Afrikanerreiches, das jetzt, nach der Einnahme von Tazza, durch den Eisenbahnstrang Tunis-Oran-Fez zur Einheit zusammengeschmiedet und dessen Hauptstadt dann von Paris aus in sechzig Stunden erreicht werden kann. (Wieder ein Grund, dankbar des Herrn Delcassé zu gedenken, ohne dessen psychologisch richtige Behandlung der Marokkaner, ohne dessen drei Verträge mit England, Italien und Spanien dieses gewaltige, nahe, in Erntehoffnung prangende Reich nicht zu erlangen gewesen wäre.) Der Republik gehört Tongking und Madagaskar, Senegambien und ein breites Lendenstück der Aequatorialprovinz, wird morgen ein großer und saftiger Fetzen kleinasiatischer Erde gehören. Und ein Gespenst soll sie hindern, ihre Kraft zu lohnendem Werk zu sammeln und ihres Lebens froh zu werden? Frankreich will den Frieden, weil es ihn wollen muß. Das ist der Sinn seiner Wahl. Dadurch ward sie zum internationalen Ereigniß.

Zu dem für uns wichtigsten seit dem Frieden von Bukarest. Lasset nicht von Thorheit noch von Randalirsucht den Sinn der Wahl wieder fälschen! Die Sozialisten und Radikalen verdanken drei Viertel der Wählerstimmen ihrer im Volksgedächtniß haftenden Bereitschaft, leis jeden gefährlichen Funken zu löschen, jeden Brandstoff zu wässern, bis er unschädlich geworden ist. Scheuchet, Diplomaten und Abgeordnete, Redner und Schreiber, sie nicht

abermals von nützlichem Thun auf! Von einem, das ihres Vaterlandes Zukunft mit lauterer Stimme als unseres fordert. Frankreich braucht, als Kolonialmacht ersten Ranges, eine neue Trassirung seiner Willenswege; muß sich in den Entschluß zu völlig gewandelter Politik aufraffen. Wie Britanien nicht ungestraft Jahre lang in die Nordsee starren, jeder anderen Pflicht fehlen, um jeden Preis für den Fall des Kanalkrieges Genossenschaft erkaufen und sein Geld hastig verschleudern könnte, so darf Frankreich sein Schicksal nicht länger in ein Wahngebild verankern, das es zwingt, die vage Hoffnung auf Hilfe mit dem Aufwand von Summen zu miethen, die ihm am nächsten Tag dann für größere Aufgaben unentbehrlich, aber auch unwiederbringlich sind. Den Krieg gegen Deutschland, den Krieg für zwei Provinzen, denen schon das Wirthschaftinteresse die Sehnsucht nach der Rückkehr in Franzosenherrschaft wehrt, dürfte die Republik nur wagen, wenn in ihr der zuversichtliche Glaube lebte, das Deutsche Reich zerstücken, auf ein Jahrhundert hinaus in kraftlose Staatenbröckchen zerstampfen zu können. Ein einzelner Sieg würde ihr nicht genügen: weil sie die Last der Serienkriege, die ihm folgen müßten, als musulmanische und asiatische Großmacht nicht, ungefährdet, auch nur durch fünf Lustren zu tragen vermöchte. Und die Republik müßte diesen Krieg, der, wie mancher dem Zoologen bekannte, eine wimmelnde Volkheit vernichten soll, morgen ausfechten oder ihn für immer aus dem Bezirk ihres Willens, sogar ihrer Vorstellung scheiden. Die Politik des rachsüchtigen Millionärs, der Fäuste und Revolver erdingt, oder der Weltmacht, die, mit vernarbter Brust, selbst sich den Werth schuf und zu wahren entschlossen ist: vor diesem Scheideweg steht Frankreich. Heute noch kann es für den ganzen Umfang seines Besitzstandes in drei Erdtheilen die deutsche Bürgschaft erlangen: und brauchte die Gewißheit solcher Assekuranz nur mit dem stummen Verzicht auf einen Gestus zu bezahlen, der nicht mehr schreckt, doch immer noch ärgert. Jede neue Sonne breitet den Lichtpfad solcher Erkenntniß. Jedes unbesonnene Gelärm deutscher Menschheit engt ihn und schleiert den Strahl in die Schatten ehrwürdiger Leidenszeit. Eindringlicher noch als im August des Gedenkjahres 1913 töne drum heute die Mahnung: „Da die Mehrheit des deutschen Volkes einen Krieg gegen Frankreich nicht wünscht und auch die Minderheit ihn (der an sich keinen von dem nöthigen Kraft-

aufwand entschädigenden Ertrag verheißt) nur als das unvermeidbare Mittel gegen unerträglichen Drang hinnähme, sollte Jeder, der öffentlich spricht, Jeder, der öffentlichem Urtheil Raum gewährt, sich sorgsamer als bisher vor ungerechtem, das Selbstachtungbedürfniß der Franzosen verletzendem Meinensausdruck hüten. Auch das Gezeter gegen die römischem Muster nachgebildete Fremdenlegion sich in minder hartzackige Form sänftigen. Ist diese Legion deutschen Jünglingen eine Gefahr, so wird Frankreich höflich festem Antrag den Wandel des Rekrutirungsystems nicht weigern. Das Geschimpf schadet nur. Räth kluge Selbstsucht nicht beiden Völkern, das Vergangene endlich nun vergangen sein zu lassen?“

Frankreichs Wahl hat die Frage schüchtern bejaht; die Nothwendigkeit der Weltmachtwahrung wird sie laut bejahen. Wenn nicht ein neuer incident franco-allemand dem Muth zu klarer Antwort das Genick bricht. Der Pantomimikerfeldzug gegen die Fremdenlegion war ein gut gemeintes, doch schlecht bedachtes Unternehmen, das, weil deutsche Soldaten mitgewirkt, deutsche Offiziere und Ministerialbeamte zugeschaut hatten, den Kanzler in einen lästigen Entschuldigungversuch nöthigte. Fremdenlegionen leben nicht seit gestern, nicht nur in Frankreichs Kolonien und werden, als letzte Zufluchtstätte, von manchem Sünder gerühmt, dem sie die Möglichkeit boten, ohne Enthüllung des Namens, der Abkunft, des Fehltrittes und erlittener Strafe sich ein neues Daseinsrecht oder, zu neuer Ausfahrt, doch ein schmales Floß zu zimmern. Daß es in der Legion nicht immer lustig zugeht, ist glaublich; daß alle Mären von der Mißhandlung, Einkerkerung, Tötung deutscher Legionäre als unwahr erwiesen wurden, hat, mit löblicher Unerschrockenheit vor dem Pfaugekreisch Oeffentlicher Meinung, Unterstaatssekretär Zimmermann im Reichstag bestätigt. (Doch, leider, in der selben Rede den Inhalt unverbindlicher Gespräche mit dem Botschafter Frankreichs als ein giltiges Abkommen erwähnt; in das, über Angelegenheiten seines Heerwesens, ein unabhängiger Staat sich niemals bequemen dürfte. Woraus wieder sichtbar wird, wie leicht selbst der tüchtigste Konsularbeamte in dem ihm fremden Gelände der Diplomatie straucheln kann und wie nothwendig dem Reich ein erfahrener und verantwortlicher Leiter des internationalen Geschäftes ist. Herr Doumergue, der sich leidlich eingearbeitet und gegen die Routiers des Quai d'Orsay durchgesetzt hat, ließ ge-

schwind künden: „Ein Abkommen über die Fremdenlegion gab es nie, giebt es nicht, kann es nie geben. Unsere Richtschnur ist das französische Wehrgesetz und von ihr weichen wir nicht um eines Nagels Breite.“ Herr Cambon wird der listlosen Redlichkeit des Unterstaatssekretärs fortan nicht blasseres Lob spenden als bisher, vertrauliche Zwiesprache aber wohl sorgsamer vor Mißverstand hüten.) Die Fremdenlegion kann nicht der Pivot unseres Verhältnisses zu der Französischen Republik sein, deren Häupter, wie Eingeweihte wissen, den Offizieren des Kolonialcorps schon im Herbst die Pflicht zu würdiger und gerechter Behandlung deutscher Mannschaft streng eingeschärft haben. Und den Brauch, unerweisliches Gerücht auf Flügeln durchs Land zu schicken, dürfen wir, ohne Ansehensverlust, Anderen überlassen. Alle Wetterzeichen drängen zu verhängnißvoller Entscheidung. Krieg oder Friede? Frankreich hat gesprochen. Wir würden von der blanken Diele guten Rechtes abgleiten, wenn wir den Spruch hochmüthig überhörten.

Eine Probe. Sechs Monate lang; bis der Reichstag wieder an die Haushaltsarbeit geht. Ein Halbjahr lang knappe, vorurtheillos höfliche Erörterung des in der Republik Geschehenden. In manchem französischen Gymnasium lernen die Schüler „neuere“ Geschichte aus einem Lehrbuch, das ihnen erzählt: „Friedrich der Zweite, den die Deutschen den Einzigen heißen, hat durch seine Erobererzüge nach Schlesien und Polen das Schicksal Preußens bestimmt und einen Mittelstaat in den Rang einer Großmacht erhöht. Das Werkzeug, das dazu half, war das Heer, den Hohenzollern Anfang und Ende aller Dinge; und die Leistung wurde durch den Krieg, ‚die preußische Nationalindustrie‘ ermöglicht.“ Den Glauben an solche Offenbarung nehmen die Jünglinge ins Leben mit. Deutschland ist ihnen die von preußischen Kommandoschnarrern und Feldwebeln bewachte und rauh beherrschte Riesenkaserne, die dem Geist und den Musen, der Großmuth und der Grazie verriegelt ward und deren Belegschaft lechzend des Tages harrt, der ihr den Vorwand zu Ausraubung und Verstümmelung Frankreichs liefern wird. Dieser Glaube wirkt fort und wird durch Schmeichelworte nicht entwurzelt. Daß, dennoch, die Republik den Frieden wahren will und den Gefahren der Massentyrannis und Besitzrechtsschmälerung lieber sich als dem muthwilligen Spiel mit den glimmenden Dochten der Rachsucht aussetzt: diese bün-

diger als je zuvor jetzt erwiesene Thatsache verpflichtet auch uns. Mindestens zu einem letzten, redlichen Versuch, der, noch wenn er mißlänge, nicht schaden könnte. Tapfere Soldaten, in denen kein Aederchen eines Politikers ist, rathen zu noch stärkerer Rüstung. Die würde den Nachbar in Verzweiflung treiben, den Führern und Schützlingen des Patriotenbundes endlich wieder in Macht helfen, den Wunsch nach einer Militärdiktatur entbinden. Der Entschluß zu neuer Armeemehrung wäre obendrein die Wiederholung des Fehlers, den der Britenadmiral Sir John Fisher machte, als er den Bau der Dreadnoughts empfahl und beschleunigte. Auf diesem Weg, wähnte er, kann Keiner uns überholen, der Kräftigste nur mühsam nachhinken. Sein Werk hat Englands alte Armada entwerthet und die Fährniß einer Koalition heraufbeschworen, gegen deren moderne Panzerschiffe die Flotte des King die See nicht unter allen Umständen halten könnte. Neue Rüstung Deutschlands zwänge Britanien und Rußland, die Frankreichs Niederwerfung, mit oder ohne Bündnißvertrag, nicht müßig dulden dürften, ins Aufgebot aller erlangbaren Kräfte, militärischer und finanzieller, die auf allen Seiten, selbst um den Preis schwer erschwinglicher Opfer, Genossenschaft erkaufen müßten. Auch davor brauchten wir nicht zu zittern, wenn Nothwendigkeit uns in solchen Engpaß pferchte. Doch wir wünschen ja nicht die Schwächung noch gar die Vernichtung Frankreichs (wo lebt ein nüchtern Wacher, der solchen Wunsch hegt?); wünschen nur, in dem gewordenen Rechtszustand einträchtig mit ihm zu leben. Nicht das winzigste Dörfchen, nicht den Raum eines Schafstalles oder Rebenhügelchens ersehnen wir von ihm; nur den Verzicht auf eine angewöhnte Grimasse. Die Welt wäre ärmer, wenn die Flamme des Galliergenius nur dünn noch aus ihr loderte und Frankreichs Stimme in zaghaftes Flüstern verblühte. Wem frommt das Mittel, das nur unwillkommenen Zweck fördern könnte? Eine Probe!

Heißet, Germanen, die wilden Männer sechs Monate lang schweigen. Redner und Schreiber. Vergesset, daß „gehetzt“ worden ist. (Nur drüben?) Lasset, bis wieder Nebelung ist, nicht täglich drucken, daß jeder Deutsche in Frankreich gehaßt und verfolgt, geschmäht oder geknufft wird und daß wir den Franzosen, wir edle Barbaren, dennoch nicht grollen. Unsere Väter haben gesiegt, ihre sind geschlagen worden; und ihr Land hat Hunderttausenden guter Deut-

schen Obdach und Einkunft, Behagen und Wohlstand gewährt. Entstellet nicht, was ihre Zeitung meldet; ändert den Sinn und die Farbe des in Frankreich Gesprochenen und Gedruckten niemals auch nur im Allerkleinsten. Weder Weihrauch noch Schimpf. Kommt Unglimpf über den Rhein: bleibet gelassen; ist er der Rede werth, so mag und muß die Amtsinstanz für seine Ahndung sorgen. Kein hätschelndes, kein hämisches Wort. Kein Versuch, das Staatsgeschäft der Pariser zu stören. Eine ehrliche Probe. Die letzte.

Die kann nur, zu Gutem oder zu Schlimmem, beweiskräftig werden, wenn im Elsaß und in Lothringen Ruhe wird. Zwar hat Herr Sembat gesagt, die franko-deutsche Versöhnung müsse der Lösung des Reichslandsproblems vorangehen. „Wenn die Deutschen erkannt haben, daß wir nicht mehr an Rachekrieg denken und die Zukunft der Provinzen als eines deutschen Bundesstaates nicht mehr durch französische Agitation gefährdet ist: erst dann werden sie sich zur Gewährung der Rechte entschließen, die Bayern, Würtemberg, Baden hat.“ Doch der Deutsche kann mit dem Franzosen öffentlich die Einrichtung des Reichslandes eben so wenig erörtern wie der Franzose mit ihm das Wesensgefüge der Fremdenlegion. Und leichter noch als die Thesis des wider die Besitzrechte gewaffneten Millionärs wäre der Satz als richtig zu erweisen, daß die franko-deutsche Verständigung erst möglich wird, wenn Elsasser und Lothringer dem Nachbar in West deutlich gezeigt haben, daß sie zufrieden sind und nicht nach der Wiederkehr unter den Schirm der Republik trachten. Einerlei. Neue Wächter, neue Verwalter sind ins Reichsland geschickt worden. Das ist, trotzdem es sie mißtrauisch empfing, jetzt ihres Lobes voll. Graf Roedern, der Staatssekretär des Inneren, ist in Straßburg schnell ein Liebling geworden. Mein Programm? Das vom Statthalter mir vorgeschriebene. Ausnahmegesetze? Brauchen wir nicht. Eiserne Faust? Eine aus Bein und Fleisch wird, liebe Herren, genügen. Neuer Hader zwischen Soldaten und Bürgern? Karnevalsspuk; harmlose Händel beim Wein oder bei Weibern; nur den Kram nicht wieder zu Ereigniß aufbauschen; „unser Streben nach objektiver Aufhellung der Thatbestände ist von der Militärbehörde mit willigem Eifer unterstützt worden.“ Die ersehnte Kanalisirung der Mosel und Saar? Muß kommen; bald; auch Preußen, das in aller Kulturarbeit stets vornan ist, steht dicht vor der Erkenntniß dieser Nothwendigkeit und wird sicher

nicht grob widersprechen, wenn für das wirthschaftlich und politisch wichtige Werk ein paar Läppermillionen verlangt werden. . Der beste Anfang, der zu erhoffen war. Der greise Oberschulrathspräsident hatte, weil „nicht nur vielen Schülern, sondern auch manchen jungen Lehrern die Fähigkeit und das Bestreben, die deutsche Sprache schriftlich und mündlich zu gebrauchen, in bedenklicher Weise abgehe“, an den Paragraphen der Prüfungordnung gemahnt, der den Schulamtskandidaten in den Beweis verpflichtet, „daß er einer sprachrichtigen, hinlänglich gewandten Darstellung fähig ist.“ Der Erlaß war getadelt und verhöhnt worden und der Landtag wollte dem Verfasser das Ohrläppchen zwicken. Den aber ließ der Staatssekretär nicht in die Gefechtszone. Pflanzte sich vor ihn hin und sprach so nett (über die Elsassermundart, deren Klang er gern höre, die auch ohne besondere Pflege aber gedeihe), daß aus der Menagerie nur noch freundliches Geschnurr zu vernehmen war und eine einzige Stimme dem Magister Huckebein Fehde zuschwor. Alles in schönster Ordnung und Harmonie. Der Statthalter, Herr von Dallwitz, braucht sich fürs Erste nicht anzustrengen; weder den straßburger Bürgermeister Schwander zu überzeugen, daß der Vertreter des Kaisers mit zweihunderttausend Mark nicht zu theuer bezahlt wird, noch mit dem geschmeidigen Staatsrechtslehrer Laband über die Frage zu streiten, ob des zweiten Reichsministers Sold nicht, trotzdem Seine Excellenz in Elsaß-Lothringen den Landesherrn spiele, in den Reichshaushalt einzustellen sei. Noble Ruhe, würdige Haltung: mehr wird von ihm nicht gefordert. Vielleicht aber heischt er selbst, der zu klug ist, um dem Ruhm eines Alba nachzubirschen, von sich höhere Leistung. Die wäre ihm möglich, wenn er die Mühe nicht scheute, das seiner Hut anvertraute behäbig nüchterne Volk, nicht die Notablen nur, bis ins Innerste kennen zu lernen. Ein Elsasser schrieb mir neulich: „Das Reichsland ist für Deutschland, was Spanien für Europa ist: das verschlossene Zimmer in dem sonst überall offenen Haus. Ein unbekanntes Land. Die Franzosen kommen nicht mehr, die Deutschen noch nicht zu uns. Die Konkurrenz der Alpen schlägt uns auf jeder Straße. Was wäre der Schweizer Jura, wenn er zwischen Magdeburg und Leipzig läge! Nun ist er öde. Aehnlich ergeht es den Vogesen, obwohl sie ihn an Naturschönheit weit übertreffen. Wer von Berlin oder Hamburg zwölf Stunden weit südwärts gefahren ist, fährt noch zwei Stunden weiter

und ist in Luzern oder Interlaken. Ein nicht geringer Theil des reichsländischen Jammers stammt daher, daß die Deutschen das Land nicht kennen. Möchten Sie nicht laut zum Besuch des Wasgenwaldes auffordern? Bald ist Pfingstmontag. Blondes Licht fließt auf die Hopfen-, Mais- und Tabakfelder und durchleuchtet den feinen Duft, der über französischer Landschaft schwebt. Jede Stube ist blank gescheuert, jedes Stück des altfränkischen Hausrathes sauber geputzt. Rother Vogesensand deckt die Dielen. Hell blinken die bunten Kacheln vom Ofen, die bemalten Porzellanteller von den Wänden. Die Bäuerin setzt den Kugelhopf auf den Tisch. Im Rahmen der Thür steht der Bauer und schaut nach den verblühenden Rebbergen hinüber, in die stillen, üppig bewachsenen Seitenthäler der Lauch, Thur oder Doller. Da ist Alles noch wie in Urväterzeit. Der Wald noch Wald, nicht Holzbestand. Da ist der Elsaß." Den könnte Herr von Dallwitz dem Deutschen Reich entdecken. Dem müßte er aus Altdeutschland wohlständige Freunde herbeiwinken. Das hat noch nie ein Statthalter versucht. Und wäre doch wichtiger, könnte größeren Nutzen stiften als ein ganzer Haufe gestempelter Erlasse und hochnothpeinlicher Verbote. Wenn der Wackes den Schwob als freigiebigen Gast, nicht als Eindringling und Soldsauger, der nicht knickernde Schwob den Wackes als Kundenwirth sähe, lernten sie einander bald vielleicht lieben.

Und der Spalt, durch den Galliergroll hinüber, Teutonenwuth herüber schielt, würde geschlossen. Die Französische Republik kann dem Deutschen Reich nicht die schmächtigste Parzelle entreißen und danach sicher sein, daß sie, allen deutschen Gewalten zum Trotz, das Errungene sich zu wahren vermag. Deutschland will Frankreichs Macht nicht mindern, sondern, im ganzen Umfang des Dreifarbenbezirkes, mit seiner Wehrkraft verbürgen. Hier keine Absicht auf Gewinn, dort nationalen Dranges Gebieterruf in höhere, Zukunft verheißende Wirkenspflicht. Zwischen den Völkern Johannens und Bismarcks nur eines Schmerzes Schatten. Der weicht, wenn der Wucht sich die Flamme vermählt. Deshalb: Höhnet den Wahlgang nicht; grunzet nicht, während Italiens Jugend wider Oesterreich tobt, die Triple-Entente gleiche der körperlos schillernden Seifenblase, der Dreibund dreifach gehärtetem Erz. Zäumet die Zunge! In diesem Sommer wird Schicksal.



Zwei Welten.*)

Es hat Leute gegeben (und es giebt sie wohl auch noch), die der Errichtung von Universitäten durch munifizente Städte mit einiger Beklemmung entgegensahen. Ich weiß nicht mehr, von wem es stammt, aber es war gar kein übles Wort, das vor Jahr und Tag in der preußischen Landstube ein Abgeordneter sprach: er möchte nicht, daß reiche Kommunen nun auf den Beutel zu klopfen begönnen und sagten: Wir habens dazu, wir können es uns leisten. Und daß sie dann heute eine Badeanstalt mit allem Komfort der Neuzeit bauen, morgen ein Theater der Fünftausend und übermorgen eine Universität eröffnen, mit den allertheuersten Professoren. Ich glaube, der Herr hat sich damals ein Wenig anders ausgedrückt, aber der Sinn war wohl so; und es war ein sehr verständiger Sinn. Denn er führte bis dicht an das Herz dieses im tiefsten Grund soziologischen Problems. Man hat (was man neuerdings immer thut: darum stößt man in Deutschland nur noch so selten auf unbefangene, freie und eigen gerichtete Männer oder solche, die es auch offen zu sein wagen) die Frage der städtischen Universitäten zu einer Parteisache gemacht und verkündet: wer ein aufgeklärter, ein wahrhaft liberaler Mann sein wolle, Der müsse sich für die neuen und freien Universitäten erwärmen, die unsere wunderbare neue Zeit erfordere. Ein Pereat allem überkommenen akademischen Zopf und Plunder! Das war, mit Verlaub zu melden, dummes Zeug. Die wichtigste Frage hat vielmehr zu lauten: Haben diese wohlhäbigen und wohlansehnlichen Stadtbürger (das Wort Savignys zu variiren) den „Beruf“ zur Universitätgründung? Haben sie überhaupt die innere seelische Disposition, dem Forschen und Lehren, wie es mit der Art unseres Hochschulbetriebes nun einmal untrennbar verbunden ist, eine Stätte zu bereiten? (Wobei ich unter dem „Bereiten“ mehr die Schaffung und Erhaltung des geistigen Klimas als die Bereitstellung der Gelder, die ja unter so potenten Leuten schnell bewirkt wäre, verstanden sehen möchte). Vergessen wir doch nicht: die Her-

*) Herrn Professor Dr. Jastrow, dem Dozenten der berliner Handelshochschule, ist von den Aeltesten der Kaufmannschaft der Lehrvertrag gekündigt worden. Die Aeltesten behaupten, daß sie den Professor nicht etwa wegschicken, sondern nur, wie schon zuvor mehrfach geschehen war, die Vertragsbestimmungen ändern wollten. Dozenten und Studenten haben sich, Mann vor Mann, auf die Seite des von der Kündigung Ueberraschten gestellt, die alten, uralten Fragen der Lehrfreiheit sind wieder erörtert und die Debatten durch die Erinnerung an den Umstand gewürzt worden, daß die Kündiger aus den Sphären der Fortschrittlichen Volkspartei gekommen waren. Herr Jastrow ist ausgeschieden.

ren, die so über die neue Gattung von Universitäten gesetzt werden, sind mehr oder weniger in der Erwerbswirthschaft groß geworden; stehen noch heute gewaltigen Unternehmungen vor oder haben früher solche geleitet. Und denken wir ferner daran, daß dieser Welt der großen Erwerbswirthschaften, nicht dem Staatsdienst, das Wort vom „Herrenthum im eigenen Haus“ entstammt. In der Natur des Staatsdienstes liegt, daß er, nehmt Alles nur in Allem, unendlich gleichmüthig ist und daß (die Hauptsache!), was man so den „metallischen Beigeschmack“ heißt, in die Beziehungen zwischen Oberen und Nachgeordneten hier gar nicht hineinspielt. Und eben so liegt in der Natur jedes privaten Dienstverhältnisses, daß, wer über den großen Beutel verfügt, selbst wenn es nur ein Stiftungvermögen ist, das ein mächtiger Handels- oder Industrieherr nach der Vorschrift verwaltet, in dem zu kontraktlichen Leistungen Verpflichteten nur den Angestellten sieht. Berühmte Aerzte, ich weiß es wohl, die aus ihrer Privatpraxis ein Einkommen von Hunderttausenden beziehen, machen auch als Leiter städtischer Anstalten darin eine Ausnahme. Aber sonst? Ein Engagement, für das man „Salair“ bezahlt. Es sind zwei Welten; und wenn man will, kann man das Wort D'Israelis von den „two nations“ auch auf sie beziehen. Als ich in Kiel studirte, ging über den damals dort lehrenden Chemiker Ladenburg, der einem sehr begüterten Kaufmannshaus entstammte, das Geschichtchen, bei einem Familiendiner sei auf ihn folgender Toast ausgebracht worden: Er sei ein großer Chemiker geworden, obwohl ers gar nicht nöthig gehabt hätte! Erfunden oder nicht: die Anekdote malt den Abstand zwischen beiden Schichten. Zwei Welten ....

Noch hat die erste städtische Universität in deutschen Landen ihre Thore nicht aufgethan; aber Das, was man in diesen Tagen den „Fall Jastrow“ nannte, giebt uns schon einen Vorgeschmack von Dem, was uns noch blühen mag. Und dabei sind in diesem ärgerlichen Handel die Möglichkeiten, die sich aus dem Zusammenprallen zweier so ganz verschiedenen Lebenssphären ergeben, durchaus noch nicht erschöpft. Es ist jetzt bald ein Menschenalter her, aber noch immer dröhnt mir der leidenschaftliche Rhythmus im Ohr, mit dem Heinrich von Treitschke uns zurief: „Glauben Sie mir, meine Herren, ich stünde keinen Augenblick länger an diesem Platz, wenn ein Parteiregiment über die Lehrstühle an den Universitäten zu befinden hätte.“ In Frankfurt will man ja jetzt, den Stiftern zum Trotz, um jeden Preis eine theologische Fakultät errichten. Hält man für denkbar, daß in sie je ein Mann wie Reinhold Seeberg berufen werden könne? Dr. Richard Bahr.



Der Tod.

Sie saßen im Nebenzimmer und die Thür stand einen Spalt breit offen. Die Tochter drückte von Zeit zu Zeit ihr Tüchlein an die Augen. Wenn die Mutter sterben will!

Die Tochter ist Witwe, eine dunkle, stattliche Matrone, eine Autorität in ihrer Familie; und ihre Töchter sind sehr junge Frauen. Aber die Schwiegersöhne werden erst kommen, wenn Alles vorbei ist. Es ist so peinlich, Stunden lang ceremoniöse Gesichter zu zeigen. Großmama ist schließlich vierundachtzig Jahre alt. Herrgottnochmal! Schließlich holts uns Alle: also!

Onkel Viktor geht unruhig vom Ofen ans Fenster. Der weiße Porzellanofen ist kalt, gegen den er sich lehnt, und die Fenster stehen weit offen, vor denen die Stores sich blähen. Wenn doch Sommer ist, in der sonnig gekrausten Luft ein Hauch von abertausend Gartenblumen hängt, ein süßherber Honigduft von Gedeihen und Reifen, ein Verwesen von Ueberreifem, ein sanfter Hauch vom Leben und vom Tode.

Mama rechnet lautlos und notirt Vielerlei; nachher wird viel auf sie einstürmen. Und die jungen Frauen unterhalten sich leise oder sitzen theilnahmelos mit geblähten Nasenflügeln. Einmal werden sie fast unschicklich laut; da handelt es sich um die Perlen und den Amethystschmuck. So oft in letzter Zeit haben sie schon gedacht, daß ... Und immer war es nichts. Ein alter Mensch ist doch sich selbst zur Last, daran muß man sich halten; denn sonst natürlich ... Und Mama bringt sie zum Schweigen. Das Batisttuch fliegt wieder an die Augen und kehrt auf halbem Weg um. Mama hat einen guten Gedanken, sie kritzelt wieder auf ihrem Besorgezettel. Und vergißt keinen Augenblick, daß sie jetzt die Hauptperson ist, weil sie doch die Mutter verlieren soll. Onkel Viktor kann Einen nervös machen mit seinem Hin- und Herlaufen. Der Gute schluchzt manchmal; aber er nimmt sich immer schnell zusammen. Ist ja auch nur ein entfernt Verwandter; aber er hat seit zwanzig Jahren und länger immer am Dinstag bei der Geheimräthin gegessen. Er hat sie gekannt, als sie eine hoffärtige, übertrieben elegante Frau war. Später wurde sie stiller, weil die neue Zeit anbrach, die ganz andere, ganz neue Ideale aufbrachte, und weil Alle in der Familie thaten, als ob Großmutter nicht mehr mitkönne. Sie wollte auch gar nicht; diese neue Zeit haßte sie.

Der Arzt saß neben Großmamas letztem Lager. Die Pflegeschwester bewegte sich mit ruhiger Gelassenheit im Zimmer. Sie gab nicht eine Viertelstunde Ruhe. Es war erstaunlich, wie viel da zu ordnen war, um eine stille Frau her, die vom Leben nun nichts mehr wollte.

In die Mitte der Stube hatten sie das Bett gerückt. Ganz flach lag sie in den weißen Kissen, ganz klein das Gesicht, die Augen geschlossen und die Lippen zusammengepreßt, wie Greise thun, denen die falschen Zähne entfernt sind. Lautlos lag sie, die Hände unter der dünnen Decke. Und schlief. Nahrung wies sie stumm von sich, schnell und hart gab der Puls an, daß noch Leben sich gegen den Tod behaupte.

Der lächelte, der Tod: Ich kann warten; und zog sich noch für ein paar Minuten zurück. Denn er ist ein höflicher Mann.

Durch die zusammengezogenen Vorhänge strömte die Sommerluft ins Sterbegemach. Ach, überschwänglich schön. Traf die alte Frau, stärkte sie noch einmal, machte sie trunken wie starker Wein. Und das Gehirn wurde davon wach, es kreiselte wie ein welkes Blatt im Winde. Sie litt nicht. Sie war ja nicht krank, bewahre; es ist ja nur Altersschwäche. Das ist doch keine Krankheit; nur: man stirbt daran.

Immer hatte sie sich vor dem Sterben gefürchtet; vor dem Totsein nicht. Hatte sich vorgestellt, man packe sie noch lebend in den Sarg, und wie in der engen Sargumklammerung das Erwachen sein werde. Wenn man schreien will und vor Grauen nicht kann und die Hände fassen in die weiche, abgeathmete Luft. Man stemmt sich und sinkt wieder zusammen, Bretter um sich, Erde über sich, ganz zugedeckt mit Erde; und ein Brett zur Scheide, sonst fiele die Erde in den Mund, verklebte die Augen. Und Athemnoth und Gewissenspein . . . Nein: Die kam nicht auf gegen das andere Gräßliche. Verbrennt mich! Die Flamme, die reinliche Flamme. . .

Sie schlummerte; fern von solchen Vorstellungen kräftigerer Tage. Sie hatte sogar Besuch, mitten in der leeren Stube. Eine Jugendfreundin, die seit vierzig Jahren da unten schlummerte. Unbewegten Antlitzes lächelte die Greisin, tief innerlich, und eine kleine violette Ader an ihrer Schläfe klopfte. Riekchen hatte den Hals, die Schultern frei, nach kindlicher Mode trug sie ein Mullfichu und den Scheitel glatt und das Haar, wie ein geflochtenes Blumenkörbchen, hoch oben auf dem Hinterkopf. Und sie sagte, langsam und schleppend, wie Riekchen immer sprach: „Gott, nein, Antonie, wie Du nur den Professor zum Manne nehmen kannst! Der wäre mir zu anspruchsvoll. Und zwanzig Jahre ist er älter als Du!“

Dumm und gutmüthig, die Rieke; war in der kleinen Stadt geblieben, in den kleinen Verhältnissen, wo ringsum die Kornfelder wogten, wogten, gelb und rostfarbig, auf und nieder, auf und . . . .

Der Doktor stand vom Stuhl auf, lang und dünn, mit famosen Durchziehern an der linken Mundecke. Er flüsterte mit der Schwester. „Gnädige Frau,“ sagte Die in ihrem breiten mecklenburger Dialekt, „ein paar Tropfen Wein, ganz schönen Süßwein, gnädige Frau!“ Sie sagte „gnädige Frau“ zu diesem kümmerlichen Erdenrest; und hob die alte Frau in ihrem stämmigen Arm auf, flößte mit silbernem Löffelchen den Wein ein, den die Alte wieder aus dem Munde laufen ließ.

Aber die Tropfen, die in der Mundhöhle verblieben, brachten Stärkung, ließen das Hirn wieder drehend kreiseln. Da war ja der Professor, nein: Geheimrath; die Frau sah ihn in weiter Ferne, so klein, wie man die Menschlein durch ein verkehrtes Perspektiv sieht. Just so klein stand der stämmige Mann und bewegte sich spazirend. Er war immer so daher gestapft, spazirend durch die Straßen, wenn ers zu Haus nicht mehr aushielt; wenn sie ihn verärgert hatte oder im

Tiefsten gekränkt, ihn, durch den sie Alles gewonnen, was ihren eitlen Sinn gereizt hatte. Einfach Alles.

Kann ein halber Leichnam lächeln? Der Doktor sah es nur am Runderwerden der Nasenspitze, die er im scharfen Profil vor sich hatte. Und schritt ins Nebenzimmer; es war eine Erholung, den langen, hohl gesessenen Rücken zu strecken.

„Sie hat gelächelt", sprach er flüsternd zu den Angehörigen. „Sie hat gelächelt", flog es von Einem zum Anderen. Jetzt war der eine Schwiegersohn da, der vom Kammergericht, der Gemüthsmensch. Stand am Fenster mit seinem scharfen Staatsanwaltsgesicht, klopfte mit der Stiefelspitze den Boden und fuhr herum.

Sie wird doch nicht nun noch besser werden? Nun man sich auf Erschütterung eingerichtet hatte, auf korrekte Familienerschütterung? Das heißt: er sagte es nicht, dachte nur so.

Und die Frauen behaupteten, Omama habe an ihre Tochter gedacht, daher komme das Lächeln in solchem rührenden Augenblick. Worüber hat denn eine alte Frau zu lächeln, wenn nicht über das Gedeihen ihrer Familie? Das Batisttüchlein bewegte sich zu den Augen hinauf und kehrte auf halbem Weg zurück; denn draußen schellte es. Ein plumper Finger hat an dem kupfernen Griff zu lange gezogen; es gellte durch das stille Haus. Erkundigung nach dem Befinden. Das ging so den ganzen Tag. Und sie hätten es gar nicht ausgehalten, wenn Alles stumm geblieben wäre. Das liebe Leben mußte sich immer wieder melden. Das Schellen war auch ins Sterbegemach gedrungen; nur als ein leiser Hauch, sonst hätte man ja die Klingel abgestellt. Mama hätte doch nicht gelitten, daß irgendetwas Schickliches versäumt werde.

Und der leise Klingelklang drang in die flatternde Seele wie die Trompeten von Jericho. Und holte sie nochmals zurück von dem Weg, den Alle gehen müssen. Der Schreck hatte ihr einen Ruck gegeben. Das Lächeln hatte sich verflüchtigt. Die Augensterne, die schon lange den Greisenring um die Iris trugen, schlugen sich groß auf. Nur Die draußen konnten Das nicht merken, denn die dünnen Lider lagen fest geschlossen darüber. Friedrich!

Mit dem Gefährten ihrer Tage hatte sie wenig Umstände gemacht. Sie hatte ihn wahrhaftig nicht gerufen. Aber Friedrich, Friedrich Hüter, mit dem sie die Ehe gebrochen hatte. . . Sagten nicht die Menschen so? Galt Das nicht als die Sünde der Sünden? Gott sei Dank: es war geheim geblieben und nie war sie genöthigt, die Augen niederzuschlagen; aber sie möchte wohl wissen, was an ihrem ärmlichen Leben von Belang gewesen wäre, wenn nicht Dieses, dies furchtbar Schöne, das all ihre Tage mit Siegergefühlen erhellt hatte, noch als er längst wieder aus ihrem Leben geschieden war. An wen hielt sie sich denn in heimlichem Triumph, wenn sie wach lag im ehelichen Schlafgemach und auf den alten Mann, da neben ihr, starrte, der heiser schnarchte oder zuletzt sich in Hustenkrämpfen wand? Sie, die Junge, die Starke?

Den Mann hatte sie genommen, Gott: weil man einen nehmen muß. Von Anfang an waren sie ein ungleiches Paar. Die Kinder, die ihm glichen, hat sie abgeschüttelt wie der Baum die Frucht. Hat sich tief innerlich nicht um sie gesorgt; hat immer über den Zaun des Lebens geblickt, Jahre lang, ob nichts Ueberirdisches komme, daran sich eine arme Seele klammern kann und will und muß.

Es ist, als ob sie mit den Schultern tiefer sänke, ganz, ganz tief; und eine Stimme sagt: O Freunde, nicht diese Töne; stimmet andere an! Die Stimme ist Friedrichs Stimme und von fern, fern her kommt sie geschwommen, wie über einen dunkelschwarzen Ozean von Zeit. Die Stimme ist tief und edel. Da hat sie ihn zuerst gehört. Sagten sie nicht Singakademie zu dem Saal mit den Säulen? Und war es nicht aus der Neunten? Von . . . Von wem . . . O Freunde!

Sie ist eine Greisin auf ihrem letzten Lager. Das aber vergißt sie nie, auch wenn der Tod alle Erinnerung von der Tafel ihres Lebens löscht. Nur sie sinkt; und vor ihren Augen entstehen Feuerkreise, erst kleinere, dann größere. Himmlischer Vater: Woher kommen die lichten Kreise, die sich wie im Sphärentanze in einander drehen? Irgendetwas legt sich hart und schwer auf sie. Nein; und wenn es sie zerdrückte, ihr die müden, morschen Knochen bräche, nein, nein: sie bereut nicht! Ohne ihre ungesühnte Schuld, ohne das süße Opfer, ohne das heiße Begehren, das heldenstarke Umfangen . . . Dagegen ist Alles, was das Leben sonst gebracht hat, nichts.

Die Feuerkreise werden gigantisch; und rauchend rothe Lohe schlägt empor. Ihrer Sünden süßeste, herrlichste, daran sich in heimlicher Stunde ihre Seele packt und hält.

Die Greisin hat eine Bewegung gemacht, leise, kaum vernehmbar. Der lange Doktor steht von seinem Stuhl zu Häupten des Lagers auf und öffnet breit die Thür. Alle schieben sich hinein, voran die Mama mit dem Batisttüchlein; die jungen Frauen mit erschrockenen Augen; die Männer, ach, so trostbereit, in würdiger Fassung. Nur Onkel Viktor bleibt an dem kalten, weißen Porzellanofen; der ist ihm in den langen Stunden ein Halt und eine Stütze gewesen.

Und von der nahen Jakobikirche fällt plötzlich das volle Geläut ein; es ist Sonnabend, sechs Uhr. Sie läuten den Sonntag ein.

Aber für die Greisin sind die ehernen Klänge zu stark. Sie sinkt, sinkt . . . . Die rothe Lohe blaßt ab. Ein ungeheures Frieren umstarrt, lähmt, überwältigt sie. Der Tod hat sie mit seinem Finger berührt. Der Tod ist des Wartens satt; er legt ihr die Knochenhand aufs Herz. Das rasselt und schnarrt: O Freunde, nicht diese Töne . . . Aber die Worte werden nicht klar; sie sind nur ein weltumbrausender Akkord, ein gewaltiger Todesrausch. Dann: Stille.

Sie haben es nachher sehr rührend geschildert: „Großmama ist beim Läuten der Kirchenglocken entschlafen. Wir standen Alle um ihr Lager und empfingen ihren segnenden Blick.“

Charlottenburg. Else Franken.

Americana.

In den Vereinigten Staaten genoß in diesem Frühling ein Mann die höchste Freude, die das Schicksal spendet: Henry Howard Taft. Nie während seiner Präsidentschaft war ihm so behaglich zu Muth wie in der ersten Regirungperiode seines Nachfolgers Woodrow Wilson. Stand er zuerst im Schatten der Begeisterung über die Tarifreform und das neue Bankgesetz, so wurde er dann wohlwollend betrachtetes Vergleichsobjekt für die verärgerten Bürger der Union. Die Trusts hat auch er rauh angefaßt; aber er gab, wenns nöthig wurde, nach. Und Mexiko hat er wie ein rohes Ei behandelt. So gewann er sich den Ruhm des umfangreichsten Kunktators, den Klio je verzeichnete, und den Nachruhm, der klügere Realpolitiker gewesen zu sein. Wilson, der den Idealismus unter die Gebrauchsartikel der amerikanischen Politik einführte, erlebt die schlimmsten Enttäuschungen. Wer sieben Jahre auf Erntesegen gewartet hat und die Frucht noch immer nicht reifen sieht, darf grob werden. Das Märchen von der Unverwüstlichkeit des amerikanischen Reichthums wirkt nicht mehr; und die Amerikaschwärmer müssen ihre Weltanschauung revidiren. So übel steht es um die Geschäfte, daß selbst der alte Hill, der Unglücksprophet, vor der Macht der Thatsachen schaudernd schweigt. Frank J. Vanderlip, Einer von der Gegenseite, der Präsident der National City Bank, erklärte bei einem Festmahl der Baumwollfabrikanten, die geschäftliche Depression müßte eigentlich noch größer sein. Dinerreden sind im Allgemeinen auf den Ton behaglichen Wohlwollens gestimmt. In neuer Zeit aber nehmen sie manchmal die Tonfarbe von Henkersmahlzeiten; nicht nur drüben, sondern auch in Germany, namentlich im Bereich von Schlegel und Eisen. Die amerikanischen Industrieleute sind weder mit dem Zolltarif noch mit der Politik zufrieden. Die Textilfabrikanten hatten während der Verhandlungen besonders laut gezetert. Man brachte sie mit dem berühmten Hinweis auf das „gemeine Wohl“ zum Schweigen. Resultat: nach der newyorker Einfuhrstatistik wurden im ersten Vierteljahr 1914 für 700 000 Dollars (gegen 260 000) Wollwaaren, für 1,10 Million Dollars (820 000) Baumwoll- und für 695 000 Dollars (650 000) Seidenwaaren importirt. In diesen drei Gruppen hat die Steigerung 765 000 Dollars betragen. Für Wollwaaren hat sie sich beinahe verdreifacht. Also behielten die Gegner Recht, die vor einer Schädigung der einheimischen Industrie durch vermehrtes Angebot fremder Waare warnten. Das ist eine für das Ausland erfreuliche Botschaft.

Eine Trauerversammlung hielten die Mitglieder der American Pig Iron Association ab. Sie konstatirten, daß deutsches und englisches Eisen in schamloser Weise die Heiligkeit der Monroe-Doktrin verletzte. Die fremden Eisenproduzenten benutzten Amerika und seine privilegirten Absatzgebiete als Ablagerungstätten für ihren Ueberfluß. Je schlechter die Konjunktur in Deutschland und Britanien werde

(Geheimrath Beukenberg, der Generaldirektor der Phoenixgesellschaft, verkündete neulich auf einem Festmahl, daß der deutschen Eisenindustrie das Schlimmste noch bevorstehe), desto eifriger werde der Export nach der Union betrieben. Da sich in Deutschland ein Eisen- und Stahlgewerbe mit starker Weltmarktbegabung entwickelt hat, sind die schmerzhaften Empfindungen der Herren von der Pig Iron Association wohl zu verstehen. Die Roheisenproduktion lohnt sich ja kaum noch. Die Preise sind so niedrig, daß sie Verluste bringen. Trotzdem werden sie von den damned Germans unterboten. Alles unter der förderſamen Aegide des neuen Zolltarifs, auf den so innig gehofft worden war.

Ein eigenes Lied singt der Stahltrust. Der fühlte sich seines Exportglücks ziemlich sicher und trug die Tücken des wechselvollen Marktschicksals mit Würde. Daß der gegen ihn geführte Prozeß ihm nicht gefährlich werden wird, ist sicher. Der Trust machte von seinem Monopol nach bester Möglichkeit Gebrauch. So bei seinen Geschäften in Südamerika. Aber diese üppig betriebene Ausfuhrpolitik ist noch erfolglos. Die letzten Ziffern, die von der Steel Corporation veröffentlicht wurden, sahen magerer aus als die früheren. Im ersten Vierteljahr 1914 sind knapp 18 Millionen Dollars verdient worden; 16 weniger als im Vorjahr. Die Dividenden, die zusammen 12,6 Millionen Dollars erfordern, wurden nur zur Hälfte aus dem Quartalsüberschuß verdient; für den Rest müssen die Rücklagen herhalten. Und die Aufträge schrumpfen immer mehr ein: Ende März 4,8 Millionen Tonnen gegen 7,5 im März 1913. Dem Stahltrust fehlen, wie anderen Unternehmen, die Aufträge der Eisenbahnen. Die spielen nur noch in Skandalstücken mit. Die Sünden der Gründer werden an den Aktionären heimgesucht. Alle Errungenschaften einer hoch entwickelten Wasserbautechnik werden verleugnet. Die Statistik, die neugierig war, die chemische Zusammensetzung des von den Eisenbahnen verschluckten Kapitals kennen zu lernen, ist rascher, als sie vermuthete, an ihr Ziel gelangt. Die Intestate Commerce Commission hat den Deckel vom System der amerikanischen Bahnen genommen; und was man fand, war nicht immer geruchlos. Frisco, New Haven, Rock Island sind Kennworte, die der Eisenbahnmann nicht gern hört. Schuld an allem Unglück ist die Geldnoth. Die Bahnen können, schon seit Jahren, nicht mehr auf normale Weise zu neuem Betriebskapital kommen. Wer wird ihnen Papiere abnehmen, wenn bei jeder Gelegenheit vom receiver gesprochen wird? Das Publikum schwört nicht mehr auf Yankeewerthe. Die Dämmerung ist viel schneller heraufgezogen, als die Emissionhäuser ahnten. Es ist doch keine Kleinigkeit, daß in wenigen Jahren eine Effektengattung, die einst den Markt beherrschte, aus dem Emissionprogramm ganz verschwunden ist. Ob es je wieder dahin kommt, daß amerikanische Papiere untergebracht waren, noch bevor sie aufgelegt wurden, ist fraglich. Die ganze Herrlichkeit hat, in Deutschland, fünfundzwanzig Jahre gedauert, vom Erscheinen der Northern Pacific Shares bis zum Anbruch der Wirthschaftdämmerung im Herbst 1907. Ein Riesenfeuerwerk, das bald nieder-

gebrannt war. Was sind die verlästerten paar Gründerjahre auf deutschem Boden gegen den amerikanischen Zusammenbruch!

Einiges gehört aufs Konto Taft-Wilson. Seit Jahren mühen sich die Bahnen um eine Erhöhung ihrer Tarife. Sie können die steigende Last der Ausgaben nicht mehr tragen, ohne eine ausgleichende Größe in der Rechnung zu haben. Warum weigert die Regirung die gewünschte Zusage? Weil sie sich fürchtet, den Bahnen den kleinen Finger hinzustrecken. Und dann: die Verstaatlichung! Deren Möglichkeit wird, aus guten Gründen, nicht zugegeben. „Toujours y penser, ne pas en parler.“ Das Rezept Gambettos gilt nicht allein für die grande, auch für die greatest nation. Je schlechter es den Eisenbahngesellschaften geht, desto besser eignen sie sich zur Aufnahme unter die schützenden Fittiche der Staaten. Vorläufig äußert sich deren Fürsorge darin, daß sie harte Geldstrafen für jeden Verstoß gegen die Sicherheitvorschriften verkünden. Auf diese Weise bekommen sie ihren Antheil am Gewinn schmerzloser als die Aktionäre. Und im Hintergrund dräut die Verstaatlichung.

New York, das schon längst keine Börsensensation mehr erlebt hatte, glaubte an einen schlechten Witz, als gemeldet wurde, die kanadische Eisenbahnkommission habe beschlossen, die Frachtraten im Gebiet westlich von den Großen Seen um ein paar Prozent zu kürzen. Zwischen Orient und Occident der kanadischen Dominion besteht ein Gegensatz im Behagen. Die Oestlichen fühlen sich wohler als die Westlichen, die dem Urzustand der Natur näher sind. Um nun auch den Landesprodukten aus dem Westen die Bewegungmöglichkeit der östlichen zu verschaffen, wurde fraternité und égalité für die Frachtsätze angeordnet. Die Railway Commission in Ottawa hätte vielleicht vor solcher Verfügung gezögert, wenn sie die Situation der größten kanadischen Eisenbahn, der Canadian Pacific Railway, nicht mit den Augen des Präsidenten Shaughnessy und der lieben Börsenhaussiers gesehen hätte. Mußte man nicht glauben, die Bahn wisse sich vor Geldüberfluß nicht zu lassen? Dabei sorgte sie mit Eifer für den Ausbau ihres Anlagekapitals und gab den Aktionären jedesmal, wenn sie neue Shares, Bonds oder Notes brachte, eine Zuckerpille zur Beruhigung; zuletzt die Abtrennung des Landbesitzes in einen besonders zu verwaltenden Fonds. Die Canada-Spekulanten hatten den Kurs bis auf den Gipfel von 280 Prozent getrieben; bei 10 Prozent Dividende! Die besten Voraussetzungen für den Sturz und eine erfolgreiche Thätigkeit der Fixer waren also gegeben. Die Geschichte war schon wackelig, als die letzte Geldaufnahme Ereigniß wurde. Die Erlebnisse in Oesterreich dienten auch nicht zur Förderung des Kurses. Und mit dem Prospekt, der die Einführung von 60 Millionen Dollars junger Kanadier an die berliner Börse begleitete, konnte die alte Stimmung erst recht nicht wiederhergestellt werden. Am Stärksten wirkte aber für die Herren „Leerverkäufer“ die Entscheidung der Tarifkommission. Die Aktiennotiz sank auf Ziffern, die sie seit vielen Jahren nicht mehr gesehen hatte. Mancher Amateur-Baissier hat der Kanadabahn ein hübsches

Jahreseinkommen zu danken. Die beiden Konkurrenzlinien der Canadian Pacific sind in sehr übler Verfassung. Die Canadian Northern muß vom Staat sanirt werden. Die Regirung übernimmt die Hälfte des von 145 auf 100 Millionen Dollars zu kürzenden Aktienkapitals. Die Bahn soll mit staatlicher Unterstützung zu einer kräftigen Rivalin der Canadian Pacific gemacht werden. Nette Aussichten für die Kanada-Haussiers. Und eine sonderbare Geschäftspolitik. Erst wird der Bahn die aufdringlichste Reklame für das kanadische Paradies erlaubt; dann drückt man ihr den Daumen aufs Auge: weil Statistik und Reklame die Wirthschaftkrisis doch nicht aufhalten können.

Kanada hat die Börse mehr geärgert als Mexiko. Was sind Mexikaner im Vergleich mit dem beliebtesten Spielpapier beider Welten? Aber seit der Besetzung der Goldhäfen sind die wichtigsten Thore für die Waareneinfuhr nach Mexiko gesperrt. Da fehlen also die Zölle und mit ihnen die Hauptgarantie für einen Theil der mexikanischen Staatsschuld. Die Besitzer mexikanischer Anleihen sind, seit der amtlichen Erklärung des Staatsbankerots (Mitte Januar 1914), auf das Schlimmste vorbereitet. Besser muß es einmal werden: wann? Was Diaz und Limantour gethan haben, um der Landeswährung Kredit zu verschaffen. ist vernichtet. Die Konversionkasse ist geleert. Die letzten Metallreserven sind in einem Meer von Papierzetteln untergegangen. Während Huerta Assignaten druckt, stiehlt der ärgste Spitzbube nördlich und südlich vom Rio Grande, der „General“ Francisco Villa, die Pesos der unglücklichen Opfer seiner Habgier und füllt sein Bankkonto in New York damit auf. Amerikanisches Geld findet auf diese Weise den Weg in die Heimath, wenn auch unter dem Einfluß eines kleinen Besitzwechsels. Die Eigenthümer der Oelquellen haben Bryan um Schutz für ihre Betriebsanlagen ersucht. Da Petroleum sich nicht gut stehlen läßt, werden die Quellen vor dem Caballero Villa Ruhe haben. Aber es ist interessant, daß die Konkurrenten sich in der Stunde der Gefahr einen gemeinsamen Beschützer suchen. Während John Rockefeller junior in Kolorado sein liebevolles Herz an den Arbeitern erprobt, bangt Rockefeller senior um sein mexikanisches Oel. Und Pearson and Son rufen, wie er, den Schutz des Sternenbanners an. Die Kupferleute haben die Bude zugemacht. In den Gruben und Raffinerien ruht die Arbeit. Die Guggenheims, die im mexikanischen Kupfer sitzen, verzichten lieber auf jeden Ertrag, als daß sie Gefahr laufen, Vorräthe anzuhäufen, die von der Hütte nicht fort können. Wenn der blutige Krieg zu Ende ist, wird der Kampf um das kostbare Erdöl mit verdoppelten Kräften einsetzen. Die Standard Oil sieht unwillig, wie Mexiko in der Statistik immer weiter aufrückt; denn die Wahrung ihrer Macht über den Weltmarkt hängt von der Schwäche ihrer Konkurrenten ab. Auch gegen die Pläne der deutschen Regirung hat sich Rockefeller siegreich behauptet. Will er nicht, wider alles Erwarten, nachgeben, dann wird Mexikos Wirthschaft nicht leicht in Ordnung kommen. Ladon.



Dostojewskijs Briefe.*)

An den General E. J. Totleben.**)

Eure Excellenz Eduard Jwanowitsch! Verzeihen Sie, daß ich Ihre Aufmerksamkeit für meinen Brief in Anspruch zu nehmen wage. Ich fürchte, daß, wenn Sie die Unterschrift und meinen Namen, den Sie wohl vergessen haben (obwohl ich vor Jahren, vor sehr vielen Jahren die Ehre hatte, mit Ihnen bekannt zu sein), sehen, Sie mir zürnen und den Brief fortwerfen werden, ohne ihn gelesen zu haben. Ich flehe Sie um Ihre Nachsicht an. Strafen Sie mich nicht und glauben Sie nicht, daß ich den ganzen unermeßlichen Unterschied zwischen meiner Lage und Ihrer nicht begriffen habe. Ich habe in meinem Leben viel zu viel traurige Erfahrungen gemacht, als daß ich diesen Unterschied nicht einsehen könnte. Ich weiß recht wohl: ich habe gar kein Recht, Sie jetzt daran zu erinnern, daß Sie mich einst gekannt haben, und daraus auch nur den Schatten eines Anrechtes auf Ihre Aufmerksamkeit abzuleiten. Doch ich bin zu unglücklich, um mich nicht fast gegen meinen Willen der Hoffnung hinzugeben, daß Sie Ihr Herz einem unglücklichen Verbannten nicht verschließen und ihm einen Augenblick Ihre Aufmerksamkeit schenken werden.

Ich ersuche Baron Alexander Jegorowitsch Wrangel, Ihnen diesen Brief zu überbringen. Während seines Aufenthaltes in Semipalatinsk hat er für mich mehr gethan, als ein leiblicher Bruder hätte thun können. Seine Freundschaft machte mich glücklich. Er kennt alle

---

*) Zwei Proben aus dem sehnlich erwarteten Bande, der noch im Frühling bei R. Piper & Co. in München erscheinen soll. Nach der Mittheilung des Verlegers wird er acht Mark kosten und sechzehn Abbildungen (Portraits, Faksimiles) enthalten. Unüberschätzbar ist der innere Werth dieses Buches: als des Denkmals einer großen Menschenseele, aus deren Gehäus ein großer Dichter wirkte. Ein urrussischer Christ, der die Heilandslehre zu leben trachtete und dem Slavenevangelium im Westen unserer Welt eine größere und wichtigere Gemeinde warb, als alle Sendboten der Prawoslavie zusammen vermochten. Er wurde 1821, als Sohn eines Stabsarztes, in Moskau geboren, 1844, als Oberlieutenant, „wegen Krankheit“ aus dem Ingenieurcorps entlassen, 1849, als Genosse Petraschewskijs, zum Tod, dann zu Strafarbeit in Sibirien verurtheilt; in der Weihnacht, in Ketten, aus Petersburg weggeschleppt; vom Januar 1850 bis in den Februar 1854 ist er im Zuchthaus von Omsk, muß danach im Siebenten Sibirischen Linienregiment dienen und darf erst im Dezember 1859 nach Petersburg zurückkehren; am achtundzwanzigsten Januarabend des Jahres 1881 ist er gestorben.

**) Eduard Totleben (1818 bis 1884) hervorragender Militäringenieur, Erbauer der Festungwerke um Sebastopol, die den Heeren der gegen Rußland verbündeten Großmächte im Krimkrieg zwölf Monate Stand hielten.

meine Umstände. Ich bat ihn, diesen Brief Ihnen persönlich zu überbringen; er wird es thun, obgleich es mir gar nicht möglich war, ihn zu überzeugen, daß Sie diesen Brief mit Nachsicht entgegen nehmen werden. Diese Zweifel sind im Herzen eines gewesenen Zuchthäuslers wohl verständlich. Ich habe eine große Bitte an Sie und nur eine schwache Hoffnung, daß Sie mich anhören werden.

Vielleicht haben Sie irgendetwas von meiner Verhaftung, meinem Prozeß und der allerhöchsten Bestätigung des Urtheils gehört, das in dem Prozeß, an dem ich im Jahr 1849 betheiligt war, gefällt worden ist. Vielleicht haben Sie auch meinem Schicksal irgendwelche Aufmerksamkeit geschenkt. Ich gründe diese Vermuthung darauf, daß ich einmal mit Ihrem Bruder Adolf Iwanowitsch befreundet war und an ihm in meiner Kindheit mit aufrichtiger Liebe hing. Obgleich ich mit ihm in der letzten Zeit nicht mehr zusammen kam, bin ich doch überzeugt, daß er mit mir Mitleid gehabt und Ihnen vielleicht Etwas von meiner traurigen Geschichte erzählt hat. Ich wage nicht, Ihre Aufmerksamkeit für einen Bericht über meinen Prozeß in Anspruch zu nehmen. Ich war schuldig und bin mir Dessen wohl bewußt. Man überführte mich der Absicht (doch nur der Absicht), gegen die Regirung zu handeln; ich wurde durchaus nach Recht und Gesetz abgeurtheilt; die schweren und qualvollen Erfahrungen der folgenden Jahre haben mich ernüchtert und meine Ansichten in vielen Beziehungen geändert. Doch damals, als ich noch blind war, glaubte ich an alle die Theorien und Utopien. Als ich nach Sibirien ging, hatte ich wenigstens den einen Trost, daß ich mich vor Gericht ehrlich verhalten habe, meine Schuld nicht auf die Anderen abzuwälzen gesucht und sogar meine eigenen Interessen geopfert habe, wenn ich damit die Anderen zu retten glaubte. Doch ich war damals noch immer von der Wahrheit meiner Ansicht überzeugt, wollte nicht Alles gestehen: und wurde dafür strenger bestraft. Vorher litt ich zwei Jahre lang an einer seltsamen Krankheit der Seele. Ich verfiel in Hypochondrie. Es gab eine Zeit, da ich sogar die Vernunft verlor. Ich war übertrieben reizbar, hatte eine krankhaft entwickelte Empfindlichkeit und die Fähigkeit, die gewöhnlichsten Vorfälle ins Unermeßliche zu verzerren. Obgleich diese Krankheit einen wirklich unheilvollen Einfluß auf mein Schicksal hatte, wäre sie doch nur eine schlechte und sogar erniedrigende Rechtfertigung. Das sagte mir mein Gefühl. Uebrigens war ich mir Dessen gar nicht so recht bewußt. Verzeihen Sie mir diese Einzelheiten. Seien Sie großmüthig: hören Sie mich an!

Ich kam ins Zuchthaus; vier traurige, entsetzliche Jahre. Meine Gefährten waren Räuber, Menschen ganz ohne menschliche Gefühle, mit verdrehter Moral; während dieser vier Jahre konnte ich nichts Erfreuliches sehen, nur die schwärzeste und häßlichste Wirklichkeit. Ich hatte an meiner Seite kein einziges Geschöpf, mit dem ich herzliche Worte hätte wechseln können; ich litt Hunger, Kälte und war krank; ich litt unter der schweren Arbeit und unter dem Haß meiner Genossen, der Räuber, die an mir Rache nahmen, weil ich ein Offizier und Adeliger

war. Doch ich schwöre Ihnen, keine dieser Qualen war größer als die, die ich empfand, als ich meine Verirrungen einsah und begriff, daß ich in der Verbannung von der menschlichen Gesellschaft abgeschnitten bin und ihr nicht mit allen meinen Kräften, Wünschen und Fähigkeiten dienen kann. Ich weiß, daß man mich für meine Ideen und Theorien bestraft hat. Doch die Ideen und sogar die Ueberzeugungen wechseln, selbst der Mensch verändert sich; wie schwer ist es mir nun, für Dinge zu büßen, die nicht mehr sind und die sich in mir ins Gegentheil verwandelt haben; für meine früheren Verirrungen zu leiden, die ich schon lange als solche erkannt habe; zu fühlen, daß ich Kräfte und Fähigkeiten habe, irgendetwas zu thun, um die Nutzlosigkeit meiner früheren Thätigkeit abzubüßen, und dabei in Unthätigkeit zu schmachten. Jetzt bin ich Soldat, diene in Semipalatinsk und bin in diesem Sommer zum Unteroffizier befördert worden. Ich weiß, daß mir viele Leute aufrichtige Theilnahme entgegengebracht haben und auch jetzt entgegenbringen; daß man sich für mich verwendet hat, mir Hoffnung gemacht hat und mich auch jetzt vertröstet. Der Monarch ist gütig und barmherzig. Ich weiß schließlich, wie schwer es Einem fällt, der den Beweis liefern will, daß ein unglücklicher Mensch etwas Gutes vollbringen kann, wenn ihm dieser Beweis nicht gelingt. Etwas kann ich ja auch leisten; ich bin ja nicht ganz ohne Fähigkeiten, Gefühle und Grundsätze. Ich habe eine große Bitte an Sie, Eduard Iwanowitsch. Eins macht mir nur Sorge: ich habe nicht das geringste Recht, Sie mit meinen Angelegenheiten zu belästigen. Doch Sie haben ein edles und großes Herz. Dies darf ich offen sagen; Sie haben es erst neulich vor der ganzen Welt gezeigt. Ich habe schon viel früher, früher als die Anderen, das Glück gehabt, mir diese Meinung von Ihnen zu bilden, und habe schon längst gelernt, Sie zu achten. Ihr Wort kann jetzt bei unserem barmherzigen Monarchen, der Ihnen dankbar ist und Sie liebt, viel gelten. Gedenken Sie des armen Verbannten und helfen Sie ihm. Ich will mich nützlich bethätigen. Wenn man seelische und geistige Kräfte hat, die man nicht anwenden kann, leidet man schwer in der Unthätigkeit. Doch der militärische Beruf liegt mir nicht. Ich will mir ja, so weit es meine Kräfte erlauben, die größte Mühe geben; doch ich bin krank und fühle in mir größere Neigung für einen anderen Wirkungskreis, der meinen Fähigkeiten mehr entspricht. Mein sehnlichster Wunsch ist, aus dem Militärdienst entlassen zu werden und irgendwo im europäischen Rußland oder sogar hier in den Civildienst zu treten, auch einige Freiheit in der Wahl meines Aufenthaltsortes zu haben. Doch nicht den Dienst betrachte ich als den Hauptzweck meines Lebens. Vor Jahren hat mich das Publikum auf literarischem Gebiet wohlwollend begrüßt und ermuthigt. Ich möchte gern die Erlaubniß bekommen, meine Werke zu veröffentlichen. Es gab ja schon Präzedenzfälle: manchen politischen Verbrechern wurde Wohlwollen und Gnade gewährt und sie bekamen die Erlaubniß, zu schreiben und zu drucken. Den Beruf eines Schriftstellers habe ich stets für einen ehrenvollen und

nützlichen gehalten. Ich habe die Ueberzeugung, daß ich nur auf diesem Gebiet nutzbringend wirken kann, daß ich eine gewisse Aufmerksamkeit auf mich lenken, meinen guten Ruf wieder erlangen und mir das Leben einigermaßen erleichtern könnte; denn ich besitze nichts als gewisse, wenn auch recht bescheidene literarische Fähigkeiten. Ich will es Ihnen offen sagen: neben dem aufrichtigen Wunsch, mein Schicksal mit einem anderen, das meinen Fähigkeiten mehr entspricht, zu vertauschen, hat mir noch ein anderer Umstand*), von dem vielleicht das Glück meines ganzen Lebens abhängt (es ist ein durchaus persönlicher Umstand), den Muth gegeben, mich an Sie zu wenden und Sie an mich zu erinnern. Ich bitte ja nicht um Alles auf einmal; ich bitte nur um die Möglichkeit, den Militärdienst zu quittiren und in den Civildienst einzutreten.

Lesen Sie diese Bitte; nennen Sie mich aber nicht kleinmüthig. Ich habe so viel gelitten und schon durch den Umstand allein, daß ich diese Leiden ertragen habe, meine Geduld und einen gewissen Grad von Tapferkeit bewiesen. Doch jetzt habe ich den Muth verloren; ich sehe es auch selbst ein. Ich hielt es stets für kleinmüthig, Andere, wer es auch sein mochte, mit meinen Angelegenheiten zu belästigen. Um so mehr, Sie zu belästigen. Doch ich flehe Sie an, haben Sie Erbarmen mit mir. Ich habe bisher mein Unglück geduldig ertragen. Nun bin ich unter der Last der Umstände zusammengebrochen und habe mich entschlossen, diesen Versuch (es ist ja nicht mehr als ein Versuch) zu unternehmen. Ich schwöre Ihnen, daß der Gedanke, Ihnen zu schreiben und Sie zu bitten, mir nie früher gekommen war. Es wäre mir peinlich und schwer gewesen, Sie an mich zu erinnern. Mit einem so begeisterten und uneigennützigen Gefühl habe ich in der letzten Zeit Ihre Heldenthaten verfolgt. Wenn Sie wüßten, mit welchem Genuß ich über Sie mit Anderen sprach, würden Sie mir Glauben schenken. Wenn Sie wüßten, mit welchem Stolz ich mich darauf berief, daß ich die Ehre hatte, Sie persönlich zu kennen! Als man hier von Ihren Heldenthaten erfuhr, überschüttete man mich mit Fragen nach Ihnen und es war mir eine Freude, von Ihnen erzählen zu können. Ich scheue mich nicht, Ihnen Dies zu schreiben. Ihre Heldenthaten sind so groß, daß selbst diese Worte nicht als eine Schmeichelei erscheinen können. Der Ueberbringer dieses Briefes kann Ihnen bestätigen, wie aufrichtig und uneigennützig meine Gefühle für Sie sind. Die Dankbarkeit eines Russen für den Mann, der in Zeiten des nationalen Unglücks die furchtbar schwere Vertheidigung von Sebastopol mit ewigem, unvergänglichem Ruhm gekrönt hat, ist wohl begreiflich. Ich wiederhole, daß es nicht meine Absicht war, Sie irgendwie zu belästigen. Doch jetzt, da ich jeden Muth verloren habe und gar nicht weiß, an wen ich mich wenden soll, habe ich mich erinnert, wie freundlich, herzlich und einfach Sie immer gegen mich waren. Ich gedachte Ihrer stets kühnen und erhabenen Herzensregungen und begann, wieder zu hoffen. Ich fragte mich: Werden Sie mich denn jetzt

*) Anspielung auf seine Heirathpläne.

zurückstoßen, wo Sie eine so hohe und ruhmvolle Stellung erlangt haben und ich so tief gesunken bin? Verzeihen Sie meine Unbescheidenheit, verzeihen Sie mir diesen langen (viel zu langen, ich sehe es ein) Brief; und wenn Sie für mich Etwas thun können, so thun Sie es, ich flehe Sie an. Und ich habe noch eine große Bitte; schlagen Sie mir sie nicht ab! Bringen Sie mich bei Gelegenheit Ihrem Bruder Adolf Jwanowitsch in Erinnerung und sagen Sie ihm, daß ich ihn noch immer wie früher liebe und daß ich ihm oft wähernd der vierjährigen Zuchthausstrafe, als ich im Geist meine ganze Vergangenheit Tag um Tag und Stunde um Stunde an mir vorüberziehen ließ, in meinen Erinnerungen begegnet bin. Doch er weiß selbst, wie sehr ich ihn liebe. Ich weiß noch, daß er in der letzten Zeit krank war. Ist er wieder gesund? Ist er am Leben? Verzeihen Sie mir auch diese Bitte. Doch ich weiß nicht, durch wen ich diesen Herzenswunsch erfüllen könnte, und wende mich daher an Sie. Ich weiß, daß dieser Brief einen schweren Verstoß gegen die Disziplin bedeutet. Ein gemeiner Soldat schreibt an einen Generaladjutanten! Doch Sie sind großmüthig; und ich vertraue mich Ihrer Großmuth an*).

Mit tiefster Hochachtung und dem aufrichtigen Dank eines Russen verbleibe ich Eurer Excellenz ergebenster Diener Fjodor Dostojewskij.

Semipalatinsk, am vierundzwanzigsten März 1856.

*

An eine Gruppe moskauer Studenten.**)

Meine sehr geehrten Herren Studenten! Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen so lange nicht geantwortet habe; ich war wirklich krank; und noch andere Umstände haben meine Antwort verzögert. Ich wollte Ihnen öffentlich in den Zeitungen antworten; es stellte sich aber heraus, daß Dies aus Gründen, für die ich nichts kann, unmöglich ist; jedenfalls kann ich in der Presse Ihre Fragen nicht mit der nöthigen Ausführlichkeit behandeln. Zweitens: wenn ich Ihnen nur brieflich antworte, was kann ich da überhaupt sagen? Ihre Fragen berühren

---

*) Totlebens Resolution lautet: „Seine Majestät geruhte zu befehlen, dem Herrn Kriegsminister schriftlich vorzuschlagen, den Fjodor Dostojewskij zum Fähnrich bei irgendeinem Regiment der Zweiten Armee zu befördern. Sollte Dies nicht thunlich sein, so ist er mit dem Rang eines Beamten der Vierzehnten Klasse in den Civildienst zu versetzen; in beiden Fällen ist ihm die Beschäftigung mit Literatur zu erlauben und das Recht einzuräumen, seine Werke auf Grund der allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen zu drucken."

**) Am dritten April 1878 wurden in Moskau Studenten, die zu Gunsten ihrer in Kiew verhafteten Kollegen demonstrirten, auf der Straße von den Metzgern (der Fleischmarkt liegt in Moskau in der Nähe der Universität) verprügelt. Eine Gruppe Studenten wandte sich mit brieflichem Protest an Dostojewskij. Der Brief giebt seine Antwort.

die ganze innere Lage Rußlands; soll ich also ein ganzes Buch schreiben, meine ganze profession de foi?

Ich habe mich endlich entschlossen, Ihnen diesen kurzen Brief zu schreiben, wobei ich riskire, daß Sie mich mißverstehen; und Dies wäre mir höchst unangenehm.

Sie schreiben mir: „Am Allerwichtigsten ist uns die Beantwortung der Frage, inwiefern wir selbst an der Sache schuld sind und welche Schlüsse die Gesellschaft und auch wir selbst aus den Ereignissen ziehen sollen?“ Dann weisen Sie sehr fein und richtig auf das Wesentlichste im Verhältniß der heutigen russischen Presse zur studirenden Jugend hin. In unserer Presse (Ihnen gegenüber) herrscht „ein Ton von Zuvorkommenheit und Nachsicht“. Das ist wirklich wahr. Der Ton ist wirklich zuvorkommend, für alle Fälle nach einer bestimmten Schablone festgelegt und im höchsten Grade abgeschmackt und veraltet.

Weiter schreiben Sie: „Offenbar haben wir nichts mehr von diesen Leuten zu erwarten, die auch von uns nichts mehr erwarten, die sich von uns wegwenden und uns als Wilde verurtheilen.“

Auch Das ist wahr: sie wenden sich wirklich von Ihnen weg und kümmern sich überhaupt gar nicht um Sie (jedenfalls die überwiegende Mehrzahl). Doch es giebt auch Menschen, sogar recht viele, wie in der Presse, so auch in der Gesellschaft, die entsetzlich unter dem Gedanken leiden, daß die Jugend mit dem Volk (was die Hauptsache ist) und auch mit der Gesellschaft gebrochen hat. Denn es ist wirklich so. Die Jugend lebt in abstrakten Gedanken, befolgt ausländische Lehren, will nichts von Rußland wissen, will vielmehr die eigene Heimath belehren. Schließlich steht es heute außer jedem Zweifel, daß unsere Jugend einer von außen auf sie einwirkenden leitenden politischen Partei in die Hände gefallen ist, die sich um die Interessen der Jugend in keiner Weise bekümmert und sie nur als Material und Lämmerherde für ihre eigenen Ziele braucht. Widersprechen Sie mir nicht, meine Herren, denn es ist so.

Sie fragen mich, meine Herren: „Inwiefern tragen wir Studenten selbst Schuld an den Ereignissen?“ Hier ist meine Antwort: Ich glaube, daß Sie an der Sache nicht die geringste Schuld tragen. Denn Sie sind ja nur Kinder der selben Gesellschaft, von der Sie sich jetzt abwenden und die „eitel Lüge“ ist. Wenn sich aber unser Student von der Gesellschaft lossagt, geht er nicht ins Volk, sondern in ein nebelhaftes „Ausland“, flüchtet ins Europäerthum, ins abstrakte Reich des phantastischen „Allmenschen“ und zerreißt auf diese Weise alle Bande, die ihn noch mit dem Volk verbinden; er verachtet das Volk und verkennt es wie ein echter Sohn der Gesellschaft, mit der er auch schon gebrochen hat. Und doch liegt im Volk unsere ganze Rettung (doch Dies ist ein weit führendes Thema) .... Aber auch diese Entzweiung mit dem Volk darf der Jugend nicht allzu streng angerechnet werden. Wo hat sie überhaupt Gelegenheit, bevor sie noch ins wirkliche Leben tritt, sich irgendwelche Gedanken über das Volk zu machen?

Das Schlimmste an der Sache ist aber: das Volk hat schon ge-

merkt, daß die intelligente russische Jugend mit ihm gebrochen hat; und noch schlimmer ist, daß es die jungen Leute, auf die es sein Augenmerk geworfen hat, mit „Studenten“ bezeichnet. Das Volk ist auf sie schon längst, schon im Anfang der sechziger Jahre, aufmerksam geworden; alle diese Leute, die „ins Volk gingen“, haben im Volk nur Abscheu erweckt. Das Volk nennt sie „Junker“; ich weiß ganz bestimmt, daß man sie so nennt. Eigentlich ist auch das Volk im Unrecht, denn es hat in unserem russischen Leben noch nie eine Periode gegeben, wo die Jugend (gleichsam in der Vorahnung, daß Rußland bei einem gewissen entscheidenden Punkt angelangt ist und über einem Abgrund schwebt) in ihrer überwiegenden Majorität so aufrichtig war, so nach Wahrheit lechzte, so opferfreudig ihr Leben für die Wahrheit und für jedes Wort der Wahrheit hingeben wollte wie jetzt. In ihr liegt wahrlich die große Hoffnung Rußlands! Ich empfinde es schon lange und habe längst begonnen, in diesem Sinn zu schreiben. Und was kommt dabei plötzlich heraus? Die Jugend sucht die Wahrheit, nach der sie so sehr lechzt, Gott weiß, wo, an den absonderlichsten Quellen (auch hierin gleicht sie der durch und durch verfaulten europäisch-russischen Gesellschaft, die sie hervorgebracht hat), nur nicht im Volk, nicht auf der eigenen Scholle. Die Folge davon ist, daß im entscheidenden Augenblick weder die Gesellschaft noch die Jugend das Volk kennen. Statt das Leben des Volkes zu leben, begeben sich die jungen Leute, die nichts vom Volk verstehen und alle seine Grundlagen, wie, zum Beispiel, seine Religion, tief verachten, ins Volk, nicht, um es kennen zu lernen, sondern, um es von oben herab und mit einer gewissen Verachtung zu belehren; ein durchaus aristokratischer Sport! „Junker“ nennt sie das Volk und hat Recht. Es ist ja wirklich seltsam: überall auf der Welt waren die Demokraten immer auf der Seite des Volkes; nur bei uns haben sich die intelligenten Demokraten mit den Aristokraten gegen das Volk verbündet: sie gehen ins Volk, „um ihm Gutes zu thun“, und verachten dabei alle seine Sitten und Ideale. Eine solche Verachtung kann aber unmöglich Liebe hervorbringen.

Im vorigen Winter, bei Ihrer Demonstration vor der Kasan-Kathedrale, drang die Menge in die Kirche ein, rauchte Cigaretten, entweihte den Tempel und verübte einen Skandal. „Hören Sie einmal,“ hätte ich zu diesen Studenten gesagt (manchen habe ich es auch gesagt); „Sie glauben nicht an Gott. Das ist Ihre Sache; warum beleidigen Sie aber das Volk, indem Sie seinen Tempel entweihen?“ Das Volk nannte Sie wieder „Junker“ und, was noch viel schlimmer ist, „Studenten“, obwohl auch viele obskure Juden und Armenier dabei waren (die Demonstration war, wie nun bewiesen ist, politisch und vom Ausland her vorbereitet). Eben so bezeichnete das Volk nach dem Prozeß der Sassulitsch*) alle Revolverhelden mit dem Wort „Studenten“. Dies

*) Wera Sassulitsch, die Terroristin, kam wegen eines politischen Attentats vors Gericht, wurde aber von den Geschworenen freigesprochen.

ist schlimm, obwohl ja wirklich Studenten darunter waren. Schlimm ist auch, daß das Volk sie gehässig und feindsälig behandelt. Auch Sie, meine Herren, bezeichnen zugleich mit der intelligenten Presse das Volk von Moskau als „Metzger“. Was soll Das heißen? Warum sind Metzger kein Volk? Sie sind eben das eigentliche Volk; auch der große Minin (der Volksheld im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts) war ein Metzger. Nun ist man über die Art empört, in der das Volk seine Empfindungen zum Ausdruck gebracht hat. Merken Sie sich aber: wenn das Volk beleidigt ist, äußert es seine Gefühle immer auf diese Weise. Das Volk ist roh, denn es besteht aus Bauern. Das Ganze war eigentlich nur die Lösung eines Mißverständnisses, das schon seit uralten Zeiten (man hatte es früher einfach übersehen) zwischen dem Volk und der Gesellschaft, besonders der Jugend, die am Hitzigsten ist und am Schnellsten ihre Beschlüsse faßt, besteht. Die Sache spielte sich wirklich sehr häßlich ab und gar nicht so, wie sie sich eigentlich hätte abspielen müssen; denn mit Fäusten kann man nie Etwas beweisen. So war es aber immer und überall bei jedem Volk. Das englische Volk bearbeitet bei den Meetings seine Gegner oft mit Fäusten und das französische Volk hat während der Revolution vor der Guillotine, während sie ihre Arbeit verrichtete, gejauchzt und getanzt. Das ist, Alles, häßlich. Wir stehen aber vor der Thatsache, daß das Volk (das ganze Volk und nicht nur die Metzger; es ist ein schlechter Trost, wenn Sie die Leute mit ähnlichen Worten bezeichnen) sich gegen die Jugend empört hat und die Studenten hassen gelernt hat; daneben muß aber auch die betrübende und wichtige Thatsache festgestellt werden, daß die Presse, die Gesellschaft und die Jugend sich verschworen haben, das Volk zu verkennen und zu sagen: Das ist kein Volk, sondern Pöbel.

Meine Herren, wenn Sie in meinen Worten Etwas finden, das Ihren Ansichten widerspricht, so wird es wohl das Beste sein, wenn Sie mir dafür nicht zürnen. Denn es giebt ohnehin Kummer genug. In unserer durchfaulten Gesellschaft herrscht nichts als eitle Lüge. Sie kann sich aus eigener Kraft nicht mehr halten. Nur das Volk ist stark und fest; doch zwischen der Gesellschaft und dem Volk wird seit zwei Jahren die Kluft immer breiter. Als unsere Sentimentalisten das Volk von der Leibeigenschaft befreiten, glaubten sie, gerührten Herzens, daß es sich sofort ihre europäische Lüge oder Civilisation, wie sie es nennen, aneignen werde. Das Volk hat sich aber als sehr selbständig erwiesen und nun beginnt es, die Verlogenheit der oberen Schichte unserer Gesellschaft zu erkennen. Die Ereignisse der beiden letzten Jahre haben es nur gekräftigt und ihm Vielerlei aufgeklärt. Die aufrichtig gesinnte, von ehrlichen Absichten beseelte Jugend ging auf ihrer Suche nach der Wahrheit ins Volk, um dessen Leiden zu lindern. Und was kam dabei heraus? Das Volk jagt sie von sich fort und will ihre ehrlichen Bemühungen nicht anerkennen. Denn diese Jugend hält das Volk für etwas Anderes, als es ist; sie haßt und verachtet seine Ideale und bringt ihm Arzeneien, die es für unsinnig und verrückt halten muß.

Bei uns in Petersburg ist jetzt wirklich der Teufel los. In der Jugend herrscht die Macht des Revolvers und die Ueberzeugung, daß die Regirung vor ihr Angst hat. Das Volk verachtet sie nach wie vor und rechnet überhaupt nicht mit ihm; sie merkt gar nicht, daß das Volk vor ihr keine Angst hat und nie den Kopf verlieren wird. Und wenn wieder Zusammenstöße kommen? Wir leben in einer qualvollen Zeit!

Ich schrieb Ihnen Alles, was ich konnte. Jedenfalls habe ich, wenn auch nicht ausführlich genug, Ihre Frage beantwortet. Nach meiner Ansicht haben die Studenten keine Schuld, im Gegentheil: Unsere Jugend war noch nie so ehrlich und aufrichtig wie jetzt (diese Thatsache ist nicht unbedeutend, sondern groß und historisch). Leider trägt aber unsere Jugend die ganze Lüge der beiden Jahrhunderte unserer Geschichte mit sich herum. Sie hat deshalb gar nicht die Kraft, den Verhältnissen auf den Grund zu kommen, und man darf sie in keiner Weise beschuldigen, um so weniger, als sie in dieser Sache Partei (und dazu noch die beleidigte Partei)ist. Selig sind aber Solche, die auch unter diesen Umständen den rechten Weg finden. Der Bruch mit der Umgebung ist viel bedeutsamer als der Gegensatz zwischen der Gesellschaft von heute und der von morgen, von dem die Sozialisten predigen. Denn wenn man ins Volk gehen und mit dem Volk vereint bleiben will, muß man vor allen Dingen lernen, das Volk nicht zu verachten. Dies zu lernen, ist aber unserer obersten Schicht fast unmöglich. Zweitens muß man auch anfangen, an Gott zu glauben, was unseren russischen Europäern ganz unmöglich ist (obwohl die eigentlichen Europäer in Europa an Gott glauben).

Ich begrüße Sie, meine Herren, und drücke Ihnen, wenn Sie es gestatten, die Hand. Wollen Sie mir eine große Freude machen, so halten Sie mich, um Gottes willen, nicht für einen Prediger, der Sie belehren will. Sie haben mich aufgefordert, Ihnen die Wahrheit nach Glauben und Gewissen zu sagen; und ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt, wie ich sie mir denke und wie ich es kann. Denn kein Mensch kann mehr, als ihm seine Kräfte und Fähigkeiten erlauben. Ihr ergebener

Petersburg, am achtzehnten April 1878. Fjodor Dostojewskij.

Nach Dostojewskijs Tod schrieb Pobedonoszew (der dann Oberprokurator des Heiligen Synod wurde) an Aksakow: „Unsäglich schwer ist mir an Dostojewskijs Bahre ums Herz. Ich habe diesen Menschen gut gekannt und er kam oft, um mit mir unter vier Augen zu sprechen. In seiner furchtbaren Lage hatte er mein Mitleid gewonnen. Wir sind Freunde geworden und er schien mir der für unsere Sache (des Slaventhumes) beste Mann. Niemand kann ihn ersetzen. Er war einzig.“



Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin



Berlin, den 23. Mai 1914.

Schall und Rauch.

Jagowator.

Als die Frauen noch ungeheure Filz- und Strohkiepen trugen, die nur mächtige Stahlspieße im Haar, echten und eingebündelten, vor der Raffsucht tandgieriger Windsbräute wahren konnten, kam aus Zwing-Berlin, aus dem Präsidialbureau des Herrn Traugott von Jagow, die nützliche Mahnung: Stumpfet, Holde, die Spitze Eurer Hutspeere, auf daß sie sich nicht in die Augen, Ohren, Nasen, Wangen der Nächsten bohre! Da der Ungehorsam des Unterthanen mit Strafe bedroht, also leidlicher Absatz zu hoffen war, erfand das Kleingewerbe rasch ein niedliches Hülschen („in allen Preislagen"), das die Stoßkraft der Haarlanze unschädlich machte und von Witzlern Jagowator getauft wurde. Daran hat mich die Rede erinnert, die Herr Gottlieb von Jagow, der Staatssekretär, im Reichstag über Internationales hielt. Die leidlichste, die, an dieser Stätte grauen Elends, seit Jahren zu hören war. Auf Firnenhöhe über den Dilettantismen des Herrn von Bethmann, die niemals ohne plumpen Fehlgriff abschnurrten und immer verriethen, daß die beredeten Gebiete dem Schreibtischgeist des Vortragers völlig fremd waren. Viel eleganter als die Stoppelritte Kiderlens, der als kranker Mann ins Staatssekretariat kam und durch hemmunglose Prestigesucht nur Unheil schuf. Eine nette, ungemein sorgsam ausgefeilte Rede, in der nicht jeder Satz nach den Friseurdüften der Hammannei roch; die nichts

Albernes, nichts täppisch sagte. Die anständige Arbeit eines feinen Köpfchens, das die Nothwendigkeit von heute, die Pflicht von morgen erkennen möchte; eines wohlerzogenen Diplomaten, der sich Tage lang um jedes Wörtchen abgeplagt hat und von dessen Leistung die Zunftgenossenschaft nun rühmend spricht: „Mouton Berchtold; so verständig, leise, klar und artig ist in Berlin lange schon nicht geredet worden.“ Nirgends blinkt das kleinste Fünkchen eines Schöpfergeistes auf; doch der schmächtige Ton, die Bescheidenheit des Wollens und die fromme Absicht auf fair play verbieten auch dem vom Reiz solcher Tugend Unbefriedigten schroffen Tadel. In der gemeinen Wirklichkeit ist ja Alles anders als auf dem Film, der uns, unter Kunstlicht, vorüberflimmert. Daran aber sind wir mählich gewöhnt worden. Die Grundbegriffe internationaler Politik sind verschüttet, sind erst wieder auszugraben und in die dann leere Gruft ist der Wahn zu bestatten, stete Selbsttäuschung (die in ehrlichen Herzen dem Versuch, Andere zu täuschen, vorangeht) könne über Schwierigkeit hinweghelfen. Was heute getrieben wird, ist Fibelpolitik für Kinder. Hundertmal ists hier erwiesen worden; und weil die Wiederholung mich ekelt, beschränke ich mich auf ein paar Indizienpröbchen. Soll ein Geschäftsführer sagen, was ist, oder alle Kräfte an den Versuch setzen, dem Bilanzbild Beifall zu werben? That is the question. Herr von Jagow ist aus der Schule, deren Zöglinge niemals zu zeigen trachten, was ist, sondern stets nur, was sie wünschen. Das wird durch Wortbilder erleichtert, die alle Stümpergräuel der Kubisten, Expressionisten, Synchromisten ins Gedächtniß zurückrufen. „Die allgemeine Entspannung hat Fortschritte gemacht.“ „Durch große Umwälzungen entstandene Differenzen werden auf dem Weg der Verständigung ausgeglichen.“ „Wir haben keinen Grund, die allmähliche Konsolidirung des albanischen Staates als eine Utopie zu behandeln.“ „Die Grundlagen, von denen die deutsche Politik sich leiten ließ, werden uns auch in Zukunft als Richtschnur dienen.“ „Die ungesicherte Lage hat eine Verschärfung erfahren.“ „Die deutschfeindliche Bewegung hat sich verschärft.“ Und so weiter. Das ist nicht Zufallsentgleisung, nicht das Gestolper, das in anderen Reden oft zu spüren war: ist das Echo aus kahler, nur mit Worten noch möblirter Begriffswelt. Wozu sich ängstlich quälen? Gerade, wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein.

Das Osmanenreich und Rumänien werden „befreundete Mächte“ genannt. Befreundet sind alle Mächte bis zum Tag der Kriegserklärung. Die ist zwischen Deutschland und der Türkei, Deutschland und Rumänien nicht wahrscheinlich. Aber zwei mächtige Komitees, turco-français und turco-russe, haben den deutschen Einfluß in die Türkei abgedeicht; das Despötchen Enver hat die schlauste Staatsmannschaft nach Livadia geschickt, um dem Zaren in der Krim Reverenz zu erweisen; der Entschluß zur „Reformirung“ Armeniens (den Herr von Jagow preist) wird in Rußland so ernst genommen wie einst das Gelübde, in der Makedonenprovinz wohnliche Ordnung zu schaffen; und im Berliner Lokalanzeiger sagte am vierzehnten Aprilabend Generaldirektor Dr. Ballin, der ja nicht zu den Nörglern und Schwärzern gezählt wird: „Daß wir im nahen Osten aus den wichtigsten Gebieten schon hinausgeworfen worden sind, darüber kann kaum noch zweierlei Meinung bestehen, selbst wenn uns gelingen sollte, noch einen Bruchtheil zu retten.“ (Gewiß nicht; prüfet die Liste der von Frankreich erstrittenen Konzessionen. Die Republik leiht dem Sultanat achthundert Millionen Francs, die mit Nägeln und Schrauben gesichert sind und von denen höchstens hundertachtzig zur Stärkung der Wehrmacht verwandt werden dürfen; sie erlaubt Zölle oder Monopole für Petroleum, Zucker, Streichhölzer, Cigarettenpapier, Spielkarten und wird, wenn alle Mächte zustimmen, dem Sultan das Postmonopol gönnen. Dafür wird ihr der Ausbau der Häfen von Jaffa, Chaifa, Syrisch-Tripoli, Jeniboli, Heraklea übertragen; das französische Eisenbahnnetz so geweitet, daß es fast vier Millionen Meter umfaßt; die Gründung von Schulen und Herbergen gestattet und den Beamten Frankreichs die Mitarbeit an der türkischen Finanzreform verbürgt. Als Entgelt für eine reichlich verzinste und fest vermörtelte Anleihe.) Rumänien? Der bescheidene Staatssekretär rühmt die „besonnene, maßvolle, vermittelnde Haltung“ des Walachenstaates und hofft, „die Anlehnung an alte Freunde“ werde dauern. Die Rumänen (die mit Waffengewalt alles ihnen zunächst Nothwendige und Erlangbare erlangt haben) werden, denkt er, dankbar solches Zuckerwerk naschen. Vielleicht; nach so niedlichem Gerede läßt sich ja immer irgendein offiziöses Artikelchen ins Schaufenster legen. Doch die Knabberlust wischt nicht die Thatsachen aus dem Gedächtniß: daß der Rumäne in

dem Franzosen das Musterbild seiner Kulturmenschheit bewundert; daß er auf die Freundschaft der Slaven, des Südens und des Nordens, heute als auf Unentbehrliches angewiesen ist; daß sein Großrumänien nur auf Oesterreichs und Ungarns Kosten entstehen kann; daß er die Bezirke, in denen unter Habsburgs Szepter vier Millionen Walachen leben, sogar in Schulbüchern als das geknechtete Rumänien bezeichnen läßt. Das ist; und wer über diese Wirklichkeit einen Wortschleier webt, darf sich nicht in den Glauben brüsten, ihm sei eine That gelungen. „Ich gedenke mit Dank des freundlichen Empfanges, den Prinz Heinrich und seine Gemahlin und das deutsche Geschwader in den südamerikanischen Republiken gefunden haben. Die Wärme dieser Aufnahme beweist, was ich mit Genugthuung feststellen möchte, daß man von der Aufrichtigkeit unseres Wunsches überzeugt ist, unsere handelspolitischen Beziehungen zu diesen aufstrebenden Ländern ohne politische Hintergedanken zu fördern." Schade um das Papier, das solche Sätze herbergt. Die in Argentinien, Brasilien, Chile beglaubigten Gesandten mögen sie sprechen; in die ernsthafte Erörterung politischer Geschäfte gehören sie nicht. Wäre ein Großfürst, Erzherzog, Prinz von Britanien oder Italien, ein niederländisches Geschwader, das Geld in die Häfen trug, minder freundlich aufgenommen worden? Warnt die Erinnerung an Potsdam, Baltisch-Port und Dutzende ähnlicher Entrevuewonnen nicht vor dem Versuch, den spottbilligen Ausdruck unvermeidbarer Höflichkeit als Aktivposten in die Schlußrechnung zu stellen? Und glaubt ein geistig Erwachsener, daß durch die Prinzenreise, um die von hunderttausend Bewohnern der drei Republiken sich allenfalls einer gekümmert hat, der Verlust getilgt ward, den Deutschlands Ansehen durch die schlaffe Behandlung des Mexikanerstreites seit Jahren in Mittel- und Südamerika erlitt? (Das kleine Holland hat sich rascher zur That gezeigt: in Tampiko Matrosen ausgeschifft und damit, endlich, bewiesen, daß nicht jeder Europäerstaat vor Washington zittert, nicht jeder die frevle Vernichtung mühsam geschaffener Werthe müßig duldet.) Der schönste Satz lautet: „Mit Genugthuung dürfen wir feststellen, daß während der Balkanereignisse die berechtigten Interessen der verbündeten Monarchien in vollem Umfange gewahrt worden sind." (Die Heerde blökt: „Bravo!") Wenn nur jemals feststünde, was diese kleinen

Oratoren auf ihrer Zunge feststellten! Zwar weiß jeder Oesterreicher und jeder Ungar, daß sein Vaterland seit der Türkenkriegszeit nie so arg gefährdet war wie heute. Zwar ist die Heeresmehrung und die dem übelsten Caesarenbrauch nachgeahmte Schröpfung der Besitzenden im Deutschen Reich mit dem Hinweis auf die Ungunst der durch die Balkankriege bewirkten Machtverschiebung begründet worden. Zwar wurde unsere Trumpfkarte, die Türkei, in Fetzen zerrissen, der Einfluß germanischer Wirthschaft und Kultur ins Aegaeische und ins Schwarze Meer rauh gehemmt, der erste Eisenbogen zu der Brücke geschmiedet, die Romanen und Slaven in Einung helfen soll. Schadet nicht: „Mit Genugthuung dürfen wir feststellen, daß die berechtigten Interessen in vollem Umfange gewahrt worden sind.“ Die nicht gewahrten sind eben nicht berechtigt. Dieses Wortes, das einem Deutschen von Deutschen niemals verziehen werden kann, dürfen unsere Feinde sich als unerhofften Gewinnes freuen. Graf Berchtold wurde Wochen lang gescholten, weil er den Delegirten sagte, Oesterreich und Rußland seien einander befreundet. Die ihn schalten, bedachten nicht, daß er aus seiner Botschafterzeit das Wesen Nikolais des Zweiten kennt und weiß, was auf diesen zug'eich sanftmüthigen und jähzornigen Mann schwichtigend, was reizend wirkt. Auch dieser Minister sagte nicht, was ist, sondern, was sein Wunsch ersehnt. Doch er stand unter unabwendbarem Zwang. Der greise Kaiser krank; Oesterreich ohne Reichsrath und mit hitziger Fehde zwischen Deutschen und Slaven; schlimme Krisis in Ungarn; täglich irgendwo austro-italische oder walacho-magyarische Scharmützel. Der Herr des Ballhausplatzes hats nicht so leicht wie der berliner Kollege. Und die Delegationen sind Salons und der Reichstag wird, wenn Internationales auf der Tagesordnung steht, zur Kinderstube.

Beklemmter Odem seufzt: „Die Presse des Auslandes mißt uns und andere Mächte mit ungleichem Maß.“ Nachbarin, Euer Fläschchen! Wem soll das weinerliche Gestöhn imponiren? Lasset Wirksames dagegen schreiben. Das Preßbureau wird nicht dafür bezah t, daß es Majestäten, Hoheiten, Excellenzen Tag vor Tag in seine Papierhimmel hebt. Mit ungleichem Maß werden Freunde und Gegner in jeder Presse gemessen. Die russische schimpft? Mag sein; ich kann, leider, die Sprache Dostojewskijs nicht lesen und die fünf Zeilen, die unser Herr Preßreferent als den Auszug langer

Artikel verbreiten läßt, sagen mir garnichts. Wenn ich von einem Rosenstrauch nur die Dornen sammle, glaubt der Ferne, dem ich sie vorlege, er blicke auf eine besonders bösartige Distel. Ich lese täglich mindestens drei französische Zeitungen, vergleiche ihren Inhalt dem uns darüber Berichteten: und weiß, wie manchmal citirt wird. So groben, rohen Schimpf wie in unseren offiziösesten Blättern über die Leiter der Zeitungen „Matin", „Journal", „Figaro" habe ich auf pariser Holzpapier noch nie über in Deutschland irgendwie wichtige Menschen gefunden. Ists ein Wunder, daß die im Auftrag oder mit Wissen der Wilhelmstraßenschreiber infamer Erpressung, schmutziger Geschäftspolitik, niedrigster Skandalsucht Beschuldigten ihre Macht nicht uns zum Vortheil nützen? Daß Korrespondenten, die mit der höchsten Schätzung deutscher Kraft und Kultur und mit redlicher Absicht auf Verständigung nach Berlin kamen, durch hochmüthige und launische Behandlung im Auswärtigen Amt und durch stete Beschimpfung in der von ihm ressortirenden Presse in heftigen Haß deutscher Wesensart gedrängt wurden? Nicht von Franzosen und Russen nur: auch von kühlen Amerikanern habe ich, als communis opinio aller in Berlin lebenden ausländischen Journalisten, die Behauptung gehört, in keinem anderen Land werde über ferne Vorgänge und Kritiken so falsch und so gehässig berichtet wie bei uns. Wahr oder unwahr: daß solche Ueberzeugung sich einwurzeln konnte, beweist, wie erbärmlich schlecht im Haus des Herrn von Jagow der Preßdienst geleistet wird. Der Dezernent müßte (oft schon habe ichs hier erwähnt) so bezahlt werden, daß er die fremden Berufsgenossen an seinen Tisch laden und in die Gesellschaft kennenswerther Deutschen bringen kann; und streng müßte ihm der Chef befehlen, auch den Zeitungbotschafter, der ihn geärgert oder Unfreundliches geschrieben hat, nicht, wie einen Schuljungen, zu rüffeln noch ihm die Amtsthür zu sperren, sondern ihn höflich in uns günstigere Meinung zu überreden. Das wird fast immer gelingen; denn die an die Spree Gesandten wünschen sich ein behagliches Verhältniß zum Nachrichtenamt und sind selten der Einwirkung nobler Verkehrssitte unzugänglich. Statt solche Versuche zu machen, läßt man wider die Missethäter (oder Privatfeinde) die Meute los. Dann hört der Chef: „Gegen diese ruppigen Kerle ist kein Kraut gewachsen. Aber im Inneren sorgen wir für Zufriedenheit. Haben Excellenz den Artikel im Lokal-

anzeiger schon gelesen?" Weiß der Staatssekretär von Alledem nichts? Dann müßte er das Syndikat der ausländischen Presse um rückhaltlose Auskunft bitten; jeden Vertreter eines halbwegs beträchtlichen Blattes selbst anhören; die Zeit wäre nützlicher angewandt als in Diplomatenempfängen, nach denen es heißt: „Er war wieder unwohl und durfte nicht laut sprechen." Kennt er die Postkartenbilder, auf denen die französische Fremdenlegion als eine Kanibalenhorde, die Lichtbilder, auf denen der russische Strafvollzug als das Schandwerk ruchloser Henkersknechte dargestellt wird? Liest er in Heimathblättern oft freundliche, auch nur ruhig erwogene Urtheile über russische und französische Zustände? Nicht meist, daß der Wurzelboden dieser Länder sumpfig, ihre Armee und Beamtenschaft verseucht, alle Rechte und Würden käuflich, die Finanzen siech, die Bilanzen über Wirthschaft- und Staatsertrag gefälscht sind? In Ilions Burg wird nicht weniger gefrevelt als draußen. Wir haben keinen Grund, als verfolgte Unschuld uns dem Mitleid der Nachbarschaft zu empfehlen. Müßten schon das Trachten als unwürdig vehmen. Mag in Petersburg oder Moskau ein Redakteur schimpfen. Ists der Rede werth, so lasset den Artikel (vom ersten bis zum letzten Wort: sonst ist anständigen Menschen ein Urtheil nicht möglich) übersetzen, ohne Färbung des Sinns und der Tonfarbe abdrucken und das darin Unwahre bündig widerlegen. Und: verschonet uns mit der längst makulirten Fibelmär, „zwischen Rußland und dem Deutschen Reich gebe es keine realen Gegensätze" und nur die Presse trübe die Erbfreundschaft. Das war einmal; und als es war, hat Bismarck im Reichstag nicht nur die russische Presse gescholten, sondern, eine Stunde lang, aus deutschen Blättern Schmähartikel gegen Rußland vorgelesen, nicht über ungleiches Maß geflennt, sondern gerufen: „Diese Sorte von deutscher Presse will künstlich Zwietracht erzeugen, hetzt zum Krieg gegen Rußland und ihre Verlogenheit übersteigt alles Maß." Die russische Presse sagt, was ihre Kundschaft hören will. Das demokratische Rußland haßt den Deutschen wie keinen anderen Erdbewohner. Und daß nach dem Versuch, Herrn Sasonow „hineinzulegen", nach dem unseligen Gerede des Herrn von Bethmann über Germanen- und Slaventhum, nach der hastigen, auch Rußlands ganze Staatsrechnung umstülpenden Rüstung, nach dem Versuch, Konstantinopel in die Gewalt eines

deutschen Corpskommandanten zu geben, nach den Mißgriffen deutscher Polizeibehörden und dem Alarmruf der Kölnischen Zeitung dieser Haß lauter geworden ist, als er zuvor war: darüber kann nur ein Knabe staunen. Der Ton wird sich wieder sänftigen, wenn wir nicht die Hoffnung nähren, er könne uns ärgern. Das dicke Drittel einer Rede, die Soll und Haben des internationalen Geschäftes aufhellen müßte, an wehleidige Betrachtung barscher Schreiber vergeudet: wozu? Cui bono? Wenn Bismarck im Reichstag die Presse, deutsche und fremde, schalt, wollte er Etwas: sich von der Verantwortung groben Angriffes entbürden oder die in einem anderen Reich Regirenden unter die Douche stellen. „Wir laufen Keinem nach. Um Liebe werben wir nicht mehr; weder in Frankreich noch in Rußland. Der Versuch, eine große und stolze Macht, wie das Deutsche Reich eine ist, durch Drohung, durch eine gewisse drohende Gestaltung der Druckerschwärze, durch Zusammenstellung von Worten einzuschüchtern, ist eine unglaubliche Dummheit. Wir können durch Liebe und Wohlwollen leicht, allzu leicht bestochen werden, aber durch Drohungen ganz gewiß nicht. Wer die deutsche Nation irgendwie angreift, wird sie einheitlich gewaffnet finden." Da sprach ein Wille. Herr von Jagow rühmt sich „freundschaftlichen Einvernehmens" mit der petersburger Regirung und bescheinigt ihr den Entschluß, der Preßtreiberei nicht zu achten und „an dem alten freundnachbarlichen Verhältniß festzuhalten". Wozu dann das Wehklagelied? Meint er, daß dadurch irgendwo die Stimmung gebessert werde? Daß dieser Theil der Rede auch nur dem Botschafter Nikolais gefallen habe? Daß solches Lamento begreifen lehre, warum wir, trotz eiferndem Schalmeigesäusel, auf der ganzen Erde als Erzfeind verschrien sind?

An dieser Stelle war der Jagowator schon durchgewetzt und die Haarlanze stach; ins Leere. Sonst? Die Verhandlungen mit England sind noch nicht abgeschlossen (noch immer nicht: und schon Kiderlen sprach von ihnen als von Errungenschaft); werden aber „in dem freundschaftlichen Geist geführt, der auch sonst in unseren Beziehungen zu Großbritanien herrscht." Versteht sich. Alle sind uns, wir sind Allen inniglich befreundet: deshalb brauchen wir im Heilsjahr 1914 für unsere Wehrmacht fast dreitausend Millionen Mark. Durfte ich sagen, die gemeine Wirklichkeit biete uns ein ganz anderes Bild als der Kurbler im Wallotkino? Als Bis-

marck im Februar 1888 die Nothwendigkeit der Heeresmehrung begründete, erzählte er nicht, wir seien den Russen befreundet; sprach nur, er „halte nicht für wahrscheinlich, daß der Kaiser von Rußland gegen uns Krieg führen werde.“ Und die Vorschiebung russischer Truppen in die Westgubernien dünkt uns doch eine Kleinigkeit, wenn wir sie dem Entschluß Rußlands vergleichen, an Deutschlands Grenze alle Garnisonen zu stärken und durch den schleunigen Ausbau der aus dem Innern dorthin führenden Eisenbahnlinien den Nachschub ungeheurer Massen zu sichern. Regt sich in unserem Lande tapferer Menschheit nicht endlich die Schaar, die im Gelände der Politik das trügende Flimmerspiel herrisch verbietet? Wir sind weder den Russen noch den Briten befreundet; und finden den Drang, die Behauptung solcher Freundschaft an jede Ecke zu plakatiren, mit der Würde des Deutschen Reiches nicht vereinbar. Wenn ein Privatmann den Nachbar, gegen den er (und der gegen ihn) den winzigsten Thorspalt verrammelt und im Haus Waffen häuft, als seinen Freund preist, wird er ausgelacht. Vor diesem Schicksal wollen wir das Vaterland schützen. Unsere internationale Politik ist schlecht: denn sie bringt von gewaltigem, schmerzhaft drückendem Aufwand keinen Ertrag. Sie ist blind: denn ihr Ziel, die Erhaltung des deutschen Besitzstandes, könnte sie mit der Hälfte des Kraftaufwandes erreichen. Sie ist thöricht: denn sie schafft selbst sich die Schwierigkeit, die sie dann zu überklettern, öfter zu umgehen sucht. Wollen wir nichts Anderes als die Sicherung unserer Habe: morgen ist sie um den Preis der Wehrmachtbegrenzung, die uns dann ja nur nützlich sein könnte, von der Triple-Entente zu erkaufen. Waffnen wir uns, statt so zu handeln, noch stärker: dann wirbt das Bekenntniß friedlicher Frommheit nirgends Glauben. Und prahlen wir gar mit der Freundschaft der Mächte, gegen die wir und die mit gleicher Wucht gegen uns rüsten: dann schilt man uns Heuchler oder Narren.

Weil mir die heute wichtigste Pflicht scheint, jeden der allzu geschäftig erneuten Trugschleier zu zerfetzen und zu zeigen, was ist, habe ich im April hier gesagt: „Uns ist der Dreibund nicht eine strategische Stellung, sondern eine strategische Hemmung; nicht unnützlich, sondern schädlich. Denn er hindert uns, mit der Summe deutscher Wehrkraft und Wirthschaft Werthe, nicht immer Worte nur, einzuhandeln und, nach verschwatzten, verzauderten Lustren,

die Politik des Schöpfers, nicht mehr des Dulders, zu treiben.“ Diesen Grundsatz hat der Abgeordnete Dr. Alois Fürst zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg im Reichstag höflich getadelt. Die citirte Zeitschrift, sprach er (nach dem Wortlaut des Amtlichen Berichtes), „bringt in ihren Artikeln über auswärtige Politik immer Interessantes, oft Beherzigenswerthes. Aber ich meine, ein solches Wort, wie ich es eben verlesen habe, dürfte von einem verantwortlich fühlenden Deutschen nicht gesprochen werden, wenn er das Heil Deutschlands nicht mit aller Bestimmtheit in einer Zerreißung seiner bisherigen Bündnißverhältnisse zu erblicken glaubt. Unsere österreichische Grenze reicht von Oderberg bis Bregenz. Ich kann mir kein Bündniß denken, das uns für die Gefahr gleichgiltig machen könnte, an dieser langen Grenze eine starke Macht als möglichen Gegner zu wissen.“ Ich kann mir ein Vierteldutzend solcher Bündnisse denken. Ich würde öffentlich, auch wenn ichs glaubte, niemals sagen, daß ein Bündniß mich unersetzlich dünkt. Ich bin, drittens, leider überzeugt, daß wir, wenn das Bündniß auch fortan ertraglos bleibt, eines Tages an der langen Grenze eine starke Macht als möglichen Gegner haben werden: Oesterreich-Ungarn. Das kann, nachdem es aus Deutschland, Italien, dem West- und Südbalkan weggedrängt worden ist, auf die Dauer sich nicht in ein Bündniß bescheiden, das ihm ein Vierteljahrhundert lang kein münzbares Silberbröckchen eingebracht hat. (Bosnien wurde ihm in Reichstadt zugesagt und die Annexion hätte die nicht dem Deutschen Reich verbündete Monarchie keinen Heller gekostet.) Oesterreich-Ungarn wird von fünf Staaten bedroht, die, sämmtlich, starke Vorposten in seinem Haus haben, und muß in andere Genossenschaft, in kräftigere Assekuranz streben, wenn wir ihm nicht bald in ansehnlichen Gewinn helfen. Muß: nicht nur, weil die Mehrheit seiner Slaven und die Hälfte seiner Magyaren den Bund lösen möchten, sondern, weil der Wille zum Leben es ihm gebietet. Vielleicht denkt der bayerische, in Böhmen erzogene, dem Erzhaus der Habsburg-Lothringer verschwägerte Fürst zu Löwenstein dem Gedanken, den ich heute nur andeuten darf, einmal bis ans Ende nach. Er meint, ich wünsche Deutschlands Trennung von Oesterreich. Er irrt. Ich bin immer, oft gegen Oeffentliche Meinung, für Oesterreich eingetreten; habe (als Erster, wie Fritz von Holstein, ganz jung von Freude, mir zurief) nach der Annexion Bosniens

laut betont, daß Oesterreich nur als uns Verbündeter bedrängt und gepeinigt werde und daß unser eigenstes Interesse befehle, ihm in jeder Noth, gegen jede Gefahr beizustehen. Hohe deutsche Diplomaten (Marschall war darunter) fanden mich zu österreichisch; ich glaube noch jetzt, daß wir nicht eine Sekunde lang zögern durften, für Aerenthals Werk zu fechten. Nicht die Lösung des Bündnißvertrages wünsche ich, sondern die neuem Bedürfniß genügende Aenderung seines Inhaltes. Die habe ich vom ersten Lostag des Balkankrieges an empfohlen; in Berlin und in Wien. Und wenn sie rasch, im Winter 1912, erwirkt worden wäre, brauchte die Stirn beider Kaiserreiche sich nicht grämlich zu furchen. Fürst Löwenstein glaubt, daß sie auf Heer und Flotte Italiens zählen dürfen. Ob Italien zur Hilfeleistung auch nur verpflichtet würde: die Antwort auf diese Frage hinge von der Gewandtheit der Kriegsregie ab. Der Fürst scheint ein Bischen flink für wahr zu halten, was er in seiner Zeitung liest. Daß Bulgarien von dem Herrn Danew, „seinem bösen Genius“, ins Unglück gestoßen worden ist; daß Rumänien nur „durch gefährliche Einflüsterungen in einen Konflikt mit unserem Verbündeten hineingetrieben werden könnte“; daß zwischen Britanien und Rußland „der natürliche Gegensatz tiefer“ sei als zwischen Oesterreich und Italien; und andere Mär aus der selben Meinungfabrik. Das ist, Alles, als falsch erweislich. Nicht so leicht, vor fremdem Ohr, der Unwerth des Dreibundes. Niemals hat ihn irgendein Diplomat, Deutschlands und Oesterreichs, im Privatgespräch mir bestritten; auf dem Markt thut mancher, als sei von dem Ding noch was zu erwarten. Ich bin überzeugt, daß kein König und kein Minister das Italervolk den Osterreichern zu einem Krieg gesellen könnte; daß die Macht der in Rom Regirenden schon sehr groß sein müßte, um nur zu hindern, daß der nationale Zorn sich nicht, wie Springfluth, auf das in Krieg verwickelte Oesterreich stürze; daß der giltige, von der Trägheit unfruchtbarer Hirne ängstlich geschirmte Bündnißvertrag den Kaiserreichen nicht mehr im Kleinsten zu nützen vermag; daß Oesterreich-Ungarn sich schnell der slavischen oder der romanischen Gefahr entwinden oder aus beiden Schlingen auf den Weg des Kanzlers Kaunitz schreiten muß. Jetzt? Läßt sichs in Händel mit Russen, Serben, Rumänen ein, dann ist Südtirol und die Adriapforte bedroht; Galizien, Bosnien, die Bukowina, das Banat, wenn es mit harter Faust die

Kränkung abwehrt, die jeder Tag ihm aus Italien bringt. Wer in diese drangvoll fürchterliche Enge hineingeblickt hat, wird den Grafen Berchtold mild beurtheilen; wird nicht wähnen, Oesterreich sei den Italienern, weil es sie auf die Ostküste der Adria vorspringen ließ, freundlicher als zuvor gesinnt und brauche nicht just gegen sie Sicherung; wird nicht zweifeln, daß in das Gefäß des austro-deutschen Paktes neuer Inhalt geschöpft werden muß.

Wenn in Berlin und in Wien jemals wieder die Politik des Schöpfers, nicht des Dulders, getrieben werden soll. Genügen Wortschleier und Flimmerspiele, dann ist Anstrengung unnöthig. „Wenn, wie jetzt in Berlin, weder Ab- noch Ansichten, weder Pläne noch Willensregungen vorhanden sind, so drückt Einen das Bewußtsein einer gänzlich zweck- und planlosen Beschäftigung nieder. So weiter zu vegetiren: dazu bedürfen wir eigentlich des ganzen Apparates unserer Diplomatie nicht.“ Noch weniger (darf man Bismarcks Worten aus dem Mai 1857 hinzufügen) eines Millionenheeres. Das könnten wir viel billiger haben. Die Interessen, die Herrn von Jagow berechtigt scheinen, würden dennoch in vollem Umfange gewahrt. Erwürgen will uns ja Niemand ...

Bildertaufe.

In der Königlichen Akademie der Künste waren (oder sind noch) Gemälde, Skulpturen, Gewebe, Kirchenkunstgeräth, Miniaturen, Schmiedewerk und Schmuckstücke aus berliner Privatbesitz zur Schau gestellt. Trotzdem für die Ausstellung und für deren Patron, Seine Excellenz den Herrn Wirklichen Geheimen Rath Dr. Wilhelm von Bode, Generaldirektor der Königlichen Museen, alle Posaunen geschmettert hatten, fand ich die Säle fast leer; nicht zwei Dutzend Menschen. Seltsam. Zum ersten Mal war hier zu sehen, was Großhändler der Reichshauptstadt in Jahrzehnten gehäuft hatten. Die Berliner sind sonst doch neugierig. Schreckte Ahnung sie von dieser Schwelle? Ich warne Neugierige. Seit Wochen hatte ich mich auf die Stunde gefreut, die mir die Gnadenpforte aufthun sollte. Nun stand ich im Heiligthum: und erlebte die grasseste Enttäuschung inbrünstigen Hoffens. Gewiß war Manches sehenswerth. Wunderschöne Gobelins. Feine Döschen. Gute alte Plastik. Goldschmiedearbeit. Sakralgeräth. Allerlei. Schon die Menge freilich viel kleiner, als nach dem Gedröhn zu glauben war. Das Meiste vielleicht echt. Vielleicht; von allen Bildnerkünsten

leistet nur die der Fälscherzunft heute mehr als in Urväterzeit. Mich hatten die Gemälde in diese Akademie gelockt. Vor dem Blick, der das Verzeichniß durcheilt, funkeln die ehrwürdigsten Namen auf. Memling, Rembrandt, Rubens, Vermeer, Hals, David, Potter, Tizian, Murillo, Cuyp, Steen, Niederländer und Welsche mittleren Wuchses. „Mir zeiget sich ein Wunderbronnen, in den mein Geist voll hohen Staunens blickt." Leider: nicht lange. Dann scheucht Zweifel die Andacht vor die Wache am Brandenburger Thor. Diese Armsäligkeit ein Memling, ein Gebild des frommen Genius, den das leidlich geübte Auge auf einer dicht behängten Wand sofort aus zärtlicher Ehrfurcht grüßt? Diesen düsteren Theaterhidalgo, diese Dutzendlandschaft, das bärtige Lederlappengesicht, den Bengel, der dem Melonenschleckerchen Murillos nachgestümpert scheint: Das hat Rembrandt gemalt? Ich glaube nicht dran. Ein Drittel aller hier ausgestellten Bilder scheint mir unsicherer Herkunft. „Aber Excellenz Bode hat den Ankauf empfohlen und die Echtheit bescheinigt." Empfehlung und Bescheinigung überzeugen mich nicht; sagen mir nichts Beträchtliches. Trotzdem Herr von Bode als ein Kunstkenner ersten Ranges gilt und ich nicht einmal Kunstgeschichte studirt habe. Das klingt frevelhaft keck? Wie jedes Geständniß reuloser Abkehr von Aberglauben. Des Generaldirektors Stimme verhallt; allzu oft schon hat er geirrt.

Nur vier Fälle will ich heute erwähnen. Er hielt eine Figur des münchener Bildhauers Römer für ein vor Jahrhunderten geformtes Werk und reihte sie in die Sammlung altitalischer Kleinplastik ein (über die er Lesenswerthes geschrieben hat). Er hörte, in Berlin sei ein Bild ausgestellt, das nur von dem delfter Vermeer gemalt sein könne, ging hin, sah das Bild und sagte: „Unsinn; keine Spur von Vermeer." Herr Dr. Bredius kaufte das Bild und nahm es mit in seinen Haag. Im Mauritshuis hängt es: und Niemand begreift, daß nicht der erste Blick es als einen Vermeer erkannte. Herr Bode erwirbt mit dem Aufwand von hundertsechzigtausend Mark preußischen Staatsgeldes in London eine Wachsbüste, sagt, sie sei „ein Meisterwerk, das sich klassischen Bildwerken, wie der Venus von Melos, an die Seite setzen läßt," sei ein Gebild Leonardos, und ruft den anders Meinenden herrisch zu: „Die Echtheit der Büste ist bewiesen". Im Kaiser-Friedrich-Museum wird sie zuerst als ein Leonardo, dann ohne Signum gezeigt; jetzt steht auf dem Zettel: „Leonardo oder seine Werkstatt". (Also: Venus von

Melos oder Gesellenarbeit.) Der vierte Fall ist in den „Amtlichen Berichten aus den Königlichen Kunstsammlungen“ (Heft vom Februar 1914) erwähnt worden. Da handelt sichs um ein Bild, das Herr Dr. Bode dem Hamburger Emden abgekauft hat. Ich gebe zunächst die Darstellung, um deren Publikation ich gebeten wurde.

Herr Emden wollte einen Theil seiner Gemälde verkaufen. Deren Echtheit war von Sachverständigen bezweifelt worden. Der Bruder des Herrn Hermann Emden schickte deshalb an Excellenz Bode sieben Bilder aus der Galerie und bat ihn um ein Gutachten über deren Werth. Herr Dr. Bode antwortete am achtundzwanzigsten Januar 1908, er könne die von anderer Seite ausgesprochene Behauptung, daß der Bruder des Herrn Emden gröblich mit den Bildern betrogen worden sei, nur vollständig bestätigen. Im Einzelnen erörterte er dann die Gemälde und sagte am Schluß: „Der Händler, der diese Bilder als Originale von Van Dyck, Rembrandt usw. verkauft, ist ein Schurke, den man dem Richter überantworten sollte. Herr Direktor Friedlaender schließt sich meinem Urtheil in Allem vollständig an und würde Ihnen Dies sehr gern auf Ihr Verlangen noch bestätigen.“ Unter diesen Bildern ist an zweiter Stelle ein „sogenannter Rembrandt“ erwähnt, den Bode als nicht von Rembrandt herrührend bezeichnet.

Auf ein neues Schreiben des Herrn Emden antwortete Generaldirektor Bode am achtundzwanzigsten März 1908 und gebrauchte wiederum die schärfsten Ausdrücke über die Händler, die die Bilder als echte verkauft hatten. Er spricht darin von gemeinstem Betrug, von Schurken und Aehnlichem. Nun verklagte Herr Hermann Emden den Verkäufer der Bilder; und in diesem Prozeß war Direktor Friedlaender zum Gutachten berufen. Darin erklärte er die weitaus meisten Bilder Emdens für nicht echt, für nicht von dem angegebenen Künstler gemalt. Ueber das Bild „Tobias mit dem Engel“, um das sich später der Prozeß gegen den Fiskus drehte und das bis dahin als Rembrandt in der Galerie Emdens gehangen hatte, als solches auch von Emden erworben worden war, sagte er: „Nicht Rembrandt, aber dem Meister ziemlich nah, wohl von einem guten Rembrandtschüler, wie Govaert Flinck; Werth achttausend Mark.“ (Ohne irgendwelche Einschränkung: „Nicht Rembrandt.“)

Dieses Gutachten bewog Herrn Emden zu dem Entschluß, alle Bilder seiner Galerie zu verkaufen. Das Bild „Tobias mit dem Engel“ wurde mit versteigert und brachte sechstausend Mark. Als Erwerber war in die Auktionliste eingetragen: Excellenz Bode; ein von der Firma Lepke Angestellter hatte in Bodes Auftrag den Preis angeboten. In dem Versteigerungskatalog war, nach dem Gutachten des Direktors Friedlaender, über das Bild gesagt worden: „Leinwand. Am unteren Rand gegen links fälschlich mit dem Monogramm R bezeichnet.“ Als Autor war angegeben Govaert Flinck. Die Versteigerung war am dritten Mai 1910; am dreizehnten Mai stand in der „B. Z. am Mittag“: „Bode schenkte dem Museum ein Bild, das er eben erst bei Lepke in der Auktion der Sammlung Emden gekauft hat. Und jetzt ist Herr Professor Hau-

ser dabei, den jungen Tobias mit dem Engel, der als ein Werk von Govaert Flinck ausgeboten wurde, zu restauriren. Jetzt aber sieht man auch, daß Bode mit seinem Kauf einen äußerst glücklichen Fang gemacht hat... Bode bezeichnet nun diesen Tobias nicht als ein Bild des Rembrandtschülers Flinck, vielmehr als ein Werk Rembrandts selbst."

Auf die Frage des Herrn Emden, was an dieser Nachricht wahr sei, erwiderte die Verwaltung des Kaiser-Friedrich-Museums, daß Excellenz Bode verreist sei, aber, so viel bekannt, das Gemälde allerdings für einen Rembrandt halte und beabsichtige, sich darüber im nächsten Heft des Jahrbuches der Königlich Preußischen Kunstsammlungen eingehend zu äußern. Wirklich erschienen auch im Heft 9 der Amtlichen Berichte aus den Königlichen Kunstsammlungen vom Juni 1910 und im Band 4 des Jahrbuches der Preußischen Kunstsammlungen aus der Feder Bodes stammende Artikel, in denen er mit aller Energie den Standpunkt vertrat, daß es sich um einen echten Rembrandt handle.

Herr Emden focht nun den Verkauf des Bildes an und erhob, nachdem Bode die Herausgabe verweigert hatte, Klage gegen den Fiskus als Eigenthümer des Kaiser-Friedrich-Museums, dem Bode das Bild inzwischen geschenkt hatte. Diese Klage war auf § 822 BGB gestützt. Das Verlangen der Herausgabe wurde aber (wie in den Amtlichen Berichten nicht angegeben ist) nicht nur auf Irrthum, sondern auf Grund des angegebenen Sachverhaltes auch auf Arglist gestützt; und zwar wurde die Meinung vertreten: Bode habe schon vor dem Ankauf des Bildes gewußt oder doch vermuthet, daß das Bild, entgegen dem Ausgebot als „Flinck", in Wahrheit ein „Rembrandt" sei, und habe, da gerade auf sein und Friedlaenders Gutachten hin das Bild eben nicht als Rembrandt versteigert werden sollte, die Verpflichtung gehabt, über seine nun bessere Erkenntniß den Verkäufer vor dem Kauf aufzuklären. In dieser Hinsicht war behauptet worden, daß Bode auch selbst im Januar oder Februar 1908 ein Gutachten über das Bild abgegeben habe; denn es war unter den Bildern, über die er an Emden geschrieben hatte. Ueber beide Behauptungen und darüber, daß Bode schon im Jahr 1908, jedenfalls aber vor dem Ankauf, das Bild für einen echten Rembrandt oder doch die Echtheit für wahrscheinlich gehalten habe, war ihm der Eid zugeschoben worden.

Die Irrthumsanfechtung ist von dem Kammergericht in der Berufunginstanz nicht für durchschlagend gehalten worden; und das Reichsgericht konnte, da es die zu Grunde liegende Feststellung, daß ein rechtlich erheblicher Irrthum nicht vorliege, für eine Feststellung thatsächlicher Natur erklärte, das Urtheil nicht aufheben. Entscheidend war für das Kammergericht nämlich, daß in den im Katalog angegebenen Versteigerungbedingungen die Garantie für die im Katalog enthaltenen Angaben ausgeschlossen worden war. Dabei kann mit Bestimmtheit angenommen werden, daß Herr Emden selbst von dem Wortlaut des Kataloges, der natürlich nicht von ihm persönlich angefertigt worden war, im Einzelnen keine Kenntniß hatte, also auch diesen Garantieausschluß nicht kannte. Herr Emden war also nicht.

wie das Kammergericht feststellen zu können meinte, im Zweifel über die Herkunft des Bildes, sondern er hatte, da er sich selbst nicht für sachverständig genug halten durfte, durch das Gutachten des Dr. Friedlaender die positive Ueberzeugung gewonnen, daß die Bezeichnung des Bildes als Rembrandt falsch sei. Das war aber hier das allein Wesentliche. In dem Prozeß ist nicht darüber entschieden worden, ob Excellenz Bode selbst früher Kenntniß von dem Bild gehabt hat. Das Kammergericht glaubte, die Thatsache unterstellen zu können, daß unter den sieben Herrn Dr. Bode zur Begutachtung übersandten Bildern auch das streitige gewesen sei und daß Bode es damals als nicht von Rembrandt herrührend bezeichnet habe. Deshalb ist es zur Eidesleistung über diesen Punkt nicht gekommen. Das Kammergericht folgerte gerade aus dieser als wahr unterstellten Thatsache, daß Bode auch noch bei der Versteigerung das Bild nicht für einen Rembrandt gehalten habe, weil man ja sonst annehmen müsse, daß Bode sein früheres Gutachten schon wider besseres Wissen abgegeben habe, um sich auf billige Weise in den Besitz des Bildes zu setzen, diese Annahme aber ausgeschlossen sei, weil damals Kaufverhandlungen zwischen Emden und Bode noch gar nicht schwebten. Das Gericht hielt das Vorbringen der Arglist nicht für durchschlagend, zumal nichts dagegen vorgebracht sei, daß Bode, wie er behauptete, erst nach dem Erwerb des Bildes die Ueberzeugung von der Autorschaft Rembrandts erlangt habe. Bode selbst habe sich darauf berufen, daß er später, im Besitz eines Malers in Bayonne, eine Zeichnung aufgefunden habe, die als Entwurf zu dem Gemälde zu betrachten sei; für die Annahme, daß er diesen Fund schon früher gemacht habe, sei nichts vorgebracht worden. Das Kammergericht hat also den Eid nicht von Bode verlangt, weil es die Behauptung, er habe schon am Tage der Versteigerung das Bild für einen Rembrandt gehalten, für widerlegt erachtete; wobei es, als auf einen ausschlaggebenden Umstand, noch darauf hinwies, daß Bode, als er den Auftrag zum Angebot gab, den Erwerbspreis für das Bild so niedrig bemessen habe, wie ein Sachverständiger bei einem als Rembrandt erkannten Bild niemals thun würde.

Hervorzuheben bleibt danach das Folgende. Das Bild wurde nur verkauft, weil durch die Angaben Bodes und Friedlaenders Herr Emden die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß dieses Bild, eben so wie die übrigen seiner Galerie, nicht echt sei. Es wurde im Versteigerungskatalog ausdrücklich als „fälschlich mit dem Monogramm R bezeichnet“ und als „Flinck“ ausgeboten; denn für einen Flinck hielt es ja Herr Direktor Dr. Friedlaender, offenbar in Uebereinstimmung mit Bode. Bald danach aber hielt Excellenz Bode das Bild für einen echten Rembrandt und vertrat diesen Standpunkt in wissenschaftlichen Arbeiten. Dennoch hat er, wie hier nicht unterdrückt werden soll, als Vertreter des beklagten Fiskus in dem Prozeß die Behauptung, das Bild sei ein Rembrandt (auf diese Behauptung war ja die Anfechtung gestützt), mit Nichtwissen beantwortet, eine Erklärung, die nach der Prozeßordnung dem Bestreiten gleichsteht, und hat sich gegen die

Annahme, das Bild sei von Rembrandt, auf andere Sachverständige berufen; obwohl er selbst es, als Generaldirektor der Königlichen Museen, in den Rembrandt-Saal gehängt hat. Herr Dr. Bode hat auch in dem Prozeß zunächst eingewendet, nicht Emden habe verkauft, sondern Lepke, und hat gesagt, eine giltige Schenkung an das Museum liege gar nicht vor, da die hierzu erforderliche königliche Genehmigung nicht erfolgt sei. Diesen Einwand ließ er allerdings später fallen. Er hat sich aber sogar darauf berufen, daß nicht er, sondern sein Bevollmächtigter in eigenem Namen gekauft habe, die Anfechtung sich also gegen diesen Käufer richten mußte...

Seit wann Herr Dr. Bode das Bild für einen Rembrandt hielt, darüber ist, wie schon erwähnt wurde, in dem Prozeß nicht entschieden worden. Erst jetzt haben die Erben einen Brief gefunden, in dem Bode, schon im Jahr 1905, an Emden schrieb, der „Tobias" sei das beste der ihm in Abbildung gesandten Gemälde und komme dem Rembrandt außerordentlich nah; ob es von Rembrandt selbst sei, wage er nicht ohne Weiteres zu entscheiden, müsse aber sagen, daß es stark an einen Rembrandt in der glasgower Galerie erinnere. Dem steht die im Prozeß vorgebrachte Behauptung gegenüber: Excellenz Bode sei zu der Ansicht, daß das Bild ein Rembrandt sein könne, erst nach dem Ankauf durch Untersuchungen (und durch den Entwurfsfund) gelangt.

Diese Darstellung stammt von dem Herrn Eduard Oberländer, den Emden zur Testamentsvollstreckung berufen hatte. Im Februarheft der Amtlichen Berichte wurde die Vorgeschichte des Streites nicht erwähnt. Geheimrath Stubenrauch, Verwaltungdirektor der Königlichen Museen, wollte nur „Juristisches zur Erwerbung des Rembrandtwerkes Tobias" geben. Aus seinem Artikel will ich ein paar wichtige Sätze hier wiederholen.

„Am dritten Mai 1910 hatte der Kläger (Hermann Emden) in Lepkes Kunstauktionhaus in Berlin alte Gemälde versteigern lassen, darunter ein Bild ‚Tobias mit dem Engel', das in dem Versteigerungskatalog als von Govaert Flinck gemalt bezeichnet war. Das Bild wurde zu dem Gebot von sechstausend Mark Herrn Dr. Bode zugeschlagen. Dieser schenkte es dem Kaiser-Friedrich-Museum. Dr. Bode hatte bald nach dem Erwerb des Gemäldes in mehreren Aufsätzen die Ansicht vertreten, daß es sich um einen echten Rembrandt handle. Als der Kläger Das erfuhr, focht er den Verkauf an... Mit dem Beklagten hat sich das Kammergericht und das Reichsgericht auf den Standpunkt gestellt, daß der Kläger das Gemälde in bewußter Unklarheit über die Urheberschaft veräußert habe, also von einem Irrthum keine Rede sein könne, da Irrthum nur ein dem Wollen nicht bewußter Mangel sei. Wie nun aber, wenn das Vorliegen eines Irrthums bejaht worden wäre? In diesem Fall wäre mit der starken Möglichkeit zu rechnen gewesen, daß der Fiskus, dem Klageantrag gemäß, das Bild hätte zurückgeben müssen. Wäre Dies aber billig gewesen? Neigt das Rechtsgefühl nicht vielmehr

dahin, daß der Käufer ein auf einer Auktion gekauftes Stück in jedem Fall zu behalten berechtigt ist, mag der Käufer sich noch so stark über die Urheberschaft geirrt haben?"

Mein Rechtsgefühl urtheilt anders als des Geheimrathes. Ich hätte auch nicht die Aufnahme der vom Testamentsvollstrecker gesandten Berichtigung abgelehnt. Er thats; „unter Bezugnahme auf den Paragraphen 12 des Preßgesetzes" (der Staatsbehörden aus der Berichtigungpflicht hebt). Ich hätte, als Richter, „das Vorliegen eines Irrthums bejaht" und, als Vertreter des Fiskus, die Rückgabe des Bildes nicht nur für „billig", sondern für unerläßlich gehalten. Wenn ein Trödler oder eine Aufwärterin mir für sechs Mark eine verschmutzte Geige giebt, die sich dann als einen brauchbaren Stradivarius erweist, würde ich mich verpflichtet glauben, sie zurückzugeben. Und im Fall Tobias war der Wirkliche Geheime Rath Dr. Bode zugleich Gutachter und Erwerber. Nach seinen Briefen und nach dem Sachverständigenspruch seines Assistenten Dr. Friedlaender mußte in Emden die Ueberzeugung fest werden: Dieses Bild ist nicht von Rembrandt gemalt. (In mir ist sie heute noch felsenfest.) Deshalb ließ er in den Katalog setzen, das Signum R sei gefälscht. Deshalb gab er das Bild für sechstausend Mark weg; als ein echter Rembrandt hätte es ihm vielleicht sechshunderttausend, vielleicht noch mehr eingebracht. Ihm und seinen Erben entgeht mindestens eine halbe Million. Seine Klage wird, nach dreijähriger Verfahrensdauer, endgiltig abgewiesen. In dem vom Beklagten geleiteten Blatt eine Darstellung veröffentlicht, die nicht meldet, daß der Erwerber des Bildes auch Gutachter war und sein Wort das R entwerthet hat. Als die Erben eine Ergänzung dieses Berichtes fordern, wird sie ihnen brüsk geweigert. Und solchen Streitergebnisses soll das Rechtsgefühl sich freuen? Das soll „billig" sein? Donnerwetter ... Billig wäre der Tobias, wenn ihn Rembrandt gemalt hätte (was er aber, by Jove, nicht that).

Im Kaiser-Friedrich-Museum wird eine englische Wachsbüste aus dem Jahr 1846 als ein Meisterwerk italienischer Hochrenaissance ausgestellt. Brinckmann, der weltberühmte Leiter des hamburgischen Kunstgewerbemuseums, hat diese Flora eine der drei erfolgreichsten Fälschungen unserer Tage genannt. Salomon Reinach hat geschrieben: „Eine ernsthafte Vertheidigung der Leonardo-Hypothese ist nicht mehr denkbar." Direktor Pauli: „Wir dürfen für erwiesen halten, daß die Florabüste im Jahr 1846 von

Richard Cockle Lucas nach dem Floragemälde der Luini-Schule ausgeführt wurde." Eben so urtheilen die Kunstgelehrten Seidlitz und Swarzenski, die Bildhauer Gaul, Klinger, Maillol und hundert andere Küstler. Der Museumschemiker Professor Rathgen hat in der Wachspuppe das zweizöllige Stück einer aus der Frühzeit der victorianischen Aera stammenden Steppdecke gefunden. Thutnichts: „Leonardo oder seine Werkstatt." (Ungefähr: „Rodin oder drei Fräulein, die bei ihm modelliren lernten.") Der Fall Tobias ist nicht weniger lehrreich. 1905: Vielleicht Rembrandt. 1908: Nur betrügerische Schurken können solche Bilder als Werke großer Meister verkaufen. 1909: Nicht Rembrandt, aber Flinck. Dritter Mai 1910: Ankauf für sechstausend Mark. Dreizehnter Mai 1910: Ankündung, nicht Flinck, sondern Rembrandt selbst habe das Bild gemalt. Solche Irrthümer („dem Wollen nicht bewußte Mängel") erlebt der Mann, der über italische Renaissanceplastik und über Rembrandt werthvolle Bücher geschrieben hat. Dessen auctoritas und excellentia soll ich blind vertrauen? Seinen Kondottierekopf, der jeden Aufruhrsversuch niederdonnert, die hemmunglos vorwärtsstampfende Willenskraft, die Todfeinde in stumme Demuth kirrt, kann ich, als ein Bleibsel aus unverzärtelter Gewissenszeit, bewundern. Seine Urtheile dringen mir nicht durch den Gehörgang ins Hirn. Sein Museum ist mir, trotz manchen Meisterwerken, ein Ort des Schreckens. Erträgt, Künstler, Kunstempfinder, Euer Auge denn „Restaurirung" dieser Sorte? Das sieht ja aus wie ein blankgewichster Stiefel, wie der billige Atlasrock der fetten Grünkrämerin. Das trieft ja von Firniß. Die rothen Mäntel (Rubens; der neue Van der Goes, der mir schwächer und unfeiner als der alte scheint): „wie von Wertheim; wie neu." Rothe Woche. Anderswo wird doch auch restaurirt. Im haarlemer Museum sah ich ein Bild, das behutsam von morschem Holz gelöst und auf Leinwand übertragen worden war. Eine Leistung andächtigen, Ehrfurcht erzwingenden Fleißes. Ueberall wird die Bilderpflege wie ein Hochamt betreut. Die Aufgabe eines Restaurators ist doch nicht eines Neuplätters oder Stubenbohners. Saalburgen wollen wir nicht. Wenn eine Madonna so tief in schwarzbrauner Sauce schwimmt, daß man statt der Augen Trüffeln oder Morcheln zu finden erwartet, ist mir einerlei, ob Murillo oder Sichel sie gemalt hat. Hat Murillo die Jungfrau gemalt, die jetzt in der Akademie hängt? Vermeer das Mädchen in der Rosa-

jacke, das (im Friedrich-Museum) hinter bunten Fenstern sitzt? Nie werde ichs glauben lernen. Das andere Mädchen, das urholländische mit der gelben Jacke, dem Hermelinbesatz und dem rothen Band, das mit der Hausmagd rechnet, braucht keine Beglaubigung. Herr James Simon, der Besitzer, hat das Bild in die Akademie geschickt. Ein Wunderwerk, für das ich Dutzende guter Venezianer hingäbe. Seit wann aber ist der Hintergrund so dick verschmiert? Solche Wände (vergleichet die Bilder im Haag, in Amsterdam, Dresden und Frankfurt), so lustlose Räume hat Vermeer, der Unvergleichliche, doch sonst nicht gemalt. Und vor den Tizian, Rubens und Rembrandt schüttelts mich. Restaurirt; manchmal auch: „Leonardo oder seine Werkstatt." Nicht einmal vor den beiden Frans Hals bin ich sicher, die unverkritzelte, unverpinselte Handschrift des stämmigen Menschenschöpfers zu sehen.

Nach der Deflorirung der Wachsflora wurde dem Generaldirektor von Mitgliedern seines Museumsvereins (die kunstverständigen hatten, fast ohne Ausnahme, ihre Unterschrift geweigert) eine Adresse überreicht, die ihn als einen durch niederträchtige Schmähung Gekränkten feierte. Damals sagte ich hier: „Ein armsäliger Triumph; von Bankiers und Großhändlern bereitet, denen Herr Dr. Bode Bilder recht verschiedener Sorten verschafft hatte." Diese Bilder kennen wir jetzt und begreifen, völlig nun erst, warum die am Alltag nüchternen Besitzer mit so dicksträhniger Inbrunst an ihrem Wilhelm hängen und für seines Namens Geltung kämpfen wie sonst wohl nur für Gold und schmackhafte Liebe. Sie haben beträchtliche Theile ihres Vermögens in Valeurs angelegt, die mit dem Ruf des Herrn von Bode als eines unfehlbaren Kenners schrumpfen müßten; deren Kurswerth mit dem seiner Expertise sänke. Wenn ich den Herren rathen dürfte, spräche ich: Verkaufet, so lange für diese Memling, Rembrandt und Genossen „auf dem Markt Meinung ist." Ein Mann von ungewöhnlicher Lebensleistung und großem Geistesverdienst, dem nur der gerechte Zorn eines Prozeßgegners arglistige Bereicherungsucht zutrauen kann. Doch: den Nächsten selbst, den Allertreusten, eine Gefahr, die aus nächtigen Schlünden gährt. Viele denken so. Alle schlottern vor ihm. Nur das jeder Kunstkultur ferne Spreevolk weist munter auf das breite Gneisbecken vor dem Alten Museum und holt aus grinsenden Lippen das Weisheitwort: „Dadrin tauft Bode die Bilder!"



Die politischen Parteien und der Patriotismus.

Es giebt in unseren modernen Staaten und auch in unserem Staat drei verschiedene Hauptparteien, nicht Parteiungen, die sich für eine Weile zur Erreichung irgend eines bestimmten Zweckes zusammengeschlossen haben, und nicht von der Art, wie in den Abderas für oder gegen des Esels Schatten, sondern vernünftige, nothwendige und bleibend lebenskräftige Hauptparteien, dreifach verschieden nach dem dreifach verschiedenen Interesse des Egoismus, der Lebensfürsorge.

Wäre das Nachdenken eine so einfache und allgemeine Sache, wie die Allgemeinheit der Menschen anzunehmen pflegt, so würden auch sämmtliche Anhänger der politischen Parteien sich mit Erfolg die Frage vorlegen können: Weswegen gehören wir gerade dieser, unserer Partei an? Sie brauchten dann nicht mehr, wie jetzt, so gar viele Gründe, sie würden dafür einen einzigen Grund, einen einzigen letzten Grund, und zwar mit der gleichen Klarheit, erkennen, womit von ihnen erkannt wird, weswegen sie essen und trinken; sie würden erkennen, daß die Parteizugehörigkeit den selben Grund hat wie das Essen und Trinken: ihren Egoismus oder ihre Lebensfürsorge. Daß wir aus Egoismus essen und trinken, darüber sind sich Alle klar, aber gleich hinter dem Essen und Trinken hört die Klarheit auf und beginnt die Unbewußtheit und Selbsttäuschung über die Absichten, die Erhabenheit und Konfusion, der Hochmuth und der Streit.

Drei politische Hauptparteien: die erste ist die Partei Derer, die haben und behalten wollen (die Konservativen und das Centrum); die andere ist die Partei Derer, die nicht haben und bekommen wollen (die Sozialdemokraten); und die dritte Partei, die mit Haben und Behaltenwollen wie mit Nichthaben und Bekommenwollen die Mitte zwischen jenen beiden Parteien hält, die Partei der Liberalen.

Das sind die politischen Parteien, dreifach verschieden nach dem dreifach verschiedenen Interesse ihrer besonderen Egoismen. Aber das Interesse des Vaterlandes als des gemeinsamen Egoismus, darin allein sie alle Drei im Stande sind, zu behaupten und zu erlangen, was sie erlangen und behaupten wollen, darin allein sie zu leben wünschen, weil darin sie mit dem Herzen leben, überall sonst aber wären sie wie Verbannte in der Fremde (man wird im Auslande Deutscher: ich finde, auf jeder Reise schon), dieses höhere

Interesse haben wahrlich alle drei Parteien gemeinsam. Das Vaterland haben alle Staatsbürger gemeinsam; und es ist darum die ungeheuerste Frechheit, wenn sie einander der Vaterlandlosigkeit zeihen. Das Vaterland, die Nation, der Staat: Das sind sie Alle, das Vaterland gehört Keinem vor dem Anderen, wer er auch sei; es gehört Keinem, weil es Allen gehört; im Verfassungstaat ist ein Jeder auf seine Art und nach seiner Eigenthümlichkeit so Dienender wie Herrschender und Keinem kann durch Keinen seine Zugehörigkeit, sein Recht und seine Freiheit so wenig wie seine Verpflichtung abgesprochen werden. Die drei Parteien zählen alle drei gleichmäßig in der Summe und sind die drei Arten des Staatsbürgerthums, durch welche die Einzelnen dem Staat angehören und ihre politische Mitarbeit leisten am Recht und an der Freiheit: durch Erhaltung, Umgestaltung, Zerstörung, Neuschaffung.

Die Einzelnen finden sich vereinigt in den drei Parteien, je nach ihrem Interesse der Lebensfürsorge. Danach bilden sich die Parteien; denn danach bildet sich das Bewußtsein. Ihrem Verhältniß zur Lebensfürsorge entsprechend, ist ihr Bewußtsein, ihr Fühlen, Wissen, Wollen, ein anderes, ist ihre Lebensanschauung anders, ist ihre Politik, ihre politische Ueberzeugung, ihr politisches Prinzip, ihr politisches Ideal anders, wollen sie andere politische Mittel, ist ihre Stellung zum Verfassungstaat anders, in welchem sie ihr politisches Ideal verwirklicht sehen möchten: es sollen Männer aus ihrer Partei in die Regirung kommen, es soll konservativ, es soll liberal, es soll sozialdemokratisch regirt werden. (Gegensatz der Parteien gegen die Regirung.) Die drei Parteien im Staat sind so natürlich wie der Staat und wie die Individuen; ihr Kampf gegen einander und die Verschiedenheit der Oeffentlichen Meinungen, der Parteikollektivmeinungen, ist so berechtigt, wie die Parteien von verschiedener sittlicher Ueberzeugung geleitet werden: von der verschiedenen sittlichen Ueberzeugung, daß, was sie wollen, das Beste für alle Staatsbürger sei; wie sie verschieden denken über die Verwirklichung des Rechts- und Freiheitgedankens.

Denn sie wollen, Alle, daß es mit dessen Verwirklichung seinen Fortgang nehme, den Fortschritt wollen sie, Alle. Aber sie können ihn unmöglich Alle auf die selbe Weise wollen, sie wollen ihn nach den Unterschieden des konservativen, des liberalen, des sozialdemokratischen Fortschrittes; und so müssen die Einen hemmen, was die Andern vorantreiben. „Zwei Prinzipien konstituiren die moralische und intelligible Welt“, sagte Friedrich von Gentz. „Das eine ist das des immerwährenden Fortschrittes, das andere das der nothwendigen Beschränkung dieses Fortschrittes. Regirte jenes

allein, so wäre nichts mehr fest und bleibend auf Erden und die ganze gesellschaftliche Existenz ein Spiel der Winde und Wellen. Regirte dieses allgemein, so würde Alles versteinern und verfaulen. Die besten Zeiten der Welt sind die, wo die beiden entgegengesetzten Prinzipien im glücklichsten Gleichgewicht stehen. In solchen Zeiten muß dann auch jeder gebildete Mensch beide gemeinschaftlich in sein Inneres und in seine Thätigkeit aufnehmen. Er muß mit der einen Hand entwickeln, was er kann, mit der anderen hemmen, was er soll. In wilden und stürmischen Zeiten aber, wo das Gleichgewicht wider das Erhaltungprinzip, wie in finsteren und barbarischen, wo es wider das Fortschreitungprinzip gestört ist, muß auch der einzelne Mensch eine Partei ergreifen und gewissermaßen einseitig werden, um nur der Unordnung, die außer ihm ist, eine Art Gleichgewicht zu halten. Wenn Wahrheitscheu, Verfolgung, Stupidität den menschlichen Geist niederdrücken, so müssen die Besten ihrer Zeit für die Kultur bis zum Märtyrerthum arbeiten. Wenn hingegen, wie in unserem Jahrhundert, Zerstörung alles Alten die herrschende, überwiegende Tendenz wird, so müssen die ausgezeichneten Menschen bis zur Halsstarrigkeit altgläubig werden."

Ganz unbezweifelbar: die Halsstarrigkeit, womit die Einen dem Fortschritt sich entgegenstemmen, kann so gut sittlich sein wie das Märtyrerthum, wodurch die Anderen für ihn wirken. Aber nun sehet die Art, wie unsere Parteien über einander absprechen, sehet die Frechheit, womit sie sich gegenseitig die Berechtigung als Partei, also als Theil der Nation und des Vaterlandes absprechen! Es ist kaum möglich, die allgemeine Frechheit eines ganzen Landes ärger sich vorzustellen, als wie sie heute unter uns im ganzen Lande wirklich angetroffen wird. Deutschland ist verschändet durch allgemeine, allerfrechste Frechheit von den bösesten Folgen. Keine der drei Parteien scheint Partei sein zu können anders als mit Entehrung von zwei Parteien; nach den Urtheilen der Parteien über einander denkt keine von ihnen vaterländisch und innerhalb der Parteien parteit sichs und verketzert sichs wieder unter einander auf das Gräulichste. Davon müßte jeder Deutsche sagen: Das ist nicht schön in Deutschland! Das ist schief und schlecht bei uns zu Lande und gar zu arges Mißverhältniß zwischen Beschimpfen und Ehren! Jeder Deutsche sollte jedem anderen Deutschen (zunächst denn wenigstens äußerlich, mit Worten) etwas mehr von der Achtung erweisen, die er sich selber erwiesen wünscht, sollte zurückhaltender und geziemender reden und gegen jenen endlich alle Theile der Nation anfressenden Kreb

auf Heilung denken. Die politisch Reifen müssen die Menge der politisch Unreifen, Ideelosen und der Idee Unfähigen zunächst ihrer eigenen Parteien, der von Parteipolitik flach und dumpf Geschlagenen, zum Besseren emporrichten und Aufklärung schaffen in die Breite und Tiefe.

Das Interesse der Partei soll darum nicht aufgegeben werden; es kann nicht aufgegeben werden. Die Gegnerschaft der Parteien ist, was schon gesagt worden, natürlich wie die verschiedene Bewußtheit der Lebensfürsorge; wodurch überhaupt die Menschheit auch gesellschaftlich in Parteiung zerfällt, die sich sogar in die Wissenschaft hinein fortsetzt. Im Staat können nur die Philosophen mit vollster Ueberzeugung allen drei Parteien angehören (weil ihr, der wahrhaften Philosophen Verhältniß zur Lebensfürsorge ein durch ihr Ewigkeitbewußtsein modifizirtes und anderes ist als bei den übrigen Staatsbürgern und weil sie, theoretisch der Einseitigkeit der Betrachtung entnommen und der Kontinuität der Entwickelung gemäß, das Ganze lebendig vor Augen haben, theilen und unterscheiden zwischen dem Beizubehaltenden, zu Zerstörenden und neu zu Schaffenden); und den Philosophen gleich soll auch der Herrscher mit vollster Ueberzeugung allen drei Parteien angehören; je mehr Dies der Fall, desto idealer repräsentirt er das unegoistische Staatsprinzip und wird desto besser die Forderung Platons erfüllt, daß entweder die Herrscher philosophiren oder die Philosophen Herrscher werden müßten. Darin liegt ausgesprochen, was der Herrscher, der idealen Forderung gegemäß, sein soll und was er nicht sein darf. Er darf nicht allein keiner der politischen Parteien angehören: er darf auch nicht einmal Egoist sein, wie die übrigen Menschen sind; denn er hat mit seinem Menschen das den Menschen an sich selbst Unmögliche zu repräsentiren und zu symbolisiren: das Unegoistische. Friedrich der Große nannte sich groß „den ersten Diener seines Staates". Als Herrscher des Staates ist der Herrscher ohne den egoistischen Einzelwillen: kein egoistischer Einzelwille stimmt überein mit dem Gesammtwillen der Nation, welche der Staat ist. Von solcher Einsicht und Praxis danach zeigten sich früher nur wenige Herrscher; der moderne konstitutionelle Staat hat nicht allein den übrigen Staatsbürgern, sondern auch den Repräsentanten des Staates gut gethan und sie zu besseren Patrioten gemacht. Von den früheren Fürsten waren gar nicht wenige die ärgsten Anarchisten in ihren Ländern; und auch die besten von ihnen konnten kaum die unbeschränkte Freiheit vertragen. Saint-Just behauptete: „On ne peut régner innocemment"; und es bestätigt sich die Wahrheit,

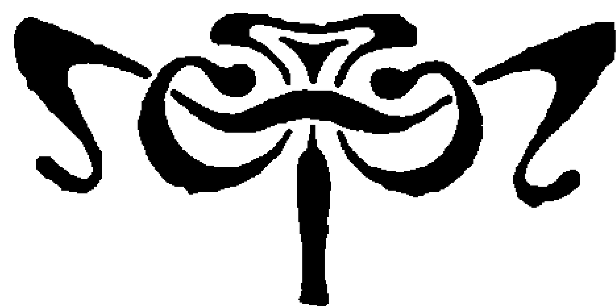
daß Gewalt überall den Mißbrauch der Gewalt nach sich zieht und in menschlichen Dingen kein Verlaß ist auf den Menschen, sondern nur auf die Einrichtungen und Verhältnisse. Der Herrscher ist auch ein Mensch von der Art, wie die Menschen sind; soll er trotzdem auf der Höhe des Herrschers sich halten können, so muß denn auch für seinen egoistischen Menschenwillen nach Möglichkeit gesorgt sein. Nicht „Der König kann kein Unrecht thun" (The king can do no wrong), sondern: Der König muß möglichst wenig Ursache und Gelegenheit haben, Unrecht zu thun. Der König, der Herrscher ist ja nicht eigentlich Herrscher, sondern Repräsentant der gemeinsamen Beherrschung und des Gesammtegoismus der Nation: daher darf er als Herrscher weder seinen Einzelegoismus geltend machen noch zu einer der politischen Parteien sich halten.

Aber die übrigen Staatsbürger, die weder Könige noch Philosophen sind, denen nicht, gleich den Königen, ihr Egoismus ins Unegoistische erhoben wird und die auch nicht eigengeistig den Philosophen nachringen können, sie stehen mit ihrem Egoismus gegen einander und vereinigen sich zu Parteien, deren Gegnerschaft, aus Fürsorge und Noth des Lebens geboren, in keinem Staat aufhören kann. Auch bei uns in Deutschland nicht. Aber darum braucht nicht Glaube an die ehrliche Gesinnung des Gegners etwas Unerhörtes in Deutschland zu sein, darum braucht es nicht zur vernichtenden moralischen Kritik jeder Partei über die anderen und zu so tiefgehender Zerrissenheit zu kommen; darum braucht keine politische Partei zu vergessen, darum darf keine vergessen, daß außer der Gegnerschaft noch Wichtigeres ist, worin alle drei politischen Parteien zusammen zu stehen haben. Die Drei gehören zusammen, der Staat ist der Riese Geryon mit den drei Leibern; in den drei Parteien entfaltet sich das Leben des Staates. So ist es mit dem modernen Staat, mit dem Rechts- und Freiheitstaat gemeint, der sich dadurch von den früheren Staaten mit ständischer Gesellschaftschichtung unterscheiden soll, daß in ihm jede Partei das Bewußtsein vom Staat, Das heißt aber: von dem Recht und der Freiheit Aller, in sich trage, während vorher ein jeder Stand nur sein Recht und seine Freiheit suchte. Der ist noch lange kein guter Patriot, der, ohne so zu denken, nur dem Landesfürsten oder nur seiner Partei dient und das Wesentliche des Deutschthums in Dem erblickt, worin seine Partei von den anderen Parteien abweicht, da es doch vielmehr in dem Uebereinstimmenden aller Parteien liegt; und auch diese Uebereinstimmung soll eine gefühlte, gewußte, herzlich gewünschte, gewollte und kraftreich thätige sein. Kein Parteipolitiker, der nichts ist als Parteipolitiker,

verdient den Namen Patriot. Patriot kann immer nur ein freier Mann sein, jener aber ist ein Sklave und erinnert an den ursprünglichen Sinn des Wortes Patriot: der πολιτης, der freie Bürger, hieß den Griechen niemals πατριωτες; dieses Wort wurde nur von Sklaven gebraucht, ihre Landsmannschaft, ihr Gebürtigsein aus einem Land zu bezeichnen, und wurde auch von Thieren gebraucht. Wir sprechen heute vom Patriotismus der Freien, aber erst, wo gewußt wird von den Korrelaten Staat und Nation, und daß man dem Staat zu dienen habe, ihm aber nicht dienen könne, ohne auch zugleich der Einheit der Nation zu dienen, der ewig staatsschöpferischen Nation, da erst ist guter und reifer Patriotismus im edleren Sinn, der das Rechte weiß, will und vollbringen hilft. Alle drei Parteien müssen patriotisch und der Patriotismus muß parteilos bleiben: so lautet der erste Satz der Nationalpolitik aller drei Parteien.

In den Parteien sollte gehört werden von einem allgemein politischen Begreifen; wozu auch Einsicht in die Berechtigung der verschiedenen Parteien gehört. Aufklärung über die Verschiedenheit der politischen Parteien thut noth, wie Aufklärung über die Verschiedenheit der Religionen noth gethan hat: jede politische Partei hält, ähnlich wie jede Religion, sich für die allein seligmachende, glaubt, im Besitz der ganzen Wahrheit zu sein, von der sie bei den übrigen Parteien nicht einen Lichtfunken entdecken kann; und die verschiedenen politischen Parteien sind noch weit entfernt auch nur von der Duldung, welche die verschiedenen Religionen heute gegen einander üben. Je mehr allgemeines politisches Begreifen, welches wahrlich nicht durch die Lecture des Parteiblattes gewonnen wird, je mehr politische und staatswissenschaftliche Bildung: um so besser werden auch die Parteien die Parteien sein können, die sie sein müssen, und um so viel seltener wird vorkommen, daß die Urtheile der Parteigenossen nur das Echo des Geschreis von Schreiern sind, und ganz gewiß: desto anständiger werden sich die Parteien gegen einander halten. Jetzt ist nur Parteipolitik und dahinter gehts gleich in die leere Finsterniß.

Potsdam. Konstantin Brunner.



Landwirthschaft auf Aktien.

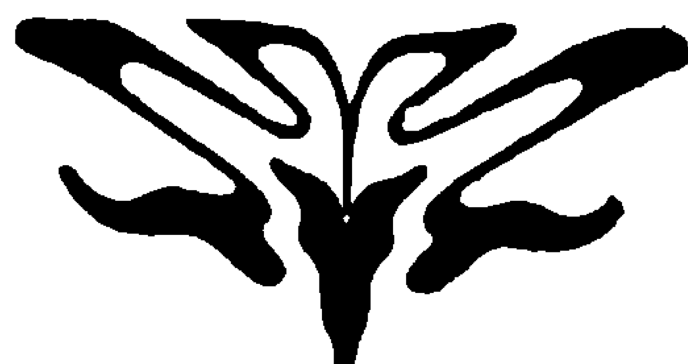
In der Zukunft vom zehnten Dezember 1910 ist über „Agrarpolitik und Agrarreform in Spanien unter König Karl dem Dritten" vom Dr. Rudolf Leonhard berichtet worden. Leonhard hat seitdem auch Studien über italienische Landwirthschaft veröffentlicht und tritt jetzt mit einem Vorschlag für Ostelbien hervor: „Landwirthschaft, Landindustrie, Aktiengesellschaft. Eine Untersuchung über (?) die Zukunft des landwirthschaftlichen Großbetriebs." (Tübingen, J. C. B. Mohr, 1913.) Er nimmt als gewiß an, daß in nächster Zukunft dem ostelbischen Großgrundbesitz die bekannten künstlichen Stützen entzogen werden. Damit nun der Volkswirthschaft die Dienste erhalten bleiben, die ihr der landwirthschaftliche Großbetrieb leistet (ist er doch der Träger und Führer des technischen Fortschritts), schlägt er vor, daß Aktiengesellschaften die im Privatbesitz nicht mehr zu haltenden Landgüter übernehmen (ein Rest werde ja erhalten bleiben) und die Landwirthschaft in Verbindung mit Industrien betreiben, die alle Rohstoffe zu konsumreifen Produkten verarbeiten. Gutsbesitzer selbst strebten ja der Industrialisirung zu durch die Anwendung landwirthschaftlicher Maschinen, Benützung der Elektrizität, Verarbeitung der Kartoffeln zu Alkohol und Stärke und Dergleichen; aber zur Erreichung des eigentlichen Ziels, zur vollständigen Industrialisirung, fehle das Betriebskapital, der Personalkredit. Realkredit hätten sie sogar zu viel; da das Geliehene meistens zur Versorgung der Kinder verwendet werde, werden dem Betrieb die Mittel entzogen. Von anderer Seite wiesen Zuckerfabriken und Brauereien den Weg, die zur Rohstoffbeschaffung Güter kauften und bewirthschafteten. Die dritte berufene Macht jedoch, das Kapital, stehe der Landwirthschaft noch mißtrauisch gegenüber. Das Mißtrauen werde schwinden, wenn der Kredit nicht mehr den einzelnen Gutsbesitzern zu bewilligen sei, sondern einer Aktiengesellschaft, welche die Landwirthschaft so betreibe, „daß mehrere möglichst benachbarte Güter zu einem großen, gemeinsamen Betrieb vereinigt würden, der, nach rein kaufmännischen Grundsätzen geführt, mit weiterverarbeitender Industrie und reichlichem Betriebskapital durchtränkt wäre und eine durchgreifende Kooperation von Boden und Kapital bewirkte", auch den Absatz der Produkte in der Stadt selbst übernähme. Leonhard hebt am Anfang wie am Schluß nachdrücklich hervor, daß diese Umgestaltung nicht etwa der gesammten Landwirthschaft Deutschlands zugedacht sei, sondern nur dem ostelbischen Großgrundbesitz, und zwar nur dem Theil, der bei der bevorstehenden Krisis nicht zu halten sein werde; dem Bauer, besonders dem Kleinbauer, sei der Fortbestand des persönlichen Besitzes und Betriebes gesichert. Von den Gegengründen gegen seinen Plan werde der gewichtigste, der übermäßig hohe Preis der Landgüter, mit den Kornzöllen fallen. Was den psychologischen Gegengrund betrifft, das Widerstreben des Ge-

fühls gegen die Entpersönlichung der Landwirthschaft, so werde ja die bäuerliche von der Umwandlung gar nicht berührt; der schöne Patriarchalismus des Rittergutes aber lebe nur in der Phantasie von Romantikern, welche die ostelbische Gutswirthschaft nicht kennen.

Ein historischer Ueberblick ergiebt, daß die landwirthschaftliche Aktiengesellschaft als mögliche Betriebsform von der theoretischen Nationalökonomie der Gegenwart in Deutschland vollständig übersehen, in Nordamerika dagegen, in Argentinien und in der Lombardei erwogen wird, daß jedoch in Deutschland der Weg zu ihr praktisch schon eingeschlagen worden ist. Die Harpener Bergwerksgesellschaft hat 1907 auf Oedland einen Riesenbetrieb eingerichtet, um ihre Arbeiter mit wohlfeilen Lebensmitteln zu versorgen, und die Kruppwerke sind diesem Beispiel gefolgt. Interessant ist in einem dahin abzielenden Vorschlage des Amerikaners Holmes eins der Motive: der einzelne Farmer vermöge die Arbeiter nicht festzuhalten; the boys have left the farm, to be near the amusements and excitements of the towns. (Wenn Das in Nordamerika geschieht, wo es noch genug käuflichen Boden giebt und wo weder Staatseinrichtungen noch Vorurtheile den Arbeiter am Emporkommen hindern, so folgt daraus, daß unsere Reformer sich täuschen, wenn sie glauben, man dürfe, um das Volk auf dem Land festzuhalten, nur den Großgrundbesitz zerschlagen und dadurch käuflichen Boden schaffen; die Hauptursache der internationalen Landflucht ist, wie ich oft gesagt habe, der heute herrschende verkehrte Geschmack.) Holmes meint nun, nicht allzu weit von der Stadt entfernte Riesenfarmen, die Korporationen gehörten, würden diesem Uebelstand abhelfen können. Sie würden die Leute in der Stadt wohnen lassen und sie jeden Morgen mit eigener Bahn aufs Feld hinaus, nachmittags heimschaffen; da könne dann jeder Bursch und jedes Mädel am Feierabend Tingeltangel, Kino und Ball haben, und was das Herz der Leutchen sonst noch begehrt. Ich fürchte nur, sie werden ihr Stadtvergnügen ohne Feldarbeit haben wollen.

Ueber die Ausführbarkeit von Leonhards Vorschlägen erlaube ich mir kein Urtheil; eben so wenig darüber, ob seine Darstellung der Lage der ostelbischen Gutsbesitzer und der Zustände auf ihren Gütern überall zutreffend ist; aber ich meine, die Landwirthe werden in jedem Fall gut thun, das Schriftchen zu beachten, denn da der darin entworfene Plan in der Richtung einer mächtigen Zeitströmung liegt, wird er viele Freunde finden.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.



Anzeigen.

Nanna oder die deutschen Katholiken und die Philosophie. Ein Buch vom Reichthum. Gustav Quiel in Wiesbaden.

Wenn ich ein Humorist wäre wie Raabe, dann würde ich meine Selbstanzeige auch mit den Worten beginnen: Vom Hunger will ich in diesem Buch reden. Oder auch von der Sattheit. Das gilt gleich. Von der intellektuellen Sattheit des Katholizismus. Wißt Ihr, daß dieser Riese seit der gewaltigen Kraftprobe der Gegenreformation lahm ging? Aber im neunzehnten Jahrhundert wuchs ihm wieder die Kraft der Gelenke. Und seine Muskeln begannen, sich zu spannen. Vorüber war der Schlaf des achtzehnten Jahrhunderts. Aus seinem Traum riß ihn der Traum der Romantik und der deutsche Idealismus gab ihm die Ermannung. Er machte wieder Politik und Geschichte. Massen begannen wieder, sich um ihn zu schaaren. Der Kampf gab ihm ein neues Bewußtsein und schenkte ihm die Lust, zu leben. Nicht lange, so suchte er auch das alte Netz hervor, in dem alle Philosophenfragen gefangen sind, und schwang es um sein Haupt wie ein unüberwindlicher Fechter. Unüberwindlich? Ja, er ist stärker als seine Gegner. Und ehrlicher als Viele. Aber im Ernst: Von Philosophie sollte er nicht reden. Denn Philosophie bedeutet das heiße Sehnen der intellektuellen Armuth, er aber ist reich, bedeutet Fragen und Suchen, er aber weiß und besitzt, bedeutet Wandern mit bedächtiger Schnelle nach einem ewig entfliehenden Ziel, er aber steht am Endpunkt der Bahn und schlürft aus der Quelle des Lebens und der ewigen Weisheit. Er hat die Theologie, die heilige, allwissende, aber nicht Philosophie, das arme, suchende Kind dieser Erde. Warum will er auch Philosophie haben neben der heiligen Weisheit? Sie gilt als Gut der Kultur; und nichts von Kultur soll ihm fremd sein. Auch um diesen fröhlich dunklen Sinn will er seine goldene Kette schlingen; als ob die Magd im reichen Haushalte der Herrin Etwas zu sagen hätte.

Wiesbaden. Dr. Richard Führer



Menschen ohne Heimath. Roman von Johannes Wehrmann. Verlag von Deutschlands Großloge II d. J. O. G. T. in Hamburg.

Pastor Johannes Wehrmann aus Hamburg tritt in den Kampf für die Bodenreform ein. Sein Buch erzählt von zwei Freunden, die ihren reichen Besitz in den Dienst der Allgemeinheit stellen. Die Idee der Gartenstadtbewegung ist es, die durch die Gründung einer Kolonie vor den Thoren der Großstadt in die Wirklichkeit umgesetzt werden soll. Aber das Unternehmen, obwohl in sich lebensfähig und vielversprechend, scheitert. Unverkennbar ist die gute Absicht, selbstlosen Idealismus im schroffen Gegensatz zu spekulativer Gewinnsucht zu beleuchten; doch darüber führt eine gewisse Vorliebe für Märtyrernaturen zur Verherrlichung einer matten Herzensgüte. Die drei im Vordergrunde stehenden Figuren erscheinen oft wie nach einem Modell

geschaffen. Das Werk gleicht einem meisterlichen Genrebild, dessen Portraits aber unklare Züge tragen. Dennoch redet es eine gewaltige Sprache. Möchte es von Vielen unseres Volkes gelesen werden, damit dieses gute Werk eines Menschenfreundes aufrüttele, den Blick schärfe und die Herzen öffne für das Elend so vieler heimathlosen Menschen.

Sulingen. Adolf Seegers.



Klaus von Bismarck, eine Kanzlertragoedie. Otto Janke in Berlin. Titelblatt von Wilhelm Kreis.

Hebbel sah in seinem Dualismus (hie Individuum, hie Gesellschaft) die Ursache der „unheilbaren Weltkrankheit". In dieser Betrachtungweise wurzelt seine Größe und seine Einseitigkeit; denn der Dualismus, die Grundlage seines Tragoedienwerks, erscheint geradezu als erhaltendes Prinzip, wenn man erwägt, daß erst die Gesellschaft dem auf Handeln gestellten Individuum, indem sie ihm den vielgestaltigen Proteus des Du gegenüberstellt, die Möglichkeit des Altruismus und damit das alleinige Dauer verheißende Objekt seines Handelns darbietet. Sie allein ermöglicht, daß der Egoismus sich selbst aus dem ihm innewohnenden Ewigkeitbedürfniß heraus in die Idealformen des Familiengefühls, des Volksgedankens, der Staatsidee, umsetzt. So ruht, im Gegensatz zu Hebbels Tragoedie, mein Drama auf einer Anschauung, die auf die organische Einheit der Theile des Ganzen geht und Gebundenheit und Wechselwirkung zwischen dem Einzelnen und den Vielen aufdeckt, eine Anschauung, die nicht in der Gesellschaft nur den Gegensatz des Individuums, sondern in Familie und Staat und jeder Lebensgemeinschaft Formen des Egoismus und Daseinsbedingung der Individuen sieht. Das Tragische tritt für solche Betrachtungweise in die Erscheinung, wenn der Kosmos der Weltmaschinerie, in der tausend kleine Räder ihre Energien an den großen gemeinsamen Effekt abgeben, an irgendeiner Stelle so gestört wird, daß die Leistung des Individuums, wie durch gewaltsames Zerschneiden eines Treibriemens, zur Zwecklosigkeit verdammt wird. Dieser Treibriemen kann vom Individuum selbst zerschnitten oder durch eine Macht außer ihm zerhauen werden. Beides ist tragisch auf seine besondere Weise. Der Stoff meines Dramas bot eine Häufung von Gegensätzen persönlicher und sachlicher Natur. Es ist die Verfallzeit der Mark unter den Wittelsbachern, eine Zeitwende in mehr als einem Sinn. In den Städten, durch die die Pest geht, stehen das Patriziertthum der aristokratischen Gilden und die Demokratie der Zünfte zum Entscheidungskampf einander gegenüber. Das Patriziat ficht zugleich einen Kulturkampf mit Rom um die weltliche Schule aus. Schloßadel und Städte leben in ererbtem Hader. Wittelsbacher und Welfen sind die großen politischen Gegner. Restlos sind alle ständischen und politischen Gebilde in Gegensätze aufgelöst. Der Stoff forderte seiner Natur nach dramatische Behandlung. Ausdrücklich bemerke ich noch, daß in das Drama keinerlei stofffremde „Aktualitäten" hineingetragen sind. Der Untertitel „Eine Kanzlertragoedie"

deckt das Schicksal des Klaus von Bismarck, der, Ottos Ahn, unter den Wittelsbachern als Kanzler der Mark seine Vasallentragoedie lebte.

Dr. Walter Flex.



Der moderne Dichter. W. Borngräber in Berlin.

Das Unternehmen möchte die Persönlichkeiten der modernen Literatur, die nach irgendeiner Richtung für unsere Zeit charakteristisch sind, einem breiteren Publikum näherbringen. Wenn es auch über noch heiß umstrittene Autoren kein abschließendes Urtheil fällen kann, so soll es doch versuchen, die Richtlinien und Tendenzen der verschiedenen Dichter zu zeigen, und sie auf ihren Dauerwerth und überzeitlichen Gehalt zu prüfen. Bisher sind sechs Bändchen erschienen, in denen Hauptmann von Behl, Rilke von Zech, Borngräber von Schmidt, Eulenberg von Hagens, Wedekind und Thomas Mann von mir behandelt wurden.

Paul Friedrich.



Die Namenlose und das junge Mädchen. Verlag von Ludwig Ey in Hannover. Drei Mark.

Dieser kleine Band bringt eine Auswahl kurzer Geschichten, die vielleicht verdienen, aus dem ephemeren Dasein in Tageszeitungen in das etwas dauerhaftere eines Sammelbandes hinübergerettet zu werden. Zwar werden bei uns, in dem Lande der dickleibigen Erziehung- und Weltanschauungromane, kurze Geschichten als leichte Waare gering geschätzt; Niemand ahnt, daß die Technik der kurzen Geschichte immerhin einen gewissen Arbeiternst erfordert, da sie kein behagliches Gehenlassen gestattet. Die Wahl des kleinen Rahmens mag auf dem Unvermögen beruhen, figurenreiche Bilder großen Formats zu komponiren; vielleicht steht auch die Liebe zur knappen Form, zur Form überhaupt, im Zusammenhang mit dem Erbtheil gallischen Blutes, das das ehrliche deutsche Fühlen leise färbt und in einigen der kleinen Geschichten, wie im „Kleid der Perrini", der „Alten Gouvernante", „Ein Erfolg" wohl gar stärker hervortritt, als der gutgesinnte Kritiker gestattet. Dafür sind aber andere Geschichten, „Der kleine Baron", „Die Linde", „Der Gast", ganz deutsch gefühlt. Bei einem Ueberblick fällt es auf, daß in mehreren Geschichten des Buches die Ehe in skeptischer Beleuchtung erscheint. Man möge hierin keine Tendenz gegen die Institution suchen; es ist einfach die Verarbeitung im Leben empfangener Anregungen, und daß die glückliche, die ideale Ehe darunter fehlt, ist nichts als Zufall. Mein Streben war, in wenigen Worten Etwas zu sagen, das kleine Geschehniß, das sich mir innerlich darstellte, möglichst rein und besonders aus der verworrenen Allgemeinheit herauszuheben, ohne doch die Pointe auf geschmacklose Weise zu unterstreichen; einen angeborenen Hang zur Lebenskritik durch leichte, gefällige Form zu mildern, Pathos eben so zu meiden wie Trivialität und: nicht langweilig zu sein.

Hannover. Heloise von Beaulieu.



Versicherung.

Man spricht seit einiger Zeit im Bereich der Lebens- und Volksversicherung von Tendenzen; nationalen, politischen, gemeinnützigen und privatwirthschaftlichen. Der Fachmann weiß, daß durch Tendenzen das Versicherungsgeschäft nicht gefördert wird. Der Ursprung aller Erörterungen ist die Frage, ob die Lebensversicherung nicht das Objekt eines Reichsmonopols werden müsse. Die Meinung, eine gemeinnützige Institution dürfe nicht dem Erwerbsinn ausgeliefert werden, ist durch die staatliche Versicherung und durch den Erfolg der Privatthätigkeit widerlegt worden. England hat ein gemischtes System, dessen Vortheile nicht überwältigend sind. In Italien, das sich erst jetzt zur Staatsregie entschloß, kann das Instituto Nazionale nicht so billig arbeiten wie die privaten Versicherungsgesellschaften. Die Ueberschüsse, die sonst zum Besten der Kundschaft verwendet werden, dienen dort der Arbeiterversicherung. Die deutsche Regirung scheint niemals Lust zu diesem Geschäftszweig gespürt zu haben; nicht einmal, als ihr, zum Besten der Reichsfinanzen, vorgeschlagen wurde, das Vermögen der Gesellschaften einzustecken. Die 4 bis 5 Milliarden hätten die Begehrlichkeit reizen können. Aber es blieb bei der Lockung. Die Gegner der Privatgesellschaften behaupten, der Vergleich mit Großbritanien und Amerika zeige, daß in diesen beiden Ländern eine ums Doppelte größere Versicherungsumme auf den Kopf der Bevölkerung falle als im Deutschen Reich. Wie aber steht es um die öffentliche sozialpolitische Leistung? In den Vereinigten Staaten: Null; in England: seit der Reform Lloyd Georges ein Anfang. In Deutschland: mehr als eine Milliarde jährlich für Sozialversicherung. Im letzten Vierteljahrhundert sind elf Milliarden für öffentliche Versicherungen aufgewendet worden. Durch die Privatbeamtenversicherung (seit ersten Januar 1913) erhöht sich der Jahresbetrag noch um 250 bis 300 Millionen jährlich. Wenn man diese Summen den Leistungen der Lebensversicherung zuschlägt, braucht Deutschland keinen Vergleich zu scheuen.

Die private Lebensversicherung kann aber auch ohne die Krücke der sozialen Leistung ihr Daseinsrecht erweisen. Bei 43 deutschen Lebensversicherunginstituten wurde im Jahr 1912 ein Bruttozugang von 273339 Policen über 1338 Millionen Versicherungsumme gebucht. Nur das Jahr 1911 hatte ein noch besseres Ergebniß; das aber war das Geschenk einer wirthschaftlichen Hochkonjunktur, während 1912 im Zeichen des Kriegsgottes, der Theuerung, des hohen Zinsfußes und der Vorbereitungen für die Angestelltenversicherung stand. Die Gesammtsumme der Kapitalversicherungen hatte Ende 1912 rund 13829 (13095) Millionen betragen; die der Einnahmen (Prämien, Zinsen und so weiter) 762 (717), das ganze Vermögen 5709 (5379) Millionen. Die Zahl der Versicherten aber hat sich von 3,54 auf 3,74 Millionen vergrößert. Vor solchen Daten schwindet der Zweifel am Erfolg der Privatversicherung.

Hascht sie so eifrig, wie ihr vorgeworfen wird, nach Dividenden? Von den 43 Gesellschaften sind 16 „Anstalten auf Gegenseitigkeit". Die

zahlen keine Dividende, sondern schreiben die Ueberschüsse ganz den Versicherten zu. Die 27 Aktiengesellschaften aber geben vielfach nur deshalb hohe Dividenden, weil sie ein niedriges Aktienkapital zu verzinsen haben. So entstehen hohe Prozentsätze; aber die Summe der Aktionärdividenden verschwindet neben der Dividende der Versicherten. Das Jahr 1912 brachte einen Ueberschuß von 135 Millionen. Davon bekamen die Aktionäre 9, die Versicherten 126. Das „Erwerbsinteresse“ ist da also keine Gefahr. Die andere Klippe, an der das Wohlwollen der Versicherungreformer zerschellt, ist das Vermögen der Gesellschaften. Die 5709 Millionen sind zu 83 Prozent in Hypotheken angelegt. Die Bedeutung der Versicherungsgelder für den Immobiliarkredit zeigt sich darin, daß die Lebensversicherung mehr als 40 Prozent der Summe in Hypotheken angelegt hat, die von sämmtlichen deutschen Pfandbriefinstituten ausgeliehen ist. Die „Victoria“ in Berlin kommt mit ihrem Hypothekenbestand hinter den beiden größten deutschen Pfandbriefbanken. Im Vergleich zu dieser Vermögensanlage ist der Effektenbesitz klein: 146 Millionen; nur 2½ Prozent der Gesammtsumme. Oft wurde vorgeschlagen, auch die Lebensversicherung auf einen bestimmten Besitz von Staatspapieren festzulegen. Man dachte an 15 bis 20 Prozent. Die Bedenken waren jedoch stärker als die Gegengründe; und der Verlust, den der (nicht große) Staatspapierbesitz im vorigen Jahr erlitt (4,8 Millionen), spricht zu Gunsten der Hypotheken. Das Kaiserliche Aufsichtamt für Privatversicherung hindert ja jede Ausschweifung. Vielen scheint die Aufsichtbehörde sogar allzu streng. Als die Förderung der Zweiten Hypothek empfohlen wurde, sollten die Versicherungsgesellschaften mitwirken. Aber das Aufsichtamt ließ eine Beleihung bis zu fünf Sechsteln der Taxe nicht zu, sondern blieb beim alten Maßstab. Die Gegner sagen: „Aus Bequemlichkeit“; die Versicherer: „Um die Versicherungsgelder zu schützen“. Das Kapital, das den Versicherten gehört, wird sorgsam behütet. Weil die Versicherunganstalten in der Großstadt lieber Hypotheken nehmen als auf dem Land, wird ihnen schlechte Verwendung des Geldes nachgesagt. Das ströme ihnen aus allen Provinzen zu und dürfte deshalb nicht zur Förderung eines bestimmten Kreditgebietes dienen. Natürlich: Wasserkopf Berlin. Aber Großberlin ist für Hypotheken nun einmal günstiger als Meseritz oder Stallupönen. Gewiß ists arg, wenn das Geld, das der Bauer im Bayerischen Wald in Pfandbriefen anlegt, einen berliner Geschäftspalast bauen hilft. Aber läßt sich die zwingende Kraft einer ungeheuren Arbeitstätte wegreden? Das Geld läuft immer den besten Chancen nach.

Die Gegner der privaten Versicherung bieten Alles, was das Herz begehren kann: vor Allem billigen Hypothekarkredit und Entschuldung der Landwirthschaft. Daß dieses Ziel dem Versicherungsgedanken gezeigt wurde, beweist, wie geschickt die Taktiker sind. Ende 1910 trat die Versicherunganstalt der Ostpreußischen Landschaft mit Reformplänen hervor. Ihr folgten Westpreußen, Posen, Schlesien, Pommern, Brandenburg. In der Provinz Sachsen ist die Gründung einer öffentlichen Versicherungsgesellschaft geplant. Magdeburgs Handelskammer und

Versicherunginstitute widersprechen in einer Denkschrift an den Provinziallandtag dem Plan. Der „Verband öffentlicher Lebensversicherunganstalten in Deutschland“ behauptet, daß seine Gesellschaften mehr leisten als die privaten; daß sie billiger arbeiten und das Kapital besser verwenden. Die Entschuldung der Landwirthschaft soll dadurch ermöglicht werden, daß an die Stelle der Amortisation (der Hypothek) die Versicherung tritt. Die Prämien dienen zugleich der Tilgung. Die Erben des Grundbesitzers erhalten also eine Versicherungsumme, die jedoch kaum so groß ist, daß sie die Hypothek vollständig tilgt. Je länger die Prämien gezahlt werden müssen, desto geringer wird der Nutzen der neuen Versicherungart. Auch mit den billigen Zweiten Hypotheken ist es keine ganz einfache Sache. Verbesserung der Arbeiterwohnungen, Förderung der Gartenstadtbewegung, gemeinnütziger Baugenossenschaften, Hypothekenversicherung: Das klingt sehr schön. Aber die Erste Hypothek bewahrt ihren anziehenden Reiz.

Daß die Oeffentlich-Rechtlichen keine Gemeinschaft mit den Privaten haben können, zeigte sich im Bezirk der Volksversicherung, dieses sozialpolitisch am Tiefsten gefurchten Arbeitfeldes. Zwischen dem öffentlichen Verband und einigen Privatgesellschaften für Volksversicherung war ein Kartell geschlossen worden. Noch vor dem Ablauf des ersten Jahres wurde (im Dezember 1913) die Sozietät gelöst. Die Volksversicherung braucht eine stete und kluge Agitation, weil sie das Geld aus den kleinsten Behältern sammelt. Von den Freien Gewerkschaften und Konsumvereinen wurde die „Volksfürsorge Aktiengesellschaft“ (mit drei Millionen Mark Kapital) gegründet, die der Sozialdemokratischen Partei dient. Ihre Gegner sind die öffentlich-rechtlichen Institute, die ja auch die Volksversicherung betreiben. Und Ende Januar 1913 wurde die politisch neutrale Deutsche Volksversicherung Aktiengesellschaft in Berlin begründet. Ihre Mitglieder sind 30 deutsche Lebensversicherunganstalten, die bis dahin an Volksversicherung nicht gedacht hatten. Auch hier soll nach dem Grundsatz des gemeinen Nutzens gearbeitet werden. Die Dividende darf nicht über vier Prozent steigen. Vorsitzender des Aufsichtrathes ist Graf Posadowsky-Wehner. Ein Reichskommissar vertritt den Reichskanzler. Die Verbände der Handwerker, Arbeiter, Beamten und Angestellten sollen dieser neuen Anstalt gewonnen werden. Fünfter Konkurrent ist die „Victoria“, die der Volksversicherung die Bahn gebrochen hat und über die beste Organisation verfügt. Fünf Mächte werben also um die Gunst und die Sparpfennige des Volkes; zur höheren Ehre der Sozialpolitik. Aber eine Volksversicherung hat mit hart arbeitenden Menschen zu rechnen, die den kargen Verdienst lieber festhalten als ihn dem Einkassirer der Versicherunganstalt anvertrauen. Die Privatgesellschaften hatten Ende 1912 einen Bestand von 8,5 Millionen Volksversicherungscheinen mit 1750 Millionen Mark Kapital. Wer mehr erlangen will, muß sich vor „Tendenzen“ hüten. Die Politik hat das Geschäft noch öfter als den Charakter verdorben.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 30. Mai 1914.

Seele und Wirthschaft.

Hugo Münsterberg hat in englischer Sprache drei Bücher herausgegeben, welche die Verwendung der Experimentalpsychologie für die Aufgaben des Arztes, des Lehrers und des Kriminalisten erörtern; ein deutsches Werk über das Gesammtgebiet der psychometrischen Wissenschaft und Kunst bereitet er vor. In Amerika ist nun diese neue Wissenschaft auch schon fürs Wirthschaftleben nutzbar gemacht worden; und Münsterbergs Aeußerungen darüber auf dem berliner Psychologenkongreß haben so viele Anfragen veranlaßt, daß er beschloß, zunächst diese vierte und neuste Verwendungart in einem besonderen kleineren Buch zu behandeln. Es ist noch im selben Jahr bei Barth in Leipzig unter dem Titel „Psychologie und Wirthschaftleben" erschienen.

Die einleitenden Kapitel grenzen die Psychologie gegen mancherlei Beschäftigungen mit dem Seelenleben ab, die nach des Verfassers Ansicht keine Psychologie sind, und zeigen, wie die Anwendung der Experimentalpsychologie auf praktische Gebiete gemeint ist. Das Wirthschaftleben stellt der Anwendung drei Aufgaben; erstens: die Tauglichkeit der Individuen für gewisse Berufe und für einzelne Verrichtungen, die zur Berufsarbeit gehören, zu prüfen. Nicht um alle Eigenschaften, die einen Menschen für den Beruf geeignet machen, handelt es sich; nicht um die moralischen, sondern nur um die im strengen Sinn psychologischen, wie Schnelligkeit der Auffassung und der Willensreaktion, Grade der Aufmerksamkeit, Wort- und Sachgedächtniß. Die Aufforderung, diese Aufgabe in seinem Laboratorium der Harvarduniversität in Angriff zu nehmen, ist von außen, aus Kreisen des

Wirthschaftlebens, an ihn ergangen. In Deutschland werden von Wagen der Straßenbahn jährlich über drittehalbtausend Personen verletzt und 167 bis 170 getötet; in den amerikanischen Großstädten ist die Zahl noch größer. Die Entrüstung des Publikums und die hohen Summen, welche von den Bahngesellschaften als Entschädigung zu zahlen sind, wirkten zusammen, diese Unfälle zum Gegenstand von Berathungen zu machen, und die Gesellschaft für Arbeitergesetzgebung forderte Münsterberg auf, sich mit diesem Problem zu beschäftigen. Er hat nun eine sehr sinnreiche Methode erfunden, um zu prüfen, mit welchem Grade von Schnelligkeit verschiedene Personen ein Sehfeld, in dem sich viele Gegenstände rasch bewegen, zu überschauen und den Zeitpunkt, wo ihre Wegrichtung ein das Bahngleis vorstellendes Linienpaar kreuzen wird, vorauszuberechnen vermögen. Die vom Erblicken des Gegenstandes bis zum Merkruf des Prüflings verfließende Zeit wird in Fünftelsekunden gemessen. Die Prüfung ergab eine Scheidung der Prüflinge in gut, minder gut und schlecht geeignete; und die drei Gruppen deckten sich zwar nicht genau, aber annähernd mit denen, in welche die Betriebsleiter die Leute nach den mit ihnen gemachten Erfahrungen eingetheilt hatten. Durch vorherige Prüfung im Laboratorium kann demnach der Einstellung von Ungeeigneten vorgebeugt werden. Eine ähnliche Aufforderung erging an ihn (lange vor dem Untergang der Titanic) vom Direktor einer Schiffahrtgesellschaft. Dann wandten sich Telephongesellschaften an ihn, die dadurch geschädigt werden, daß Mädchen, die auf Probe angenommen worden sind, nach einigen Monaten zusammenbrechen oder entlassen werden müssen, nachdem sie die ganze Zeit über für die bloße Uebungleistung Gehalt bekommen haben; ein reichliches Drittel aller auf Probe Angenommenen bei einer Gesellschaft, die 16000 Telephonistinnen beschäftigt. Auch hier stimmte das Ergebniß der Laboratoriumuntersuchung mit dem der Erfahrung in der Praxis ziemlich überein. Darauf ist Münsterberg mit zweihundert größeren industriellen Betrieben in Verbindung getreten, hat besonders danach geforscht, ob nicht Arbeiter, die für bestimmte Verrichtungen ungeeignet befunden wurden, sich bei anderen bewährt haben, und hat erfahren, daß es vielfach so ist. In manchen großen Betrieben giebt es so viele verschiedene Verrichtungen, daß der Mann, der an der einen Stelle nicht taugt, an einer anderen sehr gut verwendet werden kann. Weil aber nicht alle Betriebsleiter die Geduld zum Experimentiren mit den Leuten haben und weil in kleinen Betrieben die Mannichfaltigkeit der Verwendungmöglichkeiten fehlt, kann es einem Arbeiter, der ganz gut zu ge-

brauchen wäre, wenn er an den richtigen Platz käme, passiren, daß daß er aus mehreren Fabriken als unbrauchbar entlassen wird, mit den Existenzmitteln den Muth verliert und zu Grunde geht.

Eine zweite wirthschaftliche Aufgabe, die von der Psychotechnik gelöst werden kann, besteht in der Ermittelung der Arbeitmethode, bei welcher die höchste Leistung erzielt wird. Sie ist schon erfunden worden, nicht von einem Psychologen, sondern von einem Praktiker, dem Ingenieur Frederic W. Taylor, „der dreißig Jahre seines Lebens der Reorganisation industrieller Betriebe gewidmet hat und nun schon lange unentgeltlich seine Kräfte nur der Verbreitung seiner Ideen widmet“, die ihm und seinen Jüngern zur Religion geworden sind. Dem psychologischen Laboratorium bleibt nur die wissenschaftliche Nachprüfung der Methode und ihre Vervollkommnung übrig durch Untersuchungen wie die folgenden: bei welchem Tempo der Bewegung jede Muskelgruppe ihr Optimum hergiebt, also die größte Kraftleistung bei geringster Ermüdung; in welchen Zeitabständen Ruhepausen und wie lange eingeschoben werden müssen, um dieses Optimum zu erreichen; wie sich die einzelnen Finger in Bezug auf schnellste abwechselnde Bewegung verhalten, was nicht nur beim Klavierspiel, sondern auch bei der Schreibmaschine von Wichtigkeit ist. Viele von solchen nützlichen Feststellungen sind schon den Praktikern, die begeisterte Anhänger der Taylorschen Methode sind, auf rein empirischem Wege gelungen; und der Kern des Systems liegt nun darin, daß alle diese psycho-physiologischen Thatsachen in arithmetische Formeln gefaßt werden, daß der Aufseher nach diesen Formeln die Arbeit leitet, indem er den Arbeitern sagt, welche Handgriffe und Armbewegungen, welche Gänge sie zu machen, welches Gewicht sie (beim Verladen von Material), bei jedem Griff oder Gang zu bewältigen, wie sie die Last zu tragen, das Werkzeug anzufassen haben, in welchen Momenten sie die Arbeit abbrechen und in welchen sie sie wieder aufnehmen sollen. Der Aufseher steht mit der Sekundenuhr dabei und kommandirt jede Bewegung; der ausführende Arbeiter hat nichts zu überlegen, keinen Entschluß zu fassen, kein Glied nach Willkür, nach eigenem Ermessen zu bewegen, sondern nur das Kommando zu befolgen. Auch die Werkzeuge werden daraufhin geprüft, in welcher Gestalt sie am Besten geeignet sind, die Leistung zu erhöhen und dem Arbeiter Ermüdung zu ersparen, und sammt den Materialien so zurecht gelegt, daß er sich ihretwegen nicht um einen Schritt vom Arbeitplatz wegzubegeben braucht. Das Ergebniß ist, daß 30 Maurer die Arbeit von 100 nach der alten Methode arbeitenden fertig bringen und daß ein Schaufler, ohne mehr zu ermüden, am Tage 59 statt

16 Tonnen schaufelt, daß sein Lohn auf das Anderthalbfache steigt, während die Betriebskosten auf die Hälfte sinken. Natürlich vermindert die gewaltige Mehrleistung die Zahl der Arbeiter, aber die der Aufseher wird versiebenfacht, weil zu jeder kleinen Gruppe, mitunter zum einzelnen Arbeiter, ein besonderer Aufseher gestellt werden muß.

Eine dritte Aufgabe der Psychotechnik soll nach Münsterberg darin bestehen, daß sie bei der Bedürfnißbefriedigung durch Beeinflussung des seelischen Motivirungapparates helfe. Dafür, meint er, sei allerdings die Wissenschaft im Ganzen noch nicht reif; doch in einem Vorbereitungstadium der Bedürfnißbefriedigung, bei der Anlockung von Käufern, könne sie schon Etwas leisten, indem sie ermittele, wie die Geschäftsanzeigen wirksam zu gestalten seien. Er hat herausgebracht, daß ein viertelseitiges Inserat auf der rechten Seite der oberen Hälfte doppelt so viel werth ist wie eins auf der linken Seite der unteren Hälfte, daß Wiederholung stärker wirkt als die Größe und daß Schönheit eines Plakates den Zweck eher vereitelt als fördert, weil sie die Aufmerksamkeit vom Inhalt auf die Form ablenkt.

Ob die Experimentalspychologie leisten wird, was sich ihre begeisterten Adepten von ihr versprechen, muß die Zeit lehren. Einstweilen will mir scheinen, als seien die auf sie gesetzten Erwartungen übertrieben. Am Meisten ist bis jetzt von ihrer Verwendung in der Schule die Rede gewesen; sie soll den Lehrer in den Stand setzen, die Ermüdungstadien und -Grade seiner Schüler genau zu ermitteln. Der Lehrer kann doch aber die Unterrichtszeit nicht damit vertrödeln, daß er, so oft er bei einem Schüler Unaufmerksamkeit wahrnimmt, diesen mit einem Laboratoriumapparat auf Ermüdung prüft. Und was würde Das nützen? Der schlechte Lehrer hat immer unaufmerksame Schüler und ermüdet die braven, die bei der Sache bleiben wollen, durch Langeweile. Der gute Lehrer erzeugt die andere Art von Ermüdung: durch gespannte Aufmerksamkeit. Aber die soll erzeugt werden; das Kind soll in der Schule nicht nur Kenntnisse erwerben, sondern auch arbeiten, also bei einer planvoll auf einen praktischen Zweck abzielenden Verrichtung bis zur Ermüdung aushalten lernen, wie der Lehrling in der Werkstatt, der Soldat beim Marsch und auf dem Uebungplatz auch schon der Turner und der Sportsmann beim Trainiren; ist doch auch die Ermüdung beim Spiel dem Kinde gesund. Nur darf ihm nicht die selbe Kraftleistung zugemuthet werden wie dem Erwachsenen; aber gute Lehrer haben von je her auch ohne Apparat an dem Aussehen und Verhalten der Schüler erkannt, in welchem Augenblick es Zeit ist, abzubrechen und ent-

weder ganz aufzuhören oder die Beschäftigung zu wechseln,*) während allerdings unvernünftige die Schüler zu Dauerleistungen in der Aufmerksamkeit zu zwingen versuchen, die kein Erwachsener aushalten würde. Der pädagogische Nutzen der Psychotechnik dürfte sich darauf beschränken, an ihr im Seminar den zukünftigen Volksschullehrern die vernünftige Grenze zu demonstriren und den Schaden, der angerichtet werden kann, wenn sie überschritten wird. Und was die andere der beiden Anwendungen betrifft, von denen am Meisten ins Laienpublikum gedrungen ist, die Untersuchung der Wirkungen des Alkohols, so bekennt Münsterberg selbst, daß sie irregeleitet habe, indem sie verschulde, daß auch schon dem mäßigen Alkoholgenuß nach gethaner Arbeit verderbliche Wirkungen zugeschrieben werden.

Von den drei Anwendungen aufs Wirthschaftleben, die Münsterberg behandelt, ist die erste zweifellos von großer Wichtigkeit und höchst dankenswerth. An dem Unheil, das die Straßenbahn anrichtet, sind ja die Lenker der elektrischen Wagen nicht allein schuld; die Hälfte der Fälle mag durch Unüberlegtheit, Leichtsinn, Ungeschicklichkeit oder körperliche Defekte von Fußgängern sowie durch Kutscher und Chauffeurs verschuldet werden. Auch wird keine noch so sorgsame Untersuchung den Erfolg haben, nur Höchstbefähigte zum Amt des Wagenführers gelangen zu lassen (ganz fehlerlos wurde im Laboratorium die Leistung keines Einzigen befunden), noch weniger kann sie dafür bürgen, daß beim Befähigten, sei er auch höchst befähigt, die gespannte Aufmerksamkeit und die Kraft, blitzschnell einen Entschluß zu fassen, Stunden lang aushalten, ohne auch nur einen Augenblick nachzulassen. Aber wenn die Zahl der Unfälle nur um ein Viertel vermindert würde, so wäre Das doch schon eine Wohlthat für Tausende; und Hunderttausenden, vielleicht Millionen würde es das Lebensglück sichern, wenn sie durch die Prüfung ihrer Befähigung auf den richtigen Arbeitplatz gelangten.

Die zweite Anwendung, Taylors Scientific Management der industriellen Werke, ist nicht so unbedingt zu loben. Ein Bericht darüber in der Frankfurter Zeitung war „System zur Auspressung der Menschenkraft“ betitelt. Nach Taylors Absicht sollte es Das gewiß nicht sein. Er hat geglaubt, nicht nur den Unternehmern und

*) Aeltere Pädagogen, wie Herbart, haben lange vor der Erfindung der Psychometrie sehr nachdrücklich gemahnt, die Ermüdung der Schüler zu beachten. Mehr als Apparate dürften Photographien nützen: Momentaufnahmen der Gesichter von gelangweilten, zerstreuten, matt gewordenen Kindern und von solchen, die freudig erregt oder ernst-andächtig mit gespannter Aufmerksamkeit bei der Sache sind.

den Unternehmungen, sondern auch den Arbeitern eine Wohlthat zu erweisen, indem er ihnen höheres Einkommen verschaffte, ohne ihnen mehr Ermüdung aufzubürden, als die alte Arbeitmethode mit sich brachte. Professor Wallichs in Aachen, der die neue Betriebsorganisation studirt hat, findet sie sehr gut. Die Arbeiter (allerdings eine Auslese der allertüchtigsten Arbeiter) seien damit zufrieden; in den Fabriken gebe es keine Klagen, kein Schelten, keine Aufregung mehr; die neue Methode werde die beste Ausnützung aller geistigen und körperlichen Kräfte erreichen und die Beziehungen zwischen den Arbeitern und ihren Herren bessern. Vom Geist der Fabrikleiter wird es abhängen, welche der beiden Beurtheilungen Recht behält; möglich ist Beides: die neue Methode kann sowohl zur Auspressung wie zur Schonung der Arbeiter benutzt werden. Aber es könnte auch sein, daß selbst beim größten Wohlwollen der Fabrikanten und Aufseher zuletzt doch eine Art von Ermüdung eintritt, die kein psycho-physiologisches Experiment festzustellen vermag; eine Ermüdung nicht der Muskeln und Nerven, sondern der Seele; Ueberdruß der Seele am Leben.

Damit berühre ich eine vielbesprochene Seite der heutigen „rationalisirten" Arbeit, die Werner Sombart so meisterhaft beschrieben hat; einer Organisation, die einen Schnitt macht zwischen der organisirenden oder leitenden und der ausführenden Arbeit, die Leitenden aller körperlichen, die Ausführenden aller geistigen Arbeit überhebt. Diese Trennung wird in Taylors System auf die Spitze getrieben, da die Ausführenden nichts mehr zu überlegen, sondern nur maschinenhaft zu verrichten haben, was der Organisator überlegt hat und ihm durch den Mund des Aufsehers befiehlt. Daß die Zahl der Aufseher, die „geistig" arbeiten und höheren Lohn erhalten, versiebenfacht, die Aussicht der tüchtigsten Arbeiter auf eine solche Stelle beträchtlich verbessert wird, preisen die Taylorianer als einen großen Vorzug des neuen Systems. Aber Willy Hellpach, selbst ein Förderer der Experimentalpsychologie, meint in einer L'homme machine überschriebenen Kritik des Taylorismus, diese „höhere" Arbeit sei ja auch nur mechanischer Art: „der Meister, der eine atomisirte Arbeit zu leiten hat, wird Denen, die in solcher Arbeit überhaupt etwas Bedauernswerthes finden, genau so bedauernswürdig vorkommen wie die Arbeiter selber." Alles, sagt der erfahrene Nervenarzt sehr gut, sei bei dieser Methode mit größter Umsicht psychologisch bedacht, nur die Seele des Arbeitenden nicht. Vorher hatte er in der feinen, äußerst subtilen Studie „Die Arbeitstheilung im geistigen Leben" (im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozial-

politik) geschrieben: mit Recht werde die maschinelle Zerlegung der Arbeit Entgeistigung genannt und bemühe man sich, die Handarbeit zum Ausdruck eines denkend herbeigeführten seelischen Erlebnisses zu machen, „gleichsam nur zur physischen Selbdarstellung eines geistigen Arbeitaktes, wie der Entfaltung persönlichen Geschmacks, der Ueberlegung, der Mitfreude, des Stolzes beim Hervorbringen eines Bedarfsartikels es eben ist und in der alten Handarbeit vielfältig gewesen ist."

Greller als bisher noch zeigt sich uns hier der Gegensatz zwischen der kapitalistischen und der vorkapitalistischen Zeit, an den Sombart so oft und so nachdrücklich erinnert: daß diese den Menschen als Mittelpunkt hatte, jener ein Objekt, Ziel und bewegende Centralkraft ist: die Waare, das Geld, das Unternehmen; daß der Mensch der Sklave seiner Geschöpfe, der Maschine und des Geldes, geworden ist. Münsterberg betont, es sei nicht Sache der Psychologie, die Aufgaben, die ihr gestellt werden, zu werthen; sie habe sie nur zu lösen, so gut sie vermag. Damit ist er im Recht; doch sucht er selbst abschätziger Werthung vorzubeugen, indem er daran erinnert, daß die Arbeiter sehr oft schon nothwendigen und heilsamen Aenderungen des Betriebes, die sie im gewohnten Schlendrian störten, Widerstand geleistet haben, und die weit verbreitete Meinung zu widerlegen sucht, die Bedienung der Maschinen werde als eintönig empfunden und darum gehaßt. Beim ersten Punkt ist er wiederum im Recht: sind ja doch die Fabrikarbeiter nicht die einzigen, die aus Anhänglichkeit an das gewohnte Alte dem besseren Neuen widerstreben; nur folgt aus dieser Erfahrung nicht, daß jede Neuerung gut und darum jeder Widerstand gegen Einführung eines Neuen unberechtigt sei. Auch im zweiten Punkt kann seine Meinung richtig sein. Er hat gefunden, daß es aufs Subjekt ankommt, ob Monotonie als langweilig und quälend empfunden wird oder nicht; manchen Personen ist der Wechsel angenehm, andere fühlen sich nur bei einer ungestört gleichförmigen Verrichtung wohl. Das mag sein; aber Hellpach meint, Leute, die ein ewiges Einerlei nicht als quälend empfinden, seien eben stumpfsinnig, und andere Forscher, wie Dr. Lewenstein, haben bei der Befragung von Arbeitern weniger Befriedigung ermittelt als Münsterberg. Daß Arbeit nach Taylors System, wo die Mitarbeit des Geistes auf die Aufmerksamkeit beschränkt bleibt und jede willkürliche Regung, auch jede eigene Entschließung verboten ist, nicht Qual sein solle, ist schwer denkbar. Sicher ist, daß die Arbeit desto mehr Freude macht, je mehr sie con amore, nach eigenem Gusto, verrichtet wird; und dabei wird immer Energie verschwendet. Auf Münsterbergs Klage, daß in der Küche schrecklich

viel Energie verschwendet werde, habe ich schon, ehe ich sie gelesen hatte, in der Polemik gegen Ostwald geantwortet. Eine tüchtige, fröhliche Hausfrau oder Jette, die ihre Arbeit mit Unterhaltung, Scherz und manchem überflüssigen und übermüthigen Hopser würzt, ist mir lieber als eine gelehrte Dame, der ihr rationeller Wirthschaftbetrieb Zeit und Kraft übrig läßt, einen gräßlichen Roman zu schreiben. Es giebt eben Umstände, unter denen Energieverschwendung sündhaft ist, und wiederum Lagen, wo sie Glück schafft, darum den eigentlichen Zweck alles menschlichen Thuns nicht hemmt, sondern fördert. Mit Glück meine ich natürlich nicht gerade das Glück des weidenden Rindes oder des in der Sonne sich bähenden Diogenes, obwohl ich auch Das nicht verachte; Glück ist eben je nach dem Subjekt immer wieder etwas Anderes: der Eine findet es auf dem Schlachtfelde, der Andere in der Arbeithetze, der Dritte im lebensgefährlichen Fliegen und Kraxeln, ein Vierter am Krankenbett oder in der Klosterzelle, Keiner aber ohne Betheiligung seines Willens an Dem, was er treibt: des Menschen Wille, seine Selbstbestimmung ist sein Himmelreich. Jedenfalls ist ein absolut geistloses Thun kein menschliches Thun mehr. Millionen Menschen mögen schon Arbeitmaschinen geworden sein und nichts Besseres mehr verlangen; aber ist die Verwandelung von neun Zehnteln der Menschen in Maschinen ein wünschenswerthes Ziel der Entwickelung? Man sucht uns mit dem Hinweis auf die Kürzung der Arbeitzeit zu beruhigen, die eine nothwendige Folge der Intensifizirung der Arbeit sei und dem Arbeiter eine reichliche Ruhezeit sichere, in der er wieder Mensch sein könne. Doch fragt sich, meint Hellpach, ob der Mensch das Menschsein nicht gänzlich verlernt, wenn er täglich acht bis zehn Stunden Maschine ist, und die Scheidung des Arbeiters vom Menschen ist auf jeden Fall vom Uebel, denn gerade bei der Arbeit soll der Mensch im höchsten Sinn Mensch sein, als Schöpfer den Gipfel des Menschenthums erklimmen.

Die Mechanisirung greift übrigens weit über die Industrie hinaus, in unzählige Amts- und Schreibstuben, sogar in manche Schulstuben und andere geweihte Stätten hinein und schafft, zusammen mit der Konkurrenz- und Vergnügunghetze, ein neues Geschlecht. Dessen Charakter findet Sombart in dem des Kindes wieder, das noch keine geistigen, ethischen und ästhetischen Werthe kenne und darum nur folgende vier Ideale habe: räumliche und arithmetische Größe (the biggest statt the greatest), rasche Bewegung (des Kreisels, des Karussels, des Eisenbahnzuges, des Autos, rascher Wechsel des Straßenbildes), das Neue (die Sensation; Das ist politisch sehr wichtig; Sensationengier des Publikums

macht die Heraufbeschwörung des Kriegsgespenstes in Romanen und Zeitungen zu einem einträglichen Geschäft) und Macht (über Thiere, die man quält; die Anwendung auf erwachsene Kinder mag der Leser selbst versuchen). In der Großstadt scheint dieser Typus vorherrschend zu sein, in Nordamerika wohl auch über die Großstadt hinaus; dagegen sind wir deutschen Bewohner von kleinen und Mittelstädten und von Dörfern wohl noch nicht so weit. Aber die Gefahr droht doch Allen; seit für die Masse die Arbeit nicht mehr ein Glück ist, in das man sich vertieft, vermag man sich auch in die anderen Formen menschenwürdiges Glückes nicht mehr zu versenken; von einem sogenannten Vergnügen zum anderen rasend, verweilt man nicht mehr bei sinnendem Natur- und Kunstgenuß, im gemüthvollen Familienkreis, bei andachtvollem Lesen. Diese Verschlechterung des Menschentypus ist einer der Gründe, aus dem die Störung des Gleichgewichtes zwischen der ländlichen und der städtischen Bevölkerung bedauert und das Anschwellen dieser auf Kosten jener, wo möglich, gehemmt werden muß. Denn der Stand des Landwirthes gehört, wie der des Geistesarbeiters, des Künstlers, des Handwerkers, zu den Ständen, deren Arbeit schöpferisch ist und darum das Vollmenschenthum ermöglicht; erreichen Das auch nicht alle Angehörigen dieser Stände, so haben doch alle ein Teilchen daran.

Von der dritten wirthschaftlichen Aufgabe, die Münsterberg der Psychotechnik stellt (wenigstens von dem nach seiner Ansicht für die Lösung reifen Theil dieser Aufgabe), spreche ich lieber gar nicht; da mir alle Reklame ein Gräuel ist, habe ich an ihrer Vervollkommnung nicht das mindeste Interesse. Münsterberg citirt folgenden Ausspruch eines begeisterten Psychotechnikers: „Eines Tages wird irgendeine intelligente Nation die Thatsache einsehen, daß sie durch ein wirklich wissenschaftliches Studium der Bewegungvorgänge im Wirthschaftleben die industrielle Beherrschung der Welt erlangen kann. Wir hoffen, daß es die Nation der Vereinigten Staaten sein wird." Sollte sie es werden, so wollen wir sie um diese Weltherrschaft nicht beneiden. Ich bewundere die Kunst und Energie, mit der eine Handvoll Engländer Indien regirt, und ich wünschte, die Deutschen rafften sich auf, in ähnlicher Weise Vorderasien zu beherrschen; aber ich habe nicht den mindesten Respekt vor der Virtuosität, mit der die angelsächsische Geschäftswelt ihren lästigen oder gar schädlichen Kulturplunder Briten und Fremden aufzudrängen versteht.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.



Der Faust von Delacroix.

Delacroix ist ein Ursprung. Romantik und Realismus berufen sich auf ihn. Die Rückeroberung des Malerischen für die Malerei war seine That. Vom Jahr 1824, in dem sein „Gemetzel auf Chios" erschien, datirt man den neuen Stil. Weiteres wird künftige Untersuchung noch klarer erkennen: der dekorative Theil seines Werkes ist der heftige, allseitige Ansturm eines Neuschöpfers und Vorgängers gegen das Problem. Der Begriff der Illustration ist durch ihn neuartig definirt, um Wesentliches bereichert worden. Die Schule des Grauens läßt sich von ihm für die Dauer inspiriren. Der Impressionismus ist hier in allen Arten und Graden seiner Bewegung, der Körper, der Farben und des Lichtes, bereits vorhanden. In seiner Art lag, daß seine unruhige Kraftfülle alle Gedanken der Zeit anpackte, im ersten Ansturm erledigte und ihren weiteren Ausbau der Mühe zweier Geschlechter überließ. Preault hat Das andeutend ausgedrückt: „Wenn Delacroix malt, ists, wie wenn ein Löwe seine Beute ergreift."

Gewiß: Vieles ist schon bei Géricault vorhanden. Aber Delacroix ist auch ohne ihn denkbar. Géricault ist nur ein Element seines Milieu, ohne das kein Künstler schafft. Auch das originale Genie schöpft reichlich aus dieser Quelle. Aber es ist sein Ausnahmezeichen, daß es ihr weit freier gegenübersteht, an ihre zeitgegebenen Kräfte nicht gebunden ist, um sich selber durchzusetzen. Aendert man, des Versuches wegen, diese Voraussetzungen, so bleiben noch nahe und sichere Wege genug, auf denen das Genie, wesentlich unverändert, an sein Ziel gekommen wäre. Die „Barke Dantes", mit der Delacroix 1822 die Bahn des Ruhmes betrat, wäre freilich von einem Fünfundzwanzigjährigen nicht gemalt worden, hätte der Salon nicht drei Jahre früher Géricaults „Floß der Medusa" gebracht. Aber der Rubensschüler, Romantiker und von dramatischer Literatur heftig bewegte Jüngling wäre doch eines Tages auch ohne den Freund und Vorgänger zu Stoff, Auffassung und Darstellung gelangt, die jenem Erstlingwerke im Wesentlichen entsprachen. Nur die Merkmale der Abhängigkeit von Géricault hätten ihm gefehlt und damit die Summe jener fördernden und hemmenden Beisteuer, die auf den Maler der „Medusa" zurückging und die er schon zwei Jahre später in dem „Gemetzel auf Chios" überwunden hatte. Seine Originalität ist vollkommen enthüllt. Der romantische Realist, der der Zeitgeschichte den leidenschaftlichen Lebensakt noch zuckend entnimmt, hat mit Géricault schon fast nichts mehr gemein.

Höher noch wachsen Maße und Art seiner Originalität über das Milieu, reiht man ihm die zeitgenössische Schule von Barbizon ein. Nicht nur, weil er über diese Generation hinaus die Brücke zur zweiten wurde, sondern, weil gerade in ihrem Kreis ein Charakterzug glänzend hervortrat, der sein Genie wesentlich bestimmte: die Allseitigkeit im Malerischen. Das barbizoner Spezialistenthum, das in weiser, vertiefter Beschränkung auf das Landschaftliche nur als Schulganzes die

Intimität und den Reichthum selbst dieses einen Stoffgebietes erschöpft hatte, steht gegen die umfassende Kraft des Meisters, der die Landschaft und das Leben, draußen und in der Stube, angriff und überwältigte, wann und wo immer es sich in leidenschaftlicher Haltung darbot. Auf diesen gewaltigen Horizont gestattet das Wort Corots eine Deutung: „Delacroix ist ein Adler und ich bin nur eine Lerche.“

Die Ausbeute seines illustratorischen Werkes verspricht einen doppelten Gewinn. Sie enthüllt den literarischen Boden, auf dem sich das Genie mit bildender Lust bewegte, und giebt eine geschlossene Reihe objektiver Belege für die romantische Grundstimmung des Meisters, unbewußte Auslösungen seines Temperamentes am Dichtwerk, gegen das sich seine Selbstbekenntnisse umsonst auflehnen. Daneben ist hier für das Problem der Illustration überhaupt eine eigenartige und fruchtbare Lösung zu erwarten und damit der gegen den Künstler gerichtete Vorwurf der „Literaturmalerei“ zu entkräften.

Außer dem „Faust“ hat Delacroix dem „Goetz“ Goethes, dem „Hamlet“ und „Othello“ Shakespeares, Walter Scott und Byron mit Vorliebe Stoffe für Gemälde und Zeichnungen entnommen. Auch Dantes „Inferno“ gehört hierher. Sein ästhetisches Urtheil wandte sich mit merkwürdiger Abweisung gerade gegen die Dichter, die er am Meisten ausschöpfte. Darin sprach sich der Gegensatz von betrachtendem Geist und bildschöpferischem Instinkt aus, auf dessen Widerstreit die innere Bewegung seines Wesens zu gutem Theil beruhte. Eine Analogie führt noch tiefer. Der Maler, dessen bildende Kraft seinen Zeitgenossen als ein entfesselter, ungebändigter Trieb erschien, hatte kein Ziel klarer vor Augen als das, Ordnung und Maß eines neuen Stils zu gewinnen, in dem sich etwa, nach seiner eigenen Aeußerung, die Zeichnung Michelangelos und die Malweise des Velazquez vermählen sollten. Sein Spott über die literarischen Werke der Fremde richtet sich immer wieder gegen die Schäden des Aufbaues, gegen das Regellose der barbarischen Auslandskunst; und der Fremdes ausschließende Franzose schont dann auch nicht die befreundete Frau Sand, deren Kompositionen stets wieder den Mangel an dieser künstlerischen Grundlage bewiesen. Sein strenger Geist ließ ihn im ästhetischen Urtheil das vollkommen ausgeführte Bild über die unbestimmte Skizze stellen; denn nur in jenem offenbare sich die Persönlichkeit des Künstlers nach ihrer ganzen Ausdehnung und nach ihren Grenzen. Aber zur selben Zeit äußert sein bildnerischer Instinkt die Bewunderung für das Unfertige, dem Meister wie Rembrandt die erhabensten Wirkungen verdankten. Die selbe doppelte Bewegung seiner Seele bestimmt seine Stellung zur Literatur: Er verehrt Keinen mehr als Racine, der ihm der Inbegriff des Vollkommenen ist, und wendet sich oft und heftig gegen die Dichter romantischer Richtung, in denen er das Unvollkommene und Formlose sieht. Aber er malt nur sie. Das wiegt schwerer als sein Urtheil. Denn im Werk allein enthüllt sich die Verwandtschaft seines Genies mit dem dichterischen. Alle bewundernden Aeußerungen

über die französischen Klassiker bekunden nur den Respekt der Distanz und er muß im Gespräch mit Meyerbeer zugeben, daß die Vollendung und der Mangel jeder Lücke dem vergötterten Racine das Frappante nehmen, das man bei Werken findet, die voll von Schönheiten und dabei doch auch voll von Schwächen sind; und trotz aller kritischen Gegenwehr ist ihm Keiner näher, wider Willen, als der Dichter des „Hamlet“, der ihn allein unausgesetzt erregt und beschäftigt.

Was den Maler an diese Dichter fesselt, ist ihre Leidenschaft und ihre Illusion. Beide in dem Maße, in dem sie sich vom Realistischen entfernen und zur künstlerisch freien, übertreibenden Gestaltung erheben. Den Realismus bezeichnet er als Antipoden der Kunst. Eine realistische Poesie wäre ein famoser Widerspruch, könnte man sich diese Ungeheuerlichkeit überhaupt ausdenken. Jedes Gemälde hat einen Rahmen, der die Illusion der Natur von vorn herein ausschließt und die der Kunst selbstverständlich macht. Nicht die Fülle der realistischen Details bei Shakespeare, die dem französischen Geschmack als das Regellose, Gehäufte erscheint, sondern ihre zusammenfassende Summe, auf der die Größe der Leidenschaften beruhe und die das haftende Bild der Erinnerung allein bestimme, bekundet die Gewalt des Tragikers. Und er entdeckt von seinem Fenster aus Shakespeares Aehnlichkeit mit der Natur. Wie das Gebirge in der Nähe nur Theile von Felsen, Wiesen, Baumgruppen und Bäumen, Menschenwerken, Häusern und Wegen zeigte, die abwechselnd und zerstreut die Aufmerksamkeit fesseln, und jetzt aus der Distanz nur die einfachsten, majestätischen Linien bietet, so wirke zuletzt das Genie des Briten auf den Geist mit dem großen Eindruck der Einheit, der ihm allein eigen sei.

Auf diese Summe, die den Exzeß der dramatischen Spannung faßte, und auf die Gestaltung des Erinnerungbildes, dem die Einzelheiten des dichterischen Vorwurfes lange entschwunden waren, richtet auch der Illustrator sein Augenmerk. Der Akt der Neuschöpfung ist hier rein intuitiv, nicht deskriptiv. Der beste Kopf auf seinem Dante ist nach eigenem Geständniß sehr schnell entstanden, während der befreundete Pierret einen dem Maler schon bekannten Gesang aus Dante rezitirte, dem der Vorleser durch den Accent eine beflügelnde Energie einhauchte. Was bei solchem Vorgang die ureigene Grundlage und die neue, malerische Einheit des Werkes werden mußte, ist die Stimmung. Aeußerte sich schon in der Auffassung, die der schaffende Künstler den verschiedenartigen, sämmtlich ausländischen Dichtstoffen zu Theil werden ließ, stets ein gleicher, persönlicher und rein französischer Geist, so ist ihr Stimmungsgehalt aus gleicher Wurzel mit jenem übrigen Werke des Malers hervorgegangen, das mit der Literatur nichts zu thun hatte. Dabei verfuhr der Bildner mit der vollkommenen Einsicht in die Verschiedenheit der Mittel, über die jede Kunst für sich verfügt und an deren Erkenntniß und Scheidung er, wie sein „Journal“ und seine Aufsätze auf jedem Blatt zeigen, die geistige Arbeit eines Lebens gewendet hatte. Fast immer ist er zur reinen Anschauung vorgedrun-

gen, die das ergänzende und erklärende Wort leicht entbehren kann und als Bild für sich besteht. Die Vorstellung des Dichters wird sich ohne den Kommentar der Dichtung nicht ergeben, aber ein dramatisches Bild, das an sich befriedigt. Die Neugier für den unterlegten Text ist wohl niemals so herabgemindert worden wie hier. Diese Umschöpfung eines literarischen Stoffes in einen bildnerischen tritt natürlich nirgends glänzender hervor als da, wo nicht ein Einzelakt, sondern ein Dichtganzes durch eine geschlossene Bilderfolge ersetzt wird.

Der „Faust" ist das einzige Beispiel. Die Frage ist: Ergiebt die Reihe der siebenzehn Lithographien ein geschlossenes Bilderdrama ohne Lücke im Hauptvorgang? Ich denke, sie muß bejaht werden. Das bedeutet nicht allein, daß der Illustrator in siebenzehn Augenblicken den dramatischen Nerv des Ganzen gefaßt hat, es eröffnet auch den Blick in eine zeichnerische Oekonomie, die stets ihrer Grenzen bewußt bleibt und nur in ihnen schafft. Bei seiner in Wort und Werk heftig und oft geäußerten Abneigung gegen die nur beschreibende Milieuwiedergabe sind die Szenen überschlagen, die jener dienen, ist das Detail von Menschen und Dingen ausgeschaltet, wo es die dramatische Sammlung zerstreut, und aus dieser selbst jene einfachste Summe höchster Spannung gewählt worden, in der sich nicht nur der gegebene Augenblick, sondern auch Vorhergegangenes ausspricht und Nachfolgendes ankündet. Auf dieser echt malerisch-dramatischen Summirung ruht die Kraftfülle der besten Stücke. Die im Drama zeitlich entwickelten Charakterbildungen, die der Maler im Roman und auf der Bühne so lästig und schleppend empfand wie die Beschreibung, sind ersetzt durch die frappanten Veränderungen in der Haltung und Miene der Hauptpersonen. Alles ist zu sichtbarem Ausdruck der Menschen geworden. Alles zur dramatischen Essenz, alle Literatur zu Malerei.

Nur aus getrübter Quelle ist Delacroix mit Goethes „Faust" bekannt worden. Diese vielfache Vermittlung hat seine Auffassung vom Stoffe des Dramas mitentscheidend bestimmt. Zuerst wirkten 1821, nach einer brieflichen Aeußerung an den Kritiker Burty, die Kompositionen von Retzsch nachhaltig auf ihn ein. Dann machten 1824 die Illustrationen von Peter Cornelius einen so tiefen Eindruck auf den etwa Fünfundzwanzigjährigen, daß er daraus die Lust schöpft, eine ganz neue Malerei zu versuchen, „eine Malerei, die sich bestrebt, die Natur, so zu sagen, durchzupausen." Er ist damals gerade bei der letzten Arbeit an dem „Gemetzel von Chios" und beschließt, dafür noch die Lehre des Cornelius zu benutzen und einfache Stellungen durch äußerste Mannichfaltigkeit der Verkürzungen interessant zu gestalten. Der Gegenstand beschäftigt ihn weiter. Im Jahr 1825 hat er Gelegenheit, in London ein musikalisches Drama „Faust" mit dem dicken, aber beweglichen und echt teuflischen Terry als Mephisto zu sehen, das ihn endgiltig zur Behandlung des Stoffes bestimmt. Der Unternehmer Ch. Motte kommt mit ihm überein, die Blätter herauszugeben, entlohnt ihn dafür mit etwa hundert Francs und einer Gravure von Lawrence;

und als dann 1826 die Uebersetzung Albert Stapfers von Goethes Faust I. neu abgedruckt wird, giebt der Verleger dem Text die Lithographien bei. Während das graphische Werk vorbereitet wird, gehen dem Dichter zwei Blätter, „Faust und Mephisto am Hochgericht vorbereitend“ und die Weinszene aus „Auerbachs Keller“, zu. Darüber sagt er: „So fügt sich denn, daß Stapfers Uebersetzung meines Faust, neu abgedruckt und von lithographirten Blättern begleitet, nächstens erscheinen wird. Mit dieser Arbeit ist Herr Delacroix beschäftigt, ein Künstler, dem man ein entschiedenes Talent nicht ableugnet, dessen wilde Art jedoch, womit er davon Gebrauch macht, das Ungestüm seiner Konzeptionen, das Getümmel seiner Kompositionen, die Gewaltsamkeit der Stellungen und die Roheit des Kolorits keineswegs billigen will. Deshalb aber ist es eben der Mann, sich in den Faust zu versenken und wahrscheinlich Bilder hervorzubringen, an die Niemand hätte denken können. Zwei Probedrucke liegen vor uns, die auf das Weitere begierig machen. Der eine stellt die auf Zauberpferden in der Nacht am Hochgericht vorbeistürmenden Gesellen dar, wo, bei aller entsetzlichen Eile, Fausts ungestüm neugierige Frage und eine ruhig abweisende Antwort des Bösen gar wohl ausgedrückt sind; der andere, wo der in Auerbachs Keller auf den Boden strömende Höllenwein flammend aufschlägt und eine sehr charakteristisch bewegte Gesellschaft von unten mit ängstlichen Lichtern und Widerscheinen sichtbar macht. Beide Blätter sind zwar nur flüchtige Skizzen, etwas roh behandelt, aber voll Geist, Ausdruck und auf gewaltigen Effekt angelegt. Wahrscheinlich gelingen dem Künstler auch die übrigen wilden, ahnungvollen und seltsamen Situationen, und wenn er sich dem Zarteren auf irgendeine Weise zu fügen versteht, so haben wir ein wundersames, in jenes paradoxe Gedicht harmonisch eingreifende Kunstwerk zu erwarten.“

Während Goethe nach diesen Proben des ganzen Werkes harrte, schrieb er am zweiten März 1827 darüber an Reinhard: „Wir erwarten die neue Ausgabe des Faust mit Lithographien von Delacroix, davon einige wundersame Probestücke auf uns gekommen sind; und so wirkt unser alter Sauerteig immer auf neues Backwerk, das wir uns denn wohl mögen gefallen lassen.“ Als dann das fertige Prachtwerk, „Faust, Tragédie de Mr. de Goethe, traduite en Français par Mr. Stapfer, ornée de 17 dessins par Mr. Delacroix, 1828“ in Folioformat vorlag, konnte sich der Dichter einem seltsamen Eindruck zunächst nicht entziehen, der aus doppelter Ursache auf ihn wirkte. In der vollkommenen typographischen Ausstattung, in der Alles erheiternden, der Betrachtung, dem Verstand entgegenkommenden französischen Sprache schien das düstere Element zurückgedrängt, aus dem das Gedicht seiner Natur nach einst empfangen worden war. Um so stärker wurde er von den Illustrationen berührt, die jenen friedlosen, bänglichen Zustand wieder wachriefen: „Dabei ist aber Eins besonders merkwürdig: daß ein bildender Künstler sich mit dieser Produktion in ihrem ersten Sinn dergestalt befreundet, daß er alles ursprünglich Düstere in ihr eben so aufgefaßt und einen

unruhig sterbenden Helden mit gleicher Unruhe des Griffels begleitet hat. Herr Delacroix, ein Maler von unleugbarem Talent, der jedoch, wie es uns Aelteren von Jüngeren zu geschehen pflegt, den pariser Kunstfreunden und Kennern viel zu schaffen macht, weil sie weder seine Verdienste leugnen noch einer gewissen wilden Behandlungart mit Beifall begegnen können, Herr Delacroix scheint hier in einem wunderlichen Erzeugniß zwischen Himmel und Erde, Möglichem und Unmöglichem, Rohestem und Zartestem, und zwischen welchen Gegensätzen noch weiter Phantasie ihr verwegenes Spiel treiben mag, sich heimathlich gefühlt und wie in dem Seinigen ergangen zu haben. Dadurch wird denn jener Prachtglanz wieder gedämpft, der Geist vom klaren Buchstaben in eine düstere Welt geführt und die uralte Empfindung einer märchenhaften Erzählung wieder aufgeregt. Ein Weiteres getrauen wir uns nicht zu sagen, einem jeden Beschauer dieses bedeutenden Werkes mehr oder weniger den unsrigen analoge Empfindungen zutrauend und gleiche Befriedigung wünschend."

Daran knüpfen sich die sachlich eingehenderen „Aeußerungen eines Kunstfreundes": „Die lithographischen Blätter, womit Herr Delacroix die französische Uebersetzung des Faust ausgestattet hat, sind zwar nicht so zart und glatt vollendet, wie man von den besseren neueren Erzeugnissen dieser Art zu erwarten pflegt, sondern Entwürfe eines kunstfertigen Malers, mit sicherer Hand und breiter Kreide hingezeichnet. Wenn bei mehreren strenge Richtigkeit der Umrisse vermißt wird, so darf man mit dem Künstler darüber nicht rechten, eben weil sich seine Blätter nur als Entwürfe darstellen; hingegen läßt sich allen ohne Ausnahme nachrühmen, daß sie kräftig und mit Geist behandelt sind. Manche verdienen auch der glücklichen Erfindung wegen Beifall. So ist, zum Beispiel, das Blatt, wo Faust sinnend in seinem Studirzimmer steht, in reicher Umgebung von allerlei Geräth einen vor ihm auf dem Tisch liegenden Schädel betrachtet, an und für sich, auch ohne weitere Beziehung auf das Gedicht, ein sinnvolles, gut und malerisch angeordnetes Bild. Ein anderes Blatt, Faust und Wagner darstellend, wie sie bei sinkender Sonne heimkehren, der schwarze Pudel hinter ihnen herschweift, dünkt uns sehr glücklich aufgefaßt und könnte, wohl ausgeführt, ein Bild von ganz vortrefflicher Bedeutung werden. Die Szene in Auerbachs Keller, wo der auf die Erde verschüttete Wein zur Flamme wird, ist ganz so phantastisch, so bewegt dargestellt, wie dieser Gegenstand es verlangt, und eignet sich deshalb zu einem Gemälde von frappantestem Effekt. Marthe und Margarete, freudig und verwundert den Schmuck betrachtend, und Mephistopheles, der, tiefe Reverenzen ziehend, zu ihnen hereintritt, würde, gehörig ausgeführt, gewiß ein sehr niedliches Bild geben. Vorzüglich geistreich endlich, wiewohl weniger Bild als die genannten, scheint das Blatt gerathen, wo Mephistopheles und Faust auf Zauberpferden am Hochgericht vorbeisausen. Das Feuer, der Geist, der Ausdruck, womit der Künstler diese wilde Szene

dargestellt, wird zuverlässig den Beifall der Kenner und Kunstrichter erhalten. Will man diese Blätter mit den Versuchen deutscher Künstler, Szenen aus Faust zu bearbeiten, vergleichen, so können sie mit Ehren neben einander stehen. Ein Deutscher jedoch hat Alles durchgängig ernster genommen, die Figuren mit mehr Sorgfalt und wissenschaftlicher gezeichnet; einem anderen, der mehr auf cyklische Erfolge der Bilder geachtet, mag es gelungen sein, die Charaktere mit mehr Stetigkeit durch die ganze Reihe durchzuführen."

In der Auswahl der Szenen bewies Delacroix den Blick für den richtigen Augenblick, den ihm der einsichtige Bürger-Thoré in seinem „Salon" zuschreibt. Theile der Dichtung, die dramatisch Unbewegtes oder Nebensächliches enthalten, überschlägt er und läßt sich von Stellen dramatischer Fülle so fesseln, daß er zuweilen einer Szene zwei Bildstoffe entnimmt. So der Walpurgisnacht und dem Tod Valentins. Der Sinn dieser Oekonomie wird sich bald näher erkennen lassen. Meditation zeigen nur drei Blätter, alle anderen geben auch äußerlich bewegte Handlung. In jenen Stücken, „Faust im Studirzimmer" und „Der Spazirgang", herrscht die schwere geistige Bewegung des unbefriedigt Forschenden; im ersten ist die Last der Magie, im anderen die Trauer über Wagners Bücherweisheit und die entfremdete Natürlichkeit des freien Sinnenlebens in einem Athem erfaßt und festgehalten. Was ihnen an dramatischer Lebhaftigkeit fehlt, ersetzen sie durch die Einheit von Mensch und Milieu, dem sich Gedanken und Stimmung Fausts bestimmend mittheilen. Nicht so sehr das wohlgewählte illustrirende Beiwerk wie der schwere Kampf der Schatten mit dem magischen Stubenlicht und der sinkenden Dämmerung werden Träger dieser faustischen Stimmungen. Des selben Mittels bedient sich das „Gretchen am Spinnrad", das die Schwermuth der verlassen Liebenden bewegt. Aber der Zeichner gerät hier mehr als irgendwo ins Schildern; in der Stubenecke ist der Hausrath stillebenartig gehäuft und diese Melancholie ist, wie das Milieu, für Delacroix beinahe befremdlich. Die Haltung des auch gar nicht französisch anmuthenden Stückes steht Ary Scheffer fast näher als dem Künstler, der es zeichnete. Und wenn auch Scheffer in dieser Zeit geradezu von dem jüngeren Delacroix abhängig war und sein bekanntes „Gretchen am Spinnrad" erst 1831 im Salon erschien, so weist diese Lithographie doch deutlich in die deutschthümelnde Richtung der Gretchenillustration, die, früh begründet, von Scheffer zu allzu lange dauerndem Ruhm geführt wurde.

Alle übrigen Stücke sind Bilder von jener Mischung leidenschaftlicher innerer und äußerer Bewegung, die auch abseits vom Illustratorischen dem Werk des Delacroix eigen ist. Das Heftige kennzeichnet diese Bewegung, in welchem Sinn immer sie auftritt. Die Technik schwankt zwischen der breiten skizzenhaften Umschreibung und feinstrichiger subtiler Ausführung; in der einen Art bricht das Urthümliche des Stoffes unmittelbarer hervor, in der anderen giebt sich das Detail schlicht menschlichen Seelenlebens reicher zu erkennen. Mit der

vorherrschend elementaren Auffassung des Stoffes überwiegt auch die erste Art des Vortrages. Nur wenn Gretchen zum Mittelpunkt wird, erscheint der Griffel zarter und geschärft.

Das vollkommenste Bild ist die Domszene; es beruht völlig auf sich und bedarf keiner Berufung auf das Dichtwerk. Gegen die Masse der dumpf Gläubigen, deren schwerfällige innere Bewegung bei den Worten des Priesters mit wenigen groben Gesten, wie mit der Faust, niedergeschrieben ist, steht die auch zeichnerisch mehr eingehende, reichere, geistigere und heftigere Erschütterung Gretchens. Der seelische Sturm, der diesen Körper zu brechen droht, hat in Mephisto (Goethes bösem Geist) Gestalt angenommen. Der Künstler hat ihn mit eigener Willkür in diese Szene eingeführt; die Anschauung des inneren Vorganges forderte ihn; es ist die Interpretation eines echten Bildners. Die Paarung von tief reuiger Unschuld und anklagender Gewissensangst ist so vollkommen, daß sich aus ihr die sinnvollsten Zweifel ergeben. Sind beide Erscheinungen nur die Verkörperung eines widerstreitenden Wesens oder hat sich die lichte Materie schon von der finsteren befreit, die an dem Fall Gretchens Schuld trägt und aus dieser Schuld Gestalt gewonnen hat? Gewiß ist, daß die Fülle der Illusion, die Delacroix als ein Ziel der Kunst ansah und vornehmlich dem „unfertigen" Bild zuschrieb, hier in einem Stück von vollkommenster Ausführung gerade den restlos erschöpfenden und befriedigenden Ausdruck gefunden hat. Das eine Blatt faßt die ganze Gretchentragoedie.

Nach den beiden Meditationen, „Im Studirzimmer" und dem „Spazirgang", liefert die „Beschwörungszene" den Entscheidungskampf. Zwei Kräfte bewegen noch das Bild: das widerstrebende Entsetzen Fausts und die dienstbeflissene Gelassenheit Mephistos. Aber der Teufel hat schon sicheren Boden gefaßt, den er fortan beherrscht. Die Gestalt entwickelt sich bei Delacroix aus dem elementaren Grauen. Er ist zunächst Element und erscheint darum völlig enthüllt im Verkehr mit den dunklen Kräften der Natur, von entfesselter Leidenschaft bis zur Groteske verzerrt und zerrissen oder zu furchtbarer Teilnahmlosigkeit erstarrt in den beiden „Walpurgisszenen". Aber erst da, wo es dem Menschlichen zugewendet ist, gewinnt dieses Grauen dramatisches und bildhaftes Vollrecht, tritt aus seiner trüben Vermischung mit dem Elementaren in klarere Erscheinung, ohne jemals seine unirdische Atmosphäre aufzugeben, die wie ein Bann auf Menschen und Dingen seines Kreises lastet. In diesem Sinn giebt das Bild „Faust und der Pudel" den Geburtakt, die Sammlung und Wandlung des unbestimmten grauenhaften Urstoffes in eine bestimmte Gestalt. Die Naturkräfte nehmen Theil an dieser Körperwendung. Das entsetzte Schweigen einer öden Erde, das fahle, müde Licht, die brauenden Schatten, die großen, einfachen Züge einer Landschaft, in der die Konturen der beiden Wanderer und des Pudels ins Riesige und Bedeutsame wachsen: all Dies giebt eine geschlossene bildnerische Einheit, die auf dem Sinnfälligen beruht, und doch wieder den Ansatz zu einer mächtigen unbestimm-

ten Vorstellung des Furchtbaren überhaupt, auf deren Mischung die Kunst des Grauens in der Malerei gegründet scheint. Fortan wird für Mephistos Haltung seine unbetheiligte Kälte und Ironie bezeichnend. Er geräth wie außer sich, ist so sehr Jongleur alles Geschehens und Ursache alles Grauens, daß er überlegen und unberührt bleiben darf, während die Drahtpuppen seiner schlimmen Lust sich in Entsetzen winden. Sie erscheinen sämmtlich in den gespreizten Bewegungen des Affektes, in denen sein Hohn sie vorführt und sieht, — Alles aus mephistophelischer Perspektive. Damit wechselt in diesen Bildern auch der Stil der Illustration in auffälligster Weise und trägt durchaus Mephistos zweites Gesicht: das Spiel der grauenhaften Macht mit den Menschen, in dem nur der Teufel selber Größe bewahrt und seine Werkzeuge wie Marionetten gängelt. In den Bildern dieser Reihe stehen die beiden Valentinszenen vornan; das eine, der „Zweikampf“, im fahlen Mondlicht der ausgestorbenen Gasse, das andere, der „Tod“, in einer magischen Licht- und Schattengebung, deren Unheimlichkeit und Illusion im Unerklärlichen beruht. Dazu die stumpfe, holzartige Behandlung der Körper in diesem Medium; untersucht man „Pudelszene“ und „Valentins Tod“ auf Technik und Illusion, so erscheint hier namentlich der moderne Meister des Grauens, Odilon-Redon, schon so gut wie umschrieben. Daneben auch Felicien Rops in seinen Illustrationen zu den „Diaboliques“ von Barbey d'Aurevilly.

Die Reihe „Auerbachs Keller“ (ein virtuoses Prachtstück jähester Bewegungeinheit, das durch seine auffälligen Vorzüge sogar das Lob des akademischen Gérard gewann), „Mephisto und der Schüler“, „Mephisto bringt den Schmuck“ und namentlich die von Mephistos Lüsternheit durchtränkte „Begegnung“, ist hauptsächlich bestimmt von der Geste bewußter Theaterspielerei, die dieser Teufel liebt. Daher die groteske Verzerrung, die gespreizte Haltung, abenteuerliche Gliederdrehungen, von denen nur der echte, unmittelbare Schreck der an der Weinszene betheiligten Studenten ausgenommen wird. Der zeichnerische Stil dieser Reihe, ein Stil karikirender Verzeichnung, wird in erster Linie von dem Spottgeiste Mephistos bestimmt, in dessen Licht seine Kreaturen erscheinen. In zweiter von der geistigen Einmischung des Literaten Delacroix in den Bühnenstoff. Tagebuch und Aufsätze geben überreiches Zeugnis für des Künstlers leidenschaftliches Verhältniß zur Literatur (und Musik), in dem der Nerv des Bildners oft nur noch schwer und gewaltsam zu erkennen ist. Dabei bethätigt sich höchst auffällig ein kritischer Geist, der dem Objekt gegenüber den Zustand der Ergriffenheit längst überwunden hat und zu bewußter Betrachtung vorgedrungen ist. Im nicht Illustratorischen zeigt sich der Künstler von bildnerischen Gedanken völlig überwältigt; in der Karikatur findet die andere Gabe seines Geistes, die Distanz des urtheilenden Verstandes, ihren reinsten Ausdruck. Die Karikatur des Bühnenspieles, die er gern pflegte, bietet so die Brücke zu dem illustrirten Drama, in dem sich die Momente des triebhaft Bildnerischen und des unbewußt Kritischen mischten. Aus dieser zweiten Quelle kam auch die Ironie auf

das Gestelzte und Gezierte theatralischer Geste, wie sie in jener Szenenreihe oft durchbricht. Liest man den Brief an Burty genauer, dann bringt er dieser Ausbeute eine neue Stütze. Nicht den Stoff, sondern seine schauspielerische Darstellung und hier wieder ausschließlich das Spiel des Mephisto waren für die Wahl des Stoffes entscheidend. Und Terry war für Delacoix nicht beweglich und teuflisch genug, um ihn das Komische seiner Falstafferscheinung darüber vergessen zu lassen. Dagegen beruht die zeichnerische „Unrichtigkeit“ und die Zerfahrenheit der fast verrenkten Glieder in Stücken wie der ersten Walpurgisszene und dem Kerkerbild auf der ersten Niederschrift heftigster Bewegung; indem sie das unvermittelte Bild seiner Leidenschaftlichkeit, die jähe Bewegung des Triebes im stürmischen Athem der Skizze festhalten, sind gerade sie die werthvollsten Dokumente für das „Außersichsein“, das zur Eigenart dieses Malers gehört.

Die Frage, wie weit der Faust von Delacroix mit dem Goethes übereinstimmt, hat zu einem Theil schon der Dichter beantwortet, als er auf das düster Elementare verwies, das, ursprünglich dem Stoff und der eigenen jugendlichen Auffassung innewohnend, hier auf einen Wahlverwandten gestoßen sei. Aber wir haben ja gesehen, wie Delacroix zu dem Stoff kam und daß von Illustrationen zu Goethes „Faust“ von vorn herein in keinem genaueren Sinn die Rede sein konnte. Was wir in ihrem Gesammtbilde dem goethischen gegenüber vermissen, die Lieblichkeit und Wehmuth deutscher Fraulichkeit, die Heiterkeit und Fülle des Thal- und Gipfellebens, den faustischen Höhentrieb und alle sittliche Förderung, kann und soll nicht ersetzt werden durch die gewaltige Stimmungeinheit des Grauens und sein Produkt Mephisto. Aber der Künstler hat durch die Beherrschung seines bildnerischen Mittels und durch die selbständige Größe seiner Auffassung den Anspruch erworben, daß sein Werk nicht als begleitende Illustration, sondern in seinen Eigenwerthen beurtheilt wird. Je mehr er sich von Goethe und dem Gedicht entfernt, desto mehr gab er sich und Bildkunst. Jede Brücke zwischen den beiden Genies fehlt. Delacroix hatte für den Dichter keinerlei Verständnis. In seinem Tagebuch heißt es 1846: „Welche Idee von Goethe mit seinem ganzen Genie, wenn er überhaupt eins hat, nach dreihundert Jahren wieder bei Shakespeare zu beginnen! Was ist denn neu in seinen Dramen, die übrigens als Charakterschöpfungen und an Situationenkraft so weit hinter denen Shakespeares zurückstehen? Die Thatsache, das Goethe bei seinem Genie keinen Vortheil aus der Kunst seiner Epoche zu ziehen verstand, daß er sie vielmehr zu den Kindereien der spanischen und englischen Dramen zurückbrachte, reiht ihn unter die kleinen und originalitätsüchtigen Geister. Dieser Mann, den wir immer schaffen sehen, ist nicht einmal so verständig, den besten Weg zu wählen, wenn vor ihm und um ihn schon alle Wege bezeichnet und wunderbar geebnet sind.“ Dieses Unverständniß war nothwendig und muß in seinem Werth genommen werden: als Beitrag zur Erkenntniß der Eigenart seines Urhebers.

Wien. Professor Dr. Max Eisler.

Frauenemanzipation.*)

Liebe Sandbeck, Sie fordern mich in sehr herzlicher und schmeichelhafter Weise auf, bei der nächsten Frauenversammlung wieder zu sprechen, und meinen, es thäte noth, daß da energisch gesprochen würde, weil eine gewisse Trägheit über dem Verein liege, weil die Frauen sich zersplittern, um tausend nebensächliche Wichtigkeiten durchzusetzen, und das „Eine, was noth thut“ kaum mehr sehen. Dann sagen Sie viel Schönes von meinem letzten Vortrag über Frauenstimmrecht, über den Erfolg der Rede und meinen, es war Keine unter den Anwesenden, die nicht neu begeistert, zur „Sache“ frisch angespornt oder bekehrt worden wäre.

Doch, liebe „Mitkämpferin“, es war Eine da: und Die trat gleich nach diesem Abend aus den Reihen der „Vorkämpferinnen für Frauenrechte“ aus und will nichts, aber gar nichts mehr von der „Sache“ wissen; und diese Eine: Das war die Rednerin selbst, Das bin ich.

Ich hatte in meiner Rede noch einmal wieder versucht, aufzurütteln, klar zu machen, daß kein Heil zu hoffen ist, bevor die Frauen nicht endlich fest zusammenhalten und einig sind. Da stand ein Herr auf und redete irgendetwas aus dem vorigen Jahrhundert. „Heim“ und „Gatte“ und „Kinder“ kamen viel drin vor. Ich sagte nur zur Antwort: Auf die Worte des geehrten Vorredners einzugehen, erübrigt sich wohl; die Fragen haben unsere Großmütter schon beantwortet. Und hatte die Lacher auf meiner Seite. Dann stand eine würdige Dame auf und wußte, daß nur neuer Unfriede in die Welt getragen würde, wenn auch die Frauen noch sich an der Politik betheiligten. Sie habe wahrhaftig mal einer Wahlversammlung beigewohnt und sie müsse sagen, der Ton der da geherrscht... Wenn sie dächte, daß ihre Tochter Das hören sollte oder gar mitthun sollte, müßte sie doch sagen: Nein und abermals Nein. Nun entspann sich eine lebhafte Debatte, ob der „gute Ton“, ob die „Dame“ unter den neuen Forderungen nicht leide. Ich weiß, es waren Zufallsgäste, keine „Vorkämpferinnen“, die da sprachen, aber doch... Dann stand gar eine Studentin auf und erklärte, daß sie aus ihrer Erfahrung heraus sagen müsse, die Frau sei wohl doch nicht zur „einseitigen Gehirnarbeit“ geschaffen.

Sie, liebe Sandbeck, sahen mich erwartungvoll an und nickten auffordernd zu mir herüber; Sie erwarteten wohl eine kräftige Entgegnung. Aber ich schwieg. Kann ichs ändern, wenn Frauen immer wieder stumpfsinnig nachleiern, was Männer ihnen vorsingen? Sollte ich zum hundertsten Mal sagen, daß „einseitige Gehirnarbeit“ von keinem Menschen erwartet wird usw.? Ich bins müde. Der Ekel ist mir über dem Kopf zusammengeschlagen und ich schüttele mich noch, wenn ich an den Abend denke.

Und weil Sie doch eine Rede von mir haben wollen, schicke ich

---

*) Aus dem bunten und verwegenen Büchlein „Zerrissene Briefe“, das Frau Harriet Straub bei Georg Müller erscheinen läßt.

Ihnen, was ich an dem Abend in meinem Zorn und Ekel niederschrieb. Lesen Sies vor, wenn Sie glauben, daß es der „Sache“ nützt. Glauben Sie mir: es zeigt den Weg zu „Dem, was noth thut“, ehrlicher, als ich je gesprochen, trotz allem Hohn. Aber Sie werdens nicht vorlesen; und es ist mir so auch recht, denn ich habe keine Hoffnung mehr.

Ihre

Astrand.

Die Minderwerthigkeit der Frau ist wirklich eine gar nicht mehr zu bestreitende Thatsache. Ich will kein zehnbändiges Werk schreiben, um nachzuweisen, was ihre ersten Ursachen gewesen sein mögen, wo die Schuld liegen mag; nur leugnen kann man die Thatsache nicht länger, daß die Frau sich als ein minderwerthiges, charakterloses und bornirtes Geschöpf erzeigt habe. Ein Beweis für die Wenigen, die vielleicht noch daran zweifeln, genügt: hätten charaktervolle, sinnbegabte Menschen sich soziale Einrichtungen, Gesetze gefallen lassen, wie sie von Männern nach Männermaß zurechtgeschnitten worden? Hätten sie sich auch nur Schriften gefallen lassen, wie die von Moebius, Strindberg, Weininger, ohne mit einem Generalaufstand, einem Generalstrike, die Haltlosigkeit und Unlogik der dort aufgestellten Behauptungen zu erweisen? Ja, mit einem Generalstrike!

Alle die Frauen, die jetzt einem Mann das Leben auspolstern, einem Vater, Bruder, Gatten oder Geliebten, hätten als Antwort mit einem Schlag die „Arbeit niederlegen“ sollen, hätten sie nicht gewußt, daß die Beschuldigungen wahr sind, treffend wahr. Alle, die für einen Mann kochen, scheuern und putzen, damit sein Leben behaglich ist, alle, die für einen Mann sich jede Freude versagen, damit er an des Lebens Sonnenseite wohnen kann, alle, die seine Bequemlichkeit stützen, indem sie einem Mann dienen, als „geheime“ Buchhalterin, Sekretärin, die durch ihre Grazie und Bildung einen Salon bilden, in dem der Mann Besteller seiner Arbeit, Beklatscher seiner Kunst findet, und alle, die durch ihre Schönheit oder sonstige Reize dem Mann dienen, sie alle wären aufgestanden und hätten gestriket, wenn sie aufrechte, mit Vernunft begabte Wesen wären und nicht verkümmerte Sklavenseelen.

Giebt es denn eine Frau, die ernstlich glaubt, der Staat und die Gesellschaft, vom Mann geschaffen, hätten Raum für ihre Möglichkeiten; die glaubt, der Mann nur brächte ihr „Erfüllung“? Heerdenglaube ists, sicher nicht Individualglaube. Eine Religion ists, die man heilig hält. Suggestion. Horchen wir doch in uns hinein! Sind wir wirklich so arm, daß wir von außen das Heil erwarten? Wenn wir uns Rechenschaft geben über Das, was wir vom Leben erwarteten, als wir zum ersten Mal bewußt diesem „Leben“ uns einfügen wollten: wars nicht „Ellenbogenfreiheit“, die wir wünschten? War es nicht, unsicher und unklar, der Wunsch: Platz, um wachsen zu können? Freiheit, um ungehemmt die Möglichkeiten, die wir in uns spürten, zu Reife bringen zu können, um dann, wenn wir zum „schattenden Baum“ geworden sind, schenken zu können? Schenken können: dem Einen oder

den Vielen, wenn wir zufällig den Einen, der groß genug ist, unseren ganzen Reichthum aufzunehmen, nicht treffen auf unserem Weg. Schenken wollen wir können, frei, wie der Baum seine Früchte schenkt, nicht beschenkt werden, nicht erfüllt werden.

Da kam der Mann, der Dichter und prägte das Wort Liebe und lehrte: Wenn Frauen lieben, wollen sie dem Mann angehören; dann werden sie sein Eigen und — „er soll Dein Herr sein". Und die Frau glaubte ihm und harrt seither der Erfüllung durch den Mann und zappelt sich ab; sie ist nicht mehr sie, sondern ein „Ding", das „weiblich" zu sein hat, was der Mann so weiblich nennt.

Liebe!

Sagt doch einem jungen Ding, das „zum ersten Mal liebt", seine Zukunft voraus, Ihr, die Ihr sie gelebt habt! Du hast den Mann lieb, könnte man ihr wohl sagen. Das heißt: ein unklares Gefühl ist in Dir, wenn Du mit dem Mann zusammen bist, das man Dir plump unter dem Sammelnamen „Liebe" erklärt. Vielleicht will wirklich Etwas in Dir ein Kind durch diesen Mann. Ist Das „Liebe"? Vielleicht bestaunst Du seinen Muth und ein Instinkt in Dir treibt Dich, da Schutz zu suchen. Ist Das „Liebe"? Oder sein Lebenswerk reißt Dich mit fort, Du willst mit bauen helfen. Ist Das „Liebe"? Oder seine Schwäche weckt Deine schlummernden Kräfte, Mutterinstinkte, Du willst beschützen und behüten, was Dir werthvoll scheint. Ist Das dann „Liebe"?

Du hast den Mann lieb, Du junges Wesen; ist deshalb eine Sehnsucht in Dir nach täglichem, stündlichem Beisammensein? Wer glaubts? Angelesene Worte. Naturbedürfniß? Der Mensch hat allerlei Naturbedürfnisse; so blödsinnige Konsequenzen zieht er daraus nie. Oder sitzen die Kinder etwa täglich, stündlich, auf Jahre hinaus auf dem Töpfchen, weil sie manchmal das Naturbedürfniß haben, sich dort einige Minuten zu erleichtern? Oder, wenn das Beispiel zu „gemein" ist: wir haben auch das Naturbedürfniß, manchmal uns zu baden. Ziehen wir deshalb täglich, stündlich, Jahre lang, mit einer Badewanne, auf den Rücken gestülpt, herum? Oder wenn auch das Beispiel noch zu gemein ist: wir haben einen Liebling unter den Schriftstellern oder Künstlern, der uns Freund geworden ist, der uns des Lebens Schönheit hat sehen lassen, der uns Weihestunden des Glückes geschenkt hat. Lesen oder betrachten wir sein Werk stündlich, täglich, Jahre lang, ohne es aus der Hand zu geben, mit Scheuklappen vor Allem, was sonst das Leben noch bietet?

Und man rede nicht vom Unterhalt und nicht von den Kindern. Lebt die Frau nur mit dem Mann dauernd zusammen, damit er für sie sorge, dann verdient sie alle Gemeinheiten, die Strindberg und Genossen über sie ausschütten. Und das Kind? Warum sollte der Mann nicht gern und willig für die gemeinsamen Freuden, die er mit der Frau genießt, wenns Freuden sind und kein lüsternes Laster, oder keine Fronarbeit, oder gleichgiltige Gewohnheit (wozu die Frau ja nicht zu haben wäre, wäre sie ein Mensch, der auf sich selber steht), gemeinsam auch

zu den Kosten der Kinder beisteuern? Sollte die Frau übrigens nicht Stolz und Thatkraft genug haben, für die Freuden der Liebe, für die Kinder, die deren stolzeste Frucht und seligste, dauerndste Freude sind, zu zahlen? Und wenn sie den Stolz und die Kraft nicht hat, thäte sie dann nicht gut daran, zu resigniren, wie sie sich ja auch eine Reise oder ein schönes Konzert versagt, wenn sie die Kosten des Eintrittsgelds nicht aufbringen kann?

Der Staat geht zu Grunde, wenn die Familie sich löst? Ei, so laß doch den alten Staat zu Grunde gehen. Wärs schade drum? Was ist denn diese vielgerühmte Kultur, deren Blüthe unser Staat ist, Anderes als eine fortlaufende Geschichte von Krieg und Hinterlist und Unterdrückung des Schwächern? Und die Frauen gebären geduldig die Kinder, damit der Staat im nächsten Kriege genug Soldaten habe.

Ich sehe den Mann schon neben mir stehen und, mit dem unnatürlich langen Zeigefinger des Johannes auf dem Kreuzigungbild von Grünewald, auf die Gipfel deuten, auf einen Beethoven, auf einen Goethe, Spinoza, Kant, und ich höre seine einförmig wiederholte Frage: Wo sind hier die Frauen? Der Fragende steht gewöhnlich auch nicht Schulter an Schulter mit den Riesen, aber immerhin, er ist Geschlechtsgenosse und ein Schein von all der Herrlichkeit fällt auch auf ihn. Erwartet ihr von einem Baum Blüthen und Früchte, wenn er auf steinigen und nahrunglosen Boden gepflanzt ist? Manchmal zwingt so ein Baum dem Felsen sogar Nahrung ab, mit zähester Kraft, und ein paar arme Früchte zeigen, was er gekonnt hätte, wäre der Boden günstig gewesen.

Ich möchte es einhämmern in die Herzen und Gehirne der Frauen: So macht doch endlich Eure Augen auf und schaut um Euch! Ihr steht auf falschem Boden! Nicht mitthun sollt Ihr an der Kultur des Mannes; die ist männlich und mit der habt Ihr nichts zu schaffen. Wir gehen nicht mit in diesen Kampf, der um Männerideale geführt wird. Nichts haben wir zu thun mit dem Staat, nichts mit der Unterdrückung der Vielen durch Wenige. Laßt dem Mann doch seine tolle Jagd nach seinem Ziel. Ich kenne sein Ziel nicht, wills nicht kennen; ich weiß nur, daß es mir fremd sein wird und nicht mein Ziel sein kann. Ich sehe den Mann immer blindlings dahinhetzen und will nicht mitgehetzt werden. Im Lärm und Staub des Siegeszuges des Mannes sind unsere Ohren abgestumpft und unsere Augen trübe geworden und wir finden uns nicht mehr zurecht.

Es will feine Ohren, um aus all den wirren Klängen den Ton herauszuhören, der „Weib sein“ heißt. Wir wissen nicht mehr um uns. Wir sind nur ein Keim. Was wird aus uns werden? Das müssen wir wissen, daß wir noch nichts sind.

Der Mann hat uns in seinen Wirbel gezogen und hat uns bestimmt: so bist Du, so kannst Du handeln, so kannst Du wachsen, so hoch streck Deine Zweige nicht aus, Das stört Deine Schönheit, so, so nur gefällst Du mir. Und in der Welt des Kampfes, den der Mann angeschürt hatte, fand die Frau für sich und ihr Kind wirklich kein

anderen Platz als den unter Mannes Schutz; und bog sich nach Mannes Willen, um nur bleiben zu können, um nur zu dauern. Und der Mann bestimmt: Das ist werthvoll, was ich thue, und ich thue es, weils werthvoll ist; und die Frau konnte nicht kämpfen, weil Das nicht ihr Weg war. Und die Frau empfing vom Mann nicht nur das Kind, sie empfing seine Werke und trug sie aus und brachte die Formen, die der Mann gefügt, zum Leben. Der Mann that das Werk, die Frau setzte es in Wirklichkeit um. Und so ist die Frau geworden zu Dem, was sie zu sein scheint: sie ist schwanger vom Mann und kann selbst nicht mehr zeugen.

Ihr Frauen, wenn das dumpfe Gefühl, das in uns ist, daß wir am falschen Platze stehen, wenn das zur befreienden That heranreifen soll, so müssen wir mit behutsamen Händen und feinsten Sinnen uns schützen, uns kennen lernen, uns herausschälen aus aufgezwungenen Hüllen.

Was sind wir? Der Mann hat bestimmt, was weiblich ist. Sind wir Das? Werft endlich aus Euch hinaus, was der Mann angehäuft hat in Eurer Seele, in Eurem Körper. Und seht Euch das Kulturideal des Mannes an, seht Euch an, was er geleistet hat, und fragt Euch: Können wir da mitthun, wollen wir da mitthun? Und hütet Euch. Der Mann ist hellhörig für das dumpfe Brausen, das aus Frauenseelen jetzt aufsteigt. Er fürchtet für sein Werk; und so macht er Euch ein Thürchen auf und giebt Euch einen etwas größeren Tummelplatz frei. Hütet Euch. Stürzt Euch nicht gierig in das neue Gefängniß. Auch da könnt Ihr nicht wachsen und Wurzel fassen. Denn wieder ists Norm und Form, vom Mann gegeben, in die Ihr hineinwachsen sollt.

Ich möchte den Klagelaut jeder einzelnen Frau, die, zertreten unter den Gesetzen des Mannes, seufzt, sammeln, sammeln das Schluchzen der Frauen, die vernichtet sind in ihrem innersten Wachsthum durch die Lasten, die der Mann ihnen auferlegt, sammeln die Gebete, die um Erlösung flehen aus der Prostitution von Körper und Geist, in die der vom Mann geschaffene Staat jede, früher oder später jede Frau einspannen möchte, und der Nothschrei, gesammelt von Tausenden und Abertausenden, sollte über die Erde gellen, daß Alle hören müßten: Steht still, Ihr Frauen, horcht in Euch, hört nicht auf das Getöse der Manneswelt, laßt Euch nicht in den Wirbel hineinziehen, den seine Lebenskraft geschaffen! Steht still und horcht auf die Stimme des Lebens, die in Euch gewachsen ist. Zu lange habt Ihr gehört auf die Stimme des Mannes und habt Euch gestreckt und verstümmelt, um seiner Norm Euch anzupassen. Horcht in Euch und lernt endlich Eure Norm Euch schaffen. Hört auf den gellenden Nothschrei Eures Geschlechts und sucht endlich Eure Antwort auf die Frage: Was heißt Weib sein? Und dann erst werdet Ihr leben und selber schaffen und zeugen und wachsen, auf Eurem Boden, in Euren Himmel hinein.

Meersburg. Harriet Straub.



Anzeigen.

Ich bin das Schwert. Roman von Annemarie von Nathusius. Verlag von Karl Reißner in Dresden.

Hier ist ein muthiges und rücksichtloses Buch der Anklage und des Kampfes. Der Roman „Ich bin das Schwert“ ist ein Dokument der Zeit, dessen Lecture jedem Fühlenden und Mitempfindenden die Purpurröthe der Scham in das Gesicht treibt. Und der Roman macht ganze Arbeit, wie einst die Maschine des Herren Guillotin. Daran ändert auch der scheinbar versöhnende Schluß nichts, in dem ein Fürst von Hohenhausen die Rolle des deus ex machina übernommen hat. Der Roman wäre nur die Abrechnung mit einer Kaste, die Absage an einen Stand, wenn es sich nicht gerade um diese Kaste und um diesen Stand handelte, deren Sache die des gesammten deutschen Volkes ist. Ein Frauenroman ists, geschrieben von einer Frau, die entweder selbst oder mit ihren Schwestern gelitten hat, die die Brutalitäten der Vertreter der Junker- und Soldatenkaste am eigenen Leibe duldete, als Frau, die sich zu ducken hat, wie der Untergebene in der Kaserne, dessen Mund das Sprechen verlernt. Zu ducken unter den Willen des Herrn und Gebieters, des Vaters und der Mutter, der Tradition und der Heuchelei. Und am Schluß des Romans fallen diese Ketten klirrend ab von der Heldin des Buches, der Baronin Renate von Falkenheyn. Sie hat den rohen Gatten verlassen, hat in Noth und Elend, Entsagung und Arbeit sich ein neues Leben gezimmert, ist frei geworden, ein Mensch mit dem Recht und der Ehre des Mannes, obwohl sie ein Weib geblieben ist, mit einer anderen Ehre als der der verlotterten Gesellschaft, der sie die Maske vom Gesicht reißt. Die Schwachen sind zu Grunde gegangen, viele Freundinnen der Heldin und deren leibliche Schwestern. Nur Renate ist groß und stark und frei geworden und wirft nun ihrer verlogenen Sippe den Fehdehandschuh ins Gesicht. Der Inhalt des Buches predigt dem Verstehenden und Besserung Suchenden auf jeder Seite: „Und die Wahrheit wird Euch frei machen!“

Frankfurt. Dr. Edward Stilgebauer.



Probleme der Mystik und ihrer Symbolik. Hugo Heller & Co. in Wien. Preis 9 Mark.

Mit erneutem Interesse wendet man sich seit einiger Zeit, oft auf dem Weg über die Romantik, der Mystik zu. Mancher meint wohl, der Mystik jene Unbestimmtheit schuldig zu sein, etwa, damit sie des „mystischen Dunkels“ nicht ermangle. Und Das gilt nicht nur vom Publikum, sondern zuweilen auch von der modernen ins Mystische gehenden Literatur. Will sich nun Jemand wirklich dem Wesen der Mystik nähern, so wird er bald gewahr, daß er bei älteren Autoren anklopfen muß, die freilich wieder dem regen psychologischen Bedürfniß des modernen Menschen nicht genügen. Mein Buch ist bestrebt, beiden Forderungen gerecht zu werden; hoffentlich zum Nutzen aller

künftigen Bemühungen auf diesem Gebiet. Die Mystik will die größtmögliche Annäherung an das religiös-ethische Ziel (Gott, Gottmensch) zum Erlebniß werden lassen. Das ist der Geist der Mystik. Und ihre Seele könnte man die Liebe nennen. Aus diesem Punkt wollen alle ihre Erscheinungen betrachtet sein. In dem soeben erwähnten „Erleben" steckt schon der Hinweis auf die Psychologie. Sie ist es, die in meiner Arbeit neben der Ethik den Hauptplatz einnimmt. Nicht geringe Dienste hat mir bei der Analyse der mystischen Bildersprache die vergleichende Mythologie geleistet; und vielleicht vermag meine Betrachtungweise ihr einen kleinen Gewinn als Lohn zu bieten. Das Hauptproblem war für mich das der „mehrfachen Deutung menschlicher Phantasieprodukte". Dieses Problem tritt an den Symbolen der mystisch-religiösen Gedankenwelt besonders scharf hervor. Aus den selben Bilderreihen ergeben sich mit gleicher Konsequenz zwei (scheinbar) grundverschiedene, ja, einander zuwiderlaufende Bedeutungen. Auf der einen Seite deckt nämlich die Behandlung des Stoffes nach den Prinzipien von Freuds Psycho-Analyse Elemente des rücksichtlosesten Trieblebens (schrankenlose erotische Wünsche, allerlei verbrecherisch anmuthende Regungen) als Grundlagen der Symbole auf. Auf der anderen Seite haftet jedoch an den selben Symbolreihen in gleich innigem Zusammenhang ein eminent ethischer Sinn. Nicht in wenigen Worten läßt sich sagen, wie sich in meiner Arbeit der Widerspruch hebt und wie Gesetzmäßigkeiten der sittlichen Entwickelung offenbar werden.

Herbert Silberer.



Im Sanatorium. Verlag Concordia in Berlin.

In einem eigenartigen Friedensasyl der Gegenwart ward mir Einblick in eine Tiefenkultur, die ein großherziger Arzt für seine Kranken erstrebte. Durch Kunst und Kunstgewerbe, durch das religiöse Leben der Gegenwart und alle Fragen der Erziehung- und Unterrichtsreform geht ein lebhafter Pulsschlag. Eine Erlösung ging auch durch die erschreckend große Anzahl körperlich und seelisch Leidender, als ein gütiger Mensch und Arzt vor sie trat, um ihre Psyche endlich zu ihrem Recht gelangen zu lassen. Er fragte nicht mehr, wie andere Doktoren: „Was fehlt Dir?" Er fragte seine Kranken zunächst: „Wer bist Du, was für ein Individuum, welche Sondereigenschaften hast Du?" Seine Fürsorge stand im Mittelpunkt des Vorstellunglebens der Kranken, dem sich Alles unterzuordnen hatte. Seine Arbeit brachte Befreiung. Denn er meisterte die Seele, nicht allein mit dem Verstand, sondern drang auch in das Gefühlsleben ein. Unermüdlich wanderte er mit den Leidenden, um das Sehnen nach bewußtem Höherwachsen und Emporstreben in dem inneren Menschen zu wecken. Um jene starke Ruhe zu geben, aus der die sichere Kraft des Handelns erwächst. Dieses ernste Friedensasyl half daher nicht nur zu körperlicher Gesundung; es bildete auch Menschen zu vornehm sittlicher Größe heran. Ich gewann dort Einblick in Menschenseelen. Schicksale offenbarten sich mir. Ergreifendes sah ich täglich. Bald drängte Alles in mir zum Gestalten. So schrieb ich dieses

Buch. Es ist kein Krankenroman, der niederdrückt. Sich sehnende Menschen ziehen vorüber, deren Kraft mit ihrer Wanderung wächst.

Emma Böhmer.

Schriften. Fünf Bände. Privatdruck. Subskription 25 Mark.

Ich behaupte nicht, „die“ Religion aufgebaut zu haben, aber „eine“ Religion. Es kam sehr langsam. Ich begann nicht mit dem Vorsatz, bei der Religion zu enden. Vielleicht ist selbst die Annäherung an die Form der großen indischen Systeme nur ein Durchgang. Jede Schrift über Religion muß apodiktisch sein. Das konnte auch ich nicht vermeiden. Man soll mir aber auch nicht sagen, daß für einen noch jungen Menschen, Bücher der Weisheit zu schreiben, ein Unding sei. Ich sah noch keinen Greis plötzlich zu Weisheit kommen. Vielmehr muß jede Saat im Frühling aufgehen. Für mich ist mehr die Frage, ob ich meine Bücher mit Kraft, Unduldsamkeit und Inspiration vertheidigen könnte. Und darauf antworte ich: Vielleicht reifen diese Bücher in mir und meinen Mitmenschen. Wenn man mich später einmal ruft, werde ich auch bereit sein, die Worte zur That zu machen.

Klein-Flottbeck. Ernst Fuhrmann.

Das Vermächtniß der Marianne Torburg. S. Fischer, Berlin.

Der Erinnerung an die kleine Sagitta widmete ich mein Buch; einem liebenswerthen Geschöpf, mit nichts ausgestattet für das Leben als mit seiner rührenden Hilflosigkeit. Ich gedachte aller der Frauen, die gleich ihr erzogen sind zur Abkehr von der Wirklichkeit, einzig mit dem Programm, jung zu sein, zu lieben und zu heirathen, später zu resigniren. Das ist ihre Welt. Eine so begrenzte Welt! Draußen aber ist Leben und Bewegung; Probleme werden erörtert, Offenbarungen glühen auf und es wartet der große, herrliche Reichthum der schönen Erde, bereit, den Menschen zu erlösen von seiner kleinen Qual, ihn empor zu heben aus seiner Enge. Den Menschen. Und die Frauen?

Neukirch. Maria Seelhorst.

Judas; ein Epos. Mit einer Originalradirung und gezeichneter Schrift von Willi Geiger. Karl Reißners Verlag in Dresden. 10 (20) Mark.

Von sechs Staatsanwälten, die den „Judas“ im Manuskript gelesen haben, hielten ihn zwei für absolut gotteslästerlich, zwei für hier und da anfechtbar und zwei für völlig unanfechtbar. Ein Universitätprofessor (Literaturhistoriker) war der Ansicht, „daß die Dichtung ‚Judas‘ ohne Zweifel einer Beschlagnahme und strafrechtlichen Verurtheilung verfallen könnte, und zwar nicht nur wegen Gotteslästerung, sondern noch mehr auf Grund des § 184 StGB“ (Verbreitung unzüchtiger Schriften). Dagegen sagte ein Untersuchungrichter, er würde „niemals auf den Gedanken kommen, daß gegen den Verfasser ein Verfahren eröffnet werden könnte, da der Judas ein gewaltiges und tiefes Kunstwerk sei.“ Wenn wirklich ein Staatsanwalt die Anklage wegen Gotteslästerung oder aus § 184 StGB. gegen mich erhoben hätte, so war das

Resultat schwer abzusehen. Es hing ganz von der zufälligen Zusammensetzung des Gerichtshofes ab. Vermuthlich hätte man mich aber auf Grund sachverständiger Urtheile freigesprochen und auf mir wäre nur der Verdacht sitzen geblieben, daß ich aus Gründen der Reklame diesen Prozeß heraufbeschworen und zum Mindesten nicht vermieden habe. Bessere als ich sind diesem Schicksal nicht entgangen. Aber ihr Schicksal konnte den Nachfolgenden warnen. Ich wollte aus begreiflichen Gründen einen solchen Prozeß vermeiden, in dem wenig Ehre zu holen ist. Deshalb hatten der Verleger (der ja auch mit angeklagt würde) und ich nach längerer Prüfung den Entschluß gefaßt, den „Judas" als Privatdruck erscheinen zu lassen, trotzdem eine solche halbe Oeffentlichkeit auch nicht ganz nach unserem Geschmack war. Wäre ich in der Lage gewesen, dann hätte ich das Werk, dessen Bekanntwerden unter meinen Freunden ich wünschte, nur zu Geschenkzwecken drucken lassen. Da ich Das aber nicht konnte, so wollte ich wenigstens den Freunden und Interessenten Gelegenheit geben, diese zweiunddreißig Seiten, die Arbeit zweier Jahre, käuflich zu erwerben. Die kleine Auflage, die Art des Vertriebes und der (wegen der geigerschen Originalradirung) immerhin hohe Preis gaben eine gewisse Garantie dafür, daß das Werk nicht in die Hände solcher Personen gelangte, für die es ausschließlich Lesegift sein würde. Ich hoffte, daß sich unter den Käufern genug wirklich Gebildete finden würden, die den tiefsten Sinn meiner Dichtung begreifen wollten; weniger aber solche, die sich ihrer Natur nach darüber empören mußten, daß ihre Kinder den „Judas" nicht gleich als Fibel oder Bilderbuch benutzen durften oder daß er sich nicht zum Vorlesen im Kränzchen ihrer halberwachsenen Töchter eignete. Inzwischen ist in Folge der Anerkennung, die das Werk bei Fachgelehrten und Künstlern gefunden hat, die Gefahr eines häßlichen Reklameprozesses wohl überwunden; daher haben Autor und Verleger sich zu einer öffentlichen Ausgabe entschlossen.

Hier sei mitgetheilt, wie ich das Problem „Judas" erfaßt habe. Judas glaubt nicht, daß ein Gott die Menschheit befreien könne. Das könne nur ein Mensch, der die Menschen versteht. Für Judas ist aber ein Mensch, der keine Sünde thut, undenkbar. Judas versucht also, mit Hilfe Magdalenens Christus zum Sündenfall zu bringen, zum Menschen zu machen. Vergeblich. Endlich glaubt er, beim Abendmahl, daß Christus mit ihm einig sei und selbst sündig werden wolle. Aber Judas sieht bald, daß er geirrt hat. Deshalb verräth er den Meister und hofft, daß Christus einmal in all den Qualen der Kreuzigung fluchen werde, weil dann der Gott Mensch würde und aus dem tiefsten Eindringen in das Wesen der Menschheit die „Erlösung", jenes „herrlich gesteigerte Griechenthum" möglich sei. Aber Christus bleibt Gott; er kann nicht Mensch werden. Er stirbt als Gott; die Welt ist nicht erlöst. Vor seinem Tod spricht Judas die Gewißheit aus, daß der Erlöser doch aus seinem Blute kommen werde, aus dem Stamme Derer, „die aufwärts ihre Sünde quält".

Wilmersdorf. Werner von der Schulenburg.

Viribus unitis.

In Köln ist der Friedensvertrag zwischen der Hamburg-Amerika-Linie und dem Lloyd unterzeichnet worden. An der Donau hatte man sich über die künftige Gemeinschaft fast schon verständigt; am Rhein banden die beiden Gesellschaften sich mit Ankerketten an einander, die unzerreißbar scheinen. Von dieser Thatsache sind die Engländer enttäuscht; sie glaubten, daß der Krieg zwischen Hamburg und Bremen lange währen und ihnen erlauben werde, auf Kosten der Deutschen ihre Schiffahrt zu stärken. Vielleicht hofften sie, daß der Ansatz zu einem britischen Dampfertrust, der 1911 von vier Großrhedereien geschaffen wurde, sich, während die Deutschen stritten, weiterentwickeln werde. Auf der Konferenz in Paris, Ende Januar 1914, zeigten die Engländer sich der abwesenden HAL nicht gerade feindlich gesinnt, hielten aber doch auf volle Freiheit der Entschlüsse und deuteten an, daß sie auch anders lauten könnten, als die Friedensfreunde wünschten. Man hörte nicht gern, daß die Hamburg-Amerika-Linie die größte Rhederei der Welt sei, und suchte diese Behauptung zu widerlegen. Die Eifersucht ist verständlich. Die größte Handelsmacht will auf allen Gebieten ihrer Wirkenszone vornan sein. Und nun ist in Köln eine Dampfermacht entstanden, die über beinahe 2½ Millionen Registertons gebietet. Wenn im August die Verhandlungen über den internationalen Pool fortgesetzt werden, haben die Engländer mit einer neuen Großmacht zu rechnen.

Zwischen den deutschen Großrhedereien beseitigt der Vertrag alle gefährlichen „Brennpunkte". Wäre die Vergrößerung der beiden Konkurrenzflotten immer nur von dem Wunsch bestimmt worden, den Gegner zu überbieten, dann wäre eines Tages die wirthschaftliche Verwerthung des Betriebsmaterials unmöglich geworden. Die Kosten der Riesendampfer verlangen eine sichere Verzinsung des Objekts, also die Gewißheit friedlicher Arbeit. Preisunterbietungen sind nicht das zur Erlangung der Rentabilität geeignete Mittel. Die HAL war gerüstet und auf den Tag vorbereitet, an dem das letzte Wort gesprochen werden sollte. Daß sie den pariser Januarberathungen fern blieb, zeigte deutlich die Absicht, im Kampf allein zu stehen. Der kleine Pool, der Nordatlantische Dampferlinienverband, wurde, ohne die HAL, zwischen Lloyd, Holland-Amerikalinie und Red Star Line fortgesetzt. In Hamburg empfand man diesen Beschluß als Protest gegen die Sonderpolitik, nicht als Gefährdung der geschäftlichen Position. Die konnte nur durch ein zunehmendes Mißverhältniß zwischen Einnahmen und Ausgaben leiden. Ueber die Größe dieses Risikos hat der Wechsel in der Konjunktur der Schiffahrt keinen Zweifel gelassen. Die Kampfpreise, zu denen die Gesellschaften ihren Schiffsraum verkauften, deckten kaum die Kosten. Die unsichere Wirthschaftlage in den Vereinigten Staaten und der mexikanische Krieg haben die Auswanderung ein Bischen abgeschreckt. Ueber Hamburg und Bremen sind in den ersten vier Monaten des Jahres 32000 Personen weniger befördert worden als im Vorjahr. Vielleicht hat der Einfluß der Konjunktur auf die Gewinn-

und Verlustrechnung den Friedensschluß beschleunigt; doch davon allein ließ Herr Ballin sich gewiß nicht bestimmen. Eine so kühl erwogene und sorgsam vorbereitete That wie den Kampf gegen den Lloyd giebt man nicht der Dividende wegen auf. Die Erkenntniß der „nationalen" Aufgaben der Schiffahrt steht als erster Punkt im neuen Programm.

Die Erfahrungen, die den deutschen Rhedereien aus Oesterreich und Ungarn kamen, sind nicht ertraglos geblieben. Die österreichische Regirung hat den Schutz der Austro-Americana, der großen triester Schiffahrtgesellschaft, gegen das deutsche Monopol so laut betont, daß die deutschen Großrheder sich nicht nachsagen lassen durften, die Lebensbedingungen der Nation seien ihnen minder wichtig. Für den österreichischen Auswandererverkehr hat die Austro-Americana das Monopol erhalten. Daß Hamburg und Bremen über diesen Punkt in Wien einig wurden, hat an der neuen Wendung nichts geändert. Auch Ungarn zeigte sich „national". Nur verdünnte englische Mitarbeit die Mischung. Den Dienst über Fiume hatte die englische Cunard-Linie. Sie bleibt daran betheiligt, muß aber die Leitung einer neu zu gründenden Aktiengesellschaft, der Fiume-Amerika-Linie A.-G., abtreten. Die Dampfer der neuen Rhederei werden unter ungarischer Flagge fahren und die Direktion wird aus ungarischen Fachleuten bestehen; eben so der größte Theil des technischen Personals. Und die Hauptsache: die anderen Dampfergesellschaften werden auf einzelne Agenturen beschränkt. Selbständigkeit, wie in Oesterreich, und Wahrung der nationalen Vorrechte.

Den Verlust zweier Auswandererhäfen, Triest und Fiume, hätten die deutschen Gesellschaften ertragen. Aber die Tendenz der Neuerungen durften sie nicht verkennen. Englands Ideal ist ein großbritischer Dampfertrust, der sich um die deutschen Seefahrer nur auf dem Kampfplatz zu kümmern braucht. Die Russen möchten am Liebsten eine Gemeinschaft mit französischen Rhedereien, um die deutschen Gesellschaften zurückzudrängen. Die Betriebsgemeinschaft zwischen HAL und Lloyd ist aber mehr als eine bloße Abrede zum Schutz der deutschen Flagge im Konkurrenzkampf. Die Gewinne werden getheilt und die Unkosten so verrechnet, daß beide Partner gleich schwere Last tragen. Das Wichtigste ist: Kosten sparen. Und die Erfüllung dieses Wunsches setzt voraus, daß der ganze Geschäftsbetrieb nach einer gemeinsam anerkannten Formel geleitet wird. Die Gewinnverrechnung, die zwischen den deutschen Gesellschaften und dem amerikanischen Morgantrust (der International Mercantile Marine Co.) festgesetzt worden war (der Vertrag endete 1911, mit der Erneuung des General Pool), hatte mit der Betriebsgemeinschaft von heute keinerlei Aehnlichkeit. John Pierpont Morgan hatte die Engländer unter seine Botmäßigkeit gezwungen und wollte das selbe Spiel mit den Hanseaten versuchen. Das gelang ihm nicht. Die HAL und der Lloyd wurden nicht amerikanisch, schlossen vielmehr, durch die geschickte Initiative Ballins geführt, einen Vertrag, der ihnen und dem Trust gleiche Rechte gab. Die zehnjährige Verbindung mit dem Trust nützte den deutschen Gesellschaften; sie

kamen in gute Beziehungen zu den amerikanischen Eisenbahnen und gewannen auf dem Atlantischen Ozean alle erreichbaren Chancen. Aber auch einen Feind: die Cunard-Linie, die, nach dem Sieg Morgans über den Britenstolz, zur nationalen Waffe gegen alle fremdländischen Eroberer geschmiedet wurde. Sie bekam eine staatliche Subvention und konnte, mit deren Hilfe, dem Morgantrust und den deutschen Rhedern gefährliche Tarifschlachten liefern. Die erwähnte Konzession für den Auswandererverkehr über Fiume, die an eine neue Gesellschaft übergegangen ist, offenbarte damals (vor zehn Jahren) den ersten großen Erfolg der Cunard-Linie. Die Erinnerung an die verschiedenen Seekriege, bei denen ja schließlich stets um den Sieg der einzelnen Nation gerungen wurde, lehrt die Bedeutung des Bündnisses zwischen Hamburg und Bremen erkennen. Denn in jedem Tarifkrieg war der Sieg mit sehr großen Opfern zu bezahlen. Solcher Sieg bringt kein reines Glück.

Die beiden deutschen Gesellschaften hatten den Krieg dadurch vorbereitet, daß sie im Geschäftsbereich des Gegners Konkurrenzlinien eröffneten oder planten. Durch diese Erweiterung des Programms war der Friedensschluß erschwert worden. Dennoch wurde er erreicht. Die Gemeinschaft schließt nicht nur die nordamerikanische, sondern auch die Ostasienfahrt ein, über die vor dem Krieg HAL und Lloyd ein Abkommen hatten: für Bremen den vom Reich subventionirten Postdampferdienst, für Hamburg die Frachten. Als Fehde angesagt war, beschloß die HAL, die Passagierbeförderung (ohne Zuschuß vom Reich), der Lloyd, die Frachten aufzunehmen. Beide wollten einen vollständigen Dienst, also lückenlose Konkurrenz, haben. Der Friedensschluß hat die Behandlung des ostasiatischen Geschäftes insofern geändert, als die Ausbeutung nicht gegen einander, sondern auf gemeinsame Rechnung erfolgen wird. Ballin ist gegen Subventionen, weil sie die Freiheit des Unternehmers hemmen. Da in dem neuen Gesetz über die Postdampferverbindungen mit überseeischen Ländern die beiden wichtigsten Reichssubventionen, Ostasien und Australien, gestrichen sind, können wir die Probe aufs Exempel machen. Jedenfalls hat die Bereitschaft der HAL, den Postdampferdienst auf eigene Kosten zu übernehmen, die Begründung des neuen Gesetzes erleichtert. Die Regirung meint, daß die deutsche Schiffahrt ihre Fortschritte durch den Verzicht auf staatliche Beihilfe nachweisen könne. Dieser Meinung war Ballin stets; er sah in den Subventionen nur eine Krücke für Lahme. Bei der Reichspostdampferlinie nach Australien, die auf den Aussterbeetat gesetzt ist, hat die Beihilfe der Reichskasse andere Voraussetzungen als im ostasiatischen Verkehr. Der australische Dienst, den der Norddeutsche Lloyd versieht, hat unter dem Wettbewerb der englischen Flagge gelitten. Die Unterstützung von 1,90 Million, die das Reich gewährt, genügt nicht. Sie müßte mindestens verdoppelt, also über die Höhe der ostasiatischen Subvention (3,50 Millionen) hinaus gesteigert werden, damit ein Ausgleich zwischen Ertrag und Kosten möglich wird. Diesen Zuschuß will die Regirung nicht gewähren, weil sie nicht glaubt,

daß die Fortsetzung des Dienstes im Interesse des Reiches unbedingt nöthig ist. Natürlich muß nüchterne Rechenarbeit entscheiden; nicht die Frage, welche Wirkung ein Verschwinden der deutschen Flagge aus dem Passagierverkehr nach dem fünften Erdtheil haben kann. Die Frachtdampfer, die den bremer Heimathwimpel führen, werden weiter ihre Bahn ziehen. Im Uebrigen bleibt den Engländern das Feld frei. Daß der Lloyd eine Linie auf eigene Kosten betreibe, die ihm, schon mit der Reichssubvention, Verlust brachte, ist am Ende nicht zu verlangen. Aber seit der Verbindung mit Hamburg sieht die Sache anders aus. Die Weltpolitik, die unter Ballins Szepter gedeiht, wird nicht leicht endgiltig auf die Eroberung eines ganzen Erdtheils verzichten. Freilich gehört Australien zum britischen Imperium und die Zahl der dort lebenden Deutschen ist nicht groß. Bequem ists eben nicht, den „Staatsgedanken“ mit der Bilanz in Einklang zu bringen. Den Leuten, die immer vor Privatmonopolen bangen, scheint auch der neue Zweibund eine gefährliche Errungenschaft. Die beiden mächtigen Hanseaten können, so meint man, eine Tyrannenherrschaft auf dem Weltmeer üben. Diese Furcht ist grundlos. Alles bleibt, wie es war; nur gegen fremden Drang fechten die deutschen Gesellschaften jetzt mit vereinter Kraft. Ladon.



Am vierundzwanzigsten Juli 1914 wird Frank Wedekind fünfzig Jahre alt. Um diesem Dichter, der als einer unserer bedeutendsten Dramatiker um die Freiheit seines Schaffens bis auf den heutigen Tag schwer kämpfen und leiden mußte, einen schwachen Entgelt hierfür und besonders ein Zeichen öffentlicher Verehrung zu bieten, hat sich das unterzeichnete Komitee gebildet.

An alle Freunde der Persönlichkeit und des Werkes von Frank Wedekind ergeht die Bitte, sich durch Stiftung einer Summe zu der geplanten Ehrengabe, die dem Dichter an seinem Geburtstag überreicht werden soll, an dieser Feier zu betheiligen und in ihren Kreisen dafür zu wirken.

Die Zahlung der Beiträge, zu denen das Komitee mit tausend Mark den Grund gelegt hat, wird an das Check-Konto „Ehrengabe Frank Wedekind“ der Bayerischen Vereinsbank in München, Promenadestraße 1, erbeten. Quittung über die Beiträge erfolgt im „Neuen Merkur“ (Verlag Georg Müller) und im „Zwiebelfisch“ (Verlag Hans von Weber).

Herbert Eulenberg. Maximilian Harden. Friedrich Kayßler. Thomas Mann. Kurt Martens. Georg Müller. Baron von Putlitz, General-Intendant. Felix Salten. Hans von Weber.



Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 6. Juni 1914.

Jesuiten im alten Deutschland.

Der durch seine „Jesuitenfabeln“ bekannt gewordene P. Bernhard Duhr hat dem uns zunächst interessirenden Armeecorps der Compañia de Jesus mit seiner in Herders Verlag erschienenen „Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge“ ein Denkmal errichtet, das schon als eine Leistung echt deutschen Gelehrtenfleißes (gegen 2400 Seiten Lexikonoktav auf archivalischer Grundlage) Achtung fordert. Als das wichtigste Ergebniß des ersten Bandes habe ich gleich nach seiner Veröffentlichung den Nachweis einer Thatsache hervorgehoben, die den Jesuiten zur höchsten Ehre gereicht, gegen deren Anerkennung sich aber die übrigen katholischen Kreise bis heute noch sträuben: der Thatsache nämlich, daß der Protestantismus seine rasche Ausbreitung in Deutschland der Unwissenheit, Pflichtversäumniß und Verderbtheit des Welt- und Ordensklerus zu danken hat. Der Pater Faber, einer der Mitbegründer der Gesellschaft, der Deutschland von 1540 an kennen lernte, schreibt: „Nicht durch den Mißbrauch der Heiligen Schrift in der Predigt, nicht durch die Scheingründe in den Disputationen haben die Lutheraner so viele Völker zum Abfall vom katholischen Glauben gebracht: die Hauptschuld trägt das ärgerliche Leben der Geistlichen.“ Was in Deutschland fehlt, urtheilen alle Jesuiten in der ersten Periode ihrer Wirksamkeit auf deutschem Boden übereinstimmend, sind unterrichtete, sittenreine und pflichttreue Priester. Solche waren sie nun selbst; und eben darum baten sich die katholischen Fürsten, denen an der Erhaltung

und Wiederherstellung des katholischen Glaubens gelegen war, Jesuiten aus und begünstigten die Rekrutirung des Ordens aus der deutschen Jugend. Nördlich von der Mainlinie und östlich vom Niederrhein wirkte zum Abfall noch eine zweite Ursache mit, die den Jesuiten, weil unverständlich, verborgen blieb: die nordische Innerlichkeit und Männlichkeit, der das katholische Ceremonienwesen kindisch, die bunte Priesterkleidung weibisch, Beides verächtlich und lächerlich vorkommt. Bei den leichtblütigen Süd- und Westdeutschen, die in der Musikliebe, im Formen- und Farbensinn den Romanen verwandt sind, fiel dieser Beweggrund weniger ins Gewicht, so daß, wenn die erste Ursache behoben war, das Volk leicht im alten Glauben erhalten oder zu ihm zurückgeführt werden konnte.

Der zweite Band (ein Doppelband) behandelt die erste Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, also die Periode des Dreißigjährigen Krieges. Der Jesuit jener Zeit, wie er in der Phantasie der Protestanten lebt, schreitet an der Spitze einer verthierten Soldateska einher, die an frommen evangelischen Christen Gräuel verübt. In diesen Bänden dagegen sehen wir, wie Jesuitenkollegien geplündert und verwüstet, die Patres mißhandelt werden und flüchtig unter Gefahren herumirren, dann, wenn sich das Gewitter verzogen hat, zurückkehren, ihre Schüler wieder sammeln und die unterbrochene stille Seelsorger- und Erzieherarbeit geduldig von Neuem beginnen. Ueber Duhrs Stellung zur Gegenreformation hat schon Professor Faßbender in der „Zukunft“ Einiges mitgetheilt. Duhr schreibt: „Auf dem Reichstag in Augsburg im Jahr 1555 wurde der Grundsatz als bindende Rechtsnorm anerkannt, daß der Landesherr über die Religion seiner Unterthanen zu bestimmen habe (cujus regio, ejus religio). Nach diesem Grundsatz waren die Protestanten bisher praktisch verfahren. Es bedarf keiner weiteren Ausführung, daß diese Norm eine unsittliche ist, mochte sie nun von Protestanten oder von Katholiken angewendet werden. Niemand darf seine Ueberzeugung, so lange sie ihm unerschütterlich fest begründet erscheint, aufgeben und deshalb darf auch Niemand gezwungen werden, seine ehrliche, innerste religiöse Ueberzeugung wegen irdischer Vortheile oder Nachtheile preiszugeben. Jeder wird nach seinem Gewissen gerichtet. Unsägliche Gewissensbedrückung, Gewissensängste und vielfachen charakterlosen Abfall hat die Anwendung dieses von beiden Parteien ausgeübten Grundsatzes für Tausende mit sich gebracht. Zuerst wurden katholische Länder und Provinzen auf diese Weise dem alten, angestammten Glauben abtrünnig gemacht, dann mußten sich die protestantisch gewordenen Unterthanen den jeweiligen lutherischen oder calvini-

schen Meinungen ihrer Landesherren unterwerfen, endlich an manchen Orten vielfach wieder gegen ihre Ueberzeugung die durch Generationen mit allen Mitteln der Entstellung verhaßt gemachte und als Götzen- und Satansdienst verschriene katholische Lehre annehmen." Wie Das praktizirt wurde, mag, wer sich darüber unterrichten will, bei Duhr nachlesen. Hier sei nur erwähnt, daß Becan, der Beichtvater des Kaisers Ferdinand des Zweiten, zur Vermeidung größerer Uebel Duldung der Häretiker empfahl und lehrte, die mit ihnen geschlossenen Toleranzverträge müßten selbstverständlich gehalten werden, und daß sein Nachfolger Lamormaini mit einem anderen Hofjesuiten zusammen für die mit der Durchführung der Gegenreformation beauftragten Kommissare eine Instruktion ausgearbeitet hat, die darauf berechnet war, unnöthige Härten zu vermeiden, wie denn die Durchführung auch ohne Blutvergießen verlaufen ist, abgesehen von dem Schauplatz der Bauernaufstände, auf die Duhr nicht eingeht. Daß die Habsburger durch die Haltung der „Herren Stände", die in Oesterreich die selben Bahnen einschlugen wie in Böhmen, genöthigt waren, den Protestantismus zu bekämpfen, wenn sie nicht abdanken wollten, ist schon von andern Autoren nachgewiesen worden, unter denen K. A. Menzel und Onno Klopp die bekanntesten sind. (Hätte sich Friedrich von der Pfalz in Böhmen behauptet, so würde er ein Scheinkönig, der böhmische Staat, nicht eben zum Besten der Bauern, eine Adelsrepublik geworden sein.)

Sache der Spezialforscher ist es, Duhrs Angaben im Einzelnen nachzuprüfen. Dabei wird ja wahrscheinlich Manches berichtigt werden. Auch ohne Spezialkenntnisse zu besitzen, bemerkt man hier und da, wie, trotz ehrlichem Bemühen, objektiv zu bleiben, dem Auge des katholischen Verfassers die Thatsachen sich ein Wenig verschieben. So mag es ja richtig sein, daß „nach dem Auftreten der Jesuiten im katholischen Deutschland keine Ketzerhinrichtung bekannt ist, während im protestantischen Deutschland noch Ketzerhinrichtungen vorgekommen" seien; aber wenn damit der Schein erweckt werden soll, in der Ketzerverfolgung gebühre den Protestanten der traurige Ruhm der Priorität, so muß doch, abgesehen von der mittelalterlichen Praxis und der spanischen Inquisition, an die Gewaltthaten erinnert werden, die gleich im Anfang der Reformation in Deutschland wie in den Niederlanden zu ihrer Unterdrückung verübt wurden. Ranke erzählt davon Einiges im zweiten Band seiner Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation. Mag jedoch Duhr in noch so vielen Einzelheiten berichtigt werden: das Hauptergebniß seiner Forschungen bleibt unanfechtbar bestehen,

ein Ergebniß, das allen Einsichtigen von je her festgestanden hat, das aber durch diese detaillirte Schilderung der Thätigkeit der Jesuiten auch dem blödesten Auge deutlich wahrnehmbar gemacht wird: daß die Jesuiten ihre Erfolge nicht diabolischen Künsten und geheimen Ränken, sondern ihrer unermüdlichen treuen und verständigen Arbeit und ihrem exemplarischen Wandel zu verdanken haben. Daß diese Arbeit von der weltlichen Gewalt beschützt und in vielen Fällen erst ermöglicht wurde, mindert ihre Verdienstlichkeit so wenig wie, um von vielen ähnlichen Fällen nur einen zu nennen, das Verdienst der Aerzte um die Seuchenverhütung der Umstand, daß vorher die Obrigkeit den Widerstand einer unwissenden und abergläubigen Bevölkerung dagegen brechen muß.

Pflicht der deutschen Wissenschaft ist es, dieser Wahrheit zur Anerkennung zu verhelfen und das lächerliche Trugbild zu zerstören, das im protestantischen Theil Deutschlands immer noch spukt und fortwirkt in einem überaus thörichten, die katholischen Staatsbürger kränkenden und den Ruf deutscher Kultur schädigenden Ausnahmegesetz. Einzelne protestantische Gelehrte erfüllen ja diese Pflicht; so der bonner Kirchenhistoriker Heinrich Böhmer mit einem trefflichen Buch, das ein anderer Protestant, Gabriel Monod, ins Französische übersetzt hat. (Les Jésuites. Paris, librairie Armand Colin, 1910.) Die lange schöne Introduktion, die er beifügt, schließt mit den Sätzen: „Nous nous sommes efforcés, M. Bœhmer et moi, de traiter avec calme et impartialité ce grand sujet de l'histoire des Jésuites, sur lequel on a presque toujours écrit avec passion. Peut-être avons-nous, sans le vouloir, été trop sévères; peut-être, au contraire, dans notre effort pour être justes, avons nous péché par excès d'indulgence. S'il en est ainsi, nous nous en consolerions aisément. Les Jésuites ont été les victimes de trop de jugements haineux, de trop de mesures d'exception injustifiées; ils ont été trop persécutés et honnis, pour qu' une modération plutôt bienveillante ne soit pas, pour les librepenseurs ou les protestants qui parlent d'eux, un devoir d'équité.“ Und da Bücher, die einem herrschenden Vorurtheil unbequem sind, totgeschwiegen zu werden pflegen, so fordert diese Pflicht noch weiter, daß die Aufklärung nicht nur in Büchern, sondern auch in Zeitungen und Zeitschriften verbreitet werde. Kein billig Denkender kann der Gesellschaft Jesu die Anerkennung versagen, daß sie Tausende von Männern hervorgebracht hat, die im Dienst der Nächstenliebe, wie sie diese verstanden, ihr Leben verzehrt und (im Krieg, in der Pflege von Pestkranken, in der Heiden-

mission) den Tod nicht gescheut haben. Ihr Ideal ist nicht das der Mehrheit unseres Volkes, aber es war für das Deutschland des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts ein nothwendiges Ideal, denn sie waren die Einzigen, die, durch dieses Ideal begeistert, dem katholischen Theil eine gute Seelsorge und Jugenderziehung zu sichern vermochten. Daß ohne sie ganz Deutschland evangelisch geworden und die Glaubensspaltung vermieden worden wäre, halte ich für unwahrscheinlich. Und wäre es so gewesen, dann würde ich es nicht als ein Glück preisen, denn es würde einen Verlust an Kulturgütern bedeuten. Religion ist nur eins der Kulturgüter, welche die Katholische Kirche den Völkern spendet, und sie ist nach der Ueberzeugung vieler unserer Besten (ich meine natürlich nicht die berühmten Stützen von Thron und Altar) ein Kulturgut, mögen auch viele Andere sie für überflüssig halten oder gar zu den Kulturhemmnissen rechnen. Die Schwäche der anderen Kirchen nun ist allgemein anerkannt. So hat jüngst Hermann Graf Keyserling in der Wochenschrift „Die That" die Zersetzung der Religion im Protestantismus sehr gut aus dessen Natur erklärt. (Er definirt Protestantismus als die der Außenwelt zugekehrte Form des Seelenlebens und wendet die Kategorien Katholizismus und Protestantismus auch auf die indischen Religionen an.)

Ein Werk wie das Duhrs muß natürlich wichtige Beiträge zur Kultur und Weltgeschichte liefern; sind doch das Leben der Jesuiten in ihren Häusern, ihr Schulbetrieb, ihr Theaterwesen, ihre Seelsorgerthätigkeit, ihre Schriftstellerei, ihre Oekonomie selbst schon ein gutes Stück Zeitkultur. Und sie erscheinen durchaus als Kinder ihrer Zeit und ihres Volkes, auch darin, daß man ihnen übertriebenen Antialkoholismus nicht vorwerfen kann: in manchen Kollegien macht der Posten „Wein" ein volles Drittel der Kosten für den Tisch aus. Ganz unbegründet ist die Vorstellung, sie seien Marionetten, blinde Werkzeuge in der Hand des Generals. Duhr führt uns eine Reihe charaktervoller Persönlichkeiten vor, die in lebhafte Kontroversen mit ihren Ordensgenossen geriethen und innerhalb der Grenzen, die eine strenge Disziplin allerdings zieht, ihre Ansicht und ihr Recht auch dem General gegenüber verfochten. Immer in einer urbanen Sprache übrigens, deren sich auch der General befleißigt. Der Grobianusstil der Zeit hat (darin sind sie nicht deren ganz echte Kinder) bei ihnen nur wenige Vertreter gefunden.

Und wie viel wichtige Ereignisse werden berührt, deren Kenntniß diese Darstellung vervollständigt! Außer den Rekatholisirungen nenne ich nur noch den Fall Magdeburgs und den Antheil

Lamormains am Sturz Wallensteins. Die Stellung der Jesuiten zu den Hexenprozessen wird sehr ausführlich behandelt. Schon im ersten Band war hervorgehoben worden, daß Ignatius und sein Freund Faber das dunkle und gefährliche Gebiet der Dämonologie vorsichtig gemieden haben. Auf die Kunde, daß ein Jesuit in Löwen sich mit Teufelsaustreibungen abgebe, schrieb der P. Faber: „Diese Teufelsaustreibungen kann ich durchaus nicht billigen. Der Pater soll wissen, daß dabei viele Täuschungen unterlaufen. Er möge, wie es die Aufgabe des Priesters ist, die Teufel aus den Seelen austreiben und den Exorzisten überlassen, ihr Amt auszuüben.“ Im zweiten Band wird dann berichtet, welche Jesuiten sich an der Verfolgung der Hexen betheiligt haben (der Schlimmste war Delrio; über dessen Buch Disquisitiones magicae urtheilt Döllinger, daß es noch abscheulicher sei als der Hexenhammer), welche dem Unfug skeptisch gegenübergestanden und welche ihn bekämpft haben. Dies haben bekanntlich Tanner und Spee gethan. So weit, den Glauben an die Möglichkeit der Zauberei zu bekämpfen, konnten sie nicht gehen, denn Das hätte den Geistlichen wie den Laien aller drei Konfessionen für die unverzeihlichste aller Ketzereien gegolten; sie bekämpfen nur die Niedertracht der Angeberei und der Prozeßführung, die furchtbare Grausamkeit und die Zweckwidrigkeit der Folterungen und (besonders Spee) den unvernünftigen Wahn, der in jeder Maus und in jedem schwarzen Vogel einen Teufel, in jedem nicht auf den ersten Blick erklärbaren Naturvorgange einen Zauber, in jedem nicht ganz gewöhnlichen Menschen einen Teufelsbündler sah; überhaupt die Sucht, in Alles und Jedes den Teufel einzumischen; eine Sucht (Das sagt nicht Duhr, sondern Geschichtforscher wie Döllinger und Karl Adolf Menzel beweisen es), von der Luther und die lutherischen Theologen förmlich besessen waren. Die dankenswerthe Inhaltsangabe der Cautio ist höchst wichtig für die Kenntniß sowohl dieser entsetzlichen Gräuel wie des Charakters, der Denkens- und Empfindensweise des edlen Dichters der Trutz-Nachtigal.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.



Mein Werdegang.

Ich war neun Jahre alt, als ich zum ersten Mal ein Gedicht zu machen versuchte. Die Sache erwies sich als ungemein schwierig. Eine Zeile gelang, bei der zweiten fiel mir kein passender Reim ein. So versuchte ich es mit der dritten. Die Idee zu dem Gedicht hatte ich zwar ziemlich klar im Kopf: es haperte nur mit der Form, die sich nicht finden lassen wollte. So saß ich, in meine Arbeit vertieft, kaute an der Feder, schrieb wieder eine Zeile, strich sie wieder aus und schreckte zusammen, als mein Vater, dessen Kommen ich überhört hatte, plötzlich neben mir stand und mich fragte, was ich denn da schreibe.

„Ein Gedicht“, sagte ich.

Er war sehr verwundert. Ich hatte noch niemals gedichtet.

„Laß' michs sehen“, meinte er und las, was ich geschrieben hatte.

Es war erst der Anfang und handelte von einem reichen und vornehmen Mann, den sein Spazirgang vor eine Kirche führt, an deren Thor ein Bettler steht. Der Reiche hemmt den Schritt, spendet dem Armen gütige Worte, ist voll Theilnahme gegen ihn und beschenkt ihn am Ende. Weiter war ich noch nicht gekommen.

Mein Vater fühlte sich, ohne die höchst mangelhafte Form zu bereden, von der Tendenz meiner Mache angenehm berührt. Er war Optimist und Menschenfreund (mir scheint, daß man das Erste sein muß, um das Zweite bleiben zu können); und so bemerkte er anerkennend: „Das ist hübsch von Dir, daß Du einen guten und mildthätigen Menschen schilderst.“

„Aber nein!“ entgegnete ich. „Das ist er ja gar nicht. Er ist ja ein Heuchler!“

Das Gesicht meines Vaters zog sich beträchtlich in die Länge. „Was soll denn Das heißen?“ fragte er nicht ohne Strenge. „Und was weißt denn Du von einem Heuchler?“

„Ich weiß schon, was ein Heuchler ist!“ war meine Antwort. „Der in meinem Gedicht thut nur so mitleidig, weil er von den Leuten gesehen wird und bewundert werden will. Im Stillen ärgert er sich über den Bettler, der ihm nur lästig ist und den zu beschenken ihn gar nicht freut. Ich bin nur noch nicht so weit. Aber Das kommt jetzt.“

Der Vater schüttelte den Kopf und gab mir mein Fragment zurück. „Daß Dir nichts Freundlicheres zu schreiben einfällt, ist sehr merkwürdig“, sagte er. „Ist sogar traurig.“

Das konnte ich nicht finden. Da es Heuchler gab: warum sollte man nicht einen schildern dürfen? Was war denn Trauriges dabei?

Dieser erste Versuch (der übrigens Bruchstück geblieben und von mir vernichtet worden ist) war bezeichnend für meine schriftstellerische Laufbahn. Ich habe noch oft und oft, wie man es nennt, „Anstoß erregt“ mit meinen Arbeiten; und wahrlich nicht nur bei meinem Vater.

Man nennt die Kindheit gern das Paradies des Lebens und sogar Schopenhauer hat sie so genannt. Ich aber müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß mir die Kinderzeit ein Paradies bedeutet habe. Etwas war in meinem Leben, womit ich mich nicht abfinden konnte; etwas Unabänderliches: ich wollte kein Mädchen sein. Als ganz kleines Ding von drei, vier, höchstens fünf Jahren meinte ich, die mir unerfreuliche Thatsache aus der Welt schaffen zu können, indem ich sie einfach ignorirte. Wenn ich von mir sprach, sagte ich niemals ich, sondern unweigerlich er; er will Das, er will Jenes. Man lachte dazu und maß der kleinen Eigenthümlichkeit keine Bedeutung bei. Das werde sich geben, meinte man vermuthlich. Aber es gab sich nicht: es entwickelte sich. Als ich älter wurde, hörte ich wohl mit der Er-Redeform auf. Doch der Protest gegen mein nicht zu änderndes Schicksal blieb bestehen. Ich wollte kein Mädchen sein. Mit Vorliebe zog ich die Kleider meines Bruders an und war stolz, wenn mich fremde Leute für einen Jungen hielten. Oder ich bat, ich flehte um ein Wunder, wenn ich vor dem Einschlafen mein Abendgebet sprach. Der liebe Gott, dem ja Alles möglich ist, möchte in der Nacht einen Knaben aus mir machen! Mir träumte auch manchmal, daß ich ein Knabe sei; und dann war das Erwachen sehr bitter. Die Hoffnung auf ein Wunder schwand natürlich auch und ich bat den lieben Gott um andere, erfüllbare Dinge. Wenn ich schon ein Mädchen war und bleiben mußte, so wollte ich wenigstens als Mädchen etwas Besonderes werden.

Dieses Besondere zeigte sich fürs Erste in einem ungewöhnlich reizbaren Nervensystem. Ich konnte sehr wild sein und mit Bruder und Vettern um die Wette tollen und schreien; meist aber war ich ein ernstes, in Melancholie neigendes, verschlossenes und trotziges Kind, das ohne bestimmte Veranlassung Thränen vergoß und sich unglücklich fühlte. So erinnere ich mich, daß ich an meinem neunten Geburtstag unaufhörlich weinte, — nur, weil mein Geburtstag war. Die Straße war mir etwas Unheimliches. Ich sah da zu viel Häßliches und Rohes und mir entging leider nichts. Unter Thierquälereien habe ich schon als Kind unsäglich gelitten; ein Leid, das mich durchs ganze Leben begleitet hat. Ich liebte die Thiere. Jedes hätte ich gern gestreichelt und geliebkost. Vor den Menschen auf der Straße aber fürchtete ich mich. Ich hatte den ziemlich weiten Weg nach und von der Schule mit meiner Schwester zu machen. Zwei kleine Mädchen! Und wir wohnten damals in Erdberg, wo es viele rohe Straßenrangen gab. Die neckten und verfolgten uns manchmal, schnitten uns Gesichter, sagten uns etwas Unfreundliches. All Das machte einen krankhaft starken Eindruck auf mich; in war in steter Angst auf der Straße. Als wir von Erdberg in den ersten Bezirk übersiedelten, wurde es besser. Ich hatte wohl auch da manchen häßlichen Straßeneindruck, doch er war anderer Art. Von bösen Straßenrangen wenigstens blieb ich verschont.

Was aber noch schlimmer war als alle diese Dinge, war meine Gespensterfurcht. Oft fürchtete ich mich entsetzlich in der Nacht, ohne

sagen zu können, wovor. Ich litt auch an Gehörshalluzinationen. Im Nebenzimmer ging Jemand auf und ab. Oder Jemand saß an meinem Tisch und schrieb. Oder nebenan wusch sich Jemand. Ganz deutlich hörte ich das Krachen der Dielen, das Kratzen der Feder, das Rieseln des Wassers. Einmal vernahm ich ganz in meiner Nähe ein lange anhaltendes, häßliches Gelächter. Uebrigens war es nur in einer einzigen Wohnung so arg. Es war ein altes Haus; die unregelmäßig gebauten Zimmer hatten unheimliche Winkel und in einigen Räumen blieb es auch bei Tag dunkel. Diese Wohnung erscheint mir heute noch hin und wieder im Traum; und dann frage ich mich ganz entsetzt, warum ich denn wieder da sei.

Zu dieser Schreckhaftigkeit bei Nacht und der krankhaften Scheu vor allem Häßlichen und Rohen gesellte sich eine geistige Frühreife, die den Nerven auch nicht bekömmlich war. Gedichte wie den „Erlkönig" und „Des Sängers Fluch" wußte ich vom bloßen Hören schon auswendig, als ich erst dürftig lesen konnte. Mit neun Jahren fing ich Schillers Gedichte zu lesen an. Aber meine größte, meine, wie mir scheint, nie wieder erreichte Begeisterung galt des Dichters Jugenddrama, den „Räubern", die ich mit elf Jahren verschlang und so leidenschaftlich liebte, daß ich den Band mit ins Bett nahm, um noch vor dem Einschlafen und gleich beim Erwachen darin lesen zu können. Einen nicht eben so, aber doch auch sehr tiefen Eindruck machten mir die „Ahnfrau" und „Otokars Glück und Ende", die mir bald nach den „Räubern" in die Hände fielen. Daß der Dichter dieser Dramen noch lebe und in Wien lebe, hörte ich. Und bei dieser Kunde erwachte das heiße, mir vermessen scheinende Verlangen: ihn sehen! Einmal nur! Vielleicht ein paar Worte mit ihm sprechen ...

In späterer Zeit, als Grillparzer schon lange in der Erde lag, ist mir manchmal der Gedanke gekommen: Und wenn ichs gewagt hätte? Wenn ich in seine Wohnung gegangen wäre und gebeten hätte, ihn für einen Augenblick sehen zu dürfen? Die Schwestern Fröhlich waren liebreich und gut. Vielleicht hätte das scheue kleine Mädchen sie gerührt und sie hätten mich zu dem Dichter geleitet. Und vielleicht hätte auch er beim Anblick des zitternd vor ihm stehenden Kindes ein liebes Wort gefunden. Vielleicht! Für mich wäre es ein unvergeßliches Erlebniß gewesen. Doch ich bin nicht zu ihm gegangen. Dazu war ich viel zu scheu. Ein Dichter bedeutete damals das Höchste für mich, was es überhaupt geben konnte. Er war mir wie ein Gott, den man wohl in seinen Werken bewundern, doch nicht von Angesicht zu schauen begehren darf.

Wenn ich meine aus der Kinderzeit stammenden Tagebücher durchblättere, ersehe ich, daß ich das Dichten, wie ich meine kindlichen Versuche zu nennen für gut fand, seit jenem ersten Gedicht in der Stille fortgesetzt habe. Doch es spielte noch eine geringere Rolle in meinem Leben als andere Dinge. Ein brennendes Interesse hatten meine Geschwister und ich für Schauspieler; in erster Linie für Hofburgschau

spieler. In meinem Tagebuch ist oft davon die Rede, daß wir auf unseren Spazirgängen begierig nach unseren Lieblingen auslugten und bitter enttäuscht waren, weil wir nicht das Glück hatten, auf der Straße einen der von uns verehrten Künstler zu begegnen. Einmal nur wird erwähnt, daß wir auf der Ringstraße Herrn Karl Blasel erspähten. Mein Bruder trat schnell auf ihn zu, zog den Hut und fragte bescheiden, wie viel Uhr es sei. Der berühmte Komiker sagte freundlich: „Bitte, sich zu bedecken"; und gab die erbetene Auskunft, worauf wir uns höchlich befriedigt nach Haus trollten.

Jeder Theaterbesuch war ein Ereigniß, von dem im Tagebuch des Langen und Breiten berichtet wird. Am Höchsten stand natürlich eine Vorstellung im Hofburgtheater. Joseph Wagner (den auf der Bühne zu sehen ich nur einmal Gelegenheit hatte) und Lewinsky waren meine Lieblinge, Lewinsky als Franz von Moor für mich als schauspielerische Leistung so ziemlich das Größte, was ich mir denken konnte. Mein ganzes Taschengeld gab ich für Photographien von Schauspielern aus. Aber diese Schwärmerei für Bühne und Mimen im Allgemeinen und für die „Burg", wie das Hoftheater kurzweg genannt wird, im Besonderen war etwas durchaus Gewöhnliches. Wer hätte in Kindheit und Jugend nicht fürs Theater geschwärmt! Seltsamer ist eine andere Schwärmerei, die mich befiel, als ich elf Jahre zählte, und die eine Reihe von Jahren gedauert hat. Sie galt dem Kaiser der Franzosen, dem dritten Napoleon. Es war, wenn ich so sagen darf, eine Liebe at first sight. Das heißt: gesehen habe ich den Kaiser nie, sondern nur ein Bild von ihm. Aber dieses Bild machte einen so gewaltigen Eindruck auf mich, daß ich es wohl eine halbe Stunde anstarrte und mich endlich, ganz benommen, von ihm losriß. Seitdem herrschte der Kaiser, als Obergott, neben kleineren Göttern in meinen Gedanken. Ich suchte in der Zeitung nach ihm, las seine Reden, prägte mir von ihm citirte Aussprüche ein, verfolgte mit Interesse alle Vorgänge in Frankreich. Denn beim Kaiser allein blieb meine Liebe nicht stehen. Sie erstreckte sich zunächst auf seine Frau und seinen Sohn, umfaßte dann alle seine Minister (Rouher war mir der Liebste, nach ihm kam Marschall Niel) und schließlich ganz Frankreich. Als Dreizehnjähriger erschien es mir wie ein schöner Traum, wenn ich an seinem Hof, in seiner Nähe leben dürfte, nur, um ihm zu dienen, ihm und seiner Familie anzuhängen in schrankenloser Treue, für ihn, wenn es noththun sollte, auch zu sterben.

Diese wunderliche Schwärmerei war ja wohl nichts Anderes als die Ausgeburt einer sehr lebhaften Phantasie, die noch nicht recht wußte, wie sich austoben, und in ihrer Unruhe und Gebundenheit auf merkwürdige Einfälle gerieth, um sich Luft zu machen. Jedenfalls aber nahm ich die Sache damals durchaus ernst und sprach in meinem Tagebuch feierlich davon als von einem bedeutungvollen Geheimniß. In den Romanen, die ich schrieb (ich schrieb bereits Romane), spielten Kaiser Napoleon der Dritte und ich die Hauptrollen. Ich war an seinem Hof und diente ihm und seiner Familie. Und es beglückte mich, mir dieses Glück wenigstens auf dem Papier verschaffen zu können.

Der Napoleon-Kultus dauerte bis Sedan. Dann erlosch er jählings. Aber das Bedürfniß, etwas mir Unerreichbares, gewissermaßen in den Wolken Thronendes aus der Ferne anzuhimmeln, war so stark, daß ich nur den Gegenstand wechselte und an des Kaisers Stelle dessen (neben Henri Rochefort) wohl unversöhnlichsten Gegner Leon Gambetta setzte. Mit ihm liebte ich ganz Frankreich, liebte es mit der schwärmerischen Liebe, die man wirklich nur für ein Traumland haben kann, was Frankreich, dessen Boden ich niemals betreten hatte, für mich war. Gambetta und sein Vaterland habe ich auch viel besungen.

Einstweilen aber stand noch der Kaiser obenan und trat als Held in meinen Romanen auf. Daneben schrieb ich auch Anderes: Gedichte und Dramen. Doch mein Tagebuch nimmt wenig Notiz davon. Viel öfter als meine Dichtungen erwähnt es die interessante Thatsache, daß ich irgendwo, im Prater oder im „Paradiesgarten“, Gefrorenes gegessen habe. Einmal heißt es: „Ich habe meinen Roman ‚Aus dem Sklavenleben‘ fortgesetzt.“ Weiß der Himmel, was für ein Zeug Das war.

Von allen diesen Stümpereien besitze ich nur noch ein paar dünne Hefte, auf deren Umschlag ich mit unfertiger, noch gänzlich charakterloser Kinderschrift, so, wie es sich für einen Dichter gehört, geschrieben habe: „Emilie Matajas sämmtliche Werke.“

Diese Hefte enthalten ausnahmelos Theaterstücke. Einige dieser (anerkennenswerth kurzen) Stücke gelangten im Haus meiner Tante zur Aufführung. Meine Geschwister, meine Vettern und ich spielten sie unseren Eltern, Tanten und Onkels vor und die geduldigen Zuhörer nahmen die Werkchen der elfjährigen Dichterin mit nachsichtigem Wohlwollen auf.

Meiner Dichterei wurde zu Haus überhaupt nichts in den Weg gelegt. Was die Eltern kannten, war so harmlos und meinen Jahren durchaus angemessen, daß sie keinen Grund sahen, mir zu wehren, und mich in aller Ruhe dichten ließen.

Dann aber kam, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, ein fürchterlicher Krach.

Unsere Tagebücher und alle unsere Dichtungen (meine Geschwister dichteten damals nämlich auch: wohl aus Nachahmungtrieb, aber bei ihnen wars nur eine Kinderkrankheit), alle unsere Geistesschätze lagen in einer unversperrbaren Lade. Eines Tages, als meine Schwester und ich nicht zu Haus waren, fiel es unserem Papa ein, in dieser Lade Umschau zu halten. Er fand und las unsere Tagebücher und einige sehr exaltirte Dichtungen von mir, die vom Kaiser Napoleon handelten. Es war eine Katastrophe.

Das Tagebuch berichtet darüber: „Der Vater hat mein Tagebuch genau durchgelesen. Ich war darüber sehr verstimmt, denn er sprach zwei Tage kein Wort mit mir. Er war namentlich über das Napoleon-Geheimniß sehr böse. Ueber das Tagebuch meiner Schwester war er auch unwillig, denn sie hat sich oft abfällig über ihn geäußert.“ (Das war wohl das Schlimmste.) „Er hat uns verboten, jemals wieder zu dichten.“ An einer anderen Stelle heißt es: „Ich soll nicht mehr dich-

ten und meine Werke soll ich der Mutter ausliefern. Nein! Nein! Meine Werke wird mir Niemand rauben. Vielleicht, vielleicht kommt einmal ein Werk von mir in die Oeffentlichkeit. Nur dieser eine Wunsch: ein kleiner Dichter zu werden" (das Wort Schriftsteller war mir noch nicht geläufig), „nur dieser Wunsch soll in Erfüllung gehen..."

Dem väterlichen Verbot erging es wie jedem Verbot dieser Art: was offen zu thun nicht erlaubt war, wurde eben heimlich gethan. Ein Trauerspiel, das ich bereits fertig hatte und das den unglücklichen Erzherzog Maximilian zum Helden hatte, ließ mir keine Ruhe. Ich wollte es dem Burgtheater einreichen. Doch meine Mutter bekam Wind von dieser Absicht und schritt energisch dagegen ein. „Du machst Dich ja blos lächerlich", sagte sie, „und Das will ich nicht." So gab ich mein Vorhaben auf.

Aber es wurde weiter gedichtet: emsig und unermüdlich. Der Mutter Drohung, daß „sies dem Vater sagen werde," half nichts dagegen. Die Krankheit war unheilbar. Und schon regte sich in mir das heiße Verlangen: gedruckt zu werden, zu beweisen, daß ich was kann.

Es war ein steter Kampf zwischen meiner Mutter und mir. Sie hatte in ihrer Mädchenzeit ein Geschäft geleitet und war im Prinzip durchaus nicht gegen Frauenarbeit und Erwerb. Aber zu meiner schriftstellerischen Begabung, für die ja noch kein Beweis erbracht war, fehlte ihr jedes Vertrauen. Sie hielt mich für überspannt und anmaßend und wollte mich, natürlich aus Liebe und in der besten Meinung, um jeden Preis zu einer guten Haustochter machen. Ich aber empfand ihre wohlgemeinten Bestrebungen als Tyrannei, fühlte mich unverstanden und unglücklich, fügte mich, weil ich mußte (im Tagebuch steht: „Die Verrichtung der kleinen häuslichen Pflichten war und ist mir verhaßt"), und dichtete, wenn die Mutter zu Bett gegangen war und ich eine Störung nicht mehr zu befürchten hatte.

Ein vorübergehender und wirklich rein zufälliger Erfolg: daß nämlich zwei Kleinigkeiten von mir, unter den zahllosen Einsendungen an Zeitungen zwei, honorarlos natürlich, gedruckt wurden, änderte an der Gesinnung meiner Mutter nichts. Für den Augenblick hat sie sich zwar gefreut und die gedruckten Kleinigkeiten im Verwandtenkreis bekannt gemacht. Doch da keine Fortsetzung dieses flüchtigen Erfolges sich einstellen wollte, erwachte die mütterliche Angst aufs Neue. Es war und blieb ihr ein Dorn im Auge, wenn sie mich schreiben sah. Sie hielt meine Hoffnungen für ein Irrlicht, das mich in den Sumpf bitterer Enttäuschung locken und mich nur unglücklich machen werde. Darum, aus Liebe zu mir, ihr zäher Widerstand. Und weil ich eben so zäh war, kam es zu keinem Frieden, zu keinem guten Einvernehmen zwischen uns.

Sie starb zu früh. Das Schicksal hat mir nicht Zeit gelassen, ihr zu beweisen, daß ich das Recht und wohl auch die Pflicht gehabt hatte, mich ihrem Gebot zu widersetzen. Ich war erst siebenzehnjährig, als wir sie begruben.

Nun folgte eine Periode des Kampfes. Ich hatte keinen Berather, hatte Keinen, der berufen gewesen wäre, mich zu unterweisen, zu belehren, zu zügeln. Meine Leser und Kritiker bestanden vorläufig fast ausschließlich aus meinen Geschwistern und einem meiner Vettern; und diese Leser kritisirten nicht, sondern fanden Alles, was ich zusammenschrieb, einfach großartig. Und ich fand es auch so.

Es waren merkwürdige Produkte. Von den Schranken, die einem Schriftsteller gezogen sind, namentlich aber einem, der Aufnahme in die „Familienblätter" finden will, hatte ich keine blasse Ahnung. Ich schrieb wild darauf los und meinte, daß man Alles sagen dürfe, wenn es nur wahr sei, wenn es nur „vorkomme". Heute schreibt man ja ganz anders als damals. Auch in Deutschland. Die Wandlung hat sich rasch vollzogen und ich hätte nur um einige Jahrzehnte später geboren zu werden brauchen, um eine andere Zeit, eine mir viel günstigere Zeit vorzufinden. Die nordischen, die russischen die französischen Schriftsteller schrieben ja schon damals anders. Ich verehrte sie auch sehr und suchte mich an ihnen zu bilden. In erster Linie an den Russen. Für die deutschen Romane- und Novellenschreiber hatte ich nicht viel übrig. Sie waren mir zu zahm, zu wenig „realistisch", um ein damals auftauchendes Schlagwort zu gebrauchen.

Meine eigene Schreibart war nur insofern „realistisch", als ich jeden Lichtstrahl energisch verbannte und Leben wie Menschen in undurchdringliches Dunkel hüllte. Manchmal schilderte ich zwar auch gute, tüchtige, pflichtgetreue Menschen. Aber die ließ ich, wie zur Strafe, wenigstens sehr unglücklich werden. Die anderen (und sie bildeten die erdrückende Mehrzahl) waren gewöhnlich nicht gerade schlecht, wohl aber physisch oder seelisch morsch und krank, haltlos, ohne jede Hemmung ihren Instinkten, Leidenschaften, Schwächen ausgeliefert. Kein Ausdruck war mir zu gewagt und ich sprach über das Heikelste so unbefangen, als wenn es sich ums Wetter handelte.

Und diese merkwürdigen Produkte bot ich voll naiver Zuversicht Tageszeitungen und Wochenblättern an. Ob die Redakteure meine fast unleserlich geschriebenen Manuskripte gelesen haben, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß mir meine Sachen, als „für das Blatt nicht geeignet", stets zurückgestellt wurden. Endlich aber gerieth ich an einen anders gearteten Redakteur; ich hatte ihm eine Novelle persönlich eingehändigt und er nahm sich die Mühe, sie zu lesen. Der gute Mann, der mich ja gesehen hatte, ein ganz junges scheues und zurückhaltendes Mädchen, war nach der Lecture wie vor den Kopf geschlagen. Er schrieb mir einen langen Brief, dem ich einige Stellen entnehmen will: „Wie war es möglich, daß sich gerade Ihnen jene bodenlose, durch nichts idealisirte Korruptheit offenbaren konnte, die sich in der That in einem Theil der Gesellschaft findet, jene Korruptheit, die Sie mit einer nahezu abstoßenden Wahrheit geschildert? Sie erkennen die volle Gewalt der Sinnlichkeit und schrecken keinen Augenblick davor zurück, das Erkannte in schroffster Form zum Ausdruck zu bringen. Wer hat Ihnen alles Das

gesagt? Wie konnten Sie all Das erfahren? Und nach welchem Muster haben Sie den bei Anfängern so äußerst seltenen schwungvollen Stil, die lebendige Darstellung erworben? Ich stehe vor einem Räthsel, dessen Lösung mich interessirt." Am Schluß aber erklärte er meine Arbeit trotz Allem für nicht druckfähig: sie sei mehr eine anatomische Studie als eine Schöpfung der Poesie. Ich ließ den Herrn noch eine zweite Erzählung lesen, über die er sich nicht anders äußerte: worauf ich, verstimmt darüber, daß er meine Arbeiten nicht drucken lassen wollte, den Verkehr mit ihm, als zwecklos, wieder abbrach.

Ich möchte hier eine Episode einschieben, die man, mehr im Scherz als im Ernst, „Pegasus im Joch" überschreiben könnte.

Der Herausgeber eines kleinen Blattes für Hausfrauen hatte mich zur Mitarbeit aufgefordert und ich schrieb Artikel um Artikel für sein Blatt. Von einem Honorar war lange Zeit keine Rede. Aber als ich dem Blatt auch eine Novelle (wohl das Larmoyanteste, was ich jemals geschrieben) gegeben hatte und wieder nichts dafür bekam, drang ich auf Bezahlung. Darauf ernannte er mich zu seiner Mitredaktrice und bewilligte mir einen Monatsgehalt von dreißig Gulden. An meine redaktionelle Thätigkeit bei dieser interessanten Zeitung denke ich mit Heiterkeit zurück. Mein Bruder half mir dabei: wir schrieben Rezensionen über Bücher nach deren Titel und Inhaltsverzeichniß, korrigirten zusammen die eingelaufenen Manuskripte und wußten nicht, worüber wir uns am Meisten wundern sollten: über die Keckheit der Verfasser, die solchen Quark zum Druck anboten, über den Herausgeber, der den Muth hatte, diesen Quark zu drucken, oder über die Anspruchslosigkeit des Publikums, das für dieses Blatt jährlich vier Gulden hinauswarf. Freilich bestand die Mitarbeiterschaft zum größten Theil aus Abonnenten und deshalb drückte der Chefredakteur ein Auge zu. Um so eher, als er die wenigsten Arbeiten honorirte.

Mein Bruder hat auch einige Gratis-Artikel für dieses Blatt geliefert, die, ernst und belehrend, wie sie waren, für dessen Rahmen wie geschaffen schienen. Ich aber hatte mich durch meine kecke Feder, die, im Gegensatz zur herrschenden Tendenz der Zeitung, den Frauen oft unangenehme Dinge sagte, statt ihnen zu schmeicheln, bei einem Theil der Abonnentinnen so verhaßt gemacht, daß ich auf einen Wunsch meines Chefs nur noch unter einer Chiffre schreiben durfte. Der Herr war, seit er mich bezahlte, viel kritischer und anspruchsvoller geworden. Er hatte an Allem zu tadeln, wies Manches zurück und war mit meinen Aenderungen an fremden Manuskripten niemals zufrieden.

Ich nahm mein Amt eben nicht sonderlich ernst. Da Alles, was einlief, mir maßlos schlecht vorkam, erklärte ich Alles für druckfähig. Die meisten Bücherrezensionen schrieb mein Bruder und ich setzte nur meine Chiffre darunter. Wir lobten immer, denn wir lasen die Bücher nicht (oder doch nur wenige). Diese Stellung paßte nicht für mich und ich nicht für sie. Das fand auch mein Chef: nach zwei Monaten löste er unsere Verbindung.

Im Ganzen hat mir dieser Herr hundert Gulden gezahlt. Ich bin dafür zwei Monate Redaktrice gewesen und habe ihm außerdem eine Novelle, zehn größere Aufsätze und drei kleine Artikel geliefert. Darunter waren recht gute Arbeiten. Zum Schluß schrieb ich ihm noch einen langen Aufsatz für seinen Hausfrauenkalender. Ich brauche mir also nicht den Vorwurf zu machen, daß mein Chef mich überzahlt hat.

Als ich neunzehn Jahre zählte, fiel mir ein Buch in die Hände, das, obwohl in deutscher Sprache abgefaßt, durchaus undeutsch war: das „Vermächtniß Kains“ von Sacher-Masoch.

Dieser Name hat in späterer Zeit eine nicht neidenswerthe Berühmtheit erlangt. Damals jedoch war das Wort vom „Masochismus“ noch nicht geprägt und ich wußte von diesem Dichter nichts, als daß er das „Vermächtniß Kains“ geschrieben habe. Sein Werk begeisterte mich. Und in der Neujahrsnacht setzte ich mich hin und schrieb dem Dichter einen jener aufrichtigen, heißen und gleichsam um Hilfe bettelnden Briefe, wie man sie eben nur in der Jugend schreibt.

Sacher-Masoch ist fast ein Jahr lang mein geistiger Führer gewesen und noch heute bin ich ihm dankbar für die Geduld und Güte, die er mir bewiesen, für das aufmunternde Lob, das er meinen Versuchen gezollt, für die guten und vernünftigen Rathschläge, die er mir ertheilt hat. Vielleicht wäre es besser für mich gewesen, wenn er meine unreifen Produkte nicht überall angeboten hätte: aber meine Ungeduld, meine Gier, mich gedruckt zu sehen, haben ihn gewissermaßen dazu gezwungen. Er hat mir von grassen Stoffen, widerlichen Charakteren und unmöglichen Situationen immer abgerathen; aber ich war nicht zu bändigen.

Seine Empfehlungbriefe halfen mir darum auch blutwenig. Meine Manuskripte kamen als „ungeeignet“ immer wieder zurück. Nur bei zwei Novellen glückte es mir, sie (in wenig gelesenen und darum elend zahlenden Blättern) unterzubringen.

Als mein brieflicher Verkehr mit Sacher-Masoch aus Gründen, die nicht hierher gehören, zu Ende war, hatte ich bereits einen neuen literarischen Rathgeber gefunden: den Schriftsteller Karl Emil Franzos. Auch mit Paul Heyse kam ich in Berührung. Doch Heyse lobte mich nicht genug. Franzos that es und so hielt ich mich lieber an ihn. Unter seiner Leitung theilte sich meine Arbeit in zwei grundverschiedene Arten: in der einen schrieb ich so, wie ich wollte, und diese Arbeiten liebte ich; in der anderen machte ich Konzessionen, um gedruckt zu werden. Diese, die zahmen, wurden auch gekauft und gedruckt; die anderen, auf die allein ich stolz war, wurden abgelehnt. Weshalb mich mein Bischen Erfolg eher verstimmte als erfreute. Ich kam mir vor wie ein Mensch, den man nur gelten läßt, so lange er eine Maske trägt.

Die Schriftsteller verwöhnten mich, im Gegensatz zu den Redakteuren, sehr. Sacher-Masoch hatte es gethan und Franzos lobte mein Talent noch kräftiger. Ich müsse nur lernen, mich zu zügeln, meinte er. Da ich Das nicht wollte und wir uns überhaupt nicht vertrugen, sah

ich mich nach einem neuen Führer um und fand ihn in dem eigenartigen und begabten, heute aber verschollenen Schriftsteller Emil Mario Vacano. Ich gab ihm eins meiner wilden Produkte zu lesen und er schrieb mir ganz entzückt über meine Mache. Das entfachte meinen schon etwas gesunkenen Muth aufs Neue. Ich war überzeugt, daß es Vacano mühelos gelingen werde, diesen Roman an den Mann zu bringen, und daß ich dann über Nacht berühmt werden müsse.

Ein Jugendtraum. Niemand wollte den Roman haben.

Am Ende sah ich ein, daß Vacano selbst zu wenig gelte, um einem Anderen nützen zu können, und ich wendete mich unbefangen an Hans Hopfen und an Paul Heyse, den ich schon einmal mit einem Manuskript behelligt hatte. Heute staune ich über die Geduld und Freundlichkeit, die alle die Herren für mich gehabt haben. Sie lasen meine Sachen, sie schrieben mir eingehende Briefe, sie waren gütig gegen mich. Freilich: trotz aller meiner Verworrenheit und Unreife haben sie mein Talent erkannt und für mein ehrliches Ringen Sympathie und Theilnahme empfunden. Einerlei übrigens, was sie bestimmte. Ich werde Allen dankbar bleiben, so lange ich lebe.

Um diese Zeit schrieb ich unermüdlich, schrieb entsetzlich viel. Aber mein heißester Wunsch, eine meiner Lieblingarbeiten gedruckt zu sehen, wollte nicht in Erfüllung gehen. Endlich hielt ich es nicht länger aus; ich beschloß, eins dieser Schmerzenskinder auf eigene Kosten herauszugeben.

Meine Geschwister waren gleich dabei und erklärten sich bereit, sich mit mir in die Kosten zu theilen. Der Roman wurde gedruckt und wir fanden einen wiener Verleger, der den Vertrieb meines Buches übernahm. Es war der selbe Roman, von dem Vacano so sehr entzückt gewesen war und den auch ich für meine beste Arbeit hielt. Schon mit siebenzehn Jahren hatte ich ihn in seiner ersten Fassung niedergeschrieben. Dann folgten Umarbeitungen; nun schien er mir vollkommen.

Es war ein dünner Band und die an Handlung arme, an Reflexionen und Gesprächen reiche Geschichte eher eine breit angelegte Erzählung als ein Roman; der Held, wie alle meine Helden, ein zerfahrener, zerfallener Mensch, der Alle, die ihn lieben, und sich selber unglücklich macht und durch Selbstmord endet. Der Titel deckte sich mit dem Namen dieses Helden und lautete „Egon Talmors“.

Heute, wo dieses erste Buch für mich eine längst überwundene Sache ist, fällt es mir freilich leicht, über die Enttäuschung, die es mir bereitet hat, ruhig zu sprechen. Damals aber wars anders. Ich war felsenfest überzeugt gewesen, daß dieser Talmors einen kolossalen Erfolg haben mußte. Weil mir das Buch so ungeheuer wichtig war, erwartete und verlangte ich von der Menschheit das Selbe. Alle, die mich persönlich kannten, sollten und mußten den „Talmors“ kaufen und Propaganda machen, von ihm begeistert sein. Das langsame und

spärliche Erscheinen der Kritiken empörte mich. Und mit keiner Kritik war ich ganz zufrieden. Heute scheint mir, daß sowohl die Kritiker wie alle Schriftsteller, denen ich den „Talmors“ vorsetzte, nachsichtig und freundlich über ihn geurtheilt haben. Damals fand ich es nicht. Was hätte man sagen und schreiben müssen, um an Das, was mir mein Erstling war, heranzureichen!

Der Erfolg blieb aus und der Pessimismus behielt wieder einmal Recht. Mein Verleger hatte mir prophezeit: „Etwa achtzig Exemplare dürften abgesetzt werden. Davon entfällt ein Theil auf die Leihbibliotheken und ein Theil auf Ihre Freunde, die das Buch, Ihnen zu Gefallen, kaufen werden. Der Rest aber wird liegen bleiben. Und so geschah es auch. Die Enttäuschung war bitter. Doch sie hat nicht lange gedauert. Ein paar Monate ist in meinem Tagebuch unaufhörlich vom „Talmors“ die Rede. Dann aber reißt es plötzlich ab.

Und wenige Jahre später habe ich alle noch vorhandenen Exemplare vom Verleger abholen und habe meinen einst mit so viel Begeisterung geschriebenen, so heißgeliebten Talmors einstampfen lassen. Mir waren die Augen über ihn aufgegangen; ich habe mich seiner beinah geschämt und ihn kaltherzig aus der Welt geschafft.

Mit dem „Talmors“ schloß meine wilde und schwüle Sturm- und Drangperiode ab. Sie war wie eine Krankheit der noch ungezügelten Phantasie gewesen und ich hatte sie endlich überwunden.

Mein erstes Buch war also gründlich abgefallen. Doch indirekt hat es mir Nutzen gebracht: es vermittelte meine Beziehungen zur damals neu gegründeten „Wiener Allgemeinen Zeitung“, deren Redakteur fürs Feuilleton, der feinsinnige, vornehme und kluge Schriftsteller Rudolf Valdek, wegen des „Talmors“ Interesse an mir und meinen Arbeiten nahm und mich einlud, Skizzen für den feuilletonistischen Theil seiner Zeitung zu schreiben. Bis dahin hatte ich nur für deutsche Blätter geschrieben; die wiener Zeitungen waren mir verschlossen geblieben. In Herrn Valdek fand ich einen warmen, ich kann fast sagen: väterlich gütigen Förderer meiner literarischen Bestrebungen und das Feuilletongebiet einer großen Tageszeitung that sich mir zum ersten Mal zu dauernder, regelmäßiger Beschäftigung auf. Zu meinem Leidwesen schied Rudolf Valdek bald aus der Redaktion und sein Nachfolger wurde Max Kalbeck. Ich kam dem neuen Redakteur mit Mißtrauen entgegen; er hielt nicht viel von meinen Skizzen. Das war mir bekannt und so fürchtete ich, daß meine mir so wichtige Verbindung mit der Wiener Allgemeinen Zeitung ein Ende nehmen würde. Doch diese Befürchtung erwies sich bald als grundlos. In Herrn Kalbeck erstand mir ein neuer Freund.

Ich hatte abermals einen Roman geschrieben, der anders geartet war als meine Wildlinge und für mich eine neue Aera einleitete: „Die Familie Hartenberg.“ Ihn übergab ich Herrn Kalbeck mit der Bitte, das Manuskript zu lesen und meine Arbeit, wenn sie ihm gefiel, für

seine Zeitung zu erwerben. Mit Bangen harrte ich der Entscheidung. Herr Kalbeck schrieb mir, daß mein Roman angenommen sei. Und wie er es mir schrieb! „Endlich Sieg!“ heißt es im Tagebuch. „Es war Zeit.“ Ich habe in dieser Nacht, zum ersten Mal in meinem Leben, vor Freude nicht schlafen können.

Als die „Familie Hartenberg“ als Buch herauskam, sandte Herr Kalbeck seinem Freund Paul Heyse ein Exemplar und erbat sich dessen Urtheil über den Roman. Heyse schrieb: „Ich habe das Buch mit dem tiefsten Antheil gelesen und der Eindruck ist so eindringlich gewesen, daß ich die Wirkung weniger Bücher aus letzter Zeit damit vergleichen kann. Ein so entschiedener Wahrheitdrang, den Problemen des wunderlichen Menschenlebens gegenüber, eine so schlichte und doch nicht cynische Rücksichtlosigkeit des Ausdruckes, so viel gereifte und sichere Kraft der Darstellung: mir ist nie ein dichtendes Frauenzimmer begegnet, das diese männlichen Gaben in so hohem Grade besessen hätte, ohne aus den Schranken ihres Geschlechtes herauszutreten. Es weht freilich eine herbe Luft in diesem Buch und die Zärtlinge werden sich dadurch unsanft berührt fühlen. Mir aber, der ich zu den Idealisten alten Schlages gehöre, ist diese Erscheinung dennoch höchst anziehend gewesen. Der Ueberschuß persönlicher Kraft und künstlerischer Energie, der all diese peinlichen und unerquicklichen Szenen überwiegt, hebt den Roman für mein Gefühl hoch aus der Masse der landläufigen pessimistischen und naturalistischen Produktionen heraus, die sich mit der photographischen Schilderung der menschlichen Armsäligkeit befassen.“ Unnöthig, zu sagen, wie stolz und glücklich mich dieses Urtheil gemacht hat.

Nach der „Familie Hartenberg“ schrieb ich den Roman: „Die Unzufriedenen“, die jener in Art und Handlung verwandt sind. Doch sie kamen erst nach dem später geschriebenen „Geistlichen Tod“ heraus. Auch dieser Roman ist ein Jugendwerk. Aber ich halte dafür, daß mit dem „Geistlichen Tod“ mein Werdegang beendet war.

Welche Wandlungen ich später noch durchgemacht habe, welche Probleme mich beschäftigten und welchen Fragen ich die Antwort gesucht habe, ist Jedem bekannt, der meine Bücher kennt. Als ich vor einigen Jahren für den „Arbeiter-Bildungverein“ eine Vorlesung gehalten hatte, zeigte mir der Obmann des Vereines den letzten Ausweis über die aus der Vereinsbibliothek entliehenen Bücher. Ich ersah daraus, daß meine Bücher zu den am Meisten entliehenen gehört hatten. Und der Obmann fügte noch hinzu: „Das von allen unseren Büchern am Meisten begehrte, ist ‚Der geistliche Tod‘.“ Da war mir, als wenn ich mir sagen dürfte, daß ich doch nicht ganz umsonst gelebt habe.

Wien. **Emil Marriot.**
(Emilie Mataja.)



Großstadtanstand.

Strafgesetz und Polizeiverordnungen erzwingen ein Minimum von Rücksichtnahme und von Beschränkungen, die sich das Individuum im Interesse der Allgemeinheit auferlegen muß. Eine Vorschrift solcher Art entsteht dadurch, daß ein bestimmtes Verhalten in gewissen Kreisen guter Ton wird, als selbstverständlich gilt, in andere Kreise dringt und sich schließlich zu allgemein giltigem staatlichen Gebot verdichtet.

Nun sind innerhalb der letzten vierzig Jahre die Großstädte ungeheuer rasch gewachsen und wachsen so weiter; die Bevölkerung häuft sich an einzelnen Punkten immer mehr. Dieses Wachsthum ist zu unerwartet, zu stürmisch über uns gekommen, als daß man sich in so kurzer Zeit einzuleben, auf dem neuen Boden einzurichten vermocht hätte. Und es zeigt sich, daß manche von den zum Schutz gewisser Interessen der Großstadtbevölkerung schon vorhandenen Bestimmungen von den Behörden oft nicht entschieden genug angewandt werden. Einige werthvolle Güter der Großstadtbevölkerung erheischen sogar eine Rücksichtnahme, die über das gesetzlich verbürgte Minimum weit hinausgeht. Die Entwickelung fordert, daß die „besseren Kreise“ (Jedem steht heute frei, sich zu ihnen zu zählen) vorangehen, die Führer stellen, um ein erhöhtes Minimum von Großstadtanstand zu schaffen.

Zunächst handelt sichs um die Ruhe, fast die einzige naturgemäße Erholung des Großstadtmenschen, also um dessen Gesundheit und damit um eine wichtige nationale Angelegenheit. An der dem Menschen gewährten Lebenskraft zehren vielerlei großstädtische Erscheinungen; wenn man sich auch gewöhnen kann, nicht (zum Beispiel) jeden Lärm bewußt in sich aufzunehmen, so wird doch auch hierdurch Nervenkraft verbraucht. Mancher Lärm gehört zum Essentiale der Großstadt und ist in gewissem Umfang unvermeidlich. Viel aber kann zur Milderung geschehen. Kein Kundiger ist im Zweifel darüber, daß die Industrie heute ein gepreßtes Papier herzustellen vermag, das ungefähr die gleiche Widerstandskraft wie Eisen besitzt. Da, erfreulicher Weise, heute bei den schweren Lastwagen die Verwendung der Pferde ziemlich vollständig ausgeschaltet ist, arbeiten jetzt die Lastautomobile, die in dem üblichen schnellen Tempo durch die Straßen fahren, schonunglos und ohne Rücksicht auf den armen Großstadtnerven herum. Wie wäre es, wenn die Unternehmer, die solche Automobile verwenden, ihre Räder, statt mit Eisen, mit einer Schicht gepreßten Papieres umgäben, zum lehrreichen Exempel für Straßenbahnen und Autoomnibus? Straßenbahnschienen, überhaupt Fahrwege passire man so schnell wie möglich und auf dem kürzesten Weg, um den Straßenbahnführern und Chauffeuren nicht Grund zu unnöthigem Klingeln und Tuten zu geben.

Glückliche Hundebesitzer könnten durch eine etwas sorgsamere Erziehung ihrer Lieblinge mancherlei Wohlthat stiften. Gemüth und Nerven stärkt es nicht, wenn man ein schnell dahinfahrendes Lastauto-

mobil von einer Anzahl laut kläffender Thiere umtobt sieht. Auch in ruhiger gelegenen Stadttheilen muß es guter Ton werden, durch Verhinderung unnöthigen Hundegebells namentlich nachts seine Mitmenschen nach Möglichkeit zu schonen. Großstädter, besonders solche, die das Glück haben, in einer Etage zu wohnen, müssen sich bemühen, im Interesse der Ruhe der Nachbarn die Thüren leise zu öffnen und zu schließen und (bei der Hellhörigkeit vieler modernen Häuser) auch sonst nach Möglichkeit jeden Lärm zu vermeiden.

Fröhlicher Stimmung durch weithin vernehmbares Sprechen, vielleicht gar durch Pfeifen oder Singen, nachts auf der Straße lauten Ausdruck zu geben, gilt heute leider noch in einem Maß für gentlemanlike, wie es das Ruhebedürfniß der müden Großstadtbewohner nicht zuläßt. Da wichtige Interessen in Frage stehen, erscheint es auch fraglich, ob die unteren Polizeiorgane sich nächtlichen Aeußerungen der studentischen Burschenherrlichkeit gegenüber in der gewohnten Weise „noch nicht einmal ignorirend“ verhalten dürfen.

Mehr als bisher muß es ferner in Zukunft shocking sein, Papier und andere Abfälle auf die Straße zu werfen. Man denkt sich heute nicht viel dabei, wenn man nach beendeter Straßenbahnfahrt die Fahrkarte auf die Straße gleiten und den Wind damit sein Spiel treiben läßt. Obwohl viel darüber geschrieben worden ist, daß der Mensch in seiner Gemüthsverfassung und in seinen Handlungen und Leistungen von unzähligen Eindrücken beeinflußt wird, überlegt man sich nicht, daß es für keinen Menschen, am Wenigsten für einen feinfühligen, gleichgiltig ist, ob er auf Schritt und Tritt weggeworfene Billets, Reklamezettel, Zeitungüberreste, wohl gar Apfelsinenschalen und andere Abfälle sieht oder ob sich dem Auge ein durch solchen Unrath nicht verunziertes Straßenbild bietet. Das Publikum kann viel dafür thun, sich ein saubereres Straßenbild und damit einen sich immer wiederholenden erfreulichen Eindruck mehr zu verschaffen. Voraussetzung ist allerdings, daß die Gemeinden mehr als bisher, wenn möglich an jeder Straßenecke, Abfallkörbe aufstellen (und zwar etwas hübschere als die bisher in manchen Städten üblichen).

Vielleicht muß in naher Zukunft an eine größere Beschränkung des Haltens von Hunden, die nicht selten mitten auf dem Bürgersteig ihre Spuren hinterlassen, aus ästhetischen und auch hygienischen Gründen gedacht werden.

Die schlechte Luft vieler Großstädte, besonders Hamburgs, die diese Stadt zu einem wahren Dorado der Halsspezialisten macht, kommt nicht nur von dem feuchten Klima her (sonst müßten ja auch die Seebadeorte solche üble Luft haben), sondern entsteht durch die Verbindung dieser Feuchtigkeit mit dem in gewaltigen Mengen produzirten Rauch. Nun war im vorigen Winter in London eine Ausstellung für Rauchverbrennung. In weiser Verkennung der ungeheuren Wichtigkeit solcher Verbrennung für die Volksgesundheit haben die deutschen Tageszeitungen diese Ausstellung so ziemlich totgeschwiegen. Dort ist gezeigt

worden, wie erfreulich weit die Rauchverbrennung-Industrie es gebracht hat und mit wie bescheidenen Mitteln schon heute eine fast vollständige Rauchvertilgung möglich ist. Hier ist ein lohnendes Gebiet für Großunternehmer, besonders für Rhedereien, die damit nicht nur selbst dazu beitragen würden, die Stadt rauchlos und dadurch gesünder zu machen, sondern zugleich die Dampfeisenbahnverwaltungen zwingen würden, dem guten Beispiel nachzuahmen.

Nicht Qual: eine Lust muß es werden, in der Großstadt zu leben.

Hamburg. Walter Zahn.



Ecce homo.

Ein kühler Nachtwind durchstrich den Garten. Aber sein Verplaudern wahrgenommener Festvorfreuden, die er, über Dächer und Kuppeln der nahen Stadt hinwegziehend, angetroffen, kam dem Tiefgebeugten, Weltentwendeten, der, das Haupt stützend, auf einem Steine saß, nicht zu Gehör. Dieser Mann hatte nicht Theil an Außendingen; allzu krank war seine Seele von zu vielem Mißverständniß und zu vieler Enttäuschung. In dieser abrechnenden Stunde suchte er sich klar zu werden, ob und wie weit er Antheil an der greifbaren Welt überhaupt gehabt oder ob sein Reich eins anderer Sphären gewesen. Aber gerade hierin, dünkte ihn, war er von Allen miß- und unverstanden geblieben, wie von seinen Eltern, denen er als Zwölfjähriger entlief, weil ihn aus Handwerkerenge das Haus des Geistes rief. Geistessohn war er und also verpflichtet diesem Vater. Aber diese Verpflichtung beeinträchtigte das Einfach-Menschliche, verkürzte Das, was man Erdenglück nennt und Diesem und Jenem vielleicht auch der Inbegriff allen Glückes ist. Er aber, verpflichtet und gerufen, mußte dem biederen Vater und der schönen, gütigen Mutter das Leid der Trennung anthun. Nicht eigener Wille war da entscheidungmächtig gewesen; Veranlagung und Bestimmung, rückhaltlos fordernde Mächte sonderten ihn von Eltern und Elternhaus.

Nur von Vater und Mutter. So hatte er einst geglaubt. Aber er war belehrt worden, daß er mit Keinem in Gemeinschaft stand. Welche Spur er auch immer eingeschlagen, seiner Art Verwandte blieben ihm unentdeckt. Der rufenden Sehnsucht war nicht Antwort gekommen; darob diese warme Sehnsucht gefröstelt in eisiger Einsamkeit. Auch nicht mit einem einzigen Menschen war eine Verständigung erfolgt, kein Ohr schien seinem verwandt zu sein.

Und Jene, die draußen seiner harrten? Seine Freunde und Schüler, die ihm gefolgt waren? Gefolgt, warum? Aus Müßiggang, aus Neugierde, auch aus Sympathie. Ohne Zweifel: unter ihnen waren

gute Menschen, aber sie ermangelten der weiten, weiten Seele. Der von Liebe und Güte weiten Seele. Eine Seele, die eine Feder ist in der Schwinge der Weltseele und darum das größte wie das geringste Leid des Weltkörpers mitfühlen muß; die, dem Weltganzen verbunden, dem Mitleiden und Mitschmerzen unabweisbar verpflichtet ist. Und darum will und verlangt, daß für alle Zeit jeder Schmerz- und Leidzustand aufhöre und nur Liebe, entselbstende, zu Güte werdende Liebe wirke und schaffe. Diese Liebe aber kannten auch Jene nicht, die nun seit Jahr und Tag seiner Ferse folgten. Deren Liebe ward entzündet am Herde des Egoismus. In ihnen waren die Thierinstinkte einer Auge-um-Auge-, Zahn-um-Zahn-Religion mit dem Drang nach Rache und Wiedervergeltung der Duldung und der Nachsicht zuwider. So bei Denen, die ihm folgten, weil sie die Besseren waren. Wie viel mehr bei Jenen, die seiner spotteten und den Kopf schüttelten!

War denn, war Das, was ihn bewegte, unerfüllbar? Widersprach das Vorgestellte dem naturgemäß Gegebenen? Hinderten ewige Gesetze die Ausführbarkeit seiner Idee? War Egoismus der Humus alles Seins? Und also sollte er geirrt haben? Das durfte nicht wahr sein; und war doch wahr. Er, der starke Nachfühler und Miterleider des ganzen unendlichen Weltjammers, wußte zwar, daß Anderes noth that als Selbstsucht, wußte, daß nur Liebe, Liebe und nichts als Liebe, entselbstende, zu Güte werdende Liebe vom Leid der Welt erlösen konnte. Wie war er voll süßer Ahnung gewesen, daß ein solches Reich voll Liebe zu schaffen sei! In der Tiefe seiner Brust hatte er solche Welt vorgefühlt und gelebt. Aber was er erfahren, da er sprechend und verkündend für die Erbauung dieses Reiches gewirkt, Das hatte ihm nicht nur den Glauben an das Reifsein der Menschen dazu, sondern auch den Glauben an die Erfüllungmöglichkeit Dessen gegeben, was ihm allein im Herzen brannte.

Er sah es deutlich: ein vergeblich Thun war sein Wirken bis dahin. Wie dieses Erkenntniß schmerzte! Und doch: noch Schmerzhafteres würde kommen. Drüben in der Stadt brachte man seiner Liebe Haß entgegen; die Priester der Auge-um-Auge-, Zahn-um-Zahn-Religion bereiteten ihm Untergang und Verderben. Denn seine Lehre, die Menschen freundliche und Menschen beglückende, war der Religion und dem Staat feindlich. Morgen, vielleicht in dieser Nacht noch stand zu erwarten, daß ihm ein Prozeß wegen Staatsgefährdung und falschen Prophetenthums Quittung gebe für seine drei Wirkensjahre. Und es war gut so; denn er fühlte sich des Kampfes müde. War seine Idee das Nichts eines Irrthums, so mochte auch sein Leben zu einem Nichts werden. Einst, in der Wüste, da er an der Menschlichkeit tief gelitten, hatte ihn die Hoffnung auf Menschheiterlösung selbst erlöst; nun, nun er sich geirrt hatte, wollte er zurückkehren in die Wüste, doch in eine Wüste ohne Möglichkeit zur Umkehr, in die des Todes. . .

Und dennoch sank der leiddurchbebte Mann zur Erde und schluchzte um das verlorene Ideal. Obgleich sein Herz blutete aus Er-

kenntniß, eine unfruchtbare, unerfüllbare Sehnsucht in sich getragen zu haben, obgleich ihn diese Erkenntniß den Tod lieben gelernt, durchzuckte ihn doch einen Augenblick lang der Wunsch, Alles möge sich zum Besseren wenden, auf daß der Kelch tiefsten Leides zum Kelch tiefster Freude werde. Doch da er sich wieder aufrichtete und zurückkehrte zu den Freunden und Schülern und sie schlafend fand, da wußte er sich zu einsam, als daß ein guter Ausgang möglich sei. Nicht eine Stunde konnten Die, die ihn zu lieben vorgaben, mit ihm wachen! Sie vermochten zu schlafen, da er seine größte Stunde durchlitt. Sie vermochten zu schlafen, obgleich sie so genau wußten wie er selbst, was bevorstand.

Eine Bitterkeit saß ihm am Herzen und sie wäre in die Kehle gestiegen, wenn nicht Fackeln den dunklen Garten plötzlich durchleuchtet hätten. Und wenn er auch die Augen schloß, wußte er doch, daß der verrätherische Kuß, den ein Mund auf seine Wange brannte, von einem Menschen gegeben ward, mit dem er noch am Abend zuvor das Mahl eingenommen hatte. Auch Einer von Denen, die vorgaben, ihn zu verstehen und zu lieben. Als er die Augenlider wieder hob, sah er sich allein in Gesellschaft des Verräthers und der Gegner: die Freunde und Schüler waren geflohen, obgleich der Schwur des Einen, des Simon Petrus, sein Leben für ihn zu lassen, noch nicht erkaltet war.

Ereignisse und Erfahrung traurigster Art umstellten ihn in schneller Folge; immer besser überwand er das Leben; immer inniger wünschte er die schmerzende Flamme in seiner Brust ausgelöscht. Diese Lebensverneinung verstärkte sich beim Verhör vor dem Hohepriester. So viel Menschengemeinheit und Verruchtheit konnte er nicht ertragen. Da gab er sich selbst durch eine Gotteslästerung den Rest, genau wissend, daß er nun dem Tod verfallen sei.

Stunden danach stand er vor dem Statthalter. Der besah sich die Anklage und besah sich den Verklagten. Und weil das Leben ihn spöttisch gemacht, fragte er: „Bist Du der König der Juden?“ Als Antwort kam das selbstverspottende Wort: „Du sagst es.“ Nun wußte der Statthalter, welch ein Mensch vor ihm stand, und er demüthigte sich vor diesem Menschen, indem er seinen Spott damit entschuldigte, als Nichtjude von diesem Volk nichts zu wissen; als Römer nehme er an Kaisers Stelle die Klage des Judenvolkes und der Judenpriester entgegen. Und weil die Juden den Verklagten weiter lästerten, Dieser aber schwieg, sprach der vornehme und stolze Römer gütig auf ihn ein. „Antwortest Du nichts? Siehe, wie hart sie Dich verklagen.“ Doch der Angeklagte schüttelte nur schmerzlich lächelnd das Haupt, bedeutend, daß Dies ihm nichts anthue, und mit leiser Stimme ergänzte er das Gedachte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Und der Statthalter, verstehend: „So bist Du doch ein König?“ Da brach ein Leuchten durch den leidgesenkten Blick. Verstand Jener ihn? Tief hinein tauchten seine Augen in den kalten Blick des Römers, der erlebt hatte, wie Lavagluth, so heiß sie auch immer sei, sich verhärten, versteinen kann. „Du sagst es“, antwortete er; „ich bin ein König. Ich bin dazu ge-

boren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll; wer aus der Wahrheit ist, Der hört meine Stimme."

Welch ein Einsamkeitschmerz, dachte der Statthalter, muß in ihm sein, wenn er sich selbst als König seiner vorgestellten Ideenwelt fühlt. Und er glaubt an die unbedingte Wahrheit seiner Ideen! Armer, thörichter Mensch! Ist doch die Zahl der Wahrheiten so groß wie die Zahl denkender Köpfe. Wie gut, daß es deren so wenige giebt; sonst wäre das Weltgezänk um Wahrheit noch ärger. Will doch Keiner Wahrheit neben Wahrheit bestehen lassen; glaubt doch Jeder, die allein richtige Wahrheit erkannt zu haben, und ist bemüht, sie den Anderen als die alleinseligmachende aufzudrängen. Welch ein Irrthum! Welch ein Mensch, der seine ganze Gläubigkeit an eine Wahrheit gehängt hat und nun an ihr verblutet. Welch ein Mensch! Und Alles um einer Wahrheit willen! Ihr Götter! Und er, dem das Leben Erfahrung genug gebracht, alle Wahrheiten für nichtig zu nehmen, streckte dem wunderlichen Märtyrer einer Wahrheit die Hände hin und sprach das skeptische, mitleidsvolle, aufwühlende Wort: „Was ist Wahrheit?" Da senkte der Verklagte traurig das Haupt. Auch dieser Römer mißverstand ihn, auch er war aus einer anderen Welt.

Nach einen Blick der Güte auf den Angeklagten: und der Statthalter wandte sich zu dem Judenvolk und dessen Priestern und urtheilte, an diesem Menschen finde er keine Schuld.

Ob aber nun der Statthalter Schuld an diesem revolutionären Galiläer fand oder nicht; was lag daran? Den Priestern aller Religionen hat noch immer ein Eselshaar gedient, einen Lästigen zu Fall zu bringen. Und da sollte eine Gotteslästerung nicht genügen? Obgleich Pilatus sicher war, daß der Angeklagte nicht behaupte, der vom Volk der Juden ersehnte Erlöser zu sein, gab er dennoch der gegen ihn anwüthenden Bedrängniß nach, als Skeptiker erwägend, daß der Tod besser sei als das Leben, zumal für einen Menschen wie Diesen, der so maßlos schwer am Dasein zu leiden schien. Dies bedenkend, überantwortet er ihn dem Pöbel und dessen Priestern, ohne sonderlich erfreut zu sein, in diesem doppelten Gauklerspiel um Irrthum und Wahrheit, Staats- und Religionpolitik den Ausschlag geben zu müssen. Den Willen mußte er diesen Hebräern schon thun, aber er wollte sie dafür auch mit Spott einlaugen. So ließ er denn über dem Haupt des dem Kreuz Verfallenen ein Schild anbringen, darauf in gekürzter Schrift zu lesen stand, hier hänge der König der Juden. Als aber die Hohepriester dann verlangten, er möge die eine Thatsache meldende Aufschrift dahin abändern, daß der Verurtheilte behauptet habe, König der Juden zu sein, antwortete ihnen der Statthalter voll Hohn, was er geschrieben habe, bleibe geschrieben.

Wie der also Gerichtete hinausgeführt wurde, um vom Leben zum Tode gebracht zu werden, und dem Zuge begegnende Frauen das schwarze Schicksal eines so jungen Menschen beweinten, da bat Dieser, seinetwegen nicht zu klagen, sondern über sich und ihre Kinder. Es

werde geschehen, sprach er, daß man die unfruchtbaren Leiber und die nie gesogenen Brüste segne. Warum? Das verschwieg er. Wußte er doch, daß sie die schaurige Melodie des tragischen Welturmotivs nicht hörten und also nicht zu Ende gespielt wünschten, durch die Aufhebung des ersten und größten Weltgesetzes: Fruchtbarkeit. Einmal aber würden vielleicht doch Alle so wie er von der Lebenserbärmlichkeit überzeugt werden und der Wunsch nach Fortzeugung sie dann unmöglich, ja, eine Grausamkeit dünken. Der griechische Denker sprach wahr: besser, nicht geboren zu sein.

Auf Dies bekam er Antwort, da er mit brennenden Wunden zwischen Himmel und Erde hing und der neben ihm hochgerichtete Leidgenosse ihn, den König der Juden, den Sohn des Gottes, um Hilfe bat. Er wandte sich zu Dem, dem das erbärmlichst gelebte Leben selbst werth schien, über den Tod hinaus noch fortgesetzt zu werden, und versprach ihm, er werde noch heute mit ihm im Paradiese sein. Im Paradiese der Vergessenheit, der Leidlosigkeit, des endlichen Ausruhens, im Paradies des Todes. Sie wollen leben, leben um jeden Preis, grübelte er trotz der Leibesmarter, selbst mit vernichtetem Leib und vernichteter Seele wollen sie noch über den Tod hinausleben. Begriffen sie denn die Süßigkeit völligen Ausgelöschtseins nicht?

Er unterschied nicht mehr, was ärger schmerzte: der Untergang seiner Ideale, die Eisen in seinen Händen und Füßen oder die zu ihm hinaufgeschrienen Lästerungen. Ein Schluchzen, ein die Brust durchwühlendes Schluchzen weckte ihn. Er neigte das von Dornen gekrönte Haupt und gewahrte eine am Kreuzesstamm zusammengebrochene Frau. Am blonden Haar und an der sanftgeschweiften Nackenlinie erkannte er seine Mutter. Mit ihr traten die nazarenischen Kinderjahre und erfahrene Güte und Liebe in seine Vorstellung. Und nun mußte er der Bringerin und Schenkerin des Einzigen und Höchsten, was er genossen, dieses Leid anthun! Eine Leere trat in seine Brust und er schrie, schrie dem Gott, zu dessen Sohn man ihn gemacht, ins Angesicht hinein, warum er ihn so verlassen, im Menschlichen so tief gedemüthigt habe. Er schrie, daß den Umstehenden grauste. Dann verstummte er. Sein Haupt fiel seitwärts.

Man glaubte ihn gestorben, nahm ihn herab und legte ihn ins Grab. Doch er erwachte aus der totenähnlichen Ohnmacht, wand sich aus den Leichentüchern und schritt an den vor Entsetzen starr werdenden Wächtern aus der Grabkammer hinaus. Er ging und glaubte, seines Leibes eigenes Gespenst zu sein. So abgestorben war sein Herz. Einige seiner Schüler begegneten ihm. Sie erkannten ihn nicht. Nicht einmal Dies schmerzte mehr. Er ging, ging immer. Er ging aus der Welt grausamer Menschen hinein in die Wüste, hinein in die Einsamkeit, hinein in den Tod bei lebendigem Leibe.

Wann und wo die Spur seiner Erdentage aufhörte, weiß Niemand.

Bonn. Willi Dünwald.



Selbstanzeigen.

Lyrische Anthologie. Verlag der Wochenschrift Die Aktion in Wilmersdorf.

Feierabend.

In blassem Tintenblau
schwimmt käsegelb und groß
die Mondscheibe.
Das Wasser hat die Fischerkähne
ans Land gespien
und ruht nun
silbern selbstzufrieden aus.
Der Wind hat aufgehört, zu husten.
Häuser und Kirchthurm,
Bäume und Menschen
kleben am löschpapierenen Himmel
als schwarze, scherengeschnittene
Silhouetten.
Hinter dem Vorhang leitet ein Gott
Die Drähte des leblosen Schattenspiels
müde und schläfrig.
In blassem Tintenblau
schwimmt käsegelb und groß
die Mondscheibe.

Oskar Kanehl.



For a dancing Girl.

In dieser Bar soll mich die Nacht begrüßen!
Ein Rag-Time wird mich durch das Leben werfen;
Ich möchte schlanke Mädchenbeine küssen.
Im Fieber zittern aufgepeitschte Nerven.
In Deine Arme wird mein Denken sinken — —
Mein Mund spricht lallend breit: I love you, Miss!
Ich seh Dich saugend Deinen Cocktail trinken
My darling, little dear, give me a kiss!
Du bist ein Leuchten in empörter Stunde.
Der rothe Blutstrahl einer süßen Wunde.
Du bist die Nacht, die mich in sich verwebt,
Du bist der Tag, der mich zum Himmel hebt!

Heinrich Nowak.



Mordhymne.

Heut ist der Tag dumpf und düster.
Der Bahnhof starrt wie ein bleigrauer Hund,
der schrillumpfiffne, zu den Wolken empor.
Die Droschkenkutscher brüten auf den Böcken.

Etwas singt Häuser, Autos, Tramways,
sein sonderbares Lied immer weiter,
man schiebt sich vorwärts bang und rauschend;
ich soff und sehne mich nach Weiberfleisch,
mein Lachen wird frecher von Tag zu Tag.
Ich weiß nicht, was ich morgen bin,
ich weine nie und schaue nicht rückwärts,
ich durchwandle mein Leben die Straße,
mein Kopf ist kühl und verkatert;
und manchmal knattert ein Automobil.

Joseph Treß.

Wiecker Bote, die neue akademische Monatsschrift. Herausgeber und Schriftleiter Dr. Oskar Kanehl.

Die die Bücher aus der Hand gelegt haben, um mit ihren Wissenswaffen nun dem Leben zu begegnen, haben sie immer vermißt; und Die noch darinstehen in den vielfrohen und verantwortungreich ernsten Lehrjahren, sind befriedigt, daß sie nun da ist: die unabhängige akademische Zeitschrift. Unerprobte Kräfte junger Menschen, die von der Schule kommen, werden auf den Universitäten von festgelegten Gruppen empfangen und angerufen: Kommt zu uns! Bei uns ist Euer einzig würdiger Aufenthalt. Corps, Burschenschaft, Landsmannschaft, Freistudenten, Turnbünde und die ungezählten wissenschaftlichen und Sportverbände. Der sogenannte freie Entschluß, mit dem sich die ersten Semester einer dieser Gruppen anschließen, ist nur allzu oft ein mit zweifelhaften Mitteln erreichter Zwangsentschluß. Womit sie sich für immer einer mehr oder weniger streng diktirten und beaufsichtigten Erziehungrichtung verschrieben haben, deren weitest greifende Folgen in keinem Fall einem jungen Menschen klar sein können. Und fast alle diese studentischen Sondergruppen haben ihr Vereinsblättchen, das oft, tüchtig geleitet, den vollen Ausdruck seiner Herausgeber darstellt. Dem gegenüber verlangt der „Wiecker Bote“ eine Zeitschrift der Programmlosigkeit. Im „Wiecker Boten“ soll der gesammten Jugend, ausdrücklich der in zahllose Zweckverbandgruppen zersplitterten akademischen Jugend eine Zeitschrift offen stehen, in der ihre Kräfte sich prüfen sollen, ihre Temperamente aneinandergehen, ihre Köpfe sich messen. Diese Zeitschrift ist nicht gegen die Korporationen, nicht gegen das Duell, nicht gegen den Alkohol, auch nicht für die Körperkultur, nicht für die Keuschheit oder für Milch oder Selterserwasser. Hier sind keine Völkischen und keine Kosmopoliten. Sondern jenseits von solchen Tugenden und Lastern, die den Antrieb zu irgendwelcher abgeschlossenen Gruppenbildung gegeben haben, ist ein gemeinsamer Platz abgesteckt, auf den alle diese Lager ihre Vorkämpfer schicken sollen und im Kampf ihre Giltigkeit erweisen. Auf daß sich uns kein Rost ansetze. Auf daß wir uns nicht durch vorsätzliche Inzucht verleben. Dennoch ist der „Wiecker Bote“ nicht etwa allein eine akademische Zeitschrift. Keinen

Rost ansetzen! Sich nicht durch vorsätzliche Inzucht verleben! Der Ruf geht an alle Jugend. An die künstlerische, an die politische. Das ist die größte Gefahr: sich jugendlich irgendwelcher programmatischen Gruppe verschenken. Im bluternsten, harten Kampf wollen wir mit uns selber einig und mit einander Freunde werden. Hier ist Jeder Künder, Jeder ist Streiter, Jeder sein eigener Richter. Unser jugendliche Geisterkrieg soll auf die gegenwärtige Vätergeneration wohlthuende Rückwirkung und eine starke Zukunft verbürgen. Wir sind für Etwas, auch wenn wir gegen Etwas sind. Wir sind gesund und deshalb gegen alles Ungesunde; wir sind klar, darum gegen alle Unklarheit; wir sind wahrhaftig und gegen alle Lüge. Wo wir leiten, leiten wir zur Gesundheit; wo wir streiten, streiten wir für die Klarheit; wo wir werben, werben wir für die Wahrheit. Wir verdammen bibliophile Eitelkeit, wo sie verwöhnt und verweichlicht. Wir verachten geistreichen Schmuck, wo er sinnlos ist. Wir sagen Fehde an allem Aesthetenthum, weil es sich billig aus zweiter Hand Weisheit und Schönheit eignet, sich damit behängt und vor dem Spiegel sich selber schön und weise vorkommt. Wie jener Mann im Irrenhaus, der seine Brust mit papiernen Sternen belädt und den Kopf im Imperatorenwahn nackenwärts wirft. Wir reden die Sprache, die uns die Sache diktirt. Sie ist scharf und beißend, wo es gilt, Eisen vom Rost zu befreien; sie ist hart und ungeschlacht, wo wir entrüstet sind; sie ist durch stählerne Logik gebunden, wo eine Fraglosigkeit erwiesen werden soll; sie ist Zungenreden, wo in uns ein Evangelium ist. Unsere Weisheit will fraglose Klarheit, unsere Schönheit ehrliche Nacktheit. Und die Programmlosigkeit ist die, daß der „Wiecker Bote" gegen Alles, was in ihm als Wahrheit sich stellt, selbst heroldisch zum Kampf ruft; daß wir alle Gegner dieser unserer Wahrheiten einladen und aufrufen, gegen uns in die Schranken zu reiten und uns tot zu schlagen. Wenn ihre Waffen die besseren sind. Freistudenten, Corpsstudenten, Burschenschafter, Landsmannschafter; Philosophen und Philosophenschüler; Poeten, Musikanten, bildende Künstler, Kunstkritiker und Gesellschaftkritiker! Jugend! Jugend! Hier hebt Eure Stimme, hier werft Eure Gründe auf und Gegengründe, tragt Eure Fackeln, daß wir Wirrsale zertheilen, Dünste entgiften, Nächte entdunkeln, Tage hellen. Die Zeitschrift heißt „Wiecker Bote", einfach und ehrlich nach dem Fischerdorf, von dem aus der Herausgeber sein Blatt in die Welt schickt; im Gegensatz zu den griechisch-römischen Titeln anderer „moderner" Zeitschriften. Und ihr äußeres Erscheinen ist von der selben schlichten Ehrlichkeit: gelbe Hefte mit schwarzem Aufdruck deutscher Lettern. Der „Wiecker Bote" schafft einer lange erkannten Entbehrung Abhilfe. Es bedarf der Betheiligung der gesammten Akademikerschaft, um die von den besten Autoritäten begrüßten Anläufe zur letzten Erfüllung zu steigern. Sie hätte die Bedeutung einer neuen akademischen Freiheit.

Wieck. Dr. Oskar Kanehl.



Verlorenes Geld.

Der Berichterstatter in der Budgetkommission des französischen Senats hat ein schlimmes Wort ausgesprochen: Staatsbankerot. Senatoren sind Männer von gereifter Weltanschauung, die jedes Wort wägen, bevor sie es dem Gehege der Zähne entschlüpfen lassen. Und doppelt groß wird die Vorsicht sein, wenn es sich um ein Wort handelt, das mit Explosivstoff gefüllt ist. Zehn Jahre ists gerade her, seit man dem Zarenreich den Bankerot weissagte. Damals hatte der Krieg gegen Japan die Staatsfinanzen zerrüttet. Natürlich kam der Bankerot nicht. Nur die petersburger Börse hat das europäische Kapital geärgert. Die Staatspapiere ängstigen nicht mehr; sie sind von der Aktie abgelöst worden, die, via Petersburg und Paris, Schrecken ins Gebein aller wohlgesinnten Spekulanten trug. Das russische „Rothe Kreuz", von dem ich hier schon sprach, wurde wieder sichtbar. Der neue Finanzminister, Peter Bark, berief die petersburger und moskauer Großfinanz zu einer Konferenz, in der ein Garantiefonds von 100 Millionen Rubel zum Ankauf von Werthpapieren geschaffen wurde. Der Zar ließ sich über den Börsenkrach berichten. Die Börse verschlingt vielleicht größere Kapitalien, als durch eine Entwerthung der Renten gefährdet würden; und die Chance, daß das verlorene Geld wiedergewonnen wird, ist kleiner als bei der Staatsobligation. Aber die Börse ist am Ende nicht ernst zu nehmen (so urtheilt die Oeffentliche Meinung), und was ihr geschieht, braucht das Staatswohl nicht zu berühren. Ernste Bankleiter fürchten aber, daß die Börsenkrisis zu einer allgemeinen Erkrankung des Geschäftes führen werde. Das haben sie dem Präsidenten der Staatsbank, unter dessen Leitung sie beriethen, mit dürren Worten erklärt. Die Juden sollen aus dem russischen Aktienbezirk verbannt werden. Kein Hebräer darf, nach dem Beschluß des Ministeriums Goremykin, Direktor, Aufsichtrath oder Großaktionär einer Gesellschaft sein. Die Bankmänner und Industriellen wollen bis an den Zaren gehen, um einen Machtspruch gegen dieses Gesetz zu erbitten. Der Finanzminister hatte sich mit aller Deutlichkeit gegen ein Gerücht gewendet, das ihn in Verbindung mit einer geplanten „Kreditreform" gegen die Juden brachte. Sein Dementi beruhigte; es schien die Gewißheit zu verstärken, daß Bark ein moderner Mensch sei, der nicht ohne Erfolg mit heißem Bemühen mitteleuropäischen, besonders deutschen Geschäftsgeist studirt habe. Am Ende aber kam die Enttäuschung, die zugleich ein theures Vergnügen war. Denn sie wurde an der Börse finanzirt und bezahlt; und wer nicht zahlen konnte, Der mußte sich als schlechten Schuldner notiren lassen.

Frankreich hat einen Theil der Kosten getragen. Und la belle France, der Geldschrank Europas, das Paradies der Rentner, wird mit dem Staatsbankerot bedroht, während Rußland, der Hauptschuldner der Alten Welt, nicht einmal mit der Erinnerung an vergangene Tage und verstaubte Prophezeiungen geärgert wird. Man kann sich vorstellen,

was dieser Dekorationwechsel der grande nation bedeutet und wie tief sich die lauten Verkünder seiner Finanzkraft beleidigt fühlen müssen. Eben noch wurde der Triumph über den glücklichen Abschluß des Türkengeschäfts und den Sack voll Konzessionen gefeiert. Und nun ist eine Unterbilanz von 800 Millionen Francs zu decken; und Heer und Marine fordern eine Anleihe von 1500 Millionen. Im besten Fall werden 700 bis 800 Millionen in der Form vierprozentiger Schuldverschreibungen unterzubringen sein. Damit ist das Problem nicht gelöst und zunächst nur eine neue Gefahr für die Dreiprozentige heraufbeschworen, die, seit der Erholung im September 1913, wieder eine runde Milliarde von ihrem Kapitalswerth verloren hat. „Fehlbeträge" im Staatshaushalt lassen sich nur durch Steuern heilen. Die Franzosen sehen Einkommen- und Erbschaftsteuer, verbrämt mit einigen indirekten Abgaben, heraufziehen. Die Tage Colberts kommen wieder. Der hat aus der Nation den letzten Tropfen für den Staatsbecher gepreßt, ihr aber zugleich den Weg zur wirthschaftlichen Größe gezeigt. Frankreich ist, mit seiner reich bewegten Steuervergangenheit, ein Dorado des Zinscoupons geworden; und nun soll ihm diese Eigenschaft, die von der Republik durch Schonung des Einkommens gefördert wurde, die Tage des Steuerroyalismus zurückbringen. Die Drohung mit dem Staatsbankerot ist natürlich nichts Anderes als ein Versuch, auf die Oeffentliche Meinung zu wirken. Der Gerichtsvollzieher ist noch nicht auf dem Marsch; und die Bank von Frankreich hat nicht nöthig, ihre Keller zu öffnen, um dem hungernden Kredit Brot zu geben. Immerhin: einst, in den Tagen von Agadir, pries man in Frankreich das Glück, Deutschland in Geldnoth zu sehen; und jetzt ist drüben die Noth groß.

Das französische Kapital ist mit einem gewaltigen Stock ausländischer Papiere belastet. Die berühmte Geldpolitik, die sich den Einfluß im internationalen Machtbezirk erkauft, hat Fiasko gemacht. Wäre sie nur bei den Staatspapieren geblieben, dann hätte nur mancher Ladenhüter das liebe Geld an der Bewegung gehindert. Aber die Hohe Finanz und das Publikum haben sich tief ins Exotische gewagt, haben den Patriotismus mit ausgebreiteten Spekulationen verbunden und sind auf diesem Weg in eine Sackgasse gerannt. Manches Stück des französischen „Rentenkapitals" hat sich an Südamerikanern, Yankees und Mexikanern verblutet. Die Börsenkrisis ist in Paris durch die exotischen Betheiligungen entstanden, die den Helfern die Hände banden. Der französische Statistiker braucht keinen besonderen Scharfsinn anzuwenden, um festzustellen, wo das bare Geld geblieben ist. Schwieriger wird es sein, das Geld, das der Staat ruft, herbeizuschaffen. Und die Bereitschaft des Geldes ist nicht nur für den Steuerfiskal eine Nothwendigkeit: auch das Geschäft braucht sie. Aus der Krisis wäre, wie nicht nur deutsche Beobachter erzählen, ein Krach geworden, wenn die stärksten Banktyrannen nicht mit aller Kraft eingegriffen hätten. Aber die Opfer der Krisis haben gestöhnt. Und auch darüber ist kein Zweifel mehr möglich, daß ungemein große Beträge französischen Geldes in die Banken

Londons und der Schweiz befördert worden sind, weil die Besitzer sie der drohenden Steuer entziehen wollten.

In Deutschland weiß man noch immer nicht, ob die niedrigen Zinsensätze der Ausdruck eines wirklichen Geldüberflusses oder nur ein Blendwerk der Hölle sind, das den Verschmachtenden höhnt. Für den Widerspruch, der in dem Verhalten des Wechselzinsfußes und in dem Benehmen des Geldes an der Börse und im Wirthschaftbereich liegt, giebt es nur eine Erklärung: Das Geld ist da, aber nicht an dem Platz, wo es ökonomisch wirken kann. Die „übermäßigen sozialpolitischen Lasten", die dem Volksvermögen auferlegt wurden, sind kein leerer Wahn geblieben. Man hat früher geglaubt, die wirthschaftlichen Gefahren, die man ihnen zuschrieb, seien erfunden, um gegen das Uebermaß zu schützen. Jetzt zeigt sich aber, daß die Rechnung richtig war; und daß es Zeit wird, an Abhilfe zu denken. Nicht in dem Sinn einer Entlastung (der würde ja doch immer der „zunehmende Wohlstand" entgegengehalten werden), sondern, um eine wirtschaftlich zweckgemäße Anordnung zu treffen. „Opfert dem sozialpolitischen Schlagwort so viel Geld, wie Ihr wollt, nur sorgt dafür, daß der Wirthschaftkörper nicht blutleer wird, weil das Geld in Sammelbecken strömt, die keinen Pumpapparat für die Industriekanäle haben." Des Publikums Tasche wird durch die sozialen Aufgaben geleert; und dadurch wird der für den Effektenhandel und den Industriekredit wichtigste Faktor geschwächt. Der Ausgleich fehlt; denn der Staat, der das Geld an sich nimmt, um Versicherungen und Pensionen zu zahlen, legt es nicht so an, daß es zu wirthschaftlicher Thätigkeit kommt. Wie groß die Gegensätze zwischen dem aufgehäuften Kapital und der Nothwendigkeit seiner Verwendung sind, lehrt das Beispiel der neuen Reichsanstalt für die Versicherung der Privatbeamten. Das Institut wird in zehn Jahren ein Kapital von drei Milliarden angesammelt haben. Diese Rüstung ist nöthig, um die Auszahlung der ersten Pensionen zu ermöglichen. Ob es mit weniger Geld auch gegangen wäre, braucht man nicht mehr zu erörtern, da die Höhe der Versicherungbeiträge gesetzlich festgelegt ist. Aber eine andere Frage ist, ob man wirklich einen solchen Riesenapparat, mit einem Milliardenkapital, das dem Wirtschaftleben entzogen wird, braucht. Die drei Milliarden sind der gewerblichen Arbeit verloren. Sie dürfen nur in Staatspapieren oder Hypotheken angelegt werden. Und selbst in dieser begrenzten Form haben sie Nebenwirkungen, die der Entwickelung des freien Kapitals nicht günstig sind. Man denke an die Hypothekenbanken, die sich sehr gekränkt zeigen würden, wenn man ihnen eine Zukunft stiller Liquidation prophezeite. Und doch müssen sie mit dieser Gefahr rechnen. Je größer das Kapital öffentlicher Institutionen wird, desto heftiger wird der Kampf um die besten Beleihungobjekte. Ein Unternehmen von der Art der Reichsversicherunganstalt kann dem Geldsucher unter Umständen günstigere Bedingungen bieten als eine Hypothekenbank; und die feinsten Schuldner haben die Möglichkeit, wählerisch zu sein. Wenn nun, nach Ablauf der zehnjährigen Darlehensverträge, die Reichsbe-

hörde als Mitbewerberin auf den Plan tritt (nachdem sie schon in jedem Jahr mit ihren Prämiengeldern starke Konkurrenz gemacht hat), werden die geschwächten Hypothekenbanken kein leichtes Spiel haben.

Wer es für nützlich hält, daß die wichtigsten Geldgeschäfte durch die öffentlichen Institute erledigt werden, kann auf seine Rechnung kommen. Die Riesenvermögen, die sich im Bezirk der Sozialpolitik stauen, können schließlich jedem Anspruch genügen. Die Anleihen, die der preußische Finanzminister oder der Reichsschatzsekretär braucht, werden in Zukunft keine Probleme sein. Ein Geldprotz, wie die Versicherunganstalt, kann sie erledigen und jede Vermittelung ausschalten. Greift diese Art der Finanztransaktionen um sich, so muß das Emissiongeschäft der Banken einschrumpfen. Darf man ein werthvolles Stück des Wirthschaftkapitals und des Privatbesitzes in Gefahr bringen, um eine fiskalische Form, die keinen Seltenheitwerth besitzt, beizubehalten? Das soziale Programm ist noch nicht zu Ende gespielt; und man sollte ernsthaft überlegen, ob man der Volkswirthschaft noch mehr Milliardenobjekte, wie die Privatbeamtenversicherung, zumuthen darf. Wohlgemerkt: nur in der Form, nicht in der Sache. Es handelt sich also nicht darum, mit den Opfern aufzuhören; verlangt wird nur, daß man das Geld in einer Weise flüssig mache, die sich den Lebensbedingungen der Volkswirthschaft anpaßt und verhindert, daß, statt eigenen Geldes, später nur noch Leihgeld im Ueberfluß vorhanden ist. Durch den scheinbaren Vortheil für die Rentenemissionen darf man sich nicht täuschen lassen. Klettern die Kurse der Staatspapiere in die Höhe, weil reichliche Unterkunft für alte und neue Gäste da ist, so wird der Zinsfuß für die kommenden Anleihen heruntergesetzt werden. Dann gewinnt zwar der Besitzer, der niedrig gekauft hat, am Kurs und der andere, der die Verlustjahre durchhielt, findet einen Ausgleich; aber der Staat verliert Einnahmen, da das Einkommen aus niedriger verzinslichen Papieren kleinere Steuern abwirft als das aus höher verzinsten.

Die Versicherunganstalt ist nur ein Beispiel. Von jedem öffentlichen Institut, das sozialpolitische Kapitalien verwaltet, gilt das Selbe. Man denke an die Knappschaftkassen, die der Industrie das eigene Geld gegen hohe Verzinsung zurückleihen. Und schwer ists auch noch, solche Darlehen zu bekommen. (Deutsch-Luxemburg mit seiner beim Knappschaftverein in Bochum aufgenommenen Hypothek!) Wäre es nicht einfacher, das Geld nicht festzulegen, sondern nur so viel zu erheben, wie man in jedem Jahr zur Auszahlung der Versicherungen braucht? Das ließe sich mit der Erhebung der Steuer verbinden und könnte bei der Veranlagung alljährlich festgesetzt werden. Dann würde die schädliche Kapitalisirung und die Austrocknung der Wirthschaftkanäle vermieden. Daß Gefahr im Verzug ist, lehrt der „Geldüberfluß“, der holde Schein, der wie ein aufreizender Bluff wirkt. Von solchen optischen Täuschungen sollte man das Wirthschaftleben schleunigst befreien. Ladon.



Hohenzollern-Schulenburg.

Hochverehrter Herr Harden, eine große wissenschaftliche Arbeit hält mich seit einiger Zeit im Süden fest. Ich liege auf der Bahn zwischen Avignon, Mailand und Freiburg, so daß meine Post meist da ist, wo ich nicht bin.

Mein Gedicht „Der preußische Adel den Hohenzollern", (Nr. 31 der „Zukunft") hat, wie ich aus dem Haufen von Zeitungausschnitten nun ersehe, dank einem Hetzartikel der „Deutschen Tageszeitung" in der Presse unerwartetes Aufsehen gemacht und die zweifelhafte Ehre gehabt, von dem Herrn Schöpflin im Reichstag in Verbindung mit einigen Häßlichkeiten genannt zu werden. Was meine Romane selbst nicht vermochten, sich in weiteren Kreisen Gehör zu verschaffen, hat diese Laune für sie gethan: sie hat ihnen freie Bahn gemacht. Auch das große Publikum liest jetzt meine Bücher, nachdem mich die „Deutsche Tageszeitung" ziemlich unverblümt als „Sozialdemokraten", der „Vorwärts" aber „als berufenen Dichter des Adels" bezeichnet hatte.

Es ist ein peinliches Gefühl, wenn ehrliche Arbeit auf solchem Weg zum Erfolge gelangt. Denn das Gedicht, das die „Zukunft" brachte, war doch, im Verhältniß zu meinen anderen Arbeiten, keine große Leistung; es entstand an einem lauen Abend in Rapallo, wo wir zu drei altpreußischen Adeligen die bekannte, tausendmal gehörte Unterhaltung über die Hohenzollern führten. („Wir waren schon Burggrafen, als Ihr Hohenzollern noch auf den Bäumen saßet." „Na, dann haben wir aber bessere Karriere gemacht." Friedrich III.)

Diese Feststellungen, sehr verehrter Herr Harden, würden mich aber doch nicht zu den Zeilen hier veranlassen, wenn nicht die nachfolgende Erklärung des Schulenburgischen Familienverbandes, vertreten durch die beiden Senioren, in der „Kreuzzeitung", den Irrthum erregen könnte, daß hier ein Fremder unter dem Pseudonym Werner von der Schulenburg eine „wirksame" Publikation habe bringen wollen, oder aber, daß der Verfasser des Gedichtes einer anderen Familie Schulenburg angehöre. Da steht: „In Nr. 31 der „Zukunft" wird ein Gedicht ‚Der preußische Adel den Hohenzollern' unter dem Namen Werner von der Schulenburg veröffentlicht. Die Entrüstung hierüber ist in unserer Familie selbstverständlich überaus groß, sie ist um so größer, als gerade vierzehn Tage vorher die vor fünfhundert Jahren dem Burggrafen Friedrich dem Ersten von Nürnberg geleistete Huldigung von ihr erneuert worden war und sie hierauf von Seiner Majestät eine überaus gnädige Antwort erhalten hatte. Unsere Nachforschungen haben, wie Das nicht anders zu erwarten war, ergeben, daß kein zu unserem Familientage gehörender Schulenburg der Verfasser jenes Gedichtes ist; ein solcher würde in unserer Gemeinschaft auch nicht geduldet werden. Wir stellen das Ergebniß unserer Nachforschungen im Interesse unserer Familie hiermit ausdrücklich fest." Dieser Familienverband ist aber nicht die Familie, denn er enthält nicht alle Schulen-

burgs, sondern nur die „grundgesessenen“ und die ihnen näher versippten; vulgo die reichen. Ich gehöre nicht zum Verbande. (Siehe die Familienchroniken von Danneil und Georg Schmidt.) Dem entsprechend, können die Senioren nur im Interesse des Familienverbandes, nicht aber, wie sie es gethan haben, im Interesse der Familie feststellen. Anders wäre es, wenn auch die durch Kriege und preußischen Militärdienst verarmten Zweige mit inkorporirt wären. Da Das aber nicht geschehen ist, dürfen sich die Senioren nicht wundern, wenn die nicht Inkorporirten von ihrer Ungebundenheit Gebrauch machen, auch einmal in einer Weise, die dem Verband nicht zusagt.

Ein historischer Vermerk sei noch gestattet. Zwischen der staatsrechtlich bedeutsamen Huldigung der Schulenburgs vor dem Burggrafen in Nürnberg (die bekanntlich auch erst erzwungen war) und der jetzigen Erneuung des Huldigungeides (von der ich in Ermangelung jeglicher Beziehung zwischen den inkorporirten und den freien Zweigen der Familie keine Kenntniß hatte) liegen fünfhundert Jahre. Nach der Ansicht der Senioren scheint zwischen diesen beiden Huldigungen eine Zeit herzlichsten Einvernehmens mit den Hohenzollern gelegen zu haben. Die Hohenzollern selbst waren freilich anderer Ansicht darüber: in seinem politischen Testament bezeichnet Friedrich Wilhelm der Erste die Schulenburgs (neben den Bismarcks und zwei anderen Familien) als die „wildesten und ungeberdigsten“, „denen mein lieber Herr Successor den Daumen auf die Augen halten muß.“ (Man vergleiche Marcks, Bismarck, Erster Band.) Dieser Sinn scheint sich bei den Mitgliedern, die dem Familienverband angehören, nicht so erhalten zu haben, wie bei denen, die außerhalb des Verbandes stehen.

Ich bitte, sehr verehrter Herr Harden, diese Zeilen in der „Zukunft“ zu veröffentlichen, damit ich nicht in den Verdacht komme, die Erklärungen des Familienverbandes durch Schweigen anerkannt zu haben. Mit dem Ausdruck meiner Hochachtung bin ich der Ihre

Freiburg. Dr. jur. Werner von der Schulenburg.



Die Sätze, an die Herr Dr. von der Schulenburg dachte, lauten in Marcksens Bismarckbuch: „Als Friedrich Wilhelm der Erste 1717 in den Marken die Umwandlung der Lehen in Allode, dafür aber auch die Einführung einer jährlichen Geldabgabe an die Königliche Kasse durchzwang, erhob die altmärkische Ritterschaft den zähsten und herbsten Einspruch gegen solchen Bruch ihrer Privilegien. Der König wollte noch 1722 keine Altmärker anstellen; sie seien allzu ungehorsam gegen ihren Landesherrn, absonderlich die Schulenburg, Knesebeck, Bismarck und Alvensleben. In die ‚Instruccion‘ an den Kronprinzen schrieb er: ‚Die altmerkische Vassallen sein schlimme, ungehorsame Leutte‘, widerwillig, leichtfertig. Sein Nachfolger dürfe mit ihnen nicht gut umgehen. Wieder nennt er da jene vier Familien als ‚die vornehmeste und schlimmeste.‘“ Ueber die „Entrüstung“: kein Wort; wer sich entrüstet, ist ja wehrlos.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 13. Juni 1914.

Spoliarium.

Demonstratio.

Die Fraktion der in den Reichstag gewählten Sozialdemokraten ist nicht aufgestanden, als in dem Hohen Haus (das schon, auf des Kaisers Befehl, geschlossen war) der Präsident die Mitglieder ersucht hatte, zu rufen: „Seine Majestät der Kaiser lebe hoch!“ Stumm saßen die Hundertelf. Bis in den Mai 1914 waren sie, wenn der Präsident zu solchem Satz die Zunge einspeichelte, aus den Thüren gelaufen. (Der Fall Wilhelm Liebknecht zählt nicht. Der emsige alte Herr hatte, nach lieber Gewohnheit, auf seinem Platz einen Artikel geschrieben, die Aufforderung des Präsidenten überhört und zu spät gemerkt, daß die erlauchte Versammlung schon in die Schlußhuldigung gelangt war.) Diesmal sollte deutlicher als bisher demonstrirt werden: „Wir sind Republikaner und rufen dem Vertreter eines uns schädlich scheinenden Rechtszustandes nicht Glückwünsche zu.“ Sollte auch den nationalen Fraktionen eingeschärft werden: „Da Ihr unseren Abgang, aus solchem Anlaß, einmal listig benutzt habt, um schnell, während wir draußen waren, die Sitzung zu schließen, dünkt Diskretion uns nicht mehr Ehrensache. Wir sind den Wählern verpflichtet, auf der Wacht zu sein, haben nicht den allergeringsten Grund, Eure Bräuche mitzumachen, und bleiben fortan, wenn Ihr dem Allerhöchsten huldigt, geruhig auf unseren Allerwerthesten.“ Vernunft empfahl, den Modenwechsel gar nicht zu beachten; zu thun, als

sei Alles wie immer gewesen, und rothen Fragern gelassen zu antworten: „Kinder, wenn Euch so billige Gesinnungprotzerei Spaß macht, seid Ihr zu beneiden.“ Dann war der Aufwand ertraglos verthan; und die Verdutzten hätten vor der Wiederholung gezaudert. Wann aber spricht in unserem politischen Getriebe Vernunft noch das bestimmende Wort? Zuerst wurde der ungemein wackere Demokrat Karl Johannes Kaempf (der nicht mehr Präsident war, doch nicht aufhören wollte, sich auf solcher Höhe zu wähnen) weinerlich; behauptete, wider die Meinung seiner Ahnen, von Robespierre und Marat bis auf Hecker und Struwe, Ziegler und Richter, jeder einem Reichsverband Zugehörige schulde dem Oberhaupt Ehrfurcht; und wurde, als ein zu Rede und Rüge nicht mehr Befugter, vom Brüllchor verhöhnt. Das Muster so hehren Strebens weckte Nacheiferung. Redner schluchzten und tobten. Schreiber heulten und pfauchten. Mindestens sechshundert Leit- und Leidartikel wurden dem Vorgang „gewidmet“. Bis die rothe Genossenschaft, vor solchem Wortschwall, glauben durfte, ihr sei eine Haupt- und Staatsaktion gelungen, deren wuchtiger Wirkung der Gegnerschwarm in wüthender Ohnmacht nachknirsche. Weil die Kenntniß der Strafgesetze ein dem Politik- und Zeitungmacher lästiges Gepäck ist, hörten wir aus beiden Lagern natürlich auch gute Menschen den Eingriff der Königlichen Staatsanwaltschaft erflehen; und als Antwort die Ableierung des Plattentextes: „Kein Mitglied des Reichstages darf zu irgendeiner Zeit wegen der in Ausübung seines Berufes gethanen Aeußerungen außerhalb der Versammlung zur Verantwortung gezogen werden.“ Um diesen (dreißigsten) Artikel der Reichsverfassung (dessen Anwendbarkeit, da der Reichstag schon geschlossen war, streitig ist) handelte es sich aber gar nicht. Was die Fraktion der Sozialdemokraten gethan hatte, müßte auch auf jedem anderen Schauplatz straflos bleiben. Ehrfurchtverletzung ist noch nicht Beleidigung; wer dem Staatshaupt nicht huldigen will und drum, wenn Andere zu solcher Huldigung aufstehen, stumm sitzen bleibt, ist, nach Reichsgerichtsentscheidungen, die bald zwanzig Jahre alt sein werden, noch nicht der Majestätbeleidigung schuldig. Deren Thatbestand ist erst gegeben, wenn sie aus böswilliger Absicht auf Ehrverletzung kam; „wenn der Thäter bezweckt, gerade die Ehre der fürstlichen Person zu verletzen, nicht aber, wenn er andere Zwecke verfolgt und die Ver-

letzung der Fürstenehre nur als Folge seiner Handlung mit in den Kauf nimmt“ (Erklärung des Sprechers der Verbündeten Regierungen in der Reichstagskommission; Wintertagung 1907/8). Die hundertelf Anklagen konnten also zwar dem Ausland ein Lenzvergnügen bereiten, in der Heimath aber nicht einmal die Eröffnung des Hauptverfahrens erwirken. Und wäre dem Reich, dem Kaiser, dem Ansehen deutscher Volkheit etwa gedient, wenn hundertelf Abgeordnete eingesperrt würden, weil sie nicht Hurra rufen wollten?

Riefen sie, dann wäre ihr Ruf Heuchelei. Die dürfen wir nicht wünschen noch gar erzwingen. Der Eid, den die Genossen vor der Zulassung in deutsche Landtage leisten müssen, riecht schon übel genug. Die Sozialdemokraten, sagt man, „könnten das Gefühl der anderen Fraktionen achten und wenigstens aufstehen.“ Sie könnten; wenn sie von Gefährten und Bundesrathsvertretern stets mit unbeirrbarer Höflichkeit, als Volksgenossen fremder Empfindensart, doch ehrenwerthen Wollens, als Gentlemen, behandelt würden. Sie müßten (auch ohne diese Bedingung); wenn sie klug wären, wenn in ihnen der Wille zur Macht glühte und kleinliches Bedenken überloderte. Dann würden sie jeden Ceremonialbrauch mitmachen; in Schlösser und Amtshäuser gehen, ohne sich jemals in Dienerei zu erniedern, und, bis sie über den ihrer Stimmenzahl gebührenden Theil der Staatsgewalt verfügen, die Feinde in Sicherheit lullen. Wie brav, hieße es dann wohl, sind die gestern noch so wilden Männer geworden; wie ähnlich der Mannschaft englischer Gewerkvereine (die das Gewerbe und damit des Reichshauses Grundmauer zermorscht haben). Müssen die Schützer der Throne, Altäre, Geldschränke diese Entwickelung nicht mehr als des Satans Fegfeuer fürchten? Sie würde in dem Deutschen Reich, wo Protestanten mit Katholiken, Preußens Grundbesitz und Schwertadel mit der Masse des in West und Süd wohnenden Volkes vielleicht noch im nächsten Menschenalter nicht in eine haltbare, sieghafte Stoßkraft verbürgende Front zu bringen sind, alle von Lohnarbeit Lebenden, aus Fabrik und Werkstatt, Amtsstube und Kontor, unter eine Fahne reihen; zu Herren der Einzelwirthschaft und des Reichsschicksals machen; den Sieg der Arme über die Köpfe sichern. Betet also, daß der Marxismus, all in seiner dürren Starrheit, noch lange daure. Und bauschet schlaffe Bläschen nicht, den Kindern zur Wonne, mit Eures Athems Wind

zu Wülsten auf. Was nicht verboten ward, ist erlaubt. Unnützlich und unrecht der Versuch, Erwachsenen vorzuspiegeln, nur der dem höchsten und dem allerhöchsten Herrn, Gott und dem Kaiser, Gehorsame wohne im Ehrenrecht. Wollt Ihrs, dann drücket einen Verfassungparagraphen durch, der Atheisten und Republikanern das Bürgerrecht abspricht. Sonst: Ruhe im Glied; thatloses Geschimpf hat noch nie Einem geholfen. Die stete Ankündung, daß gegen die Sozialdemokratie „Etwas" geschehen müsse, solle, werde, liefert das Reich und dessen Walter ins Hohngelächter. Das einzig Wirksame: schöpferische, auf ein klar erkanntes Ziel tapfer losgehende und das nationale Empfinden auf diesen Weg mitreißende Politik, wird uns auch morgen nicht Ereigniß. In den meisten Parlamenten sitzen Menschen, die des Staates Ordnung umstülpen möchten; in Paris Monarchisten, in Rom und Madrid, Petersburg und Sofia Republikaner, in Wien und Budapest Feinde Habsburgs. Ueberall wird man leidlich mit ihnen fertig. Dazu genügen drei Dinge: ernstes Kraftbewußtsein, wachsame Geduld und Humor. Als der alte Franz Joseph einen Sozialdemokraten, der an den Habsburg-Lothringern kaum ein gutes Härchen zu lassen pflegte, als Vicepräsidenten des Reichsrathes in der Hofburg empfangen hatte, sprach sein lächelnder Mund: „Ich erwartete nicht, daß der Herr, der nebenan so unhöflich schrie, so nett mit mir sein wüde." Ward des Erzhauses Würde dadurch etwa erniedert? Unsere Hundertelf sind noch nicht gefährlich. Auch wenn sie dem Kaiser, der sie, leider, oft allzu laut gescholten hat und deshalb nicht nur als Vertreter eines von ihnen bekämpften Rechtszustandes, sondern als Schmetterer der Rottenrede vor dem Auge und Ohr ihres Geistes steht, die Huldigung weigern. Schadets dem zweiten Wilhelm? Nicht mehr, als dem ersten der Groll kleinerer Fraktionen geschadet hat. Müßte erzwungener, geheuchelter Ehrfurchtausdruck ihn nicht ekeln? Der Status von 1914 ihm nicht lieber sein als der von 1890, der ihn, weil er Bismarck weggejagt hatte, von den Röthesten als eine Hoffnung anschmachten ließ? Und war das Schauspiel des Gelaufes, Gestolpers, Geflüchtes etwa würdiger als das des stumm sitzenden Haufens? Auf all diese Fragen ist aus dem Mund Verständiger nur je eine Antwort denkbar. Auch auf die letzte: Meinet Ihr wirklich, die Wählerschaar sei empört, weil ihre Mandatare weder aufgestanden noch aus dem

Saal getrabt sind? Fällt ihr nicht ein. Sie sagt: „Nur unsere Leute wagen noch was.“ Und der Lärm lehrt sie glauben, daß der Quark Wagniß war. Sie sagt: „Nur unsere Leute wollen eben nichts.“ Und ahnt nicht, daß sie ihnen damit das härteste Urtheil spricht. Denn die Urpflicht dieser von der Masse Abgeordneten wäre, zu wollen: daß jedes Mittel, auch der List und pfiffigen Truges, genützt werde, um der Masse an den Machtquell zu helfen. Jetzt? „Höret nur, wie die Bürgerlichen zetern! Denen hat unser Hintern die Pfingstfreude verdorben. Sind wir nicht stramme Kerle?“ Nie ward ein Triümphchen billiger eingehandelt.

Also ist zu vermuthen, daß der neue Brauch fortwähren wird. Kann und darf nicht geduldet werden? Müßte, wenn nicht eine Keilerei die Seßhaften aus dem Saal prügelt, geduldet, könnte aber durch ziemliche Aenderung älteren Brauches verhütet werden. Muß denn am ersten, am letzten Tag ein Chorus ins Kuppelgewölb klettern? Vorgeschrieben ist er nicht; und anderswo kommt man, in fest gemauerten Monarchien, ohne ihn aus. Wer in seinem Tageblatt liest, „das Hohe Haus habe dreimal begeistert in den Hochruf eingestimmt,“ glaubt am Ende wohl an die Mär von „erhebender Kundgebung“. Die lügt. Viele sind schon draußen. Viele zum Choristendienst unlustig. Manche ordnen ihre Papiere, schichten Reichsbriefbogen oder betuscheln mit Kumpanen berlinisch vergnüglichen Abschiedstrost. Der Ruf klingt immer dünn, fast immer kläglich. Muß es sein? Der Präsident ersinne sich irgendeine schlichte, schickliche Formel. Ungefähr: „Am Anfang (Schluß) unserer Arbeit, die das Reichswohl fördern soll, gedenken wir des Kaisers, dessen Glück dem des Deutschen Reiches unlöslich verbunden ist, und wünschen ihm, auf den das Auge der Nation aus getrostem Vertrauen blicken will, und seinem Haus frohes Erlebniß und fruchtbares Schaffen.“ Wer sich in solchen Spruch nicht bequemen mag, kann nicht Präsident sein. Wer dawider randalirt, erweist sich selbst als einen Rüpel. Wer dem Herzensdrang, den Allerhöchsten hoch leben zu lassen, tönenden Ausdruck sucht, kann ihn im Weißen Saal und an Feiertischen finden. Und wer diesen Vorschlag (der dem Kaiser nichts Schätzenswerthes nimmt, ihn aber vor dem Gefuchtel häßlicher Gesten schirmt) ablehnt, darf sich nicht mehr hehrer Mannentreue rühmen: denn wichtiger als der Schutz des Reichshauptes wäre ihm die Herausforderung

rother Ungebühr, die, in jedem Jahr mindestens zweimal, ihm erlaubt, seine Fraktion als das Fähnlein der Aufrechten, sittsam Empörten Serenissimo zu empfehlen. Nüchtern, liebe Herren! Sie sagen, ihre Seele bäume sich, wie das edle Blut des mißhandelten Rosses, wider die Vorstellung des Verzichtes auf die Monarchie von Gottes Gnaden. Schön. Doch dieser Verzicht wäre auch gegen Euren Vortheil. Demokratie, gar Republik würde nicht nur die inbrünstige Andacht Eures Busens kränken, sondern auch den Born Eurer Macht und Eures Wohlstandes verstopfen. Und wo fromme Hingabe an ein Treugelübde (durch blöden Zufalls Fügung: versteht sich) einträglich wird, sollte sie sich nicht auf Prologpathos stelzen. Alles Metaphysische bleibe drum, als des Menschen persönlichste Angelegenheit, aus dem Spiel. Des Alltages gemeine Wirklichkeit zeigt uns Gruppen, die nicht aus der Machtschanze weichen, und Massen, die in einer auf Mehrheitbeschluß gebauten Staatswelt die Stimmenmehrheit erraffen wollen. Grund-, Hof-, Militäradel ist durch tausend Erzreifen an die Monarchie gekettet; wenn er für sie kämpft, kämpft er für sich. Der Masse, die durch das für Untüchtige und Tüchtige gleiche (eigentlich, weil die Untüchtigen stets die entscheidende Mehrheit haben, also ungleiche) Wahlrecht und durch die von Jahr zu Jahr dreistere Vermögensabpressung geil geworden ist, scheint die Monarchie ein Sperrfort auf dem Weg in die Volksherrschaft; wenn sie dieses Fort schwächt oder stürmt, kämpft sie für sich. Frommer Seelendrang? Fürs Schaufenster.

Das Deutsche Reich aber, liebe Landsleute, ist der Ewige Bund deutscher Monarchen und Republiken. Selbst nicht Monarchie. In diesem Reich, dessen Abgeordnetenmehrheit, wenn die Wahlkreise nach dem Wortlaut und Sinn der Verfassung geändert würden, nicht mehr unbedingt monarchistisch wäre, ist der Kaiser nicht Souverain. Dennoch: er lebe so hoch, daß sein alltäglicher Wandel nicht sichtbar werde und Wortdunst unter ihm zerflattere. Diesen Wunsch ihm unisono immer wieder zu künden, ist unnöthig. Klug, Namen und Bild des gekrönten Vertrauensmannes, wo es schadlos geschehen kann, vor Unglimpf zu wahren. Jämmerlingswerk der Versuch, solchen Namens Träger einzuschüchtern und durch Vortäuschung naher Lebensgefahr dem Krüppelwunsch einer kurzsichtigen Kaste zu vermählen. Das Kaiserthum ist in Deutschland eben so wenig wie die von Verfassungtexten einge-

gitterte Monarchengewalt der Bundesfürsten ernsthaft bedroht. Wer solche Bedrohung, weil sie in den Kram seiner Kaste oder Partei taugt, behauptet, ist blind oder lügt; sieht nicht, was ist, oder trachtet, um sich noch weicher in Gunst zu betten, noch fettere Pfründe zu erhamstern, durch Trugspektakel die Fürsten zu ängsten. Deren wichtigste Selbstschutzpflicht ist, mit unermüdbarem Eifer die Zahl der Menschen zu vergrößern, in denen die Ueberzeugung leben kann, daß ihre Arbeit in Monarchien und unter dem Kaiserthum besser gedeihen, reichlicher zinsen werde als unter dem Deckel irgendeiner anderen Staatsform. Wir verkümmern in einem Zustand elender Serailränke, niederträchtiger Zettelsucht, feiger Thatscheu. Vaterland? Ein Begriff aus umnebelten Märchenbezirken; oder Namensschall von einem Luxusdampfer, auf dessen Küche und Keller das Schwarze Hundert der Zeitungmacher sich, wie Schmeißfliegen auf warme Roßäpfel, stürzt. Keiner wagt, muthig zu handeln; Jeder tummelt sich in den Schein, „Etwas“ zu thun. Auf uns, schreit aus allen Lagern die Profitgier den Fürsten, mit lautester Stimme deren höchstem, zu, nur auf uns müsset Ihr Euch stützen: sonst seid Ihr verloren. Das Ausland wird in den Glauben verleitet, daß unter unserem Reich die Grundmauer wankt. Unsinn. Doch einer, der endlich, damit er nicht zur Gefahr werde, zerfetzt werden muß. Der Reichstag (dem von Hunderttausend kaum Einer nachfragt; dessen Kommen und Gehen, Tagung und Vertagung fast schon unbeachtet bleibt) hat sein Skandälchen gehabt. Warum? Weil links, in der Mitte und rechts ein paar Leute ihrer Ladenkundschaft vortäuschen wollen, daß sie auf dem Posten sind und „Etwas thun“; das Kaiserthum, mit dem Hintern, zu Brei quetschen; die Monarchie, mit dem Maul, zu neuer Himmelfahrt flügge machen. Diesem Reichstag sitzen drei Herren vor, die nicht viel mehr als ein Fünftel der Abgeordneten hinter sich haben. Der Erste Präsident kann nicht hören, nicht sehen, nicht reden; weiß nie, was im Saal geschieht, noch, was die Amtspflicht ihm vorschreibt; wird, wie Kasperle vom Draht des Budenkönigs, von Wort und Wink kundiger Bureaumänner gelenkt. Und büttelt so täppisch dann drein, daß er nicht nur lächerlich wirkt. Einen, der die Regirenden parteiischer Gesetzesauslegung verdächtigt hatte, rief er jüngst zur Ordnung des Hauses zurück: als ob dieses Haus einen Zweck und Daseinssinn hätte, wenn in ihm nicht solcher Verdacht

zu offenem Ausdruck kommen dürfte. Ein Demokrat; der doch nicht, wie ein präsidirender Junker, in Verfassung und Parlamentsmacht schlimmen Tand mißachtet und darum, nach redlicher Ueberzeugung, den Abgeordneten nur das unter keinem Vorwand ihnen Weigerliche gewähren will. Ein Demokrat; dessen aufrechter Stolz zeigen müßte, wie er, wie die Schicht, die ihn hob, die Preußenlosung „Jedem das Seine" begreift; der, allen Gewalten, imperialer und plebejischer, zum Trotz, auf der Höhe des unbeirrbar gerechten und weisen Schiedsrichters sich zu erhalten vermag. Médiocre et rampant; von üblerer Amtssitte und den ihm Unterstellten (wie einst den Beamten der Darmstädter Bank, wie jetzt in foro der Handelshochschule) deshalb ein ärgeres Gräuel als je ein Stolberg oder Levetzow, ein Köller oder Kröcher. Den kopflos strebenden Greis durch Rede oder Lümmelgeste noch tiefer zu verwirren, ist der Röthesten Lust; die durch das Gefühl überreizt, überwürzt wird, daß auf allen Seiten der Wille zu einfachster Rechtswahrung fehlt. Handlungen des Präsidenten werden, wie Einwände gegen die Giltigkeit einer Wahl, nach dem Vortheil der Fraktion, nicht, wie in jedem Land würdigen Verfassungbrauches, nach des Rechtes ehernem Grundsatz gerichtet. „Die Sozialdemokratie darf niemals Recht behalten." Eine dümmere (nicht nur: unsittlichere) Parole war nicht zu erdenken. Gerade der Sozialdemokratie, die, weil sie der Staatsgemeinschaft nichts schafft, für sie nicht mitarbeitet, über jedes auf Tenne und Zimmerplatz, in Werkstatt und Backstube sichtbare Fleckchen bequem, wie über schmählichsten Unrath, zetern kann, darf nicht ein Quentchen ihr gebührenden Rechtes geweigert werden. Da mans, dennoch, täglich thut und da ihre Fraktion, die im Großen nichts hindert, stört noch gar vernichtet, den Ernährern und Beiträgern demonstriren muß, daß sie nicht ganz thatlos den Reichstaglohn verknabbert, hürdet sie sich gern in Skandale, deren Widerhall den Aberglauben entstehen läßt, nun sei, endlich, von kecken Vormännern wirksam Bedeutendes geleistet worden.

Wenn (noch in diesem von Schicksal schwangeren Sommer: möchten wir hoffen) auf dem Platz des Kanzlers ein Staatsmann säße, spräche er zu dem Kaiser, dessen einziger, für Handeln und Unterlassen einzig verantwortlicher Minister er ist: „Die Lösung von dem Alb des Rothen Schreckens dünkt mich eine unaufschiebbare Pflicht meines Amtes; die Erlösung deutscher Bürger und

ihrer Fürsten aus dem Bannkreis dieses Schreckgespenstes. Schlimmeres ist es nicht. Im Bereich staatlichen Lebens weder für das Reich noch für dessen Monarchenburgen ernste Gefahr. Die wird Eurer Majestät und Ihren Berufsgenossen nur vorgelogen, damit Ihre Macht sich den Wünschen der Stände, Gruppen, Klüngel verlobe, die, ohne solchen Schutzwall, die nächste Springfluth wie Dünensand hinwegschwemmen könnte. Niemals darf fortan die Angst im Rath deutscher Staatskunst sitzen; so lange ich mitwirke, weder Motor noch Bremse unseres Handelns sein. Allzu lange ist sies gewesen. Die in jeder Lebensregung fühlbare Angst der noch Mächtigen war das tonic, von dem Ohnmacht den werbenden Schein kräftiger Blüthe lieh. Wenn die Nation merkt, daß wir, furchtlos und schwindelfrei, wissen, was wir wollen müssen, was niemals wollen noch gewähren dürfen, wird jeder Schicht sich das Streben entwurzeln, durch Lug und Trug uns zu kirren. Wir wollen den Schwert-, Grund-, Beamtenadel: als die dem Blut und dem Ehrennerv deutscher Menschheit noch unentbehrliche Zuchtanstalt; und wir werden das von nationaler Pflicht ihm, dem Opfer unvermeidlicher, doch von Wachen nicht müßig zu erduldender Evolution, Geschuldete leisten, ohne es von Angst, die er zu diesem Zweck erzeugt, uns abpressen zu lassen. Ihm zuerst; nicht ihm allein. Weh dem Germanen, der nicht mit reinem Gewissen die Mahnung des Römerrechtes vernähme, suum cuique tribuere: Jedem zu geben, was Jedem gebührt. Auch den fürs Politikergeschäft organisirten Lohnarbeitern. Die sind mir, ob aus dem Holzpapier ihrer Blätter und dem Mund ihrer Schwatzanwälte Honig oder Geifer quillt, deutsche Gentlemen, bis sie (durch Handlung, nicht durch Rede) selbst sich als dieses Zutrauens unwürdig erweisen. Mein Vorgänger (mir fehlt die Muße zum Aufenthalt bei den kernlosen Floskeln über seine „patriotische Hingebung") hat sie gefürchtet und drum falsch behandelt. Daß er zwei ihrer wichtigsten Wünsche (Reichswahlrecht für Elsaß-Lothringen; Entbürdung der Volksmasse von den Wehrmachtkosten) erfüllt hat, wäre gefährlich geworden, wenn der Marxismus nicht die Adern des Machtwillens verkalkt hätte. Die Führer unserer Sozialdemokratie, Sekretäre, Redakteure, Advokaten, Schreibschemelmenschen und Parlirer aller Art, wollen nicht regiren, nicht für Aussaat und Ernte verantwortlich sein; sind auch nicht dumm genug für den

Wahn, aus den Hauptsätzen ihres Programmes könne auf europäischer Erde Wirklichkeit werden. Sie möchten, daß Alles, ungefähr, bleibe, wie es ist; daß ihre Sektengewalt, ihr Parteiamtsertrag, ihre Applausration sich nicht schmälere; daß sie nicht zu schaffen, nur zu schelten brauchen. Dahin drängt, bis unsere Politik wieder, in der Heimath und draußen, aktiv wird, auch uns die Nothwendigkeit, den Reichsbestand wenigstens zu erhalten. Manierliche Leute, die jedes ererbte Dogma hinwürfen, in jedes Bündniß und jeden Bückling sich bequemten, um rasch an die Reichsdynamos zu gelangen, wären gefährlich: weil sie versuchen müßten, mit dem Beistand aller nicht Satten uns in entkräftende Demokratisirung zu zwingen, die wir uns, wie anderen ‚Komfort der Neuzeit‘, auf zu enger Scholle nicht gönnen dürfen. Nur die blinde Thorheit deutscher Liberalen ersehnt den Sieg Derer, die von der öden Klippe des Marxismus auf den festen Ackergrund Frucht verheißender Staatsarbeit springen möchten. Wir müssen wünschen, daß den Radikalsten die Herrschaft bleibe: den Reichswurzelverneinern, denen, weil sie das Gebündel aller Massenmachttriebe also die schädliche Wucht des Gleitens in Demokratie, gehindert haben, ein beträchtlicher Theil der üppigen Reichsblüthe zu danken ist. Da sie uns, wie dem Arzt in manchem Nothfall giftige Stoffwechselprodukte, fürs Erste unersetzlich sind, dürfen wir ihnen die Grimasse nicht wehren, von der sie leben; ohne die sie als welkes Laub vom Baum der Volksgunst fielen. Sie sind Feinde monarchischer Staatsform? Abgemacht. Darüber plaudern, schmollen, zetern wir nicht; wachen nur, daß diese Staatsform solcher Feindschaft unerreichbar sei. Sie wollen stumm sitzen, wenn dem Kaiser gehuldigt wird? Einverstanden; wir sind zu stark, um uns darob zu erhitzen, können, Kaiser und Nation, am Alltag deutschen Arbeitlebens Feierchöre entbehren und bescheiden uns gern mit einer schicklichen Formel, die der Präsident, als Vormund der Volksvertreterschaft, in der rechten Minute vom Lippenstapel läßt. Unruhig würden wir erst, wenn entartende Enkel Bebels zur Huldigung bereit wären und wir das Roth erwöhnter Parteitracht als die Blutfarbe des Entschlusses zu skrupellosem Machterwerb sichten müßten. Dahin soll es nicht kommen. Seit Deutschland die Freude an seinem Staatswesen verlernt hat, häufen sich die Stimmzettel der um das Totenkopfbanner einer Negation Geschaarten; wenn es dieses Wesens wieder froh wird, ist sein freudig gläubiges Herz

gegen alle Gifttücken gefeit. Nahrhafte Fröhlichkeit keimt aber nicht aus Wortgerinnsel (mit der Zunge wird die Sozialdemokratie, die nur Rechte und aller Dienst-, Steuer-, Unterordnungpflicht beglückendes Ende verheißt, uns stets schlagen), sondern aus der Schrittspur vorwärts führender That. Empfindet der Deutsche wieder, daß seine Leistung, jedes Einzelnen, fürs Reichswohl ausgenützt wird, sieht er sein Vaterland unter stiller Sonne gedeihen, dann heitert sich ihm auch der Blick und umfängt getrost die neue Bürgerpflicht, deren Erfüllung dann erst möglich ist: die Aenderung des Grundgesetzes, das, nach fast fünfzig Lebensjahren, dem Reichskörper zu kurz, zu eng, zu fadenscheinig und flickig ward; wie dem Erwachsenen das dem Knaben angemessene Kleid. Deutschland ist mündig. Und die Aufgabe des Verfassungwandlers nicht, es in Kindesmaße zurückzuducken, sondern, ihm in das Gewand zu helfen, in dem er ohne Athemnoth und Ungezieferplage arbeiten, rüstig ausschreiten und, unnützlich hemmender Rückenlast ledig, des Reiches, des Vater- und Sohnlandes Zukunft erkämpfen kann."

Mbret Wilhelm.

„Was werden soll? Ich bin weder Elia noch Mohammed und darf mich nicht ins Prophetenamt brüsten. Eins aber weiß ich: das nun Gewordene ist das Kind Eures kurzsichtigen Dünkels. Weil unsere Hautfarbe Eurer ähnelt, weil unsere Augen und Ohren, Arme und Beine, wie Eure, Zwillinge sind, weil auch wir gehen und stehen, sprechen und speisen, tasten und riechen, haltet Ihr uns für Euresgleichen. Für arme Verwandte, die in der Kultur (so nennt Ihr ja Euer Krämchen) zurückgeblieben sind, doch, wenn sie hübsch gehorchen lernen, allmählich vorwärts kommen werden. Vielleicht gar bis auf Eure Höhe. Solche Vorstellung beweist, daß Euch das Wesen des Skipetaren fremder als das eines Kabylen oder Bantunegers ist. Trotz Allem, was Ihr darüber in Büchern gelesen und von Euren Diplomaten gehört habt. Die, meint Ihr, müssen aus edlem Hause sein, einen rasselnden Titel tragen, sich fein kleiden, jede Bewegung gefällig runden und von Weitem schon nach Würde duften: dann liegt das Bergvolk, Mann vor Mann, am Tag der Ankunft gewiß vor ihnen auf dem Bauch. Ob sie gescheit sind und auch nur den Willen haben, uns gründlich kennen zu lernen, wird kaum geprüft; nur, ob der Posten ihrem Range gemäß und ihnen zuzumuthen ist, ohne Orchideen-

diners, Golfklub, Kasino und parfumirte Seidenmädchen bei uns auszuhalten, bis sich Netteres bietet. Im Bureau und Salon ist da unten aber nichts auszurichten; und unter freiem Himmel sieht der erstbeste Bey, mit dem sie zu thun haben, würdiger aus als die geschniegelten Herren, deren Politur nicht in die Landschaft paßt. In der Heimath wirkt wohl ihr Name; uns sagt er, sammt Wappen und Krone, nichts Verständliches. Aus keiner Erdscholle wuchsen vornehmere Stämme als unsere Vlora, Toptani, Doda. Nie sah die Sonne edlere Ahnen als unseren Skanderbeg, den großen Georgios Castriot, der als Christi Kriegsmann, als Fürst der Albaner und Epiroten in tausend Liedern lebt, und seinen Waffengefährten Lek Dukadgin, der den Mirditen Gesetze gab und dessen Enkel die Bib-Doda sind. Eure Buchklugheit müßte wissen, daß in unseren Adern das Blut der Pelasger fließt, von dem ein Tröpfchen genügt hat, aus der Griechengeschichte ein Weltwunder zu machen; daß Achilleus und der größte Alexander (der im Zorn, wie Plutarch berichtet, Makedonisch, also Pelasgisch, sprach), Köprilu und Mehmed Ali, Mustapha und Ali Pascha, Marko Bozzaris und Francesco Crispi Zweige am Albanerstamm waren. Daß von Thessalien bis an die Schwarzen Berge, vom Wardarthal bis an die Adria unser Schwert den Boden gepflügt und mit Blut gedüngt hat. Jahrtausende lang. Das stolze Rom hat vor diesem Schwert gezittert, da der Epirotenkönig Pyrrhus es wider der Menschheit Tyrannin zückte. Und unser Glanz hat die Nacht dieses Königsschicksals überdauert. Avaren und Hellenen, Lateiner und Walachen, Slaven und Türken haben die steile Wölbung unserer Erde gestampft und ihre Spur tief in den Flugsand unserer Sprache gedrückt. Noch aber sind wir. In Jahrtausenden ungewandelt. Arm wie die Väter. Kühn wie die Väter. Nicht in Eurem Sinn ein Volk. Meinetwegen nur eine weithin versprengte, verschwemmte Sippe. Das Stammeshaupt vertheilt Arbeit und Gewinn; und wenn die Familienhäupter sich zum Gerichtstag vereint haben, ist Jeder ihrem Spruch unterthan. Weh Dem, der sich weigert, seines Bruders unbefruchtete Witwe zum Weib zu nehmen oder verspritztes Familienblut zu rächen! Ehrlos ist er, friedlos, ein geächteter Mann. Und hätte die Frau mit drei Söhnen seines Vaters gehaust: vom vierten fordert die Pflicht den Versuch, der dreifach Enttäuschten in Mutterschaft zu helfen. Und hätte das Gebot der Blutrache aus zween Familien schon

hundert Köpfe weggemäht: jeden Ueberlebenden ruft ehernes Gesetz zu neuem Rächerwerk. So sind wir. Musulmanen und Christen beider Marienkirchen. So wollen wir sein. Um keinen Preis anders werden. Fraget in Süditalien und in Amerika, überall, wo Kinder unserer Sippe seßhaft geworden sind, fraget den Mirditenfürsten sogar, der im Exil den Ruhm der französischen Waffen und Künste, von Turenne und Bossuet bis auf Mac Mahon und Flaubert, eben so hoch schätzen lernte wie die Kaufkraft französischen Geldes: Keiner wird antworten, daß er sich in neue Haut sehne oder dem Westeuropäer seine Kultur neide. Unsere Art ist nicht schlechter, mag auch nicht besser als Eure sein; ist eben anders. Räuber scheltet Ihr uns: weil unser Raubsystem, das älteste, das der armen, auf ihr Gewehr angewiesenen Bandenmenschheit, nicht mehr in der Mode ist: hinterlistige Lügner: weil wir das Handwerk im Kleinen und am hellen Tag, nicht in der Riesenhalle eines Staatsmechanismus, nicht bei künstlich gefärbtem Licht noch hinter bestickten Schleiern treiben. Drei Dinge wollen wir nicht: Staat, Steuer, Dienstpflicht. Drei sind uns unentbehrlich: Nahrung, Freiheit, Ansehen. Dem Stärksten beugen wir uns; ihm gehört unser Arm und unser Glaube. Aber er darf uns nicht knechten, nicht Zins von uns heischen, sondern muß uns anständig löhnen und die Grenze des Albanerlandes vorrücken. Wir haben uns dem Islam eingefügt, um nicht in die Rajah hinabzusinken und als Heerdenvieh weniger zu gelten als der Schwarm türkischer Bettler. Wir werden das Kleid jedes Kräftigen tragen, der, mag er aus Wien oder Rom, Athen oder Belgrad kommen, uns Ehre und Wohlstand spendet; und jeden Rock, ohne Gewissenspein, uns vom Leib reißen, wenn andere Tracht fetteren Nutzen verheißt. Jede Macht kann uns miethen; keine kaufen. Denn höchste Pflicht dünkt uns, Krieger und Jäger, Hirten und Räuber, die Erhaltung reinen Stammeswesens. Das hat weder Diokletian noch Innozenz, weder Murad noch Abd ul Hamid zu fälschen vermocht. Der schlaue Hamid gab den Versuch bald auf; ließ uns die Urvätersitte und wählte aus unserer Zucht Leibwächter und Wesire. Dem Komitee für Einheit und Fortschritt fehlte die Nase des Großherrn; es wähnte, nach einer schroffen Wendung gegen die Herrschaft der Beys werde es alle ihnen in Hörigkeit Verpflichtete an der Leimruthe haben. Thörichte Leute. Wider den Fremdling werden die Skipetaren im Innersten stets einig sein. Sie wer-

den sein Unternehmen fördern (wie am Tag von Kossowo das des Sultans Murad, wie seitdem das mancher Jesuiten- und Franziskanermission), so lange es ihnen Vortheil bringt; nicht eine Stunde länger. Und stets wird ihres Wunsches Ziel die Skipetarisirung oder die jähe Ausstoßung solches Fremdkörpers sein.

Arme Verwandte, die sich zuerst bücken müssen und nach zulänglicher Läuterung dann in die Familiengemeinschaft eingelassen werden? Nein. Menschen von einer Euch weltenfernen Art: die entschlossen sind, diesseits von dem Grenzstrich zu bleiben, mit dem Ihr Gut von Böse scheidet: entschlossen, Euch, denen sie sich überlegen fühlen, niemals ähnlich zu werden. Und auf ihrem Boden, ein winziges Häuflein Halbwilder, stärker als Ihr von Großmachtwahn Umdunstete: denn sie wissen, was sie wollen; Ihr aber wachet nur, um zu verhüten, daß werde, was Ihr nicht wollen dürft."

Der Mann, den meines Hirnes Ohr so sprechen hörte, ist nüchterner, doch nicht weiser als die von ihm gehöhnte Zunft aus der Dutzendschachtel. Sie weiß, was nicht werden soll; er, was nicht werden kann. Ungefähr so weit ist Jeder, der nicht ein Jahr verschlafen oder seine Vernunftreste im süßen Würzwein der Eitelkeit ertränkt hat. Die dicksten Schleier sind gefallen. Mit Kinofilmen, die Bilder aus innigem Familienleben vorflimmern, mit pompösen Waffenröcken und Fenstergruppen ist aus der gemeinen Wirklichkeit der Skipetarenwelt nicht mehr zu erlangen als mit Jubeldepeschen und Gondelserenaden. Handlung wurde verlangt und erwartet, nicht Theater. Damit kommen Herrscher aus altem Geschlecht manchmal, bei gutem Wetter, ein Weilchen aus. Wer nicht Königssohn ist und doch Königsahn werden will, muß durch Kopf und Faust die Unfehlbarkeit göttlicher Gnade bewähren. Zu Tadel und tändelndem Spott ist heute aber nicht Zeit. Das Geschwür von Europa (so nannte Bismarck zuerst Schleswig-Holstein, zuletzt Marokko) muß enteitert werden, ehe es das Blut des Kontinentalkörpers vergiftet. Trostsprüche („Unter dem neuen Mond wird es besser") helfen nicht. Derben Einschnitt („Ubi pus, ibi evacua") gebietet die alte Heilkunst, verbietet die neue Staatskunst. Ob rechts oder links das Messer gehoben würde: die Nerven der Nachbarschaft risse der Anblick des blanken Stahles in Wirbel. Der Fall fordert den Internisten, nicht den Chirurgen. Auch nicht, wie nach den Verschwörerpossen und Hofretiraden der Maitage Mancher wohl stöhnt, einen Heros noch ein satanisch funkeln-

des Scheusal mit gewaltiger Tatze. Der Heros müßte die Macht der Sippe gegen einen Feind ballen und das Skipetarenreich weiten: Das kann Europa ihm nicht erlauben. Und das Scheusal, das lüstern ist, den vom Verdacht Gestreiften in des Teufels Bratküche zu liefern, dürfte nicht von Europäerrechtes wegen thronen.

An der Diagnose ist nicht mehr zu rütteln. Eine Menschheit, die geblieben ist, was sie in Mythenzeit war: eben so tollkühn und aller Gewissenspflicht ledig. Nirgends ein Keimchen der Kraft, die Staaten zu bilden vermag. Familien und Geschlechtsverbände, die einander befehden, zerfleischen, auszuroden trachten; von je hundert Männern tötet sechzig der Dolch oder die Kugel. Ewig ist Krieg; denn die Bessa, die von einem Clan erkauft wird (und niemals lange währt), gilt nur für einen engen Bezirk. Niemand will Steuer zahlen, von irgendeiner Erwerbsmöglichkeit abgesperrt sein noch gar in schmalerem Ehrenrecht wohnen als die Schaar der Eindringlinge. Die thun zärtlich befreundet, klettern in Tafelreden auf die Firnen hehrster Seelenkultur, rümpfen über den Barbarenunfug der Vendetta die Nase und würden sich doch der Majestät des Beelzebubs verbünden, um dem Nebenmann ein Beutestück zu entreißen. So lehrt Europa fromme Tugend. Und die Schulstätte ist ein armes Land, dessen blutrünstigem, längst schon verkrüppeltem Leib nun auch die Beine abgeschnitten worden sind.

Nicht so schnell wie über die Diagnose werden die Aerzte sich über die Therapie einigen. Leider. Denn jeder Tag, der ungenützt verstreicht, mehrt die Gefahr. Der „Fall“ sieht schon so übel aus, daß die Laien dreinzureden anfangen. So ists immer, wenn dem Zünftigen die Leistung nicht Respekt warb. Dann empfiehlt Einer die Kräutlerin, der Zweite die christian science, der Dritte eine Wunderlatwerge. Auch in ernsteren Geistern regt sich der Helferdrang. Dem Brief eines österreichischen Professors entnehme ich den Vorschlag, aus Albanien einen „europäischen Nationalpark“ zu machen, der dem Protektorat sämmtlicher Großmächte zu unterstellen ist. „Nicht wilde Thiere, wie in Amerika, sollen in diesem Park zu sehen sein, sondern Urzeitmenschen. Denen liefern die Schutzmächte das zum Leben Nothwendige; dazu so viel Munition, wie die Stämme zur Vorführung ihrer Krieger- und Räubersitten brauchen. Die Kosten, auch für bequeme Fahrwege, bringt der Touristenstrom ein, dem in der besten Jahreszeit das Bild primitiver Zustände gezeigt wird. Während dieser Monate ist allge-

meiner Landfriede und jeder Stamm gezwungen, die Bessa zu halten. Wer ein Sondervergnügen zu bezahlen vermag, kann sich einen Ueberfall, eine Entführung oder andere unblutige Abenteuer bestellen. Wozu in die Ferne schweifen und fremde Rassensplitter in unsere Kulturzone ziehen, da wir in Europa ein Volk haben, das uns auf seinem eigenen Boden ein so wichtiges Kapitel aus der Geschichte der Menschheit vorleben könnte? Dieses Volk wird nicht leiden: denn es darf seine alten Sitten und Gewohnheiten bewahren. Und welchen Werth für Gelehrte und Wißbegierige solcher Anschauungunterricht hätte, brauche ich Ihnen nicht erst anzudeuten." Gewiß nicht. Nur fürchte (oder: hoffe) ich, daß für eine Show, auch für eine weder von Buffalo Bill noch von Barnum jemals erreichte, die Albaner nicht zu ködern wären. Beißen sie aber an und entschließen sich, ihr Handeln und Wollen gegen Entgelt zu mimen, dann holt Amerika, das höheren Lohn bieten kann und bessere Manager hat als der Volksbildungausschuß der verehrlichen Großmächte, nach den Sternen der Museen und Opernbühnen auch diese attraction aus dem Kontinent der Basalte übers Meer. Und vor der Frage, wer dann in Albanien gebieten soll, müßte dem gelehrtesten Magister bang werden. Sogar einem, der ernstlich glaubt, der Parkplan könne die Zustimmung aller Großmächte finden, und überzeugt ist, daß alle (auch das Italien Giulianos) der Versuchung, die Bessa zu brechen, in ehrfürchtiger Gelöbnißtreue ausbiegen werden. Ich sehe anderes Bedürfniß und andere Möglichkeit, ihm zu genügen. Nicht Gauklergewöhnung: flinker Geschäftsgeist zähme die Indianer Europas.

Albanien kann einstweilen nicht in Ruhe regirt, muß aber sofort finanzirt werden. Meinetwegen: „gegründet". Ein Bey Alexander, der über Nacht zum Volkshelden Skanderbeg wird, kommt vielleicht niemals wieder. Und käme er morgen, dann müßte ihn, damit er nicht im Epirus oder anderswo Lorber suche, Europa entwaffnen, am Ende gar, damit er drängenden Preisangeboten entzogen sei, hinter ein Eisenthor setzen. Das Land braucht Geld. Ein ansehnlicher Steuerertrag ist in absehbarer Zeit nicht zu erwarten. Also muß fremdes Kapital hinein. Warum kann Durazzo nicht wieder werden, was Dyrrachium einst war? Flüsse und Häfen müssen entsandet, Eisenbahnen und Straßen gebaut, alle Möglichkeiten der Landwirthschaft, des Gewerbes, der Industrie ausgenützt werden. Von Kaufleuten, die nicht die Menschheit beglücken, son-

dern aus langfristiger Arbeit Geld verdienen wollen. Die werden dafür sorgen, daß die Politik ihnen nicht das Geschäft verderbe; daß Tüchtigkeit entscheidet, nicht Glaube und Nationalität; daß mit Gold gedüngt werde, wo allzu lange nur mit Blut gedüngt ward. Die werden prüfen, ob eine Fremdenindustrie erlangbar und einträglich ist. Werden die Skipetarenstämme nicht hindern, einander zu plündern, zu morden; sie weder knechten noch nach der Exerzirregel des Erdwestens drillen. Aber ihnen Schulen, luftige, wohlfeile Heimstätten und Badhäuser öffnen; jedem zu redlicher Arbeit Willigen die Gelegenheit zu anständigem Erwerb schaffen; den Musulmanen, die den Koran nicht, und den Christen, die das Evangelium kaum kennen, durch den Augenschein des Alltags beweisen, daß der saubere, in vernünftiger Lehre zu nutzbarer Leistung erzogene Mensch behaglicher lebt und des Daseins froher wird als der schäbige Held der Schlucht, den das Geprahl mit dem Ruhm Achills und Alexanders nicht sättigt. Wer Menschen dieses Schlages zwingen will, auch nur das Kleid ihres Wesens zu wechseln, ärgert sie in finsteren Groll und tückisch zähen Widerstand. Wer sie gewähren, den Vortheil und die Last festerer Lebenssicherung abwägen und in Freiheit den Schicksalsweg wählen läßt, hat niemals Enttäuschung zu fürchten und kann still seine Schäfchen scheeren.

„Also Albanien A. G.?“ Auch die Form der Aktiengesellschaft schreckt mich nicht. Sie wird die Nachbarn beruhigen und ihnen, wenn sie einträglichen Handelsverkehr (ohne Banden- und Kriegsgefahr) erlaubt, mehr behagen als irgendein künstliches Werk der Staatsmannschaft. Allen: den hungrigen und den fast satten. Die Vorbedingung des Erfolges ist und bleibt freilich: völlige Enthaltung, auf Jahre hinaus, von aller Politik. Keine Großmacht darf in die Direktion oder den Aufsichtrath. Wir haben die stärkste von den Konzertkünsten erlebt und mit der Andacht die Neugier verlernt. Die Pflicht der Herren von morgen ist, dem Skipetaren Verdienst zu schaffen. Dann wird er in aller Stille civilisirt. Das heißt: ein am Zwirn der Gewinngier lenkbarer Bürger.

Ehe solcher Versuch (von Hanseaten, Rheinländern, Schweizern) gemacht werden könnte, wäre der Titularfürst Wilhelm in Sicherheit zu komplimentiren. Der ist, auf Lackstulpenstiefeln mit Silbersporen, in ein Abenteuer geschlittert, das ihn, wenns nicht schleunig endet, um den Mannesruf bringen muß. Daß die Aufgabe, in die er sich locken ließ, vom Stärksten nicht zu bewältigen

wäre (weil ein Albanien, eine albanische Nation, Religion, Sprache, Wollensgemeinschaft niemals gelebt hat noch zu werden vermag), wurde hier früh gezeigt. Doch einen Fürsten, König, Mbret, Sultan dieses Schlages hat der Erdkreis noch nicht erschaut. Seit das Geblink eines güldenen Stirnreifes gen West, bis ans Eiland der Havelpfauen, vordrang, war jeder Schritt des ihm auf schwanken Grund Nachschwärmenden falsch, fast jedes Folge eine Minderung persönlichen Ansehens. „Märchenland will einen König haben": so sang Tante Lisi, der herzige Einfalt erlaubt hatte, sich selbst „das Waldmärchen" zu taufen. Hat Neffe Willi der Märchentante Carmen Sylva geglaubt? Dann schweige des Frankenliedes freche Stimme von dem Ulanen, dem nichts heilig ist.

Nur die erste Kunde aus Potsdams Galawelt klang leidlich. Prinz Wilhelm zu Wied, sprach sie, will die Rittmeistersterne gegen eine Krone austauschen, wenn die Signatarmächte des londoner Abkommens die für den Anfang nöthigen Millionen vorstrecken. Der, dachte Deutschland, ist zwischen Entenfang und Heiligem See nüchtern geblieben; und seine Freunde plauderten aus, er habe sich, wie weiland der Hellene aus Kopenhagen, für den Fall des Unfalles von Europen ein staatliches Reugeld gesichert. Ein siebenfach Gesiebter also. Das Eröffnungrennen macht dieser Rittmeister gewiß. Warum zaudert er nur gar so lange vor dem Start? Weil ohne Vorschuß aus Gottes Gnade selbst ein Königswille nicht aufblühen kann. Doch der Lancier ist inzwischen nicht müßig. Geschrieben steht: Am Anfang war der Film. Ein Kino zeigt in Durazzo Bilder aus dem Leben der Familie Wied Jüngerer Linie; zeigt, in einem Holzschuppen, auf kahlem Brett, ohne Eintrittszahlpflicht, den Mbret. Erstes Zeugniß von völliger Verkennung orientalischen Wesens; der Fürst, den er in der Meßbude sah, ist dem Musulmanen, dem Orthodoxen, dem Ostpapisten fast schon entkrönt. Einen Halbgott erhofften sie: und von putzig zitternder Leinwand flimmert das Geschlängel eines dünnen, pappellangen Offiziers, um den Frau und Kinder sich steif oder neckisch reihen. Zweites Zeugniß: die von Essad geführten Notabeln, die den Fürsten einholen sollen, werden nach Neuwied eingeladen; beriechen ein winziges Höfchen, das neben den Palästen der Vlora und Doda ein Schulzensitz schiene, und lernen ahnen (was ihnen nie dämmern dürfte), daß der ihrem Land Erkürte in seiner Heimath ein machtloses Männchen ist. Hätten sie ihn auf dem pots-

damer Paradeplatz, vor der glitzernden Pompgarde, an der Seite des in den selben Waffenrock gekleideten Kaisers erblickt! Der aber hat diesmal die richtige Witterung: traut der mageren Durchlaucht nicht zu, daß sie von Bülte kühn sich zu Bülte schwingen werde, und weigert jede Mitwirkung zu Schauspiel und Würdengepräng. Raunt von naher Riesenblamage. Dennoch: Auf nach Durazzo!

Landung. (Neuer Film; ein Europen zugedachter. Der zu lange, zu huldvolle, zu sichtlich verschüchterte Herr, der, in einer Metropoluniform, nicht nur mit dem Reiher überall anstößt und von der Majestätgeberde des größten Musters nichts abzugucken vermocht hat. Die gewandte, von heftigerem Willen durchwirbelte Dame, der anzumerken ist, daß sie die Rolle der aus Hoheit und Güte, Marmor und Marzipan gefügten Landesmutter durchaus studirt hat und mit dem Uebereifer der Lampenfieberigen mimt. Königin? Ihr Antlitz ist nackt. Sie plaudert und lacht unter Männern. Wieder nichts für den Orient. Der bewundert seinen Essad, den stämmigen Pascha, der ernste Kriegerwürde nicht zu erkünsteln braucht.) Wird nun regirt? Zunächst eine Leibwache, eine Hauptstadtschutztruppe geschaart? Königlichen Willens Walten wenigstens angedeutet? Nein. Theater gespielt. Hoftheater aus kleindeutscher Zopfzeit; mit Titelkonflikten und Kabinetssiegen des Hofmarschalls über den Hofmedikus. Heute heißts, der Fürst stelle sich an die Spitze der Armee (die weder je war noch jetzt ist); morgen, er habe ein „Ministerium gebildet" (in einem Lande, dem noch die Urzellen staatlicher Verwaltung fehlen; mit eben so gutem Recht könnte ein Bauherr, ehe die Ausschachtung des Bodens begonnen hat, öffentlich den Firstwächter, Thürmer, Glöckner vereiden). „Die Fürstin ist von der kernigen Treue des Volkes entzückt. Gestern hat sie nachts in einer Gondel gesungen und Zithersaiten gezupft." Will also abreisen, da der Orientnimbus ihr nichts mehr gilt? Nein: die Kinder sind ja erst angekommen. Ein Ulan aus Moltkes Heer? Nein: der Lancier des Tanzmeisters Laborde; quadrille à la cour. Morgens herrschen Holländer, mittags Italiener, abends Oesterreicher. Der Mbret hockt im Konak. Läßt den Epirus von Zographos erobern. Essad verhaften, dann, als eine Römerhoffnung, via Otranto spediren. Flieht, ohne Schwertstreich, vor einem Bauernhaufen auf ein fremdes Kriegsschiff... Ein deutscher Gardereiter. Der König sein wollte. „So sind die potsdamer Prunksoldaten!" Jauchzet nicht zu laut; Blender birgt jedes Heer. Und seine Schwadron hätte auch dieser Wilhelm furchtlos ins Feuer geführt.

Frankreichs Bevölkerung.

Seit zwanzig Jahren ist die Bevölkerung Frankreichs fast stationär geblieben. Sie betrug in Millionen Einwohnern nach den vier letzten Volkszählungen:

1891	38,1
1896	38,5
1901	38,9
1906	39,2
1911	39,6

In der selben Zeit hat sich die Bevölkerung Deutschlands vermehrt:

1890	49,4
1895	52,3
1900	56,3
1905	60,6
1910	64,9

Die Folge ist zunächst eine dauernde Verschiebung des Zahlenverhältnisses zwischen Frankreich und den anderen europäischen Staaten. Zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten war Frankreich mit 20 Millionen Einwohnern der volkreichste europäische Staat. Das blieb so durch das ganze achtzehnte Jahrhundert. Den Franzosen zur Zeit der Großen Revolution erschien ihre Volkszahl von 25 Millionen ganz erstaunlich hoch. Oft findet man in den Reden und Schriften jener Zeit die Zahl mit einer gewissen Andacht erwähnt: man berauschte sich an dem Gedanken, zu 25 Millionen Menschen zu sprechen, für sie Gesetze zu machen. Heute erscheint uns die Zahl von 25 Millionen keineswegs mehr erstaunlich und berauschend. Frankreich hat sie allerdings jetzt weit überschritten, aber die anderen europäischen Staaten sind noch schneller gewachsen. Hier ist die Bevölkerungzahl der wichtigsten Staaten Europas in Millionen Einwohnern:

	1905	1910
Rußland und Finland	115	—
Deutschland	60,6	64,9
Oesterreich-Ungarn	45,4	51,3
Großbritanien und Irland	41,4	45,3
Frankreich	39,2	39,6
Italien	32,4	34,7

Frankreich ist damit unter den Großstaaten Europas an die fünfte Stelle gerückt und wird wahrscheinlich immer weiter in Rückstand kommen. Die Folge des Rückganges zeigt sich schon jetzt in der verminderten Bedeutung der französischen Sprache. Sie ist im achtzehnten Jahrhundert nicht nur als Salonsprache herrschend, sie ist auch schon deshalb die wichtigste europäische Verkehrssprache, weil sie die Muttersprache des vierten Theiles der europäischen Bevölkerung ist. Heute ist sie vom Englischen, Spanischen, Deutschen überholt.

Auch Industrie und Handel Frankreichs haben an Bedeutung verloren. Für die Entwickelung der Industrie bietet der Steinkohlenverbrauch den besten Maßstab. Hier sind die Ziffern für Frankreich und Deutschland in 1000 Tonnen:

	Frankreich	Deutschland
1865	17 741	24 807
1885	28 962	67 096
1908	53 821	205 700

Ein ähnliches Bild giebt eine Vergleichung der Ziffern für Ein- und Ausfuhr in Milliarden Francs für den Durchschnitt der Jahre:

	Frankreich	Deutschland
1871 bis 1875	7,1	7,4
1900 bis 1905	8,7	13,4
1910	13,3	20,5
1911	14,4	22,2

Daß hierdurch schließlich auch der viel gerühmte französische Reichthum betroffen wird, der immer mehr auf der Sparsamkeit als auf der Unternehmunglust beruhte, lehrt die Statistik der Erbschaft- und Schenkungsteuern. Die Summe der Erbschaften und Schenkungen betrug in Millionen Francs:

1895	6930
1896 bis 1900 im Jahresdurchschnitt	6869
1901 bis 1905 „ „	6617

Offenbar sind die selben Charaktereigenschaften, welche die Volksvermehrung hindern, auch der Vermehrung des nationalen Reichthums auf die Dauer hinderlich. Das Nationalvermögen Frankreichs wird jetzt auf 280, das Deutschlands auf 380 Milliarden Francs geschätzt.

Noch gefährlicher für die politische Stellung Frankreichs ist die Abnahme der wehrfähigen Mannschaft. Die Zahl der Stellungpflichtigen betrug 1907 für Frankreich 286 000 und für Deutschland 539 000. 1929 würde diese Zahl, wenn man das selbe Verhältniß zu den Geburten zwanzig Jahre vorher zu Grunde legt, 269 000 und 594 000 betragen. Die offiziellen Zahlen der Heeresstatistik sind allerdings höher. Sie sind aber mit Vorsicht aufzunehmen. Wie wenig eine Erhöhung der deutschen Friedenspräsenzstärke mit Rücksicht auf Frankreich geboten ist, ergiebt sich aus folgender Betrachtung. Nach dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich, Jahrgang 1912, Seite 330, beträgt die Zahl der von der Aushebungbehörde endgiltig abgefertigten Personen für Deutschland im Durchschnitt der Jahre von 1907 bis 1911 548 000. Die Zahl der Geburten in dem entsprechenden Zeitraum zwanzig Jahre vorher beträgt im Jahresdurchschnitt 1 840 000. Also gelangen etwa 30 Prozent von allen Geborenen zwanzig Jahre später zur endgiltigen Abfertigung durch die Aushebungbehörden. Hiervon beträgt die Zahl der Diensttauglichen in Deutschland bis jetzt 60 Prozent. Für Frankreich wird allerdings die Zahl der Tauglichen auf 80 Prozent

angegeben, jedoch werden bei dieser Ziffer auch diejenigen Personen eingerechnet, die nicht zum Dienst mit der Waffe tauglich sind und nur für Hilfdienste gebraucht werden können, ferner Alle, die sich der Militärpflicht entziehen. Das sind zusammen 10 Prozent. Deshalb kann der Verhältnißsatz der unbedingt Militärtauglichen in Frankreich auch nur auf etwa 70 Prozent der zur Abfertigung Gelangenden angenommen werden. Nun beträgt aber die Zahl der Geburten in Frankreich für den Durchschnitt der Jahre 1891 bis 1895 nach Bertillon „La Dépopulation de France“ 857 000. Die Zahl der Abgefertigten würde danach unter Zugrundelegung des selben Verhältnisses wie in Deutschland im Durchschnitt der Jahre 1910 bis 1915 257 000 betragen; sie ist also noch nicht einmal halb so groß wie in Deutschland. Wenn wir nun hiervon wirklich 70 Prozent für unbedingt tauglich rechnen, was sicher hoch gegriffen ist, so könnten in jedem der nächsten Jahre 180 000 Mann eingestellt werden. Das würde bei zweijähriger Dienstzeit eine Präsenzstärke von 360 000, bei dreijähriger eine von 540 000 Mann ergeben. Allerdings sind die offiziellen Angaben über die Stärke der französischen Armee höher; es erscheint aber nach den vorstehenden Ziffern zweifelhaft, ob sie der Wirklichkeit entsprechen, und vor Allem, ob sie sich für die Zukunft aufrecht erhalten lassen. Unter allen Umständen müssen die Verhältnisse in Frankreich in der nächsten Zukunft von Jahr zu Jahr ungünstiger werden, denn die Geburtenziffer hat seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von Jahr zu Jahr weiter abgenommen. 1906 betrug sie 807 000, 1910 nur noch 770 000. Das würde für 1926 und 1930 eine Anzahl von 170 000 und 162 000 Militärtauglichen ergeben. Für Deutschland würden die entsprechenden Ziffern zu dieser Zeit etwa dreimal so groß sein. Zu ganz ähnlichen Ziffern gelangt auf Grund der selben Erwägungen das Werk von Laurent, Norard und Mercereau, La Paix armée; Paris, Figuière.

Der Grund der Erscheinung liegt in der Verringerung der Zahl der Geburten. Diese war in der letzten Zeit ganz erschreckend. Die Zahl der Geburten betrug:

1861 bis 1865 im Jahresdurchschnitt	1 005 000
1891 bis 1895 „ „	857 000
1909	770 000
1911	742 000

Die absolute Geburtenziffer für Deutschland betrug 1910: 1 924 000. Sie ist jetzt auch rückläufig; aber immer noch gewaltig genug

Obwohl die Sterblichkeit in Frankreich günstig ist (1910: 17,9 vom Tausend der Bevölkerung im Jahr), bleibt daher der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle nur sehr geringfügig. Er betrug 1908 nur noch 46 000. Heute dürfte er völlig verschwunden sein. Die geringe Vermehrung der Bevölkerung Frankreichs hängt auch mit der Einwanderung zusammen. Diese ist in der letzten Zeit von Jahr zu Jahr stärker geworden. Die Zahl der Fremden ist in Frankreich von einer halben

Million im Jahr 1861 auf 1¼ Million im Jahr 1906 gestiegen. Nach Bertillon wird Frankreich im Jahr 1950 40 Millionen Einwohner haben, davon die Hälfte Fremde. Ist die französische Rasse zum Erlöschen verdammt?

Durch eine Verminderung der allgemeinen Sterblichkeitziffer läßt sich das Uebel nicht heilen. Diese ist, wie bereits gesagt, schon jetzt recht günstig. Jedenfalls ist sie nicht viel schlechter als in den meisten anderen Kulturstaaten Europas. Das gilt auch von der Säuglingsterblichkeit; sie betrug für Frankreich in dem Zeitraum von 1886 bis 1895 im Jahresdurchschnitt 218 von 1000 lebend Geborenen bis zu einem Jahr. Bis 1906 ist sie allmählich dann auf 143 heruntergegangen. Auch diese Zahl ist im Verhältniß zu den meisten anderen Ländern recht günstig. Sie ist sogar noch günstiger als unsere. Erheblich bessere Ziffern zeigen nur die nordischen Länder, namentlich Schweden, wo die Sterblichkeit nur 115 auf 1000 beträgt. Doch ist zu bedenken, daß gerade das heiße Wetter den Säuglingen gefährlich wird. Da dieser Umstand sich bei der Natur des französischen Klimas nicht ausschließen läßt, ist eine erhebliche Verminderung der Säuglingsterblichkeit kaum zu erwarten. Außerdem ist fraglich, ob eine solche Verminderung wirklich eine Erhöhung der Rate der Bevölkerungvermehrung herbeiführen würde; denn gerade die kinderarmen Familien haben die Tendenz, ihre durch den Tod fortgefallene Nachkommenschaft wieder zu ersetzen.

Die Auswanderung spielt in Frankreich als Faktor der Volkszahlverminderung kaum eine Rolle. Sie betrug in dem Zeitraum von 1901 bis 1905 im Jahresdurchschnitt 35 000 Köpfe; hierunter befinden sich auch Diejenigen, welche in die Kolonien gehen. Die großen französischen Kolonien brauchen aber einen gewissen Zustrom aus dem Mutterland.

Auch die Ehehäufigkeit ist nicht geringer als anderswo; sie betrug für das Tausend der Bevölkerung:

1881	7,4
1891	7,4
1901	7,7
1906	7,6

Sie ist also eher noch etwas gewachsen. In Deutschland betrug sie für den Zeitraum von 1891 bis 1899 im Jahresdurchschnitt 8,2.

Die natürliche Sterilität der Ehe ist in Frankreich nicht größer als anderswo. Jedenfalls ist sie im Lauf der letzten sechzig Jahre nicht gewachsen. Seit 1856 sind etwa 16 Prozent aller Ehen dauernd kinderlos. Diese Zahl ist ziemlich unverändert geblieben, obwohl seitdem die Geburtenhäufigkeit von 26 auf 21 gefallen ist. Sie hält sich übrigens auch in den anderen Kulturländern ungefähr auf der selben Höhe. Die Wurzel des Uebels liegt also in dem berühmten Zwei- oder Einkindersystem, in der willkürlichen Beschränkung der Geburtenzahl. Als Motiv wird in der Regel die Bequemlichkeit der Eltern und ihr

Wunsch, den Kindern ein behagliches Leben zu schaffen, angegeben. Man nimmt an, die Eltern wollten ihr Leben genießen, besonders die Mütter wollten sich durch Schwangerschaften und Kinderpflege in ihrem Vergnügen möglichst wenig hindern lassen; eben so soll das Kind es einmal möglichst gut haben: deshalb zersplittern die Eltern ihre verfügbaren Mittel nicht. Diese Liebe zum Wohlleben und diese Angst vor den Schrecken und Gefahren des Lebens wird meist für eine Frucht der Ueberkultur gehalten. Man denkt dabei namentlich an die raffinirte Lebenskunst der Pariserin. In ihrer Gesinnung sieht man die Ursache der Entvölkerung Frankreichs. Gewiß findet man in Frankreich und namentlich in Paris Kreise, auf die diese Vorstellung zutrifft, aber sie geben nicht den Ausschlag. Man muß bedenken, daß Frankreich auch heute noch ein vorwiegend landwirthschaftliches Land ist. Zwar ist der Antheil der städtischen Bevölkerung von 25 (im Jahr 1851) auf 42 Prozent der Gesamtbevölkerung (im Jahr 1906) gestiegen, wobei als städtisch alle Gemeinden mit mehr als 2000 Einwohnern gelten; dennoch lebten auch 1906 noch 22,7 von 39,2 Millionen Franzosen auf dem Lande und 45,7 Prozent aller Erwerbthätigen gehörten der Landwirthschaft an. Es gab 1906 nur 15 Großstädte mit mehr als 100 000 Einwohnern, deren Einwohnerzahl sich insgesammt auf 5½ Millionen beläuft; davon kam die gute Hälfte auf Paris allein. Dagegen hatte Deutschland 1905 bereits 41 Städte mit mehr als 100 000, die zusammen von 11,5 Millionen Menschen bewohnt wurden. Die städtische Bevölkerung betrug etwa 60 Prozent der Einwohnerzahl Deutschland. Mit dem Schlagwort von der Verderben bringenden städtischen Kultur ist also das Problem nicht zu lösen; der Kern liegt tiefer: die französische Bevölkerungfrage ist eine agrarische Frage. Das wird um so deutlicher, wenn man sieht, daß die Volksvermehrung auf dem Lande sogar noch etwas geringer ist als in der Stadt. Die Ziffer betrug für die ländliche Bevölkerung im Jahresdurchschnitt von 1901 bis 1906 20,65 für das Tausend, für die städtische Bevölkerung 21,05*). Damit unterscheidet sich Frankreich von allen anderen Ländern; besonders von Deutschland, wo gerade die ursprünglich gebliebenen ländlichen Distrikte die größte Vermehrung aufweisen; insbesondere zeichnen sich hier Westpreußen und Posen aus. Dort beträgt die Rate der Volksvermehrung in den Städten 35, auf dem Land aber 43 pro Tausend, also 8 pro Tausend mehr.

Wie sehr die Zahlen in Frankreich von diesen Verhältnissen abweichen, erkennt man erst recht, wenn man näher auf die einzelnen Departements eingeht. Wir nehmen sechs vorwiegend landwirthschaftliche Departements, davon die ersten vier in der alten Guyenne im Südwesten Frankreichs, einer ziemlich ursprünglichen Gegend, und je eins

---

*) Diese und die folgenden Zahlen sind dem amtlichen Bericht über die französische Volkszählung von 1906 entnommen, der 1909 in der Imprimerie Nationale gedruckt wurde.

in der Normandie und in der Touraine, besonders bevorzugten und fruchtbaren Landstrecken. Da ergiebt sich die folgende Tabelle:

	ländliche Bevölkerung	Geburten-Rate
Creuse	89 Prozent	19,1
Gers	85 „	19,5
Lot	86 „	16,9
Lot-et-Garonne	75 „	15
Mayenne . .	79 „	17,2
Eure-et-Loire .	71 „	17,6

Also ist die Geburtenrate in diesen ländlichen Gegenden ganz besonders gering. Am Tiefsten sinkt sie in dem Departement Lot-et-Garonne. In allen genannten Departements ist sie geringer als in Paris, wo sie (1904) 20,8 betrug. Die besten Raten haben von vorwiegend ländlichen Departements Finistère (Bretagne) mit 31,7 und von vorwiegend städtischen Nord und Pas-de-Calais (Französisch-Flandern) mit 28,3 und 30. Genaue Einzelheiten für sämmtliche Departements giebt eine sehr interessante Uebersichtkarte bei Bertillon.

Danach kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Volksverminderung in Frankreich mehr in ländlichen als in städtischen Verhältnissen wurzelt. Die nachtheiligen Folgen, welche die städtische Ueberkultur auf die Ehefruchtbarkeit ausübt, ließen sich dort leichter ausgleichen als in dem viel städtischeren Deutschland. Die Vorschläge, die im Allgemeinen zur Bekämpfung des Zweikindersystems gemacht werden, beziehen sich aber fast nur auf städtische Verhältnisse. Man eifert gegen Genußsucht und Sittenlosigkeit, sucht den Vertrieb von Empfängniß hindernden Mitteln zu beschränken, predigt gegen die allzu große Vorsorglichkeit der Eltern für ihr eigenes und ihrer Kinder Wohlergehen, weist auf die Vorzüge einer zahlreichen Nachkommenschaft hin. Die Wirkung ist bisher sehr gering geblieben; denn die aufgeklärte städtische Bevölkerung ist in ihren Lebensanschauungen viel zu sehr gefestigt, um sich durch sozial-ethische Vorhaltungen beeinflussen zu lassen; sie ist auch intelligent genug, sich die Mittel, die sie zur Verhütung der Empfängniß braucht, unter allen Umständen zu verschaffen. In städtischen Verhältnissen dürfte eine Besserung durch irgendwelche Maßregeln sich überhaupt sehr schwer erreichen lassen. Auf dem Land aber muß man ganz andere Mittel anwenden als in der Stadt; denn die Ursachen sind dort von anderer Art. Der Bauer ist meist von raffinirter Genußsucht und Sinnlichkeit frei und an ein hartes Leben gewöhnt. Weder auf seine Frau noch auf seine Kinder wird er übertriebene Rücksichten nehmen; es liegt ihm fern, sie zu verzärteln. Das gilt von der französischen Landbevölkerung genau so wie von der deutschen oder irgendeiner anderen; denn die Gründe liegen im Wesen des landwirthschaftlichen Berufes. Wie wenig raffinirt das französische Landvolk im Allgemeinen noch ist, geht daraus hervor, daß bei ihm die in den Städten verbreiteten Empfängniß hindernden Mittel, Präservativs und Aehnliches, nahezu unbekannt sind. Bertillons Um-

frage bei Landärzten hatte das überraschende Ergebniß, daß in der weitaus überwiegenden Anzahl der Fälle, in denen die Kinderzahl künstlich beschränkt wird, als Vorbeugungmittel das bereits in der Bibel (1. Mosis 38,4) geschilderte Verfahren zur Anwendung gelangt. Dazu kommt, daß auch der kleine ländliche Besitzer immerhin leicht ein paar Kinder mehr durchbringen kann. Wenn er trotzdem seine Kinderzahl beschränkt, so müssen dafür andere Gründe maßgebend sein als in der Stadt. Forscht man nun nach diesen Gründen, so drängt sich sofort ein Umstand auf: die Liebe des Bauern zu seiner Scholle.

Man sagt, der Bauer liebt seinen Hof mehr als sein Kind. Die Vorstellung, daß der Hof getheilt und zersplittert werden muß, wenn er mehrere Kinder hinterläßt, ist ihm unerträglich. Der ländliche Besitz ist in Frankreich vorwiegend bäuerlicher Besitz; und zwar entfallen von 5,7 Millionen landwirthschaftlichen Betrieben, die überhaupt gezählt wurden (1892), 4,825 Millionen auf Kleinbesitz von weniger als 10 Hektar = 40 Morgen. Die Hauptmasse der landwirthschaftlichen Bevölkerung besteht also aus Kleinbauern, gerade der Bevölkerungklasse, welche die Zersplitterung ihres Besitzes durch Erbtheilung am Meisten fürchtet und zu fürchten Ursache hat. Nun geht das französische Erbrecht von dem strengen Grundsatz der Gleichheit aus, die zu den Grundprinzipien der Großen Revolution gehört. Danach sollen die Erbtheile aller Kinder gleich groß sein und es besteht keinerlei Unterschied in der Behandlung des beweglichen und unbeweglichen Besitzes. Dieser Grundsatz wird von der Gesetzgebung des Code Civil für so wichtig gehalten, daß sie ihm über das sonst übliche Pflichttheilsrecht hinaus zwingenden Charakter beilegt. Die Testirfreiheit ist also, wenn Kinder leben, auf einen geringen Bruchtheil des Nachlasses beschränkt. Er beträgt bei zwei Kindern $\frac{1}{3}$, bei drei und mehr Kindern nur $\frac{1}{4}$ des gesammten Nachlasses (Artikel 913 des Code Civil). Auch hat jeder Miterbe das Recht, Theilung des Nachlasses in Natur zu verlangen. Auch Dies kann testamentarisch nicht ausgeschlossen werden (Artikel 815 des Code Civil). Jeder ländliche Besitzer, der mehrere Kinder hat, muß also befürchten, daß sein Besitz nach seinem Tod zerstückelt wird. Da der Besitz gewöhnlich schon klein ist, so kommt Das in vielen Fällen der Unmöglichkeit einer weiteren Fortsetzung des landwirthschaftlichen Betriebes gleich. Weil der Bauer Das verhüten will, beschränkt er seine Kinderzahl. Er geht darin womöglich noch weiter als der Städter und hat am Liebsten nur ein Kind. Dies würde offenbar anders werden, wenn er die Möglichkeit hätte, nach Art der Majorate seinen Grundbesitz nur einem Kind zu überlassen und die übrigen abzufinden. Daß die Furcht vor der Zersplitterung des Grundbesitzes das Hauptmotiv des Geburtenrückganges auf dem Lande ist, geben die meisten Schriftsteller an, welche sich mit der Frage beschäftigen; auch Bertillon steht auf diesem Standpunkt. Er beruft sich auf die Aeußerung eines Arztes mit großer Landpraxis in der Beauce, der sagt: „Wenn man mit den Bauern der Beauce zusammen gelebt hat, kommt man zu dem Schluß, daß es nur ein Mittel giebt, um die Geburten-

zahl zu heben: die Testirfreiheit. Alles Uebrige erscheint mir bedeutungslos. Aber diese Reform werden wir niemals erreichen. Denn zu diesem Zweck müßte man die Axt an die Wurzeln des Code Civil legen und zugeben, daß wir seit einem Jahrhundert der Wahrheit den Rücken kehren.

Die Beauce umfaßt im Wesentlichen das heutige Departement Eure-et-Loire in Mittelfrankreich, das 77,7 Prozent ländliche Bevölkerung hat und eine Geburtenziffer von 20,8 pro Tausend aufweist.

Von besonderer Beweiskraft für den Einfluß des Erbrechtes auf die Geburtenzahl der ländlichen Gemeinden sind die Verhältnisse in Fort Mardyck (Nord), einer Gemeinde bei Dünkirchen. Sie wurde im siebenzehnten Jahrhundert von Ludwig dem Vierzehnten nach dem folgenden Grundsatz angelegt: Jede Familie, die sich niederläßt, erhält, falls einer der Ehegatten in der Gemeinde geboren ist und falls der Ehemann zur Marine geht, 24 Ar Land zum Nießbrauch und außerdem das Recht der Netzfischerei am Strande. Zu diesem Zweck ist die Gemeinde mit 125 Hektar Land ausgestattet. Der Nießbrauch ist vererblich, doch ist die überlassene Landstelle nicht theilbar; sie ist auch unveräußerlich und unverpfändbar. Die Geburtenzahl in dieser Gemeinde betrug 1906 43 für das Tausend der Bevölkerung. Etwas Aehnliches existirt in der Gemeinde Fouesnant (Finistère). Hier besteht der Brauch, von großen Grundbesitzern „Landes", moorartige unkultivirte Landstriche an der See, auf lange Zeit zu pachten und darauf eine Familie zu gründen. Da sehr viele „Landes" billig zu haben sind, werden dort viele Ehen geschlossen und diese Ehen sind kinderreich, da es sich nicht um Eigenthum, sondern um eine Art Erbpacht, verwandt dem englischen Lease, handelt.

Die Verhältnisse in diesen bevorzugten Gemeinden bestätigen aber nicht nur den Einfluß des Erbrechtes auf die Volksvermehrung, sie lehren noch weiter, daß eine Reform des Erbrechtes begleitet werden müßte von Maßregeln zur Erleichterung der Beschaffung neuer Landstellen, also von einer Ansiedelunggesetzgebung. Richtlinien für eine solche könnte man wohl aus der Verfassung von Fort Mardyck entnehmen; man könnte auch auf das „Preußische Gesetz betreffend die Schaffung von Rentengütern" (vom Juni 1890) hinweisen.

Wenn nun auch die Wichtigkeit des Erbrechtes von den meisten Schriftstellern, die das französische Bevölkerungproblem behandeln, anerkannt wird, so ist doch auffallend, daß keiner energisch eine Aenderung des bestehenden Zustandes fordert. Charakteristisch ist in dieser Beziehung die schon erwähnte Meinung des wackeren Arztes in der Beauce, der es für unmöglich hält, zuzugeben, daß wir ein Jahrhundert lang auf Irrwegen gewandelt sind. Man rühmt zwar die deutsche Einrichtung des Anerbenrechtes und der Höferolle, die ermöglicht, den Bauernhof ungetheilt einem Erben zu hinterlassen (Preußisches Gesetz vom zweiten Juni 1874), aber man findet kaum irgendwo den Wunsch ihrer Uebertragung nach Frankreich. So tief ist der Respekt des Fran-

zosen vor der Heiligkeit der liberalen Dogmen der Revolution, daß er es einfach für unmöglich hält, sie zu beseitigen.

Die Testirfreiheit und die Abschaffung aller Bindungen des ländlichen Grundeigenthums ist eben so liberal wie der Widerstand gegen die Einkommensteuer oder die Arbeiterschutzgesetzgebung. In allen diesen Punkten geht die französische Gesetzgebung viel zaghafter vor als irgendeine andere in Europa. Statt hier ihre Energie zu versuchen, verwendet die französische Politik ihre Kräfte auf den Kampf gegen die „Pfaffen", der bei der liberalen Intelligenz immer populär ist. Ihm schenkt die ganze Presse Europas ungetheilte Sympathie und Aufmerksamkeit. Die Verweltlichung der Schulen, die Inventarisirung des Kirchengutes, die Austreibung der Orden wurden als Großthaten gefeiert. Diese Dinge füllten die innere Politik Frankreichs im letzten Jahrzehnt aus. Inzwischen nahm das Bevölkerungproblem immer bedrohlichere Form an, ohne daß Ernstliches dagegen geschah. Auch dachte kaum Jemand daran, daß die immer weiter getriebene Zersetzung des religiösen Geistes dem Geburtenrückgang förderlich war; die Geburtenzahl ist ja noch am Größten in frommen Gegenden. In Frankreich ist die Bretagne ein Beispiel hierfür. Zu einer Aenderung der Erbrechtsgrundsätze im Sinn der Bedürfnisse des ländlichen Grundeigenthums hat keiner der antiklerikalen Erben von Robespierre und Saint-Just genug revolutionäre Energie aufzubringen vermocht. Hier bleibt die französische Gesetzgebung unfruchtbar und doch wäre durch eine energische Reform des Erbrechts, verbunden mit Maßregeln zur Förderung der inneren Kolonisation, viel zu bessern.

Rechtsanwalt Dr. Kurt Rosenberg.



Mit der Civilisation wächst die Durchschnittsdauer des Lebens und unter günstigen Umständen wächst damit auch die Möglichkeit der Bevölkerungzunahme. Hochbegabte Eltern haben selten große Nachkommenschaft, während die Menschen der mit einfachen Arten der Handarbeit beschäftigten Klassen einen schnellen und beträchtlichen Zuwachs zeigen. (Wallace.) Millionen müssen gebildet werden, damit man einzelne Hochbegabte erziele, in deren Leben die Blüthe der Menge sich entfaltet. In den nach den verschiedensten Richtungen und Weisen vorwärts getriebenen Millionen leben die unbekannten Sprossen, aus denen sich das Höchste gestaltet. (Radenhausen.) Wir sehen leider, daß die Masse der Gesellschaft sich aus den untersten Klassen rekrutirt; die den Oberklassen Zugehörigen heirathen entweder nicht oder erzeugen in der Ehe nur wenige Kinder. (Hiram M. Stanley.)



Selbstanzeigen.

Doktor Bürgers Ende. Letzte Blätter eines Tagebuchs. Insel-Verlag in Leipzig.

Je reicher ein Mensch in seinem Innern ist, desto gebieterischer wird er das Recht fordern, sich selbst zu besitzen. Das heißt: sein Wesen rein, frei, unvermischt zu bewahren. Einfältigen frommen Seelen, Heiligen, großen Dichtern und Kindern ist dieses Glück verliehen; sie sind frei schwebenden Wassern vergleichbar, die ihre göttliche Kugelgestalt nie gänzlich verlieren. Denken wir uns nun einen jungen Mann in dem Alter, wo er seine Herzens- und Sinnenfülle soeben mit Entzücken entdeckt hat, plötzlich in einen bürgerlichen Beruf hineingedrängt, der ihn Tag vor Tag zwingt, wahllos mit Bittenden, Hilfebedürftigen jeder Art zu verkehren, an ihren Geschicken den innigsten Antheil zu nehmen, ja, Verantwortung für sie zu tragen, so wird ihn wohl anfangs die ungeheure Lust, zu helfen und zu heilen, völlig berauschen; er wird vielleicht den Träumer belächeln, der er kurz vorher war. Das kann aber nicht ewig dauern. Viele fremde Willen suchen ihn unmerklich von seiner Bahn abzuziehen, fremdes Unglück, fremde Krankheit und Mißgestalt, fremde Lüge wohnen sich heimlich in ihm ein, fremder Kleinsinn ermüdet seinen Glauben, fremdes Glück dagegen kann ihn nicht erlösen; denn nicht Mitfreude, sondern Mitleiden wird ja von ihm verlangt und ohnmächtig bleibt sogar fremde Liebe, die ihm auf seinem Wege begegnet; er darf keine Zeit für sie haben. Er wird zuletzt eher bei hundert Anderen zu Hause sein als bei sich selbst. Je mächtiger das Gefühl seines hohen Ursprunges anfangs in ihm war, desto banger wird ihm allmählich werden. Und wenn ihm die Philister sagen, das Wichtigste bleibe stets, dem Leben gewachsen zu sein, so wird er sich vielmehr fragen, ob die Seele nicht viel zu herrlich sei für solch ein dumpfes, ohne Einklang abschnurrendes, an Tausende verspieltes Leben. Jedem, den diese kurzen Andeutungen an sein eigenes Schicksal gemahnen, seien die Tagebuchblätter des jungen Doktor Bürger ans Herz gelegt.

Passau. Dr. Hans Carossa.



Das Wesen der Doppelten Buchführung. K. J. Wyß in Bern.

Vor den Lichtseiten erst einige Schattenseiten des Buches. Ihm fehlt die Vorrede. Das ist für Alle, die es nicht lesen, aber rezensiren möchten, um so schmerzlicher, als es wegen des streng organischen Zusammenhanges seiner Theile eindringlich gelesen, förmlich studirt werden will. Als Autodidakten-Arbeit ists gemeinverständlich geschrieben und mag deshalb wissenschaftlich verdächtig erscheinen. An Positiven bietet es: die Lösung des wichtigsten Problems der Doppelten Buchführung, das seit der Entstehung dieses Rechnungsystems im Zeitalter

der Renaissance alle Literaten, die klügsten Schüler dieser Disziplin und so viele Laien beschäftigt hat. Für die Rubrikenbezeichnung Soll war ein Ersatzwort zu finden, dessen Sinn in allen denkbaren Fällen sich selbst gleich bleibt. Der gefundene neue Ausdruck und sein Korrelat scheint berufen, an die Stelle von Soll und Haben zu treten; wenn „S“ und „H“ als Schemen noch eine Weile daneben stehen bleiben, ists kein Unglück. Andere Fragen, die das Buch beantwortet, sind die nach dem immer noch strittigen wesentlichen Unterschied zwischen Einfacher und Doppelter Buchführung, nach der psychologischen Entstehung und der buchhaltungtechnischen Bewerthung der berühmten Gleichung, die es offenbar war, um deren willen Goethe die Doppelte Buchführung als „eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes“ gepriesen hat. Zu den Forschungergebnissen gehört auch der Nachweis, daß es noch nicht bekannte Typen Doppelter Buchführung giebt. Bei einigen dieser Typen, die auch für die buchhalterische Praxis in Betracht kommen, ist die Summe der Sollposten nicht gleich der Summe der Habenposten. Die Gleichung ist danach also nicht ein wesentliches, sondern nur ein zufälliges Merkmal des Begriffes Doppelte Buchführung. Schließlich wird eine Reform des ganzen Buchhaltungunterrichts empfohlen; nach einer Methode, die aus Wissenschaft kommt.

München. Dr. Paul Reminghaus.



Deutsche Renaissance. Zweiter Band. Leipzig, Xenien-Verlag.

Gleich dem ersten Band meiner zu einem Ganzen gefügten Essays will auch der zweite auf manche Schäden im Deutschland von heute hinweisen; aber auch er will ein Neues und Positives empfehlen: eine Schwenkung fort von den Ideen des Im- und Expressionismus in Kunst und Leben zu einer Herausarbeitung geschlossener statischer Ideen, die, im Gegensatz zu dem verworrenen und verwirrenden Vielerlei des unruhigen und nervösen Oszillirens in allen Dingen, auf die großen und ewigen Grundgesetze des Lebens gegründet werden. Die einzelnen Themen der Essays sind nur äußere Hüllen um den tieferliegenden Kern. Sie scheinen oft vom Gestern zu erzählen, aber sie suchen das Morgen, das im Gestern bereits vorgebildet ist und nun aus ihm herausgehoben werden müßte. Paul Friedrich.



Madame de Staël: Ueber Deutschland. Ausgewählt und mit einer Einleitung versehen von Paul Friedrich. Weimar, Verlag von Gustav Kiepenheuer.

Napoleon ließ das Buch, das die Staël geschrieben hatte, konfisziren, einstampfen und die Verfasserin aus ihrem geliebten Frankreich verbannen. Aber vernichten konnte ers nicht; es schlief drei Jahre (von 1810 bis 13) und erschien gleichsam wie eine „verspätete Weissagung“, als sich Deutschland erhoben und einen gewaltigen

Schritt vorwärts gethan hatte (Goethe). Nur in Dingen, die heute fast belanglos sind, steht die Staël unter Schlegels Einfluß. Ihr Urtheil über Preußen und den großen Friedrich, über die Vorläufer der Weimaraner, über Kant und Fichte zeigt, wie selbständig sie im Wesentlichen war. Und sie schrieb aus dem innigen Wunsch heraus, zu verstehen und zu entschuldigen. Diese erste größere, mit trefflichen Kupferdrucken gezierte Ausgabe soll das Ehrendenkmal einer guten Frauenthat sein. Paul Friedrich.



Zur Mutter. Gedichte. Verlag von Karl Reißner in Dresden.

Jardin du Luxembourg.

Als die lachenden Marquis
der Fontaine leis Gelächter
überjauchzten, promenirten
die Bourbons und Medicis,
Frankreichs königliche Töchter,
liebelnd hier und intriguirten.

Giebt der frühlinghaft besonnte
Springquell sich mit Kling und Lichtern
an die herben und die süßen
dunstig blauen Horizonte,
wo mit göttlichen Gesichtern
freudig weiße Wolken grüßen.

Immer wogt das Fest im Garten.
Blériots schwirren, kühne Drachen,
zwischen Blau und Wipfelgrün.
Trillernd schmeichelt Kinderlachen
ihnen nach in lauter zarten
Wellen auf des Lüftchens Fächeln.
Heitere Götterwolken ziehn,
Marmorbilder stehen und lächeln.

Bin auch Bruder und geladen
zu den festlichen Gestaden,
zu den Wolken, zu dem Teich,
zu den Kindern und Kaskaden.
Eins nur gieb mir von den vielen
Lichtern, die Dich überspielen,
königliches Frankenreich,
königlich von Volkes Gnaden.

Georg J. Plotke.



Börsenwetter.

Die Seele der Börse ist ein komplizirtes Ding. Die Wirkung eines Wortes, eines Vorganges auf sie hängt von der vorherrschenden Laune ab. Wenn die „Contremine“ das Feld beherrscht, wird Alles als Baissemotiv verwerthet. Ein Beispiel lieferte die Erkrankung des Kaisers Franz Joseph. Als die Berichte aus Schönbrunn besser klangen, erwartete das Publikum auch eine bessere Börsenstimmung. Sie kam nicht. Auf die verwunderte Frage, warum der Druck nicht weiche, erhielt man die Antwort: „Die Unpäßlichkeit des Kaisers ist noch Baissemotiv.“ An solchen Tagen verliert die Börse das ernsthafte Aussehen und erscheint wie ein Hazardlokal. Dann wird eben nur gespielt. Und geben die „Leerverkäufer“ den Ton an, so ist mit ruhiger Erwägung erst recht nichts anzufangen. Wenn die Geschädigten ein stärkeres Gedächtniß hätten, gelängen nicht so viele Ueberrumpelungen. Auf die berühmten Dividendenscheingeschäfte im Phoenixrevier fallen nervöse Leute immer wieder hinein. Im Mai beginnt der Handel mit dem Coupon der Phoenixaktie. Hoch oder niedrig, je nach der Konjunktur. Meist à la baisse, da die Taxen, die als Anregung dienen, in Gegensatz zum wahrscheinlichen Resultat gebracht werden. Auf solchen Kontrasten beruht das ganze Kunststück. Diesmal begünstigte der schlechte Geschäftsgang die Herren Gegenspieler. Der Phoenix hatte im Vorjahr 18 Prozent Dividende bezahlt; für 1913/14 rechnet man auf 14 Prozent. Aber die Börse ging unter diese Schätzung und setzte die Dividendenzettel zu 12 Prozent um. Das Publikum wurde nervös, als es sah, wie der Kurs ins Wanken gerieth, verkaufte und arbeitete den Baissiers in die Hände. Erst nach einer beruhigenden Erklärung der Verwaltung wich die Angst. Aber Mancher konnte den Verlust, den ihm der Verkauf der Aktie zum niedrigsten Preis brachte, vermeiden, wenn er auf den Trick mit dem Dividendenschein nicht hereinfiel.

Noch schlimmer ist es natürlich, wenn Entschlüsse und Launen fremder Spekulanten das Schicksal einer in Berlin notirten Aktie bestimmen. Siehe: Naphtha-Nobel. Im Wonnemonat Mai ein Kursverlust von mehr als 40 Prozent. Hatte ein Unglück die Gesellschaft betroffen? Nein. Die Dividende wird von 22 auf 24 Prozent erhöht und dem Ertrag droht nicht die kleinste Gefahr. Daß die Naphthapreise schwanken, ist kein Grund, die Chancen niedriger einzuschätzen; der Preis der Rohmaterials scheint ja steigen zu wollen. Baissiers nützten ein Gerücht aus, das von einer bevorstehenden Kapitalserhöhung sprach. Bei einer Aktie, die zu 400 Prozent notirt wird, wäre die Ausgabe neuer Stücke keine Gefahr; und das Bezugsrecht immerhin schätzenswerth. Aber es war überhaupt nicht so schlimm, wie die Spekulation posaunt hatte. Die Gesellschaft hatte nur für den Fall des Bedarfes die Genehmigung zur Ausgabe neuer Aktien in den nächsten Jahren erbeten. Trotzdem blieb der Kurs in der Tiefe; nur die petersburger Börsentendenz ließ ihn nicht steigen. Die Bemühungen um den

anglorussischen Petroleumtrust hatten der Naphthagesellschaft in neuen Glanz geholfen. Da aber an der Newa zügellos spekulirt und die Tragfähigkeit der Engagements nicht erwogen wurde, kam die Reaktion: und wiederum machte der Kurs in Berlin die petersburger Sprünge mit. Und in diesem Fall fehlt sogar der Trost, daß noch Leute sichtbar sind, die das Papier zum Einführungskurs (207,50) gekauft und in den mannichfachen Wandlungen des Börsenwetters behalten haben.

Paris hat auf die Burgstraße nicht so arg wie Petersburg gewirkt. Man läßt sich die Moritathen gern erzählen, sieht in der Schwäche der pariser Börse ein Friedenssymptom und meint, wer in Geldverlegenheit sei, werde nicht an Krieg denken. Die französischen Bankhäuser sind mit unverkäuflichen Papieren überlastet. Die Kundschaft holt ihre Effekten und Bareinlagen zurück und bringt die Banken in eine Lage, die der aus New Yorks Krisenzeit bekannten ähnelt. Henri Rochette, der im Exil die Verjährung seiner Geniesünden abwartet, wollte der staunenden Welt beweisen, daß andere Finanzmänner nicht besser seien als er, den man als Schwindler verschrie, und rechnete den Landsleuten vor, was Frankreich durch faule Emissionen verloren habe. Zehn runde Milliarden. In der selben Zeit, sagt er, haben die Deutschen fünfzehn Milliarden verdient. Wie solche Offenbarungen auf die durch Steuerprojekte und Börsenlaunen gereizten Nerven eines erregten Volkes wirken, kann Jeder sich denken. Uebertreibung ist immer thöricht. Wahr bleibt aber, daß Frankreich zu viel Geld verliehen, die Spekulantenneigung zu exotischen Papieren nicht gehemmt und dadurch das Kapital festgelegt oder verläppert hat. Diese Thatsache konnte natürlich berliner Börsianer nicht schrecken; hat manchem wohl Vergnügen gemacht.

Verdruß bereitete das Ergebniß der Verhandlungen über die oesterreichische Südbahn. Als das vorletzte Sanirungprogramm veröffentlicht worden war, glaubten die Aktionäre, das Morgenroth einer helleren Dividendenzeit zu sehen. Die Lombarden, hoffte man, erwachen zu neuem Leben. Wie sich die Dinge im vorigen Jahr entwickelten, habe ich hier geschildert. Hart stießen die Wünsche gegen einander. Die Aktionäre fanden den Muth zu neuer Begehrlichkeit; und die Besitzer der Obligationen wehrten sich gegen die Opfer, die ihnen zugemuthet wurden, oder suchten, zum Schaden des Aktienkapitals, für ihren Vortheil möglichst viel herauszuschlagen. Die Parteien wurden also nicht einig. Eins aber blieb: der Haussenschein, der die Lombarden erhellte. Das billige Papier wurde in stattlichen Posten gekauft. Die Wiener gingen natürlich besonders kräftig ins Zeug; aber auch Berlin frischte den alten Glanz der Lombarden wieder auf. Der höchste Kurs, der im Vorjahr notirt wurde, lag 10 Prozent über der Notiz der letzten Maitage dieses Jahres. Das ist bei einem Papier von der Billigkeit der Südbahnaktie keine Kleinigkeit. Das Publikum wurde tüchtig animirt und gab sich dem Reiz einer „Achtzigmarkaktie mit Dividendenchance“ willig hin. Die Sanirung der Südbahn ist endlich gesichert; aber die Aktionäre begrüßten das Resultat nicht froh; sie hatten schon für dieses

Jahr Dividende erhofft und hörten nun, daß noch ein paar Jährchen vergehen können, ehe die Lombarden wieder Früchte tragen. Der wiener Kursrückgang wurde in Berlin schmerzhaft nachempfunden. Dabei ist durch das Reformprogramm aus einer Aktie, die man kaum noch ernst nahm, ein Werthpapier geworden. In engen Grenzen, aber mit gesicherter Zukunft und besserer Aussicht als der, ein Tapetenpapier zu werden. Dieses Schicksal wäre den Lombarden beschieden gewesen, wenn der Staat sich der Bahn „angenommen“ hätte. Eine Verstaatlichung im schlimmsten Zustande des Unternehmens hätte die Aktionäre jeder Entschädigung beraubt. Diese Gefahr ist beseitigt. Uebernimmt der Staat jetzt die Bahn, so muß er mit der durch die Sanirung geschaffenen Lage rechnen und den Anspruch der Aktionäre anerkennen. Das Ergebniß der Verhandlungen ist, abgesehen von dem finanziellen Erfolg, auch eine technische Leistung. Die Obligationen der Gesellschaft sind über einen Erdtheil verbreitet und deshalb nie zu einer absoluten Mehrheit zu sammeln. Schriebe das Gesetz vor, daß wichtige Beschlüsse nur von solcher Mehrheit gefaßt werden können, dann wäre die Sanirung der Südbahn unausführbar gewesen. In Deutschland werden die Rechtsverhältnisse der Obligationen durch das Gesetz über die gemeinsamen Rechte der Besitzer von Schuldverschreibungen geregelt. Erst jetzt bemüht man sich, die technisch unzulänglichen Vorschriften zu bessern und besonders die für die Majorität geltenden den veränderten Lebensbedingungen des Effektenkapitals anzupassen. Wie nothwendig diese Reform ist, lehrt die Geschichte der Südbahn. Daß die größte europäische Privatbahn das freudlose Dasein einer verdorbenen Gründung führen mußte, war ein dunkler Fleck in den Annalen des Aktienwesens. Die Besitzer der dreiprozentigen Südbahnprioritäten haben ein Opfer gebracht, das als eine Chance für die Aktionäre darzustellen war. Natürlich kann sich erst später zeigen, ob die neue Polsterung stark genug ist, um alle Lasten zu tragen. Vielleicht wäre das Schicksal der Südbahn noch nicht entschieden worden, wenn Paris nicht seine eigenen Sorgen gehabt hätte. Das war lange die Stätte des hartnäckigsten Widerstandes. Noch 1911 wurde versucht, die österreichische Regirung zur Intervention zu treiben: mit der Drohung, den ungarischen Papieren sonst die pariser Börse zu verschließen. Die Drohung blieb wirkungslos, weil die wiener Regirung nicht das mindeste Interesse hat, den Bestand der Südbahn als Aktiengesellschaft zu fördern. Je schlechter deren Situation ist, desto leichter kann der Staat ihr Schienennetz erwerben. Die französische Opposition hat den Kampf aufgegeben. Das Komitee der Obligationäre ist für den Sanirungplan eingetreten und hat damit das Schicksal entschieden. Fraglich ist, ob die Erfahrungen, die Frankreich mit den Südbahnpapieren und anderen ausländischen Obligationen gemacht hat, seine Finanztaktik ändern werden. Die Republik rühmte sich, der Bankier Europas zu sein. Was wird geschehen, wenn sie eines Tages auch den Freunden den Geldschrank schließen muß? Ladon.

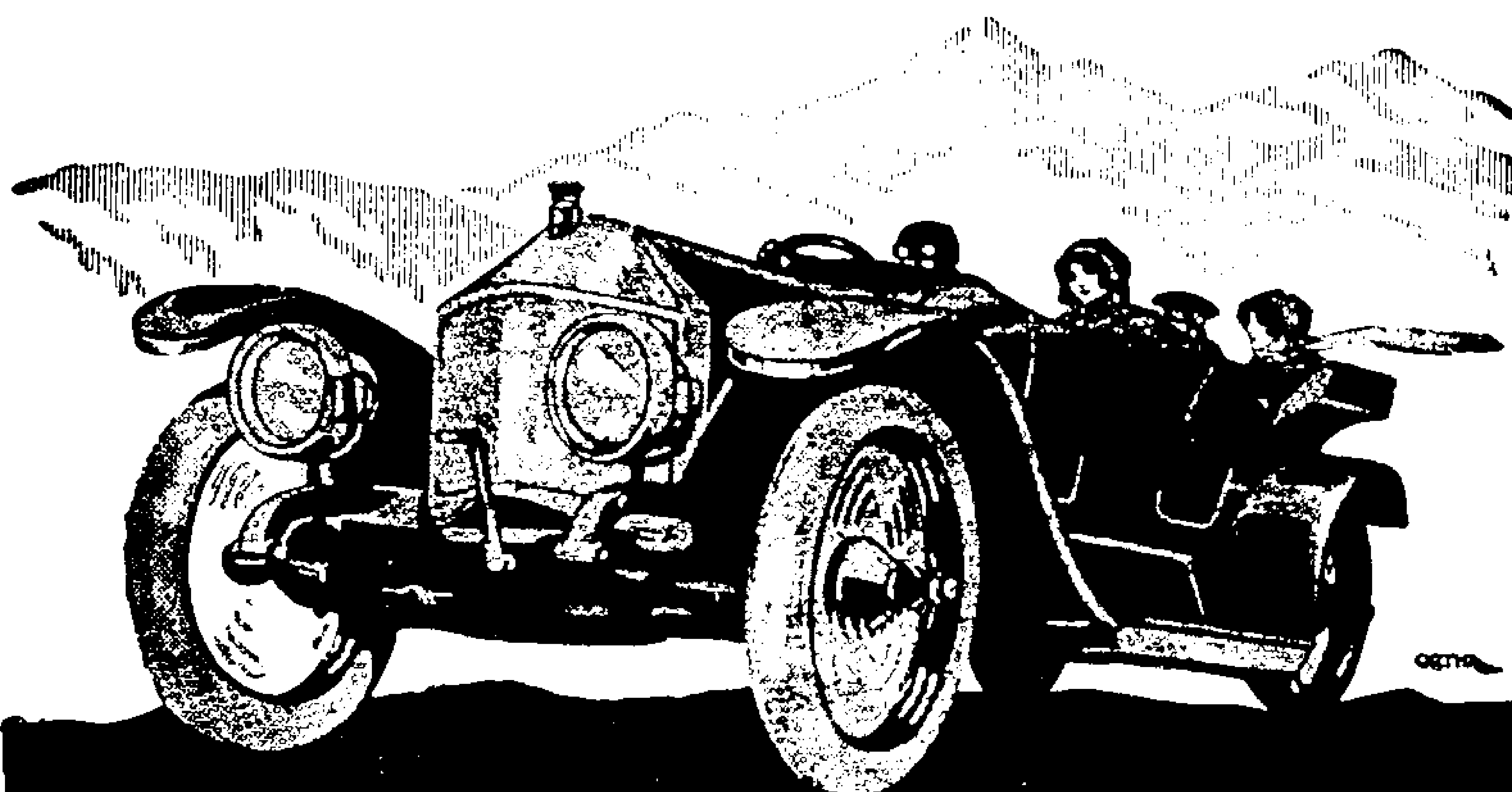
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Elektrische Heiz- u. Koch-Apparate



Elektr. Handmassage-Apparat im Gebrauch.

**Ausstellung der AEG
für Haushalt u. Werkstatt
Königgrätzerstr. 4**



Bergmann-Metallurgique

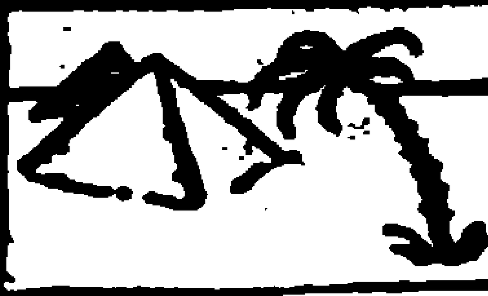
Fabrikate der Bergmann-Elektrizitäts-Werke A.-G. Berlin.

Tourenwagen **Lastwagen**

Berlin-Halensee, Joachim-Friedrich-Straße 37.



Reiseführer



BADEN-BADEN

Die Perle des Schwarzwaldes.

Die Rosen-Stadt im Juni.

Trinkkur, Radiumhaltige Kochsalz-Thermen, weltberühmt als Heilmittel gegen **Gicht**, Rheumatismus und Katarrhe, der Atmungsorgane etc. Rekonvaleszenz. Unübertroffene Badeanstalten. **Inhalatorium. Radium-Quell-Emanatorium.**

Luftschiffstation. Bergbahn. Prachtvolle Ausflüge — Reitwege — Golf — Tennis — **Jagd** — Fischerei — Theater — Konzerte. **Deutsche Kunstausstellung. Grosses mehrtägiges Tanzfest im August und September. Internat. Pferderennen 21.—30. August.**

Das Kurhaus und die Bäder sind während des ganzen Jahres geöffnet

Angenehmer Wohnort für dauernde Niederlassung.

Auskunft und Prospekte kostenlos vom Städtischen Verkehrsbureau.

Hotel Drei Könige

Restaurant und Weinhandlung
Moderner Komfort :—: Zivile Preise
Besitzer **L. A. Hoffmann**

PETER'S HOTEL ZUM HIRSCH

Thermalbadeanstalt im Hause.

„Regina"

Familien-Hôtel vornehmsten Ranges inmitten eines eigenen großen Gartens, direkt oberhalb des Conversationshauses in Badens schönster Gegend gelegen. Der prächtigen Aussicht wegen besonders geschätzt. **Alle neuzeitlichen Einrichtungen.** Illustrierte Prospekte durch den Besitzer **J. Lippert.**

Kurhaus Schirmhof, Baden-Baden

Modern eingericht. Etablissement. 3 Dependancen.
Großer Park direkt am Walde gelegen. Centr.-Heizung. 20 Minuten v. d. Stadt. Electr. Bahnverbindung. Tel. 145. Bes. **H. Zabler.**

Hotel Terminus

(Emil Billharz) gegenüber Bahnhof, schöne freie Lage, mod. Komfort. Mäßige Preise.

Hotel u. Badhaus Zähringer Hof Ruhig, vornehm

behagl. Familienhotel I. Ranges. 160 Zimmer in nächster Nähe des Konversationshauses u. der Trinkhalle. **Eigene Badeanstalt mit direkter Zuleitung des Thermalwassers von der Hauptquelle.** — Prachtv. großer Park m. Spielplätzen u. Terrass. Lawn-Tennis. **Mäßige Preise.** — **Günstige Pensionsbedingungen.** Prosp. zur Verfüg. **Zentralheizung.**

Stahlbad Alexisbad i. Harz :: Hotel Försterling.

Anerkannt best empfohlenes Haus am Platze. Herrliche Lage am Walde. Eigenes Badehaus. Elektrisches Licht und W. C. Illustrierte Prospekte frei. Direktor: **Frommann.**

Baden-Baden Pension Luisenhöhe

Haus I. Ranges in bester Kurlage.

Coblenz a. Rh.

Hôtel Bellevue — Coblenzer Hof
Mod. Hôtelprachtbau m. d. letzt. Errungenschaft. d. Hôtelhygiene ausgestatt. Sitzgs.- u. Konferenzzimmer. Wein- u. Bierrestaurant. Bar. Grillroom

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Düsseldorf Parkhotel

I. Familienhotel d. Stadt, in vornehmst., ruhigst. Lage am Hofgarten. 1912 d. Neubau bedeut. vergrössert. Gr. Konferenz- u Festsäle. **Dir. F. C. Eisenmenger**

„Kaiserhof-Elberfeld"

Neuerb. Haus erst. Rang. Denkb. günst. Lage im Mittelp. d. Stadt Elberfeld, gegenüb. d. Hauptbf. Konferenz- u. Ausstellungszimmer. Zimmer v. M. 3,— ab.

Norddeutsche Eiswerke Actien-Gesellschaft.

Laut Beschluss der ordentlichen Generalversammlung vom 4. Juni 1914 fordern wir die Aktionäre auf, ihre Vorzugsaktien mit einer Zuzahlung von **Mk. 100,—** und ihre Aktien mit einer Zuzahlung von **Mk. 240,—** in der Zeit vom **8. Juni bis einschliesslich 22. Juni 1914** bei dem Bankhause **Gebrüder Bonte, Berlin, Behrenstrasse 20,** zwecks Umwandlung in Vorzugsaktien Lit. A einzureichen.

Die bezüglichen Formulare sind bei dem obigen Bankhause erhältlich.

Berlin, den 6. Juni 1914. **Der Vorstand:** Habermann.

Gewinn- und Verlust-Konto.

Debet.	M.	pf
Handlungs-Unkosten-Konto . . .	187249	51
Gehalts-Konto	177046	58
Zinsen- u. Hypoth.-Zinsen-Konto	138651	91
Effekten-Konto	1404	10
Abschreibungs-Konto	186512	15
Bilanz-Konto	185661	62
	876525	87
Kredit.	**M.**	**pf**
Vortrag aus 1912	146748	40
Haus-Ertrags-Konto Berlin . . .	9626	80
Fabrikations- und Waren-Konto .	720150	67
	876525	87

Berlin, den 29. Mai 1914.

Vereinigte Kammerich' und Belter & Schneevogl'sche Werke Aktiengesellschaft.

Max Gustav. Richard Kusserow.

Die Generalversammlung vom 3. Juni d. J. hat die Auszahlung einer Dividende von

6%

für das abgelaufene Geschäftsjahr 1913 beschlossen. Der Dividendenschein No. 16 unserer Aktien gelangt **von heute ab mit 60 Mark** bei der **Bank für Handel und Industrie** zur Auszahlung.

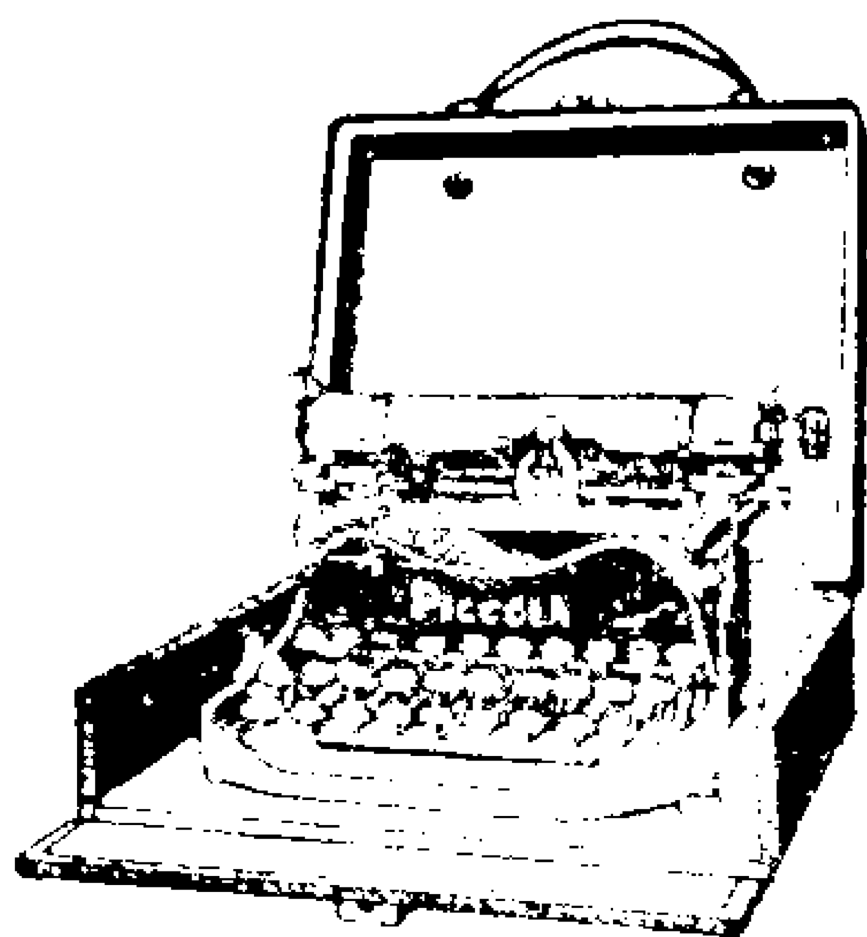
Berlin, 3. Juni 1914.

Reiss & Martin Aktiengesellschaft.

PICCOLA

Schreibmaschine

für Büro, Reise und Haus



hat die Vorzüge der bekannten ... Büro-Schreibmaschinen ... halbem Preis ... geringerem Gewicht ...



AUSSTELLUNG

moderner künstlerischer

Büros und Herrenzimmer

BERLIN W. 35

Potsdamer Str. 119

Laden (jenseits der Brücke)

Wegen Umzug teilweis sehr ermässigte Preise

Kataloge gratis und franko

Erdmannsdorfer Möbel-Fabrik

Carl Neugebauer





Berlin, den 20. Juni 1914.

Grüne Brache.

Pau-Elysion.

In Pau, dem niederpyrenäischen Stammnest der bearner Grafen, der paradiesisch prangenden Heimath des als Christ, Mann, König leichtlebigen sechsten Heinrich, hatte, im Frühlenz, der Jakobinerkonvent getagt; gegen das „persönliche Regiment" gewettert, herrisch die Rückkehr in zweijährige Wehrdienstpflicht geheischt und in den Acker der Dritten Republik die Mär ausgestreut, ihm sei gelungen, den Block zu kitten, der einst von Clemenceaus Tigerwillen (nach der im Censurkampf um Sardous Thermidorstück ausgesprochenen Formel: „Die Revolution von 1789 ist ein Block, dem man weder Etwas abreißen noch anpappen darf") gefügt worden, bald aber, als die zum Pfaffenfraß Vereinten ihren ersten Hunger gestillt fühlten, zerbröckelt war. Nun, hieß es, ist er wieder erzfest geworden; das Land ist gegen einen als Präsidenten verkappten König, gegen den Zwang dreijährigen Waffendienstes; für die Vorbereitung eines dem Lebensgrundsatz der Demokratie anzupassenden Milizheeres, für die rasche Beseitigung der letzten Bleibsel priesterlicher Gewalt, für die schrankenlose Geltung der von den Häuptern der Großen Revolution verkündeten Lehren. Die Spitze des in Pau geschmiedeten Dolches, der wie ein Heldenschwert schrecken sollte, richtete sich wider die Brust des Mannes, der im Elysischen Palast, in den Sälen der längst zum Symbol gewordenen Pompadour, dem Ge-

wimmel der Sozialisten und Radikalen (neuster Modefärbung, die der Boulevardwitz radicaillaux getauft hat) allzu sichtbar geworden war. Der gewandte, an Prozeßerfolgen reiche Rechtsanwalt Raymond Poincaré, dessen Durchschnittsgeist hübsch blank polirt ist, war niemals der Mann ihres Sehnsuchtwunsches. Sie wollten, wenns so weit war, den guten alten Fallières durch Berteaux ersetzen, der aus der einträglichen Wechselagentur auf den Sitz des Kriegsministers geklettert war und für die Wahlfonds und die persönlichen Bedürfnisse der Radikalen so viel gethan hatte, daß er für jeden Zettelkrieg auf eine stramme Mehrheit rechnen konnte. Erst seit dem Maitag des Jahres 1911, da Berteaux, auf dem Flugfeld von Issy-les-Moulineaux, von dem Propeller eines Flugfahrzeuges getötet wurde, durfte Herr Poincaré von der nahen Möglichkeit seines Einzuges ins Elysium träumen. Im Januar 1912 war er Ministerpräsident; gefiel dem Zaren und warb sich auch zu Haus, als Lothringer von kräftigem Gallierehrgefühl, in der Zeit des nachwirkenden Agadirbluff und der durch Militärmusik und andere Millerandismen genährten Begeisterung für das Heer, stattlichen Anhang. Die Rechnung seines Ehrgeizes (der, wie wir annehmen müssen, nur dem Vaterland dienen wollte) hatte, dennoch, zwei Löcher. Er glaubte, durch die Thorheit der berliner Methode, die Frankreich nicht geschwächt, aber gedemüthigt hatte und auch nach dem Marokko-Kongo-Vertrag nicht in die von den Syndikalisten, der Compagnie Générale du Travail und deren rother Gemeinde ersehnte Ruhe waffenscheuer Kameradschaft zurücksinken ließ, sei die Jakobinergefahr, mindestens auf Jahre hinaus, überwunden und die Mehrheit der Republikaner entschlossen, die Politik einiger und dadurch starker Nationalehrenwahrung zu treiben. Und er merkte, zweitens, nicht, daß die Republik, trotz ihrem Reichthum, auf die Länge nicht zugleich der Geldverleiher Europas, das Hauptspielhaus internationaler Papierspekulation und die Schatzkammer bleiben könne, aus deren Beständen zwei Heere, zwei Flotten (Frankreichs und Rußlands) erhalten und schnell noch beträchtlich vergrößert werden könnten. Er versprach Nikolai Alexandrowitsch, zuvor den Herren Iswolskij und Suchomlinow die Mehrung französischer Wehrmacht; sorgte nicht für eine gründliche, die Wurzel der Steuergewöhnung nicht zaghaft schonende, doch der besonderen Wesensart seiner

Landsleute anzumessende Finanzreform; trachtete auch nicht, bis ans linke Ufer des Republikanerempfindens eine Brücke zu schlagen und die drei zornig wider ihn gewandten Häupter des feindlichen Schwarmes (Clemenceau, Combes, Jaurès) allgemach zu versöhnen. Syndikalismus und C. G. T., meinte er, sind Götzen von gestern; der große Redner, Nurredner und Kammermächler Jaurès wird wie ein an Tonfülle unübertrefflicher Opernbariton, nicht wie auf der Walstatt ein Feldherr, angehört und sein Haufe, die hundertfach verhöhnten ascètes au beurre, hat sich mit fast unbedächtiger Schnelle den Nebeln der Zukunftgesellschaft (cité future) entrückt und die Reize des Mitschmarutzens am Machtquell schätzen gelernt; der geistlose Greis Combes, dessen urpfäffisches Gemüth sich nicht behaglich fühlt, wenn es nicht, als Hors d'oeuvre oder Dessert, einen Pfaffen verspeist hat, ist als ein Krafthemmniß, ein leider noch rüstig wandelndes Nationalunglück erkannt; und Clemenceau zwar, wo er einmal die Antipathie hat, unversöhnlich, doch, unter der Radikalenhaut, ein keltisch streitbarer Patriot, der um keinen Preis die Stoßkraft, den Kriegergeist der Republik stumpfen lassen noch je empfehlen wird, daß sie Ungebühr oder gar neue Demüthigung dulde. Obendrein fehlt ihm, seit Berteaux bestattet (und ein Theil seiner Wechselschuldner im Palais Bourbon von dem Erben des Gläubigers drangsalirt worden) ist, der Gegenkandidat von zuverlässiger Zugkraft. Wird es möglich, Herrn Leon Bourgeois, der, ohne rechte Lebensleistung (des Politikers und Soziologen: sein Buch „Solidarité" hebt sich kaum an irgendeiner Stelle über dürre Gemeinplätze), nur durch geschickte Erfolgsorganisation in die Reihe republikanischer Gottheit, dicht hinter Gambetta, weit vor Ferry, erhöht worden ist, für die Präsidentschaftkandidatur zu werben, dann müssen die Radikalsten sich dem Glanz dieses Namens, dieses Fortunynimbus beugen. Und da der kränkelnde, hypochondrische Leon die Anstrengung steter Repräsentation nicht lange ertragen kann, wird er nach ein paar Monaten froh sein, wenn die Freunde Poincaré und Ribot, denen der betriebsame und beliebte Kammerpräsident Deschanel fördernde Mitarbeit nicht weigern wird, ihm endlich ans Ziel seines letzten Wunsches, auf einen Platz in der Akademie der Unsterblichen, helfen, und in freudiger Dankbarkeit dann für die Nachfolge im Elysion den gefälligen Raymond empfehlen. Aus welchem Wet-

terwinkel konnte dem von Rußland und England, von Briand und Bourgeois geschirmten Senator noch schlimme Blitzgefahr drohen? Der Kalkul war von Briands staatsmännisch gewissenloser Schlauheit bebrütet; kam aber nicht zur Bewährungprobe in der windigen Luft rauher Wirklichkeit. Herr Bourgeois wollte die Strapazen der Präsidentenrolle nicht auf sich nehmen; wähnte, schon durch den Verzicht den Akademikersitz erkaufen zu können. (Irrthum: er unterlag, obwohl Herr Poincaré sich für ihn im Palais Mazarin eingesetzt hatte.) Der Spurt, die Aufraffung zum Endkampf, wurde also schneller nöthig, als Raymond und sein Kingmaker Aristide Briand erwartet hatten. Der alte Tiger knirschte, pfauchte, heulte; wollte, durch ein Massenaufgebot in Würde gefallener Ministerpräsidenten, den Rücktritt des Lothringers von der Kandidatur erzwingen; hatte aber nur den Cigaretten-Pams noch als Gegenkandidaten in Bereitschaft. Mit diesem überfütterten Jockey war, auf dem abgetriebenen Gaul „Entgeistlichung“, das Rennen nicht zu machen. Der wackere Aristides führte seinen Favoriten ruhigen Blutes nach Versailles, an den Starterpfosten. Und seine Zuversicht trog nicht: Herr Poincaré wurde erwählt.

Er denkt: „Loubet und Fallières waren die bravsten Männer, die würdigsten Ehrenmümmel auf der bewohnten Erde. Nur: keine Menschenseele hat sich um sie gekümmert; keine je auch nur besonnen, welche Antwort diese Präsidenten den Lebensfragen der Republik erwünschten. Sie wirthschafteten wie der bequemste, großbürgerlich trägste Louis: spazirten in der Sonne, wenn ihr Ministerpräsident in der Kammer die Mehrheit hatte, und schickten ihn auf Schlendergänge, wenn diese Mehrheit weggeschmolzen war. So will Frankreich seinen Kopf? Als ein Papierbildchen an dem Dachfirst seines Hauses? Unsinn. Frankreich hat immer Persönlichkeit gewollt; dem Reiz eines lebendigen Menschenantlitzes sich stets williger hingegeben als einer Idee. Heute lechzt es nach einem Mann, dessen starker, unbeirrbarer Führung es sich anvertrauen darf. Heute schreiben hundert Biedere Jubelartikel über den Segen, das Glückspendervermögen schrankenloser Volksherrschaft; und stöhnen dann, ehe auf ihrem Blättchen die Tinte noch trocken ist: ‚Hätten wir nur einen Mann!‘ Der zu werden, solchen Führerkopfes Ansehen und Geltung zu erlangen, muß meines Strebens nächstes Ziel sein.“ Da Großes nicht leicht zu packen ist,

der Staatsmann Poincaré auch weder durch die unkluge Behandlung Italiens noch durch den dilettantischen Eingriff in den Balkanstreit Ruhm erworben hat, fängt ers im Kleinen an. Er will nicht Frackstatist, nicht (nach Bismarcks pfiffigem Wort) Ornament an der Reichsfassade sein; will dem entwertheten Amt endlich wieder Inhalt, nationale und internationale Bedeutung geben; populär sein, das überall sichtbare, vom Vertrauen des Volkes auf jedem Weg umjauchzte Haupt einer Republik, nicht der über wechselnden Schogunen, die herrschen und regiren, im Gewölk thronende Tenno-Mikado, den das Land doch, weil es ihn vorgestern im Gerichtssaal, als bezahlten Schönredner, an der Barre gesehen und gestern den dünnen Literaturranzen, mit dem er an der Pforte der Akademie Einlaß erbat, lächelnd durchstöbert hat, niemals gottähnlich glauben wird. Ein großes Muster weckt Nacheiferung und giebt dem Urtheil höhere Gesetze. Wie hats denn Wilhelm, der Nachbar, gemacht? Tag vor Tag unterwegs, mittags und abends in Festesglanz und, wo er nicht leibhaftig anwesend sein kann, mindestens im Bilde zu schauen. Diese breite, helle Straße ist auch dem Präsidenten der Französischen Republik nicht gesperrt. Herr Raymond Poincaré befährt sie. An der Spitze eines Autozuges von nie erblickter Länge saust er durch die Gascogne, über den Troubadourboden des Limousin, anderswohin. Tatütata; bald hier, bald da. Guirlanden, Böller, Feierreden. Vive Poincaré! (In einem Nest brüllt der wirre oder boshafte Haufe „Vive Fallières!“ Der Herr Bürgermeister möchte seine Heerde von der Zungensünde entschuldigen und spricht, einfältiglich, zu dem Präsidenten, in den besten Häusern rufe die Herrschaft den neuen Diener ja manchmal mit dem ihrem Mund eingewöhnten Namen des alten. Huldvoll lächelt Herr Poincaré; und von seiner dem Zahngebiß entzogenen Lippe träufelt der Ausdruck ernster Freude an der innigen Treue, die dem verehrten Vorgänger, auch in dieser schönen Provinz, gewahrt worden sei.) Jedes illustrirte Blatt bringt Bilder des Präsidenten und seiner wirksam zurechtgemachten Frau. Die Rubrik, die bei uns Hofbericht heißt, schwillt über den in Republiken herkömmlichen Umfang hinaus. Noch hat der Präsident nichts Normwidriges gethan; denn daß er die Leitung des Staatsgeschäftes nicht den Radikalsten übertrug, war, so lange die Kammer nicht einen unzweideutigen Mehrheitwillen zeigte und der

Senat jeder schroffen Aenderung des bestehenden Zustandes (Einkommensteuer, Wahlreform) widerstrebte, sein Recht; eigentlich vielleicht sogar seine Pflicht. Schon aber wird er, weil er des Willens zur That verdächtig scheint, ringsum verschrien. Er könnte an beide Kammern und an die Nation Botschaften richten; die Revision der Verfassung fordern; im Einvernehmen mit dem Senat die Kammer der Abgeordneten auflösen; aus eigenem Willen neue Gesetze vorschlagen; für alle Aemter, auch für die höchsten, die Männer wählen, die ihn tauglich dünken. Die Rechte des Präsidenten sind im Wesentlichen nicht geringer als des Deutschen Kaisers; sind heute gewichtiger als an dem Tag, da Gambetta dem ersten, noch der Nationalversammlung unterstellten Präsidenten (Thiers) zurief: „Wir geben Ihnen die stärkste Exekutivgewalt, die in einer Demokratie je noch verliehen ward." Die Absicht auf kühne Nutzung dieser Gewalt sollte dem neuen Mann früh verleidet werden. Drum ward er als Raymond I, als ein in Königsmacht Strebender, von Feder und Stift bespöttelt; als ein hitziger Nationalist, dem die Volksfreiheit nicht mehr denn ein gelber Pfefferling gelte, auf allen Märkten Oeffentlicher Meinung angeprangert; als mal élu, den nur niedriger Ehrgeiz zur Annahme des Amtes gehetzt habe, aus der Achtung tugendhafter Republikaner gestoßen. „Schlecht gewählt" sollte er sein, weil er in Versailles auch von den Konservativen und frommen Katholiken Stimmen erhalten hatte und weil seit manchem Jahr in Frankreich die alberne (doch sogar dem kräftigsten Praktiker der Staatskunst, Herrn Briand, aufgezwungene) Losung herrscht, der Republikaner von echtem Schrot und Korn dürfe sich niemals auf die Stimmen der nicht radikalen Abgeordneten und Senatoren stützen; müsse die Herren Piou, Cochin, Barrès oder gar den Grafen de Mun, denen das Schicksal Frankreichs doch die heiligste Herzenssache ist, also aus der Nationalgemeinschaft verbannen, deren Thor jedem gierig jakobinernden Strolch breit offen steht. „Herr Poincaré ist, gegen den Willen der Republikaner von bewährter Treue, die des Landes wahre Meinung verkörpern, mit den Stimmen der reaktionären Gruppen gewählt worden und muß gehindert werden, diesen Gruppen, aus dem Hort demokratischer Einrichtungen, die Dankesschuld zu zahlen, in die er sich vor der Wahl verpflichtet hat." Dieses von Clemenceaus Rachsucht ersonnene,

von seinem Erzfeind Jaurès angenommene Feldgeschrei sollte den Massengroll wider das Gelüsten eines neuen Mac Mahon waffnen und den unbequemen Lothringer so einschüchtern, daß er sich fortan still im Schatten hielt. Sonst läßt er am Ende Einen von der „maßvollen“ Sorte die Wahl machen; oder angelt mit fettem Regenwurmköder so lange im Teich des Luxembourg, bis die bemoosten, allzu oft von den Hechten aus seliger Greisenruhe gestörten Karpfen ihm die Auflösung der Kammer in der Stunde gestatten, in der Sozialisten und Radikale ihren ganzen Wahlkriegsschatz verpulvert haben. Und wo lägen dann die Reiche des Genossen Jaurès und des petit père Combes?

Schon wähnten die Rothen, die Röthlichen, des feinen Planes Ausfältelung sei bis ins fernste Zipfelchen gelungen. Die dornige Pflicht, in dreijährige Dienstzeit (die, als die längste im Bezirk europäischen Wehrzwanges, auf die Dauer unhaltbar, fürs Erste aber, nach der thörichten Hast unserer viel zu lange verzauderten Kopfzahlsteigerung, dem Ehrgefühl des Franzosen unentbehrlich ist) zurückzukehren, hatten die Wilden gern den Zahmen überlassen. Dann erst, als sie durchgedrückt war, in Pau gegen die trois ans gedonnert. (Noch zwei Monate nach dem Sturz des Ministeriums Barthou war Herr Caillaux von Jaurès Censorius hart gerüffelt worden, weil er in Mamers geredet, aber dem Kollegen Noulens, dem Vertheidiger des Dreijahrjoches, nicht mit einer Silbe widersprochen hatte.) Readiness is all! Was an Geld, Lungenkraft, Wühlerkunst erlangbar ist, muß für die Wahlschlacht herbei. Siegen wir, dann ist Raymond der Erste und Letzte matt. Ein Bischen verschüchtert scheint er schon; schiebt die vorbereiteten Reisen auf und scheut den Rampenlichtstreif, der ihn versengen könnte. Seine Ministerien halten sich nicht; in neun Monaten hat er zwei verbraucht: und steht nun vor der bitteren Nöthigung, sich linkwärts zu wenden und die Wahlmache den Vereinigten Radikalen anzuvertrauen. Noch, freilich, schwankt er. Ribot? Will nicht; hätte auch, im dreiundsiebenzigsten Lebensjahr, nicht mehr die grobe Faust und das schwindelfreie Gewissen des Mehrheitentbinders. Briand? Wäre zu tollkühnem Wagniß bereit; war aber im Sturm zu lange vornan und wird von der Trias Clemenceau-Combes-Jaurès so grimmig gehaßt, daß er wohl noch fiele, ehe der Wahlkampf begann. Und wenn der Präsident diesen in Staatsmann-

heit gereiften Anarchisten zur Nachfolge Barthous beriefe, würde ihm, lauter als im November 1877 aus dem Munde Marcères dem Marschall MacMahon, entgegengebrüllt: „Was steht denn hinter diesem Ministerium (einst Rochebouet, jetzt Briand)? Weder der Wille des Landes noch der des Parlamentes. Nur der Wille zu persönlicher Macht. Die Politik des Herrn Präsidenten der Republik wird von keiner öffentlichen Gewalt irgendwo gestützt und schwebt haltlos in der Luft." Das hat der Marschall, der Sieger vom Malakow und von Magenta, der Bändiger des Commune-Aufruhrs, nicht lange im Amt überlebt. Das müßte den ruhmlosen, auf wohlwollende Schonung angewiesenen Advokaten aus dem üppig möblirten Himmel Elysions stürzen. Also: Doumergue (dem, bis in die sechzehnte Märznacht, der reiche, nicht von Skrupeln geplagte Diktator Caillaux jeden Schritt vorschreibt). Sacht nur darf, unter dem Büttelblick der von Clemenceau bestellten Wachtposten, der Präsident sich regen. Erfährt er auch nur noch Alles, was im Bereich des trikoloren Hoheitzeichens geschieht? General Hubert Lyautey, Resident in Marokko, meldet, er könne Tazza erobern und sich zur Vollendung des Eisenbahnstranges Tunis-Oran-Fez rüsten, der Frankreichs ungeheures Afrikanerimperium in Einheit zusammenschmieden soll. Aus Doumergues Kabinet kommt die Antwort: „Warten! Keinen Schuß während der Wahlzeit!" Sonst schäumt, vom Lenztrieb, vielleicht das Nationalgefühl auf und schwemmt das theure Saatgut der Konventsmänner hinweg. Die Assekuranz der Bergpartei und der Sumpfkröten ist ja viel wichtiger als die Wahrung der Kolonialgewalt. Der Elysier will dem bureau de bienfaisance électorale nicht verdächtig werden und sonnt sich drum an der fernen Azurküste. Fast vierhundertdreißig Rothe und Röthliche, Sozialisten, Radikale, Urdemokraten, werden erwählt. Nie ward ein so breiter Theil des Bourbonensaales mit Blutfarbe getüncht. „Die Pille wird Raymonds Majestät nicht schmecken." Genosse Jaurès jauchzt: „Jetzt kann die Reaktion nicht mehr den Versuch wagen, die dreijährige Dienstpflicht noch lange in Geltung zu halten." Ein noch älterer Leitartikelschmied aber, Herr Arthur Meyer, spricht im „Gaulois", auch das Programm von Pau sei in der Wahlschlacht besiegt worden. Schmiedet der Weißbart und Semssohn Blech? Einerlei. Des Krieges Stürme schweigen. Poincaré weilt wieder

in Paris. Lyautey darf, endlich, Tazza besetzen und den Erfolg seiner Strategie, seiner braven Bengel den Landsleuten melden.

Alle Geschäfte stocken: der Börse und des Modetands, des Weinbauers und des Kunstpächters, der Landwirthschaft und der Luxusbranchen; die Staatskassen sind leer; die Steuern steigen und den Ernteertrag hat die Regenfluth arg geschmälert; Milliarden sind von der Furcht vor dem Rententribut in die Schweiz und nach England getrieben worden und londoner Depositenkassirer harken, im Herzen der guten Stadt Paris, das Spargeld der Franzosen in ihre Schalter; Banken von ehrwürdiger Geschichte werden in Schmähschriften einer Fäulniß bezichtigt, die Rochette in seiner Sünde Maienblüthe nie erreicht habe, und müssen in Rundschreiben und Preßeinschiebseln selbst für ihrer Tugend fleckose Reine zeugen; Rußland plänkelt wieder mit der Drohung: sein Geld (das es als Zuchtruthe und Nöthigungmittel auf dem von ihm ausgepumpten Parisermarkt läßt) zurückzuziehen, und kränkt, durch antisemitisch verschärfte Wirthschaftgesetze, obendrein noch Israels ubiquitäre Kinder. Schlimme Zeit; schlimmere, als die Dritte Republik seit ihrem fahlen Morgengrau sah. Den von schrillem Lärm aufgescheuchten Kleinrentner, den ums Brot des nächsten Tages bangenden Handarbeiter könnte die Lust anwandeln, sich aus jakobinischer Vormundschaft zu lösen und, wie in Lutetias Bannmeile schon dichte Schwärme gethan hatten, Nationalisten zu küren. Unsere Herrlichkeit welkt über Nacht, wenn Poincaré diesen mißmuthigen Volkstrieb schlau nützt und noch im Sommer, ehe neues Wahlgeld zusammenzukratzen ist, nach einer weislich besonnenen Botschaft, die Kammer auflöst. Damit ihm die zu solchem Handeln nöthige Farbe der Entschließung erbleiche, muß er abermals eingeschüchtert werden. Die maîtres-chanteurs machen sich an die Arbeit. Tag vor Tag dräut der feuerrothe Johannes Jaurès, Idealist und Menschheiterlöser m. b. H., ein Orkan werde den Hochverrath Planenden aus Elysions Wipfel schleudern. (Nach unserem Gesetz wärs strafbare Nöthigung; wird das Unternehmen, „durch Drohung einen Beamten zur Vornahme oder Unterlassung einer Amtshandlung zu nöthigen“, mit Gefängniß, nicht unter drei Monaten, bestraft.) Unter dieser Drecktraufe rinnt ein minder stinkiges Willensbächlein. Die drei Kasernenjahre kommen, als übelstes aller Uebel, wieder ins Schandpfahleisen.

Als Pivot für den Aufmarsch der Wähler waren sie nicht zu brauchen. Zwei Drittel der Jugend, neun Zehntel der Intellektuellen, von Maurras bis zu Clemenceau, fast bis zu dem höllisch begabten und froschpfuhlig kalten, aus dem Elphenbeinthurm seines Ciselirergeistes eitel in Massengunst langenden Anatole France, bäumen sich gegen den frevlen Wunsch, die zweiunddreißig (mehr sinds kaum) Wehrdienstmonate, für deren Dauer erst vom Herbst 1915 an das Gesetz den Soldaten der Fahne verpflichtet, schon jetzt wieder zu kürzen. Einer um diesen Wunsch geschaarten Partei hätten sie den Rücken gekehrt. Doch nach der Wahl darf der Sieger wagen, was den ins Feld winkenden Hauptleuten undenkbar schien. Herr Doumergue soll, auf barschen Befehl der rothen Patrone, den Verzicht auf ein Jahr (genauer: zehn Monate) ankünden. Das weigert er; hat, wie Bourgeois, Briand, Delcassé, Millerand, der Bankregent Rouvier selbst, die europäischen Machtrelationen, Bündnißbürden, Wettergefahren näher sehen gelernt, als er sie je zuvor sah; hält drum starken, im engen Drang streitbaren Patriotismus nicht mehr für die gräßlichste Reichspestilenz („Kein Wunder: er hat sich am Quai d'Orsay gewöhnt, ein Monocle in die Augenhöhle zu klemmen!"); und scheidet aus dem höchsten Amt, weil er weder den Wahlnothhelfern, Wahlkampfdämpfern trotzen noch seinen aufblühenden Namen an den Verzicht auf die Straffung der Nationalkraft knüpfen will. Die Radikalen haben gesiegt; doch ihr Ministerium zerschellt in Scherben Herr René Viviani, auch ein der Genossenschanze ins Bürgerlager Entlaufener, soll sie kitten. Das gelingt nicht so flink, wie nun nothwendig wäre. Der Dutzendgeist folgsam furchtsamer Radikalen muß erst wittern, daß die Stimme der Nation (die in West und Ost Hundertmillionenreiche, ums Doppelte, Dreifache an Menschenzahl ihr überlegene, erwachsen und den aus den Tagen der Turenne und Bonaparte fortwirkenden Ruhmesschimmer verblassen sieht) die hastige Schmälerung der trois ans verdammt. Dazu brauchts Zeit: denn durchs linke Fenster gellt früh und spät der Pöbelruf, nur der Milizbereiter dürfe sich einen Volksfreund nennen. Was aber geschieht, bis die Radicaux-Unifiés auch in Militärfrommheit einig sind? Viviani: kann nicht. Delcassé, Deschanel, Doumergue, Clementel: wollen nicht. Was geschieht, wenn der Präsident kein Ministerium, nicht einmal sein viertes, auf halb-

wegs tragfähige Beine bringt? Dann ist er gekirrt und wedelt, wie vor dem zürnenden Herrn mit Schwanz und Pfoten ein geprügelter Pudel, vor der düster thronenden Dreieinheit um Gnade? Nein. Dann muß er selbst sich aus dem vom Zephyr kühl umkosten Lenzlande des blonden Rhadamanthys scheiden. Muß abdanken. Und nicht die Republik nur: die Nation steht, ohne zulänglichen Staatsschatz, ohne in der neuen Form schon bewährtes Heeresgefüge, mit einer nothdürftig geflickten, dem rempart d'argile des Herzogs von Broglie gleichenden Kriegsflotte, in einem Schicksal wirkenden Sommer vor der schwersten Lebenskrisis.

Da hürnen, in solcher Noth der Landsgemeinde, tapfere Männer sich in den Entschluß, den Pfeilen und schwereren Wurfgeschossen der nach Macht geilen Horde zu trotzen. Vornan stehen Drei; Triarier gegen Triarier. Die Senatoren Ribot und Bourgeois, der Abgeordnete Delcassé. Herr Ribot ist im Kampf ums Präsidentenamt geschlagen worden; Herrn Bourgeois trennt mancher Glaube und Aberglaube von dem Politiker Poincaré; unter den Gründen, die Herrn Delcassé nach Petersburg trieben, war auch der ins Empfinden eingerammte, auf dem Vorsicht rieth, dem neuen Elysier, mit dem Theophil stets frostig verkehrt hatte, nicht allzu nah zu bleiben. Jeder der Drei hätte mit dem mal élu gern ein Brachhühnchen gerupft. Jeder wollte sich hüten, in ertraglosem Ringen den Kraftrest verbrauchen zu lassen. Einerlei. Jetzt gings um die Ehre des Vaterlandes, um das Leben der Republik, die, wenn Poincaré nicht schnell ein ansehnliches Ministerium fand, in die Sintfluth anarchischer Gräuel versinken oder eines bewehrten Weglagerers Beute werden, morgen unter den Trampelfuß wüster Babeuvisten gleiten, übermorgen feindlicher Ueberrumpelung offen sein konnte. Der Erpresserkrieg wider den Präsidenten, der Nachtsturmlauf gegen die Mauern des Elysischen Schlosses muß schleunig enden; der ganze Hetzwirbel, der seit dem Abend der versailler Wahl alles Handeln des Politikerschwarmes bestimmt. Die Drei wissen, daß sie die erste Kammersitzung nicht als Amtsinhaber überleben werden. Möchten auch jetzt (Ribot ist fürs Handgemenge zu alt, Bourgeois zu kränklich, Delcassé ins rasche Hin und Her einer plötzlich aufbrodelnden Debatte nicht eingewöhnt und durch eine Furunkulose geschwächt) gar nicht Minister sein. Sie opfern sich; setzen mühsam erworbenen Ruf an die Er-

haltung der Staatsform, der von ihr verbürgten Reichsruhe und ihres frei erkürten Repräsentanten. Ehe sie über die Kammerschwelle schreiten, ist (schon am neunten Juni) das nächste Kabinet, Vivianis, im Rohbau fertig. Noch ein Zunderschwämmchen, eine Prise Juckpulver: und die röthesten Radikalen lernen die Pflicht erkennen, ohne deren Gebotserfüllung der Machthunger auch aus voller Krippe nicht zu sättigen ist. Am Zwölften flüstert der alte Ribot sein Antrittssprüchlein. Zwei Stunden danach, bei der ersten Abstimmung, hagelts rothe Zettel. Das hat der muthige, des Vornamens Alexander nicht unwürdige Greis vorausgesehen. Nicht eine Sekunde lang gewähnt, nach solchem Wahlsieg sei den Radikalen der Preis ohne Gewaltanwendung zu entreißen. Er fiel, weil er fallen wollte. Sprang, ein weißer Curtius, in den Erdspalt.

War aber nicht vergebens vom Ruhesitz aufgestanden. Was er, was in Gemeinschaft mit ihm die Bourgeois, Delcassé, Jean Dupuy gethan haben, war nicht nur, wie, leis oder laut, jeder Franzose sagt, „très chic", nicht nur im tiefsten Wortsinn anständig, sondern auch im höchsten Erziehungsinn nützlich. Der von Strategie und Taktik eines Jungmeisters bediente Wille zur Abwendung nächster Lebensgefahr hat Demagogen aus wüstem Wandel in Staatsraison, in vernünftige Bescheidung gesittigt. Zu solchem Versuch hat Poincaré noch die Nerven? Dann ist er auch zu blitzschneller Auflösung fähig. Und neben uns athmen noch Männer, die nicht, wie die drei Jules, Favre, Ferry und Simon, nach Napoleons Gefangennahme bei Sedan, im Sturz Dessen, der in lästigem Glanze saß, froh nur die Gelegenheit zum Aufstieg begrinsen, sondern, unter dem drohenden Fluch der Eintagslächerlichkeit noch, bereit sind, den Gegner selbst, wenns das Vaterland befiehlt, zu stützen, zu retten, zu bergen? Dann giebts ja nicht nur, wie seit Panama und anderen Checkfesten immer gewispert ward, lüsterne Kammerschacherer. Dann müssen auch wir, damit der vom Vergleich aufgespornte Volkszorn uns nicht aus dem Tempel, von der Spendentruhe peitsche, geschwind uns von Eigensucht und Sektengier säubern. Die Lehre laxirt nach kürzerer Wirkensfrist als Koloquinten und Krotonöl. Im Nu hat Herr Viviani die Mannschaft, die er braucht. Sogar der Republikanische Sozialist Augagneur, der Himmel und Hölle mit wilder Verwünschung der Dreijahreschmach durchprasselt hat, ist jetzt zum

Eintritt in ein Kabinet willig, das von dieser Zeitspanne nicht einen Tag abhandeln läßt, und klammert die Hand um die Aktenmappe des Unterrichtsministers. (Vor der Kammerthür, in der Mittagshelle des Bourbonenschloßplatzes, gab die ihm angewöhnte Opernchoristin dem Trauten neulich zwei mächtige Maulschellen. In allen Zeitungen stands. Schadet nicht: Unterrichtsminister. Heiliger Trott! Heiligerer Studt! Im Reich keuscher Germanen scheint zur Behütung naturaler Landwirthschaft untauglich, wer, als die Milchkuh von heute noch ein Zitzkälbchen war, ein Tanzmädel so fest an die steife Hemdbrust gepreßt hat, daß die Tarlatanetaille knitterte. O tempora! O mores!) Vors Innere spreizt sich le petit Malvy, der als ein Gewaltiger stolzirt, seit ihn des Tigers Tatze getätschelt hat. Alle Posten besetzt; alle Ritzen verstopft. Drei Tage nach Alexanders Fall steht René auf der Tribüne. Seiner Ankündung, daß er das Wehrgesetz nicht durchlöchern und, wenn er im Oktober 1915 noch Minister sei, die seit zwei Jahren in den Waffenrock Gekleideten nicht nach Haus schicken werde, heult die Wuth das Lied der kleinen Clairette Angot nach: „Cela ne valait pas la peine, assurément, de changer de gouvernement.“ Ward der Mühe wirklich kein Lohn? 362 Stimmen für, 139 gegen Viviani. Die dreijährige Dienstzeit, die Anleihe (1800 Millionen Francs) ist geborgen. Der Block gesprengt. Der Radikalismus regirungfähig. Das Programm von Pau ein durchweichter Pappwall. Und Herr Poincaré, dessen kaltblütige Behendheit für ein Weilchen nun wohl die Frechsten schreckt, hat, endlich, Ruhe zu Schlaf und Wacht.

Selsam, daß unsere öffentlich Meinenden das feine Brettspiel nicht sofort durchblickten; nach dem letzten Meisterzug noch nicht verstanden. In ehrlicher Einfalt glaubten, der vor jedem Lufthauch scheue Bourgeois wolle sich jetzt, im Sommer mexikanischen, ostasiatischen, west- und ostbalkanischen Mißvergnügens, anno Wilson-Villa-Wied, dem internationalen Geschäft vorsetzen und, als Deckoffizier auf dem Staatsschiff der Republik, unter dem Hundsstern nach Petersburg fahren. Delcassé lechze nach der Möglichkeit, den Rekruten von heute und deren Eltern, als Kriegsminister, ein Scheusal zu scheinen. Ribot habe ein neues Ministerleben, das den Geburtstag überdauern sollte, mit der tristen Botschaft begonnen, die Reichskasse sei fast leer. Seltsam? Wie groß ist in Deutschlands Regirung, Parlament, Presse denn die Zahl

der Köpfe, die sich auch nur ernsthaft gemüht haben, den Zustand fremder Länder zu erforschen? Wäre sie halbwegs beträchtlich, dann würde der gröbste Unfug vermieden. Nicht in der Woche vor der französischen Stichwahl naher Franzosenabschub aus dem Reichsland angekündet. Nicht deutsche Kasernenmannschaft in den berliner Eispalast geschickt, um aus Reichsflinten auf die Träger französischer Uniform zu feuern. Einem steinreichen Großindustriellen und Kommandeur der Ehrenlegion nicht, weil er, mit breitem Troß, doch ohne Photographirapparat, als Sachkundigster am lichten Tag Luftschiffhallen und Flugplätze betrachtet hat, zugemuthet, in der Polizeiwachtstube sich bis auf die Haut auszuziehen und am Schutzmannsschreibtisch zu essen. Nicht, unter unwürdigem Geräusch, für einen nutzlosen Kampf gegen die Fremdenlegion Geld gesammelt und darüber versäumt, den Tausenden stellen- und mittelloser junger Deutschen, die in Frankreich, zwischen Werbern, hungernd herumlaufen, die Möglichkeit des Erwerbes oder der Heimkehr zu schaffen. Dann läsen wir nicht täglich, England sei uns (die es, wider sein Erwarten, unseren Türkentrumpf entwerthen und das ungemein ergiebige osteuropäische Geschäft, ohne einen Finger zu rühren, in bequeme Ordnung bringen ließen) innig befreundet. Auf Italien und Rumänien in einem Krieg, der Oesterreichs und Ungarns Zukunft sichern oder vernichten könnte, von uns in nüchternen Stunden zu zählen. Dann wüßte der Deutsche, daß der Schlüssel, der seinen Territorialkäfig öffnen kann, noch immer in Paris liegt; und würde verbieten, daß die Nachbarrepublik, die heute nach Frieden langt, ohne irgendwelchen Grund gekränkt, als ein Lupanar, eine Gaunerherberge verrufen, als die Magd Britaniens, die der Zarenknute Leibeigene gehöhnt werde. (Cui bono? Gewiß nicht dem Schicksal deutscher Menschheit zum Heil.) Dann stünde nicht am Morgen nach Vivianis Programmrede, eine Woche nach dem Entschluß der Radikalen, von den trois ans nichts wegzuknausern, im „Tag“ ein vom Generalmajor Keim gezeichneter Artikel, der mit dem Schmettersatz anhebt: „Die französischen Radikalen geben sich den Anschein, als ob sie die dreijährige Dienstzeit wieder beseitigen wollten.“ Und dessen letzter Weisheitschluß ist, daß Frankreich auch ohne verlängerten Wehrzwang vier Millionen ausgebildeter Soldaten ins Feld stellen könnte und mit seiner Heeresorganisation unsere um ein Bedeutendes übertrifft. So völlig kann Patriotismus blenden.

Madame Caillaux.

Am Tag vor Pfingsten ist im „Figaro“ die Anklageschrift gegen die Mörderin des Zeitungleiters Gaston Calmette veröffentlicht worden. Warum hören wir, denen das Unbeträchtlichste pariser Herkunft aufgenöthigt wird, von dieser politisch und psychologisch bedeutsamen Sache so wenig, fast gar nichts? Weil die auf den Akteninhalt gestützte Darstellung des Thatbestandes neun Zehntel alles in Deutschland über den Vorgang und die Personen Gedruckten als unwahr erweisen müßte. Wochen lang ist Frau Caillaux zwischen Charlotte Corday und Beethovens Leonore vor unser Auge gerückt, ist Calmette als ein Schelm gestäupt worden, der mit zärtlichen Briefen und Ehebruchsandeutung unsauberen Handel getrieben und das edle Weib des Finanzministers Joseph Caillaux in Verzweiflung und Sühnsucht gehetzt habe. Die freche Unwahrheit dieses Gethues wurde hier schon am vierten Apriltag erwiesen. Doch immer wieder lasest Du, täglich tausendmal Belogener, die Kindermär von der reinen Heldin und dem Schnödes ertrachtenden Wicht. Nun spricht der Prokurator der Republik. „Wenn schon! Taugt seine Rede nicht in unseren Kram, dann wird sie eben verschwiegen oder ins Unverständliche zerfetzt.“ Konnte just ich jemals an dem Willen zu solcher Leistung zweifeln? Aus dem Schlußvortrag des berliner Oberstaatsanwaltes Dr. Preuß (im Prozeß Moltke wider Harden) ist niemals irgendein Hauptsatz in irgendeine deutsche Zeitung gedrungen; trotzdem dieser Vortrag, nach dem Stenogramm, den Lesern der „Zukunft“ vorgelegt worden war, niemals: weil er den auf den Pfad meines Handelns geschleuderten Schimpf, wie ausgedörrten Thierkoth, wegwirbeln mußte. Ist der pariser Staatsanwalt höherer Achtung würdig als der berliner? „Herr Lescouvé, Prokurator der Republik, kann uns ja nicht einmal anklagen; nur, wenns ihm Spaß macht, den Buckel hinauf und herunter klettern. Was Der gefaselt hat, ist uns billige Roßleberwurst.“ Die pariser Staatsanwaltschaft (Le Parquet) und die zur Verfahrenseröffnung berufene Strafkammer haben auf ihn gehört, seine Darstellung dem Akteninhalt, den Aussagen aller vom Untersuchungrichter Boucard vernommenen Zeugen und der Angeklagten verglichen und sie als richtig befunden; und die Kammer hat Frau Caillaux, als des Mordes hinreichend verdächtig, vor die Jury des Seinegerichtes verwiesen. Warum?

Am sechzehnten März, gegen fünf Uhr nachmittags, hält ihr Automobil vor dem Haus des „Figaro“. Sie steigt die Treppe hinauf. „Herr Calmette?“ „Noch nicht hier.“ „Ich werde warten.“ „Ihr Name?“ „Nicht nöthig. Herr Calmette kennt mich und wird mich sofort empfangen, wenn er hört, daß ich hier bin.“ Niemand weiß, wer die Dame ist. Sie scheint ruhig; spricht lächelnd und gelassen; sitzt, eine Stunde lang, geduldig im Wartezimmer. Um Sechs kommt Calmette. Plaudert zunächst mit Paul Bourget. Der Diener fragt, noch einmal, die wartende Dame, wen er melden solle. Sie giebt ihm, in einem verschlossenen, durch den Aufdruck als dem Abgeordnetenhaus entnommen kenntlichen Umschlag, ihre Karte. Bourget warnt den Freund, die Frau seines Feindes zu empfangen. Calmette antwortet: „Ich kann eine Frau nicht von meiner Thür weisen.“ In diesem Satz, sagte Bourget vor dem Richter, offenbarte sich wieder die mir bekannte Ritterlichkeit seines Wesens. Er freute sich wohl der Gelegenheit, die Dame zu beruhigen und zu versichern, daß der Kampf, den er gegen ihren Mann führen zu müssen glaube, niemals auch nur um Zollesbreite vom Boden politischer Erörterung weichen und der Kämpfer die zweite Frau Caillaux fortan eben so wenig mit einer Silbe erwähnen werde, wie ers bisher gethan hatte. Der Freund geht. Die Feindin tritt ein. Kaum ist hinter ihr die Thür geschlossen: da zieht sie den Revolver aus dem Muff und schießt. Mehrmals. Ein Diener, ein paar Redakteure stürzen herein. Als sie Frau Caillaux packen und entwaffnen wollen, entwindet sie ihnen den rechten Arm und jagt ihre letzte Kugel dem schon schwer verwundeten, ächzend auf dem Teppich hockenden Calmette in den Leib. Er hat kein Wort gesprochen; sich nur höflich vor der Eintretenden verneigt. Da trafen ihn zwei Kugeln. Weshalb raffte er nicht die Kraft, warf sich auf das Weib und versuchte, ihr den Browning zu entreißen? Weil die Vorstellung brutalen Ringkampfes gegen eine Frau ihn widerte; weil der Versuch, sich hinter seinen Schreibtisch zu ducken, ihm minder unmännlich schien; weil er wohl auch hoffte, die Angreiferin werde zu ungeschickt oder zu nervös sein, um ihn, nach dem ersten Wuthausbruch, hinter der Holzschanze zu erzielen. Sie aber bleibt ganz kalt, nimmt ihn ruhig aufs Korn und schießt ihm sechs Kugeln in die Brust und die linke Hüfte. Die zur Totenschau berufenen Aerzte haben ausgesagt, die Hand, in der die Waffe lag, könne nicht gebebt haben.

Auch nach der That ist die Thäterin ganz ruhig. „Unter den erregten, verwirrten, entsetzten Menschen stand sie in hochmüthiger, behaglicher Gelassenheit“: sagt der Zeuge Robert Dreyfus. Vor ihrem Auge, von ihrer Waffe verröchelt ein Mann, der sie niemals gekränkt, nie mit dem Hauch eines Wortes gestreift hat: und ihr Auge ist trocken, ihre Stirn fast heiter und ihre Lippe spricht langsam: „Nur auf diese Weise war der Sache ein Ende zu machen.“

Vor dem Untersuchungrichter spricht sie anders. Töten? Nie hat sie so Ungeheures gewollt. Der Browning sollte nur ein Bischen Lärm machen; im Nothfall dem Erben Figaros und seiner Parole („braver les méchants“) einen Denkzettel geben. Sie scheint sich gelobt zu haben, dem Richter kein wahres Wort zu sagen: und bleibt dem Gelübde treu. Mählich aber entschleiert sich ihr Werk vom sechzehnten Märztag. Morgens ruft sie den Landgerichtspräsidenten Monier in die Privatwohnung des Finanzministers; fragt ihn, was man gegen Calmettes Angriffe thun könne; und scheint, ohne die winzigste Spur seelischen Wirbels, von der Richtigkeit seines Rathes überzeugt, sich nicht zu rühren und geduldig das nahe Ende des Feldzuges abzuwarten. Hat sie den Namen des Finanzministers mißbraucht und den Landgerichtspräsidenten nur in ihr Haus gebeten, um nach der That einen Zeugen zu haben, der aussagen müsse, daß sie vergebens den Weg zu gerichtlicher Sühnung suchte und innerlich ruhig war, also abends nur unter dem Zwang jähen Affektes, plötzlicher Bewußtseinstrübung gehandelt haben könne? „Darüber ist Gewißheit nicht zu erlangen; doch das System ihrer Vertheidigung erlaubt die Annahme solcher Absicht.“ Mittags besucht sie ihren Mann im Finanzministerium. Der sagt ihr nicht, daß er morgens mit dem Präsidenten der Republik über die Figarofehde gesprochen und aus Poincarés Mund ein Urtheil und einen Rath gehört habe. Das Urtheil, Calmette sei ein Gentleman und werde politisch belanglose Privatbriefe niemals ans Licht zerren; und den Rath, durch einen den drei Männern gemeinsamen Freund, den Rechtsanwalt Maurice Bernard, feststellen zu lassen, daß Calmette an irgendeine Enthüllung des ehelichen und vorehelichen Lebens der Caillaux nicht denke. Nach dem Frühstück kommt die Frau in die Waffenhandlung von Gastinne-Renette; nennt den Bedienern ihren Namen; fordert einen guten Revolver (den sie

für eine Automobilfahrt in die Sarthe brauche); nimmt, nach langwieriger Prüfung, einen Browning und heischt die Gelegenheit, sich damit einzuschießen; ladet ihn, nach dieser Uebung, selbst, steckt ihn ins Futteral, wäscht sich die Hände und steigt wieder in ihren Wagen. Im Crédit Lyonnais nimmt sie aus ihrem Safe ein paar Schriftstücke, die ihr Mann im Kampf gegen Calmette brauchen könnte. „Nach Haus!" Dort schreibt sie an ihren Joseph einen Brief, der mit dem Satz schließt: „Ich werde die That thun (C'est moi qui commettrai l'acte); wenn diese Zeilen in Deiner Hand sind, werde ich das Werk der Gerechtigkeit vollendet oder wenigstens alles zu diesem Zweck Mögliche versucht haben." Der Brief soll dem Herrn Finanzminister nicht vor Sieben überreicht werden. „Ist das Auto bereit?" Ja. „Rue Drouot 26!" Fünf Viertelstunden danach steht sie vor Calmette.

„Ihre That ist ein Präventivmord genannt worden. Mit Recht. Um eine Veröffentlichung zu hindern, die niemals geplant, die gar nicht möglich war, hat sie einen Menschen gemordet." Sie behauptet, gefürchtet zu haben, daß Calmette zwei intime Briefe veröffentlichen werde, die Herr Joseph Caillaux im September 1909 an sie, die soeben von dem Herrn Leo Claretie Geschiedene, geschrieben und abgeschickt habe. Festgestellt wurde: daß diese Briefe in den Besitz der ersten Frau Caillaux (jetzt: Frau Gueydan) gelangt, vor Josephs Scheidung von dieser Dame, im Jahr 1911, vor den Augen der Parteivertreter restlos vernichtet worden sind; daß Frau Gueydan sie, heimlich, zuvor photographiren ließ, aber keinem auffindbaren Menschen jemals gezeigt hat; daß Calmette diese Kopien nicht sah noch den ihm Vertrautesten andeutete, er wisse irgendwas von der Existenz oder dem Inhalt dieser Briefe. „In sämmtlichen Artikeln Calmettes gegen das Ministerium Doumergue und dessen Finanzminister Caillaux steht nicht ein einziges Wort, das die jetzt Angeklagte erwähnt oder streift, nicht die winzigste Anspielung auf ihr Privatleben, ihre Vergangenheit; auch keine auf die Privatangelegenheiten ihres zweiten Gatten. Und gerade der ‚Dein Jo' unterzeichnete (an die erste Ehefrau gerichtete) Brief, der die Furcht der Angeklagten vor öffentlicher Erörterung ihres Verhältnisses zu Caillaux begründen soll, erweist, wie sorgsam Calmette bedacht war, jedes nicht dem Bezirk der Politik gehörige Wort vor der Veröffentlichung auszumerzen. Unter den Schriftstücken, die in seiner Brieftasche gefunden wurden, waren

die zwei Briefe nicht, vor deren Publikation die Angeklagte gebangt zu haben behauptet. Politiker, Literaten, Journalisten: Alle haben, einstimmig, bekundet, daß Calmette ein Mann war, dem ein Unbefangener die Anwendung solcher Waffen unter keinen Umständen zutrauen konnte; daß (so hat sein Freund und Mitarbeiter Grosclaude es ausgedrückt) stärker noch als der Drang, den Gedanken, für die er focht, den Sieg zu sichern, in ihm das Bedürfniß war, der Frau seine Ehrfurcht zu zeigen und sie mit der zartesten Höflichkeit zu behandeln ... Das sind die Ergebnisse der mit der größten Sorgfalt und ohne das allergeringste Vorurtheil geführten Untersuchung, nach deren Abschluß Frau Caillaux nicht mehr, wie sie noch am sechzehnten März that, die Behauptung wagen darf, die Gerechtigkeit sei aus Frankreich geschwunden."

Geschwunden wäre sie und das Land, aus dem sie wich, vor dem Blick jedes redlichen Gewissens entehrt, wenn die Frau, die, ohne den allergeringsten Rechtsgrund, Anlaß, haltbaren Vorwand, nach ruhiger Ueberlegung und mit bestimmtem Vorsatz einen wehrlos, ahnunglos dicht vor ihr stehenden Menschen getötet, tückisch gemordet hat, freigesprochen würde. Die Wohlthat bedingter Begnadigung (Loi Bérenger) mag man dem Weibe, der jedem Ehrenrechte entkleideten Mutter gönnen; nicht um eines Härchens Breite mehr. Die Schande, mit der tausendfache Verleumdung des Gemordeten den Ruf deutschen Rechtsgefühls besudelt hat, kann ich nicht wegwischen; nur, auf dem festen Urtheilsgrund des Untersuchungergebnisses, wiederholen, was ich am vierten April hier gesagt habe: „Calmette hat seine Fehde anständig geführt. Er schrieb, der Finanzminister präsidire noch dem Verwaltungrath einer ausländischen Bank; habe, durch eine Kammerrede, eine Staatsrentenhausse erwirkt, die seinen Freunden Gewinn brachte und dann, weil sie grundlos war, wieder wich; die Hauptverhandlung gegen den Schwindelgründer vertagen lassen; und sich, vor dreizehn Jahren, gerühmt, die Einkommensteuer, während er sie eifernd zu empfehlen schien, zermalmt zu haben. Den Beweis für diese vierte Anklage lieferte ein Brief, den der seelisch unkeusche Joseph an seine erste Frau geschrieben hatte. Nur die Unterschrift ‚Dein Jo' hatte die Farbe der Intimität; kein anderes der vom Figaro veröffentlichten Worte. Calmette hat kein Lakengeheimniß ins Licht gestellt; nur durch Indizien, die nichts Privates verriethen, glaubhaft gemacht, daß der Minister jetzt die dreijährige

Dienstzeit, wie 1901 die Einkommensteuer, zermalmen wolle, während er sie eifernd zu empfehlen schien. Herr Caillaux antwortete ihm weder im Parlament noch in seiner Presse. Aber Frau Caillaux ließ sich bei ihm melden und schoß ihn nieder."

Conte drolatique.

Herrn Oberstaatsanwalt Chrzescinski, Erstem Staatsanwalt am Landgericht I,

Berlin NW 52, Thurmstraße 91.

Sehr geehrter Herr Oberstaatsanwalt, in Ihrem Amtsbezirk soll, noch im Brachmonat, unter dem Schild Ihres Namens vor einer Strafkammer gegen Herrn Paul Wiegler verhandelt werden, weil er eine im Sinn deutschen Reichsgesetzes unzüchtige Schrift veröffentlicht habe. Welche? Balzacs „Contes drolatiques". Der Angeklagte würde, natürlich, auch freigesprochen, wenn er ohne Vertheidiger vor den Hohen Gerichtshof hinträte und während der ganzen Dauer der Hauptverhandlung stumm bleiben müßte, wollte, dürfte. Natürlich. Die Moabiter stammen aus Nordarabien, aus dem Dunstkreis des Toten Meeres; und daß Moabs Land reich an Ruinen ist, wird auch in Nordwestberlin den Gemeindeschülern eingetrichtert. Selbst da aber schaltet und schwitzt nirgends eine Strafkammer, die über Hirn und Gewissen brächte, den Uebersetzer eines Balzacbuches als Unzuchtverbreiter in Pön zu bannen. Nicht im finstersten Marterwinkel. Um den Angeklagten ist mir also nicht bang. Um Anderes. Um Sie. Um das Ansehen der Königlichen Staatsanwaltschaft (deren Eisenbeil, da ichs gestumpft hatte, mir viel freundlicher blinkte, als heute noch Einer ahnt, und deren tüchtige, verständig besonnene Arbeit ich höher schätze als mancher Gipfelbehörde.) Um den Ruf deutscher Kunstkultur.

Die Verhandlung darf nicht werden; nicht als ernsthaft gemeintes Schlußstück eines Kriminalverfahrens. Sie haben den Kruppskandal überlebt (nicht ohne wesentlichen Gunstsubstanzverlust: glauben Sie meinem Wissen); und seitdem in der Stille emsig das Recht und die Ihnen unterthanen Staatsprovinzen betreut. Die über fremdem Gelände mißglückten Gleitflüge sind fast vergessen. Das Balzacspektakel würde Sie töten. Des Erdballes Wölbung vom Gelächter dröhnen. Oeffentliche Anklage kann nach der Eröffnung der Untersuchung nicht zurückgenommen werden?

Ich weiß; kenne, leider, die Strafprozeßordnung. Doch da der Fromme sich mit Herrgottssatzung abfinden kann? Irgendwo ist stets eine Klinze offen. Die würde Ihr jüngster Assessor erspähen. Und in unserem Fall ist nicht die allergeringste Schwierigkeit. In Ihrem: denn um Ihre Sache gehts, Herr Oberstaatsanwalt.

Fürchten Sie nicht, daß ich den Zipfel Ihrer Robe in das Spülwasser tunke, das noch vom Gewäsch „freier“ Kunstschwätzer absteht. Macht Sie nicht naß. Stimmt. Das Anklageprivileg bürdet Ihnen die Pflicht auf, zur Anwendung der Strafgesetze mitzuwirken; keine andere. Ich will auch nicht fragen, welches Gesetz die Erweckung und Höhung sinnlicher Wollust verbiete, die edelste und der Menschheit nöthigste Himmelsgabe und dem Schöpferwillen Gottes oder der Allnatur das Hauptwerkzeug ist. Kümmert uns heute nicht. Balzac, Herr Oberstaatsanwalt! Honoré (nach dem besten Wort des Bayreuthers: Homer Balzac! Der hat das Weltbild gewandelt. Der ist aus Shakespeares Geblüt. An wimmelnder Brut viel reicher als Dante, an Farben und Tönen noch neben Cervantes ein Kroisos. Dessen Erden, Himmel, Höllen sind irdischen Richtern verriegelt. Dessen Werk, ein in Aeonen unverwelkliches, ist das wichtigste Lehrbuch westeuropäischer Seelengeschichte. Eingefalzt ist ihm ein köstliches Sprachmeisterstück: die Sammlung in rabelaisischem Ton rabelaisisch geschulten Geistern vorgeplauderten oder feierlich vors Auge gespreiteten Geschlechtsschwänke. Die sollen verboten werden? Wers unternähme, schiede sich aus der Gemeinschaft der in Heiligem Geist Vereinten.

Die Uebersetzerleistung ist ein Kronkleinod deutscher Nachdichtung, der nach Schlegel, vor Schroeder selten nur Schöneres gelang. Der Uebersetzer ein ernster, bis in den Wesenskern keuscher, vor dem Entschluß zu steilem Aufschwung nur allzuzaghafter Künstler. Der Verleger ein Mann, dem Deutschlands Kunstkunde viel zu danken hat. Der Preis nicht niedrig. Kolorit und Rhythmus des Buches weitab von dem Kantharidenreiz, an dem Frühbrunst sich entzündet. Nebensache. Wollen Sie den Himalaja anklagen, weil er Affen, Marmelkatzen und Moschusthiere herbergt? Den Bildner Adams, weil er auf seiner Erde nicht Eichen nur, sondern auch Bibergeil werden ließ?

Und: das Reichsgericht würde jedes verdammende Urtheil aufheben und dem Ankläger derb das Ohrläppchen kneifen.



Richelieu.*)

Im Jahre 1639 trat Mazarin, der bis dahin päpstlicher Diplomat gewesen war, in französische Dienste. Er war am pariser Hof gewesen und kannte ihn: es war kein strahlender, heiterer Hof, wie er es in früheren Jahren gewesen und in späteren wieder wurde. Ein finsterer und grämlicher Sonderling hauste in dem festlosen Louvre. Der spätgeborene Sohn des fröhlichen Heinrich empfing ihn mit stotterndem Munde. Er konnte seine Worte nicht recht hervorbringen. Kalt und lieblos, mit der gehässigen Natur der Verschüchterten, haßte er im Grunde Alle, die ihm dienten. Die Frauen liebte er nicht, die Königin vernachlässigte und verschmähte er. Manchmal schloß er mit einem ihrer Fräulein in seltsam zager Weise lange und langweilige Freundschaften; die schöne und stolze Marie von Hautefort lachte über den königlichen Verehrer, die fromme Lafayette ging ins Kloster. Seine Günstlinge waren junge Männer, mit denen er jagen ging. Vieles wurde darüber gesagt und geschrieben. Die Jagd, besonders die Vogeljagd, war seine Leidenschaft; sonst verdrängte eine Liebhaberei die andere; der König malte und komponirte, er hatte immer Kammermusik, die ihn sehr erfreute, er war ein guter Gärtner, spickte und briet wie ein Koch und war ein Meister im Einmachen von Früchten. Wer Gunst wollte, machte mit, beim Schustern (denn auch Das hatte Ludwig der Dreizehnte gelernt) oder beim Arkebusiren. Und da es sein Gelüsten war, Sterbende zu beobachten, so gab es seltsame Unterhaltungen bei Hof, wenn in einem der weiten, schlecht erleuchteten Säle der blasse König und die Herren um ihn die verzerrten Gesichter verröchelnder Kranken nachmachten und ein unangenehmes Gelächter den Meisterspieler belohnte. „Sagen Sie dem König“, sagte der Graf von La Rocheguyon, der im Sterben lag, zu dem Kammerherrn, der in hohem Auftrag sich nach seinem Befinden erkundigen kam, „sagen Sie ihm, daß er bald kommen kann. Ich habe ihm oft den Anderen nachmachen geholfen. Nun bin ich an der Reihe.“

Eines Tages fiel dem König ein, seinen ganzen Hof zu rasiren; nur ein Restchen Bartes ließ er am Kinn stehen. Mit ingrimmiger oder läppischer Beifallsgrimasse boten Marquis und Grafen in seidenen Puffärmeln, in kurzen Mänteln und Federhüten ihr Kinn dem königlichen Scheermesser dar; und so ward die Fliege Mode.

Einen rasirte der König nicht. Einen Herrn an seinem Hof ließ er aus. Niemand wagte, eine andere Möglichkeit auch nur anzudeuten.

---

*) Aus dem zweiten Buch der „Geschichte des Kardinals Mazarin“, die bei Georg Müller erscheint. Daß die Arbeit des (unzünftigen) Kulturhistorikers, Psychologen, Poeten Federn noch viel mehr Beachtung verdient, als ihr in der Heimath des lärmlos vorwärtsstrebenden Autors bisher ward, ist hier schon nachdrücklich betont worden.

Das war der Mann, den er haßte und an dem er festhielt, den er verwünschte und fürchtete, wie keinen, gegen den er manchmal aufzischte und dessen eisernen Willen im Nacken zu fühlen ihm dennoch ein schreckliches Bedürfniß war, für den er seine Mutter aus dem Lande gejagt hatte, dem er gestattete, seine Frau, die Königin, zu mißhandeln und zu demüthigen, für den er die schöne Marie von Hautefort, die er liebte, vom Hof gewiesen, dem er jeden seiner Lieblinge opferte. Und er freute sich dann doch, auf den Herrn von Troisville, den abenteuerlichen Kapitän seiner berittenen Musketiere, weisen und sagen zu können: „Da ist ein Mann, der mir auch den Kardinal umbringt, wenn ich es ihm befehle!“

Welch ein Hof! Im Louvre dieser König und in Ruel oder in Paris im Palais-Cardinal, das er sich erbaut hatte und das später das Palais Royal hieß, der große Geistliche, dessen furchtbarer Wille Europa veränderte und der Politik, der Regirung Frankreichs und aller Länder nach ihm eine neue Gestalt gab. Heute noch leben und leiden wir unter seinen Ideen. Denn wenn es je einen Staatsmann gab, der sich nicht von der Woge tragen ließ, sondern mit bewußtem Willen, mit weitschauender Erkenntniß allen Machtverhältnissen der Zeit, allen Wahrscheinlichkeiten entgegen arbeitete, so war es Richelieu. Er hatte ein Programm von Anfang an. „Ich hatte Eurer Majestät versprochen“, schrieb er in seinem „Politischen Testament“, „all meine Kraft, all die Autorität, die Eure Majestät mir zu verleihen geruhen würde, daran zu setzen, die Partei der Hugenotten zu vernichten, den Stolz der Großen zu beugen, alle Unterthanen zu ihrer Pflicht zu zwingen und Ihren Namen bei fremden Völkern zu jener Höhe zu erheben, die ihm gebührt.“ Er hatte es vollendet, mit Blut und Schrecken und List, mit Kanonen und Heerschaaren im Feld, mit Verstellung und grausamer Unerbittlichkeit am Hof. Seine kalte Schlauheit, sein unhörbares Anschleichen gegen die immer neuen Feinde, die ihn und sein Werk bedrohten, die grausame Sicherheit im Treffen, die Mischung von Tücke und Größe, von Furcht und Muth in seinem Wesen geben ihm Etwas von einem katzenartigen Raubthier, das geschreckt werden kann, dann aber mit doppeltem Grimm anfällt. Und dies Alles in einer seltsamen Maskerade: da seine immer unbefriedigte Seele mit ihrem fürchterlichen Ernst Geckereien vereinte. Halb dieser Geckerei und halb seinen wechselnden Berechnungen entsprach es, den zarten, wohlgebauten Körper mit dem gepflegten Spitzbart in immer neue Kostüme zu hüllen, so daß er bald im Purpur des Kirchenfürsten erschien, bald als parfumirter Kavalier in Seide und Federhut vor den Damen tanzte oder in Küraß und Stulphandschuhen dem Heer vorausritt. Und nie hat es einen gebrechlicheren Titanen gegeben, bei dessen grimmigsten Thaten und Entscheidungen die Aerzte mit Pillen und Salben und Medizinflaschen das leidende Leben zu verlängern sich mühen mußten. Ein ewig offenes Konto im Buch seines Schicksals quälte ihn: der so unerbittlich hassen konnte, sehnte

sich nach Freundschaft und Liebe; aber Fürstinnen und Courtisanen hatten ihn verschmäht, weil seine Werbung rauh und gemacht war und ihm die siegende Gewandtheit fehlte, die irgendein zierlicher Abbé, ein frischer Reiteroffizier besaß. Der Mann, der alle Gefängnisse füllte, der siebenundvierzig Todesurtheile über politische Gegner fällen ließ, der eine Schwarze Liste aller Verdächtigen führte und überall seine Spione hatte, der, wenn er, von seinen Garden umgeben, ausfuhr, unter Seide und Purpur ein Kettenhemd trug, um sich vor Meuchelmördern zu schützen, er wollte um jeden Preis lachen und geliebt sein. Düstere Melancholien quälten ihn, wenn er nicht arbeitete; es kam vor, daß er, nach irgendeiner schweren Erregung, wenn wieder einmal das Spiel nach dem furchtbarsten Einsatz gewonnen war, brüllend, wiehernd durch sein Haus lief, dann, über das Billard gebeugt, starr stehen blieb und zuletzt in Schweiß gebadet niederstürzte und einschlief. Sein Ausruhen hatte etwas von Verzweiflung an sich; die reinen Geister kommen solchen Menschen nicht nah; und wenn er die Spaßmacher glänzend zahlte, die ihn zum Lachen brachten, und selbst menschlich-witzig mit ihnen scherzte, blieb er doch immer gefährlich; weh, wenn sie es nicht trafen, wenn sie sich nicht vollkommen genug beugten, seine schlechten Verse, die Dramen, die er durchaus schreiben wollte und aufführen ließ, nicht genug lobten. Er verlangte Unterwerfung und liebte die Intimität nicht; der Graf von Gramont traf ihn einmal unvermuthet im Park, da er Springübungen machte; ein Blick ließ den Höfling die Gefahr erkennen: er sprang sofort mit und sagte: „Ich kann es noch besser, Eminenz!“

Zwischen ihm und dem König war eine scheele Freundschaft. Ludwig jagte seine Mutter, jagte zuletzt selbst Troisville fort, als der Kardinal es forderte; aber er war innig erfreut, wenn er ihn in Kleinigkeiten ärgern konnte. An dem verödeten Hof war Schrecken und trübes Flüstern; bei den regelmäßigen Unterhaltungen fand höchstens die Jugend ihre Freude. Wie oft, wenn wieder ein Komplott entdeckt und vereitelt war, waren Prinzen und Herren aus den Zimmern des Louvre oder denen ihrer eigenen Schlösser an ihre Pferde geeilt und wie toll nach der Grenze gesprengt, um dem Kerker, der Folter, dem Beil zu entgehen. Durch das Beil hatte der Herzog von Montmorency, der „erste Baron Frankreichs“, der Bruder der Prinzessin von Condé, geendet, durch das Beil sein Vetter, der Graf von Montmorency-Bouteville, der Marschall von Marillac, der Graf von Chalais-Talleyrand; und wie viele Andere! Bassompierre, der Liebesheld, der Schmuck des Hofes, saß seit Jahren in der Bastille, eben so der Marschall von Vitry und der Graf von Cramail; im Schloß von Angoulême saß der Marquis von Châteauneuf in Haft; verbannt war der Herzog von Epernon, verbannt die Herzogin von Chevreuse, die von Guise mit ihren Söhnen, der Prinz von Marsillac, die Marquis von Montrésor, von La Châtre, verbannt wurde noch im letzten Jahr Richelieus das ganze Haus Vendôme. Der Graf von Bourbon-

Soissons war bei Sedan von einem räthselhaften Pistolenschuß gefallen; die anderen Prinzen vom Geblüt hatten sich bedingunglos vor dem Minister gebeugt: der Bruder des Königs, der Herzog von Orleans, der sich so oft leichtfertig wider ihn erhoben hatte, war eben so oft zu Kreuz gekrochen; der Prinz von Condé verheirathete seinen knirschenden Sohn mit einer Nichte Richelieus, der zarten kleinen Clémence von Maillé-Brezé. „Alle Kniee beugten sich vor ihm."

Nicht mehr der Adel und die Großen regirten in Frankreich, sondern das Ministerium. Das war das Neue, der Anfang unserer Zeit. Richelieu brauchte und fand die tüchtigsten Mitarbeiter. Sie waren nicht großer Herkunft, sie hatten keine reinen Hände, aber sie leisteten viel.

So hatte er auch Mazarin gefunden. Dieser stieg, als er ankam, in der Rue du Roi de Sicile bei dem Staatssekretär Grafen Chavigny ab, der, gewandt und heiter, ehrgeizig und plänevoll, die der seinen ähnlichste Natur hatte. Sein legitimer Vater, Claude Le Bouthilier, war Finanzminister. Chavigny galt für einen natürlichen Sohn Richelieus. Das mochte Verleumdung sein; seit Generationen waren die bürgerlichen Le Bouthilier Helfer und Freunde der Familie Richelieu und wurden nun vom Kardinal belohnt. Chavigny war Mazarins erster Freund in Frankreich.

Durch ein Königliches Patent vom April des Jahres war „Der Herr Jules Mazarin, geboren in der Stadt Rom, wegen der wichtigen und lobenswerthen Dienste, die er dem Gemeinwohl in verschiedenen Verhandlungen, Verträgen und Geschäften geleistet" als Franzose naturalisirt worden. Der Accent des neuen Franzosen blieb schlecht und noch lange entschuldigte er sich in wichtigen Briefen, daß er diktiren müsse, weil er des Französischen nicht mächtig genug sei. Spanisch sprach er viel besser, so daß die Frau von Motteville ihn einen „halben Spanier" nennt. Und gerade Das ward für ihn von unendlichem Nutzen.

Er sollte als Frankreichs Gesandte nach Hamburg gehen, wo die ersten Friedensverhandlungen im Dreißigjährigen Krieg begonnen wurden, als man es wichtiger fand, ihn nach Savoyen zu schicken. Victor Amadeus, den er für Frankreich gewonnen hatte, war schon 1636 gestorben. Seine Witwe, Christine von Frankreich, „Madame Royale", führte für ihren minderjährigen Sohn Karl Emanuel den Zweiten die Regentschaft. Die beiden Brüder ihres Mannes, der Kardinal Moriz und der Prinz Thomas, waren spanisch gesinnt und wollten die Herzogin nicht im Land regiren lassen, die, von dem Jesuiten Monot berathen, vor französischer Hilfe Angst hatte. In großem Zorn schrieb damals Richelieu an den König von den „Extravaganzen", der „Blindheit und dem Eigensinn der Herzogin"; „wenn eine Frau fähig wäre, auf vernünftigem Rath zu hören"; noch mehr unhöfische Aeußerungen über die Schwester seines Herrn entfahren ihm.

Es kam zum Krieg; französische und spanische Armeen rückten

in Savoyen ein und kämpften wilde Schlachten, bis Mazarins Geschicklichkeit im Jahr 1640 Alle versöhnte und den Prinzen Thomas für viel Geld in französische Dienste zog. All diesen Menschen begegnete er bei seinem steigenden Weg auf immer verändertem Plan wieder; alle spielten in seinem Dasein oder in dem seiner Familie Rollen, die sein Selbstgefühl beglücken mußten.

Dann wurden die Streitigkeiten mit dem päpstlichen Hof geschlichtet; der alternde achte Urban gab dem Drängen Richelieus nach; die lange hinausgeschobene Promotion wurde vollzogen und im Konsistorium vom sechzehnten Dezember 1640 wurden dreizehn neue Kardinäle ernannt, darunter Giulio Mazarini, den der allerchristlichste König nominirt hatte. Ein päpstlicher Kämmerer brachte die Insignien nach Frankreich; in der Domkirche von Valence, im Dauphiné, wo sich der Hof befand, überreichte Ludwig ihm feierlich das Barret. Er ward Kardinaldiakonus, ohne Priester, ohne ein Diakonus zu sein, und ohne Titelkirche. Er erwies dem König seinen Dank, indem er auf seine Kosten ein Regiment italienischer Soldaten anwerben ließ, das hinfort seinen Namen trug. Aber so hoch er gestiegen schien, so wichtige Aufträge er bekam, ist er doch in diesen Jahren in Frankreich wenig hervorgetreten. All die Memoirenschreiber, die später so viel von ihm zu sagen haben, erwähnen ihn in diesen Jahren gar nicht. Er war für sie eine der „Kreaturen“ Richelieus, dazu ein Italiener, ein Fremder, devoter und höflicher, als man es in Frankreich gewohnt war, weniger gefürchtet und auch weniger geachtet als die anderen.

Was war solch ein Mann, ob er Kardinal, ob er Gesandter hieß, für den hochmüthigen französischen Adel?

Scheinbar nahm er an Dem, was im eigentlichen Frankreich geschah, kaum einen Antheil. Er vermittelte nur. Er war etwa drei Jahre in Richelieus Diensten, als die berühmte letzte Verschwörung gegen Richelieu versucht ward, der der Verlauf der Ereignisse eine so wunderliche Tragik gab. Der Kardinal hatte den jungen Cinq-Mars, einen Sohn seines verstorbenen Freundes, des Marschalls von Effiat, dem König zum Gesellen gegeben, um einen ihm ganz ergebenen Mann am Hof selbst zu haben. Der einundzwanzigjährige schöne Junge wurde zum Großstallmeister von Frankreich ernannt, ward des Königs und der Frauen Liebling, tanzte, trank und jagte, dann langweilte er sich an dem öden Hof, ward unzufrieden; und so auch der Kardinal mit ihm. Seine „Größe“ berauschte ihn, in thörichtem Ehrgeiz wollte er selbst Erster Minister werden; und da er sich vom Kardinal schon verworfen fühlte, ließ er sich in eine Verschwörung zu dessen Sturz und in ein geheimes Bündniß mit Spanien, dem Landesfeind, ein. Es ward entdeckt. Als die Staatssekretäre lange geheime Konferenzen mit dem König hatten, wurde dem Vicomte von Fontrailles, einem der Verschworenen, bang und er warnte Cinq-Mars, der aber nicht darauf achten wollte. „Gut“, sagte Fontrailles, „Sie werden noch groß genug sein, wenn Ihnen der Henker den Kopf von den Schultern getrennt

haben wird; ich bin von zu geringer Statur." Fontrailles war klein und buckelig. Er entkam, als Kapuziner verkleidet. Die Anderen starben auf dem Schaffot. „Ich möchte gern wissen, welches Gesicht der Herr Großstallmeister jetzt schneidet", sagte der König in der Stunde, da Cinq-Mars enthauptet wurde. Der Kardinal, der in seiner letzten Krankheit lag, genoß noch seine Rache. Auf einem Schiff den Rhône hinaufgezogen, schleppte er den gefangenen Präsidenten de Thou in einer zweiten Barke hinter sich her zur Hinrichtung.

Vom Rhôneufer ward sein von Geschwüren zerstörter, leidender Körper in einer eigens erbauten Sänfte von vierundzwanzig Trägern über Land nach der Loire getragen. Häusern wurden die Mauern weggerissen, um ihn möglichst schmerzlos in sein Zimmer zu bringen; dann fuhr eine ganze Flotte die Loire hinab, Reiterschwadronen an beiden Ufern; der Herzog von Enghien ließ die Schleußen öffnen, um Wasser in die ausgetrockneten Kanäle strömen zu lassen. So kam der sterbende Minister siegreich nach Paris zurück. Der Herzog von Bouillon rettete sich, indem er sein Fürstenthum Sedan an Frankreich abtrat. Mazarin war es, der den Vertrag vermittelte und dann als Vertreter der französischen Regirung die Festung für Frankreich in Besitz nahm.

Das war im September und Oktober 1642. Am vierzehnten Dezember starb Richelieu.

„Wenn es einen Gott giebt", sagte Urban der Achte, der immer witzige Papst, als er die Nachricht vernahm, „so wird der Kardinal wohl büßen müssen; wenn es keinen Gott giebt, war er ein Ehrenmann."

Marienfelde. Dr. Karl Federn.



Die älteste, tiefste Schicht des modernen Gesellschaftbaues ist das Werk der Geistlichkeit. Zwölfhundert Jahre lang hat sie daran gearbeitet; länger noch. In einer auf Erobererrecht beruhenden Gesellschaft, die so zusammengesetzt war, daß sie in den ihr Zugehörigen die Energie, die Lust am Leben zerstören mußte, hat der Priester die Frohe Botschaft verkündet, das Reich Gottes verheißen, Geduld, Sanftmuth, Nächstenliebe, Wohlthätigkeit, demüthige Hingabe an den im Himmel thronenden Vater gepredigt. Der Klerus war eine Gesellschaft für sich, hatte besondere Gesetze, eine alle Glieder bindende Lehre und Zucht, ein Allen gemeinsames Ziel. Wenn rohe Gewalt zügellos herrscht, sind Legenden vom Jenseits als Gefühlswerthe unschätzbar; das Leben des Geplagten, Geschundenen wird erst dadurch erträglich, daß man ihm ein anderes, schöneres zeigt. Das hat die Priesterschaft gethan; und die Größe des Lohnes, den sie empfing, beweist, wie dankbar ihr die Menschheit war. Ein Drittel des Grundbesitzes, die Hälfte des Einkommens, zwei Drittel des Vermögens waren auf europäischer Erde Kirchenbesitz. Päpste geboten dem Erdtheil. Kardinäle waren die Schützer alter Herrschergeschlechter. (Taine.)



Die Zeit der Leere.

Er wohnte einsam zwischen den Bergen.

Eines Tages ging die Glocke seines Hauses und Ellen trat ein. Sie kam weit her. Tagereisen lagen hinter ihr.

„Willkommen“, sagte er; und es war nicht einmal Ueberraschung in seiner Stimme. Dann reichten sie einander die Hand.

„Ich dachte, es sei Zeit, wieder einmal mit einander zu reden“, sagte sie.

„Darauf habe ich gewartet“, sagte er. Er ging mit ihr die Treppe hinauf. „Hier ist Dein Zimmer. Hier wirst Du die Ruhe finden, die Du suchst.“

Sie stand am Fenster und blickte hinaus über den Fjord. „Dein Zimmer“, hatte er gesagt. Die Thränen stiegen ihr in die Augen. Als sie sich umsah, war sie allein.

Sie begann, auszupacken. Eine Reihe von Büchern stellte sie auf den rot lackirten Tisch vor dem Fenster, durch das ein Strom von Sonne hineinfluthete. „Ach was, Bücher,“ dachte sie und schob den Stoß ungeduldig hin und her.

Er war hinuntergegangen in sein Arbeitzimmer und stand vor seinem großen Schreibtisch; wie angewurzelt. Er hatte ein dumpfes Empfinden im Hinterkopf und nur ein Gefühl: es ist vorbei; es ist vorbei. Krallen, die seine Seele gepackt hatten, lösten sich. Und plötzlich kam es über ihn wie Seligkeit. Kein stummes Starren, kein verzweifeltes Hauen gegen die Wände, kein wüthendes Beißen in die Bettlaken mehr, nein, nein; kein langsames Sterben mehr vor Einsamkeit! Nun sollten die Berge da drüben nur heranrücken, feindlich und düster wie allabendlich seit Jahren. Nun mochte der Nebel den Schleier des Wahnsinns über das klare Wasser breiten. Nun mochte der Sturm toben und die Lawinen mochten donnern. Er lachte. Ein Mensch war da, ein Mensch wie er! Fühlend, denkend, strebend. Ein Mensch, der sprechen konnte, auf und abgehen konnte im Zimmer wie er, hin und her, hin und her. Ein Mensch, der lachen konnte! Bei dem Gedanken wurde ihm schwindelig. Er riß die Thür zum Nebenzimmer auf, wo sein Klavier an der Wand stand, und begann, wie ein Wahnsinniger über die Tasten zu fahren. Dann stürmte er an den steifen, feierlichen Stühlen vorüber an die Flügelthür, die er mit einem Ruck aufschob.

„Mutter“, schrie er, „Mutter: Ellen ist da! —“

An einem der Blumenfenster saß Mutter im Lehnstuhl und strickte. Sie wandte den Kopf mit den spärlichen weißen Haaren und der großen schwarzen Spitzenhaube. Langsam wandte sie den Kopf. Ihre Hand zittert ein Wenig; und die trüben alten Augen sahen hinauf zu dem erregten Sohn. „Das ist gut, Einar,“ sagte sie. „Das ist gut.“ Und dann nickte sie vor sich hin.

Einar und Ellen standen am Blumenfenster, Mutters Lehnstuhl war leer. Draußen rieselte der Regen herunter. Rieselte ohne Pause. Auf der schmutzigen Straße vor dem Haus trotteten einsame Menschen. Sie kamen von der Fabrik und gingen zur Schiffsbrücke. Oder sie kamen von der Schiffsbrücke und gingen zur Fabrik. Warum sie kamen und gingen, war einerlei.

Trostlos.

Auf diese Straße sehe ich seit Jahren.

Ja, ich kann mir denken, daß sie allein Dir Etwas vom Leben erzählt.

Ja, sie und die Fabrik; und die Landungbrücke.

Wie lange wirst Du Das noch aushalten?

Unabsehbare Zeit.

Und warum? Geld kann man ja auch anderswo verdienen, arbeiten kann man auch anderswo. Hier mußt Du ja innerlich zu Grunde gehen.

Ich glaube nicht, daß ich innerlich zu Grunde gehe.

Nicht? Fühlst Du, daß Deine Seele sich vertieft?

Nein. Ich fühle es nicht, ich hoffe es aber. Jedenfalls würde ich mich verachten, wenn ich die Flinte ins Korn werfen und davonlaufen wollte.

Ist Das nicht etwas pedantisch?

Ich denke an die Worte: Wer die Hand an den Pflug leget und schaut zurück....

Ach so! Und dann lieber all die Qual?

Ja; dann lieber all die Qual.

So bin ich nicht. Ich muß fühlen, daß ich lebe. Ich muß immer mitten darin stehen im Tumult.

Und sehnst Dich nach Ruhe: und kommst hierher!

Und sehnst Du Dich nicht nach Leben?

Ja. Ich muß aber warten, bis es zu mir kommt.

Unsere Sehnsucht geht an einander vorüber.

Aber wir treffen uns doch.

Aus Versehen; nur aus Versehen.

Da lachten Beide.

Die Flügelthür ging auf. Mutters schwarze Haube schob sich dazwischen. „Nun, Kinder?“ Die Flügelthür ging zu.

In dem kleinen Garten hinter dem Holzzaun blühte rother Mohn. Ellen schnitt rothen Mohn und Einar sah, daß Ellens Haare und die Sonne eins waren. Er fühlte aber nichts dabei. Darüber mußte er sich wundern.

Ich stumpfe ab. Ich fühle nichts mehr unmittelbar.

Ach was. Das bilden wir uns ein. Das ist aber nicht wahr.

Also geht es Dir auch so, Ellen?

Manchmal.

Ellen schnitt rothen Mohn und Einar träumte über sie hin.

„Wir fühlen oft nicht, weil wir zu viel nachdenken," sagte Ellen.

Schließlich denken wir nur noch und fühlen überhaupt nicht mehr.

Daran glaube ich nicht. Nur werden wir nicht mehr von kleinen Gefühlen überwältigt, sondern von den ganz großen, die kräftig genug sind, unseren Verstand zu besiegen.

Aber die kommen selten.

Ja, sie kommen selten, Einar!

Und die Zwischenzeit ist leer.

Ja, die Zwischenzeit ist leer.

Knipp: machte die Scheere.

Aber wir können uns ja so gut über die Zwischenzeit hinwegtäuschen, sagte Ellen.

Wie meinst Du Das?

Wir wollen uns ja selbst nicht eingestehen, wie arm wir sind. Und da zerren wir alle verblaßten und verwelkten Gefühle hervor, alle die kleinen, schwachen Gefühle. Legen sie auf einen Haufen und sagen uns: „Siehst Du, wie reich Du bist!"

Vielleicht wäre es besser, wir gestünden uns unsere Armuth; dann bliebe die Sehnsucht kräftiger.

Aber die Sehnsucht thut weh.

Ich glaube auch, daß wir, um dieser Sehnsucht zu entgehen, schwachen Gefühlen große Namen beilegen.

Ja; den Namen der Liebe: zum Beispiel.

Knipp: machte die Scheere.

Ich glaube nicht mehr an ein so großes Gefühl, sagte Einar.

Bist Du unterwegs müde geworden?

Nein; aber alt.

Das ist eine Ausflucht für die Müdigkeit.

Glaubst Du denn noch an ein so großes Gefühl, Ellen?

Ich glaube daran und ich hoffe darauf.

Knipp: machte die Scheere.

Wie lange noch, Ellen?

Mutters schlürfender Schritt auf der Veranda.

Nun, Kinder?

Und Mutters schlürfender Schritt entfernte sich.

Einar saß am Klavier. Zwei Lichter brannten. Im Nebenzimmer bei geöffneter Thür saß Ellen mit gefalteten Händen. Mutter war am Blumenfenster in ihrem Lehnstuhl über der Strickarbeit eingenickt. Während norwegische Weisen durch die Räume zogen, voll von Sehnsucht, von Schwere, sank draußen der Abend über die Berge. Es war ein Nebeneinander von Hell und Dunkel. Kein Kampf. Schwarz und scharf zeichneten sich die Felsen gegen den noch blauen Himmel ab, auf dem die Sonne einen rosa Schein zurückgelassen hatte. Die Schneefelder leuchteten weiß in die finstere Stube. Die

weißen Vorhänge und die weiß lackirten Möbel und die weißen Rosen nahmen dieses Leuchten auf. Ein eigenthümlich kalter Glanz lag über dem Zimmer im Halbdunkel.

Langsam kam Stern auf Stern. Ellens Augen waren vom Wasser gebannt, das wie ein Silbermeer zwischen dem Bergedüster lag. Kalt und schön.

„Die Natur und ich, und ich und die Natur," dachte Ellen, „und niemals ein Verschmelzen, niemals Einssein hier oben!" Alles Weibliche, Verlangende, nach Liebe Dürstende löste sich in Ellens Seele und zog als Sehnsucht über die schroffen Höhen und weiten Meere hinweg in ihr Heimathland.

Da war Unruhe und Hast und Kampf und Schmerz und leuchtende Freude. Alles durcheinander. Aber: Leben! Mitten im Leben stehen; ein Ertrinken und Wiederauftauchen; ein Umfangensein von den Armen des Lebensmeeres.

Aber Ellen erinnerte sich sehr wohl an die Stunden der Leere mitten in Alledem; an das Suchen nach Ruhe aus Alledem.

Und nun war sie ja, wo sie so oft sein wollte. In der Stille, in der Kälte, in der Einsamkeit. Und nun hastete die Seele weiter, weiter. Sie war eben rastlos wie alle Suchenden. Würde sie je den Ruhepunkt finden?

Schwer, sehnsüchtig schleppten die norwegischen Weisen durch die Räume.

Dann brach Einar ab und Ellen hörte das Blättern in den Notenbüchern. Und während der Abend dunkler und dunkler bis über das Silberwasser sank und nur noch die weißen Rosen im Zimmer leuchteten, erschauerte Ellen vor der Stille und dem Düster.

„So einsam," dachte sie, „so einsam innerlich; und Einar auch, eben so einsam. Und warum? Warum müssen wir es fühlen und können es nicht vergessen, daß Welten uns trennen? Und welche Welten trennen uns?"

Nun spielte Einar ein finländisches Volkslied, traurig, klagend. Etwas in ihrer Seele bäumte sich gegen das Klagende, Ziehende. Warum nicht leben? dachte sie; warum nicht die Zeiten der Leere ausfüllen? Und sie sah sich selbst mit ausgebreiteten Armen auf Einar zustürmen. „Laß uns glücklich sein einen Augenblick": wollte sie schreien. „Gieb mir Wärme, Wärme, Leben und Vergessen! Laß uns lügen, — einen Augenblick!"

Da brach Einar wieder, kurz, ab. Er kam mit großen Schritten in das Nebenzimmer, als sei er gerufen. Da nichts sich regte, stellte er sich vor Ellen hin. Sie sagte kein Wort. Da beugte er sich ein Wenig über sie und sah, daß Thränen über ihre Backen flossen. Er nahm ihre Hand. Ellen ließ sie schlaff hängen. Er drückte einen Kuß darauf. „Nun, Kinder?" sagte Mutter und schlug die Augen auf.

Da wurde die Lampe gebracht.

Einar ging rastlos auf und ab. Die Straße hinunter und hinauf. In später Nacht. Sie war nicht dunkel genug, die Schneeberge zu verhüllen, die eisig zu ihm herüberstarrten.

Fort von hier! dachte Einar. Dorthin, woher Ellen kommt. Was hatte er hier noch zu suchen? Er hatte gehofft, Gott finden zu können. Gott hatte er verloren. Gott hatte sich hinter dem Düster, hinter der Eisesstarre und der erdrückenden Bergesgewalt verhüllt. Nie mehr konnte ein Wort aus der Seele zu Gott, ohne daß es niedergedrückt wurde, erstickt, verlacht!

Seine Seele hatte er zu finden gesucht. Lange hatte sie in der Einsamkeit gelauscht auf ihre eigene leise Stimme. Aber da die Stimme so leise war, schlief die Seele beim Lauschen ein. Ja, Ellen hatte Recht: seine Seele schlief. Ellen hatte überhaupt Recht; in Allem, was sie sagte. Wenn sie nur nicht so grausam wäre! Alles riß sie auf, wühlte sie auf; aber ihr fehlte dann die milde Hand zum Heilen. Wozu war sie gekommen? Um ihn aus seinem Schlaf zu wecken? Um ihm alle Qual zu zeigen?

Mußte sie nicht einsehen, daß er hier bleiben müsse? Bei seiner Arbeit, seinem Werk? „Geld kann man auch anderswo verdienen," hatte sie gesagt. Aber er mußte dennoch bleiben. Er konnte ihr nicht erklären, warum. „Schwäche," würde sie sagen; „Feigheit!" Ja, sie hatte Recht, tausendmal Recht. Aber er würde dennoch bleiben; bleiben mit dem Stachel in seiner Seele, den sie hineingetrieben!

Und dann hatte sie alle Sehnsucht nach dem Leben in ihm erweckt; nach dem Leben, das sie umbrauste, nach den vielen Menschen, die sprachen, die suchten, die sündigten und büßten; nach all dem Wechsel von Seligkeit und Trauer, nach der Unrast des Fragens. Alles in ihm schrie nach diesem Leben. Warum hatte Ellen Das gethan? Hatte sie selbst nicht ein blutendes Herz davongetragen, aus diesem Leben, das sie pries? Sie wollte nur nicht allein leiden. Mit leiden sollten die Anderen: darum weckte sie unbarmherzig.

Er haßte Ellen. Ja: er haßte sie in diesem Augenblick. Nichts hatte sie gegeben als Qual. Sie ging neben ihm mit sicherem Schritt. Sie ließ seinen Körper hungern und peitschte seine Seele. Wozu war sie gekommen? Wozu?

Aber plötzlich war ihm, als würfe er Steine auf sie, als läge sie vor ihm auf dem Boden, mit weit geöffneten, erstaunten Augen, ohne zu zucken. Da kam ein Schluchzen über ihn. Ihm war, als sänke er in die Knie. „Ellen" schluchzte er, „Ellen, laß mich den Saum Deines Kleides küssen, Ellen!"

Und da stand sie vor ihm mit ihrem Haar, das eins war mit der Sonne, mit ihren tiefen, fragenden Stahlaugen. Sie stand vor ihm in ihrer herrlichen Weiblichkeit, stark und sicher. Nein, er konnte sie nicht berühren, konnte sie nicht in seine Arme nehmen. „Königin", schrie es in ihm; „Königin!"

Da klang ein Lachen an sein Ohr. Ellen lachte. Hatte er denn vergessen, daß sie ihm das Lachen gebracht, daß sie Lachen und

Jauchzen ausbreitete über sein Heim, daß alle Sonne ihrem Haar folgte, wohin sie ging, und alles Leben ihrem Schritt? „Bleib bei mir, Ellen," schluchzte seine Seele; „ich kann nicht in all der Qual bleiben, wenn Du gehst!" Ach, sie würde ja nicht bleiben. „Schwäche," würde sie sagen; und sie würde gehen, obgleich sie nicht wüßte, wohin, und auch ihrer nur Qual warten würde und Kälte.

Ja: sie suchte den Aufruhr und er den Frieden. Und ihre Seele war so wach, daß sie die Welten sah, die trennenden Welten. Er sah sie auch, aber er fühlte sie nicht mehr.

„Ellen, bleib bei mir!" schluchzte seine Seele so laut, daß er aufsah. Ueber ihm leuchteten die Sterne; und er saß auf der Holztreppe vor seinem Haus. Wie lange schon?

„Ich will nicht schwächer sein als sie," sagte er.

Am nächsten Tag war Sonne über den Bergen. Der Fjord lag da wie ein klares Auge und die Eisspitzen lachten.

Einar und Ellen lachten auch. Sie stolperten über die Steine, die auf ihrem Weg lagen, und lachten. Sie rupften rothe Haide aus und schmückten sich damit; und lachten. Sie liefen hinter dem Fohlen her auf der Grashalde; und lachten. Sie krochen durch die Balken der Holzthüren; und lachten. Und dann sahen sie hinauf auf den Gipfel des Berges, wohin sie wollten. Da lachten sie erst recht. Nie würden sie da hinauf kommen!

Sie setzten sich auf einen Felsblock und sahen hinunter auf den Fjord und die winzigen Häuser.

Ferne Glockenklänge kamen zu ihnen herauf. Sie wurden still.

Eine Weile saßen sie so. Dann legte Ellen ihre Hand auf Einars Hand. Das war das erste Mal, daß sie so that. „Einar," sagte sie (und ihre Stimme klang sehr weich), „Einar, ich glaube, es ist jetzt Zeit, daß ich wieder gehe."

Einars dunkle Augen blickten starr in die Weite.

„Ja," sagte er.

Einar und Ellen gingen den Berg hinunter, als der Abend begann. Alle Bergkämme vor ihren Augen glühten roth.

„Die Sonne nimmt Abschied," sagte Einar. Die Schritte hallten dumpf auf dem schmalen Wege. „Ellen!"... Dumpf hallten die Schritte. „Ellen!"... „Einar! Ist Deine Seele auch ganz wach?"

„Nein, Ellen."

„Auch... meine... nicht."

Da umarmten sich Einar und Ellen.

„Nun, Kinder," sagte Mutter, als die Beiden in das dunkle Zimmer traten, „nun, Kinder?" Und ihre Stimme zögerte.

Einar öffnete die Gartenpforte. Ellen aber sah sich noch einmal um. Mutters schwarze Haube war zwischen der Hausthür und Mutters alte Augen blickten in Thränen. Mutter schüttelte den Kopf hin und her, in Verzweiflung.

Da warf Ellen ihre Blumen auf die Erde und stürmte zu ihr zurück. „Mütterchen, liebes Mütterchen!“ Sie bedeckte die zitternden Hände mit Küssen. Aber Mutter sagte nicht mehr: „Gott segne Dich, mein Kind;“ sie schüttelte den Kopf hin und her, in Verzweiflung.

Ellen ging aus der Gartenpforte. Einar trug ihre Blumen.

Sie gingen über die Straße nach der Landungbrücke und vor ihnen hüpfte die Sonne. Aber die Beiden sahen sie nicht.

Einar, hast Du innerlich nie gefragt, warum ich gekommen bin?

Ja, Ellen.

Hast Du eine Antwort gefunden?

Einar sah vor sich hin.

Wir müssen uns aber doch klar darüber werden, ob wir dieser Zeit fluchen oder ob wir sie segnen sollen, Einar.

Ja, Das müssen wir.

Ich habe heute nachts wach gelegen und auf die Antwort gewartet. Nun weiß ich sie. Damals, als ich hierher mußte, unbedingt hierher mußte, wußte ich nicht, warum. Ich dachte, ich sehnte mich nach Ruhe. Das aber war es nicht, Einar. Ich konnte die Zeit der Leere nicht mehr tragen; nicht mehr allein tragen. Darum suchte ich unbewußt nach einem Anderen, der auch in der Zeit der Leere ginge. Verstehst Du, Einar?

Und nun haben wir zusammen eine Strecke dieser leeren Zeit ausgefüllt: so meinst Du es, Ellen?

Ja; und die Strecke, die nun übrig bleibt, ist kürzer.

Glaubst Du denn, daß sie je ein Ende haben wird?

Das glauben wir Beide, Einar! Sonst hätten wir nicht die Kraft zu dieser Trennung.

Nein; sonst hätten wir nicht die Kraft dazu.

Sie waren an der Brücke angelangt.

Ellen blieb stehen und sah Einar in die Augen. Daß ich Dir Unruhe gebracht habe in Deinen Frieden und darum, daß Du mich schwach gemacht hast, wo ich Kraft brauche, darum ist mir nicht bang. Unsere Naturen werden schon wieder ihren Weg finden. Deine den Frieden und meine den Kampf. Aber Das, was wir in die Zeit der Leere hineingestellt haben, Das bleibt doch, nicht wahr?

Ellen... Wenn ich Dem nun den Namen gebe, den Du nicht willst?

Einar, wenn es Liebe wäre, so hätte sie mich besiegt. Wir wollen aber bis zuletzt wach bleiben. Lange hätten wir es nicht mehr gekonnt.

Nein.

Sie schritten über die knarrende Brücke.

Wenn Du nach Haus kommst, wartet die Erinnerung auf Dich, Einar.

Ich segne sie. Ich segne sie tausendmal!

Ellens Hand lag in Einars Hand.

Hamburg. Elisabeth von Schmidt-Pauli.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berlin, den 27. Juni 1914.

Tutte le Corde.

Siegfried und Isolde.

Um den gleißenden Tand,
der Tiefe entwandt,
erklang mir der Tochter Klage:
an Dich, Wotan,
wendet sie sich,
daß zu Recht Du zögest den Räuber. (Loge.)

Am dreißigsten Junitag des Jahres 1913 schrieb, „im Auftrag des Herrn Siegfried Wagner“, ein münchener Rechtsanwalt an Frau Isolde Beidler, eine Tochter der Frau Cosima Wagner, einen Brief, dessen Umschlag ein ganzes Bündel wichtiger Meldungen einschloß. Erste: Frau Beidler habe Geldfragen fortan nur noch mit Herrn Wagner und dessen Anwalt zu erörtern. Zweite: was Frau Beidler bisher aus dem Hause Wahnfried, also von ihrer Mutter, erhalten habe, sei nicht als ein von den Erben Richards Wagner ihr schuldiges Rechtsgut zu betrachten, sondern als „freiwillige Subsidie“, als Geschenk oder Almosen. Dritte: der Betrag des Almosens werde um achttausend Mark für jedes künftige Jahr gemindert. („Herr Wagner hat eine Maximalausgabe festgesetzt, die in Zukunft unter keiner Bedingung überschritten werden darf. Da am ersten Januar 1914 alle Tantiemen von den Werken des Meisters aufhören, ist Herrn Wagner die Einschränkung innerhalb der gegebenen Grenzen hinfürder ein unab-

weisliches Gebot. Für etwa von Ihnen ohne mein Wissen eingegangene Verpflichtungen weist er jede Verantwortung ausdrücklich ab.“) Vierte: wenn Frau Beidler ihren Sohn Wilhelm, wie Cosima und Siegfried „dringend wünschen“, für die Dauer in ein Internat gebe, werde der Bruder die Kosten des Aufenthaltes und Unterrichtes auf sich nehmen. Fünfte: alle Zahlungen und Zusagen seien aus freiem Willen gewährt, nicht durch Rechtspflicht erzwungen, können deshalb an jedem Tag von den Schenkern eingestellt und zurückgenommen werden und gelten jedenfalls nur für die Lebenszeit des Herrn Wagner und der Frau Beidler; Siegfrieds Erben seien zu irgendwelchen Leistungen nicht verpflichtet, Isoldens Erben zu irgendwelchen Forderungen nicht berechtigt.

Wenn die Adressatin dem in diesem Brief (der sie als „Frau Isolde Beidler, geborene von Bülow“ ansprach) ihr vorgeschriebenen Pakt durch Worte oder durch Schweigen zustimmte, war sie auf demüthigendes Almosen aus der Hand des ihr feindlichen Bruders und auf die Einkunft ihres Mannes, eines Kapellmeisters, angewiesen; mußte abwarten, welcher Theil des Muttererbes ihr einst zufallen werde; und mit der Möglichkeit rechnen, daß ihr Knabe, wenn seine Mutter früh sterbe, nach langer Verwöhnung mittellos vor dem Eintritt ins unbarmherzige Leben stehe. Das wollte sie nicht; hatte triftigen Grund, sich für die Frucht aus dem Samen Richards Wagner, ihren Sohn für den einzigen männlichen Enkel des großen Musikers zu halten, und bäumte sich gegen die Vorstellung, mit Mann und Kind an der Gnadenlaune des Herrn Siegfried Wagner zu hängen. Deshalb schrieb sie an ihre Mutter: „Ich verlange, daß Siegfried, Eva und Du klipp und klar erklärt, daß ich die Tochter Richards Wagner bin und daher die selben Rechte wie meine Geschwister Siegfried und Eva besitze.“ Weigere Wahnfried diese Erklärung, dann müsse Isolde ihr Recht vor den Gerichten vertreten und einen Prozeß führen, der „einen dauernden, nie wider auslöschbaren Makel für den Namen Wagner brächte.“ Drohung! Denket nur, stöhnt das kindhaft fromme Gemüth des Herrn Siegfried, uns wahnfriedlichen, weihfestlichen Edelmenschen hat sie zu drohen gewagt; sogar von einem „furchtbaren Skandal“ geredet, der, wenn wir nicht nachgeben, unvermeidlich sein werde. Was sollte sie thun? In unwürdiger Abhängigkeit hinkümmern? Auf jeden Vermögensvortheil, auch auf das

Almosen, auch für ihr Kind, verzichten und sich ins schmale Lebensbett der Kapellmeistersfrau zwängen? Das stolze Bewußtsein, daß ihrem Schoß der einzige männliche Sproß vom Stamm des Genius entbunden ward, in sich verscharren und selbst die Legende nähren, daß aus Richards Blut Siegfried der letzte Mann geblieben sei? Von Theaterhelden wird, aus Kinderhirnen, so unmenschliche, widermenschliche Großheit geheischt. Mit Denen, die in Fleisch und Bein neben uns wandeln, müssen wir zufrieden sein, wenn ihr Anstandsbedürfniß dem in der gemäßigten Zone des Menschenempfindens erwöhnten nicht allzu fern bleibt. Der Vermögensvortheil, den Frau Beidler sich und ihrem Kind verschaffen und durch die Ankündung eines von der Mutter zu fürchtenden Uebels sichern wollte, konnte ihr nicht „rechtswidrig“, mußte ihr als ein auf unbrechbaren Rechtsanspruch gegründeter scheinen (und daß der Vermögensvortheil, auf den der Thäter ein Recht zu haben glaubt, auch durch das rechtswidrige Mittel der Drohung nicht zu einem rechtswidrigen werden kann, hat der Spruch des Reichsgerichtes über alle Zweifel gestellt). Isoldens Drohung war also nicht strafbar; war auf der Lippe einer Mutter begreiflich; wäre doppelt verzeihlich im Mund einer Tochter des Mannes, der immer nach Gold langte und alle Menschen „mit Gold gekirrt, nach Gold nur noch gierend“ sah. Und fändet Ihr nicht seltener noch, als die Aesop und Diogenes am hellen Tag bei Laternenlicht einen Menschen zu finden hofften, die Mutter, die sich das Weiheglück, daß vom Saft des Genius ein Tropfen in ihrem Kind weiterblüht, von grauen Staubschluckern wegschwatzen ließe?

Die greise, kranke Frau Cosima beugt sich nicht unter der Wucht der Drohung; ist, fast schon verlebt, noch nicht einzuschüchtern; bleibt, bis zum letzten Wank, was sie in Haltung und Wesen seit Richards Tod zu scheinen getrachtet hat: die starke und männisch kluge, kalte und böse Königin. Die echte Tochter der Gräfin Marie Sophie d'Agoult, die sich zwar auf dem Titelblatt ihrer Schriften Daniel Stern nannte, gern sich aber in ihre Weibheit brüstete und der Frau im selbst gezimmerten Lebensgerüst Recht, Pflicht und Verantwortlichkeit des Mannes zusprach; die noch als verrunzelte Alte, öffentlich, von ihrer Jugendschönheit und deren strahlendem Glanz allzu ausführlich schwärmte, sich selbst einer Balladenprinzessin verglich und ruhig, als sie aus Liszts heißem

Welt nach Paris heimgekehrt war, in einer Gesellschaft irgendwo schadhaft gewordener Menschen, einem demi-monde, sich neugierigen, lüsternen, hämischen Blicken aussetzte. Von ihrem Vater Franz Liszt, der die Verwegenheit eines Borgia in sich der Andacht des frömmsten Apostels, göttliche Frechheit göttlicher Güte vereinte und, als der Nobelste, der je eine Soutane trug, wie durch seinen Pachthof, seinen Harem, über die Erde schritt, hat Cosima die Statur und das dantesk häßliche, mit dantischer Infernalkraft an sich ziehende, in seine Sphäre bannende Antlitz. In dem Rhythmus (nicht: in Ton und Führung) des Lebens scheint sie viel mehr der Mutter ähnlich. Nur vor dem Genie nicht so schüchtern wie Marie Sophie, die, da ihr (der Enkelin des Staatsrathes Moritz von Bethmann) Goethe die Hand aufs Haupt gelegt hat, nicht zu athmen wagt und am Liebsten in die Knie sinken möchte. „Fühlte ich, daß in dieser segnenden Hand eine Verheißung, die Verkündung eines Schutzgeistes lag? Oft habe ich, spät noch, im Geist mich unter diese Hand zu beugen versucht: und stets war mir dann, als recke ich mich gestärkt und gebessert aus solcher Beugung.“ Phraseologie der femme de lettres. Durch den Rhein und die Alpen von Cosimas Willensbezirk geschieden. Die hat vor dem Genius früh das Fürchten verlernt. Die kennt ihn; seinen Ruch und Schmack, seine Kräfte und Schwächen; auch den verwundbaren Fleck, auf den, ehe das zarte Gebild sich hürnte, das Lindenblatt fiel. Die ist im Genieland erwachsen und hat die dort, nur dort geltenden Gesetze, der Biologie, Pathologie, Aetiologie, mit der Luft des ambiente eingeathmet. Franz Liszt und Hansen von Bülow leben gesehen. Der große Zwerg war ihr erster Mann; konnte nicht ihr letzter bleiben. Zu geistreich; zu sehr Jarl und nicht genug König. Der genialische, im Gemüthsgrund ritterliche Hans zerquälte sich selbst, weil er in sich zu wenig des Schöpfers spürte; weil er, mit der Seele, dem Vorstellungvermögen eines Titanen, verdammt schien, sein Leben lang fremden Geistes Kinder aufzuziehen, zu waschen, zu kämmen und die gesäuberte, frisirte, festlich gekleidete Brut einem hohen Adel und verehrlichen Publico vorzustellen. Liszts berufensten Nachfolger hatte ihn Wagner genannt; und geschrieben, nur Bülow „bringe noch jetzt Bach und den echten großen Beethoven wirklich öffentlich zum Vortrag und reiße jede Zuhörerschaft zu dem selben freudigen Geständniß hin.“ Doch nicht geahnt, daß in

Hansens wilden Späßen das brennende Gefühl der Unzulänglichkeit hervorprasselte; daß ein in heftigen Wehen sich windender Schöpferwille über den Mangel an Schöpferkraft sich mit einem Witz hinweghalf, damit nur ja Niemand das schmerzende Zucken sehe, das Reißen überspannter Sehnen höre. Nichts für Cosima. Deren Wille rief den stärksten Zauberer, den in sich, mit sich zufriedenen Schöpfer, der mindestens so hoch klettern kann, wie er gebaut hat, und bewundert sein, nicht, wie der von Frommheit leuchtende, von luziferischer Hohnsucht funkelnde Bülow, lächelnd bewundern, mit spitzer Spötterzunge Sterblichen Hymnen anstimmen will. Die Tochter des größten Virtuosen hat sich zur Virtuosin des Willens erzogen; zur Ausführung des Lebensprogramms: neben Richard (dem kühnen Kletterer, der Hansen das Liebste aus klammernden Armen lockte) völlig, als Wesen aus eigenem Seelenrecht, zu verschwinden und nach Richards Hingang mit allen Kronen seines Weltruhmes sich zu krönen und, ohne Gebärer-, gar ohne Zeugerleistung, sich auf die Höhe des Genieranges zu schwingen. Das ward erreicht. Von Kaisern und von Kaiser überragenden Künstlern wurde Frau Wagner, wo sie sich schauen ließ, behandelt, als habe ihr Hirn Tristan und Sachs, den Holländer und den Templeisen erschaffen. Sie nahms hin, als müsse es so, könne nicht anders sein; als fordere ein Gebot göttlicher Weltordnung, daß Männer vom Schlag Mahlers und Humperdincks, Levis und Mottls aus scheuer Ehrfurcht zu ihr aufblickten. Ihr Hof wurde pompöser, als ihres Vaters, als Richards, des rebellischen Gesetzbrechers aus Sachsen, je gewesen war; und sie hatte ihren Gestus, den nicht aus Grazienhuld geborenen, in Majestät gedrillt. Wagners Werk, auch das aus der in Heidenheit strebenden, von Feuerbachs Diesseitslehre im Mark bestimmte, hat sie zu verchristlichen, zu entsündigen, als stracks in den Gralstempel führende Vorstufen einzukleiden versucht. Selbst aber hat sie niemals sich in den Käfig nazarenischer Demuth geduckt. Was ihr nicht lieblich duftete, durfte nicht in den Dunstkreis ihres Wollens; und lieblich duftete ihr nur der Weihrauch, der im Dienst Wahnfrieds verqualmte. (Wahnfried: so hieß jetzt die „heilige Sache“; aus dem Wort witzigen Silbenspieles hat schlaue Zauberkunst, ohne ihm einen Begriff zu vermählen, ein Mysterium gemacht.) Hebbels Nibelungen? Stummes Lächeln. Nietzsches Krieg, eines nervösen Giganten,

wider Wagner? „Der junge Mensch war so bescheiden; schade, daß er so früh krank wurde.“ Brahms? „Von ihm habe ich nie Etwas, über ihn aber manches Gute gehört.“ Und von dem steilen, selbst gethürmten Gipfel solcher Machtgeltung wähnt ein Weibchen mich in dem Wust elenden Familienhaders zerren zu können? Am Halfter der Angst? Was soll ich denn fürchten? Die Entschleierung der (längst bekannten) Thatsache, daß ich noch als Ehefrau Bülows in Wagners Arm Kinder empfing? Daß auch mein Sohn, wie ich selbst, wie mein Richard, nicht auf dem lauen Laken des Ehebettes, nicht im Pflichthemd gezeugt worden ist? Närrischer Spuk. Ich bin nicht dem Spruch der Gasse unterthan; erkenne nur in den mächtigsten Herrschern meine Peers. Und weiß, obendrein, daß ich auch vor den Bürgergerichten nicht zu bangen brauche. Frau Cosima schreibt an Isolde: „Du hast eine Lage geschaffen, in der nur die Verhandlung durch einen Rechtsanwalt möglich ist.“ Und Herr Siegfried denkt, wie Wellgunde:

Du klügste Schwester!
Verklagst Du uns wohl?
Weißt Du denn nicht,
wem nur allein
das Gold zu schmieden vergönnt?

Der Rechtshandel hinkt vorwärts; durch coupirtes Gelände, über dicke Wurzelknollen und Sandbuckel hinweg. Stacheligen Besitzrechtsfragen ist die Antwort zu finden. Als Richard Wagner starb, ließ er den Erben nur ein Sümmchen Bargeldes; ließ, freilich, auch seine Werke, die seitdem, aus Tributpflichten der Verleger und Bühnenleiter, ungeheure Summen einbrachten; mehr als zwanzig Millionen Mark, sagt Isolde (und viel kleiner kann der Ertrag aus dreißig Jahren wagnerischer Theaterherrschaft, fast schrankenloser, nicht sein). Welchen Theil dürfte Isolde für sich fordern? Der Wille zu redlicher Gerechtigkeit erzwingt das Geständniß, daß sie, wie ihre Schwestern Daniela und Blandine, „offiziell“ stets als Tochter Hansens von Bülow galt, nur Siegfried und Eva als Wagners Kinder bezeichnet wurden. Ob dennoch vor den Gerichten die Sache der Frau Beidler zum Sieg zu führen wäre? Die Erste Instanz hat ihren Rechtsanspruch verneint, ihre Klage abgewiesen; und ich möchte glauben, daß die höheren Instanzen diesen Spruch bestätigen werden. Ich möchte: denn un-

leidlich wäre, unwürdig die Rechtssitte, die Richtern gestatten dürfte, nach langen Jahrzehnten bisher unangefochtene Geburturkunden als nichtig zu betrachten und greise Menschen auf die Folter der hochnothpeinlichen Frage zu ketten, ob sie nicht, als Europa die Krinoline trug und Eugenie mit Theresa fand, daß „es“ immer Vergnügen mache, ihre Ehen gebrochen haben. Der Gerichtshof hat, wie mich dünkt, nur zu prüfen, ob die Geburturkunde der Rechtsnorm genügt, und sich, wenn er diese Frage nicht bündig verneinen muß, vor ihrer fortwirkenden Rechtskraft zu beugen. Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich verpflichtet ihn, das Interesse des Kindes jedem anderen voranzustellen und drum dem Kind, das in der Ehe erzeugt sein kann (nur: kann), nicht den Makel unehelicher Geburt (in der bourgeoisen, nicht cosimesken Welt ists einer) an das Bündel des zur Reise ins Leben Nothwendigsten zu flicken. Dieses Gesetzbuch (das, wie Beidlers nicht zu wissen, ihre gewandten Anwälte nicht zu beachten scheinen, auch den Erzeuger des nicht in der Ehe geborenen Kindes dessen Vater nennt) sagt: „Als Vater des unehelichen Kindes gilt, wer der Mutter innerhalb der Empfängnißzeit beigewohnt hat, es sei denn, daß auch ein Anderer ihr innerhalb dieser Zeit beigewohnt hat. Als Empfängnißzeit gilt die Zeit von dem hunderteinundachtzigsten bis zum dreihundertzweiten Tag vor dem Tag der Geburt des Kindes (mit Einschluß beider Tage). Wer seine Vaterschaft nach der Geburt des Kindes in einer öffentlichen Urkunde anerkennt, kann sich nicht darauf berufen, daß ein Anderer der Mutter innerhalb der Empfängnißzeit beigewohnt hat. Der Ehemann der Mutter gilt als Vater des Kindes, wenn er ihr innerhalb der Empfängnißzeit beigewohnt hat, es sei denn, daß es, den Umständen nach, offenbar unmöglich ist, daß die Mutter das Kind aus dieser Beiwohnung empfangen hat. Erkennt der Ehemann seine Vaterschaft nach der Geburt des Kindes in einer öffentlichen Urkunde an, so wird vermuthet, daß er der Mutter innerhalb der Empfängnißzeit beigewohnt habe“ (§§ 1717 bis 20). Das war der Fall Bülows. Der von den Dreien sicher der Vornehmste, an edler Menschlichkeit Reichste war. Der gekränkte Hans wollte nicht forschen und schnüffeln; weder je erweisen, daß die geliebte Frau und der innig bewunderte Mann seine Ehe gebrochen hatten, noch gar unschuldige Geschöpfe aus dem Recht der ehelichen in die see-

lische und gesetzliche Heimlosigkeit der „natürlichen“ Kinder stoßen. Der Alternde hat Isolde, Eva, Siegfried (die sämmtlich geboren wurden, ehe das Urtheil, das Hans von Cosima schied, in Rechtskraft gereift war) nicht für Früchte aus seinen Lenden gehalten; hat oft angedeutet, daß seit dem Jahr 1863 seine Ehe nicht mehr eine Zweieinheit der Seelen, der Leiber war. (Im zweiten Band von Wagners postumem Buch „Mein Leben“, dessen Lesern vorsichtige Skepsis und achtsame Vergleiche mit Richards Briefen an Minna, seine erste Frau, und an Mathilde Wesendonck empfohlen sein mögen, steht: „Am achtundzwanzigsten November 1863 traf ich, nach durchfahrener Nacht, früh, sehr ermüdet, in Berlin ein, wo ich von Bülows, wie ich mir erbeten, empfangen, zugleich aber auf das Eindringlichste beredet wurde, meine im Sinn gehabte sofortige Weiterreise nach Schlesien auf einen Tag, welchen ich ihnen schenken sollte, zu unterbrechen. Hans wünschte wohl vor Allem auch, daß ich einer Konzertaufführung, welche an diesem Abend unter seiner Direktion stattfand, beiwohnte; was mich denn wohl auch zum Bleiben bestimmte. Da Bülow Vorbereitungen zu seinem Konzert zu treffen hatte, fuhr ich mit Cosima allein, noch einmal in einem schönen Wagen, auf die Promenade. Diesmal ging uns schweigend der Scherz aus: wir blickten uns stumm in die Augen und ein heftiges Verlangen nach eingestandener Wahrheit übermannte uns zu dem keiner Worte bedürfenden Bekenntniß eines grenzenlosen Unglückes, das uns belastete. Uns war Erleichterung geworden. Eine tiefe Beruhigung gab uns die Heiterkeit, ohne Beklemmung dem Konzert beizuwohnen. Nachher hatten wir uns bei Freund Weitzmann zu einem Souper einzufinden, dessen wuchtige Kopiosität uns der tiefsten Seelenruhe Bedürftige in fast wüthende Verzweiflung versetzte. Doch war der Tag beschlossen. Nach einer in der bülowischen Wohnung verbrachten Nacht trat ich meine Weiterreise an; beim Abschied an jene erste, wunderbar ergreifende Trennung von Cosima in Zürich in der Weise gemahnt, daß mir die dazwischen liegenden Jahre als ein wüster Traum zwischen zwei Tagen der höchsten Lebensentscheidung verschwanden. Nöthigte damals das ahnungvoll Unverstandene zum Schweigen, so war es nicht minder unmöglich, dem jetzt unausgesprochen Erkannten Worte zu geben.“) Isolde ist am zehnten April 1865 geboren worden. Und damals hielt Bülow sie für sein Kind.

Das ist in all dem Gerede, das uns seit neun Wochen aufgetischt wird, noch niemals erwähnt worden: und scheint mir doch wichtig. Bülow und Wagner sind in München. Am Zehnten, während dem Schoß Cosimas, in Berlin, das Mägdlein entbunden wird, ist im münchener Residenztheater die erste Orchesterprobe zum Ersten Akt von „Tristan und Isolde". Herr und Frau Schnorr von Carolsfeld, Mitterwurzer (Kurwenal), Zottmayer (Marke), Fräulein Deinet (Brangaene) singen. Hans von Bülow dirigirt und Wagner ist mit ihm „zufrieden". Am Vierzehnten schreibt Hans an den Juristen Dr. Gille nach Jena: „Ihrer freundlichen Theilnahme gewiß, erlaube ich mir, Ihnen mitzutheilen, daß ich Montag, am Zehnten, zum dritten Mal ‚Mutter' geworden bin, wie die Berliner zu sagen pflegen, wenn sich Töchter einstellen. Das Kind (vermuthlich ‚Isolde' zu nennen) ist sehr kräftig." Trotzdem er Monate lang „miserabel krank" gewesen war und, „wie gewisse kranke Thiere, die sich verstecken, bis sie geheilt sind, nur den einen Wunsch hatte, für quasi verschollen zu gelten," glaubt Bülow also, sich für des Kindes Vater halten zu dürfen. Und dieser Glaube kann sich nur auf die Thatsache stützen, daß die Bedingung des Gesetzbuches erfüllt worden ist: der Ehemann innerhalb der Empfängnißzeit der Ehefrau beigewohnt hat. Ob ers that, muß Bülow im April 1865 besser wissen als, in späterem Lebensalter, der geschiedene und vergrollte Hans. Den Monat des Tristanlenzes trübt kein Zweifel. Acht Tage nach Isoldens Geburt nennt, in einem Offenen Brief an den wiener Redakteur Uhl, Wagner Hansen seinen lieben Freund und sagt: „Dieses zweite Ich, Bülow, zur Seite, kann ich mit jeder Einzelheit der musikalischen wie szenischen Darstellung mich in der ruhig traulichen künstlerischen Stimmung befassen, wie sie nur der liebevolle Verkehr mit innig befreundeten Künstlern selbst ermöglicht." Im Dezember wendet Bülow sich schroff gegen einen der (schon damals nicht mehr ungewohnten) Lug-, Trug- und Verleumderfeldzüge der Kreuzzeitung und nennt Wagner seinen „hochverehrten Freund und Meister." Um die selbe Zeit (und später) erzählt er freundlich von Cosima und von seinen Kindern. Noch im April 1869 (sechs Wochen vor der Geburt des Knaben, der dann den Namen Siegfried Wagner empfing) nennt er sich „Strohwitwer und Strohvater" und klagt, die Folge dieser Verlassenheit sei „eine ganz inkonstitutionelle Melancholie." Am letzten

Maitag schreibt er: „Die Hauptschmerzen macht mir die Wiedereinstudirung des ‚Tristan‘ mit Herrn und Frau Vogl (gute Notenfresser, aber sonst?!), der auf Allerhöchsten Befehl (unablässig wiederholt) Ende Juni gegeben werden soll. Der Komponist hat vergebliche, Gnadengesuche‘ eingereicht; meine Wenigkeit hat einfach zu gehorchen.“ Erst am vierundzwanzigsten Juli (vier Wochen nach einem Brief, in dem steht: „Mein Schwiegervater ist mir äußerlich zu viel, innerlich zu wenig Abbé; wir verstehen uns nicht mehr“) meldet er Herrn von Bronsart: „Meine Frau hat sich von mir getrennt und mit den Kindern dauernd in der Schweiz niedergelassen. Meine Lebenslust, Frische, Elastizität ist seit Monaten in der Abnahme begriffen, und zwar bis zur vollkommensten Nervenschwäche. Die künstlerisch ehrenvolle Stellung, welche mir in München durch Wagners Freundschaft vermittelt worden ist, länger zu behaupten, ist eine moralische wie übrigens auch (in zweiter Linie) materielle Unmöglichkeit geworden.“ Doch erst am Tag der Kriegsproklamation von 1870 kann Klindworth ihm „zu dem abgewickelten leidigen Prozeß herzlich gratuliren“. Lernt Hans nun zweifeln? Stets hat er, zuvor, Isolde seinen Kindern zugezählt. Vor der Weihnacht 1866 an Alexander Ritter, aus Basel, geschrieben: „Wie ich, hast auch Du das Glück, eine Frau zu besitzen, die, neben schärfstem Verstand, richtigen Gefühlsinstinkt hat. Leider muß ich, wegen Mangel an Wohnung, noch Frau und Kinder entbehren. Meine Frau kommt zuweilen, zu den interessanteren Konzerten, auf achttägigen Besuch in meine Garçonbehausung, die übrigens charmant ist, wiewohl klein.“ Am sechzehnten Februar 1867 an Joachim Raff: „Meine liebe Frau ist übrigens leider gar nicht wohl, so daß ich dem sonst erfreulichen Ereigniß nicht ohne Besorgniß entgegensehe.“ Dem Ereigniß: der nahen Geburt eines Kindes, das Cosima in Luzern erwartet. „Morgen reise ich hin. Ists nicht traurig für mich, daß das Ereigniß in fremdem Haus vorgeht? Ists nicht traurig, daß ich seit einem halben Jahr die Meinigen entbehre und wie ein alter Garçon vegetire?“ Im August 1868 an Bronsart: „Sorge um die Kinder, deren zwei beunruhigend krank geworden waren, trieb meine Frau nach Luzern.“ Im April 1869 an Frau Laussot: „Da ich meine Kinder nach Luzern gesendet habe, wo seit Anfang dieses Monats auch meine Frau, von Versailles her, eingetroffen ist, um dem sehr einsamen

Maëstro Gesellschaft zu leisten, so bin ich jetzt mutterseelenallein und deshalb etwas melancholischer als sonst." Arglos; ohne die schmalste Spur männischen Mißtrauens. Im Februar 1870 nennt Herr von Düfflipp, der Sekretär Ludwigs des Zweiten, in einem Brief an Bülow Frau Cosima, die, in Tribschen, für Richard die Verhandlung mit dem König und der münchener Hofintendanz führt, noch „Frau von Bülow-Liszt". Und im Juli hat Hans schon wieder das Spotten gelernt und schreibt: „Ich habe doch bewiesen, daß ich nicht die Spur von Talent für die Ehe habe. Nach solchem Fiasko noch eine zweite Aufführung? Frau von Bülow Nummer Eins war schon viel zu groß für mich; ich meine, auch dem Längenmaß nach." Diese Tonart (überlegener Selbstironisirung) trachtete er sich zu erhalten. Hob, wenn das Thema der Vaterschaft sacht gestreift ward, die Brauen und sprach, mit der verstaubten Stimme eines Aktenhockers: „Pater est, quem nuptiae demonstrant." Der Mann, dem, nach Bismarcks Wort, „die Tünche der sozialen Heuchelei fehlte", wollte nicht das Opfer geckig schmeichelnder Selbsttäuschung scheinen. Ist aber glaublich, daß der Rüstige, der sich für den Vater des im Frühling 1867 von Cosima erwarteten Kindes hielt, schon drei Jahre zuvor die leibliche Gemeinschaft mit „Nummer Eins" gelöst hatte? Ist auch nur denkbar, daß er, wenn im Sommer und Herbst 1864 niemals eine „Beiwohnung" geschehen wäre, mindestens ein Lustrum lang, wie von dem Zweifel Entrücktem, von Isolde als von seiner Tochter gesprochen hätte?

Nein. Jeder Gerichtshof muß Frau Beidler für das Kind Hansens von Bülow halten. Und Isolde hat keinen Grund, darob zu trauern. Darf nicht, wie Wagners unanzweifelbar echter Siegfried hinter dem Buckelzwerg Mime, jauchzen: „Daß Der mein Vater nicht ist, wie fühl' ich mich drob so froh!" Der Mann, als dessen Ehefrau sie die Mutter gebar, hatte die geistige, seelische, sinnliche Kraft des echtbürtigen Künstlers, hatte ein großes Herz und nicht nur den Namen des Adeligen. Dennoch ist zu begreifen, daß Isolde, oft, träumend unter Siegfrieds Linde saß und sann:

„Wie sah mein Vater wohl aus?
Ha! Gewiß wie ich selbst!

Jahrzehnte lang ists ihr gesagt, hundertmal, von Freunden und Fremden, bestätigt worden. (Nicht just im Ton des noch weihlosen Bühnenfestspiels, in den, selbst im Vorhof des Theater-

mysteriums, am Rothen Main Oberfrankens der Alltag noch nicht gewöhnt worden ist. Im Duftbezirk der dem Wahnfriedhof entsprossenen Menschheitblüthe, auf deren köstlichsten Kelchen die Namen Ferdinands, des Bulgarenzaren, des Basileus im kommenden Ostrom, und des deutschen Denkers, Sprachschöpfers, Zeitgenossen Alfred Holzbock prangen, ungefähr so: „Aber ich bitt' schön, gnä' Frau, einfach dem Meister aus dem Gesicht geschnitten!" Oder, nördlicher: „Tadellos ähnlich!") Und die Mutter? Als sie den Tod ihres zweiten Mannes der Welt anzeigt, nennt sie als Hinterbliebene sich selbst und die drei Kinder Isolde, Eva, Siegfried. Läßt Richards Biographen, der ihrem Wink gehorsam ist, schreiben und drucken, sie habe Hansen von Bülow zwei Kinder geboren und dem Meister dann, seit sie sein ward, zwei liebliche Töchter, Isolde und Eva, geschenkt. Spricht dem erwachsenden und dem erwachsenen Mädchen von Wagner stets als von seinem Vater. Mahnt noch die Vierzigjährige, sich als die Tochter dieses Vaters zu fühlen. Und fragt den Kapellmeister Franz Beidler, dem ihre dritte Tochter sich verlobt hat: „Du weißt doch, daß Isolde Wagners Kind ist?" Sie verwirrt also nicht nur dem Kinde, der Jungfrau das Wurzelgefühl, sondern will in die Seele Isoldens von Bülow die Ueberzeugung pflanzen, Wagner habe sie im Schoß der geliebten, nach dem Gesetz, nach „alten Verträgen" (Wotan, Siegfried) noch Bülow hörigen Frau gezeugt. Warum? Ihr Wähnen (das nie Frieden fand) ist nicht so blind, daß es je hoffen konnte, durch solches Thun Richards menschlichen (der Moralist würde sagen: sittlichen) Werth zu höhen. Erwäget, von wabernder Lohe der Mystik Umflackerte! Bülow kämpft, mit des Fuchses Schläue, des Tigers Wildheit fürs Wagners Werk; will, allen Gewalten zum Trotz, der Person und dem Werk in Allgeltung, auf die Himmelsleiter zur Unsterblichkeit helfen. Wagner hat den Tristan vollendet. Hat (um die selbe Zeit, da er seine Frau, Minna, bittet, ihn „recht lieb zu behalten") an Wesendoncks Gattin geschrieben: „Hochbeglückt, schmerzentrückt, frei und rein ewig Dein, was sie sich klagten und versagten, Tristan und Isolde, in keuscher Töne Golde, ihr Weinen und ihr Küssen leg ich zu Deinen Füßen, daß sie den Engel loben, der mich so hoch erhoben!" Bald danach: „Ein holdes Weib, schüchtern und zagend, warf muthig sich mitten in das Meer der Schmerzen und Leiden, um mir zu sagen: Ich

liebe Dich! So weihtest Du Dich dem Tode, um mir Leben zu geben. Alle Bitterkeit war mir geschwunden; ich konnte irren, mich leidend, gequält fühlen, aber immer blieb es mir licht; und klar wußte ich immer, daß Deine Liebe mein Höchstes sei und ohne sie mein Dasein ein Widerspruch mit sich selbst sein müßte. Dank Dir, Du holder, liebevoller Engel!“ Er hat in dem Sehnsuchtlied, das Goethe auf Klärchens Lippe legte, die Verse „Glücklich allein ist die Seele, die liebt“, (weils „offenbar besser klingt“) in den Satz verbürgerlicht: „Glücklich allein ist, wer Redlichkeit übt.“ Er preist Bülow als den eigennutzlosen Freund, heißt ihn seinen Hans, rühmt den Menschen mit nicht geringerer Inbrunst als den Künstler. Der soll, nur er kann aus Menschenkehlen, aus Holz, Darm, Blech das Gewand hervorzaubern, in das Tristans Küssen, Isoldens Weinen gekleidet sein muß. Und Bülow giebt sich völlig, so ganz, wie selbst Mathilde nie that, in den Dienst des Gedichtes, des Dichters. Fältelt den Behang seines Lebens, damit er sich dem Wunsch, jedem Bedürfniß Wagners einpasse. Nagelt sich ans Kreuz der Einsamkeit und schickt seine Frau in die Schweiz, daß ihr Lächeln von der Stirn des Freundes die Runzeln wegbade. Tauft das Töchterchen, das er sein glauben muß, auf den Namen, den Wagner aus alter Sage seinem liebsten Hirnkind erwählt hat: Isoldens. Und während er sich hingab, die Güter männlicher Liebe zum Mann, frommer Heldenverehrung häufte und den Hort seiner Vasallentreue für solchen Heros noch allzu klein fand, hat der Freund, der Held, der Halbgott ihm, dem siech auf den berliner Enckeplatz, auf den Starnbergersee Blickenden, die Frau aus der Ehepflicht in den Entschluß zur Vermählung der Leiber gelockt? Glücklich allein ist, wer Redlichkeit übt! Und Richard will, daß sein Hans die vom Sommer 1864 bis in den Herbst 1868 vom Freund gezeugten Kinder für seines Samens halte, als seine pflege, hüte und betreue? Dann dürfte Hans zu Richard sprechen, wie zu Tristan König Marke:

Sieh ihn dort,
den Treusten aller Treuen;
blick auf ihn,
den Freundlichsten der Freunde:
seiner Treue
freiste That
traf mein Herz

mit feindlichstem Verrath.
Wohin ist Tugend
nun entflohn,
da meinen Freund sie flieht?
Da Tristan mich verrieth?

Noch vor dem Blick Dessen, der an den Rechten der Leidenschaft nicht, philistrisch, herumknabbert und knickert, steht, nach Cosimas Bekenntniß, Wagner als ein kleiner, schmählich in Feigheit geduckter Mensch. Rauben durfte er, nicht stehlen; ein Leben in Scherben schlagen, um damit von seines Genieparkes Mauer die Gaffer zu scheuchen; ein Lustrum lang lügen, in der Larve des gütig erhabenen, gnädig dankbaren Freundes den Willen, die Kraft, das Weib des ihm kindhaft Ergebenen nützen, dem Treusten eine dreiköpfige Brut antrügen: Nein. Da ist auch genialischer Menschheit die unverrückbare Grenze gesetzt. Wagner mußte vor Bülow hintreten und sprechen: „Sie hat mich lieben gelernt und ist, weil sie nicht anders konnte, mein geworden. Du vermöchtest nicht, sie zu halten; und vor Deinem Antlitz, von Deinem Willen, der so viel für mich that, daß ihm fast dieses Eine nur zu thun übrig blieb, erbitte ich jetzt das mir Unentbehrliche: ihre Freiheit." Daß er nicht so handelte, läßt Wagners Gestalt, die nur im Schmiedefeuer der Werkstatt schön, nur am Ambos groß scheinen konnte, ins Unwürdige schrumpfen. Das hat seine kluge Witwe gewußt. Doch stärker als Klugheit war in ihr stets der Drang auf die Firnen des Selbstgefühles. Immer hat den Rath kühler Vernunft in ihr des Dämons Stimme überbrüllt. Was sie nicht ans Licht lassen wollte, durfte niemals aus dem Dunkel des Archivgewahrsams. Minna und Mathilde, Liszt und Bülow: nach Cosimas Willen sollten sie, Alle, auf ihres Richards Pfad nur flüchtiges Erlebniß sein, das, seit sie neben ihm schritt, beinahe spurlos schwand. Daß sie jenseits von der Ehe geboren wurde, geboren habe, mochte Jeder wissen. Doch unerträglich dünkte sie, erniedernde Schmach, der Glaube, sie habe, seit sie, in Zürich zuerst, dann in Berlin, sich im Geist dem Meister Richard gab, je ferner noch Hansens Umarmung, Hansens Mannheit auf ihrem Leib geduldet. Das durfte nicht sein. Bruch der Ehekette, den man, um den zärtlichen Gefährten zu schonen, eine Weile verheimlicht: damit kann die Legende fortleben. Zwei Männchen, zwei Sprosser, heute in Richards, morgen wieder in Hansens heißes Fell verkrallt, im Hintergrund zwinkern-

den Bewußtseins die Vorstellung einer generatio aequivoca: unsauber und komisch; vaudeville, nicht mehr sonate pathétique. Deshalb: „Du nanntest den Namen Deines Vaters, Wagners." Deshalb: „Du weißt doch, daß Isolde Wagners Kind ist?" War in solcher Rede nicht Glaubensstiftung, Zusicherung, die über alle Urkunden und Paragraphen, in eherner Hoheit, dauern mußte? Wars nicht unsühnbarer Frevel, des Ansehens, der Selbstgeltung wegen, dem Kind, der Jungfrau, dem Weib, der Mutter mit der Lippe einen Vater zu geben, wenn er, des Goldes wegen, ihr wieder genommen werden sollte und konnte? Jahrzehnte lang ein (von Anderen nicht nachprüfbares) Erlebniß anzudeuten und es dann, mit vergilbten Urkunden in welker Hand, zu bestreiten? Und hat Hybris je grausamer gewüthet als im Hirn dieser furiosen Frau, die sich selbst zwingt, vor den Kindern sich des Truges zu zeihen und vor schmunzelnder Neugier einer Welt, ohne Zwang von fremder Gewalt, zu bekennen, was sie schamhaft, stolzer als schamhaft, stets bergen wollte: daß sie zur selben Zeit zwei Männern willig war?

Daß ein Menschenkind, dem die Behörden, auf Amtspapier, die eheliche Geburt bescheinigt haben, selbst sich aus der Umfriedung solchen Zeugnisses scheiden und als die Frucht ehebrecherischer Vereinung anerkannt sein will: die Annalen der Rechtsgeschichte haben diesen Vorgang gewiß nicht oft wohl verzeichnet. In Wahnfrieds Dünsten mußte er Ereigniß werden. Wer fragte in Tribschen, in Bayreuth nach gestempeltem Papier? Isolde, meinte da Jeder, ist, trotz der Taufurkunde, Wagners Kind. Großvater Liszt nannte sie so. Die Mutter bestätigt den Glauben. Richard selbst schreibt auf die Skizze zu einer Partitur: „Am Tag der Geburt meiner Tochter Isolde vollendet." Fragt das junge Mädchen, ob es wisse, daß es sein Kind, nicht Bülows, sei, und neckt sie mit der Nachfrage: „Du wärest wohl lieber adelig?" Am zehnten April 1880 kritzelt er, immer zu „Ulk" bereit, ihr die Verschen:

Vor fünfzehn Jahren wurdest Du geboren!
Da spitzte alle Welt die Ohren.
Man wollte „Tristan und Isolde";
Doch was ich einzig wünscht' und wollte,
Das war: ein Töchterchen, Isolde!
Nun mag sie tausend Jahre leben
Und „Tristan und Isolde" auch daneben!
Vivat hoch!

Daß Isolde sich selbst sein Kind glaube, von Nahen und Fernen als sein Kind betrachtet, geachtet werde: dahin strebte „der Wille des Meisters". Der sollte stärker sein als sterblicher Menschen Vertrag und Satzung. Dem sollte, unter allen Himmeln, auf Höhen, in Tiefen der Menschenwelt Alles in Demuth sich beugen; auch das nach langwieriger Unterhandlung vereinbarte, beschworene, besiegelte Gesetz. Die Grundmauer, die den Bau des Staates, das Zellengehäus der Gesellschaft trägt, sollte sich wie eines Schmeichelkätzchens beweglicher Rücken krümmen, wenn aus dem Sarg es der Ringschmied, der große Tonzauberer, der Klingsor aller Theaterkünste ihr gebot. Vergaßet Ihr Schreiber und Leser schon, daß Wahnfried gewagt hat, diese Forderung dem Deutschen Reich zuzumuthen? Das Jahr 1914 gab jedem in selbständigen Theaterbetrieb Zugelassenen das Recht, ohne Zinspflicht Wagners Werke aufzuführen. Sollte auch die Darstellung des Gralspieles jedem Bretterbeherrscher gestatten? Nimmermehr, dröhnte vom Rothen Main her die Posaune, darf Solches geschehen. Nur unseren Frankenhügel, nicht das Holzrund irgendeiner anderen Bühne, darf der Erlöserfuß Parsifals beschreiten. Das Urheberrecht, ein Theil deutschen Reichsgesetzes, muß für das „Bühnenweihfestspiel", nur für dieses eine, entkräftet, von Bundesrath und Reichstag aus der Geltung gehoben werden. Also sprach Wahnfried (Cosima & Co.): und hundert Tempeldiener, tausend geistig Unfreie nahmen das dreiste Verlangen wie Evangelium auf ihre Lippe. Des Gebotes, Verbotes Grund? Unsere Alltagsbühne sei des erhabenen, erhabensten Werkes unwürdig. (Nicht unwürdig aber, Faust und Don Juan, Macbeth und Fidelio, den homburger Prinzen und den Griechen Gyges, Tasso und Figaro, Wallenstein und Götz zu herbergen.) Und sei darüber immerhin noch Meinungstreit möglich, so müsse er doch auf der Bewußtseinsscholle enden, wo das Gedächtniß mahnt: „Der Meister hat gewollt, daß Parsifal nur in Bayreuth diene und throne". Gesagt hat ers oft (wie, zuvor, von dem „Ring des Nibelungen", er dürfe vom Hügel nicht in den Kehricht des Alltagstheaters gleiten, auf dessen muffigsten Balletbrettern er dann, mit dem Segen und vor dem Auge des Meisters, zur Schau gestellt wurde). Doch Wagner ist sechs Monate nach der ersten Aufführung des Weihfestspieles gestorben. Daß er schon schwankte und dem Entschluß nah war,

dem Hoftheater seines Maecenas Ludwig das Aufführungrecht zu gewähren, ist bezeugt. Und war nicht alle die Kosten übersteigende Einkunft aus diesem letzten Werk einst der münchener Hofkasse, als Ersatz beträchtlichen Aufwandes, verpfändet worden, dem bayreuther Hort Münzbares also fürs Erste von der Freigabe nicht zu erwarten? Das Recht, die Orchesterpartitur in den Handel zu bringen, hat Wagner verkauft: und er war zu geschäftssinnig, um nicht zu bedenken, daß er mit diesem Recht auch schon das zur Aufführung (für die Zeit nach der Schutzfrist) hingab. War der Monopolplan ihm Herzenssache, dann konnte er ihn dadurch sichern, daß er der Kauflust die Orchesterpartitur weigerte und für immer so die Einstudirung hinderte. Einerlei. Wie auf den Schallplatten der Deutschen Grammophon-Gesellschaft die vier Wörter „Die Stimme des Herrn" die Herkunft markiren, so dräuten von allen Ukasen Wahnfrieds vier ähnliche: „Der Wille des Meisters". Auch das Markenbild konnte das selbe sein: eines Hundes, dem andächtiger Gehorsam die Ohren spitzt. Wird denn (fragte ich damals hier) dem Willen des Meisters, wo ihn kein Paragraphengitter einschränkt, in Bayreuth etwa immer Reverenz erwiesen? Wagner wand sich (öffentlich) in Qual unter dem Zwang, „an die Neugier des Publikums allgemeinhin sich zu wenden, indem Eintrittskarten zum Verkauf ausgeboten werden müssen." Das wäre schon lange nicht mehr nöthig; geschieht aber in jedem Festspieljahr. Wagner wollte „eine größere Anzahl von Freiplätzen an Unbemittelte, namentlich Jüngere, Strebsame und Bildunglustige zugewiesen sehen." In den Jahrzehnten ungeahnt fetter Ernten hat man von solcher Zuweisung allzu selten gehört. Wagners Plan verhieß: „Unter der Anleitung eines spezifischen Gesangslehrers sollen von Sängern und Sängerinnen alle guten dramatischen Werke, vorzüglich deutscher Meister, nach meinen besonderen Angaben hierfür eingeübt und zum Vortrag gebracht werden." Wer vernahm noch davon? Bayreuth ist das Wagnertheater der reichen Leute geworden, geblieben. Hat nie nach dem Ruhm gelangt, die Werke anderer deutschen Meister in vorbildlicher Darstellung zu zeigen. Hat mit seinen Millionen, seinen Propagandamitteln für die Förderung deutscher Kunst nichts gethan; weder einem neuen Tonkünstler, Brahms, Wolf, Strauß, Pfitzner, Mahler, Humperdinck, Reger, Weingartner, vorwärts-

geholfen noch je eine Nachbarprovinz im Reich der Künste gedüngt. Keinen Musikerhort gestiftet, keinen Nothhafen für den heimlosen Sängerschwarm geschaffen, keine Freivorstellung, in dreißig Jahren nicht eine, gespendet. (In ihrem schönen Buch „Mein Weg“, aus dem manche Strecke der Erinnerung unverlierbar ist, erzählt Frau Lilli Lehmann, wie sie für den Sommer 1896 den Bayreuthern sich als Brünnhilde verpflichtete. „Frau Wagner sah nicht gern, daß ich Geld nahm; sie hätte mir, wie sie umschreibend sich ausdrückte, mehr Idealismus für Bayreuth zugetraut. Wenns ‚Wagner‘ gewesen wäre, würde es bei mir nicht daran gefehlt haben; so aber schien mir allzu großer Idealismus, hier, wo man ihn oft so wenig empfand, nicht am Platz. Frau Cosima bemerkte noch, wie sehr man sich über die bayreuther Einnahmen täusche, die bis jetzt kaum die Kosten deckten; dieser Umstand habe sie sogar gehindert, Wagners heißem Wunsch nachzukommen und armen Studirenden und Künstlern Freibillets zur Verfügung zu stellen. Nach meiner Rückkehr aus Bayreuth erfragte ich die Bedingungen eines Freibettes im Augustahospital, legte auf mein bayreuther Honorar noch zehntausend Mark und telegraphirte an Frau Cosima: ‚Liebe Frau Wagner, da Ihnen bisher unmöglich war, dem Wunsch des Meisters zu entsprechen, habe ich heute mit Ihrer Hilfe ein Freibett für arme kranke Musiker gestiftet, das vielen zum Segen gereichen möge. In herzlicher Verehrung Ihre Lilli.‘“ Hojotoho! Ihr müßt das ganze Kapitel nachlesen, das, ohne Groll und Unbill, Wichtiges über Cosima, ihre Wahrhaftigkeit, ihr Heischen „sklavischer Unterwerfung“ sagt.) Aus dem Werk, zu dem sie nicht im Geringsten mitwirken konnten, hatten die Erben Einkünfte, wie niemals und nirgends sie eines Künstlers Lebensleistung erbrachte. Thöricht ists, ihnen nachzurechnen, was sie auch an den bayreuther Festspielen (sechzehnhundert Plätze, deren jeder fünfundzwanzig Mark kostet: also Abendeinnahmen von vierzigtausend Mark) verdient haben könnten oder müßten. Tadelt nicht, richtet nicht; freut Euch des ansehnlichen Familienunternehmens und seiner sauberen Theaterkunstarbeit. Lasset endlich aber von dem Versuch, es in das Zion, die Hochburg, das himmelan ragende Heiligthum deutscher Volkheit umzufälschen, von dessen Zinne der Wille des Meisters spricht.

Wer verstiege sich noch auf den Grat solchen Glaubens, seit

öffentlich erwiesen ward, daß nicht einmal in der engsten Zelle, in des Herdfriedens Bannkreis der Wille des Meisters geachtet, in Rechtskraft gefördert wird? Der hatte bestimmt, daß sein Knabe Häuser bauen lerne. Doch um zum Eintritt in die Firma Wahnfried, zur Führung ihres Geschäftes fähig zu scheinen, lernte Jung-Siegfried Dirigiren („Hans Richter hielt 1896, vor der ersten Bühnenprobe, sechsundvierzig Orchesterproben, denen Siegfried fleißig beiwohnte, um zu erlauschen, wie's zu machen wäre": Lilli Lehmann), Inszeniren (kein Gipfelkunststück mehr für Einen, der oft Europa durchfahren und die Versuche der tüchtigsten Regisseure beäugt hat), Komponiren sogar; spornte sich in die Hirnfertigkeit, Opern zu schaffen, die gewiß nicht unleidlich sind, die aber, trüge sie nicht eines Wagners Name und Nimbus, durch keine Bühnenpforte kämen, die hinter keiner sich auf dem Schaugerüst zu halten vermochten und deren knochenlos derbe Wesenheit den Vater, den Meister in learische Raserei ärgern müßte. „Was ich einzig wünscht' und wollte; Das war: ein Töchterchen, Isolde": so hatte des Meisters Wille gesprochen. Nun wird der Erwünschten barsch zugerufen: „Spreizest Dich in die Vorstellung, Richards, des Großen, Tochter zu sein? Friedloser Wahn! Bist Hansens drittes Kind, durch Vaters und Großmutters Blut dem Adel Europas zugehörig und bleibst bis in Deines Lebens letzte Nacht die Geborene Von Bülow. Denn:

Die Mutter sagt es
und uns befahl sie,
klug zu hüten
den klaren Hort,
daß kein Falscher der Fluth ihn entführe:
Drum schweigt, Ihr schwatzendes Heer!

Das aber will nicht schweigen; noch immer nicht. Traulich und treu (so tönt der Schwatz weiter) „ists nur in der Tiefe; falsch und feig ist, was dort oben sich freut!" Warum, fragt der Rechtskundige, nahm Wagner nicht, wie er als Fünfziger durfte, als Cosimas Gatte ersehnen mußte, das Aprilkind unter den Schirm gesetzlicher Vaterschaft? Weil er (denke ich) verharschende Wunden nicht aufreißen, den armen Hans, sein „zweites Ich", nicht noch einmal kränken, nicht aus freiem Willen das Liebste in häßliches Gerede liefern wollte. Durch Antrag und Gerichtsbeschluß an die Thatsachen erinnern, daß Isolde 1865, Eva zwei, Siegfried vier Jahre später geboren, Cosimas Scheidung von Bülow im Sep-

tember 1870 rechtskräftig, ihre Ehe mit Richard zwanzig Tage zuvor geschlossen wurde? Kein Behutsamer konnte dazu rathen. Und warum, fragt schlichte Menschlichkeit, hat die Mutter, der Bruder nicht, trotz dem Zwist mit Herrn Beidler, mütterlich, brüderlich zu Frau Isolde gesprochen? Ihr zulängliche Rente und vollen Erbtheil gesichert und bündig zugesagt, daß Cosimas Testament den Knaben Wilhelm Beidler als echten Enkel Wagners anerkennen, endlich also den Willen des Meisters vollstrecken werde? Weil, wie Isoldens Mann in die Zeitung setzen ließ, Wahnfried Oeffentliche Meinung verachtet hat? So ruchlose Tollkühnheit ist Leuten nicht zuzutrauen, die Dutzende amusischer Schmöcke und Holzböcke durch intime Huld auszeichnen und an sich ködern; deren Auge sich feuchtet, wenn eine Zecke über „die unvergleichliche Weihe der bayreuther Tradition“ Wonne aufs Holzpapier geprunzt hat. Wahrscheinlich ist, daß gerade der Junior-Partner von Wahnfried ungemein wachsam auf Oeffentliche Meinung lauschte. Doch er war wohl gewiß, daß er in Cosimas Lebzeit, als der Arm ihres Wollens, durch die Prästigien ihrer einschüchternden Persönlichkeit gefeit sein werde. Dynastenwahn. „Wir bestimmen, aus eigenem Souverainrecht, wer zu uns gehört, wen wir, wie faulendes Gezweig, vom Stamm unserer Hausmacht lösen. Gottähnlich sind wir; ohne Schranke frei zu Strafe, zu Lohn. Noch an Urenkeln rächt unser Zorn des Ahnen Erfurchtverletzung. Ein Taktirknirps, dem Gnadenwallung erlaubte, an unseres Thronhimmels Schlitz zu hocken, hat den Kurprinzen von Bayreuth zu schelten gewagt. Gegen uns hob er den Schild. Wahnfriedmund ist er gewesen; unwürdig fortan, ein Wehwalt, der Wohlthat von Feuerswärme und Wasserslabe. Und von ihr, die mit ihm haust und gegen uns Helden reizen möchte, küßt der Mutter Lippe die Gottheit. Sei die Frevlerin, was so sie noch ist. Von göttlicher Schaar geschieden, ausgestoßen aus der Ewigen Stamm: wie, auf dem Fels vor dem Tann, die entweihte Walküre. Des Meisters Kind, Wunschmaid, Loskieserin? Alles hat sie verwirkt. Was wir einst trüber Verträge trügende Bande hießen, ist nun wieder von Göttern gefügtes, als Himmelsschickung von Menschen demüthig hinzunehmendes Recht. Nur die Urkunde gilt; unser Geraun war Märchen. Wie sangen die Parzen? ‚Es wenden die Herrscher ihr segnendes Auge von ganzen Geschlechtern und meiden, im Enkel die ehmals geliebten, still redenden Züge des Ahnherrn zu sehn.‘

Und wie diese Götter, so halten noch wir die Herrschaft in ewigen Händen und können sie brauchen, wie es uns gefällt." Seid Ihr nicht, Alle, mitschuldig an der Ausbrütung, Ausdünstung dieses Wahnes? Thatet Ihr nicht, als sei Bayreuth eine öffentliche Institution und deren Wahrung Germaniens wichtigste Kunstpflicht? Krochet Ihr nicht vor Cosima und Cosimas Sohn, als hätten sie Ungeheures gewirkt, nicht nur im Engsten den ererbten Hort emsig, durch säuberliche Mitarbeit zum Ganzen zu mehren getrachtet?

Den Goldhort, von dem aller Hader und alles Unheil kommt; nach dem alles Streben drängt. „Die Mittel, Herrschaft zu gewinnen und sich ihrer zu versichern, schloß dieser Hort in sich. Der Gottheld, der ihn zuerst gewann, hinterließ seinem Geschlecht als Erbtheil den auf seine That begründeten Anspruch auf den Hort. Ihn sich zu erhalten: dieser Drang machte die Seele des ganzen Geschlechtes aus." So stehts in einer Vorarbeit Richards zum Ringdrama. So stehts in der neusten Historie von dem Geschlecht Richards; der vom Blickpunkt solchen Erlebnisses aus fast ein Gottheld (ein leipziger) scheint. Seines Sohnes Wehgekreisch fordert uns freilich in den Glauben, der Familienstreit hänge nicht, mit keinem Fäserchen, an Gold und von Gold erkaufbarem Erdengut. Wie gering er das werthe, erweise der Entschluß, das Festspielhaus sammt seinem Hügelgrund, die Villa Wahnfried mit ihrem Handschriftenschatz und der Fülle ihrer Gedenkzeichen, sogar den Festspielfonds dem deutschen Volk zu vermachen. „Und die Versteigerung würde uns doch viel einbringen." Sicherlich. War sie aber jemals nur denkbar? Könnten Menschen, die, ohne die winzigste Regung schöpferischer Kraft, Millionen gescheffelt haben, die Schmach der Nachrede auf sich laden, daß sie die Trophäen und die Geisteswindeln des Großen, aus dessen Hirnschale sie dreißig Jahre lang und länger noch Edelwein und Lobhudlerbowle schlürften, an die Meistbietenden verschachert haben? Urväter Hausrath gegen blanke Münze zu vertrödeln, schämt sich der Kleinbürger, den nicht Noth in so schmerzliches Geschäft drängt. Und dieser Künstler, Kunstindustrielle, Millionenstapler fordert von der Nation Dank dafür, daß er die Manuskripte und Bilder, die Briefsammlung und Ehrendenkmale des Vaters nicht versteigern läßt, die Bleibsel des Theaterbetriebskapitals (das Wort „Festspielfonds" bauscht sich breiter) nicht in die Tasche steckt? In Anderer Tasche: achtet auch darauf! So lange er lebt, bleibt Alles ja sein. Er schenkt aus der Habe

Derer, die ihm ins Besitzrecht folgen könnten. Der Typus ist längst nicht mehr selten. Einer darbenden Schwester, einem aus Alltagsfron, fast schon flügellahm, in Schaffensfreiheit aufstrebenden Neffen hülfe ansehnliches Vermächtniß in neuen Tag, den ersten, der wolkenlos wäre. Doch der Herr Bruder, Herr Oheim ist Sozialist oder Heiland aus andersfarbiger Kiste: und verschreibt seinen Kram deshalb nur „gemeinnützigen Zwecken". (Daß ein Tüchtiger, ohne Schwielen, ohne im Kampf ums Brot mürb geworden zu sein, ins Große greifen kann, ist nicht gemeinnützig; und die Mahnung, Wohlthat zuerst im Heim walten zu lassen, ein altmodischer Spruch für spleenige Briten.) Gewerkschaften, Kirchen-, Frauen-, Kriegervereinen Mastlegate; eine Volksbibliothek; ein Seemannsasyl (ohne Reginen); dem Hofmuseum Gemälde und Radirungen, Skulpturen und Altargeräth. Schadets ihm? Nur Denen, die von ihm erben könnten. Und streckt der Beglücker sich bis in den Wipfel der „Opferwilligkeit", giebt er dem Gemeinnutzen sein ganzes Vermögen hin und sichert sich nur bis an seines Lebens seliges Ende den Zinsgenuß: ihm, der vom Kapital nicht mehr naschen könnte, bleibt die Prunkdecke auf dem Ruhebett alternden Lebens noch lang genug. Und auf sie regnen, hageln, schneien Orden, Titel, Feiersänge, Kränze mit Goldletterninschrift auf der Bandschleife. Welch ein Mann! Alles (ihm Unnützliche) gab er der Allgemeinheit (weil er den Erben ungern auch nur den Pflichttheil gönnte, am Rain des Erbendankes die Eitelkeit nicht weiden konnte). Ich bin nicht Partei; war nie, werde niemals Erbe sein. Aber die rasch aufwuchernde Gewächssorte ist mir ein Gräuel und ich möchte speien, wenn ich lese, daß ein Geck sich auf dem Geld seiner Erben „in den Adelsstand erhoben" (durch viel zu theuren Ankauf eines überschuldeten Gutes dem Schwiegervater einer Excellenz aus der Halsklemme geholfen und als Prämie die drei Buchstaben erhalten) hat; oder, daß der Geheime Kommerzienrath Paardenappel (dem der berüchtigte Sammelpolitiker seit Jahren die braunen Banknoten, die Hoffnung armer Verwandten, gegen Knopfloch-, Visitekarten- und Hemdbrustzier umtauscht) durch hohen Besuch ausgezeichnet worden sei, weil er wieder Altmeisterliches der Staatsgalerie vermacht (oder sonstwie aus Anderer Säckel eine Himmelsloge der Gemeinnützigen ermiethet) habe. Denket der Frage nach, ob im Fall solchen Handelns das doppeldeutige Wort „Verdienst" als Neutrum oder als Maskulinum

ins Urtheil zu setzen ist. Vom neusten Fall Wagner lenkt diese Prüfung nicht weit ab. Wenn Herrn Siegfried, der heute noch nicht so alt ist, wie Richard war, als er Isolde (Tristans, nicht Bülows) schuf, einst die Sonne sinkt, überweist er Wohn- und Spielhaus, Theaterfundus und Festspielfonds „dem deutschen Volk"; oder (was nicht so pompös klänge, aber praktischer Vernunft näher läge) dem Bundesstaat Bayern, dem die Wagnerei, von Ludwigs Zeit her, in Geld- und Dankschuld verpflichtet ist und der die Verwaltung der Gemeinde Bayreuth auftragen könnte. Ein Wagner-Museum: Das war zu erwarten. Der Vergleich mit den Wohnstätten Dürers, Goethes, Schillers, Beethovens, Bismarcks wird mannichfach lehrreich werden. Die Erhaltung und Ausbesserung der alten Gebäude freilich nur durch den Aufwand der Fondsreste und Einlaßkartenerträge möglich sein. In dem als Monument von Sempers Raumkunst wichtigen Theater, das schon jetzt baufällig und unzulänglich ist, wäre nichts Rechtes mehr anzufangen. Fortsetzung der Festspiele? Deren Ertrag soll ja, als die Ring- und Graldramen noch mit dem Reiz der Neuheit wirkten und die mächtigsten Talente der Opernbühne ganz oder fast umsonst den Willen des Meisters bedienten, nach Cosimas Bekundung kaum die Kosten gedeckt haben. Die Spiele wären gefährdet, wenn Herr Siegfried Wagner, der auch nicht wünschen kann, dem Auge allzu sichtbar zu sein, verwaist in Wahnfried säße; noch der Schatten der vom Genius umfangenen und erfüllten Frau bedeutet dem Unternehmen viel mehr als der umsichtige Fleiß des wunderlichen Mannes, der Siegfried heißt, der Sohn des Meistersingers, des Tristanschöpfers, des Besinners von „Oper und Drama" ist und, dennoch, ohne zu erröthen, einem „Herzog Wildfang" die Bühnenpforte aufthat. Der Dichter und Komponist solchen Tandes könnte sich in den Hochämtern des Walvaters und Welterlösers nicht halten. Was, also, verliert er durch die Stiftung, von deren Preiswerth sein Mund vor stenographirendem Zeitungvolk überläuft? Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, die niemals über Millionen gebot (und stets liebevoll über Wagners Witwe sprach) hat, scheint mir, auf Beträchtlicheres, um dem Bruder die Gemeinde zu weiten, verzichtet. Und warum kündet Herr Wagner den Beschluß, die Vorarbeit für die Stiftungurkunde ruhen zu lassen, bis in der Sache Beidler wider Wagner die höchste Gerichtsinstanz gesprochen habe? Dieser Spruch könnte des Pla-

nes Ausführung nicht hemmen noch in Einwandsmöglichkeit engen. Daß nur Cosima und Siegfried über den Besitz der Wagners zu verfügen haben, hat schon vor einunddreißig Jahren das Nachlaßgericht entschieden. (Erst das Nachlaßgericht; der „Wille des Meisters“ hätte Isolde und Eva nicht aus dem Erbrecht gestoßen.) Nicht auf Gerichtsentscheidung, sondern auf den guten Willen und die redliche Treue der Wissenden hatten Beidlers ihre Lebensrechnung gestellt. Glaubt ein nicht Irrer, irgendein Richter könne sich von der Furcht stimmen lassen, Isoldes Sieg werde dem deutschen Volk das ihm zugedachte Gut entziehen? Wozu, wenn dieser Glaube nicht aufkam, das Zaudern, das Plaudern von Zusammenhang des Civilrechtsstreites mit dem Vermächtniß? Das ist, bei Wotan, nicht rühmender Rede werth. Könnte höchstens Herrn Wilhelm Beidler, dessen Kind oder Kindeskind schädigen, wenn sie verarmten und wünschen müßten, aus dem Nachlaß Richards des Großen die Mittel zu nothdürftigem Leben zu erlangen. Dieses Vermächtniß erwiese auch nicht, wie der Wildfang glaubt, daß Wahnfrieds Sonne nicht unter dem Fluch des Hortes erblich:

Kein Froher soll
seiner sich freun;
wer ihn besitzt,
Den sehre Sorge,
und wer ihn nicht hat,
nage der Neid!
Jeder giere nach seinem Gut,
Doch Keiner genieße
mit Nutzen sein!

Nur schnöder Zank um einen Theil von güldener Beute? Wer nicht Anderes noch darin wittert, bleibe der Fährte des Allzumenschlichen fern. Hier war, ist und wird Tragoedie. Trotzdem nicht geknallt, gemeuchelt, vergiftet wurde. Hier war, ist, wird grimmigster Kampf, in dem der Mächtige den in Macht Vordrängenden zurückrammen, mit spitzer Eisendornkette an seines Triumphwagens Radspeiche schnüren, durch Kothlache und Schandpfuhl schleifen will; und auf beiden Schanzen die Hoffnung, de saigner à blanc. Hier tönen alle Saiten, schmettern alle Tuben aus dem Wollen und Wähnen kultivirter und unter dem Firniß doch wild gebliebener, im Innersten nicht dem Höhlentrieb entfremdeter Menschheit. Und in jeder Sechzehntelpause spukt Etwas durch den Gehörgang, nie Vernommenes: als sei in der kalten Brust eines

Toten, längst Tonlosen ein Aechzen erwacht; als stöhne, weit hinten, rgendwo eine Leiche. Des Mannes, der all diesen Unfruchtbaren, schon zum Erwerb der Lebensnothdurft Untauglichen Nahrung, dem Leib, dem Ehrgeiz, der Eitelkeit Sättigung und schäumenden Ueberfluß schuf; von dessen Genierente sie lebten, prangten, strotzten; dessen Name, wie eines Asiatengottes auf dem Angststeg der Gläubigen, alltäglich im Speichel ihres Mundes hin und her glitschte; und dessen Ansehen unter all diesen Nächsten, Treusten, im Lippendienst Dankbarsten nicht Einen doch ernsten Opfers werth dünkte. Wagner wollte nicht, daß von dem unholden Bild seiner Geschlechtswirrniß die letzte Hülle sinke. Wagner hoffte auf stille Verständigung im fest, mit Lebensbäumchen von gleicher Höhe, umhegten Kreis gütiger, ihm, übers Grab hinaus, mit jeder Willensknospe, jeder Vorstellungfaser ergebener Menschen. Standesamtszettel und Taufschein? Er kennt seine Brut; und wer sein ist, bleibt, was auch geschehe, in der Wärme des Daunennestes wohlgeborgen. Siegfriedchen, den Spätling, den Knaben, aus dem (wer sieht „zullenden Kindern“ ins Hirn?) seiner Künstlerinbrunst ein Erbe reifen mochte, den Sohn eines Wälsenbundes, durfte er nicht seinem zweiten Ich anhängen. Hätte es nicht gekonnt. Und lachte der Fricka, der auch dieser aus freier Lust Geborene grassen Frevels frevler Träger schien. Wozu auch noch sich in Unwahrhaftigkeit verstecken, da schon die Scheidung von Bülow verlangt ist und das luzerner Amt freundlich die Knüpfung des neuen Ehebundes beschleunigt? Am zehnten Tag nach der Hochzeit läßt Cosima von der Pfarrbehörde bekunden, daß Siegfrieds Mutter Herrn Richard Wagner als Siegfrieds Vater genannt habe. Doch erst nach Richards Tod darf sie wagen, von Bülow die Anerkennung zu erlangen, daß er nicht Siegfrieds Vater sei. Die älteren Mädchen? Wer dürfte die dünnen Schleier raffen? Die Frau thuts. Die Greisin. Im achtundsiebenzigsten Lebensjahr die Witwe, der überlebende Wille des Meisters. Die läßt zwei Welten sich um die Laken schaaren, auf die Hansens Weib, Richards Glück sich vor fünf Jahrzehnten gespreitet hat. Weil Zwergenzorn ihr in die Krone griff. Weil der Sohn ihr Abgott, weil, wer ihn kränkt, nach ihrem Glauben aus dem Kraterrachen der Hölle gespien ist. Weil nur Siegfried die Macht und das Reich und die Herrlichkeit, alle, die er begehrt, haben soll. Und weil die mit allen Kronen des Weltruhmes Gekrönte, deren Leib, deren Seele doch nie Starkes, heilsam Fort-

zeugendes gebar, sich auf der Höhe der Götter empfindet, die „halten die Herrschaft in ewigen Händen und können sie brauchen, wie ihnen gefällt.“ Cosima beugt sich, noch jetzt, nicht unter der Wucht der Drohung. Schickt sich, fast schon verlebt, in die Menschenmeinung, daß sie zur selben Zeit zwei Männern willig war. Denn nur diese Meinung kann erklären, daß beide Männer, Bülow und Wagner, in der Gewißheit ihrer Vaterschaft wie unter Domkuppeln wohnten. Richard und Cosima: entgottet, jüngferlich zarten Seelen beinahe entmenscht. Cosimas Werk. Eines Weibes, das, der Medici, von denen ihr der Rufname kam, in der Bäumkraft des vor keiner Fährniß schwindelnden Willens nicht unwürdig, noch im Verlöschen, wie Urbrunst aus den Schlünden der Aischylos und Shakespeare, die grauen Dämmerungen kleiner, in Rücksicht, in Vorschau zager Menschheit überlodert. War, ist, wird hier nicht Tragödie, aus unverspritztem Blut Schicksal? Trotzdem nicht geknallt, gemeuchelt, vergiftet, nur, für kurzsichtige Augen, um Standesamtsregister, Kirchenbücher, Erbrechte gestritten wurde.

Brünnhildchen.

Als im Wupperthal der Herr Assessor Nettelbeck aus behaglichem Dasein, des Rechtsfinders und Herzsuchers, Humpenhebers und Alten Herrn eines Corps, rutschte, hatte es geknallt. Dreimal. Aus dem Lauf der Pistole, die Fräulein Brünnhilde Wilden aus Düsseldorf in die Wohnung des gestern ihr liebsten, heute lästigsten Mannes mitgebracht hatte. Um ihn zu morden? Ja, spricht der Anwalt des Staates (und Ton, Auge, Verhörsneigung, Schultergelenk des Schwurgerichtspräsidenten, in Elberfeld, scheint zu fragen, ob diesseits vom Irrenhaus denn Jemand noch an der Absicht auf, dem Vorsatz zu Mord zweifeln könne). Nein, antwortet aus Brünnhildens Kehle die Stimme feiner, nicht tippmädchenhaft sanfter, nicht schamloser Weibheit; „nein; ich wollte, wenn Nettelbeck nicht bereit war, mich aus dem Schandruf zu retten und vor dem Ehrengericht alles Getuschel von unserer Liebschaft mit seinem Wort als unwahrhaftig zu erweisen, vor seinem Auge mich töten; kam mit ihm, der mir die Waffe entwinden wollte, dann in hastiges Ringen und kann mit reinem Gewissen nur sagen, daß nicht meiner Hand Wille die Kugel, die den Assessor traf, aus dem Lauf geschickt hatte.“ Die Schießverständigen bestätigen die Möglichkeit, die Wahrscheinlichkeit solchen Vorganges; sogar ein Kri-

minalinspektor beeidet den Glauben, daß Nettelbeck an den Folgen seiner unbehutsameu Handgriffe starb und Fräulein Wilden ihn nicht verwundet hat. Die für Seelenverständniß Abgestempelten reden vom Zustand hysterischer Dämmerung und (wovon denn sonst?) von verminderter, aber nicht etwa ganz aufgehobener Willensfreiheit. Die Geschworenen wären Wichte, wenn sie nach diesem Ergebniß der Hauptverhandlung die Schuldfragen zu bejahen vermöchten. Als ihrer Antwort Unterthaner spricht der Gerichtshof Brünnhilde von der Beschuldigung mit Mord und Totschlag frei. In der vierten Morgenstunde. Die Menge jauchzt. Blumen putzen den Wagen, der das Fräulein in die Freiheit trägt. Schutzleute streicheln, als wärs Mädchenfell, ihrem müden Gaul den Hals. Reporter schluchzen. Straßenkehrer loben den Herrn.

Hier war, ist, wird Misere. Nettelbeck: nicht des preußischen Marinerockes würdig, in den Königsgnade den Brauerssohn, Brenner, Mitretter Kolbergs, Joachim, kleidete; ein korrekt wandelnder, verschleimter Stammkneipant, der die Mädel listig ins Bett kitzelte und danach, über die Zahnbürste hinweg, bespuckte; als Geschlechtswesen ein aufgeblasener Ruppsack. Brünnhilde: weder Walküre noch Isenlands Königin (die Herrn Siegfried niemals verzeihen lernte, daß er für Gunther nur einmal, als Pacemaker, in erquickender Emsigkeit des Amtes gewaltet hatte); schneller als an den Schlachtharnisch, von dem ihr Name klirrt, denkt, wer sie betrachtet, wohl an das Bündelchen schmutziger Wäsche, das Wangels geistig von Jungfernempfindung pervertirte Hilde in das unwohnliche Haus des schwindligen Baumeisters Solneß bringt. Brünnhildens Bündel ist breit. Ein armes Ding, dem, da es ins zehnte Lebensjahr hüpfte, ein Schuft die Scham blößte, besudelte, dem vier Jahre danach eine andere Zierde deutscher Mannheit sich zum Zweirückenthier vereinte und das seitdem, von solchem Erlebniß, Vorstellungzwang und daraus erkeimtem Kostgelüsten, im Sexus krank, vor eleganter Gier hemmunglos ist. Dabei hübsch, klug, fein; und ringsum schnuppern geile Köter. Miserere! Nur für Minuten reckt diese Hilde sich in Hoheitschein. „Nettelbeck beschwor Unwahres, wenns nach Ihnen ging; mußte er an seine Ehre denn nicht mehr als an Ihre denken?“ (Der Vorsitzende; versteht sich.) „Nein! Nur an meine; ich hatte mich ihm gegeben.“ Dreimal, leise, standhaft: „Nein“. Den Ton dieses Weibmuthes hat der Hall des Wahnfriedensbruches in kein Ohr gesandt.

Zinn und Leim.

Mit dem Losungwort von der „Demokratie" des Aktienwesens kommt man nicht weit. Von Zeit zu Zeit platzt irgendein Ereigniß in die theoretische Konstruktion und wirft den ganzen Krempel über den Haufen. Natürlich muß jede Aktiengesellschaft irgendein Organ haben, in dem sich Verstand, Erfahrung, Können zu Entschluß und Handlung vereinen. Und die Willensäußerungen dieses Organs lassen sich nicht so scharf abgrenzen, daß jeder Ueberschwang mit seinen schädlichen Folgen ausgeschlossen wäre. Deshalb sind Gegensätze zwischen den Rechten der Aktionäre und denen des Vorstandes nicht immer zu vermeiden. Ist der Widerspruch nur die Folge überragender Eigenschaften einer starken Persönlichkeit, so muß der Kleinere schweigend dulden und sich, zum Trost, sagen, daß der Intelligenz, die ihn jetzt ärgert, oft Nützliches gelungen ist. Aber auch da, wo das Genie als mildernder Umstand fehlt, kann man nicht mit dem Lineal einen Grenzstrich zwischen Erlaubtem und Verbotenem ziehen. Der Direktor einer Aktiengesellschaft ist nicht nur ein Angestellter wie andere. Das Handelsgesetzbuch beschäftigt sich in den Paragraphen 231 bis 273 mit der „Verfassung und Geschäftsführung" der Aktiengesellschaft; und in diesem Abschnitt werden drei Organe behandelt: Vorstand, Aufsichtrath, Generalversammlung. Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß der Direktor nicht als zu den Angestellten gehörig behandelt werden darf. Daran muß man erinnern, weil fast nach jedem im Aktienbezirk vom Vorstand verschuldeten Unglück von dem „ungetreuen Angstellten" gesprochen wird. Schuldhaftes Handeln eines Direktors setzt immer Mängel in der Leistung des Aufsichtrathes voraus. Der darf sich nicht darauf berufen, daß er „nichts gewußt" habe. Er muß wissen, was in der Gesellschaft vorgeht. Nur da, wo grobe Täuschung erweislich ist, darf angenommen werden, daß in der Aufsicht nichts versäumt wurde. Jetzt sahen wir etwas kaum Erlebtes. Der Direktor der Aktiengesellschaft C. F. Ohles Erben in Breslau veröffentlichte nach der ersten Unheilskunde eine Erklärung, in der er alle Schuld auf sich nahm und den Aufsichtrath zu entlasten suchte. Dieses Geständniß wurde nach zwei Tagen widerrufen; es sei dem Direktor, der „in tiefste Depression" gerathen war, in die Feder diktirt worden. Dieser Streit über die Schuldfrage mindert die Verluste der Aktionäre nicht; zeigt aber deutlich wieder den labilen Zustand der Begriffe „Verantwortung" und „Schadensersatz".

Bei C. F. Ohles Erben handelte es sich um Zinnspekulationen, die ungemein großen Verlust brachten. Die Gesellschaft arbeitet mit zwei Millionen Mark Aktienkapital und einer ehrwürdigen Tradition, da die Firma, aus der sie hervorging, seit 1788 bestand. Verarbeitet wird Zinn zu „Zinnfolie", die, als das bekannte Staniolpapier, zur Verpackung von Chokolade, Droguen, Konserven verwendet wird. Die breslauer Gesellschaft hat gute Dividenden (bis zu 16 Prozent in den letzten beiden Jahren) gezahlt und auf dem Kurszettel in der Zweihundertregion gehaust. Im vorigen Jahr: 246; Mitte April: 228; Ende Mai:

210 Prozent. Mitte Mai hatte die Direktion erklärt, sie hoffe, die selbe Dividende wie im Vorjahr (das Geschäftsjahr schließt am dreißigsten Juni) geben zu können. In den ersten Junitagen wurde zugegeben, daß der Preissturz auf dem Zinnmarkt die Dividende schmälern werde. Aber die Aktionäre ahnten natürlich nicht, daß sie schon zwei Wochen später einen Aktienkurs von 83 Prozent erleben würden. Wer der Zusicherung vom achtzehnten Mai vertraut und gekauft hatte, war am achtzehnten Juni um mehr als 140 Prozent ärmer geworden. Und der kaufmännische Direktor wußte seit Monaten, wie schlimm die Folgen der Spekulation aussehen konnten. Das ist öffentlich zugestanden worden.

Kein anderes Metall hat sich zu verwegenen Kunststücken so geeignet erwiesen wie Zinn. Seine Lebensverhältnisse begünstigten das Treiben. Zinn wird nicht in großen Mengen gefunden. Die wichtigsten Lagerstätten sind Hinterindien (die Straits Settlements auf der Halbinsel Malakka), Niederländisch-Indien (die Inseln Banka und Billiton), Australien und die Republik Bolivia. Da die Arbeiterverhältnisse in den Zinngruben einem schnellen Wachsthum der Produktion hinderlich waren, rechneten die Spekulanten stets damit, daß sie die Kontrole über die Vorräthe behalten würden, und ließen nur so viel heraus, wie nöthig war, um das Feuer der Nachfrage nicht ausgehen zu lassen. In den drei Jahren von 1911 bis 1913 war der Zinnpreis in London bis auf 233 £ für die Tonne getrieben worden. Seit Juli 1913 war aber das Preisfundament erschüttert. Die Zahl der Arbeiter in den Zinngruben hatte zugenommen und die Produktion war plötzlich gestiegen. Die Statistik lieferte andere Ziffern und enttäuschte die Spekulanten, die ihrer Sache ganz sicher zu sein geglaubt hatten. Der Staat Bolivien, auf den man kaum geachtet hatte, prunkte mit beängstigenden Leistungen als Produzent. Der Zinnpreis glitt langsam abwärts und ließ sich noch mehrmals aufhalten. Dann aber kam er in den richtigen Schwung und sauste, wie auf Seife, in die Tiefe. Die niedrigste Notiz war 137 £; also um fast 100 £ unter dem Höhepunkt. Mit dem londoner Metallmarkt ist nicht zu spaßen. Der hat schon ziemlich kräftige Genicke gebrochen; denn die Mengen, auf die der geaichte Spekulant sich festlegt, sind gewöhnlich nicht von niedlichem Format. Kupfer hat seine Tücken, die oft genug fühlbar wurden; aber Zinn brach den Record.

Seit 1911 hat Berlin eine Metallbörse, deren Hauptgegenstand das Rothe Metall ist. Seitdem ist London nicht mehr so wichtig und gefährlich wie früher. Aber Zinn ist londoner Spekulationobjekt geblieben. Und der unglückliche Direktor von Ohles Erben mußte riesige Engagements in Zinn gerade in einer Zeit auf sich nehmen, da der Preis sich in den höchsten Regionen bewegte. Wenn die Gesellschaft die Mengen des vorgekauften Rohmaterials verarbeiten kann, braucht sie den ganzen Verlust, den die große Preisdifferenz bewirkt, nicht auf einmal zu verdauen. Müssen aber die Verpflichtungen bar gedeckt werden, dann sieht es schon morgen übel aus. Daß die Aktionäre sich um die Entschuldigungversuche der Verwaltungorgane nicht kümmern, sondern ihre Ansprüche auf Schadensersatz so weit wie möglich dehnen,

ist ihnen nicht zu verdenken. Im Oktober 1913 hatte der londoner Zinnpreis schon 45 £ verloren. Das mußte zu Vorsicht mahnen. In der selben Zeit wurden 500 000 Mark Ohle-Aktien in den berliner Börsenhandel eingeführt; der Prospekt erzählte natürlich nichts von den Spekulationen. Dann kam die Botschaft, die nächste Dividende werde 16 Prozent (wie im Vorjahr) bringen. Darf solche Erklärungen ein einzelner Direktor veröffentlichen, ohne daß der Aufsichtrath die Voraussetzungen geprüft hat? Den kann Unwissenheit nicht entschuldigen. Nun werden Anklagen, Untersuchungen, wahrscheinlich auch Prozesse folgen und wir werden wieder das alte Lied vom armen Aktionär hören. Müssen denn aber einfache, fern stehende Leute die Aktien eines kleinen Unternehmens kaufen? Die sollen sie den Kennern überlassen, die ungefähr wissen, wie sie mit dem Kurs umzugehen haben. Je kleiner die Zahl der verkäuflichen Aktien ist, desto größer ist die Gefahr schroffer Kursschwankungen. Von den Hundertmillionengesellschaften sind solche Schrecknisse nicht zu fürchten. Am Wenigsten, wenn die Aktien im Ultimoverkehr sind. Da ist der Ausgleich viel einfacher als bei der beschränkten Kassanotiz.

Die Scheidemandel-Gesellschaft, deren Schicksal ich hier voraussagte, hat auf die Thatsache, daß ihre Aktien nicht ins große Publikum drangen, stets als auf einen mildernen Umstand hingewiesen. Sie hätte sich gewiß nicht gegen die Popularisirung ihrer Aktien gewehrt; die aber wurde. zum Glück, durch das Fehlen der berliner Börsennotiz gehindert. Die Aktiengesellschaft für chemische Produkte (vormals Scheidemandel) hat ihren Bericht über das am dreißigsten September 1913 beendete Geschäftsjahr erst am achten Juni 1914 veröffentlicht. Etwas spät, nachdem schon Ende Dezember 1913 die Differenzen mit dem wiener Bankhaus S. M. Reitzes, das eine Forderung von drei Millionen an Scheidemandel hat, bekannt geworden waren und die Verwaltung erklärt hatte, sie werde sich bemühen, „der Oeffentlichkeit rascheстens ein klares Bild, mit vollster Offenheit und rückhaltlos, zu bieten." Das ist insofern geschehen, als die Aktionäre, statt eines Reingewinnes, einen Fehlbetrag zu sehen bekamen und mit der Nothwendigkeit einer gründlichen Sanirung bekannt gemacht wurden. Alle Reserven sind durch Abschreibungen aufgezehrt worden. Damit ist die Reinigung nicht erledigt. Das Aktienkapital (elf Millionen) muß zusammengelegt und durch die Ausgabe neuer Aktien ergänzt werden, damit die Gesellschaft wieder flott werde. Die betheiligten Banken, vornan die Dresdener, sind nicht leicht mit der Entwirrung des vielmaschigen Netzes von Engagements und Betheiligungen fertig geworden; und selten ist ein prunkvoll aufgebautes System kläglicher zusammengebrochen als der berühmte Leimtrust. Der „Wunderleim" hat sich nur als nützliches Bindemittel für die Aktionäre erwiesen. Die kamen von ihm nicht wieder los. Daß sogar versucht worden ist, die Knochenhändler zur Betheiligung an dem Lotsenwerk zu gewinnen, läßt die Größe der Verlegenheit ahnen; denn den Knochenhandel wollte ja der Scheidemandelconcern auch monopolisiren. Die Knochenhändler hätten also, wenn sie für die Sanirung eingetreten wären, ein System gestützt, das sie selbst schädigt.

Die Dresdener Bank hat in diesem Jahr mit ihren Schützlingen kein Glück. Die Maschinenfabrik Kyffhäuserhütte in Artern hatte große Erfolge, so lange das Geschäft in bescheidenen Grenzen blieb. Durch die Einführung der Aktien in den berliner Börsenhandel kam der Zug ins Große, der die Dividende verkleinerte. Im Jahr 1903 hatte die Kyffhäuserhütte 60 Prozent gezahlt; 1905 wurde, nachdem das Grundkapital auf das vorgeschriebene Mindestmaß von 1 Million gebracht worden war, die Kyffhäuseraktie zum Kurs von 312 Prozent von der Dresdener Bank in Berlin eingeführt. Dann folgten verschiedene Neuemissionen, die das Stammkapital schließlich auf 5 Millionen erhöhten. Die letzten beiden Jahre ergaben keine Dividende und der Aktienkurs hat sich auf 55 gesenkt. Die Spannung zwischen dem Triumphkurs im Jahr der Börsenzulassung und der Elendsnotiz dieser Tage ist nicht gerade klein. Das Geschäftsjahr 1913 schloß mit einem Verlust von 2,20 Millionen, der hauptsächlich durch die (im Vorjahr beschlossene) Fusion mit den Ruhrwerken in Duisburg entstanden ist. Wenn an den Debitoren, Anlagen und Beständen dieses Unternehmens große Abschreibungen gemacht werden mußten, so ist nicht zu verstehen, warum es überhaupt erworben wurde. Alle Mängel können sich doch nicht erst später gezeigt haben. Die Ruhrwerke wurden im Jahr 1911 gegründet, um die Motorenabtheilung der Kyffhäuserhütte und einer duisburger G. m. b. H. zu übernehmen. Ein Jahr später wurde dann die Fusion mit der Kyffhäuserhütte beschlossen. Ganz einfach ists, wie solche Beispiele lehren, nicht, Expansionpolitik zu treiben. Sie kostet oft ein dickes Stück Geld, das dann von den „armen" Aktionären aufzubringen ist. Ladon.



Weiß-Schwarz.

Ein Brief, dessen Aufnahme der Kaufmann Schuck erbeten hat; der älteste, auch als Elephantenjäger bekannte Afrikaner, den im Frühjahr auf einer Jagd ein Bulle schwer verletzt hatte.

Ein Aufsatz, den ein deutscher Arzt über „die Frauenfrage in Kamerun" in der „Zukunft" veröffentlicht hat, enthielt neben Richtigem sehr viel Unrichtiges. Die Thatsache, daß fast mit jedem Dampfer Frauen nach Kamerun einwandern, spricht gegen den ganzen Aufsatz. Meiner Ansicht nach ist die Frauenfrage jetzt nur noch eine Geldfrage. Nur daran scheitert in den meisten Fällen die Fahrt einer weißen Frau in unsere Kolonien, daß die wenigsten Europäer im Stande sind, ihr eine einigermaßen sichere Stellung zu bieten. Die Behauptung, daß die weiße Frau ein Hinderniß und ihr die Negerin hier vorzuziehen sei, ist höchst unklug. Tief im Innern, zwanzig bis dreißig Tagereisen weit, wohnen heute schon Frauen; und das gesunde Aussehen ihrer Männer zeugt dafür, daß sie sich doch recht angenehm und nützlich machen. Da giebt es manche kleine Arbeit (Hühnerzucht und Aehnliches), die eine

weiße Frau dem Mann gern abnimmt. Im Gegensatz zur Küste sind im Innern die Nächte kühl und man hat angenehme Morgen und Abende. Wenn diese kühlen Stunden von der Frau zu den Hausarbeiten benutzt werden, dann hat sie Zeit genug, sich in den Mittagsstunden dem dolce far niente hinzugeben. Auch der Magen kommt gut dabei weg. Ein von einer weißen Frau zubereitetes Mahl, auf sauber gedecktem Tisch aufgetragen, schmeckt sicher viel besser als das, was Einem im Allgemeinen von dem schwarzen Koch vorgesetzt wird. Einen theuren Togokoch kann sich nicht Jeder leisten; diese Leute denken nicht daran, bei den Zuthaten zu sparen. Die Sterilität der Frau ist hier draußen vielfach gewollt; oft aber auch ist das frühere Zusammenleben des Mannes mit einer Schwarzen an der Kinderlosigkeit der Weißenehe schuld. Ein Kamerad, auf den man sich verlassen kann, ist das schwarze Weib nie und nimmer; fast immer ists dumm, faul, gefräßig, undankbar und anspruchvoll. Nur in seltenen Fällen werden die Kleider in Ordnung gehalten und die Hausboys sorgsamer Aufsicht unterstellt. Wirkliche Zuneigung kennt die Negerin nicht. Sie hält sich zu Dem, der den größten Geldbeutel hat und am Wenigsten zu Eifersucht neigt; sie duldet keine anderen Götter neben sich, betrügt den Weißen aber, wo sie nur kann. Den Begriff der Treue kennt sie nur vom Hörensagen und körperlich treu bleibt sie höchstens Dem, der ihr jeden Tag das Fell striemt. Ihrer Erziehung nach (wenn dieses Wort überhaupt angewandt werden kann) neigt sie zur Vielmännerei; heute Diesen, morgen Jenen. In vielen Fällen stecken sie ihren weißen Herrn mit einer Krankheit an und der Zweck des Haltens einer schwarzen Konkubine ist nicht erreicht. Ich kenne manchen alten Afrikaner, der sein Weib lieber heute als morgen an die Luft setzen würde, wenn er nicht Kinder hätte; denn der Hausfriede wird mindestens einmal täglich durch das aufsässige Wesen des ewig maulenden Weibes gestört.

Daß der Neger nicht unangenehm rieche, kann nur sagen, wer hier nicht heimisch geworden ist; wer längere Zeit in Afrika weilt, hat bald eine gut trainirte Nase, die manchen Geruch verträgt, aber den des Negers immer als widerlich empfindet. Auch die Behauptung, daß die Europäer die Geschlechtskrankheiten und den Alkoholismus eingeführt haben, ist unrichtig. Palmwein und ähnliche berauschende Getränke kannten die Neger schon früher; die Krankheiten sind im ganzen Land verbreitet, wüthen in manchen Gegenden des Inneren schlimmer als an der Küste und sind wahrscheinlich von den Haussas und Arabern eingeschleppt worden. Die Neger haben ja auch ihre eigenen Medizinen gegen venerische Krankheiten. Das beweist schon, wie lange sie mit ihnen zu thun haben. Daß manche weiße Frau mit sehr hohen Ansprüchen nach Kamerun kommt, ist nicht zu leugnen; denen pflegt sie sich aber nach kurzer Zeit zu entwöhnen. Eins ist sicher: in die alte Unsitte, schwarze Konkubinen zu halten, kehren wir nicht mehr zurück. Die weiße Frau wird bleiben und dem Mann die beste Stütze und eine treue Kameradin sein.

Assubam in Südkamerun. L. Schuck.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

> AuKunft

Herausgeber:
MaXimilian Warden.
Mebemmdachlzigster Band.
Berlw.
Verlag der Zukunft.

Inhalt.

0rbi8 pictus.

Schwarze Woche.

MKenn Das der Petrus wüßte: wie Der sich freuen müßte!
Selbst bei seinen Engelein könnt' es nicht schöner sein."

Also sang die deutsche Volksseele, als sie des alten Puppchens müde und das Neuste ihr noch nicht aus Berlin geliefert war: «Die Männa sind, alle, Verbrecha!" Durfte es singen. Geht bei uns ein Rochette um? Nee. Schießen Ministerfrauen lästigen Schreibern fünf Kugeln in den Bauch?Iiebts nich. Haben wirUlster?Höch» stens im Saison»Ausverkauf. Offizierstrike? I^evermore. Obstruk» tion und Kabinetskrisis ? Alle Maulbächlein sprudeln munter und der sterilisirte Theo währet ewiglich. Selbst bei Petri Engelein könnte es nicht schöner sein. Wo auf Germaniens Blondkopf sich etwas struwwelt, wird flink umfrisirt.InKöln war eiu Russe der» haftet worden. Taschendieb: nannte ihn die Polizei; hast, sprach sie, einem Arbeiter die Nhr geneppt. Antwort: Hänneschenulk; ich bin russischer Offizier, zu amtlicher Mission nach Deutschland abgeordnet, bei Schichau und in anderen Lieferungstätten beglau» bigt, hier, um den berühmten Karneval (nebst patrizischer Lift» kurzweil in Hotels) mal zu sehen; den Bummlern, die mich de» schuldigen, sollte ich Wein spendiren, thats aber nicht; meine Ta» schenuhr hat zwanzigfach höheren Werth als die gestohlene; ich habe Geld bei mir, zwar keinen Paß mitgebracht, doch die elbin» ger Einführkarte; telegraphirt und lasset mich selbst telegraphiren:

dann wird Euch die Richtigkeit meiner Angaben rasch bestätigt.
«Kennenwir! Auf solcheWitzefälltUnsereinsnichtherein."Wird
telegraphirt? Die Depesche des Russen bleibt liegen. Er? Zehn
langeTageinHaft.HauptnlannPHljakow,den derZarnachDeutsch-
land geschickt hat, damit er bestelltes Wehrgeräth prüfe und ab»
nehme.Als er endlich frei ist,meldet er den skandalösen Vorgang
und die russische Presse fängt zu randaliren an.Bei uns: Officio»
sissime: «Abwarten. Untersuchung schwebt noch. KannauchSpio-
nage sein." Nebenan heißts: «Was ist denn dabei?Ein berliner
FreiballonführersitztschonseitWocheninRußland.Diewollen den
Schlund aufreißen und feierliche Bitte um Entschuldigung for-
dern ?Rns kann Keiner!" EinpaarTage lang hatmans demZaren
verschwiegen.Der braust manchmal rechtschäumig auf. Daers er-
fahren hat, verfügt er: Zulängliche Genugthuung oder ich verbiete,
noch einenNagel für Heer und Flotte in Deutschland zu kaufen. Die
tzammannei läßt abwiegeln. Dem Fall des Ballonführers sei der
Mner nicht zu vergleichen; der Luftige habe, erstens, eine Vor-
schrift übertreten und sitze, zweitens, im Hotel, nicht in Polizei-
gewahrsam. Genügts? Nein, sagen die Russen; ein Offizier, der
Vertreter der Euch wichtigsten Staatskundschaft, ist ohne den aller»
winzigsten Verdachtsgrund aus Festtagsgedräng verhaftet und
zehnTage lang als Verbrecher gehalten worden. Wenns Einem
derEurenbeiuns geschehenwäre, hörten wirwildes Gebrüllüber
russischeWillkürgräuel. Ist so die Art, mit Leuten umzugehen, die
Eurer Industrie Geld zu verdienen geben? Wir fordern feier-
lichen Ausdruck des Bedauerns. Neuer Versucht «DieAngaben
des Hauptmanns Poljakow haben sich als richtig erwiesen. Be-
dauerlicher Mißgriff untergeordneter Polizeiorgane. Für Reme»
dur ist gesorgt." Noch nicht genug? Durchaus nicht; Kacke aus
Zeitungpapier können wir demGossudar aller Reussen nicht vor-
setzen. Hin und her. Zwei Botschafter schwitzen. Herr Sasonow
tüncht das Haupt mit Eisenfarbe. Herr Gottlieb vonIagow fleht
die Nymphe der Fontana di Trevi an, endlich ihn aus Berlin zu
erlösen. Ein Schlauerflüstert: «Schiebts'raus,Iungen,bisWil»
helm weg ist; sonstschlägtsirgendwo ein." Machen wir. DieVer»
gnügungfahrt Berlin-Wien-Venedig-Miramare-Korfu wird den
Kind lein schnell als ein politisch wichtiges Ereigniß ausgepinselt;
cew fsit wujours plaisir und die dümmsten Schreiber stammeln den

Text nach. Kaum hat die Majestät imAchilleion die Goldgräber« stiefeln angezogen und den Kalifornierfilz aufgesetzt: da dröhnts von der Retirade. Dumpf nur. »Rußlands Botschafter in Berlin hat eine Note erhalten, in der die Kaiserliche Regirung ihr Bedauern über die Verhaftung und Zurückbehaltung des Haupt» manns Poljakow ausspricht und die Bestrafung der schuldigen Beamten zusagt." In kleinen Lettern; wie eine Kleinigkeit unter andere Notizchen geschmuggelt, damit der Blick nicht dran hafte. Eine blamable Sache, die in zwölf Stunden sonnenklar, in der dreizehnten bestattet sein konnte, sein mußte, wird fünf Wochen nach der Fastnacht kläglich »erledigt". Aber: haarscharf nach der russischen Rügevorschrift. Zweiter Streich. Dem Führer der deutschen Militärmission, die, leider, noch in der Türkei weilt, wird erzählt, übex seine Töchter sei niederträchtiger Klatsch in die pariser Zeitungl.ePlatin gebracht worden.MiteinemKameradenstürzter zudemVertreterdesBlattes,der,währendihmzweiRevolvervor die Nase gehalten werden, Rechenschaft geben soll. Er hat nichts geschrieben; erinnert sich aber, daß seiner Zeitung von einem ihr Fremden einBerichtüberdiealberneKlatschereiangebotenworden ist. Die Revolver senken sich; Bitte um Entschuldigung: Abgang. Festgestellt wird, daß der Uatin das Zeug abgelehnt und nicht eine Sterbenssilbe über die Töchter des deutschen Offiziers veröffentlicht hat. Neue Bitte um Entschuldigung, zu der die Botschaft mitwirken muß. Konstantinopel lacht. Am Boulevard Poissonniere freut das Heer Varillas sich der nouvelle Zatte allemanäe. »Weil sie unsere Zeitung zwar täglich nach Allerneustem durchbirschen, aber als jederGemelnheit fähig verschreien, sehen sie erst garnicht nach, ob Etwas drin gestanden hat, sondern blasen gleich Sturm. Niedliche Blamage!" General Llman von Sanders kann mildernde Amstände anführen. Er hat längst wohl erkannt, daß er auf unhaltbarem Posten steht. („In Paraguay wären die deutschen Offiziere sicherer und könnten mehr leisten als in derTürkei des Lügners und Meuchelmörders Enver Pascha. Da ist ernsthafte Reformarbeitnoch weniger möglich als unter Abd ul Hamid: und Deutschland muß wissen, daß ihm ein zweiter Fehlschlag seines Mühens um Reorganisation nicht verziehen würde." General Scherif Pascha im Mörzhefi von ^eckeroutiette. Die selbe Warnung war hier schon im Winter zu lesen. Seitdem müßte selbst

die Deutsche Bank, die unserer Orientpolitik den Weg weist, gemerkt haben, daß dieMission nur schadet.) Der deutsche General mag nervös geworden sein. Da er wußte, daß Enver, nachdem er den Kriegsminister Nasim hinterlistig gemordet und dem Toten den Ehrenschein mit dem Versprechen völliger Enthaltung von aller Politik abgenommen hatte, den alten Großwesir Kiamil unter derBedrohungmitzweiRevolvernzurAbdankung zwang, glaubte sein deutsches Herz vielleicht, sich alw turca stimmen, Trommeln, Becken, Schellenbaum rühren zu müssen. Und die öffentliche Schimpfirung junger Fräulein wäre hundsfötischer gewesen als die That des Türkenstrolches, der ihnen auf stillem Wege Geld' abgaunern wollte. ^11 rigkt. Doch dasHaupt einer in so schwieriges Gelände abgeordneten Mission braucht kühl wägenden Ver» stand und die behutsame Sehschärfe des Diplomaten, .der sich in fremdemLandniemals in üble oderkoinisch wirkendeLage gleiten läßt. Mußte der General, ehe er losstürmte, nicht erkunden, was ist? Waren zwei Stahlläufe nöthig, um einenWicht zumWiderruf zu bringen? Und was ward mit den zwei Revolvern nun er» wirkt? I-eUatintriumphirt; das grundloseGeklätsch(das ernte er» wähnt hat) wird über die Erde verhökert; der Generalmußte zweimal Verzeihung erbitten und dünkt die vornehm gelassenen Türken ein wunderlicher Querkopf. Rezept: Klimawechsel. Durch die nächste Entgleisung könntenochkostbareresMaterialzerstörtwerden. Dritter Streich. Preußen hat an einem deutschen Nachbarhof einen neuen Gesandten beglaubigt. Der lernt am Hoteltisa> einen Herrn kennen, der einen der besten preußischenAdelsnamen trägt; findet ihn charmant, verkehrt viel mit ihm und drängt ihn, Zulaß an den königlichen Hof zu suchen, wo der schneidige Bo» russengeist fehle. Geschieht. Nach allerlei Prellvergehen wird von der löblichen Polizei festgestellt, daß der Charmante nicht Edelmann, sondern ein aus dem Osten durchgebrannter Kellner ist; und das Kerlchen, das von zu hohem Stapel lief, sagt im Lauf der ersten Vernehmung: »Mir wäre ja nicht eingefallen, mich an den Hof zu wagen, wenn der Gesandte mirs nicht gerathen hätte; da mußte ich doch, um nicht in Verdacht zukommen/ Auch diese Residenz ist seitdem ungemein heiter. Läßtsich auch vertuschen? Vielleicht. Auf dem Kreditiv dieses vom Personalien-Wedel Gekürten ist aber ein dicker Klecks. Wer einen in den Frack gewöhnten Kell-

ner für einen Standesgrnossennimmtund, ohneWittervermögen und Prüfung, solchen Gesellen in den Dunstkreis eines Königs s hiebt.^augt als Gesandter, trotz der Grafenkrone, nicht nach Mitteleuropa. Sputet Euch mit der Säge! (Seckendorfs, aus Tan« ger, könnte, bisAnderes frei wird, Ersatzmann werden. Marokko ist französisch, also nichts mehr für einen Gesandten; und die Pariser wären dankbar, wenn Ihr durch die Abberufung das Kit sccompli salutirtet. Wäre wohl auch schon geschehen, wennIhrge» wußt hättet, was aus Seckendorfs werden solle. An solchen Balken hängen ja stets Eure „ staatsmännischen Entsch küsseVerderbt es jetzt aber nicht durch barsche Tonart.) Sonst? Alles in schönster Ordnung. Selbst bei Petri Engelein könnte es nicht schöner sein.

Woodrow-Victoriano.

Die treusten Söhne der Vereinigten Staaten von Amerika blicken traurig in denLenz. So schlecht wie jetzt, meinen sie, sei es ihrem Vaterland schon lange nicht gegangen. Vereinsamt; ohne feste Freundschaft und ohne das seiner Macht gebührende An» schen.SeitBaronMakino imIapanerrcichstag gesagt hat, dieVerhandlung über das kalifornische Einwanderergesetz sei ertraglos geblieben und manmüsse in Tokyo denAsiatenschutz anderWest» küste des Stillen Ozeans mit anderen Mitteln sichern, weiß Ieder, KaßderVerkehrderwashingtonerRegirungmitIapannoch schwieriger geworden ist, als er in Tafts Zeit war. Die Europäer sind ärgerlich, weil nur selten noch fetter Profit über den Atlantic zu holen ist. Und das mexikanische Abenteuer hat Herrn Woodrow Wilson, wie weiland dem drittenNapoleon, denNimbus gebleicht. Im November habe ich hier zwei von dem Staatssekretär Gam» boa an den Agenten der Vereinigten Staaten gerichtete Noten veröffentlicht, die deutlich bewiesen,daß denMexikanern vonden Nnited States Unerträgliches zugenmthetwordenwar. Das hätte derNordamerikaner den Staatsgeschäftsführern verziehen; nicht verzeihbar scheint ihm, daß sie nicht vor dem ersten Tastschritt der Frage die Antwort fanden: Wollen und können wir, wenn fanfte Mittel versagen, gegen das Bergland Mexiko eine Guerilla, die Siegverheißt, führen oderes durch eineKüstensperreaushungern? Vor dieser Hauptfrage verkroch sich der Biedersinn friedlicher Schreibtischmenschen; fo weit, hofften sie.wirds ja nicht kommen.

In Woodrow Wilson, dem Präsidenten, glüht, unter der stillen Flamme eines vorFirnennichtschwindelndenGeistes,männliche Seelenkraft; William Bryan, sein Staatssekretär, ist ein derbes Demagogentalent, das genau weiß, wie manOeffentlicheMeinung macht und nützt. Zwei über denDurchschnitt emporragendeMän» ner mit reinen Händen. Sie möchten für ihr Vaterland Münz» bares leisten und dem Volksbewußtsein, das ihnen Souverain ist, die Erkenntniß einkerben, daß mit ihnen eines neuen Wollens Wirbel, neue, noch unverrostete Entschlußfähigkeit ins Amt kam. Doch Alles ist ihnen, bis heute Alles mißlungen. Weil sie mein» ten, Aufgaben internationaler Politik könnten nicht anders als Forderungen nationalerAlltagsarbeit behandelt werden. So hat derDilettant immer, auch in derWelt derBasalte, gewähnt; und immer ist, nach langem Dreschflegellärm, seine Tenne leer geblie» ben. Warum hat Wilson den General Mctoriano Huerta nicht alsPräsidententenderRepublikMexiko anerkannt?Weil «Huertas Hand vom Blut unschuldiger Menschen besudelt ist." Das klingt pompös; doch Herr Wilson kann, darf und will auch nicht prü» fen, in welchen Ländern auf dem höchsten Sitz Einer thront, dem das Blut Unschuldiger die Finger geröthet hat, noch die Sterne und Streifen der United States an den Entschluß nageln, solche Länderindie Wahlneuer Kaifer,Könige, Präsidentenzuzwingen. Und einandererWilson,der,alsGesandterder Vereinigten Staa» ten, die Aufstände Franciscos Madero gegen Profirio Diaz und Huertas gegen Madero in der Nähe sah, hat, noch als das Blut der Maderos geflossen war,demNamensvetter die Anerkennung Huertas empfohlen, Hatauch angedeutet, daß er den Ursprung und die Nährmittel des dritten Aufstandes (der Nordrebellen, die sich, unter Villa und Carranza,«Konstitutionalisten" nennen, ge» gen Huerta) grell beleuchten könne. Nur der Widerstand Washing» tons hat den gewissenlos kräftigen Huerta gehindert, Ordnung zu stiften; ohne ihn hätte er Geld, also auch Truppen bekommen und wäre nicht genöthigt worden, aus Iapan, auf Kredit, Waffen und Munition zu beziehen. Daß des Minenkrieges Ziel nicht etwa die Annexion Mexikos ist (dessen Indianersprossen und hispano-indianische Bastarde, mindestens dreizehn Millionen, das Stern» bannerreich nicht verdauen könnte), wurde hier oft betont. Was also ists? Die Stillung des Hungers, den eine von der Firma Guggenheimer geführteHandlergruppe spürt? Damit dieseSipp»

schaft sich um reichlich fließende Oelquellen setze, unterstützt Herr Woodrow Wilson, der Idealist, der Bekämpfe? aller Plutokratie, den wüsten Burschen Villa, der zwar nicht lesen noch schreiben. aberRock und Titel einesGenerals mit ziemlicher Würde tragen kann und, ungestraft, Tunnels sprengen, freie Engländer morden und ausrauben, an der Spitze von Plündererhorden das reiche Land verheren darf? So gehts, wenn Schulmeister herrschen; durch ihre Brille sehen sie, bei bestem Willen, nicht, wohinihrFuß strauchelt. Da ungemein große deutsche Interessen auf dem Re» bellenspiel stehen, dürften wir dreinreden; Herrn Wilson sagen, daß der Monroe» Grundsatz (der sich nur gegen denVersuch wen» det, einen amerikanischen Staat fremder Macht zu unterwerfen) uns nicht bestimmen könne, müßig und bewundernd mitanzusehen, wie Abermillionen deutschen Besitzes vernichtet werden. Nein, heißts im Bezirk der Wilhelmstraße; lasset, um des Himmels willen, kein Tönchen über die Lippe; denn hundertmal wichtiger als Mexiko ist uns die Freundschaft der Vereinigten Staaten. Daß man die Kindertrompete, aus der dieses Iammerlied stöhnt, den Bläsern nicht aus der Hand schlägt: Monument von unserer Zeiten Schande. Freundschaft, die nichts einbringt und, oben- drein, die Interessenwahrung hindert, ist einLuxus, denDeutsch» land sich nicht gestatten darf. England ist auch still, trotzdem ein Brile gemordet, ein anderer aus seinerFarm gejagt wurde? Ed» ward Grey weiß, warum. In Nordmexiko sind große Petroleum» quellen in englischem Besitz; und London hat sich im Stillen wohl .mit Washington über die Vortheile verständigt, die den Briten zugeschanzt würden, wenn die Rockefeller sammt dem Schwarm der Guggenheimer über tzuerta siegten und Mexiko gezwungen wäre, den Vereinigten Staaten Vorzugzölle und den Eisenstrang Texas-Panama zu gewähren. Michel, der artige Knabe, for» dert nichts, erhält alfo auch nichts. Um sich in dieser glorreichen Weltstellung zu behaupten, muß er für feine Rüstung alljährlich zweitausend Millionen Mark ausgeben. Was ihm frommt, er» wägt und weiß Herr Dr.tzelfferich, darolus ^aximus, Direktor der Deutschen Bank und Wirklicher Geheimer Leiter der internatio» nalen Reichspolitik. Der durchtröpfelt fämmtliche Abtheilungen desAuswärtigen Amtes, auch die enthauptete (Koerner) und die nächstens zu enthauptende (Theo Matthieu), mit dem belebenden Saft seiner Weisheit; hat, wie einst der viel kleinere Karl, Phi»

lipps Papa, seine Hand über die ganze Ei'de und ist Euch Alles in Allem. An Mexiko aber nicht interessirt. Diesen Mächtigen müßteHerr vonSchwabach, dessen Firma (Bleichröder) dieMexi» kanerpapiere den Deutschen verkauft hat, in Bewegung bringen: sonst wird nichts. PrasidentWilson könnte uns nur dankbar sein, wenn deutsches Drängen ihn endlich wiederinfreienWillensraum schöbe. Selbst ein Entscheidung nähernderRebellensieg kann den Vereinigten Staaten heute nicht mehr ersetzen, was, in Mittel« und Südamerika,das Irrlichteliren friedfertiger Dilettanten ihnen verschwatzt, verzaudert oder gar schon verloren hat. Sofort aber wären sie wieder umworben, wenn sie sich, mit einem stallen Ge» fährten,auf demWeg an einklarerkennbaresWillenszielzeigten. «UndBernstorff die Gelegenheit zu wirksamerAklion fände und, mit der Ersten Hypothek aufs Reichskanzleramt, Nachfolger des im Innendienst groben Gottlieb würde? Das fehlte noch!"

Io 6 Co.

Motto: »I^tat penra, lorsque lä puissance legislative sera plus corrompue que I^executrice«; Montesquieu: De l'esprit 6es lois.

«Allen menschlichen Einrichtungen ist ein Ende gesetzt. Rom, Sparta, Karthago sind eines Tages ins Grab gesunken."

Am vierzehnten März habe ich hier gewarnt, der Rückkehr des Herrn Ioseph Caillaux ins Finanzministeramt allzu laut sich zu freuen. Am siebenzehnten Märzmorgen war der lange Ersehnte wieder aus diesem Amt geschieden. «Unseren Mann" hatten ihn unklugeDeutsche genannt, die sich trotzdemfürDiplomatenhalten; und er war, wirklich, der erste Minister der Französischen Republik, der die Verständigung mit dem Deutschen Reich in sein Programm aufnahm und, auf dem Umweg über die Hügel der Hochfinanz und den Sumpf der Börse, durchführen wollte. Obs ihm gelungen wäre? Vielleicht. Dem Pariserleben fehlt in diesemVor» frühling der alte Glanz. Ungunst der Weltkonjunktur; seit acht» zehnIahren hatFrankreich fast achtzehntausendMillionenFrancs insAusland verliehen; es bezahlt nichtnur dieeigeneArmeeund Marine, sondern, fürs Erste, auch Rußlands; und die neuen Truppen, Schiffe, Kolonien, Wege, Waffen, Kasernen, Eisenbahnen, Grenzforts, Munition und Kriegsgeräth für Erde, Meer, Luft kosten viel Geld; dräuend naht die Einkommensteuer, die auch den Staatsrentner nicht schonen will; in Brasilien und an Vankee»

>Shares sind große Summen verloren worden und manche ausländische Industrie verzinst das gepumpte Franzosengeld schlecht, DieBörsenumsätze schrumpften von Tag zuTag; unHeim licheStille nistet, wo aus Maklermund sonstTobsucht zu brüllen schien; und aus den Luxusgewerbestätten, Theatern, Restaurants weht Ge» st öhn durch die Schleier, die den blühenden Lenz verhängen. Wenn das Ministerium Caillaux»Doumergue, dessen Hauptaufgabe die Wahlmache war (und das von den Gegnern drum als bureau äe dieniaisance elecwrale bespöttelt wurde) für vier Iahre die noch etwas verstärkte Radikalenmehrheit ins Bourbonenschloß zurückgeführt hätte, wäre Manches möglich geworden. Zuerst: dieAbwäl» zung dreijähriger Wehrdienstlast, die den Kopf schwerer als den Rumpf derNation drückt und schon deshalb nicht lange zutragen sein wird; dann: die Zulassung deutscher Werthpapiere in den Ltotizbezirk der pariser Börse; und nach der finanziellen wohl auch das Morgenroth politischer Verständigung. Die Himmelslichter blinkten uns freundlich zu. Der G. m. b. H. Brians S Barthou schien das Thor verrammelt, durch das sie vor der Wahl noch in die Ministerien schlüpfen wollte. Schon durfte der Radiko»So» zialist Marcel Sembat, auf den unsere Zeitungfledderer mehr achten müßten, offen aussprechen: »Wer fordert, daß der franko-deutschen Verständigung die Beantwortung der elsässischenFrage vorangehe, handelt unbedachtsam. Erst wenn die Verständigung den Deutschen die Gewißheit gebracht hat, daß Frankreich nicht mehr an einen Rachekrieg denkt und für Elsaß»Lothringen nichts Anderes wünscht als die Rechte des deutschen Bundesstaates, werden sie keinen Grund mehr haben, ihm dieseRechte zu weigern." And: »Die Vorstellung, der von uns geförderte Machtzuwachs Rußlands könne die hohe Kultur Deutschlands knebeln.muß jedem civilisirten Menschen ein Gräuel sein." Ungefähr so dachte auch Herr Caillaux. Unsere Pflicht war, diesen Empfehlern würdiger Resignation Ruhe zu lassen. Aber wir haben nun einmal die untüchtigsten Geschäftsführer, die auf dem Rund deutscher Erde zu mischen wären. Also: heftiges Preßgezänk gegen Frankreich und Plumpe Koramirung Rußlands. Also: wieder einetzoffnung verhagelt. DerausBerlinzulautgelobtetzerrCaillaux, ,,Ie?russien», war schon gelähmt, ehe fünf Kugeln ihn vom Steuersitz warfen. Fünf Revolverkugeln, die seine zweite Frau dem Leiter der Zeitung I^essiZÄro, dem Wahlpariser Gaston Calmette, in den Leib

schoß. Warum? Die abscheuliche Sucht, aus dem ersten, wirren oder grundfalschen Gerücht ein Urtheil zu schöpfen, die Gecken» angst, einer dummenFrage (»Massagen Sie dazu?")nicht flinke Antwort bereit zu haben, hat, leider, manchen deutschen Schreiber undLeser inFehlsprüche verleitet, deren er sich jetzt^schämenmuß. Frau Caillaux wurde als eine Heldin gefeiert, der Charlotte Cor» day, mindestens der TH6roigne de Mericourt verglichen und Cal» mette wie ein Schmutzfink behandelt. Ich habe ihn nicht gekannt. Was er schrieb, war nur nett; nicht besser als anderes soignirte Geplauder auf pariser Blättern. Mit leisem Nachdruck hat er so oft, schon am Anfang des Zwistes um Marokko, ein freundlicheres Verhältniß zu Deutschland empfohlen, daß auf den Boulevards geflüstert wurde, ein grotzerTheil des Figarokapitals feiüber den Rhein gekommen. Ernste Männer von flecklosem Ruf haben an feinem Grab für Calmette gezeugt. Erwarwohleingefälligerund deshalb Allen liebenswürdig scheinender Mann. Oeffentlich hat er nur Einen schroff bekämpft: Herrn Caillaux. Weil, wie erzählt wird, Beide die felbe Frau liebten und Heirathen wollten? (Cal» mettes Ehe war im Februar geschieden worden und Caillaux sollte zur zweiten Scheidung entschlossen sein.) Ich weiß es nicht; und der Zorn des sonst so milden Gaston wäre auch ohne Neben-motiv zu erklären. Er kann in Caillaux den politicien gehaßt ha» den, der ins Staatsamt Geschäftchen einflickte und dessen Fahr-lässigkeit denTag vonAgadir ermöglicht hat. (Clemenceau selbst, der alte Tiger, hat damals gepfaucht: »Caillaux gehört vor den Staatsgerichtshof!" Zuvor ihn als ein Männchen gehöhnt, das sich einen Napoleon wähne; dann aber wieder gnädig begönnert.) Seine Fehde hat Calmette anständig geführt. Er schrieb, der Fi» nanzministerpräsidire noch dem Verwaltungrath einer ausländi-schen Bank; habe, durch eine Kammerrede, eine Staatsrenten-hausse erwirkt, die seinen Freunden Gewinn brachte und dann, weil sie grundlos war, wieder wich; die tzauptverhandlung ge-gen den Schwlndelgründer Röchelte vertagen lassen; und sich, vor dreizehn Iahren, gerühmt, die Einkommensteuer, während er sie eifernd zu empfehlen schien, zermalmt zu haben. Den Beweis für diese vierte Anklage lieferte ein Brief, den der seelisch unkeu-sche Ioseph an seine erste Frau geschrieben hatte. Nur die Unter-schrift, »Dein Io", hatte die Farbe der Intimität; kein anderes der vom l'IZäro veröffentlichten Worte. »Ich ließ nur drucken,

was zumErweis des Betruges, zur Entlarvung des Verbrechers unentbehrlich war, tilgte jedes dazu nicht nöthige Wort, gehorchte einfach demPflichtgebot undnehme alle Folgen aufmich": so sprach Calmette. Durfte so sprechen. Er hat kein Lakengeheimniß ins Licht gestellt; nur durch Indizien, die nichts Privates verriethen, glaubhaft gemacht, daß der Minister jetzt die dreijährige Dienstzeit, wie 1901 die Einkommensteuer, zermalmen wolle, während er sie eifernd zu empfehlen schien. Herr Caillaux antwortete ihm weder im Parlament noch in seiner Presse; verklagte ihn auch nicht. Aber Frau Caillaux ließ sich bei ihm melden, dem Höflichkeit wehrte, eine Dame abzuweisen, und schoß ihn nieder. Warum? Um den Mann zu strafen, der ihrenIofeph beleidigt hatte? Märchen fürKinder. Ioseph brauchte nur zu beweisen, daß er als Finanzminister nicht Bank» und Börsengeschäfte mache, nicht vom Generalstaatsanwalt dieVertagungdesProzesseswiderRochette erzwungen, nicht heimlich gegen die Einkommensteuer gearbeitet habe: und saß fester als je. Die Beleidung durch die Presse wird in Frankreich, wo mancher Präsident Tag vor Tag ein Schelm, mancher Minister, Gerichtsherr, General ein Bandit gescholten wurde, nicht feierlich genommen; und wäre mit demLeben ein Bischen theuer bezahlt. Was trieb Madame Caillaux zum Mord? Calmettes Artikel hatten ihre Perfon, ihr Schicksal in der ersten Ehe (mit dem Schriftsteller Leo Claretie), in der Pause und im zweiten Bund, ihr Gesammterlebniß nirgends gestreift. Das mutz sie zugeben; sagt aber, die Absicht des nächsten Artikels sei auf die Blößung ihrer Frauenscham gerichtet gewesen. Schwatz; dem alle Berufenen widersprechen, den man aber, wie dieDutzende noch dümmerer Lügen, der des Mordes Angeklagten verzeihen mag. Der älrecteur'Zerant des^iZaro hat niemals, auch den Vertrauten nicht, angedeutet, daß er die alternde Frau kompromittiren könne oder gar wolle; die zweiBriefe.von denen sie redet, sind bei ihm nich t gefunden, von ihm nie erwähnt worden; und der Ruf des gegen Frauen galanten Gesellschaftmenschen war ihm sicher wichtiger als der ganze Casus Caillaux. Madame sagt auch, sie sei von einem Angstfieber gepackt worden, seit ihr Mann geschrien habe: ,,)e vsis !ui casser la Zueule!« Was in eben so rauhem Deutsch doch nur heißt: «Er kriegt von mir Eins aus die Schnauze!" Zweikämpfe französischer Politiker haben selten wieTragoedien geendet; nach den meisten trafen die Gegner einander aufderAppläuschensuche

in allen Modeschanken. Vierte Ausrede: «Ich wollte nicht töten und bedaure innig, daß Herr Calmette gestorben ist." Schwach; wer sich dicht vor Einen hinpflanzt und ihm fünf Kugeln (oder Warens sechs?) in den Leib schießt, hat die Möglichkeit der Tö» tung doch wohl, wie unser Reichsgericht sagt, in sein Bewußtsein aufgenommen. Glaublicher klingt das pariser Gewisper: Frau Caillaux war ihres Mannes nicht mehr gewiß; fünfzehn Iahre lang war er ihr, durch Neigung, später auch durchs Gesetz, ver- bunden, sehnte sich nun aber in neuen Reiz und rühmt sich einer Brutalität, die kein Bedenken je ankränkeln durfte; um das Ehe- band unlösbar zu machen, strebte die eitle, hochmüthige Frau in ein Martyrium, das, nach ihrer Rechnung, nicht unerträglich wer- den konnte;denneinervonLeidenschaftverwirrtenFrau,die ihres Mannes Ehre rächen wollte, erschluchzt der beste Barreauredner von derSeinejury den Freispruch. Glaublicher. Dann würdeAl» les stimmen. Montag; sechzehnter März. Vormittags bittet Ihre Excellenz den Landgerichtspräsidenten zusich.Waskann mange» gen diesen Calmette thun? «Nichts Rechtes. Wozu auch? Ich ließ neulich, vor dem Landgericht, eineBrochure ausschreien, de- ren Titel mich einen Straßenräuber nannte; that nichts dagegen: und erfreue mich noch allgemeiner Achtung. Uebrigens scheint Cal- mette jafertig zu fein; der letzte Artikel schloß mit dem Satz:,Hier- mit habe ich meine Pflicht erfüllt'. Geduld! Auch solche Wolken ziehen vorüber." Danke. Hastiges Frühstück mit Ioseph. «Er kriegt Eins auf die Schnauze!" Absage der Frau an den Bot» schafterTittoni,andessenEßtisch sie abends HerrPoincare führen sollte.Düster dräuender Brief anIo;nicht vor Sieben abzugeben. Einkauf eines Revolvers, mit dem sie sich, imKeller des Waffen- händlers, vor einer Puppe einschießt. Noch nicht Fünf. Sie geht, mit dem Revolver im Muff, in ein Gesindemiethbureau und läßt sich Köchinnen vorstellen. Nun ists Zeit. Nein: sie muß im Haus des flZaro noch fast eine Stunde lang auf Calmette warten. Als sie dicht vor ihm steht, knallt sie los. Als Leute ins Zimmer gestürzt sind und dieMörderin anfassen wollen, sagt sie, noch immer ganz ruhig: «Fort! Ich bin eine Dame! Mein Auto ist unten. Ich bin bereit, vors Polizeibureau zu fahren." Dorthin kommt, aus dem Senat, bald auch Io. Er hat gehört, daß seine Frau einen Men- schen getötet hat; des Mordes schuldig ist. Weltuntergang? Vor der Tür steht ein Schutzmann, der Neugierigen den Weg sperren

soll. «Ich bin der Finanzminister!" Verdutzt starrt der Wächter. Nnd Herr Caillaux wendet sich im Flurgang um und keucht das unvergeßlich majestätische Wort: «Sie könnten auch grüßen!" Das ist fast shakespearisch; Balzac selbst hats so nicht gefun» den. Man sieht und hört, schmeckt und riecht diesen Ioseph. Einen Kerl.Klug und kühn, frech und mit allenSalbengeschmiert.Sieht ihn klettern,thronen,jäh vom steilenGipfel fallen. «Ich habe Geld und Macht. Mir gehorcht der ganze Iakobinerklub, die Mafficr der Radikalen Partei, blind und alle Sumpfkröten sind mir unter» thänig.Clemenceau?Ein räudiger Schakal, der keine Zähne mehr hat, für sein baufälliges Knochengerüst einer cloctoresse bedarf und froh bellt,wenn ich ihm dasFell kraue. Iaures?Kammersänger; stets trunken vom Pomp seines Tenors. Briand? Mache ich, als den Neberläufer, Pfaffengünstling, Einschläferer, lächerlich und heimlos. Poincarö? Pickt mir bald, wenn ich eine dicke Mehrheit hinter mir habe, die Körner aus der Hand, die ihn würgen könnte. Ich will, daß die Besten regiren: dürfte mich also zu den Aristo- kraten zählen. Habt Ihr einen Besseren? Nirgends. Rochette? DerBursche hatte einenBand fertig, hundertzwanzig Seiten, auf denen er die faulen Gründungen unserer Großen ausspreitete; in Ziffern den Bestechersold und die Reklamekosten angab, die für solche Mächlerei aufgewandt worden waren. Um zu beweisen, daß ers nicht schlimmer getrieben habe als Angesehene, die jeder Siegelbewahrer laufen ließ. Ging nicht; der Gestank hätte unse» rem Ministerium alle Lebensluft verpestet. MeinVorschlag war: Die Hauptverhandlung, die Du fürchtest, wird vertagt, Du kannst weiter gründen und jobbern und DeinBuch kommt nicht heraus. Der gute Monis mußte, als Iustizminister, dem Generalstaats» anwalt das Rückgrat brechen. Höchstes Interesse der Republik! Fein, nicht wahr? Einfach napoleonisch. Doch nur ein dürftiger Anfang. Ich schaffe uns Marokko und bezahle es mit einem Quark nebstzehn Millionen Tsetsefliegen. Ich lotse die Einkommensteuer, die mir, weil sie das Gewimmel der Besitzlosen ködert, jetzt paßt, durch alle Klippen. Deichsele, mit den Bankiers, fürs Schaufen» ster eine franko» deutsche Verständigung. Puste dann, wie einWoll» flöckchen, das dritte Dienstjahr weg. Und kann von jeder Prunk» schüssel den Deckel Heben; auch von der im Elysium angerichteten. Wer mitessen will, lerne stummen Gehorsam. Marianne ersehnt einen Mann und wird jauchzen, wenn sein Arm sie fest umklam-

inert." Hört Ihr ihn? Doumergue mag sich auf dem Vorderplatz räkeln, den cliek äu consei! mimen; bleibtdochnurStrohmann... Das verrückte Weib hat geschossen und der unbequeme Bengel ist tot? Da schlurft das Schicksal eines Bonaparte heran, der in Egypten zum Krüppel wurde. Schneebleich zittern Alle. Wankt die Mamelukenfront schon? Dienert selbst der Troßbube nicht mehr? «Ich bin der Finanzminister! Sie könnten auch grüßen!" Das Spektakel des Kammerausschusses, in dessen hochnoth» peinliche Untersuchung, auf einen Wink vom gefährdeten Hügel» chen, der ehrenwertheHerrRochette selbstmit einer langen Epistel an Saint»Iean (Iaures) eingriff, der unparteiische Gerichtsspruch im Parteijoch Ergrauter, vor derWahlschlacht in Parteikrämpfen Schlotternder, der würdige GenosseAugagneur, den,als gäbe es keinen stilleren Ort, just vor dem Bourbonenhaus seine Opern» choristin geohrfeigt hat und der, mit der Spur ihrer von derMa» nucure geschmeidigtenFinger auf derWange,denAbgeordneten prästdirt: Alles nur Vorstadtkino neben dem Erdbeben, von dem die Grundmauer dieses Ehepalastes barst.«Meine ganze Zukunft hastDu vernichtet." „Ich fetzte meinLeben und das Glück meines Kindes für Deine Ehre ein." «Das kannst Du den Geschworenen erzählen! Hieß ichs Dich thun? In acht Tagen wäre der Stank verweht gewesen. Brauchte ich Deine Hilfe? Calmette hatte sich ausgegeifert; sein Köcher war leer. Den Rochette»Kram kannte das ganze Landgericht; auch Poincare aus seiner Anwaltszeit: und hat mich dennoch ernannt. Das hätte mir bei ruhigem Wetter nicht ernstlich geschadet; war ja Kehrbesenarbeit fürs Vaterland. Nun jölpelst Du mir in meine Kunstwirbel, schminkst Deine zweiund» vierzigHerbste in dieMorbidezza der vonVerhängnih schwangeren Heldin,hilfstdem lämmchenfrommen,polirtenGastoninMärtyrer-ruhm, klebst an alle Ecken dasBekenntniß,daß wir schonwährend Deiner leoninischen Ehe intim waren und, Beide, vor Briefent» hüllung beben müssen, tobst noch wüster alsPeterBonaparte,der in dem Iournalisten Victor Noir einen ganzen Herrschertraum niederschoß: und gitterst mich obendrein in die mir himmelfern lie» gende Rolle des im Tiefsten erschütterten Gatten, der das edle Weib zärtlich bis an die Guillotine betreut... Ach, Unsinn! Wird ja nicht. Davon sprechen die Laienhanswürste immer frei. Aber waswird danach? Friedliches Glück am Busen derNatur? Schöne Aussicht für Einen, dem Gletscher winkten! Also: ich komme täg»

Nch.Was sein muß,muß sein.Auf eine Stunde.Und sorge für je» den möglichen Decor. Auch für den tüchtigsten Vertheidiger, na» türlich. Labori: dann regnets aus allen Wimpern, daß derPegel den höchsten Seinestand zeigt. Warte mal I Der Calmette»Klüngel kann als Nebenkläger sich den großen Henri»Robert dingen, der noch mehr Wucht und Verve als Labori hat. Wäre unbequem. Hallo! Ich biete zuerst ihm das Mandat an. Da er dem Figaro» schwätze? befreundet war, kann ers nicht annehmen; danach aber auch nichtfür die Gegenpartei fechten. Fein, nicht wahr?Nurnicht 5en Kopf verlieren! Adieu! Ein Lästiger ist immerhin fort.*

Westöstlicher Diwan,

ttome-kule, Sntannia... Wirds möglich werden? Wieder muß ich an Montesquieu denken, der erzählt hat, wie die Briten Hre Verfassung dem Germanenbuch des Tacitus entnahmen. Holz aus demUrwald,das lange hielt. Ists nunmorschundunter derRinde wurmig? Die Dreieinheit soll gelöst, der Smaragdinsel Irland endlich das Recht auf Selbstregirung gewährt werden. Weil Asquith und seine Leute sonst im Unterhaus keine Mehr» Heit hätten. (Und weil,versteht sich, Gerechtigkeit es heischt.) Von den Silbersaiten der irischen Wappenharfe tönt Iubel. Nur die oranischen Protestanten der neun Grafschaften in der Provinz Ulster murren laut; sie sind, durch Abstammung und Wesensart, den Schotten und Engländern näher als den Iren, wollen sich nicht unter die dubliner Katholikenversammlung ducken und haben eine Freischaar zum Kampf gegen die Papisten gerüstet. Bürger» krieg im Uniteä Kin^äom? Reibt, Britenfresser, noch nicht die Hände. Einstweilen wird Hochverrath und Meuterei nur gespielt. Die meisten Offiziere der Dritten Kavalleriebrigade haben ihren Abschied gefordert und den Widerruf in die Bedingung gehakt, daß sie nicht gegen Ulster zu marschiren, die Provinz nicht den Dublinern auszuliefern brauchen. Das haben ihnen einpaarKa» binetsmitgliederzugestanden; zweiDrittel rafften sich, ein Bischen spät, zu einem strammenNein auf.Wirrwarr.Generale undMi» nister wurden weggeschickt oder ins Dunkel gesetzt. Herr Bonar Law, Balfours Ersatzmann in der Führung der Reichseinheit» schützer, behauptete keck, nicht jeder Offizier nur, auch jederMann inderReihehabedasMenschenrecht,cinemKommando,widerdas seine Ueberzeugung sich bäumt, den Gehorsam zu weigern. Das

wäre, mindestens, der Anfang vom Ende. Doch der gemächliA schlaue Asquith ist, als alter Anwalt, immer für rechtschaffenen Vergleich. Er bietetden gutmüthigenWütherichenvonUlstereine sechsjährige Ruhefrist, in der sie das neue Parlament, das dub- liner, erst mal beschnüffeln könnten. Hat sich selbst, putzig, als Kriegsminister vermummt. Und will, so lange es irgend geht,kei» nen Landsmann destzochverrathes, der Meuterei und Fahnen» flucht anklagen lassen. Noch brennts ja nicht. Zunächst wird um die Reichstagsordnung (Parlament ^ct) gekämpft, die bestimmt, daß dieKammer derLords einem dreimal von dem selbenItnter» haus angenommenen Gesetzentwurf denWeginRechtskraft nicht länger sperren dürfe. Die Lords sind, nach altem Brauch, noch gegen Homerule, können sie aber nicht mehr hindern, wenn das Unterhaus ihr dreimal zugestimmt hat. Gelingts, vorher die Re» girung zustürzenoderzurAuflösungdesUnterhauseszu zwingen, dann fängt die Komoedie von vorn an. Wählerfang ist, hier wie in Paris, das Ziel. Die Unionisten wollen wieder an die Krippe (und geben selbst dann vielleicht den Iren und den Schotten Ho» merule). Noch aber athmet Lloyd George; und hat die packende Wahlparole: Verfassungrecht oder Soldatenherrschaft? Ein Ver» sallszeichen ist, daß England sich von den widrigen Suffragettes so lange foppen, seinen Verkehr stören, seine Meisterbilder zer- stücken läßt. Hat man nicht mehr den Nervenmuth, die Verbre- cherinnen, denen danach gelüstet, hungern zu lassen, dann sollte man wenigstens an Maupassants Urworte denken. Irgendeine Pankhurst fragt die Versammlung: »Warum soll die Frau nicht das selbe Recht haben wie derMann? Geistig ist sie ihm oft über- legen,' und derUnterschied der Körper ist klein." Eine helle Män- nerstimme schmettere, jedesmal, dann in den Saal: „DreiHurras für den kleinen Unterschied!- Das leuchtet. Doch Swift ist tot. Oestlicher. Albanien lebt noch; ohne Volks», Glaubens-, Spracheinheit, ohne Gesetz und Steuern; unter einem Fürsten und einemMinisterpräsidenten, die, Beide, kein rings um sie ge- redetes Wort verstehen. Aber die Serbenstaaten haben Verträge mitRumänien und Griechenland. Italien ist im Reich des neuen WilhelmdenOefterreichernweitvoran.DerSohndes rumänischen Kronprinzen wird Schwiegersohn des Zaren; und bringt, wie hier 1912 vorausgesagt wurde, den bessarabischen Landzipfel heim.

Renaissance und Regeneration.*)

der Zeit der Renaissance, die vom Ende des dreizehnten bis s?M in das sechzehnte Jahrhundert reicht, lebten in Italien viele ausgezeichnete Männer, welche als Baumeister, Bildhauer und Maler Großes leisteten. Sommer stellt sich die Frage: Woher kamen diese Leute? Er weist zunächst darauf hin, daß die Kunst» blüthe jener Zeit auf einen verhältnismäßig kleinen Raum be- schränkt war, einen inselartigen Charakter hatte, daß ihre Ver» treter in Toskana geboren waren und dort oder nach ihrer Ver» Pflanzung an andere Orte ihre Hauptwerke schufen. Die Ursachen, welche so viele geniale Menschen entstehen und so Hervorragendes vollbringen ließen, könnten vielleicht als Einwirkungen derAußen» Welt, des Milieu, aufgefaßt werden, also exogener Natur sein. Die schöne Lage der Stadt Florenz, ihre prachtvolle Umgebung, die gesteigerte wirtschaftliche EntWickelung, der starke Verkehr, die sozialpolitischen Kampfe geben keine genügende Erklärung, wenn sie auch anregend gewirkt haben mögen. Kosmologische Einflüsse, welche d'^ Keimentwickelung beförderten, lassen sich nicht nachwei- sen; müßten sich auch an anderen Orten bemerkbar gemacht haben. Wir müßten uns also nach endogenen Ursachen, den in den Individuen steckenden Keimanlagen, umsehen. Dahin gehörte die ursprüngliche künstlerische Begabung des toskanischen Volkes, die aber für sich allein nicht so mächtige Wirkung haben konnte, da sie dann nicht auf eine so kurze Zeit beschränkt geblieben wäre. Das germanische Blut, eingeführt durchGothen undLangobarden, hat den Aufschwung nicht veranlaßt, da sonst in Frankreich und Spanien Aehnliches bemerkt worden wäre.

Sommer sucht nach anderen Erklärungen. Vielleicht findet man sie bei näherer Betrachtung der florentiner Familien. Hier tritt uns ein Kriegeradel entgegen, wohl zum guten Theil germa- nischer Herkunft, und daneben ein Bürgerthum aus der alten ein- geborenen Bevölkerung. Dieses betreibt zuerst das Handwerk und widmet sich dann, seinemTalent gemäß, dem Kunstgewerbe, worauf endlich die große Kunst erscheint, sobald die genialen, mit schwung- voller Phantasie und Gestaltungskraft ausgestatteten Individuen auftreten. Sie sind hervorgegangen aus Vermischung von Mit- gliedern der kriegerischen Aristokratie mit Sprößlingen der empor» gestiegenenBürgerfamilien. Hierfür sprechen zwei an diesen außer- gewöhnlichen Männern bemerkbare Eigenschaften: die mächtig?,

*) R. Sommer: „Renaissance und Regeneration".

auf die eigene Kraft vertrauende Persönlichkeit und die hohe künstlerische Befähigung.

Sommer führt als Beispiel Michelangelo an. Wir stoßen bei ihm auf eine Reihe von Charakterzügen, welche auf die Abstammung von altem Landadel hindeuten, vielleicht in väterlicherLinie, und auf das überragende künstlerische Genie, das dann auf die mütterliche Linie zurückzuführen wäre. Man findet ähnliche Verhältnisse bei Einsicht in die Ahnentafeln vonBismarck und Moltke, entsprossen aus Ehen zwischen Männern des militärisch tüchtigen Landadels mt Mädchen aus geistig hochstehendenBürgerfamilien. Sommer spricht dann noch von der ethischen Verkümmerung dieser Zeit und findet deren Ursprung in den einseitig auf die Durchsetzung der eigenen Person gerichteten Bestrebungen. Die Verknüpfung einer starkenWillenskraft mit movalischerRückständigkeit sei jedoch durchaus nicht nothwendig, sondern hier, aus geschichtlichen Gründen, durch eine besondere Mischung empirisch bedingt.

Das ist, was ich aus den ungemein anregenden und geistvollen Darlegungen Sommers wiedergeben wollte. Der Leser wird gut daran thun, das Buch selbst zu lesen; er wird Manches finden, was ich übersehen habe oder nur streifte. Hier noch Einiges zur Ergänzung.

Betrachten wir neben Michelangelo noch einen anderen großen Künstler, Benvenuto Celini, von dem eine von Goethe übersetzte Selbstbiographie vorliegt, so treten uns die Doppelnatur, wie sie Sommer nennt, und zugleich die Ursache des moralischen Verfalls der Renaissancezeit deutlicher vor das Auge. Ein unbändiger Wille, oft selbst durch schwächere Impulse in Betätigung gesetzt, sucht, ohne alle Hemmung durch Vernunftgründe, die ihm entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden. Eine leidenschaftliche, fast manische Erregung und Zorn gegen den Gegner führt zu Mord und Totschlag. Man möchte meinen, daß das Blut der blonden Bestie, etwa des Langobarden, sich in dem Mann erhalten habe. Dazu kommt noch Humor, der ja dem Südländer vielfach fehlt, und Aberglaube. Er sieht bei einer Geisterbeschwörung im Kolosseum, außerhalb des von dem Nekromanten gezogenen Zauberkreises, den ganzen Raum mit Gespenstern erfüllt. Er besitzt auch einen handfesten Glauben an die Dogmen seiner Kirche und eine hohe Verehrung der in sie verwebten Persönlichkeiten, Jesus und Maria, die ihm im finstern Kerker der Engelsburg seine künstlerische Phantasie, von einer Sonne bestrahlt, als visionäre Bilder, in glänzenderHerrlichkeit, vorführt. Derberühmte Irrenmzt Magnan hätte ihn sicherlich zu den äeseciuilidres gezählt.

Unwillkürlich wird man an Bismarck erinnert und entdeckt ähnliche Züge, aber auch sehr erfreuliche Gegensätze. Ein eiserner Wille ist da und auch ein grimmiger Haß fehlt nicht gegen Ieden, der sich ihm entgegenstellt. Auf der anderen Seite eine tiefe Frömmigkeit und ein ungemein Heller Verstand, so daß ein Gleichgewicht hergestellt ist,welches grobeAusschreitungen nicht aufkommen läßt.
Sommer identifizirt Regeneration und Renaissance. Ich möchte ihm darin nicht beistimmen. Dem Wortlaut nach bedeutet Regeneration Zurückgewinnung der Art, also Zurückgewinnung der einem Individuum, einer Familie, einem Stamm entschwundenen erblichen Eigenschaften, durch welche die Angehörigkeit zu einer bestimmten Art bezeichnet ist. Wer Etwas zurückgewinnt, muß Etwas verloren haben. Der Regeneration muß eine Degeneration vorhergegangen sein. Leider beschränkt man sich bei dem Gebrauch des Wortes Degeneration nicht auf ererbte, sondern dehnt sie auch auf erworbene, regelwidrige Zustände aus. So wird ein Paralytiker degenerirt genannt, während er doch einfach krank ist und das Leiden den noch in seinem Gehirn befindlichen Erregern der Syphilis, den Spirochalen, verdankt. Man hat die Bevölkeiung gewisser Landstriche, deren Bewohner in großer Anzahl einen Kropf haben und vielfach auch die Merkmale des Kretinismus zeigen, als degenerirt hingestellt, während diese Uebel doch einem (uns leider noch nicht hinlänglich bekannten) Schädling ihren Ursprung verdanken. Dieser wirkt schon auf die Frucht im Mutterleib ein und dann auf das neugeborene Kind. Da handelt es sich also um einen erworbenen und nicht um einen ererbten Fehler. Dieser ließe sich nur beseitigen durch Einführung guten Blutes von außen. Ergriffe man diese Maßregel, so hätten die gesunden und nichtbelasteten Einwanderer auch bald einen Kropf. Die Sache hat also auch eine praktische Seite. Seit nun weiter die Degeneration als ein dankbarerStoff denFeuilletonisten,Rvman» fchreibern und Dramatikern in die Hände gefallen ist, hat sich die Verwirrung noch gesteigert, so daß der Ausdruck zu einer Rumpelkammer wurde, in der die verschiedensten und aus den verschiedensten Ursachen entstandenen abnormen Zustände untergebracht werden. So muß auch die Regeneration schließlich das Schicksal der Degeneration theilen. In der Allgemeinen Pathologie wird das Wort außerdem noch auf einen ganz besonderen Vorgang angewandt; da, wo ein durch Geschwürbildung oder Trauma bewirkter Gewebsverlust des selben oder eines ähnlichen Gewebes durch dessen Wucherung gedeckt wird. Bei der Vieldeutigkeit des Ausdrucks ist es nicht dienlich, ihn mit einem anderen gleichzusetzen, man müßte

denn jedesmal sagen, welchen Sinn man damit verbindet. Man hielte sich daher besser an die zuvor angedeutete scharfe Begriffsbestimmung, die alles Andere unnöthig macht.
Renaissance, Wiedergeburt, bedeutet schon dem Wortsinn nach etwasAnderes. Da handelt es sich nicht um Wiedererlangung von Verlusten, wie sie Individuen oder ganze Gemeinschaften erlitten haben. Diese selbst sind der Vernichtung anheimgefallen und mußten wiedergeboren werden. Das Wort Renaissance kam etwa am Ende des dreizehnten Jahrhunderts auf. Aus welchem Grund es in Anwendung kam, ist mir nicht bekannt. Was ich hier anführe, ist daher nur meine unmaßgebliche Meinung. Man stieß bei Erdarbeiten in Rom zufällig auf Bruchstücke alter Bildhauerwerke, grub dann absichtlich weiter und fand die Meisterschöpsungen griechischer Künstler. Sie waren zum Theil verstümmelt, zum Theil noch gut erhalten, also nicht in Staub und Asche zerfallen, wie Tote, und mußten nur aus ihrer Gruft herausgeholt und dem Leben wiedergeschenkt werden. Eine eigentliche Wiedergeburt war Das also nicht, wurde aber so aufgefaßt; und damit kam das Wort Renaissance i'n Gebrauch.
Wo waren aber die Künstler geblieben? Sie waren wirklich tot, in Staub und Asche zerfallen und mußten wiedergeboren werden. Ihre Keimplasmen waren erhalten geblieben und gingen auf folgende Generationen über; freilich nur so, daß die sie zusammensetzenden Erbelemente (oder wie man sie nennen mag), Erbeinheiten, Uranlagen, auseinander fielen, sich vertheilten und mit denen von Personen aus anderen Stämmen und Bevölkerungen neue Verbindungen eingingen. Diesen verdanken die Kraftmenschen der Renaissance ihre Entstehung. Die Zahl möglicher Kombination ist hier außerordentlich groß. Daher ist, wenigstens unserer Erfahrung nach, Keine Denen gleich, welche früher schon einmal dagewesen waren. Ein Individuum, das ganz die selbe gelistige und körperliche Beschaffenheit hätte wie einer seiner Ahnen, ist nie bemerkt worden, obgleich es theoretisch nicht als unmöglich erscheint. Für die alte Legende von der ewigen Wiederkehr des Gleichen fehlt aber bis jetzt der Beweis. Wenn man seiner Phantasie jedoch freies Spiel gestattet, kann man wohl glauben, daß Michelangelo wenigstens mit einem Theil der Uranlagen ausgestattet war, die, in ihrer früheren Gesammtmasse, das Keimplasma darstellen, aus welchem Praxiteles hervorging.
Die geschichtlichen Ereignisse, also Einwirkungen der Umwelt, begünstigten das Wiedererscheinen alter Uranlagen, welche die Kunstblüthe der Renaissance hervorriefen. In der Caesarenzeit

wanderten zahlreiche Griechen, unter ihnen bedeutende Bildhauer und Architekten, nach Rom und in dessen nähere und weitere Umgebung. Später war Florenz in enger Verbindung mit Byzanz, da die Handelsstraße von der Ostküste nach der Westküste Italiens durch Toskana führte. Hier trafen die Griechen auf die Abkömmlinge der Etrusker, eines ebenfalls künstlerisch begabten Stammes. Das führte zu der glücklichen Mischung.

Wir finden in der Weltgeschichte Epochen, in denen die ganze Denkensart, die hergebrachten Meinungen über soziale und politische Zustände, die religiösen und ethischen Anschauungen scheinbar plötzliche Umwandlungen erleiden, denen sich dann auch die Handlungen anpassen. Wir sehen da Staatsmänner, Feldherren, Philosophen, Gelehrte, Dichter und Künstler, welche die Führerrolle übernehmen. Treten nun hervorragende Köpfe in der einen oder anderen dieser menschlichen Bethätigungen auf, so rückt diese in den Vordergrund; und das Zeitalter erhält dadurch eine besondere Färbung. Heutzutage sind es die Naturwissenschaften und die Technik, damals war es die Kunst. Wir haben den Ursprung ihrer Vertreter aufzuhellen gesucht und fanden ihn in der Blutmischung von Griechen und Etruskern.

Eben so läßt sich mit Sommer ein zweites Merkmal, der Stolz auf die eigene Persönlichkeit, der starke Wille, sich durchzusetzen und den Gegner zu vernichten, Eigenschaften eines Herrenvolkes, auf die Abstammung von Römern und'Germanen zurückzuführen.

Endlich tritt uns noch ein drittes Merkmal entgegen, das an den Bewohnern von Florenz scharf ausgeprägt ist: der Sinn und die Fähigkeit für Erwerb, oder, nach Sombart*), der kapitalistische Charakterzug. Das Verlangen nach Besitz fehlt freilich den Herren-Völkern auch nicht. Ihre Mittel zur Befriedigung sind Gewalt, Eroberung und Raub. Anders bei den Florentinern und ihren älteren Vorfahren, den Etruskern. Hier waren es der friedlich: Handel, der Austausch der Waaren, dem auch die Medici, zu einem guten Theil, ihrEmporkommen verdanken. Die Blutmischung mit den Griechen und, worauf Sombart die Aufmerksamkeit lenkt, der rege Verkehr mit Ostrom und den Kleinasiaten mag diese Eigenschaft verstärkt haben. Man kann noch weiter zurückgreifen und sich an die phönikischen Männer erinnern, die ihre Waaren an die Küsten des Mittelländischen Meeres brachten und dort verschleißten, wie es im fünfzehnten Gesang der Odyssee geschildert

*) Sombart, Völker und Kapitalismus. „Die Zukunft", am fünfundzwanzigsten Oktober 1913.

wird. Da werden auch die Schattenseiten sichtbar, welche dieser Bethätigung des Erwerbsinnes ankleben, so daß Homer jene Leute Gaudiebe nennt, welche im dunkeln Meerschiff allerlei Tand nrit« bringen und sich nicht vor Betrug, Bethörung und Entführung von Weibern und vor Kinderraub scheuen.

Allgemein ist wohl anerkannt, daß die Uranlagen oder Erb« einheiten, die von den Vorfahren auf die Nachkommen übergegangen sind, im Wesentlichen deren Werdegang bestimmen. Sie bilden eine Konstante, welche sich stets wieder geltend macht. Z^s,' tllrsin expelläs kurcs, tarnen usc^ue recurret. Die Einwirkungen der Umwelt dagen sind schwankende Faktoren, die, in ihrer Größe uno Art, zeitlich in hohem Grade variiren. Das beste Mittel, die Konstante ausfindig zu machen, ist die Ahnentafel und der Vergleich der an dem Individuum gefundenen, aus den Uranlagen hervorgehenden Merkmale mit denen der Eltern und Voreltern.

Man vermag auch für eine Bevölkerung eine Ahnentafel zu ent« werfen. Nur ist man dann oft genöthigt, sich einer Stichprobe zu bedienen, indem man einzelne Männer herausgreift, sich über ihren Charakter, ihre Intelligenz und Ethik unterrichtet und davon auf die Eigenschaften der Gesammtheit schließt, welcher sie angehören. Nun geht man in die Vergangenheit zurück und sieht andere Stämme und Rassen, deren Erbanlagen sich zu einer Einheit zu« sammengefunden haben, aus welcher der Typus der Bevölkerung entsprungen ist, von welcher man ausgegangen war. Hier wurde der Versuch gemacht, in dieser Weise die Eigenart der toskani» schen Bevölkerung festzustellen und den Ursprung der in so erstaunlicher Zahl aus ihr auftauchenden genialen Menschen zu erklären, welche der Renaissance ihr Gepräge aufdrückten. Ich verkenne nichl, daß noch Untersuchungen wünsche nswerth sind, um das Bild in seinen Einzelheiten zu vervollständigen; zu diesem Zweck empfiehlt Sommer weitere Familienforschungen.

Geschichtliche Vorgänge erhalten so durch die Lehren der Biologie und durch die Vererbunglehre eine Beleuchtung, welche durch die üblichen Methoden historischer Forschung nicht gewonnen werden kann.

Freiburg in Baden. Professor I)r, AlfredHegar,
Wirklicher Geheimer Rath.

es

Aeberseedeutsche.
'Noch eine Antwort.
uf einen Artikel des Herrn Dr. Reck-Malleczewen ist ein Hause Antworte» von drüben eingetroffen, aus demHerrHardendie beiden „höflichsten und sachlichsten" veröffentlicht hat; man darf daher wohl annehmen, daß sie typisch für die Deutschen in Südamerika sind. Herr Ernst Tichauer aus Buenos Aires (der sich, in angenehmem Gegen» satz zum anderen Briefschreiber, Herrn Hellmuth Iuan Ludewig aus Kordoba, noch nicht ins Spanische umgetauft hat) meint, daß die Aeußerungen des Herrn Dr. Reck selbst den tolerantesten Deutschen verletzen müssen. Ach, wir haben schon genug tolerante und Assimßli» rungdeutsche drüben; warum denn gleich der Superlativ? Herr Dr. Reck hat einen (für Westküstendeutsche sofort erkennbaren) Vicekonsul als den besten unter den deutschen Vicekonsuln in den kleinen Häfen der Westküste kennen gelernt und erwähnt als Kuriosum, daß dieser Beamte einmal preußischer Kavallerieoffizier war. Herr Tichauer von der Oftküste verallgemeinert sofort mit Konsul und Vertretung des Deutschen Reiches und hängt allen ehemaligen preußischen Kavallerieoffizieren einen „schnodderigen Kasernenton" an, den Niemand an der Westküste je dem erwähnten Vicekonsul hat nachsagen können noch nachsagt. Herrn Tichauers Brief war einer der „höflichsten" aus einem Haufen Briefe, vielleicht, weil Herr Tichauer vom deutschen „Kaufherrnthum" statt vom Kaufmann spricht; sonst aber hat Herr Dr. Reck wohl nicht mit Unrecht über Unduldsamkeit, herabgesetztes Taktgefühl und Neigung zum Gebrauch abgestandener Phrasen geklagt. Herr Hellmuth Iuan Ludewig bringt ein ausführliches Reifezeugniß, das seine Person zu seinem Brief befähigen soll, gewiß, um das Echo zu hemmen, da er Herrn Dr. Reck zu den „Grünhörnern" zählt. Nicht höflich, aber sachlich, was man an anderen Stellen seines Briefes wiederum vermißt.

Sachlich wäre es, wenn Iemand philosophirt: Ich pfeife auf mein deutsches Vaterland, ich lasse mich^ wenn es meinem Geschäftsinteresse paßt, naturalisiren. Das kam früher oft vor, jetzt glücklicher Weise nur noch selten. Ich pfeife auf meine Religion (oder Ueberzeugung, für den Fall von Atheismus), ich werde, wenn ich eine Südameiikanerin heirathe, katholisch und meine Kinder werden es auch. Das kommt noch oft vor, trotzdem selbst schon in Peru die Civilehe eingeführt ist. Ich pfeife auf meinen deutschen Vornamen und benutze den spanischen Ersatz (für drüben; in Deutschland kommt der alte Name wieder an die Reihe). Leider wird nicht so philosophirt, sondern nach diesen Prinzipien gehandelt, denn Niemand hat den Muth, seine Handlungen öffentlich zu verantworten. Nur bei Herrn Ludewig fand ich ihn; aber seine Beweisgründe sind nicht richtig. Er nennt die Namensumformung einen der „häufigsten und thörichtesten Vorwürfe",

die man den Ueberseedeutschen macht. Wenn ein Vorwurf häufigst gemacht «wird, sollte man einen guten Grund dafür wittern und den Vorwurf nicht gleich thörichtest nennen. In Valparaiso giebt es Deutsche Nachrichten und Chilian Times; so nennt und schreibt sie jeder Chilene, so werden sie auf der Straße (etwas verkauderwelscht) ausgerufen. Keinem europäischen Rheder fällt ein, seines Schiffes . Namen zu verspanischen, weil es füdamerikanische Häfen anlaufen soll, trotzdem der Name unzählige Male vom privaten und geschäft» lichen Publikum und von den Behörden gesprochen und geschrieben werden muß. In Versammlungen aller Art (Aktionäre, Gläubiger, internationale Klubs) redet man spanisch von und an: Seiior R V; die Anrede oder Bezugnahme mit Don und Vorname ist zu intim und unbrauchbar, weil es zu viele Perfonen gleichen Vornamens giebt. An großen und größeren Plätzen (Kordoba ist ja wohl mit seinen fünf- zigtausend Einwohnern einer) bliebe also höchstens für den intimeren Verkehr mit den Einheimischen das Don übrig: und da steht nichts im Wege, daß man sich Don Iuan anreden läßt, sich selbst aber Hans nennt; man behält sein Selbstbewußtsein und berücksichtigt inhöflicher Weise die Höflichkeit des Einheimischen, der mit der Anrede Don Iuan beabsichtigt, daß wir uns heimischer bei ihm fühlen sollen. Aus Entgegenkommen wegen Schwierigkeit in Aussprache und Schreiben unserer Namen brauchen wir uns nicht umzutaufen; sonst müßte Herr Hans Schulze sich Iuan Alcalde nennen. Auch in kleineren Orten ist es nicht nöthig; nicht wegen der Post, da man doch keinen Brief mit Adresse „Don Iuan in Kordoba" bekommt, sondern alle unsere Briefe Vor- und Nachnamen tragen, und auch nicht wegen des Gelderwerbs oder der Konkurrenz. Wenn Hans Meyer in Kolquechata einen Schusterladen hat, so weiß der Einheimische, daß Don Iuan oder der ^spster« slsmäii da und da wohnt und findet ihn stets und sicher, genau wie in jeder europäischen Kleinstadt, wo Man neben der Apotheke oder dicht beim Schuster Meyer, aber niemals Langestraße Nr. 3 wohnt. Herr Hellmuth Iuan Ludewig betrauert es selbst, daß er ideelle Güter aus verschiedenen und auch aus „Geschäft"-Gründen opfern Muß, er weiß mit seinem „schönen deutschen Namen Hellmuth", weil ihn die Spanier nicht korrekt aussprechen können, nichts anzufangen und findet es daher „vernünftiger", seinen zweiten Namen in Iuan umzuändern. Wo ist die Grenze bei solchem Opfer? Nach diesem Prinzip kann man nur gleich katholisch werden, sich naturalisiren lassen; und der Weltgeschäftsreisende muß sich zehn verschiedene Visitkarten anschaffen, und wenn der Arme auch noch bei den Skopzen in Rußland Geschäfte zu machen hat, sich vorher etwas sehr Unent- behrliches abschneiden und bei seinem weiteren Besuch im benachbar- ten Rumänien wieder annähen lassen. Das ist erniedrigend, ruft Alles empört; nein, es ist nur die logische Folge des ersten Schritts, der von Herrn Dr. Reck sehr richtig beobachteten allzu großen Anpas- 'ngfähigkeit und des Mangels an persönlichem und nationalem

Selbstbewußtsein. Beide Mängel findet man bei den Deutschen öfter als bei den übrigen Fremden drüben und gar nicht bei denSüdameri» kanern. Diese schätzen ideelle Güter, wie Vaterland, Religion und Fa» miliennamen; ändern keins im Auslande, sondern drängen uns ihre Werthe auf; und wir geben nach. Herr Ludewig begnügt sich damit, zu erwähnen, es sei „ständige Reporterredensart", daß bei Erwähnung von Festlichkeiten im Deutschen Klub von der „Zimpstios «olouis sie- nisvs" geschrieben wird. Für den Reporterbrocken soll man seinen Namen ändern und sich anpassen, obendrein noch drüben, wo keine Hochzeit im lokalen Theil der Presse registrirt wird, von der es nicht hieße „Is siiupstws LsSorits X. und der äistinguiäo esksllero Lsüor V." schlössen heute Hymens Bund, und was sonst noch spanische Höflichkeit und Phrasenthum leisten. Es ist sehr bitter, zu lesen, daß ein erwach» sener Deutscher hierfür andere Gegenleistung als banale Höflichkeit für erforderlich hält und solches Lob als Beweis für deutsche Tüchtig» keit und deutsches Nationalgefühl hinstellen mag.
Was empfangen und was geben wir drüben? Wir empfangen gastliche Aufnahme, sind aber als gute indirekte und direkte Steuer» zahler (erst recht bei Kontributionen in Revolutionen) mehr zahlende als eingeladene Gäste. Wir verdienen drüben; bringen aber zu Hause südamerikanische Anleihen unter und geben große Vorschüsse für in» dustrielle und geschäftliche Zwecke; wir suchen im Kleinen mit Zinsen (nicht mal immer) wieder herauszuholen, was wir im Großen an Ka» pital hergeben. Mir bringen Kultur (Das erkennt der Südamerikaner an) und empfangen Dank, aber der Südamerikaner bekommt einen eigenen Begriff von unserer Kultur, wenn er sieht, mit welcher Leich» tigkeit wir von ihm und von uns hochgehaltene ideelle Werthe ver» kaufen oder gegen materielle Vortheile umtauschen. Mir scheint, es liegt kein Grund für uns vor, drüben unseren persönlichen und natio» nalen Stolz in die Welt hinauszubrüllen, aber auch nicht, sich dieser Güter lakaienhaft zu schämen. Kinderstube, Takt und eigener Wille finden leicht den goldenen Mittelweg ; daß er aber nicht immer gefun» den wird und schwer zu finden ist, ergiebt sich schon daraus, daß hier» über in einer angesehenen deutschen Zeitschrift so viel geschrieben wer» den muß, Uebrigens fand ich noch manches Richtige in den beiden Briefen und noch manches Uebertriebene in den Worten des Herrn 'Dr. Reck. Aber auf Kleinigkeiten einzugehen, ist unnöthig, wo es sich nur um die Feststellung eines großen Grundsatzes handelt. Wer ideelle Werthe nicht anerkennt, kann mit ihnen thun und geschehen lassen, was er will; ein Vorwurf träfe nur Den, der sie anerkennt und mit ihnen Tauschhandel treibt.
Potsdam. Rudolf Schwartze.

Der Seder des Anwissenden/)

abbi Levi Iizchak von Berditschew hütete mit sorglicher Seele die Weihe alter Bräuche und gab jedem seinen Sinn aus der Tiefe. Einmal hatte er den Seder der ersten Peßachnacht mit aller Inbrunst und Andacht gehalten, also daß jedes Gebot und jede Sitte lebendig und des Geheimnisses voll an des Zaddiks Tische erschien, und jedes Thun der Menschenhände und des Menschenmundes war wie ein gläserner Schrein, der wunderwirkende Kleinodien birgt. Mit einer Stimme, die wie Sai'tenspiel war, erzählte der Rabbi die alte Erzählung; und aus seiner Rede stieg das Sinnbild auf und leuchtete Wie verschleierte Sterne im Raum. Mizrajim war die Verbannung der Seele und das Rothe Meer ihre Befreiung. Sie hatte dem Pharao Städte bauen müssen und die Frohnvögte hatten sie wund geschlagen, Aber die Lösung wurde gesandt und das Wunder kam und die Dinge der Welt wandelten ihre Art; und der Tag der Seele brach an und ,die Seele ging trockenen Fußes durch, das Meer. So stieg das Sinnbild aus des Rabbis Seele auf und leuchtete über der Nacht. Und so ging die Nacht dahin und die Versammelten wurden nimmer müde. Und als das Morgenroth kam, da schien es ihnen selbst wie ein Zeichen des Geheimnisses und es war ihnen, als ob zwei Sinnbilder einander grüßten, das Wort des Zaddiks und das Morgenroth.

Aber als der Seder zu Ende war und Rabbi Levi Iizchak allein in seiner Kammer saß, mußte er an diese Nacht denken, die er gefeiert hatte, und an den Seder, der gewachsen war aus dem Willen seines Herzens. Und es dünkte ihn schön und vollkommen, was geschehen war. Und er sprach zu Gott: „Du Grund und Heimath meines Lebens, meiner Seele Herr und Herrlichkeit, wahrlich, ich habe Dir recht gedient in dieser Nacht und Deine Ehre verkündet in Flammengesängen." Und er hielt inne und horchte auf den Grund seines Lebens. Aber da war nichts als Schweigen. Da erschrak der Rabbi, denn nie noch war ihm Dies widerfahren, und sammelte sein Herz und sprach mit hastigen Worten: „Habe ich nicht mit meinem Thun gebaucht in die Mysterien Deiner Gnade? Habe ich nicht die ungesäuerten Brote erhoben als das Siegel des Streites, den die Seele um Dich streitet, und das Bitterkraut gegessen als die Pflanze des Leides, das die Seele für Dich trägt, und des Peßachlammes gedacht als des Zeichens des Opfers, in dem die Seele sich Dir entgegenbringt?" Doch das Schweigen lagerte wie zuvor. Und stammelnd sprach der Rabbi weiter: „Habe ich nicht die Hungrigen gerufen, daß sie kommen und essen, und auch Die noch, die dahingingen im Hunger ihrer Sehnsucht und nicht genährt worden sind? Habe ich nicht die Durstigen

*) Eine Probe aus „Chad Gadja, dem Peßachbuch", das Herr Hugo Herrmann im Berliner Iüdischen Verlag heraushiebt.

gerufen, daß sie kommen und trinken, und auch Die noch, die dahingingen im Durste ihres Erkemnens und nicht gestillt worden sind? And sind die GeMer gekommen und haben gegessen und getrunken an meinem Tisch?" Aber das Schweigen lag starr und ungestört da. Da kroch das Unheil wie ein Wurm in das Herz des Rabbi und er warf sich nieder und schrie mit der letzten und zerbrechenden Stimme: „Habe ich nicht Deine That verkündet, o Befreier?" Da wurde das Wort wach auf dem Grunde seines Lebens, wie die Kraft in der Erde wach wird an einem Spätwintermorgen, und das Wort redete: „Warum rühmst Du Dich und nennst schön und vollkommen, was durch Dich geschehen ist? Fürwahr, lieblicher ist mir der Seder Chajims, des Wasserträgers, als der Deine." Da erhob sich Rabbi Levi Iizchak zitternd und verstört und rief seine Hausleute undseine Schüler zu» sammen und fragte sie: „Ist in dieser Stadt Einer, der Chajim der Wasserträger genannt wird? Und kennt Ihr ihn?" Da flüsterten sie mit einander und unterredeten sich; und ein Schüler sprach: „Wir glauben wohl, daß es hier einen Mann dieses Namens giebt, aber wir kennen nichts von ihm und nicht, wo er wohnt." Und ein aderer fügte dazu: „Sicherlich ist es der Unwissenden einer. Und wohnen mag er wohl an der Grenze der Stadt, wo die Häuser der Armen sind." Da rief der Aaddik: „Gehet hin und suchet ihn und bringet ihn eilig zu mir." Und sie gingen, ihn zu suchen.

, Indessen schritt der Rabbi Levi Iizchak in seiner Kammer hin und her und mühte sich, seiner Seele die Ruhe wiederzubringen. „Gewiß ist es einer von den Verborgenen," so redete er ihr zu, „von den heimlichen Gottesföhnen einer, die in Knechtesgestalt unter uns leben und ihr heiliges Wesen hinter rohem und bäuerischem Getriebe verhüllt halten, also daß sie nur ihrem Herrn sich öffnen und gewähren. Einer von den Sechsunddreißig ist es, von den Zaddikim der unsichtbaren Welt, die sich ewig erneuern und durch die die Welt erneuert wird." Aber feine Seele gab sich nicht zufrieden und wehrte ihn ab und sprach: „Mag es auch einer von Diesen sein, was hat er geschaut, was ich nicht geschaut hätte, und welchen Dienst kennt er, den ich nicht kennte? Und in welchem Abgrund wohnt er, in dem nicht auch ich wohnte?" Also redete die Seele zu ihm und verachtete die Ruhe und haderte mit dem Nichts.

Die Schüler,aber liefen in der Stadt umher und fragten nach Chajim, dem Wasserträger. Endlich wurde ihnen sein Haus gewiesen und sie gingen hin und klopften an die Thür. Eine Frau kam heraus und fragte nach ihrem Begehr. Als sie erfuhr, wen sie suchten, verwunderte sie sich und sagte: „Wohl ist Chajim, der Wasserträger, mein Mann. Aber er kann nicht mit Euch kommen, denn er hat gestern viel getrunken; nun schläft er noch, und wenn Ihr ihn auch wecket, wird seine Müdigkeit ihn gefesselt halten und er wird seine

Füße nicht zu heben vermögen." Iene aber antworteten nur: „Der Rabbi hat es befohlen!" Und gingen hin und rüttelten ihn auf. Da sah er sie aus blinzelnden Augen an und verstand nicht, wozu sie seiner bedurften, und wollte sich wieder hinlegen. Sie jedoch hoben ihn vom Lager und nahmen ihn in ihre Mitte und trugen ihn fast auf ihren Schultern zum Zaddik. Der ließ ihm einen Sitz in seiner Nahe geben, und als der Wasserträger stumm und verwirrt da saß, neigte er sich zu ihm und sprach: „Rabbi Chajim, mein Herz, worauf ging Euer Gedanke, als Ihr das Gesäuerte zusammensuchtet?" Da sah ihn Iener mit stumpfen Augen an und schüttelte den Kopf und antwortete: „Herr, ich habe mich umgesehen in allen Winkeln und habe es zusammengesucht." Und der Zaddik fragte weiter: „Und was hattet Ihr im Sinn, als Ihr das Gesäuerte verbranntet?" Da dachte Jener nach und betrübte sich und sagte endlich zögernd: „Herr, ich habe völlig vergessen, es zu verbrennen. Und nun entsinne ich mich, es liegt noch aus dem Balken. Und Dies mögt Ihr mir vergeben, Herr, daß ich es vergessen habe." Als Rabbi Levi Iizchak Das hörte, ward auch das Letzte in ihm unsicher; aber er fragte weiter: „Und saget mir noch, Rabbi Chajim: Wie habt Ihr den Seder gehalten?" Da war es, als erwache Jenem Etwas in Aug' undWliedern; und er sprach mit weicher und demüthiger Stimme: „Rabbi, ich, will Euch die Wahrheit sagen. Seht, ich habe von je gehört, daß es verboten ist, Branntwein zu trinken die acht Tage des Festes; und da trank ich gestern am Morgen, daß ich genug habe für acht Tage. Und da wurde ich müde und schlief ein. Und dann weckte mich meine Frau; und es war Abend; und sie sagte zu mir: .Warum hältst Du nicht den Seder wie alle Iuden?' Sagte ich: ‚Was willst Dn von mir? Bin ich doch ein Unwisssnder und ich weiß nicht recht, was thun und was lassen. Aber sieh, Das weiß ich: Unsere Väter und unsere Mütter waren gefangen bei den Zigeunern und wir haben einen Gott, der hat sie hinausgeführt in die Freiheit. Und sieh, nun sind wir wieder gefangen und ich weiß es und sage Dir, Gott wird auch uns in die Freiheit führen.' Und da sah ich den Tisch stehen und das Tuch leuchtete wie die Sonne; und standen daraus Schüsseln mit Mazzoth und Eiern und anderen Speisen und standen Flaschen mit rothem Wein: und da aß ich die Mazzoth mit den Eiern und trank den Wein und gab meiner Frau zu essen und zu trinken. Und dann kam die Freude über mich und ich hob den Becher zu sGott und sagte: ‚Sieh, Gott, ich trinke diesen Becher zu Dir. Und Du neige Dich zu uns und mache uns frei!' Und so saßen wir da und tranken und freuten uns vor Gott. Und dann tam die Müdigkeit über mich und ich legte mich hin und schlief ein."
Also erzählte Chajim, der Wasserträger, dem Zaddik von Berditschew und dessen Schülern.

Zehlendorf. , Martin Buber.

Börsenreformen.
Paris, Petersburg, Berlin wird von der Nationalisirung des Kapitals gesprochen. Gründe: üble Erlebnisse mit exotischen Papieren, wohlwollende Erwägung der Steuermöglichkeiten. Man ahnt gar nicht, wie viele Steuern in ein Vermögen hineingehen. In Frank« reich wurde die Erörterung durch Revolverschüsse gestört. Das Steuer« programm des Herrn Caillaux wurde von der Tagesordnung abgesetzt. Auf ewig? „Wie lang« dauert in Frankreich die Ewigkeit?" fragte Louis Napoleon im Gefängniß zu Ham. Einstweilen prophezeite man das Siechthum der pariser Börse, den Verlust des Ansehens bei Russen, Türken, Mexikanern, weil die Börsen- und Effektensteuern erhöht worden sind. Das Schlimmste sei die von 1 aius 3 Prozent gesteigerte Abgabe aus ausländische Staatspapiere; wie könne man erwarten, daß fremde Effekten das schöne Frankreich aufsuchen werden, wenn man sie mit einem Strafzoll belegt! Was thuts, daß der Bürger feine Franken auf Nimmerwiedersehen in die Pampas oder Dschungeln verschwinden sah? Die Hauptsache ist, daß die Republik den guten Ruf des Weltbankiers nicht verliert. Ueberall hört man: „Wenn der Staat durch hohe Börsensteuern verhindert, daß gnte Auslandwerthe über die Grenze kommen, wird der Kapitalist erst recht verführt, schlechte Papiere zu kaufen." Das ist nicht dumm. Von Paris aus sind große Mengen von Pankeewerthen und südamerikanischen Staats-, Stadt- und Provinzialanleihen vertrieben worden, die, in Folge der Wirthschaftkrisis in Brasilien und Umgegend, nicht leicht wieder lozuwerden sind. Die Verstimmung reichte bis in die Kreise der Hochfinanz, die sich von den kleinen Machern ins Schlepptau nehmen ließ; und da viele Emissionen hinter der Börse, auf dem direkten Weg von der Bank zum Publikum, erledigt wurden, gab es kein Ventil, aus dem die Gase abziehen konnten. Nur die erfahrenen Leute wußten, daß sich das französische Kapital seit Iahr und Tag in Schmerzen wand. Wahrscheinlich ist man über den Berg. Sonst würde nicht so wüthend gegen die (eingebildete) Grenzsperre gezetert.
Dem deutschen Kapitalisten hat das Erdbeben in Lateinamerika weniger geschadet als dem Franzosen. Die Papiere, die in den letzten Iahren in den Börsenhandel zugelassen wurden, haben sich bewährt. Und das Verlangen, in fremdländischen Papieren zu spekuliren, wird durch theuer bezahlte Erfahrung gezügelt. Sogar die einst hoch geschätzten deutschen Engagements in London haben keine große Bedeutung mehr. Unsere Bankiers und Kunden mußten freilich jeden Gewinn mit zwei Enttäuschungen bezahlen; denn die Iudikatur hat für die Geschäfte in ausländischen Spekulationwerthen noch keine festen Normen geschaffen. Verpflichtungen aus Termingeschäften an fremden Börsen werden nur anerkannt, wenn der Kontrahent ein Bankier ist. Dagegen sind Kassageschäfte klagbar; und diese Ausnahme kann von jedem geschickten Fachmann gegen den unerfahrenen Kun-

den ausgenützt werden. Er braucht nur nachzuweisen, daß kein Termingeschäft vereinbart war: und der Kunde muß bezahlen. Aber die Erkenntniß, daß hier das Recht nicht bombens!ch:r ist, hat heilsam gewirkt. Dafür giebt es ein sicheres Zeichen: früher wurde der Schutz des Publikums gegen die Gefahren der Spekulation in London gefordert und man las oft Statistiken der jährlichen Verluste in englischen Shares. Dieses Stichwort ist außer Gebrauch. Man kämpft heute nicht mehr gegen die Gefährdung deutschen Vermögens durch Gold- und Gummishares, sondern gegen die Störung der „nationalen Aufgaben" des Kapitals durch die Zulassung fremdländischer Papiere. Man sucht die Regirung gegen die Banken zu hetzin, die sich angeblich durch die Verwendung deutschen Geldes im Ausland bereichern. Einen Angriff, wie ihn Staatssekretär Delbrück vor drei Iahren im Reichstag abwehren mußte, hat auch der preußische Handelsminister jetzt abgeschlagen. Was er über die Nothwendigkeit der Auslandgeschäste sagte, hatte man schon im Reichstag gehört; aber ee< war nicht seine Schuld, daß er die alten Argumente wiederholen mußte. Der Kampf wendet sich gegen den Kosmopolitismus der Banken und die Börsenhoheit der Landesregirungen. Des Reiches Herrlichkeit soll auch über der Börse sein; denn der Reichskanzler wisse besser, ob eine Emission „allgemeine Interessen" gefährdet, als ein Minister in Preußen, Bayern, Sachsen. Das ist die Meinung; deshalb: schleunige Börsenreform I
Das Schlagwort ist für die Agitation bequem. Eben so das von der „Ueberschwemmung" Deutschlands mit Auslandspapieren. Mit der Wirklichkeit hat diese Vorstellung wenig zu thun. Und bei 4 Prozent Bankdiskont dürfte nicht von drohender Gefahr für die Ansprüche der Industrie geredet werden. Sollte der preußische Handelsminister die Einführung einer budapester Stadtanleihe hindern, wie er es am Anfang des Iahres mit einer galizischen Landesanleihe gethan hat? Das wäre schwieriger gewesen; denn Ungarn hat zur deutschen Finanz nahe Beziehungen und die Hauptstadt des Landes durfte nicht brüskirt werden, nachdem sie die Sicherheit der Schuldverschreibungen verbürgt hatte. Daß die Subskription in Berlin ein Erfolg, in London ein Fiasko war, hat Mit den Eigenschaften des Papiers nichts zu thun. Die englische Emissiontechnik, die mehr auf die Provision des einzelnen Syndikatsmitgliedes als auf die gute Unterbringung der Stücke berechnet ist, hat nicht zum ersten Mal versagt. Gerade Budapest hat schon vor einigen Iahren eine ähnliche Erfahrung gemacht; und von dem vorjährigen Fiasko der brasilischen Anleihe, die unter Führung von Rothschild zur Zeichnung aufgelegt war, wird man in der City noch lange sprechen. Auch ist das englische Publikum mit Effekten überfüttert. Selbst niedriger Preis und hoher Zins locken nicht immer; die Nachwehen der schweren Verluste aus Shares jeglicher Art sind nicht leicht zu überwinden. Das gute Ergebniß der budapester Emission in Berlin zeugt für die Zuverlässigkeit unseres Geldmarktes.
Ist eine Umwandlung der Emissionpolitik denkbar? Bei den

Banken nicht, so lange man ihnen nicht Effekten- und Konsortialgefchäftc überhaupt verbietet. Dahin wirds wohl nicht kommen. Die Aussicht führt im Börsenbereich der Handelsminister durch den Staatskommissar. Er kann die Zulassung von Werthpapieren in den Börsenhandel hindern. Im Uebrigen entscheidet die Zulassungstelle; sie muß mindestens zur Hälfte aus Personen bestehen, deren Beruf nicht der Börsenhandel mit Werthpapieren ist; die Mitglieder der Zulassungstelle, die an der zu erörternden Emission ein Interesse haben. sind von der Entscheidung ausgeschlossen. Man glaubt nun, daß die Wirksamkeit dieser Instanz verstärkt werden könnte, wenn man sie unter die Aufsicht des Reiches stellte, also eine für alle deutschen Börsen bestimmte Centralinstanz schüfe. Der Gedanke ist alt und wurde während der letzten Bankenquete abgelehnt. Der preußische Handesminister sagte am neunten März: „Die Börsenverwaltung ist Sache der Bundesstaaten. Die sind in der Lage, das Nothwendige zu thun. Ich bin nicht geneigt, die Funktion, die der preußischen Regirung zusteht, aus das Reich Zu übertragen." Eine Zulassungstelle darf nicht aus welt- und landfremden Personen zusammengesetzt sein. Nicht jede Entscheidung der Zulassungstelle kann allgemeinen Beifall finden; und ihre Mitglieder brauchen nicht stets einig zu sein. Ihr Spruch verbürgt aber, daß der eingereichte Prospekt den gesetzlichen Vorschriften genügt. Daß die Mitglieder der Zulassungstelle zur Hälfte Bankiers sein dürfen, ist kein Grund, an der Sachlichkeit der Entscheidungen zu zweifeln. Wenn man völlige Unbefangenheit fordert, muß man das Kollegium aus Beamten bilden. Würden die Urtheile dadurch besser? Einem Reichsorgan müßten die unmittelbaren Beziehungen zum Börsenplatz fehlen; selbst die Wahl einzelner Mitglieder aus den verschiedenen Marktbezirken ergäbe nur eine Minorität für jedes einzelne Effektengebiet. Und Eins wird stets vergessen: daß die amtliche Kursnotiz nicht unbedingte Voraussetzung für die Unterbringung eines Werthpapiers ist und die Zahl der Effekten ohne Börsennotiz immer größer wird. Sie gar noch künstlich zu verzrößern, wäre ein argerFehler. Auch in Rußland soll Etwas für den Schutz des „nationalen Kapitals" geschehen. Die petersburger Börse, die oft genug den Westmärkten die Tendenz macht, hat heute noch keine feste Verfassung. Der Terminhandel ist vogelfrei; er kann sich nicht entwickeln, läßt also die Börse in der unbeschränkten Gewalt jedes eine Situation klug ausnutzenden Spekulantenhaufens. Der Baissier ist in Petersburg ein gefürchteter Tyrann. Im amtlichen russischen Finanzblatt sind oft Erklärungen gegen das Treiben der „Minengräbcr" und gegen die Berechtigung der Baissespekulation erschienen. Auch an Drohungen hat es nicht gefehlt. Einem warschauer Bankhaus wurde von der Staatsbank der Kredit entzogen, weil es verdächtigt worden war, mittelbar die Contremine in Petersburg unterstützt zu haben. Die fand keine Hindernisse, auf ihrem Weg, da es keine genügenden Engagements 5 I» Ksusse gab. Man kann sich vorstellen, daß eine Partei, die nie-

mals ernsten Widerstand sah, sich als Zähler fühlt und nicht daran denkt, freiwillig vom Platz zu weichen. Der neue Finanzminister Bark hat westeuropäische Bank» und Börsenverhältnisse studirt und kennt die Mängel des russischen Börsenhandels. Er hat sich sofort mit der petersburger Eroßfinanz in Verbindung gesetzt, um die dringendsten Neuerungen rasch einzuführen: amtliche Kursnotiz, Schutz des Terminhandels, Vereidete Makler. Daß zum Schutz des Effektenmarktes gegen das Treiben des Baisseheeres ein „Rothes Kreuz der Börse" errichtet wurde, ist eine der nettesten Gaben unserer Tage; das „Rothe Kreuz" als Verbandstation für die Opfer der Börse! Allerdings keine freiwillige Rettungsgesellschaft, sondern ein Zwangskarkell. Die großen Banken wurden zu diesem Dienst befohlen, den sie, aus erklärlicher Rücksicht auf ihre eigene Liquidität, nur sehr ungern leisteten. Iedenfalls war die Kreditkanzlei stets auf dem Posten, um strategische Operationen der gerissenen Börsenspieler zu vereiteln. Dieser Zustand kann nicht dauern. Die russischen Großbanken sind in den Kreis der internationalen Hochfinanz aufgenommen worden und müssen, bei großen Emissionen, die sich von Ost nach West erstrecken, für saubere Börsentechnik bürgen. Paris hat, in brüderlichem Gefühl, den russischen Baissiers eine Heimstätte gegeben; Berlin darf nicht zur Basis ihrer Operationen werden, deren Art uns das Spiel mit den Nobel» Aktien kennen gelehrt hat. Drum: Vivat die Reform! Ladon.

Lafontaines Fabeln.*)

Die Fledermaus und die zwei Wiesel.

Einst kam 'ne Fledermaus, höchst unvorsichtiger Weise,
In eines Wiesels Nest; kaum hat sie Zeit, zu ruhen,
Als jenes, das schon längst ergrimmt war auf die Mäuse,

*) Eine neue deutsche Ausgabe der (rühmender Worte nicht bedürftigen) Fabeln von Lafontaine; eine hübsch ausgestattete und dennoch wohlfeile. Die Töchter des Uebersetzers, des Dichters Ernst Dohm, haben sie erwirkt und Herr Dr. Georg Bondi, ein Schwiegersohn Dohms, ist ihr Verleger. Diese fein anschmiegsame und doch von Witz und Kraft strotzende Uebersetzung ist schon vor Iahrzehnten veröffentlicht worden; doch nur in einer „Prachtausgabe", die nicht ins Breite drang. Die Arbeit ist dem Satiriker Dohm (dessen Kaliber Bismarck zu schätzen vermochte) so gut gelungen, daß wir, heute noch, sagen dürfen, sie habe den Prachtkerl Lafontaine dem deutschen Land erobert. Kaufet das Puch! Und nicht etwa nur für den Schrank der Kinderstube.

Herbeigeeilt, um sie abzuthun.
„Wie?" svrachs zu ihr: „Du wagst, vor mir hier zu erscheinen.
Du, deren ganz Geschlecht nur Schaden thut dem meinen!
Bist Du nicht eine Maus? Wohl hab' ich Dich erkannt;
Verleugn' es nicht, Du bists! Daß ich kein Wiesel wäre!"
„Verzeiht!" sprach zitternd Die; „auf Ehre,
Das ist wahrhaftig nicht mein Stand.
Ich, eine Maus? Das kann nur ein Verleumder sagen!
Ein Vogel bin ich unbedingt.
Sieh nur die Flügel, die mich tragen;
hoch leb', was in die Luft sich schwingt!"
Sie sprach so gut, daß man ihr glaubte
Und daß das Wiesel ihr erlaubte,
Frei fortzuflattern aus dem Nest.
Nicht lang: und Iungfer Leichtsinn klebte
Bei einem andern Wiesel fest,
Das mit den Vögeln just in Fehd' und Feindschaft lebte,
So daß zum zweiten Mal nun in Gefahr sie schwebte.
Die lange Schnauze streckt der Hausherr lüstern vor,
Der, als 'nen Vogel, sie zu leckrem Fraß erkor;
Doch sie vertheidigt sich und spricht gar treu und bieder:
„Ein Vogel, ich? Seht her! Nein, Das ist nicht mein Fall!
Was macht den Vogel? Das Gefieder!
Maus bin ich. Hoch die Ratzen all!
Der Teufel hol' die Katzen all!"
So hat durch schlaues Antwortgeben
Zweimal gerettet sie ihr Leben.
Manch' Kluger machts wie sie: wenn die Gefahr ihm nah,
Schlägt er ein Schnippchen ihr, wechselt die Farb ein Wenig,
Und, je nachdem, ruft er: Hurra
Der Republik! Hurra dem König!
Die in ein Weib verwandelte Katze.
Vor Liebe war ein Mann vernarrt einst in sein Kätzchen,
Er fand sie niedlich, schön, nannt' sie sein zartes Schätzchen;
Sie miaute, ach, so wundervoll!
Kurz, er war toller noch als toll.
Und dieser Mann, durch Thränen und Gebete,
In denen er zum Himmel flehte,
Durch Zauberei und Hexenkunst
Setzt durch ers bei der Götter Gunst:
And in ein Mädel ward sein Kätzchen
Verwandelt; und der närrische Thor
Liebt sie nun uls sein wirklich Schätzchen
Noch rasender denn je zuvor.
'g

Nie hat das zärtlichste der Täubchen
Den Lieblingtauber so gehegt,
Wie dieses neugeback'ne Weibchen
Ihren verschrobenen Gatten pflegt.
Wie er sie kost! Wie sie ihm schmeichelt!
Wie er ihr Wang' und Busen streichelt!
So daß zuletzt er ganz und gar
Vergißt, daß sie 'ne Katze war.
Da hat ein Mäuschen der Vermählten nur erheuchelt
Und flüchtig Liebesglück auf einmal, ach, gestört.
Die Gattin, wie sies nagen hört,
Springt auf, doch konnt' sie nichts erwischen.
Die Maus ist wieder da, das Weibchen stellt vom Frischen
Sich auf die Lauer: husch! Nun gilts den Fang!
Doch weil verwandelt sie inzwischen,
Macht sie dem Mäuschen gar nicht bang.
Die Iagdlust blieb ihr immer eigen,
Stets wird Natur so stark sich zeigen.
In reifern Iahren trotzt sie jeglichem Versuch:
Ist erst der Thon durchtränkt, hat Falten erst ein Tuch,
Dann, glaubt, ist jede Müh/ vergebens
Der Umgestaltung ganz und gar;
Trotz aller Arbeit, allen Strebens
Wirds immer wieder, wie es war.
Such' sie mit Prügeln auszutreiben,
Wird die Natur doch immer bleiben,
Wie sie mal ist; und nähmest Du
Den größten Stock, 's wird nicht gelingen.
Schlag' vor der Nas die Thür ihr zu,
Sie wird zurück durchs Fenster dringen.

Der Fuchs und die Büste.

Die Großen sind zumeist nur Masken; ihr Gepränge
Macht Eindruck höchstens bei dem Götzendienst der Menge.
Der Esel urtheilt stets nur nach dem äußern Schein;
Der Fuchs, im Gegentheil, prüft gründlich sie und sicher,
Nach allen Seiten kehrt er sie, und sieht er ein,
Ihr Werth sei nur ein äußerlicher,
Dann sagt er, was er einst in höchst gelungenem Scherz
Sprach vor 'nem Heldenbild von Erz.
Ein hohles Brustbild wars und über Lebensgröße;
Die Arbeit lobt der Fuchs bis auf die kleine Blöße:
„Ein schöner Kopf," sagt er, „jedoch kein Hirn darin."

Herausgeb« und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harder, in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pak 6 Sarleb S, m. b, S, in Berlin.

Berlin, den 11. April 1S14.
Joseph von Arimathia.
Steine Sitzung; kein schrilles Geheul; keine langwierige Grü»
Wh> belei über Schuld und Sühne. «Gönnt Euer Nimmersattes
Synedrion sich endlich einmal Verdauungruhe?" Der Gefragte
mußte mit den Zähnen die Lippe kneifen, um das Lächeln des Rö-
merspottes nichtmitzulächeln. Das wäre unschicklich gewesen.Doch
wie Abendroth, das wirreTriebe in Schlummerbereitschaft win»
delt, leuchtet die Gewißheit durchs Herz: Ruhe in Israel! Wenn
nicht plötzlich wieder irgendwo die Erde erbebt, bleibt für sieben
Tage wenigstens Stille. «Aller Monde erster soll dieser Euch
sein; er beginne fortan Euer Iahr. Am zehnten Tag dieses Mo»
nats nehme Ieder für je ein Haus ein männliches, einjähriges
Lamm, daran kein Fehl noch Fleck ist, bewahre es vierTage lang
und schlachte es, wenn in diesem Monat der vierzehnte Abend
sinkt. Mit dem Blute des Lammes soll Ieglicher die zweenThür»
Pfosten und die oberste Schwelle seines Hauses bestreichen und
mit den Seinen oder, wo ihrer zu wenige sind, mit den Nachbarn
das am Feuer gebratene Fleisch essen. Dazu ungesäuerte Brote
und bitteres Kraut. Weder roh fei dasFleisch noch inWasscr ge»
sotten. Verspeiset, so sie am Feuer gebraten sind, den Kopf, die
Schenkel, das Eingeweide; und verbrennet, was Ihr nicht aßet,
daß am Morgen nichts übrig sei. Und sorget, daß bei der Mahl»
zcilEureFüße in Schuhe gekleidet,EureLenden gegürtet, in Euren

Händen Wanderstäbe seien: als Eilfertige, zur Reise Gerüstete sollet Ihr essen. Denn in dieser Nacht will ich durch das Land ge» hen und von Mensch und Vieh alle Erstgeburt schlagen. Wo ich an Pfosten und Schwelle aber Lammesblut sehe, will ich vorüber» schreiten, daßnichtauch Euch Leidund Vernichtung treffe. Was an Sauerteig in Euren Häusern ist, muß hinaus; und sieben Tage lang genüge Iedem, der nicht vor meinemAntlitz ausgerodet sein will, ungesäuertes Brot. Am ersten und am siebenten Tag schaa» retEuchzu ernsterFeier; und lasset alle Arbeit ruhen.die nicht zur Bereitung vorgeschriebener Speise dient." Also hat dertzerr, hat das Weltwortzu Mose gesprochen; und ist seitdem kein Frommer, der bei den Mazzoth nicht der Stunde gedenkt, da die Kinder Is- raels, eye denn ihrer Brote Teig säuern konnte, aus der Plage des Egypterlandes forteilen muhten, noch beim Zerkauen des bitteren Krautes der bitteren Pein, die den unter derLast von Lehm undZiegeln durchWüstensand Keuchenden aufgebürdet war. Ehr» würdiger Brauch, den,weil er in trüberZeit Labfal war, selbst der in die Schatzkammer der Abendlandsbildung Eingedrungene hält; auch eine alteMagd, deren treueBethulichkeitüberElends- stunden hinweghalf, schickt der in Wohlstand Aufgestiegene nicht aus dem Dienst, weil der verbrauchte Richtsinn und der ausge» mergelteLeib nicht mehr zuRechtemtaugt. Geduldist desWeisen Zier. Bis eine Sonne uns von dem Wust der Kindheitsage löst, muß man man sich mit ihm abfinden; all das äußere Gepräng, all die billige Enthaltsamkeit zeigen, die von der Sitte verlangt wird. Das Passahmehl, aus sorgsam gesäuberter Mühle, lag lange schon bereit; auf der Kupferplatte ist derTeig von spitzen Stäbchen durch» löchert worden, damit ihn, die aus Mehl und Wasser flink ge» knetete Rundplatte, im Backofen die Hitze völlig durchdringe und vor jeder Säuerung wahre; und derRabbi hat, nach gründlicher Prüfung, gegen das Gebäck nichts einzuwenden gehabt. Einpaar Tage, sieben nur, schmeckt auch die Mazza. Besser als Alltags» brot, das man in Unruhe, gar in düsterem Grimm hinunterwürgt. Nachgerade wird die Ehre, dem Sanhedrin anzugehören» mit allzu hohemPreis bezahlt. DiesesGeklüngel; diese Selbstsicherheit der an Glaubenseifer und Werkheiligkeit einander hastig überbieten- den Gruppen; dieses stete Gelauer und Gespür: ob nicht irgend- wo Ketzerei die geheiligte Satzung unterspült und die Gefahr der

Massenverführung ins Rastland hineinlugt., Armsäliges Buch-
volk bildet dentzohenRath; kleine Menschheit, aus derentzirnen
nicht ein Fünkchen weltmännischer Skepsis glimmt. Ieder hat ge-
lesen, was er lesen mußte, nicht mehr; und Ieder weiß, welche
Lebensart dem König der Könige genehm, welche unleidlich ist.
Als ob Der denBeth-Din, dasSynedrion, an seine Statt gesetzt
und ihm, wider alle Gottnatur, befohlen hätte, jeglichesFellüber
einem Kamm zu scheren. Als ob das winzigste Flämmchen einer
Seele, die denMuth zu eigenem, im Innersten von allem anderen
gesonderten Leben fand, ihm nicht holderen Rauchdust spendete
als der brennende Leib eines feisten Viehstückes. Wer Solches,
schüchtern nur, vor den Ratsherren andeutete, risse den Knöchel
nie wieder aus der Schlinge. Die Vorstellung! WennKajaphas,
der Hohepriester, das unbedachte, ihmunbedacht scheinendeWort
verziehe: sein Schwiegervater bestünde aufSühnung; ließe nicht
um ein Loth das Gewicht grausamster Strafe mindern. Und dieser
alte Hanan sitzt, als Richter undRächer, noch immer in Allmacht.
Fast schwanden zwei Iahrzehnte, seit ihn die Amtswürde
nicht mehr kleidet. Dennoch ist er Herr. Haupt des altenPriester»
stammes, der alle im Tempel wichtigen Posten umrankt. Hüter
des aus der Zeit Mose überlieferten Glaubenswesens. Widcr
seinenWillen wird nichts; ohne seine Zustimmung entschlösse Ka»
japhas sich niemals auch nur zum Geringsten. Hat dieser lieblos
hochfahrende Sadduzäer, aus dessen Auge, noch ehe das Alter
ihn zu Stein gehärtet hatte, Keiner je Güte blinken sah, gesprochen,
dann krümmtsichderRückenderGenossenschaft; ist dasUrtheildcs
hartenRichtersinFels gegraben.WarnichtdieseWocheeinneues
Zeugniß seiner Uebermacht? Kajaphas ist sein Arm; nur seines
Willens Zunge. Des Greises unbändiger Geist sprach aus dem
Munde des Iüngeren das Wort: »Besser ist eines Menschen
Opferung als eines ganzen Volkes Verderben." Feine Seelen-
haut zog sich fröstelnd zusammen. Noch die Erinnerungist Einem,
der unter Gottesknechtcn, Logosschergen Mensch zu sein wagt,
bitterer als dasVsopkraut, das diesen schmacklosen Teig würzen
soll. Fünf Sonnen sahen in der StadtIerusalem nicht eine fried-
lich verrinnende Stunde. Seit vom Oelberg, aus Bethphage, die
Botschaft vom Nahen des Mcsith kam, seit dem Verführer seine
Gemeinde, der Eselin sogar, die ihn trug, zujauchzte, die Gewande

hinspreitete, von Zweigen die Einzugsstraße grünen ließ, wars in Iahwes heiliger Stadt wie in einem vom Wanderschwarm gieriger Heuschrecken bedrohten Dörschen. Wenn ein paarDutzendArmer derWeissagungund denWundern desMannes glauben und solcher innige Glaube ihrem Leid für eine Weile Linderung schafft: ists der Uebel schlimmstes? Ia. Alle scheinen von dieser Gewißheit durchglüht; fastAlle.An jederEcke eine streitendeGruppe; aus jeder Gebrüll, Gefuchtel fetter und dürrerArme. Hier schlägt Einer die eigene Brust, dort krallen Nägel sich in einen verfilzten Bart; und das Ohr fängt Verwünschung des Samens auf, dem besser wäre, wieOnans in triebloscnSand gesickertzusein. DemGassengräuel kann der nicht dem Gehudel Hörige entlaufen. Kaum aber hat er sich zu Haus von der Widrigkeit gewaschen: da heischt ihn einBole in denSanhedrin. Was nun? Wir müssen ihn sahen; für immer unschädlich machen. Warum, da er noch Keinem bis heute doch Pein schuf und Manchem das Dunkel lichtete? Da er doch festi» gen und aufbauen will, nicht lockern und stürzen? Da inseiner Verheißung das Reich Gottes lebt, dessen wir, Alle, langend harren? Still: tzanan sprach. Weh dem Widersprecher! Einer aus des Mesiths Haufen, ein Kariot, ist uns gewonnen; giebt den Führer, Verführer in unsere Hand. Wer weigert dem Haftbefehl seine Stimme und scheidet sich selbst dadurch aus dem HohenRath, aus der Frommen reiner Gemeinschaft? Hanan schickt den Blick, das Gehör in die Runde: von keine: Lippe murrts. Der Prokurator Hai den Plan gebilligt und der Tempelwache einen Zug römischer Soldaten gesellt. Lange kanns nicht währen; Widerstand ist un° möglich und der Weg von Gethsemane kurz. Da ist unser Mann schon. Stellet ihn zwischen zwei Kerzen; hinter ein Wandgitter zwei Zeugen, die er nicht sieht, die ihn aber sehen und hören; List bestimme ihn, seine Verführerlehre zu wiederholen. Die Aussage zweier Zeugen genügt; verurtheilt den Zweifler, den Schmäher zum Tod. Triefend kommt Einer, beinahe ohne Athem, aus Ha» nans Haus. Denket: er hat dem hochwürdigen Greis dieAntwort versagt; hat ihn an die Gemeinde gewiesen, der er öffentlich oft seinen Glauben, seine Lehre verkündet habe; ein von solcher Frechheit Empörter schlug dem Burschen ins Gesicht. Aber wir haben die Zeugen. Die bekunden sein Frevelwort: „Ich werde den Tempel des Herrn zerstören und binnen drei Tagen wieder aufbauen."

Mehr brauchen wir nicht. Wer den Tempel lästert, lästert Golt, der in dem Gehäus thront. Ietzt mag er schweigen oder reden: er ist gerichtet. Sie bringen ihn. Aus Hanans in das Haus des Ka» japhas, wo der Sanhedrin wartet. Der Spruch ist fertig. Alle abgegebenen Stimmen sind für den Tod. Steinigung ? DieseStrafe steht wider den Brecher des mosaischen Gesetzes. Doch der Galiläer, der sich prahlend den König der Iuden nannte, ist ja auch ein Feind des Kaisers; ist derRömerstrafe verfallen. Unwürdig des Todes durch das Schwert; am Kreuz, wie ein Wegelagerer, ein Räuber oder treuloser Sklave, mag er inSchmach verröcheln. So ziemtesihm; und so verantwortet Rom, nichtIsrael, die Vollstreckung desNr» theils. Das muß derProkurator bestätigen. Morgen in allerFrühe. Bis dahin bleibe Iesus unter dem Dach desHohepriesters. Dem Gesindezur Kurzweil. DemkannernundenProphetenvorgaukeln und seinen Wunderkram anpreisen. Schlagen sie ihn und speien ihm ins Antlitz, so geschieht es im Dienst unverrückbarenGlaubens. Nicht die Vorstellung dieser Nachtposse schüttelt den Rumpf des schweren Mannes. Lautlos lacht er in sich hinein, wie ein halb schon schlafendes Kind; und das Festkleid bauscht sich, als wolle das Fett überschwippen. Daß er sich wegdrücken, ohne leidiges Aufsehen gestern der entscheidendenAbstimmung, heute dem Bittgang vor die Gabbatha des Prokurators fern bleiben konnte, kitzelt ihm wohlig noch das Gedächtniß. Widerspruch wäre verhallt oder hätte dieWulh in lauteres Sieden gehitzt. Diein frommem Zorn schwitzende Volksauslese, von deren Athembrandung das Kerzenlicht flackerte, glich einer Rotte Irrer. Verzerrte Züge, vorgeschobene, durch denKnäuel geklemmte Leiber, Funkelaugen, die schwarz und bös aus der Höhle glotzen. Wars feig, in diesem Hohen Rath die Zunge zu zügeln? Vernunft hats befohlen. Ich wäre überschrien worden und hätte nie wieder eine ruhige Stunde, Hanan hat im Dienst seines ... unseres Gottes das Hassen nicht verlernt, das dem Sohn Seths schon unter Ouirinius die stolzesten Häupter der Gemeinde inAngstgefangengab,undhätteDemnie» mals verziehen, der ihm in dieservielleicht letzten Großmachlstun de des Greisenlebens entgegentrat. Was auch sollte ich zurVerthei» digung Eines sprechen, dessen Mund die Glaubenssatzung um» stülpt und das Kultgespinnst, das langwierige Werk ganzer Geschlechter, auftrennt wie lüderlicherMägdeNähterei? Nach dem

Gesetz ist er schuldig; und ein Gelehrterer hätte vergebens ge» trachtet, an der Stätte, wo Parteiwuth Anklägerundzugleich Rich» ter ist, ihm milderen Spruch zu erwirken. Warum ging der Toll« kühne so steilen Weg? Wahrte sich nicht vor dem Sturz? Der Sorte ist nicht zu helfen. Nur:Dieser war nicht wie irgendein Anderer. Ein Mensch aus Urwelt, die noch kein Fuß unserer Leute betrat; dennoch: ein Mensch. Sein Blick winkt zärtlich in das Gelobte Land und kann doch dräuen, als entriegelte sich seinem Ruf die Pforte zur Hölle. In Sturm schreitet er, wie Frühling, und nach jedem Brausen sprießts bunt aus des Bodens Schoß. Nur ein Gaukler, der mit erlogener Wunderthat ein Münzenhäufchen zusammenharkt? Dieser? Unglaublich. Der Maschiach, Davids Sproß und des großen Eliahu Erbe, der das Gesetz endlich erfüllt und Israel als Herrn über die Erde erhöht? Nur ein Geck wähnt, Solches fei zu ergrübeln. Immerhin: auch Die sich berufen und auserwählt dunkeln, können schlimm irren. Weil mans zu Wohlstand und drum zur Rathmannswürde gebracht hat, braucht man nicht stets mit Denen zu wandeln, die um jeden P reis herrschen wollen und, wie ein störriges Thier gegen denLenk» druck des Halfters, sich gegen die Erkenntniß sträuben, daß ein großer Theil unferer Einrichtungen veraltet, morsch, der langenden Masse ein Gräuel, ihrem Seelenhunger ein Ekel ist. Wärs nicht klüger gewesen, mit der gefüllten Truhe in den Bergfrieden heimzukehren, der einst den Stamm Ephraims einspann, nach Ha» ramathaim, das auf Fremdlingszunge nunArimathia heißt, und ohne Geschäft und Würdenbehang in der Sonne des Lebensherbstes zu baden? Zu spät. Auch in die Bewegung Anderer, in die mühlose Mehrung der Habe gewöhnt man sich so fest, daß die Lösung wie derVerlust eines Gliedes schmerzen müßte. Tausendmal ärgert das Gekribbel: und sähe, hörte, röche mansnichtmehr, n cirs wie Erstarrung unter dem Linnen des letzten Bettes. Doch d c Ruhefrist dieser Feiertage istWohlthat. Doppelte in demBewichtsein, daß nicht die kleinste Klinze blieb, durch die Spähsucht in ineines Geistes Werkstatt schielen könnte. An meiner Stimme hing nichts; kein Grund also, sie ihnen zu geben. Hanan, Kaja» phas, Gamaliel: Keiner weiß noch, wie ich denke. Wozu? Mein Wandel, mein Handel zinst mir nur, wenn er ungestört bleibt. ZXrs Getümmel ist für die Rohen. Unsereins hat feinere Arbeit

und hütetsich vor dem Gassenschlamm, der ihm denRockbespritzen könnte. Wieder bäumt stchs wie eine Welle vom Zwerchfelldach über die Fettwülste. Mögen stes, bis auf die Neige des Napfes, auslöffeln. Ich muß nicht von jeder Speise naschen, die ihre Gier eingerührt hat. Der kluge, in tzochmuth geschniegelte Römer ließ ihnen die Last der Verantwortung. And die Blinden, von Wuth Trunkenen drängten sich gar danach. «Ueber uns und unsere Kin- der komme sein Blut!" Wahnwitz heultso... Ich war nicht dabei. Nikodemus? «Willkommen!« Da ist er. Noch bleicher als sonst. Von der Glatze rinnt es über das Speckpolster des jungen Gesichtes; eines Genießers, dem die Sichel des Menschenmähers den Becher der Lust aus der Hand schlug. Zerrüttet scheint er, den unsere Welt nur als überlegen lächelnden Klugschwätzerkennt und der beim Eintritt von ihrDank dafür zu fordern scheint, daß er sich, als köstlichstes Gastgeschenk, mitgebracht habe. Heutespreizt ersieh nicht. Hält sich kaum aufrecht. Das Brustgewölb zittert. Und fein Kleid, das immer wie eines Hochzeiters prangte, ist verstaubt.
„Ich war dort. Draußen. Sah.imSchwarm derWeiber un» gc schen, die Hinrichtung. Weshalb? Weil ich toll bin. Weshalb? Weil dieser Mensch mich verzaubert hat. Ob ich ihn kenne? Iedes Wort hallt in Unserer Enge so weithin und der Platz, den ich er» Zungen habe, ist so dicht von den Blicken belauert, daß ich noch gesternderFrageausgebogenwäre.Aberwirsindallein,dieWand Deines Hauses, Deines Geweses ist nicht durchlässig und manch- mal war mir, als gleiße aus Deinem Auge meiner ähnliche Sehn» lucht. Ia, Ioseph, ich kenne ihn. Ich bin nicht, der ich scheine. Nicht derseinesWerthesstchereMann.derdasSchicksalmeistert.in allen Sätteln bequem reitet, aus allen auf das Gekröch niederschaut. Vielerlei habe ich mir ertrotzt,Wälle des A>orurtheiles gestürmt, in Reichthum und Ansehen mich gepanzert. BreiteBezirke des Gc» iverbesundGeldhandelssindmeinemWillenunterthanundinder Iudenheitist rings um denTempel keinMächtigerer.Doch über mir ist derRömerz ist der Staat, der mich nicht achtet, meinen Geltung- wunsch abweist, sich mir, für alle Zeit meines Lebens, verschließt. Hundertmal hat meinFinger an seinblankes.kaltesEisenthörge» pocht; hundertmal vergebens. Nicht einmal derjämmerlich kleine Ehrgeiz, den der Helm des Centurio befriedigt hätte, wäre ans Ziel gelangt. Sklaven sind wir;schlechtergehalten als diehellHSuligcn,

deren Hand den römischen Ritter gürtet und schient. Schätze dür-
fen wir häufen; niemals aber Gebieter, Regirer werden. Einen
Sämann fühle ich mich, der aus dem Imperium edelste Frucht
wecken, einen Königliches königlich planenden Baumeister, dessen
Hirnschacht ein wimmelndes Kärrnerheer nähren könnte: und im
Staatsbezirk darf meines Willens Pflugschar nicht eine Scholle
lockern, meines Geistes Kelle nicht die Grundmauer eines Stak»
les mörteln. Ihr habt Euch, Alle, in das Iudenlos geschickt. Ich
kanns nicht. Noch mit dem Troß, der nichts zu verlieren hat, den
UmsturzallerBesitzrechtevorbereiten.Wasbliebmir?WasEinem,
der immer nur gab und nie Werthvolles empfing? Einkehr ins
Innerste, Eigenste. Den Schriftgelehrten vom höchsten Ruf, den
frömmsten Rabbinen und den lungernden Schwärmern, die ihre
Träume in Worte dichten, hatte ich mich gesellt. Alle nahmen von
mir, mästeten sich von meines Tisches Brosamen. Keiner konnte
mir geben, was ich nicht längst schon besaß. Denn ohne Seele sind
sie, ist unser ganzes Sein; als würde es von außen nur, wie ein
auf Kunsträdern durch denWeltraum rollendes Ding, ein Spiel»
zeug.eine Mechane des Herrn.vorwärts gestoßen. Der Versuch,die
Nothwendigkeit neuer Beseelung cinzuschärfen,scheiterte anTräg»
heit und Hohn. Sie schrien und schrieben:,Am goldenen Krückstock
erschacherterRentewandertstchs leichtin das beseelte Gefild.Wirf
weg.wasDirzinst, schindeDich, nurunter zwölfMonden,wie An«
sereins: und zetere dann über Veräußerlichung des Lebens und
über schnöde Genußsucht!' Als ich den Mißverstand des Pöbels
erfühlt hatte, schichtete ich siebenzigMauern um meinAllerheilig«
stes.DieKundevondemseltsamenGaliläer drang dennoch herein;
sie hing sich an den Strang der Thorglocke, bis der Klöppel mich
hinaus rief. Einer,derWunder thut,Kranke heilt, Tote weckt?Zau«
berkniffe;wer Wissenschaft hat, kennt die Erklärung. Dieser aber,
heißt?, lechzt nach Durchseelung alles Irdischen und kündet, daß
ihr Tag nahe. Keimt ein aus meinem Acker verwehtes Saat'orn
auf derDüneeinesBettlerherzens?Ichging,denMannzu sehen.
In dunkler Nacht. Du lächelst? Hast Du selbst, Iosephus,Deinen
Glauben, denvomZweifel gefältelten und zerknitterten, etwa vors
Haus gehängt, denGaffernundHanansSpürhundenzurWonne?
And bist, lieber Freund, doch nicht, wie ich, in aller Leute Mund,
nicht (verzeih mir) ein umneideter Gipsel in Israel. Wer Partei

ergreifen, sich alsNull an einenNenner reihen willMag sein Fähn-
chen ins Sonnenlicht hissen. Der lebt nicht inFleisch, hinter den ich
mich stellen müßte. Schilt mich feig: das kostbare, derMenschheir
wichtige Gefäß meines Wesens zu wahren, istnichtmeinRecht nur>
sondern dünkt michPflicht. Und nur nachts hört das Ohr denAthem
der Seele. Ich brachte Änzulängliches heim. Wortkünstelei und
Silbenstecherei erwiderte meinen Fragen; im Dunkel fühlte ich
die anerzogene Ueberlegenheitgeste Derer, die im Wunderthun
als in Gewerberecht wohnen. Wohl ließ manches Gleichniß, ließ
dersilberneMondglanz derRede mich aufhorchen. Fern aber blieb
meinem Geist jeglicher Drang, sich zu beugen. Vor der Frucht aus
seinem Samen? Ich hatte des Mannes kaum wieder gedacht.
Nicht inBewußtheit. Nun aber weiß ich, daß er seit dernäch-
tigen Zwiesprache um mich, in mir war. Ihr habt ihn verurtheiltv
Nein: jetzt keinen Aulauf zu Rechtfertigung. Nicht heute. Ich sah
Euer Urtheil, des Sanhedrins, vollstrecken. Ich mußte. So laut
derWille knirschte: ein Wirbel riß mich hinan.Bis auf des Schä-
delberges Spitze. Ein kläglich würdeloser Zug. Hinter dem Cen»
turio, zwischen Hecken bewaffneter Söldner, zwei Strauchdiebe
und er.Zum ersten Mal sieht ihn mein Auge im Licht des Tages.
Der zarteLeib scheint unter derLast des Kreuzes, das er selbst an
dieRichtstätte schleppen muß, zu brechen. Erbarmts die Soldaten?
Nur zu langsam ist ihnen der Marsch; deshalb bürden sie einem
vomFeld heimkehrendenLandmann das Kreuz auf die Schultern.
Fortan gehts in gelindem Trab. Oben giebts Würzwein. Die
Strolche sausen. Der Galiläer näßt nur die Lippen. Steht das
Kreuz? Deutlich sehe ich,wie an dieMitte des Schaftes ein Holzklotz
gefügt wird, der die Beine stützen soll; sonst, flüsterts vorn, zerrisse
des Körpers Gewicht die Hände und der Leib fiele noch lebend
von dem Querbalken, tzammerschläge. Sechs Hände, sechs Füße
werden ins Holz eingenagelt. Aus den Wunden quillt Blut: und
dieWeiber kreischen auf. Gelächter antwortet ihremWehruf.Be-
haglich haben sich die Soldaten gelagert und würfeln nun um die
KleiderderGekreuzigten.tzenkersknechte,dietzandwerksgewohn-
heit härtete. Schmählicher ist, daß noch in dieser Stunde aus Iu-
denmund Schimpf kommt. Die Schächer sind vergessen; nur den
Mann in der Mitte bespeit der Zorn. ,Wäre er, wie er geprahlt
hat, Gottes Sohn, der Vater hülfe ihm aus der Noth. König der

Iuden,Du Wicht?Steige vom Kreuz: und wir wollen Dir gläu-
big huldigen/ Den Himmel ekelt der Anblick. Reber dürrer Erde
verhängen schwarze Wolken die Sonne; nie mehr könnte sie, die
solcheMenschheitschmachschleierlossah, den Menschen froh leuch-
ten. Auch vor mir ists wie Nebel. Regt sich die blasse Lippe oder
narrtHoffnung mich miteinemTrugbild?Ietztrichtetsich einSol»
dat auf, taucht einen Schwamm in den Kessel, der die Poska, das
Gemisch aus Essig undWasser, enthält, bindet ihnans Endeeines
Rohrs und hebt ihnbis an den Mund des Galiläers. Ein Barm-
herziger? Als genüge des Einen einzige Gutthat zur Erlösung
aus Todesmartern: derLeidenszug weicht aus dem Antlitz: von
der getränkten Lippe tönt der Schrei nicht wie eines Gepeinigten,
sondern wie eines Siegers; und klar, fest, stark wie Glockenton
folgen ihm dieWorte:,InDeinetzände,Vater,b:fehleichmeinen
Geist!' Ein Lächeln, dessen huschender Strahl für eines Blickes
Dauer den kahlen Gipfel erhellt. Und still neigt sich das Haupt.
... Du schweigst. Einbildung, denkstDu; mancher Gekreuzigte
hälts Tage lang aus; diesen mag ein Schlagfluß, das Platzen eines
dem Herzen nahen Gefäßes vor der Fäulniß bewahrt haben, in
die derRömerdenehrlosenSklaven verdammt. MagIIhr.Seelen-
lose, seid mit Allem schnell fertig. Mir aber ist die Erschütterung
meines Wesensgrundes sichere Gewähr, daß ich nicht irre noch
Alltägliches vom Einbildnervermögen insUngeheurezerren ließ.
Daß hier heute geschah, was in die Ewigkeit fortwirken muß."
»Wie jede That,die nicht aus der Absicht auf Eigennutzung
kam; von jeder bleibt in derSpreu ein Körnlein. Die gewaltigste
aber sahest Du, Nikodemus: die That des Einen, der seine Lehre,
bis ans bitterste Ende, gelebt hat. Wir? Durchs Dunkel schlichest
Du zu ihm; denn Du durftest Deine Stellung in Israel nicht ge»
fährden und warst auch nicht gewiß, ob sein Geist Deinen begreifen,
ergreifen werde. Still! Wie dürfte ich spotten? Ich stahl mich aus
dem Sanhedrin, rieb die Hände, weil ich weder mitgestimmt noch
tzanans Meute wider mich aufgebracht hatte, und wärmte mich
an derZuversicht, daß desUnschuldigenBlut nicht über mich kom-
men werde. Sind wir nicht, Beide, den Schächern, die nach Ge-
winn haschten, näher als ihm? Was SatzungundAeltestenbrauch!
Keine hindert, keiner den Helden, sich kühn zu bewähren. Was alles
Gefasel von Seelenkraftl Zum Fleisch des verzärtelten Schwel»

gers war sie die Knochenzuwage, aus derDu ein Süppchen kochtest. Die Welt wäre vollkommen, wenn sie Dir erlaubte, Hundertschaft» führer, Landpfleger, Legat zu werden. Damit sies erlauben lerne, pumpet ihr Seelenodem ein. Der Nazarener war aus anderem Stoff. Blutete er: dann nicht von Dornen und Nägeln. Niemals hat er für sich Etwas begehrt und im Handeln, im Leidennicht einen Wank von dem Wort gethan,das sein Mund sprach. Maschiach? Ich wage nicht, der Frage zu antworten. Doch unter Wortmenschen war er Thatmenfch; justDieser, der doch nur lehrte, nur alsPre» diger durchs Land zog und zu Wehr oder Angriff nirgends den Arm hob. Deshalb mußten ihmWunder gelingen.Iedes glaubeich nun; schäme mich des Zweifels, der je eins benagte. Und schriee Allen gern, die ihn am Kreuz noch, weil er sich nicht selbst half noch vom HimmelHilfe erlangte, bübisch verhöhnten,mit einesGoliaths Stimme ins Ohr: daß er gewollt hat, was ihm ward; daß fein Er» sterben das Abbild, Denkmal, Zeugniß seiner Lehre sein sollte. Wäre er schlaff gewesen wie wir, wie wir aufVortheil erpicht: er wohnte inGlanz undHanans welkeFinger tätfcheltenihm dieHaut. Nun füttert fein Fleisch die Raben... Horch! EinBraufen istinder Luft. Ein Fittich hebt meinen Willen. Menschenfurcht hielt mich gestern ab, für feines hohenGeistesReine aufrecht zu zeugen.Heute verlobe ich mich feinemLeib. Den fordere ich, und bohrten tausend zornigeBlicke, tausend glühendeNadeln sich mirinsHerz, vonPon- tius und berge ihn selbst in mein Gewölb. Bist Du in solcher Bereit- schaft mir, nicht inVerstörtheit nur, Bruder, dann sputeDich und harre dort, woher Du kamest, mit Linnen, Myrrhen, Aloe mein."

«ImAbendschatten wirst Du mich finden. Zuckts wieder um DeineNüstern? Noch ist in meinem Hause zum Mahl nichtAlles gerüstet. Und da das Gesetz andere Arbeit verpönt, gäbe ich Aerger- niß... Was rief er in der Thür? ,In meinem Blut pocht das Ge» setz!' Der Gute putzt sich mit Worten; hängt sich die von Silben glitzernde Kette um den gedunsenen Hals. Meine Erzählung hat ihn hingerissen. Unterwegs wird er sich ernüchtern. Und, als der reichsteRathsherr, meines Vertrauens nicht unwürdig werden."

Von der Gabbatha hört der Prokurator die Bitte des Iuden.

«Den Leib eines Gekreuzigten? Welches? Ist er denn schon tot? Das wäre ja rasch gegangen. Warte, bis ich von dem Centurio die Meldung habe. DasWachtkommando kam soeben zurück? Dann

her mit dem Hauptmann!.. Wirklich tot; und von den Ballere
gelöst. In Ordnung. Du da unten: unser Gesetz spricht dem Fo»
dernden den Leichnam zu. Welchen wolltest Du? Richtig. Den
König der Iuden nannten sie ihn. Armer Kerl! Er ist Dein."
Im Dunkel harrt Nikodem. Weil Sabbath werden will, ist
Eile Pflicht. Dieser Leib wiegt nicht schwer. Linnen,Aloe,Myrrhen.
Nein: die Salbung undKleidung dürfenwirnichtüberhasten. Im
nahen Garten ist eine Gruft kammer aus Felsstein gehöhlt. Da soll
er nur über den Sabbath bleiben. Auf dem Steinlager unter der
Bogenwölbung. DieserBlock sperrt dieThür. Noch eine Anstren-
gung: jetzt genügt der Verschluß. Tote fliehen nicht. Das war ein»
mal doch muthig geleistete Arbeit; eigennutzlose. Gute Nacht!
Ioseph wacht den Morgen heran und besinnt feinErlebniß.
Wie könnte erschlafen! Ehe die neue Sonne sinkt, weiß dasSyne-
drion, was er that; und ist mild, wenn es der reichenTempelspenden
des Arimathiers gedenkt und sich mit der Ausstoßung begnügt.
Will er denn Gnade ? Wünscht etwa gar ungeschehen,was zwischen
Mittag und Miternachtward? Ehrlich! Noch ist vielleicht Wahl.
Der Späher schlingt die Botschaft, die ihm auf der Zunge lag, hin»
unter, sobald seine Hand ein Silberhäuflein umklammert. Noch
darf der Rathsherr wählen.AufBehaglichkeit war seinLeben ge-
stellt. Worauf wird ers nun stützen? Während die Gedanken ins
Ferne ausschwärmen, rollt er zwischen drei Fingern die Blätter,
die braun sind wie die Stirn der Inder, deren Sonne sie reifte.
Sprach das alte Kuppelweib nicht.ihrQualm lindere die spitzigste
Pein? Wider die Sitte ists; heute auch wider das Gesetz. Noch ein
Quentchen also; auf daß der Sünde Pfund voll werde. Und fünf
Denanen der Vettel, wenn sie wahr sprach. Der Rauch beizt die
Zunge. Bitteres Kraut; recht im Sinn der Passahvorschrift. Ia ...
WoraufdasLeben nun stützen?Nicht draußen mehrRathsherr und
drinnenderweiseSpötter,der vom Pfühl der Skepsis gelassen ins
Leben lächelt.Nie wieder duckt ein Kopf sich zu ehrerbietigemGruß;
scheu weichen die Aermsten vorihm. Ists nicht besser, jedesGeschäsr
schnell abzuwickeln und mit derHabezuwandern?Indie Fremde;
zu Heiden. (Kühlwehts aus demDämmer.)Früherwäre es leicht
gewesen. Alternde wurzeln sich kaumnoch ein. Und, am Ende, war-
um all das Nngemach der Entwöhnung und Namensentehrung?
Weil einRausch über dieErde toste; weil eines MenschenMuster

zuNacheiferung rief und alle nicht völlig verglühten,im Satzung«
Ä>ahn nicht ganz unfrei gewordenen Geister inBrunst trieb. Füge
Dich spät noch in Vernunft! Der Eine ist tot. Lebte er, wäre Grund,
<luf den Du Hoffnung bauen dürftest. Wie der niedrigste Sklave
starb er. Mit greifendem Haar eines Toten Iünger? Hananwiese
Dich in den Narrenthurm. Noch bleibt Frist. Tritt selbst vor ihn
hin, zeihe Dich läßlicherMitleidssünde, wälze den Steinblock von
öer Grustpsorte, wirf den Gesalbten auf den Schindanger und
kaufeDich mit neuer Gabe fürTempelgeräth los. Sonst? Herrlich
wärs, in seines Fußes Spur zu wandeln, die kräftige Süße feiner
Lehre zu schlürfen. Mit ihm aber starb sie. Wo war das Gewim-
mel der Schüler? Verlaufen., Keiner wagte sich in die Schrecken
des kahlen Schädelberges. Mit stammelnden, schlecht gesäuberten
Weibern, verhutzelten Iungfern und breithüftigen.vonder Kund-
schaft geflohenenMetzen brüderlich Hausen und in solcher Gemeine
die erkaltende Asche schüren? Lieber neben ihm vom Leichengift
zerfressen. Wo sich Gesindel wärmt, ist nicht meine Sonne. In
Scharlach hebt sie sich schon. Rosenfinger winken ihr. Wie von
LyrasSaiten klingts durch dieLuft. Nahm derNachtalb mir alle
Erinnerung an die feinenFreuden, die aus Griechengeisternso oft
meinemHerzen aufflatterten,wie einesHafens heitereWimpel dem
müden Blick des weithin umgetriebenen Schiffers? FinftereNe-
bel lösen sich himmelan,helle duften mir...Frühling! Honig wirst
Du, bitteres Kraut. Und im Blau Deines Wölkchens naht Schlaf.
Die kleine Frauengemeinde, die in der vierzehnten Nisan»
nacht das heilige Werk der Leichenbergung sah, hält Spezereien
zu sorglicherer Salbung bereit; Maria aus Magdala, Maria
Kleophas, Iohanna, Salome. IhrThränenborn ist erschöpft.Ihr
Stab ist die Hoffnung, einmal noch das geliebte Antlitz zu schauen,
<inen ganzenSonnentag lang beiihremMeister zu wachen.Durchs
Morgengrau schreitet dieMagdalerin leise dem Felsgewölb zu;
vor den Gefährtinnen ihres Wehs. Trieb Iesus siebenTeufel aus
ihrem Fleisch, sieben Diener des Wollustweckers Aschmedai, der
in geiler Wuth einst Saras sieben Freier getötet hat? Die sanfte
Stimme sprach sie der Sünde ledig. »Müssen wir Der nicht, die
viel geliebt hat,viel verzeihen?" AusAbhub ist unter demtzauch
seines Mundes neues Leben erblüht. Das gehört ihm, wie jedes
Ding, das er schuf; bebt nun in Ungeduld, seiner Hülle zu dienen.

Nie war Marien ein Sabbath so schwer. Halb nur gepflegt liegt der edelsteLeib. Schwach ist sie und fragt sich im Schreiten, ob ihr allein wohl gelingen werde, vom Eingang ins Gruftgemach den Stein wegzuwälzen. Der ist fort.Wem that sich schon vor ihr die Thür auf? hinein. Nichts. Doch: Linnen und Schweißtuch. Nichts Anderes in der Kammer. Bannt Lähmung die Frau? Thor: Schwingen sind ihr gewachsen.«Petrus! Iohannes! Ihr sitzet träg. Aus dem Grab aber ward der Herr uns geraubt!" Die Jünger sehen, suchen; und wenden stumm den Schritt. Nicht Maria. Wo wäre, wennhiernicht, ihrPlatz ? Wieder strömt, nach langerDürre, der Quell. «Als sie nun weinte, guckte sie in das Grab und sah zween Engel in weißen Kleidern sitzen, einen zu denHäupten und einen zu den Füßen, da sie den LeichnamIesu hinzelegt hatten. Nnd die Zween sprachen zu ihr: ,Was weinest Du,Weib?' Sie spricht zu ihnen: ,Sie haben meinen Herrn weggenommen und ich weiß nicht, wohin sie ihn geleget haben.' Da sie Dieses gesprochen hat, wendet sie sich zurück und siehtIesum stehen, weiß aber nicht, daß esIesus ist. Spricht Iesus zu ihr:,Was weinestDu, Weib? Wen suchest Du?" Sie meinet, es sei der Gärtner, und spricht zu ihm: ,HastDu ihn weggetragen, so sage mir, wohinDu ihn geleget hast, auf daß ich ihn hole/ Spricht Iesus zu ihr: ,Maria!' Da wendet sie sich und ruft: ,Rabbuni!' Das heißet: Meister. Iesus aber: ,Rühre mich nicht an!Dennich bin nochnicht aufgefahren zumei» nem Vater. Gehe aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vaterund zu EuremVater,zu EurcmGott und zu meinem Gott.'" DieBrüder,dieIünger kauern jammernd auf den Fliesen. Alle Kraft ist von ihnen gewichen, aller Glaube an des Herrn Wiederkunft, die, als er noch vor ihnen wandelte, Iedem Gewißheit war. Menschenschutt; untauglich zum schlichte-sten Bau. Da gellt durch die Sonntagsfrühe der Schrei: «Christ ist erstanden!" Ausrecht sind sie. Eines Gerüchtes Widerhall? Nein, er ward erblickt. Von wem? Von einem Weib. Wars die Mutter?Nein:dieMagdalerin.AusihrerBrustkamderTrostruf. Ist erstanden! Er mußte erstehen. Wer hat je daran,Brüder, ge» zweifelt? Blinde nur,Taube, marklose Seelenstümpfe. Seit Eine muchig betheuert hat, daß sie ihn hörte undsah,bündelndieZeng» nisse sich. DenSchwächling,der die gro^eSache verloren gab und sich inWinkel verkrochen halte,entschu!digtnuremsig gedoppelter

Eifer. Dem Petrus, demKephas hat er sich gezeigt. In Emmaus zwei an deren Iüngern dasBrotgebrochen. Iauchzet dem Erstan» denen! Und kniet dann vor einer Gottheit Wiege. Dem hehrsten Menschen rann 'unsere Thräne; unser Iubel grüßt in ihm den Gott. Abermals gebarihn eine Maria. Die durfte den Leib nicht betasten: und glaubte ohne Beweis. Dem Wunder ihres Glaubens glaubten die Anderen, auch sie nun ohne Beweis durchAuge,Ohr, Hand. Iesus ist Christus, der Rabbi ward Gott. Und selig ein Ieglicher, der nicht sah, nicht'hörte noch tastete: und dennoch glaubt. «In dieser Nacht will ich durch das Land gehen und von Mensch und Vieh alle Erstgeburt schlagen. Wo ich an Pfosten und Schwelle aber Lammelsblut sehe, will ich vorüberschreiten, daß nicht auch Euch Leid und Vernichtung treffe." Das stand geschrieben; und ist erfüllt. Im Geist. An den Buchstaben hat Ioseph sich nicht gehalten; sogar einen Anderen aus dem Gilter gelockt. Doch keinerlei Aergerniß kränkte ihn. Bis überMittag hinaus lag er am Sabbath in Schlaf. Ging auch dann nicht aus der Thür. Zwischen Traum und Angst hockte er müßig. Ists schon gemeldet? Sich er ein Lügenbrei mit aufgetischt.Sitzensievielleichtzu Gericht? Dem Alten ists zuzutrauen. Der biegt den Brauch, bis er ihm in die Hand patzt. Nichts. Kein Laut. Alltagskram, oft verwünschter, wäre heute Erquickung. In der Stille hört man den Holzwurm und des Blutes Schlag an die Aderwand. Wie dem Seelenwärmer drüben zu Sinn sein mag! Nikodemos: dem Volk ein Siegbereiter oder Sieger auch über sein Volk? Ein Schüttelspiel mit Silben der Griechensprache. Käme die Nacht !Nein: klebte Pech ihren Fuß an den Meeresspiegel! Scheidet sie, so zwingt Pflicht in die Felsgrotte, in Bestatterdienst, und aus feuchiem Stein sintert alterZweifelund neuer Gram. Wenn dieser Galiläer lebte! Im Hui wäre die Lende gegürtet, der Schuh beschnürt, der Wanderstab mit blanker Eisenzwinge besohlt. Jünglinge würden mir neidig. Hier verfettet man. Immergeschäftig: immerum wägbaren Lohn. Die Tenne bleibt leer, bis mein Silber sie pflastert. Nichts Lebendiges. Worte, Schriften, Umsatz und Zins. Einer war, der den Geist seiner Lehre lebte; der für sie, in ihrem Erlcb» niß starb. Wer schlug aller Erstgeburt köstlichste? Wer?.. Die Magd mit der Leuchte. «Herr, längst ist Abend geworden." UndwiederMorgen.Auferstanden? Selbstmußich sehen,obdcr

Leib ausdem Gewölb schwand. Mich haben die Griechen gemahnt, nur zuglauben,wasderAugenscheinüberdenZweifelsgrundhob. Lazarus, sammt Martha und den Marien: dürres Krüppelholz, das von einem Funken lichterloh brennt; so recht das Pack für Budenzauberer, doch nicht meine Zeugen. «Auferstanden! Mir darfst Du trauen. Ich war dort. Draußen. Auf der selben Straße^ die ich am Vierzehnten, vor dem Sabbath, beschritt. Auch ist die Stadt voll von derMär und schon streng verboten, vom Schnabel sie in ein Ohr tragen zu lassen. Zu spät, freilich, verboten.. Was kümmerts uns noch? Von Dir, Rathsherr, will ich Bestätigung, daß meinGesicht tiefer alsAnderer inFinsterniß drang und früh hinter ihr Klahrheit ahnte. Sagte ich nicht,daß dieseTage von neuem Heil trächtig sind und daß meiner Seele kein Wesensbild sich, im erstcnAnschauen,so fest eingedrückt hatwiejenesMenschen,als..."
«Ais Dum derNachtzuihm gegangen warst. Was würde ich Dir, Nikodemus, nicht bestätigen?Drum:sitze bei mir.Undnimm, statt des Kissens, das Scheit als Beinstütze und, zugleich, als Theilstück derPlanke,an die wir uns, Beide, nun seilen müssen: sonst glitten wir; frage nicht,wohin! Ia, wir waren bereit;und unseres treuen GlaubensSchaufel warf den Zweifel, der an uns herauftroch,wie Maden von frischem Fleisch. Fortan ists inErz geschrieben. Nun aber: was dünketDich heute, amTag,umDeine Seele? Schwätzer erzählen und Tröpfe schwören drauf, das Wunder dieser Auferstehung verbürge den Sieg des Gedankens. Hier glaube ich nicht; weil ich weiß. ,Erklügeltes Spiel also, des Himmelkönigs leibhast iger Sohn und niemals inLebensgefahr!' Das wird man heute flüstern und morgen brüllen. Unermeßlich ist dieArbeit, die noch Zu thunblcibt. Deshalb bin ich entschlossen. Hinter mir breche jede Nothbrücke. Zu dem Prokurator, danach in HanansHöhle. ,Aus meiner Gruft, in die ichihn gebettet hatte,schwang er sich auf;und war gesorgt, daß kein Riegel ihm wehre.' Das Leid der Kreatur sprach mir nie; jetzt höre ichs stöhnen und fühle michjeglicher als Nächsten verlobt. Täglich erflehenTausende ihrBrot; wers Einem, ungesäuert oder ausHefegährung, büke,hätte nichtnutzlos gelebt. Horch! Aus allen Kelchen läutet, durch Thränenflöre, das Glück. ^? rauenSchülern ein neues Leben. Komm,Iüngling, in den Lenz!"

Nachtgesichte.

i,

er ging auf leisen Sohlen durch das Gras?
welch Rauschen hat die Blumen fremd gestreift?
wer war das Antlitz hinterm Fensterglas,
Grausilbrig wie von Nebelthau beieift?
wer legte mir die Rosen vor die Thür,
Rosen, die keine Menschenhand gepflückt?
was wollen diese weißen Blumen hier,
Mit denen sich die letzte Stunde schmückt?
was willst Du, stummer, steinern kalter Mund?
was wollt Ihr, Augen, hohl und leer und starr?
Nein, schweigt und schwindet! Selbst wähl' ich die Stund;
Ich bin nicht Eurer Mächte Thor und Narr.

II.

Das Meer liegt still im Silbermondenschcin,
Es rauscht die Flut nur leise auf den Strand.
Siehst Du die eine Welle, da, allein?
Ganz fern kommt sie wie Sturm daherqerannt . . .
Die Mähne schäumt, es fliegt im wind der Gischt,
Als peitschten Höllenhände hinterher.
Der Mondenschein im Wogenschwall verlischt -
So rast die Welle dunkel übers Meer.
Bleib in der Tiefe, geisterndes Gesicht!
Der Totenfels, daher Du kommst, ist weit;
Zerschell am Stein, Dein Brüllen schreckt mi h nicht:
Noch steh ich in lebendiger Ewigkeit.

III,

Nicht wahr, auch Du, Du hörst j^tzt aus dem Wald
Die Stimme, die mit fremdem Saut mich ruft
Und voll Geheimnis;, wie die Hochgestalt,
Die steinern winkt von der Cvvressengruft,

Die Zukunft.
Hör, leisc ist die Stimme, leis und bang,
Die aus dem Dunkel in die Tiefe hallt;
Doch ehern wie der letzte G!ockenklang
Und roie der Spruch des Schicksals niarmorkalt.
Mein Herz umstarrts wie Eis ... Doch töne Du
Nur weiter in die ftille Nacht hinaus!
Die mir das Schweigen schuf, die Todesruh,
An ihren Stufen tönt sich Alles aus.
IV.
Hörst Du den dumpfen Athemzug der Nacht,
Die pulse schwer wie unter Schmerzen zehn?
Der Wald erbebt, vom ersten Traum erwacht.
Und durch die Wipfel fremde Schauer weh».
<Ls neigt sich tief das silbergrüne Korn,
Wie albbcdrückt; cs raunt, es pfeift der wind,
Die Blüthen stäuben blind vom Heckendorn
Und durch die wiese stumm das waffer rinnt.
Es ist, als hielt' die Welt den Athem an,
Als käme gleich ein tiefer, wilder Schrei . . .
Gieb mir die Hand! Schreite, Du, mir voran
Und führe mich an aller Furcht vorbei.
V.
von allen Seiten stürmt sie auf mich ein,
Der Nachtgebilde bleichgesichtige Schaar;
Ins laute Leben starr' ich still hinein
Und weiß nicht, ob Das frcmdes Träumen war.
Die Andern zehn gelassen ihre Bahn
Und sireben eifernd sichren Zielen zu;
Mein Fuß irrt hin und her, von Wahn zu Wahn
Und sucht den weg zu tiefer, tiefer Ruh.
Laß ab von mir (Du fühlst doch, wie mich friert),
Saß nicht der Frost auch Deine Seele streift!
Ich wähnte, daß mich Frühlingsglanz berührt . .
Da ha>te wohl dcr Winter mich bereift.

VI.
Nein, gieb mir doch die Hand, die kleine Hand,
Die furchtlos fest in alle Dunkel greift
Und von dem Antlitz, das sich scheu gewandt,
Mit raschem Gr,ff die schwarzen Schleier streift.
Sie führt mich s.lnft durch Apfelblüthcnschnee,
Wo unter Blumen sonnentiefe Ruh;
Zu unfern Füßen schläft die blaue See
Und still fchann wir dem lNittagsfrieden zu.
Ein leises Wort von Deinen Lippen fällt
Und Deine Hand auf meinem Haupte rult;
Die Herzen wandern träumend durch die lvclt
Und aller Traum ist lichte Frühlingsgluth,
VII.
So lang in Deiner meine Hand nun liegt,
Bin ich vor allem Ungemach gefeit;'
was durch die Nacht auf schwarzen Schwingen fliegt,
verrauscht in ferner, ferner Dunkelheit.
Lin lichter Engel, kreuztest Du die Bahn
Dessen, der ziellos feinen Weg nicht fand;
Du sprachest milde den verstörten an,
Der nichts mehr kannte als sein Traumcslcmd.
Du rührtest leise an des Lebens Thor,
Die goldnen Flügel sprangen flammend auf,
Aus Glockenklängen tratest Du hervor
Und führtest mich in Licht und Glanz hinauf,
Hamburg. Theodor Suse.

Berchtolds Politik.

^Sz ls vor zwei Iahren Graf Aehrenthal starb, herrschte wirklich: EM? Trauer. Seine Art hatte dem Oesterreicher imponirt. Man weiß, daß die Phantasie des Oesterreichers sich leichter ästhetischen Eindrücken hingiebt als Dem, was man Grundsatz und Ueberzeugung nennt. Die harte Logik der Thatsachen und Prinzipien bleibt bei uns leicht unverstanden; in unserem öffentlichen Leben hat sich immer gezeigt, daß sie, um in Gunst zu kommen, der interessanten Träger bedurften. Es ist die alte Geschichte von der mehr femininen Psyche: je nach dem Medium entscheidet sie sich für Rinaldo oder für die Moral. Diese Erfahrung machte einst der kalte, phlegmatische und zurückgezogene Graf Kalnoky zu seinem Schaden, wie Graf Aehrenthal sie zu seinem Vortheil gemacht hat. Vom Grafen Kalnoky wurde gesagt, wenn er nur athme, spüre man seine Anwesenheit in ganz Europa; nur in Wien hieß es während seiner vieljährigen Ministerschaft immer: „Still, der Fisch". Vom Grafen Aehrenthal hingegen war Ieder, auch wenn die dünnen Lippen sich Monate lang nicht zu einem Laute öffneten, überzeugt, daß sich in ihm etwas Vulkanisches vorbereite, das (wartet nur) früher oder später in düster prächtigem Flammenausbruch die Welt in Staunen setzen wird. Uebrigens ist es ja heute nicht der Oesterreicher allein, der Sinn für das Dekorative in der Politik hat. Während der Ministerschaft Aehrenthals gab es zwei Szenen, die von Scribe für das alte Burgtheater geschrieben schienen. Die Hne war die in Buchlau, wo er (bei Gott: Mitterwurzer!) eisig kalt und so nebenbei die Bemerkung fallen ließ, daß er vielleicht bald nach Bosnien gehen und es für immer einstecken werde, worauf ihm der Russe „hereinfiel", weil plötzlich und wider sein Erwarten das „Bald" wirklich schon binnen wenigen Tagen zur Thatsache gemacht worden war. Und der zweite Moment war die Nacht in Wien, da Aehrenthal mit dem Englischen Botschafter bis in die Mitternachtstunden in Berathung beisammen saß und draußen eine Welt in leidenschaftlicher Aufregung den Bulletins entgegenhorchte: Bleibt Friede oder wird Krieg ? Ist Eartwright für die Unterwerfung Serbiens oder kommt morgen der Marschbefehl? Diese beiden Szenen blieben dem Wiener unvergeßlich. Zum ersten Mal nach langer Zeit sah er sein Bedürfniß nach Heroismen auf seinem eigenen Boden wieder befriedigt, vielleicht in noch höherem Maße als in der Zeit des Grafen Andrassy. Denn Andrassy war am Ende doch im Schatten eines Riesen, Bismarcks, und eines Mannes vom Ge»

wicht Beaconsfield gestanden, der seiner alten Königin Cypern und die indische Kaiserkrone heimbrachte; Aehrenthal aber hatte in einer bureaukratisch grau und langweilig gewordenen diplomatischen Welt keine Konkurrenz. Auch hat die Zuneigung ja den Hang, wegzuretouchiren, was die Helligkeit schmälern, und noch mehr zu vertiefen, was Folie geben könnte; im Fall Aehrenthal also vergessen zu lassen, was vom Palu bis Mukden von der russischen Schlägfähigkeit weggebrochen war, und verliebt nur zu denken, wie da ein langer, dünner Mann mit schmalen Lippen, der immer nur ganz leise sprach und phlegmatisch aus ibsenischen Fischaugen sein Gegenüber anschaute, di: angeblich noch immer vorhandene und disponible russische Uebermacht bezwang. Und heute, zwei Jahre nach dem Tod Aehrenthals, sind Oesterreich-Ungarn und Rußland wieder der tzauptgegenstand europäischer Sorge. Denn von den drei Fragenkomplexen, die in dem letzten Jahrzehnt im öffentlichen Bewußtsein den Vorderplatz einnahmen, ist der deutsch-englische durch die begonnene Erörterung der Bedingungen eines Ausgleichs gemildert, der österreichisch-italienische durch einen temporären Ausgleich einstweilen ungefährlich geworden und auch auf dem Balkan ist, seit Bukarest, ob nun dauernd oder für eine Weile, Schluß gemacht. Dennoch will nicht Ruhe werden; wieder fragt man: Was will Rußland? Warum zwingt es uns die tzabtacht-Stellung auf?

Denn Etwas will es) das alte Wort von den Wolken am Horizont ist hier nicht Phrase. Alle die über einen längeren Zeitraum verstreuten charakteristischen Theilhandlungen geben, wenn man die Dinge zusammenschiebt, schon ein stattliches Gewölk. Vor langen Monaten, nach einem'freundschaftlichen Besuch, den d:r Kriegsminister Suchomlinow in Berlin gemacht hatte, erzählte er, auch die bisher nur im Cadre bestandenen Reseroeformationen werden jetzt zu Feldabtheilungen ausgebildet und ourch ihren Ausbau werde bald die russische Artillerie zur ersten in Europa gemacht sein. Nun folgte ein Sommer, ein Herbst mit Waffenübungen: mitten im Winter wurden wiederum ganze Jahrgänge zurückbehalten und Paris hat eine ungeheuere Anleihe bewilligt, die strategischen Zwecken dienen soll. Dazu nach einander Ausstellungen an der rumänischen Grenze und nach Armenien zu, Rückkehr zu den alten Ständen an den einen Augenblick entlastet gewesenen westlichen Grenzen, Befestigungen und Aufstellungen in der Front des Oesterboetten, wodurch Schweden tief beunruhigt wurde. Sie inDeutschland haben ja für die höheren Temperaturen, in denen sich von Zeit zu Zeit die russische Gesinnung kund-

giebt, auch die nöthigeEmpfindung. Wir in Oesterreich fühlen das
Alles noch stärker; wir sind ja das Angriffsobjekt. Eine Weile
glaubte man die Propaganda, die laut den Krieg gegen Oester«
reich gefordert hatte, durch den Willen des Zaren zerschmettert;
aber in der Duma, in den Blättern und in Versammlungen ist
wiederum, mit der alten Erbitterung, das Lied vom Martyrium
der Slaven in Oesterreich angestimmt worden. Vor Jahrzehnten
schon, in der Zeit Pobedonoszews, hat diese Propaganda durch
ihre Agenten in Galizien, Pater Naumowicz und Andere, mit
großen Geldmitteln gearbeitet; jetzt, unter Sabler, wird auch in
Ungarn agitirt. Man weiß, daß gerade in den letzten Iahren die
an Rußland grenzenden Provinzen mit einem ganzen Netz von
Spionen überzogen worden sind; sogar ein in hoher Vertraueins»
stellung befindlicher Offizier wurde zu dieser Spionage verführt.
Was will also Rußland? Als es den ersten Balkanbund gegen
uns schuf, die Durazzo-, dann die Skutarifrage stellte und in
Rumänien gegen uns so lange spielte, bis dort wirklich ein Um-
schwung der Volksstimmung gegen uns eintrat, war verständlich,
worum es ihm ging. Aber am Ende hat es doch stets, bei Du-
razzo, Skutari und der Schaffung Albaniens, den von England
und Frankreich angenommenen Wünschen Oesterreich-Ungarns
zugestimmt. Was also will es weiter? Und in nothwendigem Zu-
sammenhang damit steht jetzt, zwei Jahre nach Aehrenthal, die
Frage: Was ist Oesterreichs Wille und Politik?
Nun möchte ich glauben, daß die Diagnose Dessen, was Ruß-
land will, bisher doch nicht so gelungen ist, wie zu einer klaren
Beantwortung dieser zweiten Frage nöthig wäre. Ich möchte be-
haupten, daß man, um, so zu sagen, die richtige Deklination zu be-
rechnen, bis auf das Rußland Alexanders des Dritten zurück-
gehen muß. Sein Rußland war nicht das von heute. Als er das
Bündniß mit Frankreich schloß, brauchte er es eigentlich nicht;
und Jedermann in Europa war auch überzeugt, daß es ihn nicht
zum Angriff drängen würde. Was die Panslavisten dachten,
mochte nach seinem Sinn vielleicht in ferner Zukunft einmal wahr
werden; der Zar hatte am russischen Besitz genug. Und wenn er
dennoch das Bündniß schloß, so that ers, um Deutschland zu be-
weisen, daß er sich keinen Zwang aufzuerlegen brauche und Sym-
pathien wie Antipathien offen bekunden könne. Frankreich in
seiner tzand; Das war ein Mittel, Deutschland wissen zu lassen,
daß er ihm mit Lanzenspitzen den Schlaf zu rauben vermöchte;
>r that <er es noch nicht, sondern blieb ruhig und konservativ.
H Rußlands Niederlage in Ostasien wurde es anders. Das

Reich war fürs Erste fast wehrlos und mußte dulden, daß die Türkei, dieses Stück Scheinlebens, sich aufraffte, Abd ul Hamid absetzte und eine Armeereform, mit der Grundidee der Vermehrung der beiden nördlichen kleinasiatischen Corps auf sechs wohlausgebildete Corps, vorbereitete. Das bestimmte die russische Politik zur Rückkehr nach Europa. Denn dieser Plan, dem von Japan zerschmetterten und im Innern lichterloh brennenden Rußland, wenn es sich rührte, auch in Armenien einen eisernen Willen entgegenzuwerfen, brachte zum Ausdruck, wie sehr überall das Zittern vor Rußland verlernt worden war. Und da hatte Herr Tatistschew mit seinem Rath zur Paralysirung dieses Streiches Erfolg. Es war ein Bischen wie die Geschichte von dem ohnmächtig gewordenen Wolf und dem Fuchs, die wir in „Tausendundeine Nacht" lesen. Du willst Dich vor mir in Armenien verbarrikadiren? Unnöthige Sorge; ich bin Dein Freund. Und verlangst Du Beweise? Da sieh, wie ich Dir den Eintritt in einen unter meiner Patronanz geschaffenen und Dich vor bulgarisch-serbischen Belästigungen schützenden Balkanbund anbiete... Zugleich aber soll mir (und da hat man die Idee mit dem doppelten Zweck und Gesicht) dieser Balkanbund ein Mittel gegen einen Anderen sein. Seit meinen Niederlagen in Asien hat sich das Prestige des vor meine" Bedrohung nun gesicherten österreichisch-ungarischen Balkanrivalen gehoben; und schaffe ich andere Drohungen gegen ihn, so wächst Das eo ipso meinem Prestige wieder zu. So war die Rechnung beim ersten Balkanbundplan; Alles noch eingestellt, nicht auf drastische Wirkung, sondern nur erst auf Zeitungsiege und Dekor. Hält Rußland alle BalkanfSden in der Hand, so ist es, trotz Stoefsel und Kuropatkin, wieder Etwas in der Welt und kann sagen, daß es für Oesterreich künftige Verlegenheiten vorbereitet hat. Aber da kam die bosnische Annexion und Alles, was ihr folgte. Um sich zu rächen und den verlorenen Glauben der Balkanstaaten zurückzugewinnen, schuf es den zweiten, jetzt direkt gegen Oesterreich-Ungarn gerichteten Balkanbund.

Das Alles muß man bedenken, um zu richtigem Urtheil über die österreichische Politik der letzten zwei Jahre zu gelangen. Was wir in diesen Iahren durchgemacht haben, war, Jedes für sich, nur Theilerscheinung der gegen Oesterreich-Ungarn gerichteten russischen Aktion. Nach einem Wort, das ich neulich hörte: „Die Manöverfelder, auf denen wir zu thun hatten, lagen auf dem westlichen Balkan; jeder Kundige weiß aber: es war russische Direktion. Die russischen Diplomaten haben ihre Amtsuniform und die russischen Armeen haben auch ihre Uniformen; wenn aber auch

die gegen uns spielenden Pione anders uniformirt waren, so weiß man doch: es war russische Strategie." Will man also wissen, ob Oesterreich da unten die richtigen Wege einschlug, so darf man nicht nur fragen, ob irgendwo auf Nebenfeldern, sei es in zuriet« Prizrend, Kanya oder Kawalla, Alles bis auf des i»Tüpfelchen rund zu" Erledigung gebracht worden ist.
Man hat übejr die europäische Diplomatie gelacht, weil sie von der russisch-bulgarisch-serbischen Abmachung überrascht worden war : ich möchte meinen, daß Graf Berchtold recht früh Bescheid wußte. Nun giebt es Leute, die sagen: Da durfte man nicht zögern, fondern mußte das Praevenire spielen. „Wohlauf, Kameraden, aufsPferd, aufsPferd!" Gut also, Krieg! Aber gegen wen ? Gegen Rußland? Da hatte Deutschland mitzureden; und wollte es? Sie selbst, verehrter Herr Harden, haben in einer großen Rede hier in Wien darüber gesprochen. Uns schien, daß man bei Ihnen die Energie Ihres Denkens nicht mitmachte und die scharf formulirte Platform „tzie Rußland, hie Oesterreich!" noch nicht für gegeben hielt. Die Sache war geschickt verkleinert, zu einem geringfügigen „tzie Skutari, hie Oesterreich" herablizitirt worden; und für Skutari Krieg? Das sah man bei Ihnen nicht ein. Und noch unerfreulicher stand der Fall, wenn man an unseren zweiten Bundesgenossen, Italien, dachte. Erinnern Sie sich doch nur, wie wir kurz vorher, im Dezember 1911, selbst im bittersten Konflikt mit Italien standen und daß man auch zuvor schon, seit unserem wirthschaftlichen Bruch mit Serbien (an dem ich, nebenbei bemerkt, nicht Serbien, sondern uns für schuldig halte) verschiedene starke Attachements der belgrader Regirung an Italien zur Sprache gebracht hat. Und geht man unter solchen Umständen in einen Krieg gegen Rußland? Gut also, wird man sagen und sagte man auch, gut also, keinen Krieg gegen Rußland; aber gegen Serbien könnten wir doch losgehen? Ich mußte dabei immer an das Wort denken, das einst Fürst Bismarck zur Charakterisirung einerRede, die Bamberger gegen seine auswärtige Politik gehalten hatte, sprach. Er nahm Bambergers Logik vor, zeigte die schlotterndden Fetzen ihrer Ungereimtheit, zeigte die Unfähigkeit, auch nur von einem zum anderen Element gerade zu folgern, und schloß mit dem mir seitdem unvergeßlich gebliebenen Wort: „Ich fordere meine Kollegen in Europa auf, zu sehen, mit wem ich mich da herumschlagen muß!" Krieg gegen Rußland nicht, aber Krieg gegen Serbien wollten unsere Leute. Zuweilen ist es, als müßte man sich an den Kopf greifen. Krieg gegen Serbien! Das war ja ', russische Krieg.

Nein, auf diese Weise ging es nicht; und darum begreife ich, daß Graf Berchtold es mit anderen Mitteln versuchte. Nun ist die Frage, ob es ihm gelang. Zugleich damit beantwortet sich aber auch die Frage nach seiner Art, die heute in einem solchen Halbdunkel schwebt. Ich wiederhole: Graf Aehrenthal hatte es für den Dramatiker gut; er wollte Etwas nehmen, und wer Etwas offen nehmen will, kann hierbei offen spielen und ihn interessant beleuchtende Szenen haben. Graf Berchtold aber hatte die Auf» gabe eines durchaus verdeckten und lautlosen Spiels. Man kam zu ihm und sagte: Hier ist ein unter russischer Führung geschlos- senes Bündniß von dreihunderttausend Serben und zweihundert» tausend Bulgaren gegen Oesterreich. Was also thun? Er sagte es nicht, aber die Folge lehrt, wie er es sich dachte: Krieg nicht, aber vielleicht schlage ich Dir die Waffe ohne Krieg aus der Hand. Wie? Zunächst vielleicht, indem ich Deine Waffe anderswohin kehre. Mutz es gegen Oesterreich sein? Vielleicht ist in diesem Bündniß Jemand, der nach seinem näheren Interesse sich eher gegen einen Anderen wenden lassen kann. Rnd siehe da: solch einen Faktor, eben Bulgarien, gab es auf dem Balkan, für den es ja eigentlich nicht das entfernteste Interesse zu einer Wendung gegen Oester» reich gab: wenn nun Bulgarien und mit ihm dann noch Griechen» land die Aufstellung dorthin nahmen, wo allein ihr Vortheil lag, dann genügte Serbiens Kraft von selbst für den geplanten Stoß nach Norden nicht mehr. Weiter: wenn Bulgarien und Griechen» land in einen Türkenkrieg gingen, dann mußte Serbien offenbar vermöge aller ihm traditionell heiligen nationalen Gefühle mit; denn wer verpaßt einen solchen Augenblick? Nm ein Bild zu ge- brauchen: es gilt im Schachspiel als eins der schwierigsten Ma» növer, die nach einer Seite gleichgerichteten Läufer in ihrer Posi» tion so zu ändern, daß sie genau nach der anderen Seite gleich» gerichtet sind. Aehnlich war das Spiel, das der Politik Berchtolds mit der Ablenkung des Stoßes vom Nordwesten nach dem Süd» osten, noch dazu nicht mit seinen eigenen, sondern mit den frem» den Läufern, gelang. Nebenbei bemerkt: man hat sich in derWelt viel über Oesterreichs Sympathien für Bulgarien gewundert. Viel» leicht waren diese Sympathien nun echt und dann bin ich aller- dings im Irrthum; vielleicht aber darf man fragen, ob sie nicht am Ende doch von der Art derer gewesen sein könnten, die der Mann im Dschungel dem Elephanten widmet, der ihm den anderen, wilden Elephanten einfangen und festhalten hilft. Sage ich damit etwa, Das Alles müsse sein? Ich achte die Serben, habe unter ihnen theure Freunde und Wüßtemir ein besseres Jahrhundert als

das, in welchem wir nun schon so lange gegen einander stehen. Aber ich liebe auch meine Brüder, meine Kinder, meine Landesgenossen und meine Mitbürger und kann darum keinem moralischen Bedenken gegen eine Politik Zulaß gewähren, die, um ein uns von fremder Intrigue zugedachtes tödtliches Unheil abzuwehren, ein Bulgarien, das sich dazu noch freiwillig anbietet, sammt einem von Rußland gegen uns aufgewühlten Serbien in einen anderen Kampf hinausschickt. Wenn nun der erste Schritt dieser Abwehrpolitik kein anderes Resultat gehabt hätte, als daß er die beiden Exponenten Rußlands von Oesterreich weg nach dem Südosten lenkte, so wäre Dies ein wahrhaft werthvolles und willkommen zu heißendes Ergebniß gewesen. Aber nun folgte, gemäß einer Konzeption, die mir auch nicht wie etwas Alltägliches vorkommt, gerade, nachdem es seine Siege erfochten hatte, die völlige Zerschlagung des russischen Instruments.
Man hat der österreichischen Politik vorgeworfen, daß sie nicht rechtzeitig gesagt habe, bis wohin im Westen sie den Serben gestatten würde vorzudringen. Und es ist allerdings klar, daß dann Serben und Montenegriner nicht nach Durazzo und Sku» tari gegangen wären; und dann hätte auch Oesterreich»Ungarn nicht erst zu drohen und die wiener Börse nicht zu beben gebraucht. Nur bedenkt man nicht, daß in diesem Fall zwischen Serbien und Bulgarien wohl von Anbeginn über die Beuteauftheilung eine Einigung auf einer anderenBasis MStande gekommen wärezund nach dem Ende des türkischen Krieges war dann ein, nach den gemeinsamen Siegen, nun auch im Frieden fest verbundenes und ge» einigtes Serbien und Bulgarien, und zwar jetzt erst recht, als unzerbrechliche Masse im russischen Dienst. Da also will es mir doch mehr imponiren, daß Graf Berchtold anfangs schwieg und durch dieses scheinbare Gewährenlassen Serbien seinen HauptanN>eil ganz nur im Westen suchen und sich auch beruhigt diesen seinen Antheil in der mit Bulgarien geschlossenen Abmachung verbriefen ließ. Als es dann aber recht drinnen war und seine Truppen schon Durazzo besetzt hielten, da, im richtig erlauerten Augenblick, kam Wien. Und jetzt erst, als es zu Rückzug und Herausgabe gedrängt und um das Hauptergebnis; seines Krieges gebracht war, jetzt erst erkannte Serbien, wie werthlos und politisch undurchdacht und ungesichert sein mit Bulgarien geschlossenes Theilungabkommen gewesen war. Und nun vollzog sichAlles unterZwang; nun mußte, wenn es nicht wieder eine Revolution gegen eine Dynastie geben sollte, eine Aenderung des Theilungmodus, eine Erhöhung des serbischen Antheiles gefordert werden: und da kam der Bruch und

zugleich der Zusammenbruch der russischen Balkanpolitik, Es ist wahr: in diesem Krieg siegte nicht Bulgarien, sondern es wurde niedergeworfen und wieder freute man sich in Rußland dsrBlindheit, die sich auf Bulgarien verließ. Daß aber Oesterreich inBedacht aller Möglichkeiten, das „Doppelt hält besser" beherzigt hatte, verräth die Thatsache, daß es gleich nach dem Zusammentritt der Londoner Konferenz die Schaffung des nun im Süden wie ein Sporn sitzenden Albaniens gefordert hatte.

Macht man also die Bilanz dieser beiden Jahre, so wird das Urtheil wohl anders als das landläufige sein. Die Zerschlagung des Balkanbundes, das Spiel, wodurch die russische Waffe sich gegen Andere kehrte, der Rückzug der Serben von Durazzo, die Her« ausgabe von Skutari und die Schaffung Albaniens: Das waren Etapen, wie sie nicht jeder Staat in Europa heute aufzuweisen hat. Graf Berchtold hat Rußland nicht endgiltig besiegt. Aber gewiß ist doch auch wahr, daß er bisher diplomatisch Von Rutzland^nicht besiegt wurde, sondern, daß er ihm, stumm auf der Lauer liegend, noch in dem Augenblick jedes Stoßes die Waffe in der Hand zerschlug. Und er will wirklich den Frieden; sein ruhiges und gemessenes Vorgehen zeigt, datz er seinen alten Kaiser nicht muthwillig aufs Pferd setzen wird, so lange es nur anders" geht.

Wien. Adolf Gelber.

s

Selbstanzeigen.

Severins Gang in die Finsternis. Ein prager Gespensterroman. Delphin-Verlag in München.

Dieser Roman will in erster Linie ein prager Buch sein. Seine Schicksale sind innerhalb der Grenzen dieser wunderbaren Stadt bedingt, die Struktur seiner Erlebnisse aus dem Material ihres Erdreiches gebildet. An und für sich wären seine Voraussetzungen vielleicht erklügelt, seine Psychologie überhitzt, seine Begebenheiten banal oder absonderlich. Aber die Geschichte von der Iersal und dem Untergang des jungen Severin will mehr als jede andere aus ihrem Milieu verstanden sein. Leser, die Prag gar nicht oder nur vom Hörensagen kennen, die seine magische Ausstrahlung, seine dunklen, rattensängerischen Kräfte nicht am eigenen Leib erfahren haben, werden das Geschick des Helden nicht völlig verstehen, seine unabänderliche Gewaltsamkeit nur mühsam, mit verlegener Abwehr, begreifen. Im Spiegel der eigenartigen Phantastik, die, mehr oder weniger la-

tent, dem prager Boden entsteigt, den knappen Ausschnitt einer Welt im Kleinen zu geben, ist Zweck und Absicht des Buches. Die lauten Fragen des Tages, der politische Schacher mit seiner heftigen Betrieb» samkeit sind nicht darin enthalten. Darum ist es gewiß auch kein Zeitbild und begiebt sich schon seiner Anlage und seinem Umfang nach des Anspruches, eins zu sein. Aber ein (wenn auch nur von einer Seite beleuchtetes) Stück eines Kulturbildes habe ich in den Kapiteln zu formen gesucht, die einen Einblick in eine bemerkenswerthe, wohl nirgends sonst in dieser seltsamen Mischung vorhandene Gesellschaft gewähren. Wie die gegenwartlose, aus dem Zusammenhang der Zeit gerissene Romantik Prags im Leben und in den Gedanken einzelner Repräsentanten dieser Gesellschaft trübe und wunderliche Blasen w>ft: Das ist der Inhalt meines Gespensterbuches. Die Perspektiven, die es eröffnen will, heben es über den Rahmen der Nove.le hinaus; uno in diesem Sinne habe ich mich befugt gefühlt, es Roman zu nennen,
Prag. Paul Leppin.

Die Lanrilienfiöeikominisse von wirthfchaftlichen, legislatorischen, geschichtlichen und politischen Gesichtspunkten. 233 Seiten, mit zwei Karten. Groß»Oktav. Perlag von Puttkammer « Mühlbrecht in Berlin.

In Preußen steht die Neuregelung der Familienfideikommißge» setzgebung bevor. Bei der fortschreitenden Entwickelung der Fideikom» misse, besonders in den letzten zwei Iahrzehnten, wird die Bedeutung der Neuordnung für die gesammte Bevölkerung allgemein anerkannt. Freunde wie Gegner der Institution sind eifrig bemüht, die von ihnen vertretenen Anschauungen in der Fideikommißnovelle zum Ausdruck zu bringen. Die Einen wünschen einen Ausbau des Gesetzes, die Anderen rufen: Fort mit dieser Institution, die aus der Feudalzeit stammt und in unsere Tage nicht mehr hineinpaßt! Das Problem harrt der Lösung und man sieht sich nach Waffen für den Kampf um. Die Literatur ist jedoch spärlich. Ich habe mich bemüht, möglichst objektiv zu sein; trotz einer Vorliebe für die Fideikommiße, die ich nicht leugne. Ich weise zunächst nach, von wie großer Bedeutung die fidei» kommissarische Bindung für die Erhaltung des nationalen Waldbestandes ist. Ob ein Fideikommiß gut oder schlecht wirkt, hängt ab von der natürlichen Betriebsform in seiner Gegend, vom Bodenangebot, von Bevölkerungerscheinungen. Dann werden (und hierin besonders liegt die Bedeutung der Schrift) ins Einzelne gehende Vorschläge „6s IsKL kersnäs" gemacht. Im letzten Theil wird die geschichtlich»politische Bedeutung der Fideikommiße in den verschiedenen europäischen Ländern beleuchtet (Spanien, Böhmen, Schottland, Frankreich, Deutsch» land) und das Buch schließt mit einem Kapitel über die heutige politische und ethische Bedeutung der Fideikommiße in Preußen.
Dr. iur. st MI. HermannKrause.

Der xhilsssxhische Idealismus und öas Grunöproblem öer
Srkenntnifztheorie.

Zu der freundlichen Besprechung meiner Schrift durch Karl Ientsch
in Nr. 22 der „Zukunft" bemerke ich, daß die Schrift nur von mir
(Meisse, Bismarcks^ 11) zu beziehen ist. In sachlicher Beziehung ge»
statte ich mir den Hinweis, daß ich mit meiner Ansicht über die sekun-
dären Qualitäten nicht allein stehe; bedeutende Gelehrte, an ihrer
Spitze, Frischeisqn-Köhler, vertreten sie. Alle Argumente für und
Wider die Nur-Subjektivität werden auf den Seiten 37 bis SO meines
Buches erörtert.

Neisse. Dr. Franz Iünemann.

Haschisch. Vierte Auflage, mit dreizehn Zeichnungen von Alfred
Kubin, bei Georg Müller in München.

Ich würde und könnte dieses 1897 und 1900 entstandene und 1902
zsum ersten Mal erschienene Buch heute nicht mehr schreiben; vielleicht,
weil meine Phantasie in weniger übermüthiger Fülle blüht, vielleicht,
weil eine universellere Weltbetrachtung das rein ästhetische Flattern von
Reiz zu Reiz etwas hemmt. Dennoch freue ich mich, dieses Buch als ein
Bierundzwanzigjähriger geschrieben zu haben. Man hat mir die Noth-
wendigkeit zu zeigen versucht, sein Neuerscheinen in Einklang zu brin-
gen mit meinen in der letzten Zeit gelegentlich geäußerten (und heftig
angegriffenen) Meinungen über die Grenzen zwischen Kunst, Sittlich-
keit und Religion. Ein Kunstwerk kann, wie ja heute bis zum Ueber-
druß gepredigt wird, allerdings in sich weder unsittlich noch irreligiös
sein. Bielmehr hat es als Kunstwerk mit Sittlichkeit und Religion über-
haupt nichts zu thun. Wohl aber kann ein unsittlicher Gebrauch da-
von gemacht werden und beschränkte Gemüther mögen in ihrem Glau-
Pen daran Anstoß nehmen. In diesem Buch nun unterfange ich mich
nicht, an den Grundlagen der Familie und Ehe <zu rütteln, wenn ich mir
auch als Künstler herausnehme, meine Stoffe unter den Merkwürdig-
keiten zu suchen, die außerhalb der Familie liegen. Eben so wenig
drücke ich eine Mißachtung vor der Religion aus (was ganz und gar
meiner eigenen religiösen Gesinnung widersprechen würde), wenn ich
zeige, wie eine gotteslästerliche Schaar verruchter junger Leute in dem
»Augenblick, wo sie glaubt, die Sünde wider den Heiligen Geist zu be-
gehen, vor der Allmacht Gottes anbetend in die Knie sinkt. Ein Mon-
signore in Rom hat mir einmal gesagt, daß meine Darstellung, wenn
sie auch den Teufel recht eingehend konterfeit, in nichts gegen die katho-
lischen Dogmen verstört. Ein Gläubiger wird sogar von dem Gedanken
erbaut sein, daß Gott die größte der Sünden, die wider den Heiligen
Geist, kaum zuläßt. Immerhin ist das Buch nur für gebildete Erwach-
sene geschrieben. Sein Aeußeres wird es aus der Kinderstube fern
halten, sein Preis muß es für die halbwüchsige Iugend unzugänglich
machen und sein Stil dürfte kaum das Interesse der Halbgebildeten er-
wecken. Damit ist den berechtigten Forderungen der sozialen Sittlich-

keit ge«lK gethan. Ich wende mich zunächst an erfahrene Männer. Wenn ihnen das Büchlein solcher Ehre würdig scheint, mögen sie es ihren Gelrebten, die es doch in dieser christlich»moralischen Welt nun einmal giebt und deren Loos ist, außerhalb der Schranken der gesell» schafftlichen Moral in wilder Anmuth zu blühen, auf den Toilettentisch legen. Es jungen Schwestern und Töchtern zu geben, die sich ihr Schicksal innerhalb dieser Schranken aufbauen sollen, wäre tadelnswerth. Es seiner Frau zu schenken, ist meist überflüssig, oft gefährlich; doch kommt es natürlich immer auf die Frau an. Und Dir, schöne Müßig» gängerin, die Du zufällig durch diese Anzeige gerade zur Lecture gelockt wirst, sage ich Dies: Wenn Du nicht anders kannst, ließ es heim» lich; wie Du Dich einmal gelegentlich auf einen nicht ganz einwandfreien Ball stehlen magst, wohin Du nicht gehörst. So lange Du selbst weißt, daß Du nur eine Escapade unternimmst, deren man sich nicht rühmen soll, um kein schlechtes Beispiel zu geben, magst Dn es in des Teufels Namen lesen. Stellst Du Dich aber auf den Standpunkt heuchlerischer Liederlichkeit, deren drittes Wort lautet: „Es ist ja nichts da» bei", oder gehörst Du zu den schwatzhaften Gänsen, die immer wieder betonen, die Frau sei in erster Linie Mensch und von der selben sittlichen Natur wie der Mann, dann haben wir einander nichtszu sagen...
Much in einer gesund funktionirenden Gesellschaft giebt es eine Menge niemals von Gesetzgebern und Moralphilosophen vorausgesehener Dinge. Gerade sie werden ihrer bunten Abenteuerlichkeit wegen den Künstler besonders reizen. Sie verbieten, ist heuchlerisch, philisterhaft und außerdem zwecklos. Darum sollen sie noch lange nicht öffentlich ausgeschrien werden. Auch von dem Künstler ist daher zu verlangen, daß die Form, in der er solche Stoffe behandelt, und von dem Verleger, daß die Art, wie er sie auf den Markt bringt, die Distanzen zu der herrschenden Sittlichkeit wahrt. Man erzählt nicht am Familien» ltisch, daß man gestern mit einer „interessanten" Dame soupirt hat. So wird man verhindern müssen, daß Bücher, die heikle Themen behandeln, in falsche Hände gerathen. Ganz verkehrt, weil kunstmordend, ist das englische System, das dem Künstler einfach die Darstellung solcher Dinge verbietet und dem jungen Mädchen Alles zu lesen und zu sehen erlaubt, statt dem Künstler die Freiheit der Darstellung zu lassen, aber jungen Mädchen manchmal den Zugang zu verbieten. Die französische Gesellschaft war Harum so frei und geistreich, weil junge Mädchen streng ausgeschlossen wurden; die englische ist deshalb so langweilig und monoton, weil die „spinstsrs" bei Allem sein müssen. Der Autor, der sich auf gewagte Pfade begiebt, muß sich eines besonders gepflegten Stils befleißigen, und damit hat er die Pflichten der Sittlichkeit und des Taktes erfüllt. Das Andere ist Sorge der Verleger, Buchhändler, Eltern und Vormünder. Also, Ihr lachenden Courtisanen, Euch lege ich dieses Büchlein meiner Iugend ans Herz; und Euch, selbstsicheren und klugen Damen, stecke ich es vielleicht heimlich unter das Kopfkissen.
OskarA, H. Schmitz.

Schlußakte.

ie Aktiengesellschaft Metzeler L Co. in München, die Gummi»
waaren herstellt und zwölfhundert Arbeiter beschäftigt, ist in
Konkurs gekommen. Technische Leistung und Geldbedarf standen nicht
mehr in richtigem Verhältnis zu einander. In den guten Tagen half
die Bayerische Handelsbank der Metzeler»Gesellschaft; zog sich aber
zurück, als sie die Größe der Kapitalnoth erkannte. Ihre Nachfolgerin
war die münchener Filiale der Dresdener Bank, München ist kein
reicher Acker für die Hohe Finanz. Da sind zunächst die „alteingesesse-
nen" Doppelbanken, die einen beträchtlichen Theil der wirtschaftlichen
Chancen in Erbpacht haben. Später kamen die Niederlassungen ein-
zelner berliner Institute (Deutsche, Dresdener, Darmstädter); sie fan-
den keinen gedeckten Tisch. Die Filialleiter wollten SiliAsutism prä-
stiren und den berliner Chefs zeigen, daß man Musik in den Knochen
habe. Deshalb wurde tapfer zugegriffen; und es kam vor, daß man
arg daneben griff. So erging es der Dresdener Bank mit Metzeler.
Da konnten schon die Erfahrungen der Handelsbank abschrecken. Aber
die Dresdener Bank hielt den Revisionbericht, den ihr die Deutsche
Treuhandgesellschaft erstattet hatte, für ausreichend. Die erklärte nun,
sie habe zwar, „soweit es sich um die buchmäßigen Feststellungen
handelte, zu wesentlichen Beanstandungen keinen Anlaß gehabt", der
von ihr erstattete Bericht habe jedoch „zahlreiche weitergehende An-
gaben enthalten, an denen man achtlos nicht vorübergehen durfte, weil
sie zur Beurtheilung der voraussichtlichen weiteren Entwickelung der
Gesellschaft von erheblicher Bedeutung waren." Die Dresdener Bank
hat sich gegen den in dieser Erklärung liegenden Tadel gewehrt und
behauptet, daß sie aus dem Bericht ungünstige Schlüsse nicht ziehen
>konnte. Doch die Entwickelung sprach gegen sie. Metzeler meldete, drei
Iahre nach dem Eintreten der Dresdener, Konkurs an und hatte, seit
die neue Verbindung bestand, keine Dividende mehr gezahlt. Unter der
Aegide der münchener Filiale der Dresdener Bank wurde eine auf
deren Namen ausgestellte und hypothekarisch gesicherte Obligationen-
anleihe von 2 Millionen ausgegeben und zu 101 Prozent freihändig
aufgelegt. Wahrscheinlich werden sich die Obligationäre bei der Ab-
wickelung mit 85 Prozent begnügen müssen. Das wäre ein Verlust
von 1« Prozent: 320 00« Mark. Das Aktienkapital von 2,8«Millionen
ist ganz verloren. Zuletzt wurden 300 000 Mark (im Mai 1911) den
alten Aktionären zu 112 Prozent angeboten. Wenn überhaupt an die
Möglichkeit eines Regresses zu Gunsten der Aktionäre zu denken ist,
kann es sich nur um diese 300000 Mark letzter Emission handeln. Aber
es ist sehr zweifelhaft, ob die Besitzer der Gesellschaft von ihrem Geld
Etwas wiedersehen. Auch den Kontokorrentgläubigern sind schlechte
Prognosen gestellt worden: im besten Fall 30, vielleicht aber nur 10
Prozent. Das ist im Ganzen eine runde Million. Die Dresdener Bank
wird, mit einem Guthaben von N/4 Million, wohl nichts verlieren.
Die Erinnerung an die Erlebnisse der Metzeler»Gesellschaft wirh

also mit 4 Millionen bezahlt. Es ist keine Kleinigkeit, ein Unternehmen, das zwölfhundert Arbeiter beschäftigte, verschwinden zu lassen; und die Nöthigung, die zu einer so schmerzhaften Operation treibt, muß sehr stark gewesen sein. Daß die Dresdener Bank zu jeder Konzession bereit war, die auf den Weg des Heils führen konnte, versteht sich von selbst. Aber weder die Gläubiger noch die übrigen münchener Banken oder die Staatsbehörden konnten sich zu einer wirksamen Unterstützung entschließen. Die Frage nach Schuld und Sühne wird ja selten zu all» gemeiner Zufriedenheit beantwortet. Festgestellt wurde, daß die technischen Leiter grobe Fehler gemacht haben. Die Fabrikate wurden so schlecht, daß in einem Iahr für 700 Ml) Mark Waaren als unbrauchbar zurück kamen. Schließlich suchte man sich durch Schleuderpreise konkurrenzfähig zu halten. Ansprüche auf Schadensersatz, die von Aktionären ausgehen, sind, wie die Erfahrung lehrt, keine glatten Geschäfte. Auch kann sich« nur um die letzten Aktien handeln, die von der Dresdener Bank emittirt wurden. Der größte Theil des Grundkapitals, 2>/L Millionen, ist also verloren. In der Generalversammlung erklärte der Konkursverwalter, daß den Aktionären selbst dann nichts bliebe, wenn ihnen eine Million ausgezahlt würde; denn Alles, was einkommt, gehört zunächst den Gläubigern. Der Aktionär vergißt zu oft, daß er keine Forderung an seine Gesellschaft hat und die Konkursverwaltung sich um seine Schmerzen nicht kümmert. Die Generalversammlung der Aktionäre ist machtlos, sobald der Konkurs über eine Gesellschaft verhängt worden ist. Die Metzeler-Aktionäre beschlossen denn auch, dem Konkursverwalter freie Bahn zu lassen.

Ob es gelingt, eine neue Gruppe für das gescheiterte Unternehmen zu interessiren? Man möchte vermeiden, daß Münchens Industrie für alle Zeiten um ein abschreckendes Beispiel bereichert bleibe. Auch über Kohlenarmuth, Wasserkräfte und allgemeine Wirthschaftzustände wird dort wieder eifrig gesprochen, seit der Verkehrsminister von Seidlein die Elektrifizirung der Eisenbahnen abgelehnt hat. Seit zehn Iahren wird von dem Segen der Wasserkräfte gesprochen; aber noch ist wenig geschehen, um der bayerischen Industrie diesen Segen nutzbar zu machen. Kein Wunder, daß die Großindustrie dem Staat die Fähigkeit zu wirth schaftlich er Initiative abgesprochen und in dürren Worten verlangt hat, er solle seine industriellen Unternehmungen aufgeben und dem Privatkapital das Elektrizitätmonopol überlassen. Daß die Regirung mit diesem Vorschlag im Grundsatz einverstanden ist, zeigt die neue Denkschrift „über den Stand der Elektrizitätversorgung in Bayern". Man erfährt, daß der Ausbau der Wasserkräfte curs posrs' rior sei. Ganz nach der Ansicht einzelner Vertreter der Großindustrie, die behaupteten, der Werth der Wasserkräfte werde überschätzt. Gut. Wie steht es aber mit dem Bau der Ueberlandcentralen? Staat, Gemeinde, Privatunternehmen oder gemischte Wirthschaft? Die Denkschrift weist auf die hohen Kosten, die der Bau von Ueberlandwerken macht (die Versorgung des rechtsrheinischen Bayern mit elektrischem Strom werde mindestens 200 Millionen kosten), und plaidirt für das

Privatkapital. Dem seien zunächst Risiko, Thatkraft, Arbeit allein zu überlassen. Wenn die Ergiebigkeit nachgewiesen sei, könnten sich ja die Oemeinden mit Aktienbesitz an den Elektrizitätwerken betheiligen. Der Staat aber werde die Unternehmer durch Verträge an sich binden. Das 'Programm ist ja gar nicht dumm; nur fragt sich, ob der Siegeszug der elektrischen Kraft ohne thätige Mitwirkung des Fiskus möglich sein wird. Man gedenke der unfreiwilligen Hemmungen, die sich die mo» derne Stickstoffindustrie auferlegen mußte, weil in den Ministerien die frische Farbe der Entschließung fehlte. Nach Iahren der Unschlüssigkeit (die Badische Anilinfabrik hatte seitdem auf ihren Plan verzichtet, an der Alz, in Oberbayern, eine große Anlage zu errichten) glückte es der Deutschen Cyanidgesellschaft in Berlin, die Genehmigung zum Bau einer Stickstofffabrik, an der Alz, bei Trostberg, zu erlangen; und heute ist Bayern im Besitz des größten deutschen Kalkstickstoffwerkes: der Bayerischen Stickstoffwerke. Von Amtes wegen soll natürlich kein Mo» nopol der Privatindustrie geduldet werden. Man erinnert Hch der Mi« nisterialerlasse gegen solche Bestrebungen der großen Elektroconcerns. Um sie in Schranken zu halten, wird mit der Preisgabe der Wasser« kräfte gezögert. Die sind das letzte Reservat des Staates. Trotz diesen Widerständen, die vielleicht nicht sehr ernst gemeint sind, besteht der Wunsch nach dichtester Anlage des Kabelnetzcs. Ueber den Widerspruch zwischen den Monopoltheorien, die beim Staat auf fruchtbaren Boden fallen (sus res sgitur), und den Folgerungen, die das Privat« kapital an die Uebernahme aller Gefahren knüpft, wird man wohl nie ganz hinwegkommen. Bereitschaft zum Kompromiß ist hier Alles.
Der Staat kann an die Stelle der unbegrenzten Freiheit des Kapitals, sich in Risiken einzulassen, nur die Vorrechte aus bestimmte Allgemeingüter setzen. Das zeigt sich auch, wenn er versucht, einer bedrängten Industrie Hilf« zu leisten (Kali). Er ordnet dann eben an, was zu geschehen hat, und kümmert sich nicht darum, ob sein Programm mit den Lebensbedingungen der Privatwirtschaft übereinstimmt.
Wirksam saniren kann nur das Privatkapital. Hätte der Staat geschäftliche Irrungen und Wirrungen, wie der berühmte Fürstentrust sie zeigte, aufzuknoten vermocht? Kaum. Die Deutsche Bank fing im Iuli 1913 an. Wie und mit welchem Erfolg, habe ich hier schon geschildert. Mitte Februar 1914 hieß es, daß Zwistigkeiten entstanden seien; der starke Wille, der sich vorher stets mit Erfolg gegen die Bedenken der Banken durchgesetzt hatte, machte wohl einen letzten Versuch, unbequeme, Rathgeber abzuschütteln. Die 4 Millionen Mark Aktien der Deutschen Levantelinie, die dem Fürsten Hohenlohe gehörten, bildeten das Streitobjekt. Sie waren an die HAL verkauft worden; und es hieß, daß dieser Verkauf Anlaß zum Konflikt gegeben habe.
Am ersten April wurde berichtet, daß ein endgiltiger Liquidationvertrag zwischen der Deutschen Bank und den Fürsten abgeschlossen worden sei. Kein Aprilscherz, sondern eine bündige Widerlegung aller Gerüchte, daß die Bank sich von der Aufarbeitung der Fürstengeschäfte zurückziehen werde. Bis das letzte Konto gereinigt ist, können fünf

Iahre vergehen; diese Zeitspanne schreckt aber nicht mehr, weil in ihr nicht die Gefahr der Nothwendigkeit übereilten Handelns steckt. Damit ist es vorbei; die Deutsche Bank hat seit Iuli schon rund 70 Millionen (durch Aktienverkäufe und Anleihen) losgeeist, so daß. nur noch die kleinere (aber schwierigere) Hälfte des Kredits zu erledigen bleibt. Die Deutsche Bank wird, nach ihrer Rechnung, etwa 30 bis W Millionen bis zur Abwickelung des letzten Fürstengeschäftes festzulegen haben, hat aber Verlust nicht zu fürchten. Die beiden Fürsten haben sich von einander getrennt. Fürst Hohenlohe bleibt bei der Berliner Terrain» und Baugesellschaft, der Handelsvereinigung, der Palästinabank und der Deutschen Hotel Aktiengesellschaft, während Fürst Fürstenberg die Boswau S Knauer G. m. b. H. übernimmt. Daß auch die Deutsche Palästinabank liquidirt wird, ist erst jetzt beschlossen worden. Sie ge» hört nicht zu den schlimmsten Fällen. Viel schwerer wird es sein, mit den Hotels, besonders mit Esplanade, fertig zu werden. Ob es gelingen wird, einen Käufer für das sehr hoch bewerthete Grundstück (16 Mil» lionen, nach Abzug der Hypotheken) zu finden, ist fraglich. Sicher nur, daß bei der Sanirung kräftig zugezahlt werden muß, um den vsrvus rsrum in der Bilanz wieder lebendig zu machen.

Wenn die Deutsche Bank sich für die Abwickelung aller dieser Geschäfte einsetzt, so ist anzunehmen, daß sie die Situation nicht für hoffnunglos hält, sondern von ihrer Operation ansehnlichen Gewinn erwartet. Schließlich sind die Hauptopfer der verfehlten Unternehmun» gen die Fürsten selbst. Wenn verhindert wird, daß unser Wirthschaft» leben mitleidet, brauchen die dem Trust Fernen nicht zu klagen.

L a d o n.

Anvergehlich.

I. „Die Stunden an Bord des ‚Imperator' werden mir eine un» vergeßliche Erinnerung sein." Was ist Das? „Die Erinnerung an die auf dem -Imperator' verlebten Stunden wird mir bleiben." II. „Die hohen Vorzüge, die den Verewigten, Kardinalbischof Dr. von Kopp, in seinem Beruf und als Menschen auszeichneten und seinem verdienst- vollen Wirken ihren Stempel gaben, werden von den Ueberlebenden noch lange in dankbarem Gedächtniß bewahrt werden." Was ist Das? „Dankbar werden die Ueberlebenden noch lange der Verdienste geden» kein, die Kardinal Kopp, der Fürstbischof von Breslau, sich erwarb, und der Eigenschaften, die den Menschen und den Priester schmückten." (Wenn Einer „verewigt" ist, hat undbraucht er keinen Berus, keine Aus» zeichnung mehr.) III.. „Paul Heyse wird als formvollendeter Inter» pret romanischer Dichtung unvergessen bleiben." Was ist Das? Rei» tende Artilleriekaserne. Und was fehlt? Eine Instanz, die verpflichtet ist, die Depeschen des Herrn Reichskanzlers ins Deutsche zu übersetzen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. — Verlag der Zukunft in «erlin. — Druck »on Paß « Sarleb K. m. b, h, in Berlin.

Berlin, den 18. April 1«14.
Trio.
W. Wertheim G. m. b. H.
n einem von Orientalen geleiteten Waarenhaus will Don Manuel, Schillers Prinz von Messina, Seide und Wolle, Schuhe und Schleier, Blumen und Edelsteinschmuck einkaufen. Alles im selben Laden? Das dünkte den deutschen Schüler unglaublich; wäre auch von dem französischen noch in der Lenzzeit des Bürgerkönigthumes nur als der verzeihliche Irrthum eines Schwärmers hingenommen worden.Bald nach Fieschis, des Korsen, Attentat auf Louis Philippe wurde derBazarl-aVilleäe Paris eröffnet; und die Zeitungmacher (die noch nicht ahnten, welches Heil ihnen da dämmere) bespöttelten den Riesenköter, neben dem die älteren Geschäftshäuser, l.e Petit Zaint'l'Komäs und l.e pauvre Oiable, nur noch wie Zwergbulldoggen, wie kleine Kläffer wirken würden. Das war derAnfang. Engländer und Amerikaner hatten schon Waarenhäuser, als, 1855, das iVisZasin äu l.ouvre entstand. Dann kam Boucicaut. In heller Nacht erzählte, vor Sebastopol, demKapitänBruneteinwackererBootsmann.dergrößteSchmerz seines Lebens sei gewesen, daß ein jüngererBruder,derjetztschon durchs Steuermannscxamen gelotst sein könnte, unter die elenden calicots gegangen sei. Dieser aus der Art geschlagene Bruder war Boucicaut, der Gründer desWaarenhauses^u Son^arcKe. Ihm folgten printemps, Samaritsine und deren Geschwister; und die ans Paris Heimkehrenden berichteten, unter einem Dach könne man dortMöbel und Zahnbürsten, Stiefel und Chokoladc.Ballkleider und Schlittschuhe einhandeln. IedeWaare billiger als bisherim

Sondergeschäft. Nichts gegenChicago. Bei Siegel, Cooper S Co.
gabs, außer Gemüse, Kohle, Kleidungstücken, Gebäck, Hausrath,
Stoffen allerArt, lebende Rinder, Hunde.Rennpferde, eine Bade-
anstalt, einen Frisir» und Rasirladen, ein Bankbureau, einPost»
amt, ein Restaurant, einen Raum für Kleinkinderbewahrung und
einen für Gesindevermiethung, einen Kunstsalon, einen Lesesaal
mit Riesenbibliothek und ganzen Ballen gedruckter Oeffentlicher
Meinung aus aller Herren Ländern; sogar eine Klinik. Deutsch»
land sah diese Entwickelung erst deutlich, als, 1885, Zolas Roman
,,^u bonkeur cles äames« erschienen war. Besseres istüber Leib und
Seele, Vortheil und Gefahr des Waarenhauses bis heute noch
nicht gesagt worden. Der Homer von Medan zeigt uns den von
derungeheurenHöllenmaschinezerstampstenKleinhändlerBaudu,
der sich in seiner luftlosen Höhle, unter den verstaubten, aus der
Mode gedrängten Stoffen, als den beinahe schon letzten »reellen"
Händler fühlt, und denbärtigenVaterBourras,demMouret,der
Waarenhausbesitzer, eine aus Schirmen und Stöcken gethürmte
Pyramide neben das vereinsamte »Branchegeschäft" stellt; zeigt
das Entstehen und die Bewährung der ecole äu brutal et äll colossal
ctans la science cte l etal^e urld vergißt in den leuchtendenFresken
nichtdaswinzigsteTheilchendesGeschäftsbetriebes.DerMeister-
roman wirkte stärker und weiterhin als Coffignons «doulisses cle
la m«cle«, Matajas «Großmagazin und Kleinhandel", Ma»
roussems»l.esIVläMsins tels qu'ils sont«. Wer ihn gelesen hatte,er»
kannte das Ziel der neuen tzandelswege. Mit großem Kapital
sollen, nicht mehr vom vertheuernden Zwischenhändler, sondern
unmittelbar vom Hersteller, große Waarenmengen bezogen, bar
bezahlt, in weiten, hellen, hübsch eingerichteten Räumen (mit
breiten, hohen Schaufenstern) ausgestellt und, nur gegen Bar-
zahlung, verkauft werden. Geringere Spesen (Foville hat sie für
die Kleinen auf 41, für die Großen auf 13 Prozent der Umsatz»
summe geschätzt); günstigere Einkaufsbedingungen (weil mehr,
weil vom Produzenten, weil von behenderen Leuten eingekauft
und bar bezahlt wird); trotz allem Prunk sind auch Miethzins und
Regiekosten, imVerhältniß zumUmsatz, geringer alsbeimKlein»
händler. Billiger ist selbst der Transport (weil die Waaren nicht,
wie sonst, an viele Firmen zu vertheilen sind) und der ganze Auf»
wand sieht gewaltiger aus, als ihn, immerimVerhältnißzumNm»
satz, die Rechnung findet. Der Kunde, der den kleinen Lieferan»
ten meist Monate, manchmal Iahre lang warten läßt, bezahlt im

Waarenhause sofort; die Abtheilungchefs können auf lange Frist hinaus disponiren, den einzelnen Industrien die Wege, die Preise vorschreiben, die Mode so biegen und kneten, daß sie ihrem Ge» schäftsvortheil dient, und mit den Resten, den Ladenhütern, die den Kleinen den Schlaf rauben, noch Ausverkäufe anrichten, die das Kundenheer mitTrompetengeschmetter ins Lager locken. Als Zolas Roman erschien, zahlte Frankreich in jedem Iahr den Zwischenhändlern einenTribut von 7Vs Milliarden Francs; kam auf je zehn Köpfe ein Handelsvermittler; hatte Lexis berechnet, daß es in Breslau für eine Nachfrage, die in ungefähr 239Läden bequem zu befriedigen gewesen wäre, 379 gab; hatten Mill und Rogers, Roscher und Lagarde längst das Elend eines Zustandes beseufzt, der die Zahl der Händler weit über das Bedürfniß der Käufer hinaus mehre. Und diese kribbelnde Konkurrenz führte nicht etwa zur Herabsetzung der Ladenpreise, sondern verringerte nur dcn Gewinntheil des Herstellers. Derwurde von allen Seiten unterboten und mußte sich drum mit kleinerem Nutzen begnügen; den hilflosen Ladenkunden aber hielt der Detaillistenring diePreise auf einer ihm „gerecht" scheinendenHöhe und ließ sich von schüchter» nem Bedenken niemals vor fünfzig» bis hundertprozentigem Zu» schlag warnen. DerDrang nach derZusammenfassung aller Kräfte, nach Centralisirung, Kartellirung, Syndizirung mußte auch im Waarenhandel fühlbarwerden und aus schmerzenden Wehen die Riesenbazars gebären. Die Zeitstimmung lehrte, wie viel der Händler durch den Großbetrieb zu ersparen vermag; wie er, der allzu lange derKonjunkturmachereieinzelnerIndustrien und den Modelaunen der Kundschaftmachtlos ausgeliefertwar, aufPro» duzenten und Käufer beherrschenden Einfluß gewinnen könne; und da ein paar schlaue Männer, ohne Zagen und Zittern, keck den neuen Weg beschritten hatten, folgten bald viele, ohne Er» röthen, ihrer Spur. Ohne Angst auch vor den Generalkosten. Die sollen für den lZon ^arcke schon im Iahr 1887 ungefähr 36 Mil» lionen betragen haben (Sallein fürReklame);aberBoucicaut hatte tausend kleine Geschäfte verdrängt und die Amsatzziffer überall eine Höhe erklettert, vor der dem wildesten Börsenjobber schwind- lig geworden wäre. Doch sie stieg noch höher; im Iahr 1898 Warens im lZon lViarcKe 180, im I^ouvre 143 Millionen Francs. An dieses Iahres Schwelle war Messels Wunderbau für das Waarenhaus A. Wertheim fertig geworden. Solches hatte selbst Zolas jungerBaumeister nicht erträumt, derMouretsKaufhaus

in einen Glaskasten umwandelte. So sah auch nicht der Bezirks« bazar aus, in den Bellamys Edith (in dem berühmten Roman «I^ooKinZ backvärä«) den aus hundertjährigem Schlummer Er» wachten führt. Die herrlichste Vereinung von Kraft und Grazie; der schönste Zweckbauim neuen Berlin; ein Märchenreich und eine Kathedrale für die Kauflust. Die deutsche Hauptstadt hatte schon achtIahrezuvoreinWaarenhaus modern stylegehabt: denKaiser» bazar am Werderschen Markt. Als er mit Hymnen festlich beleuchteter und befeuchteterSchreiber eröffnet worden war, sprach der weise Rudolf Hertzog: »Den Bazar fürchte ich nicht; aber den Ausverkauf, in den er enden muß." Das Ende kam rasch. Nun wars vergessen. Alles Gespött über die »Ramsch» und Pofelba» zare" im Osten, über Wertheims ruppige Iahrmarktsherrlichkeir an der Mauerstraße; die Anklageschriften von Beurdeley und Drucker; das Gestöhn des Kleinhandels und der insWaarenhaus vermietheten, von hundert Gefahren umlauerten Mädchen: vergessen. Der bunte Glanz überfunkelte sogar die wehe Erinnerung, an die grüne Bluse, die nach dem ersten Regen die Farbe der» ändert, an das Spielzeug, das der Weihnachtbaum überlebt hatte, an Karlchens Sammetanzug, dessen Nähte auf dem ersten Spazirgange geplatzt waren. Plusquamperfektum! Hier ist ein Wunder: glaubetnur! Glaubet, daß dieWaarenmindestens eben so gut sind wie bei Hertzog, Gerson, Iordan, Grünfeld (selbstSozialdemokraten schreiben es) und daß Ihr (was auch nicht un» wichtig ist) für eine Tasse Kaffee mit Torte und Schlagsahne nur vierzig Pfennige zu zahlen brauchet. And wem danken wir diese Wonnen? Vier Brüdern, deren Vater schon inRostock einWaa» renhäuschen hatte. Bombenkerls! «Weil sie wittern, wo was zu erHamstern ist? Diese vier Iuden haben ihr Hordenzelt an der Spree aufgeschlagen; sie entziehen, wie anmaßendeRüstern dem niederen Gesträuch, unzähligen mittleren und kleinen Händlern den Lebenssaft, saugen, mit den Rüsseln ihrer schwindet haften Re» klamekunst, die Kundschaft ganzer Stadtviertel auf, vernichten die Ezistenzbasis zahlloser Familien, die sich gestern noch ruhig uni> friedlich nährten: und schlafen dennochfichersosanft.alshättensie niemals ein Wässerchen getrübt." Auch solche Stimmen waren noch hörbar. Nicht lange. Wertheim inserirte in nie erschautem Amfang: und durfte deshalb triumphiren. Zwei Iahre lang ein» sam. Dann kam Tietz (Hermann aus München; Leonhard blieb in Köln). Auch in die Leipziger Straße, auf das Grundstück des

«lten Konzerthauses, wo die berlinische Mittelbourgeoisie einst
der Musik Bilses gelauscht und bei Bier, Butterbrot und Strick»
zeugdieehrbareAnnäherunganheirathreifeTöchtererlaubthatie,
baute er aus Sandstein, Eisen und Glas eine mächtig ragende
Zwingburg. Viel hätzlicher, aber viel pompöser als Wertheims;
von Schlauheit, die ernster Kunstgeistnicht hemmte, ersonnen. Die
ganze Front ein Schaufenster; goldig glänzende Gitter, steinerne
Riesen, Marmorstuck, bronzene Thiere und künstlich nachgestüm»
perte Pflanzen schmeichelten dem an protzigen tzausschmuck ge»
wöhnten Siun der Berliner; und zwei Springbrunnen, die Par-
füms und Eistränke spendeten, wurden aus verzücktenAugen be-
staunt. »2300 Verkäufer (Mädchen und Männer); 300 Haus-
diener; 30Radfahrer; 12 Automobilgepäckwagcn. Eine Stunde
nach dem Einkauf wird das Packet dem Käufer umsonst ins Haus
geliefert. Iede Waare wird zum vollen Einkaufspreis zurückge-
nommen. Die Expedition ist dem Muster der Reichspost bis ins
Kleinste nachgebildet." Solche Wundermären las man täglich.
And der Besitzer verhieß den zur Eröffnung Geladenen nicht nur
die Befruchtung der Industrie, fondern auch die Rettung der
Landwirthschaft (durch den Massenabsatz von Konserven). Als
dieser Heilsverheitzung letzterTon verklungen war, wurde jedem
Gast einTietz»Walzerauf den Heimweg mitgegeben. Die nächsten
Annoncen trugen die Ueberschriften: »Wir treffen uns bei der
Sodafontaine!" „ Sie (die Konkurrenten) tanzen uns nach!" Mel-
deten auch,daß HerrTietz, „ verMehrheit seinesPersonals wegen",
anFeiertagen derIudenheit sein Haus der Kundschaft nicht öffne.
Selbst ein unbefangener, freier Geist; aber die Mehrheit des Per-
sonals ... Irgendwie mußte der Sturmangriff abgewehrt wer-
den. MitdenWaffen des Eindringlings? Wertheim war damals
schon fein. Die noble Kundschaft fing an, das verrufene Gelände,
wo sie sonst nur »für die Leute" Weihnachtgeschenke eingekauft
hatte, vorsichtig abzutasten: und merkte bald, daß dort nicht nur
Lippenpomade, Ondulireisen und Stecknadeln, sondern auch Ball»
blumen,EnglischesSilber,ModellhütebesterSortezu habenseien.
Doch diese Plänkeldamen wirkten für den Nimbus mehr als für
die Kasse des Hauses. Durfte der Kluge dem ungestümenArminius
Tietz den Massenstrom der Kleinkundschaft überlassen, der dann
vielleicht nie wiederinsalteBettzurückzuleiten war? Undenkbar.
Wertheim annoncirt:»In sämmtlichen Abtheilungen Extra»Ver-
kauf zu außerordentlich herabgesetzten Preisen. Da wir einen der«

artigen Extra-Verkauf von neuenWaaren niemals wieder bieten werden, so können wir diese Gelegenheit zum Einkauf besonders empfehlen." Der alte, liebe Ton aus derRosenthalerstraße. Doch: erlaubt ist, was gefällt. Bald tragen selige Frauen und Iungfern^ die frohe Botschaft vonFabelpreifenumher. EinDutzend Küchen» handtücher: drei Mark; eine Stahluhr mit Garantieschein: vier; ein Damenhemd mit Spitzen: anderthalb; ein Nerzcollier mit Kopf und drei Schweifen: acht Mark und eine halbe; eine Büchse mit jungen Schoten: vierzig Pfennige. Solche Freudenpost mußte der Weibheit aller Stände das Blut hitzen.Das irgendwo Erraffbare wird gesäckelt.Aufins billige Land! DerHausherrdarfnicht wider» sprechen. Nie kehrt solche Gelegenheit ja zurück. Enthaltsamkeit wäre hier blöde Verschwendung. Unsere Dowlaslaken werden schon recht dünn und Annemarie braucht für den Winter allerlei Warmes.Weshalb heute nichtwohlfeil,für'nenPfefferling, kau» fen,was man nach zwei,dreiMonaten viel theurer bezahlen müßte? DenExtra-Verkauf umhallt ein Iubelgekreisch, das den Gassen» rhythmus des Tietz-Walzers übertönt. Auf der Lippe jeder spar» samenHausfrau, die dem Lockruf einer unerhört billigen occasion erlegen und mit einem Haufen unnöthigerDinge heimgekehrt war, ist Wertheims Ruhm. Der kann ins geleerte Lager neueWaaren speichernundhat.dabreite Schichten ihre Kaufkraft für eineWeile erschöpft und für Kleidung, haltbare Lebensmittel,Schmuck vor» gesorgt haben, dem Hause Tietz das Anfangsgeschäft verdorben. Wüthet der Zwist der edlen Geschlechter nun weiter? Coffignon hat denWettkampfzweier pariserWaarenhäuser geschildert. Die eine Firma heftet morgens die Preiszettel an, die andere unter» bietet sie flink. Mindestens einmal in jeder Stunde werden in beidenLagern die Preise herabgesetzt; Vonzwölf bis vierUhr ver» ringernsie sich um fünfzig Prozent. Keiner derBeiden gönnt dem Gegner den Sieg. Ich strecke die Waffen nicht, sagt der eine Chef; lieber gebe ich meineWaare umsonst hin. Dann, läßt ihm der an» dere antworten, gebe ich denAbnehmern noch Etwas zu und jage DirdennochdieKundenab. AnTagen großerSaisonausstellungen ließ ein pariser Waarenhaus die attractions des anderen früh auf» kaufen und bot sie sofort dann billiger aus, als sie eben noch beim Konkurrenten zu habenwaren.Werden wirAehnliches nun auch in Berlin erleben? Nein. Gescheite Leute finden, wenn der erste Zorn verbraust ist, zu einander. Wertheim, Tietz, Iandorf, Kauf» bans des Westens: die berliner Erde hatte fürAlle Raum. Tietz

erholte sich rasch von der Kinderkrankheit, an der er nach der Pro» gnose Kurzsichtiger sterben sollte. Und bis 1909 war Ruhe. Da löste sich ein Ast vom Stamm der Wertheims. Drei Brüder blieben Herrscher im altenReich; der vierte Bruder schalt und be- drohte sie laut und trachtete, sie zu vernichten. Herr,WolfWalde» marWertheim (dreimal W) erwarb drei Waarenhäuser und ließ der Kundenwelt, immer wieder, insOhr brüllen, bei ihm sei Alles billiger und obendrein besser alsbei den schlimmenBrüdern.Ver« gebens. Er hatte für Abfindung, Umbau, Einrichtung unsinnig hohe Summen gezahlt und konnte doch nur an Ausverkaufs tagen dieMasse ködern. Die Teppichhalle, die einer Theatermoschee glich, und alle anderen Luxusbezirke blieben immer leer; nur zu den wohlfeilen und schmackhaften Speisen drängte sich die Menge. Harte Zeit für die Drei, die in der Stille fleißig gearbeitet hatten und deren Häuser nun eklerZank umbrandete. Härtere für dieAn« gestellten, die alles Geschwätz von dem «über Erwarten gestiegenen Umsatz "nicht aus der Sorge um des nächsten Tages Schicksal hob. MnfzigMonate hat die Herrlichkeit gewährt: und jeder Monat hat eine haRe Million gekostet. Mit dem Viertel dieses Kapitals wäre die große, nicht Abonnenten, nicht Inserenten verknechtete Zeitung zu schaffen, zu halten gewesen, die dem Deutschen Reich nützlicher würde als ein Dutzend neuerDreadnoughts. DerPfif» figste hätte für solchen Zweck kaum eine Million zusammengebracht. Der Größenwahn eines Untüchtigen durfte aus dem Paktolos Goldbrocken scheffeln. («'ne dufte Stadt ist mein Berlin!«) Mit« leid mit demUngemach der Verlustträger? Das Ende desUnter» nehmens war an seinem ersten Lebenstag vorauszusehen. Ietzt muß dafürgesorgtwerden,daß,erstens,FürstMaxEgonFürsten» berg, derseit 1911 Mitinhaber derGesellschaftwar(undnoch 1912 vierhundertFüchse vor die Iagdflinte des Kaisers trieb), die tau» send aus den drei Häusern weggeschickten Mädchen und Männer nicht brotlos lasse; daß, zweitens, das Ausland, dem alltäglich von dem«Konkurs Wertheim" erzählt wird, nicht länger glaube, das Waarenhaus A. Wertheim (dessen Organisation ein Bischen verrostet und dessenBausuchtzuüppiggewordenist)seieingestürzt oder gefährdet; daß, drittens, die häßlichen Bräuche, in die der AbwehrkampfwiderW. Wertheim die älteren Großmagazine ver» leitet hat, schnell anständigerer Sitte weichen. Immer neuer Pomp, immer «Extra»Verkauf", «Extra»Preise", Ziegenlederstiefcl für neun, lange Seidenstrümpfe für eine Mark: Das schimpfirt den

Grundgedanken des Waarenhauses. Der aber soll gesund bleiben. Längst haben die solidesten Kaufleute, Hertzog und Israel sogar, sich ihm angepaßt und nur von Ankündigen und Aeberrattnten wird er noch bezetert. Das Kampfblatt der pariser WaarenHaus» feinde, das,unter demTitel I^Kevenäication, hitzig für den schwindenden Haufen der Kleinhändler focht, ist eingegangen und in Frankreich, Belgien, England, Amerika wähnt heute Niemand mehr, der gemächliche Handelsbetrieb stillerer Tage könne je wiederkehren. Die üblen Seiten des Bazarwesens werden nicht der» kannt; doch der greifbareNutzen des Systems, das ein Gewimmel schmarotzender Zwischenglieder auszuräuchern vermochte, hat das Vorurtheil Furchtsamer weggeschwemmt. Großer Amsatz und kleine Gewinnquote: eigene Werkstätten oder Kauf vom Hersteller der Maare; kein Vermittlerzins an Großhändler und Distribu» teurs; Einkauf und Verkauf nur gegen Barzahlung; lichte, luf» tige Hallen, Fahrstühle, Erfrischungräume: größte Auswahl und Differenzirung derWaarenarten; alle Schichten eines Volkes im Riesensaal eines Kaufhauses vereint und aller Bedarf unter einem Dach zu decken. Gegen solche Vortheilshäufung kommt kein Be» denken auf. Der Politiker mag bedauern, daß die Zahl der wirthschaftlich Selbständigen, statt, derVolkheit zum Heil, zu wachsen, schrumpft: ist aber einRayonchefWertheims abhängiger als der Krämer, derWucherzins aufbringen und zagend sich Tag vor Tag fragen muß, woher er am nächsten Vierteljahresschluß die für den Hauswirth und die Hauptlieferanten fälligen Summen nehmen solle? DasWaarenhaus hat dem Städterschwarm dieAnschaffung von Kleidern und Hausrath ermöglicht, an denen er sich freut und die das Auge nicht allzu plump ärgern. Nur die eigene Leistung kann die Sondergeschäfte Noch vor dem Verfall schützen. Der Wein-undNährmittelhändler Borchardt, der Leinenhändler Grünfeld, in engerem Bezirk der Butterhändler Wienstruck, der Schuster Schütz, der Bäcker Grundei: so fest eingewurzelte Geltung könnte kein Wertheim, auch kein Boucicaut ausroden. In Lebensgefahr sind die Untüchtigen, die ihren Kram nicht dem Bedürfniß anzu» passen vermochten und bis an das Ende ihrer Tage sich vom Ertrag eines Ladens nähren zu können hofften, der nicht Besseres und nichts billiger feilbietet als ringsum die Nachbarschaft. Das Waarenhaus hat den Massen das Dasein behaglicher gemacht. Lasset es nicht vom Mauerschwamm der Neuberlinerei zermor»

schen! Nirgends überbieten die Oranäs^gZaglns einander so thö» richt anReklamen undInseraten (dieberlinerBlätterhabenmin-bestens anjedem Sonntag vontzertzog, Wertheim, Israel, Gersott, Tietz, dem Kaufhaus des Westens, vonIandorf,Maaßen, Kersten L Tuteur je eine Seite); nirgends so hastig an Prunk. Helfet uns rasch vergessen, daß W. Wertheim und der Fürstentrust war...

DerFallBerliner.

Seit zwei Monaten wird in Perm (an der Kam« und an Asiens Grenze) der deutsche Freiballonführer Berliner zurück» gehalten.EinTollkühner,der,nachLilienthalundDavidSchwarz, beweist, daß auch aus Sems Samen Waghälse werden. Er lag schon, auf demWrack seinerGondel, dieihnnachEngland tragen sollte, in der Nordsee, wurde aus Wintersnoth von Fischern ge-borgen : und ist bald danach wieder himmelan gestiegen.Teuts oder Iakobs Sohn: Männer von angstloser Physis kann Deutschland brauchen. Warum läßt man ihn nicht endlich heimreisen? »Er hat verbotene Zonen überflogen." DashatManchergelhan; fast Ieder istvondenRussen artigbehandelt und,mit einer Warnung, nach zwei,höchstens dreiTagen entlassen worden. »Er hatunter» wegs photographirt." Er selbst und seine Freunde bestreiten die Angabe, daß ein Apparat beiihm gefunden worden sei. WelcheBe» hauptung erweislich ist, konnte (undmußte)dieDeutscheBotschaft in Petersburg noch im Februar feststellen. «Er ist der Spionage verdächtig." Dann bringet wenigstens einen starken Verdachts» grund ans Licht; vagem Geraun versagt sich unser Glaube. Herr Berliner ist Sportfahrer, mit Behörden nicht in Verkehr, wollte einen Weltrecord brechen, wußte gar nicht, wohin ihn der Wind treiben werde,und hätte während desAbstieges zurVernichtung von Platten und verfänglichen Notizen Muße gehabt. Ist Spio-nage vom Freiballon aus überhaupt möglich? Wenn der Ballon nicht allzu hoch hinauf getrieben,seine Bewegungnicht allzu schnell, das Land besonders hell belichtet ist, kann die Photographie ge-lingen; also in ganz seltenen Fällen. Die Erspähung heute (wo jeder Generalstab leidlich bedient wird) noch unbekannter Einzel-heiten istkaum denkbar; ist noch niemals Ereigniß geworden. Der Freiballon braucht zu weiter Fahrt ungemein kräftigen Luftstrom, schwebt also rasch vorwärts, kann nichtHalt machen nochwenden, woundwannerwill; dieLenkmöglichkeitistwinzigund derFührer

weiß früh, daß er auf fremder Erde landen und seine Habevormiß-
trauische Augen hinspreiten muß. Nach demNrlheil derSachver»
ständigsten ist der ganze Krimekrams mit den«Verbotzonen* un-
nöthig; da auchimInIand dasUeberfliegenvonFestungsgelände
verboten ist, wird, unter der Herrschaft solcher von Furcht diktirtcn
Vorschriften,dicFreiballonfahrt unmöglich. DasdürftenGeneral»
und Admiralstäbe, Luftforscher und Sterngucker nicht wollen. Der
Photographirapparat mag vcrpönt,dann aber würdigcVerständi»
gung erstrebt werden. ZunächstmitRußland, weil dorthindie mei-
sten Luftströme den Ballon treiben. Die russischen Beamten und
Offiziere haben die Weisung, die aus der Luft Niedergehenden
höflich zu behandeln. Schön. Sie könnten den Kosaken und Küsten»
wächtern auch verbieten, auf Ballons und Aeroplane zu schießen.
Ihr Liebling und Sorgenkind ist das uralte, jetzt stark befestigte
Grodno,dieNjemenstadtBathorys,die(meintman inPetersburg)
bal d wieder so wichtig werdenkann,wie sie in denZeiten derKämpfe
wider die Tataren und den Orden der Deutschen Ritter war (trotz»
dem in ihren Mauern Israel dieMehrheit hat).Hütet Euch drum,
deutscheLuftfahrer,vorderEisenbahnliniePetersburg»Warschau;
auch vor den neuen Forts an der Ostseeküste. Ie behutsamer Ihr
seid, desto leichter wird die Verständigung. Für ein Luftgesetz ists
zu früh, für Verbotzonen zu spät. Einstweilenhandeltsichs umden
Herrn Berliner. Ich kenne ihn nicht; weiß aber, daß er ohne Ver»
mögen ist. Ein Landsmann. Lassen wir ihn noch länger in der
Klemme? Die Mannschaft des Auswärtigen Amtes ist, seit den in
SachenPoljakow und Popow gehäuften Fehlern, im Verkehr mit
Rußland noch schüchterner als fönst und fragt die Mahner, ob man
etwa eines Berliners wegen Krieg führen solle. Immer der selbe
Ouark.(Hülfe dagegen, blindgläubigeReichstagsheerde, das neue
Diplomatenexamen,dasDeinerWünscheIrrzielist?)DieSumme,
die dem am Ostrand Europas Festgehaltenen den besten der er»
reichbaren Anwälte wirbt, könnten Wir wohl aufbringen; müßten:
um des deutschen Ansehens willen. Hat HerrBerliner photogra»
phirt oder erkundet, was er nicht durfte, dann muß er die Schuld
sühnen.Die aber müßtenachneunWochen auch in seinerHeimath
erkennbar sein.Einestarke und muthigeDiplomatie hätte denUnfug
solcherVerschleppung nicht so lange geduldet; sie hätte Kaution an»
geboten,dem Angeschuldigten freies Geleit erwirktund ihnschleu»
nig selbst verhört. Nirgends wäre einem Briten, Amerikaner, Ruf-

Trio.
sen, Franzosen zugemuthetworden.wastzerr Berliner hinnehmen muß.Daswagtmannur dem Deutschen Reich Angehörigen zu bieten. «Wir waren heruntergekommen und wußten selbernicht,wie."
Rumuni.
In dem neusten (achten) Bande des noch nicht laut genug gc-> priesenenWerkes»l.es onZinesclipIomatiques äe la ^uerre äe 1870 das Frankreichs Auswärtiges Amt bei Gustaf Ficker in Paris er» scheinen läßt, fand ich allerlei Lehrreiches aus der Werdezeit Ru» mäniens. In den letzten Märztagen des Iahres 1866 meldet der Französische Generalkonsul Tillos seinem Minister Drouyn de Lhuys, Rußland wolle die (unter Alexander Cusa erreichte) Einheit der Donaufürstenthümer Moldau und Walachei wieder lösen; wenn die Westmächte das Gewebe Gortschakows nicht rasch zerrissen, werde ihrEinfluß versickern. Der bukarester Posten wird wichtig: und Tillos von dem Baron d'Avri! abgelöst, der in der Donaukommission gesessen hat und nach Konstantinopel delegirt war. Cusa ist entthront, der Graf von Flandern, der Bruder des Belgierkönigs, hat die Krone abgelehnt, Frau Cornu die Blicke Bratianus und Napoleons auf den Prinzen Karl von tzohenzol» lern«Sigmaringen gelenkt. Der foll flink heirathen; Rumänien, schreibt ihm die Patronin aus Paris, »braucht das Vorbild eines tugendhaften Fürsten und einer glücklichen Fürstenehe; die Un» sittlichkeit ist die schwärende Wunde, die das Land unter dem Türkenjoch erhalten hat." Ein Putsch,der am fünszehntenApril» tag durch die Straßen von Iassy lärmt, wird von Gortschakow in einen Volksaufstand umgefälscht, der beweist, daß die Moldau sich selbst regiren, nicht von Bukarest abhängen wolle. Prinz Karl ist gewählt worden. Doch das Heer hat lange keinen Sold erhalten und unter den Offizieren gährt es noch; manche, die den Fürsten Cusa vom Thron stießen, sühlen sich von der Verschwörerthat nun befleckt und möchten im Blut Derer, die daraus Nutzen zogen, die Schmach abwaschen. Frankreichs Geschäftsträger warnt: »Ein Prätoritaneraufstand ist keine Sühnung; und müßte den Prinzen, den Ihr ruft, abschrecken." Sind die grimmigen Krieger von Rußland bestochen? Baron d'Avril deutet an, daß ers glaube, und meldet seinem Chef, Gortschakow habenachBukaresttelegraphirt: »Frankreich schlägt vor, einen tzospodar auf vier Iahre zu wählen. England und Oesterreich sind für Bibesko (den Sohn). Wir

antworten: Da von einem fremden Prinzen nicht mehr die Rede ist, muß den Fürstenthümern die freie Wahl eines eingeborenen tzospodars(oder zweier), den Mächten die Bestätigung und Kon» trole vorbehalten werden. Von der Kandidatur des Hohenzollern» Prinzen hat derKönigvonPreußen abgerathen." Zu spät. Wenn der Prinz nicht zusagt, meutert in der Moldau das Heer und die Walachei reißt sich vom Einungband los. Am drelundzwan» zigsten April sagt Bismarck zu dem Oberst vonRauch, den Fürst Anton von Hohenzollern nach Berlin geschickt hat, PrinzKarlmüsse dieKrone annehmen,in Paris sich denBeistand desKaisers sichern, rasch nach Bukarest reisen und von dort dem Zaren den Wunsch andeuten, sich einer KaiserItchentzoheit von Leuchtenberg zu ver» mählen.Da das russischeZettelplänchen mißlungen ist, meintOffen- berg, Gortschakows Werkzeug in Bukarest, die Heirath werde mög- lich sein, wenn Karl anerkannt und dem Sultan nicht mehrunter» thansei:denneinerussischePrinzessindürfeniemalsunterTürken- aufsicht («poäene Tui'Kom«) stehen. Vier Tage nach Bismarcks Mahnung meldet D'Avril das endgiltige Wahlergebniß: 685969 Stimmen für, 224 gegen Karl. Bald danach, er werde von den RussenderAgitation gegen denftemdenPrinzenverdächtigt.Gor- tschakow lügt weiter. Am dreizehnten Mai bestätigt die neue Kam- mer die Wahl. Am zweiundzwanzigsten ist Karl in Bukarest.
So hats angefangen. Rußland liebte den Kömmling nicht, EugenieMaximilianownaLeuchtenbergnahmeinenOldenburger und Fürst Karl wurde, nach seinem Sieg bei Plewna, von Gor» tschakow noch schlechter als 1866 behandelt. Er mußte Süd.Bess» arabien, das der Zar im Pariser Vertrag verloren hatte, gegen die Dobrudscha austauschen und den russischen Truppen denDurch» marsch nach Bulgarien erlauben. Als Karl zögerte, diesenArtikel des Vertrages von San Stefano zu schlucken, pfauchte Gortscha» kow (wie D'Avril berichtet) den Vertreter Rumäniens an: „ Was? Ihre Regirung will gegen den achten Artikel Protestiren? Dann wird mein erhabener Herr, den schon Eure Haltung in dem bess» arabischen Handel verstimmt hat, den Rest seiner Geduld verlieren, Euer Ländchen besctzenundEureArmeeentwaffnen. "Seitdem gilt trägen Köpfen als gewiß, daß Rumänien den Russen verfeindet, Oesterreichern,Nngarn,DeutscheninzärtlicherTreue verbündetist. Neulich noch schrieb ein (nichtmehrbeamteter)deutscherGesandter, der inderMännerzeitunsererDiplomatieausgebildetwurde, also

denken gelernt haben müßte, er begreife nicht.wie denRumänen der
Wunsch nahen könne, von Oesterreich-Ungarn, das sie niemals bc»
drohen werde,sich zuRußland hinzuwenden.Daß ers nicht begreift,
istunbegreiftich.WennOesterreicher,sonst höchst gescheitesogar,mit
demMbret(vonPseudo»Albanien)vordemAuge,immernoch hof-
fen, durch Scheltreden und Warnartikel den russischen Riesen der»
nichten oder doch von neuer Genossenschaft absperren zu können,
magNothstand von demWahn entschuldigen.Aber einUnbefange»
ner? Rumänien ist auf Rußland, aufNord» und Südslaven heute,
nach derStärkungundVerbündungSerbiens und Griechenlands,
mitsüdostwärtserweitertemGebiet.vielmehr angewiesen als indcn
Tagen,daBismarck dem FürstenKarl rieth.jedem anderenWunsch
den nach einem guten Verhältniß zum Zaren voranzustellen. Der
Geheimvertrag mit Deutschland,dieMilitärkonventionmitOester»
reich:Das waren strategischeStellungen.die für einebestimmteFrist
nützlich schienen. Abermals: Plusquamperfektum. Der Rumäne
spricht am Liebsten Französisch, schwärmt für Frankreichs Geist
und Kunst, Sitte und Mode; und der kluge Gesandte Blondel,
Ehrenbürger von Bukarest, hatte, mit Delcasses, Hartwigs und
Schebekos Hilfe, den russo-rumänischen Pakt im Wesentlichen
fertig gemacht, ehe dem König Karl gestattet wurde, ein Lenden»
stück aus dem Leib Bulgariens zu schneiden. Wer stets nur auf
dieDummheit derAnderen rechnet, stolpert in gefährliche Brüche.
Und über alle Vorstellungmöglichkeit dumm wäre Rumänien,
wenns nicht sein ernstestes Trachten auf eine würdige Verständi-
gung mit Rußland richtete. Von Oesterreich-Ungarn wird es
freilich nicht bedroht; aber Habsburg-Lothringen herrscht über
vier Millionen dako-rumänischer Menschen: und die Sehnsucht,
einst über die Karpathen zu klettern und die Brüder zu befreien,
lebte zwischen Mangalia und Verciorova längst still in den Hir»
nen, als die Leiter der Kulturliga sie durch die Gassen schrien. Ob
Graf Berchtold das Königreich gehätschelt oder gehudelt hat, ist
nicht sowichtig, wie Manchen dünkt. Langevor denBalkankriegcn
wurde aus den Schulbüchern gelehrt, daß es außer dem freien
Rumänien eine Koumäine asservie gebe, die siebenundzwanzig u:i-
garischeKomitate, achtzehn davon in Siebenbürgen und dcm Ba-
nat, und dieBukowina umfasse; wurde den Schülern eingeprägt,
daßDako-RumänienvonRechteswegenfünfzehnMillionciiEitt-
wohner habe, und abgefragt, wider welchen Staat ihr Haß sich

rüsten müsse; hingan denWänden der Schulstube eine Landkarte, auf dcrKarlsReichachtzigKilometervorBudapestendete. Solche Saat kann auch der Reiterstiefel Stephans Tisza nicht zerstampfen. Und denkt Keiner mehr daran, daß die Rumänen in Albaniens Kutzowalachen (Zinzaren) ihre Vettern sehen, daß die bukarester mit derrömischenRegirung das Gebild eines albano-walachischen Staates (zwischenAdria und Wardar) erörtert hatte und daß nicht Familienfimpelei den altenKönig Karl trieb, die KandidaturWied zubegünstigen?Rumänienwill einenTheil dessüdbessarabischen Grassteppenlandes, den weder eigene Kraft noch der auf sämmt» lichenBeinenlahme Dreibund ihm sichern könnte, von derSchwa- ^ergunst des Zaren zurückerbitten, in den Bergbezirken Albaniens und Makedoniens gewichtig mitreden, seine „ geknechteten Söhne" aus Ungarn und Oesterreich erlösen und zwischen Slaven und Romanen des Mittleramtes walten, zu dem es sich durch seine Lage und durch seine Geschichte berufen glaubt. DerWeg, der an dieses Ziel führen kann, ist durch den einzigen Erfolg des zum Erbarmen siechen Dreibundes um ein beträchtliches Stück verkürzt worden: durch Oesterreichs verhängnißvollen Entschluß, auf dem östlichenAdriaufer denItalern lieber als den Serben eineHeim» statte zu bereiten. Großrumänien handelt für die Zinzarei von den Serbenstaaten (die nach Nikolas Tod vereint werden) den negotiner Winkel mit hunderttausend walachifchen Bauern ein. Albanien wird unter Römer, Griechen, Serben getheilt; wird Pfand und Bürgschaft romano-slavischer Freundschaft. Geschieht es morgen nicht, so doch in Zukunft; reaäiness is all. Die Stunde, in der diese Evolution, durch den wuchtigen Vorstoß germanischer Macht, zu hemmen war, ist, unwiederbringlich, ver- zaudert, verwinselt worden. Was jetzt geplant wird, ist nur von Trugkunst empfohlen. San Giuliano ist mitBerchtold intimer als je; natürlich: mitEinem, der ihm die Bucht vonValona ausbaggert. Intimwäre auch Karl mit Wilhelm von Hohenzollern. DerBesuch des Deutschen Kaisers in Bukarest dennoch ein plumper Regie» fehler. Das Staatsgeschäst Rumäniens, das die laut herausge- forderte Einladung nicht vermeiden könnte, würde gestört; und wie theuer solche Störung, nebst ihren dramatischen Begleiteffekten, vom Deutschen Reich, apreg w vigite, bezahltwerdenmuß, haben wir, schaudernd, nun, seit Narwa und Tanger, wohl oft genug erlebt.

Das romantische England.
Limmingstone, das nach ungefähr einstündiger Bahnfahrt von London aus zu erreichen ist, wartet das Auto, das uns in das England Walther Scotts und Shakespeares hineintragen soll. Der Gegensatz zwischen Romantik und Auto ist immer noch beträchtlich; und in jedem anderen Land würde man es als peinliche Stillosigkeit empfinden, poesieverklärten Stätten mit dem Benzinkasten zu nahen. Nicht so in England, wo die Gegensätze so nah an einander gepreßt sind, daß mau niemals hinter das wirkliche Wesen der Menschen und Dinge kommt, wo, wie in „Gullivers Reisen", Vieles riesenhaft groß und Anderes zwergenhaft klein erscheint, wo man das selbe Volk heute als Welteroberer, morgen als Frömmlqr und Mystiker und übermorgen als harmlose, heitere Blumen» und Thierfreunde zu erkennen glaubt. Hier, wo scheinbar Unversöhnliches sich immer wieder in irgendeine Harmonie löst, wirkt das Auto von Limmingstone wirklich nicht wie ein Benzinkasten: denn da es am Eingang des romantischen England steht, ist es selbst schon ein Wenig vom Romantischen und Unbegreiflichen überhaucht, so daß es uns nur wie ein märchenhafter Wagen vorkommt, der von unsichtbaren Rossen gezogen wird. Freilich rattert und schleudert es wie ein ganz normales Auto, aber die Straße, auf der es dahinfliegt, ist so breit und eben, glitzert so hell und weiß, daß man sich mit ein Bischen Phantasie einbilden! kann, das Rattern und Schleudern seien nur Gewieher und muth» willige Sprünge der unsichtbaren Rosse, die durch ein Wiesengelände laufen, das köstlich und sammetgrün schimmert, als wärs der Mantel, den einst der galante Walther Raleigh der Königin Elisabsth vor die Füße breitete. Wie flatternde Bänder im Wind, wehen lange Streifen rothen Mohns darüber hin; und bunte Wiesenblumen setzen zwischen das tiefe Roth und das sammetene Grün futuristische Farbentupfen, die sich bei näherer Besichtigung als Arnika, Kamillen und Glockenblumen entpuppen. Breitgeästete Bäume besäumen den Weg, von weit verzweigten Hecken windet sich das Grün zum natürlichen Zaun um die Wiesen, auf denen große Heerden schwarzer und weißer Schaf« weiden und prächtige, dunkelgefleckte Rinder in so malerischen Stellungen lagern, als hätte sie ein Maler zum Modell bestellt und ab° -gerichtet. Wie man so dahin fährt, immer tiefer in Blühen und Fruchtbarkeit hinein, fragt man sich wohl, ob all Dies wirklich England ist, der Industriestaat, in dem lange schon die Maschine den Pflug überwunden und die Fabrik den Acker zerstört hat. Denn un» willkürlich kommen Einem Fitgers Verse in den Sinn:

„Der Acker wogt in Gold und feiste Heerden drängen
Durch Obstgelände sich an saftigen Wiesenhängen
Und jede Kelter trieft von Wein."

Die Geschichte mit dem Wein stimmt nun freilich aus gukett Gründen nicht; und auch sonst merkt man bald, daß in diesem schönen,

einem ungeheuren Naturpark gleichendem Stück Land der Pflug',
wenig Arbeit mehr zu thun hat: kaum erblickt man irgendwo noch
ein Getreidefeld, und wenn eins sichtbar wird, so ist es schmal und
blaß, wie ein Kind aus einem Industrieviertel. Hinter Bäumen und
Hecken lugen kleine, abgeschlossene Häuser hervor, meist in dem so
charakteristischen und anheimelnden Stil der londoner Familienhäuser
gebaut, der seit Elisabeths Zeit nur geringe Veränderungen erfahren
hat. Aber ganz genau kann man nicht sagen, wie sie aussehen, denn
sie sind von weißen, gelben oder lachsfarbigen! Kletterrosen so dicht
umsponnen, so wild überfluthet, so jauchzend verschüttet, daß jedes
einzelne von ihnen dem Märchenschloß mit der Dornenhecke gleicht..,.
Die unsichtbaren Rosse wollen jetzt verschnaufen, verlangsamen
den Trab und halten schließlich vor einer zerbröckelten, mit grünem
Eppich dicht belegten Ziegelmauer, durch deren rundgewölbten Ein»
gang man einen Vorhof betritt, in dem bunte Blumenbeete flammen
und ein dämmeriger Laubgang zu verheißungvollem Ziel lockt. Rho-
dodendron, die Lieblingblume der Engländer, durchbricht das Grün
immer wieder mit der leuchtenden Farbengewalt seiner kelchhaften
Dolden, durchbricht es aber nicht etwa so, als ob ein Gärtner ihm
Weg und Platz angewiesen hätte, sondern geberdet sich so übermüthig
wild, als wäre er eine in England eingeborene, wuchernde Heimath-
pflanze und könne sich, sobald der Sommer kommt, nicht mehr bän-
digen vor Triebkraft und Ueberschwang, Hat man dann den däm-
merigen Laubgang mit den berauschenden Rhododendron-Improvisa-
tionen durchschritten, so steht man schon mitten drin im romantischen
England. Denn hier erheben sich, über begrünte Hügel sanft hinge-
streut, tkie rothen Ruinen des einst so stolzen Schlosses Kenilworth.
Kenilworth, dessen allererster Besitzer, Geoffroi de Clinton,
wohl mit Wilhelm dem Eroberer ins Land gekommen war, ist weit
über England hinaus durch den Roman Walther Scotts bekannt ge-
worden und hat auch geschichtlichVinsofern eine Rolle gespielt, als es
bald im königlichen Besitz, bald in dem aufständischer Großer war,
bis es ums Iahr 1665 von der Königin Elisabeth ihrem erklärten
Liebling, dem Grafen Robert Dudley, geschenkt wurde, der im Iahr
danach noch den Titel Earl of Leicester erhielt. Leicester, der sich ja
lange Zeit mit der Hoffnung schmeichelte, daß die Iungfräuliche Kö-
nigin ihn nicht nur lieben, sondern auch heirathen werde, und der
obendrein ein geschmackvoller und prunkliebender Herr war, scheute
keine Kosten, um sein neues Schloß in einen wahrhaft königlichen
Sitz umzuwandeln, und es heißt, daß er mehr denn sechshunderttausend
Pfund Sterling (nach unserem Geld ungefähr zwölf Millionen Mark)
hineingebaut habe. Hier war auch, im Iahr 1575, die Stätte des be-
rühmten Besuches der Königin und der Schauplatz der Märchenfeste,
deren Beschreibung Ieder in „Kenilworth" nachlesen kann. Dieser
Iuli des Iahres 1575 war der Höhepunkt im Dasein des rothen
Schlosses; denn durch diesen Besuch, den Elisabeth ihrem Lord machte!.

und durch die Feste, die er ihr als Gegengeschenk bot, zeigten Beide dem Land ihre Zusammengehörigkeit wie in bengalischer Beleuchtung. Damals empfanden sie wohl auch selbst, daß sie, um sich und ihre eigene Vergangenheit achten zu können, nicht von einander lassen durften, bis der Tod sie schied. Weil sie Das fühlten und Beide schon in ihres Lebens reifer Zeit standen, bargen vielleicht diese Tage von Kenilworth für sie eine ruhige Süße, die sie früher, da sie viel be» zehrten und viel stritten, nicht gekannt hatten. So viele Dinge lagen schon erledigt hinter ihnen; die ungestümen Wünsche des Frühlings schwiegen vor der! Bedachtsamkeit sommerlicher Erkenntnisse. Wenn sie jetzt in stiller Stunde, zärtlich an einander geschmiegt, an einem Fensterpfeiler standen und über das schlafende Land hinblickten, dann lenkte und drängte der schöne Bob Dudley nicht mehr unversehens zu Gesprächen über Ehe und Eheglück hin; und wenn sie Seite an Seite ausritten, dann erklärte ihml die kluge Besz nicht mehr, daß sie ihn, um sich der Maria Stuart freundlich zu zeigen, mit dieser, Schottenkönigin verheirathen wolle. Sie feierten Feste, schmausten, tranken, tanzten, jubilirten und freuten sich; Iedes auf seine besondere Weise. Bob, weil er aus so vollen Händen verschwenden konnte, und Beß, weil Einer aus so vollen Händen fÄ sie verschwendete. Denn die königliche Dame blieb ihr Leben lang nicht nur sehr eitel, sondern auch sehr sparsam und war nie froher als da, wo sie sich »musiren konnte, ohne selbst dafür zahlen zu müssen. Nichts störte« die Lust von Kenilworth; nicht einmal dsr Geist von Leicesters Ge« mahlin, der schönen Amy Robsaxt, die vor Iahren plötzlich und unter seltsamen Umständen gestorben war, ging in Mervyns Tower oder in Leicester Gateway um. Und wenn ein böser Volkswitz damals auch behauptet hatte, der Tod der schönen, Sady beweise deutlich, daß Elisabeth die echte Tochter ihres gewaltthätigen und gewissenlosen Vaters sei: heute war Alles vergessen; heute schmetterten in der großen Banketthalle Fanfaren und Musik, trugen von Gold starrende Diener erlesene Gerichte auf, floß purpurner und topasfarbiger Wein in Strömen und mit ihm die Schmeichelei für die Königin, die sie entzückt auflas, als zähle sie statt dreiundvierzig erst sechzehn Iahre. Von all dem Glanz und der Lust ist nichts geblieben als die verröchelnde Pracht dieser rothen Steinglieder, an deren Sterben man noch ermessen kann, wie schön ihr Leben war. Gewiß kann man im Lauf der Iahre und Reisen besser erhaltene und an Erinnerung gewaltigere Ruinen sehen, aber kaum um eine liegt ein so tiefer Stimmungreiz wie um Kenilworth. Andere Ruinen sind grau und geschwärzt und man sieht ihrem zerfressenen Gsmäuer an, welchen verzweifelnden Kampf sie Iahrhunderte lang gegen Zeit, Sturm und Verfall geführt haben, Kenilworth aber steht sanft und roth erglühend, als schwebe um seine zerborstenen Thürme, um seine zerspellten Thorbogen und Fensterpfeiler immer noch der Abendsonnenschein königlicher Huld. Ueber leuchtendes Erinnern wirft Epheu die Ranken der

Vergessenheit, und wenn seine Sentimentalität für diese zerbröckelnde Köstlichkeit auch beinahe zu banal ist, so wirken die rothen Steine und das grüne Laub doch so eigenartig und schön zusammen, daß Kenilworth ohne seine Epheubehänge nicht Kenilworth wäre. Unter dem zartblauen Himmel eines englischen Iunitages steht es schlank und geheimnißvoll wie ein verzaubertes Schloß; am hellen Mittag geht hier holdseliger Spuk mit buntschillernden Falterflügeln um und tiefverschleiert sinnt und träumt die Vergangenheit..,

Die unsichtbaren Rosse, die draußen vor dem Thor warten, werden ungeduldig und drängen von Scotts Romantik fort ins wirkliche Shakespeareland hinein. Die kurze Fahrt soll nach Guys Cliffe gehen, dem Schloß der Percy und Northumberland, und während man wiederum zwischen prächtigen Weiden und von Rosen verschütteten Häusern dahinfährt, kann man, sofern man ein gewissenhafter Mensch ist, in Eile sich Alles wiederholen, was man aus den Königsdramen oder aus der Geschichte von den Percy und Northumberland weiß. Solche Gewissenserforschung ist nicht so einfach, wie man zuerst denkt, denn diese Familien wflren bei fast allen denkwürdigen oder auch nicht gar so denkwürdigen Geschichten der englischen Geschicke und Höfe dabei; sie halfen schon den König David Bruce im Iahr IN6 besiegen, bekriegten Iohn of Gaunt, stürzten Richard den Zweiten, liebelten, zum Aerger Heinrichs des Achten, mit Anna Boleyn, wurden nach Aufständen hingerichtet, spielten die junge, unglückliche Iane Gray als Gegenkönigin gegen die blutige Maria aus, bestiegen unter Elisabeth als katholische Verschwörer das Schaffst und hätten sicher noch viel Rühmliches und vielleicht auch Unrühmliches geleistet, wenn sie nicht im Iahr 1670 ausgestorben wären. Trotzdem leben sie immer noch fort und wohnen auf Guys Cliffe; denn es ist englischer Brauch, baß die erloschenen Adelstitel immer wieder, und zwar ohne jede sentimentale Rücksicht und Verzögerung, an andere Familien verliehen werden, die sie auch gleich mj't so viel Selbstverständlichkeit tragen und behaupten, als seien sie direkt dem Blut entsprungen, dessen Letzter gestern erst begraben wurde.

Während man sich so mit all den toten Percys und Northumber» lands beschäftigt, fällt Einem wieder auf, wie uninteressant eigent» lilch die ganze englische Geschichte! ist, wie sie gair nie eine Fern», sondern immer nur eine Rückwirkung zu verzeichnen hat und wie, mit ganz geringen Ausnahmen, alle ihre scheinbar so wichtigen Geschehnisse, von der Magna Charta bis zum Burenkrieg, immer oder fast immer eine interne englische Angelegenheit blieben. So ist denn auch kaum eine ihrer historischen Gestalten über die Grenzen des Inselreichs hinaus geliebt, gehaßt oder gar populär geworden; und das menschliche Interesse, das wir allenfalls den Percys und North» nmberlands entgegenbringen, gilt fast nur dem stotternden Wildling Percy»Heißsporn, den nns Shakespeare, oder dem ehrgeizigen Herzog von Northumberland, dem Schwiegervater der Lady Gray, den uns

Fontane gezeichnet und näher gebracht hat. Deshalb kümmern wir
uns auch zunächst gar nicht so sehr um dies Heimathschloß einer kriege»
rischen Familie, bleiben vielmehr, da wir in Guys Cliffe einfahren,
betroffen von dem entzückenden, romantischen Landschaftb'.ld, das sich
vor unseren Augen erschließt. Ein bescheidener Fluß, dessen Namen
ich noch nicht weiß, bildet hjier einen Weiher und treibt oder trieb
zugleich die berühmte Mühle von Guys Cliffe, die älteste Mühle Eng»
land, die noch aus der Sachsenzeit stammen sollte und vielleicht schon
das Mehl für die Frühstückssemmeln Alfreds des Großen bereitete.
Prachtvolle Buchen und Eichen, deren Alter man kaum nachzurechnen
wagt, beschatten die alte Mühle und die Ufer des Weihers, schauen
als einzige Wissende auf etliche mächtige, verwitterte Steinblöcke her«
ab, die über und über mit halbverloschenen, sächsischen Schriftzeichen
deckt sind. Seltsam heidnisch muthet dies Alles an; denn unter diesen
Eichen, von Venen die eine über tausend Iahre alt sein soll, ist ge-
wiß noch dem Irmin und dem Thor geopfert worden, und vielleicht
ist es ganz gut, daß wir die blutige Kunde nicht lesen können, die in
die verwitterten Steine eingeritzt ist. Heidnisch auch, aber gar nicht
Mählich klingt ildann die Sage von Guys Cliffe, der hier hauste,
lange, ehe das Schloß der Percy und Northumberland gebaut war.
Das war ein Riese und wohnte in einer gewaltigen Höhle, die er
sich mit eigenen Händen gegraben hatte, und sein noch recht gut er»
haltener Futternapf verräth, daß der Höhlenbewohner nicht an Ap-
petitmangel gelitten hat, vielmehr schon durch seine Eß» und Trink-
freudigkeit wohl befähigt war, der Ahnherr eines der besten englischen
Geschlechter zu werden. Den Futternapf haben die dankbaren Nach-
kommen ?übsr Jahrhunderte hinweg aufbewahrt; für die Höhle da-
gegen hat die häuslichen Komfort liebende Nation weniger Pietät ge-
zeigt. Und so erhebt sich denn heute über dem primitiven Home GuyF
ein stolzes, weißes Schloß, das aus der dunklen Verschleierung seiner
Buchen und Eichen wie ein Traumbild über den Weiher her schimmert
und sich in ihm spiegelt. Das Traumbild auf seine Wirklichkeit hin
zu prüfen, gestatten seine Bewohner nicht: und auch Das ist viel-
leicht ganz gut, denn es schadet den Träumen immer, wenn man
ihnen zu nah kommen und sie mit Händen greifen will. Doch weil
ich das Schloß nicht sehen sollte, will ich wenigstens wissen, wie der
Fluß heißt, der täglich in zitternder Welle das Traumbild umfängt,
und ein alter Mann entgegnet mir, als verstände sichs von selbst:
„IKst's tds ävon!"
Wie ich diesen Namen höre, thut mein Herz einen jähen, ge-
waltigen Schlag. Der Avon: die klangvolle Melancholie dieses Wortes
erfüllte meine Seele schon, da sie erst halb flügge war, mit der selben
Sehnsucht, die sie empfand, wenn sie von Sanssouci, Weimar oder
Aioccio hörte oder von anderen Stätten, die durch die überlebensgroße
Gestalt eines Menschen oder eines Ereignisses alle sieben Weihen
empfangen haben. Wie träumte damals die squm erwachte Seele

von Pilgerfahrten, die durch die ganze Welt führen sollten, damit sie in Ehrfurcht und Ekstase Wiege, Schauplatz oder Grabmal alles Gewaltigen erschauen und im Gedächtnis behalten könne; und nun stehe ich vor dem Flüßchen, an dessen Ufern, William Shakespeare geboren wurde, und starre fast verwundert darauf nieder, weil ich nicht recht begreifen kann, daß dies vor allen Strömen der Welt geadelte Flüßchen so klein und bescheiden thut, als hätten stets nur die Buben von Handschuhmachern und Schafscheerern an seinem Gelände gespielt. Wie ein melodischer Lockruf schwebt sein Name vor mir her, als verheiße er ein Wunderbares, das ich schauen solle, noch ehe der Tag sich neigt, verführt mir die Sinne mit Vorstellungen, die sich nicht in Worte fassen lassen und mir doch das Herz in Sehnsucht weiten, als wäre Alles, was ich bis jetzt sah und in der nächsten Stunde sehen soll, nur ein Präludium für das Schauspiel, das mich am Avon erwartet, wenn die Sonne sinkt.

Sind diese mächtigen, von einer grünschimmernden Moospatina überzogenen Ringmauern, die ganz erdrückt scheinen von kletterndem Epheu, wirklich die Umfassung eines englischen Herrensitzes? Bilden sie nicht vielmehr den Eingang zu einer der prächtigen, altitalieni» schen Pillen, wie sie heute noch aus den Zeiten berühmter Geschlechter, her in Florenz und Rom stehen? Eine feuchte Kühle strömen sie aus, so daß man, während mom zwischen ihnen dahinschreitet, sich nach der brütenden Gluth südlicher Sonne, nach Erlösung aus diesen grünen Abgründen sejhnt. Je tiefer man in sie eindringt, nm so stiller, unr so bunter werden sie: denn nun, ist Moospatina und Epheu ganz überjubelt von den leuchtenden, glühenden, prangenden, blendenden Farben der, Rhododendren, die hier so üppig blühen, daß die von Kenilworth ärmlich dagegen erscheinen. Wie zu einem heiteren Farbenturnier strömen sie in ungezügelten Massen auf einander los: zürnendes Violet neben schmachtendem Rosa, Porzellan» Haftes Weiß geschmiegt an prunkendes Scharlach, tiefes Orangegelb neben seltsam Gesprenkelten und Gefleckten, die aussehen, als kämen sie aus dem Wundergarten eines morgenländischen Khalifen. Wenn dann die grünen Abgründe mit ihrem flammenden Blumengeleit auf den weiten, von zinnengekrönten Thürmen und Mauern umzirkten Hof von Schloß Warwick münden, fragt man sich abermals erstaunt, ob Dies hier wirklich nur ein englischer Herrensitz sei und nicht eine Königsburg, die sich wohl mit Windsor und Hampton Court messen kann. Die alten Grafen von Warwick hatten ja nun freilich fürstliche Macht in Händen und einer von ihnen, Richard Neville, erwarb sich in den mörderischen Schlächtereien, die den poetischen Namen „Rosenkriege" führen, den prunkvollen Titel „Der Königsmacher", einen Namen, der ein ganzes Lebensprogramm belichtet und also keiner weiteren Erläuterung bedarf. Zu den eigentlichen Urwarwicks gehörte der Königsmacher allerdings nicht, denn der erste Zweig der Familie starb schon um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts

aus und der Grafentitel vererbte sich zunächst durch eine Frau weiter und wurde dann, da er sich niemals als langlebig erwies, im Lauf der Iahrhunderte an wechselnde Geschlechter verliehen, die ihn aber immer so selbstverständlich nahmen und trugen, als stammten sie direkt vom ältesten Ahnherrn der Warwicks, dem Riesen Guy Lliffe, ab. Denn die Percy, Northumberland und Warwick sind niemals ganz auseinander zu halten, bilden durch Verwandtschaft, Heirath oder Adelsprädikat so Etwas wie eine englische Dreifaltigkeit; und gerade die Warwicks, mit ihrer alten Normannenburg, täuschen nicht nur Unbefangene, sondern auch erfahrene Reisende über ihr Alte»? (oder vielmehr: über ihr« Jugend) geschickt hinweg. Selbst ein so rvutinirter Geschicks und Weltenbummler wie der Fürst Pückler-Muskau glaubte, daß die, Familie der Schloßbesitzer eben so alt sei jwie das Schloß selbst, über dessen Herrlichkeit und Reichthum er nicht genug an „Schnucke", seine Frau, berichten konnte. Erst später erfuhr er, daß der Warwick, den er sah, ein Graf Brook« gewesen sei, und berichtigt etwas Neinlaut den Irrthum, der aber seinen Enthu» siasmus für diesen unvergleichen Besitz nicht schmälern konnte.

Der Park von Warwick ist kaum minder berühmt als die Gemäldegalerie, deren Kostbarkeiten viele Staatssammlungen Englands und des Festlandes übertreffen und die den Fürsten Pückler in einen wahren Rausch des Entzückens versetzte. Auf einem großen Rasenrondell vor dem Eingang in das Schloß spazirten zweien Pfauen, die langsam, wie geblendet von der eigenen Schönheit, ihre schillern-, den, blauäugigen Räder entfalteten und sich als Sinnbilder der Eitelkeit gar reizvoll von dem Hintergrund normannischer Thürme und geschwärzter Mauern abhoben, Zunächst schien es, als gelte ihre Prachtentfaltuns und Huldigung einem kleinen Pfauenweibchen, das bescheiden und sittig, ohne sich um> die radschlagenden Männer zu kümmern, am Rand« des Rondells, Körner suchend und pickend, dahrnschritt; leider stellte sich dann aber heraus, daß die beiden Pfauen keine artigen Galans, sondern, richtige, eigennützige Engländer waren, die nichts umsonst thun wollten. Sie hatten nämlich schon lange ausgespäht, daß der Diener mit dem Schlüsselbund unter das Thor getreten war und die zerstreut im Garten spazirenden Fremden erwartete, um sie durch Schloß und Galerie zu führen; und weil die Fremden die schönen Thiers schon oft mit Süßigkeiten gefüttert haben, machen die Pfauenherren ihr Rad, sobald sie vermuthen, daß eine Fremdenführung beginnen werde. Als sich dann ein Häuflein Menschen um den Kastellan drängte, kamen die Zwei auch gleich stelzend her, machten ihr Kunststück, schüttelten den Schweif wie eine Schleppe, wiegten ihn, drehten ihn und sich selber langsam nach allen Seiten wie ein Mannequin, das die neuste pariser Schöpfung nach allen Himmelsrichtungen hin sehen und bewundern lassen will. Sobald sie ihr Stückchen Chocolade (die Pfauen von Warwick schwärmen für Chocolade) erhalten hatten, klappten sie ihren Schweif zu

und trollten sich, ohne sich um die kleine Pfauenhenne, die sich gewiß täglich ihr Theil über die männliche Eitelkeit und Selbstsucht dachte, im Geringsten z» bekümmern; und auch uns blieb keine Zeit mehr, über diese Verquickung von Männerschönheit und Geschäft Meinungen auszutauschen, weil sich jetzt die Pforte des Schlosses aufthat. Das Kleinod Warwicks, die Galerie, kann man nicht beschreiben, ohne in langweiligen Chronistenstil zu verfallen. Doch genügt wohl die Andeutung, daß sie Meisterwerke von Tizian, Van Dyck, Rafael, Rubens und anderen großen Künstlern besitzt und daß ihr Werth in Ziffern kaum abzuschätzen ist. In allen Gemächern, einerlei, ob sie der Gemälde- oder der Waffensammlung dienen und ursprünglich nur zu privatem oder festlichem Gebrauch bestimmt waren, offenbart sich eine Verschwendung an Raum und kostbarem Material, die all diesen englischen Edelsitzen das besondere Gepräge gibt. Die Bankett» halle mit ihrer prachtvollen Holzvertäfelung, Deckenkassetirung und dem mächtigen Kamin, in dem ein Mann aufrecht stehen könnte, findet man auch in königlichen Schlössern nur selten; und wer sie betrachtet, begreift schnell, daß die englischen Könige und Königinnen in diesem Grafenhaus immer gern zu Gast waren. Im Archiv liegt noch ein Handschreiben der Königin Anna, in dem es heißt: „It wss our plsssur t,« sts>' in our Osstls ot Wärwiek"; „snil «ss our vlszsurs to sntsrtäin tkem", fügte der offenbar demokratisch angehauchte Kastellan sarkastisch hinzu; als habe er aus seiner Tasche den Aufenthalt der trink» freudigen Königin Anna zu bezahlen gehabt. Iedenfalls aber wird sich Anna sehr gefreut haben, wenn sie in der Bankeltthalle Guy Cliffes Futternapf sah, der seit Langem als Punschterrine verwendet wird; freilich nur zur Feier des Tages, an dem ein Warwick einundzwanzig Iahr alt wird. Sie heißen noch heute Guy, obgleich sie, wie gesagt, nicht das Mindeste mit ihm zu thun haben. So heißt ja auch einer der Thürme draußen „Caesars Tower", obgleich er ganz gewiß nicht von römischer Hand erbaut worden ist, sondern seinen normannischen Vettern, den Towerihürmen, zum Verwechseln ähnlich sieht. Von einem der hohen Fenster der Banketthalle aus bietet sich ein herrlicher Blick über das weite, friedliche Parkgelände, um das sich in der Ferne gleich einem weißem Arm der Fluß mit dem melodisch rauschenden Namen schlingt. Seit ich ihn in Guys Cliffe verlassen, habe, scheint er gewachsen und geschwellt, zieht immer breiter, mit tieferem Wellenschlag seine silberige Bahn, als müsse er zum Weltenstrom geworden sein, wenn die Sonne sinkt...

Wer nicht nur mit unsichtbaren Rossen, sondern auch noch mit den Rennern der Phantasie von Marwick weiterfährt, wird etwas unsanft in die Wirklichkeit zurückgerüttelt; er vernimmt, daß es einen „Shakespeare Birthplace Trust" gibt. Shakespeares Heimath vertrustet wie Zucker, Stahl oder Petroleum: der Gedanke ist nicht gerade poetisch, doch ganz praktisch in einem Land, das die Heerdenreisen liebt und deshalb Alles, was von den großen Verkehrsadern abliegt, nicht

mehr auf den Einzelnen, sondern nur auf die Masse eingerichtet und berechnet hat. Zu den Realitäten dieses Trusts gehört auch „Anne Hathaways Cottage", das alte Bauernhäuschen, in dem Shakespeares Schwiegereltern mit ihrer Tochter Anna lebten. Menschen, die für ihr Geld möglichst viel haben und ihren Tag kunterbunt vollstopfen wollen, besichtigen 'natürlich dies Haus, in dem noch alte Geräthschaften zu sehen sind, mit großem Interesse; mir aber fehlt, ich gestehe es offen, jedes besondere Empfinden für das kleine Bauernmädel, das vor vierhundert Iahren hier schlief und aß und das erste Kind sechs Monate nach der Hochzeit zur Welt brachte. Ich denke mir, sie wird nicht wesentlich anders gewesen sein als die dicke Christiane Vulpius, um die sich auch kein Mensch kümmern würde, wenn nicht eben ein Strahl der Dichtersonne auf ihre hübsche Nichtigkeit ge-, fallen wäre. Ich besuche daher Anna Hathaway nicht, obgleich, sie später Mrs. Shakespeare wurde. Warwick klingt mir noch so stark und heroisch nach, daß ich den Klang nicht durch ein Heerdenglöcklem unterbrechen, sondern ihn weiterschwingen lassen will, bis er vor der Thür verklingt, hinter der er geboren wurde, der wie kein Zweiter Englands Größe und Englands Pathos empfunden und ausgedrückt hat.
Stratford-upon-Avon sieht mit seiner breiten Hauptstraße, feinen zum Theil noch aus dem sechzehnten Iahrhundert stammenden, braungegiebelten Häusern mit den oergitterten Fenstern und den alterthümlichen Steinzierarten nicht wesentlich anders aus als etwa Glurns oder Rothenburg an der Tauber; nur empfängt es von dem normannisch gezinkten Thurm der Guild Church und dem charakteristischen Holzfachwerk der Wohnhäuser sein englisches Dondergepräge. Auch das Haus, wo Shakespeare geboren wurde, unterscheidet sich nicht wesentlich von modernen Kleinhäuschen englischer Vorstädte; und ich kann beim besten Willen nicht behaupten, daß sein Inneres besonders interessant oder gar stimmungvoll sei. Man sieht das Zimmer, in dem, am dreiundzwanzigsten April 1564, William geboren wurde, das große Wohnzimmer, in dem sein Vater, der Handschuhmacher, mit seiner Frau und seinen Kindern wohnte, die Küche, in dex Mutter Shakespeare vermuthlich eben so schlecht kochte, wie noch heute in der Mehrzahl englischer Küchen gekocht wird; aber Ergriffenheit wird hier so wenig ausgelöst wie in dem anstoßenden Museum, in dem alle möglichen Kaufbriefe, Akten und andere von Shakespeare oder von seinen Kindern und Enkeln unterzeichneten Schriftstücke zu sehen sind, neben Ansichten von Stratford, neben einem Pult, an dem er in der Schule gesessen haben soll, und allerlei frühesten Ausgaben seiner Werke, in denen neben seinem Bild die hübsche, gereimte Mahnung an den Leser mit den Worten schließt: .. .„^»ä look not in Kis kscs, but in Kis book." Much allerlei Bücher aus seiner Bibliothek haben hier Platz gefunden, unter denen man am Liebsten den Plutarch betrachtet, der ja' nicht nur anregend, sondern sogar vorgestaltend auf ihn gewirkt hat, so daß einzelne seiner Dramen, wie „Antonius und Kleopatra", von

Plutarch und Shakespeare gemeinsam gedichtet scheinen. Recht hübsch und auch ganz lehrreich ist dies Alles, die Verheißung aber, die mir schon in Kenilworth ans Ohr klang, hat sich noch nicht erfüllt. Da trete ich aus seinem Wohnhaus in den Garten, der sich seitlich anschließt und von einer grünen Hecke und einem einfachen Zaun eingefaßt wird. Sanft dehnt sich der Rasen, auf dem Maßliebchen blühen, alte Bäume breiten ihre Aeste über bunte Beete von Levkojen. Rosen und Schwertlilien, allerlei Sträucher stehen abgesondert und mit hölzernen Namen» schildchen umhex und die Abendsonne schaut friedlich mit goldigen Lichtern herein, als freue sie sich, dieses Stückchen blumige Erde jeden Tag wieder zu sehen. Die Besonderheit dieses Gartens ist, daß in ihm heute noch, wie in Shakespeares Tagen, alle Bäume und Sträucher zu finden sein sollen, die er je in seinen Dramen erwähnt. Aber ob» wohl der Trust mit seinem Verständnis; bewahrt und erneut, was schon den Knaben Shakespeare entzückte und belehrte, so sieht dieser Garten doch kaum anders aus als irgendein wohlgepflegter Baumgarten in englischen oder deutschen Landen. Weder die hölzernen Schilder der Sträucher, noch eine hochragende Ceder können ihm diesen Charakter der Ländlichkeit nehmen; und sie gerade ist es, die ihm einen so wunder» samen Reiz verleiht, daß man hier wieder einmal deutlich spürt, wie Größe und Einfachheit kaum von einander zu trennen sind.

Während sie sich drinnen noch über einen Brief von Garrick oder den Siegelring Shakespeares entzücken, gehe ich langsam, im Schein der sinkenden Sonne, die schmalen, mit Kies bestreuten Wege, auf denen sein Fuß einst ging; und hier, in dieser Einfalt der Natur, die auch ihn umgab, empfinde ich das große Entzücken und die große Bewegung, die mir am Avon verheißen ward, wenn die Sonne sinke. Nicht im Hause seiner Eltern, aber hier, in seinem Garten, kann ich ihn mir denken, wie er die Rosen und Levkojen betrachtete, dem Vogel» lied aus den Baumwipfeln lauschte oder in tiefem, tragisch«: Entrückt» sein den Räthseln des Weltwillens und des Menschenherzens nachsann. Kann mir denken, wie ihm eines Tages dieser bäuerliche Garten arm und eng erschien vor den Lockungen Londons, bis er dann, als sein Leben zu verdämmern begann, wieder hierher zurückkehrte, alle Eitel» keit der Welt als nichtig anerkannt hatte und nichts mehr begehrte als die dörfliche Ruhe Stratfords, sein Aprikosenspalier und seine könig» lichen Erinnerungen. Ich weiß wohl, daß sich der letzte Theil seines Lebens nicht an dieser Stelle abgespielt hat, fondern in einem anderen Haus und einem anderen Garten, die leider nicht rechtzeitig vertrustet und darum abgerissen worden sind; aber ich bin sicher, daß sein Sterbe» haus dem Geburthaus glich und daß das Gärtchen mit den Aprikosen» spalieren ganz ähnlich war wie dieses hier, das die Abendsonne jetzt immer gelber überfluthet, als wolle sie ihm die Dankesschuld eine« Welt mit ihrem Gold zurückzahlen. Und der öde Streit fällt mir ein, der einmal um „Shakespeare oder Bacon?« tobte und um noch etliche Andere dazu, und ich frage mich, ob die Streiter und Forscher nicht

reuevoll und beschämt verstummt wären, wenn man sie zur Sommerszeit in den Garten von Stratford geführt hätte, weil sie da erkennen mußten, daß es ganz gleichgiltig ist, wie der Mann hieß, der vor vierhundert Iahren dachte und dichtete und den man hier besser bsgreifen lernt als durch hundert Biographien und tausend Kommentare. Auch die uralte Grammar School, in der Shakespeare die Geheimnisse des Abc lernte, steht noch erhalten, sieht mit ihrer morschen Holzverkleidung eher wie eine Scheune denn wie ein Schulhaus aus und müßte sich vor modernen Schulpalästen buchstäblich in die Erde verkriechen, wenn sie nicht eben unter ihre Zöglinge den Schüler William zählen dürfte. Mit ihrer ehrwürdigen Aermlichkeit wirkt sie aber stilvoller und angenehmer als die zahllosen „Shakespeare-?! njdenken", denen man in Stratford natürlich auf Schritt und Tritt begegnet und die es an Geschmacklosigkeit fast mit gewissen, besonders in der Fremdensaison grassirenden „Andenken an München" aufnehmen können. Das Schnurrigste an „Pietät" solcher Art ist vielleicht das „Hotel Shakespeare", von dem erzählt wird, daß seine Zimmer, statt der sonst üblichen Nummern, die Titel shakespearischer Dramen tragen... Mit eigenen Augen habe ich diese Art der Nummerirung nicht gesehen, aber sie wäre qussr genug, um in England möglich und ernst gemeint zu sein. Doch auch die Hauptstraße mit all ihren Shakespeare-Postkarten nimmt schließlich ein Ende; man schreitet durch einen grünen Laubbogen zur Kirche hin, in der Englands großer Sohn begraben liegt, und erlebt hier eine neue Enttäuschung. Zunächst liegt die Gruft so verschmitzt, daß man sie kaum finden kann; nnd steht man endlich davor, so springen Einem zunächst alle möglichen anderen Namen der Familie entgegen, viel später und bescheidener erst der seine, den auch noch eine abscheuliche, fast unkenntliche Büste illustrirt. Sicher haben die Puritaner, die ja Alles mißachteten, was die Königin Elisabeth liebte, mit Absicht diese letzte Ruhestätte so nebenhinaus und pietätlos angeordnet; und es ist sehr zu bedauern, daß der Trust hier nicht auch eingegriffen und Shakespeares Schlaf mit mehr Weihe umgeben hat. Viel lieber suchte man das Shakespeare-iGrab draußen 'ans dem Friedhof neben der Kirche, der so schön und einfach ist, wie. Kie englischen Friedhöfe meist zu sein pflegen. Man sieht hier keine Kreuze, keine langen und ruhmredigen Inschriften, keine abgezirkelte Blumengärtnerei. Ueber Rasengrüften erheben sich graue, mit Moos bedeckte Steine, die nur einen verwitterten Namen nennen. Da und dort schwankt, wie ein letzter Gruß des Irdischen, eine entblätternde Rose. Draußen in der Ferne aber glitzert wieder im silberigem Schein der Avon, läßt sich von dem Garten mit der Ceder und den Levkojen erzählen und rauscht ihr zum Dank dafür die Legende von dem Schwan, der sich vor vierhundert Iahren in seinen Wogen spiegelte und dann mit gewaltigem Flügelschlag aufflog zur Unsterblichkeit.

München. CarryBrachvogel.

Die Zukunft.
Anzeigen.
Gesammelte Abhandlungen. Vom Professor Max Kassowitz.
Herausgegeben von Büttner, Hochsinger, Hollischer, Moeller
und Or, Julie Kassowitz-Schall. Verlag von Julius Springer
in Berlin.
Mitten im Schaffen, trotz seinen siebenzig Iahren vom Alter ungebeugt, ward Max Kassowitz aus dem Leben abgerufen. Das stolze Wort „Er war unser", das sonst wohl an der Bahre eines Großen als Trost erklingt, hier konnte es nicht gesprochen werden. Einsam ist die sFlamme emporgelodert, die seinen Leib verzehrte, wie er fein ganzes Lebe», einsam geforscht und gekämpft hatte, Aug in Auge mit den tiefsten iGcheilMniffen der Natur, unverstanden von den Vielen, die ihn aus den neuen, noch unbegangenen Wegen, auf denen er jenen Geheimnissen ^nachzuspüren wußte, fürs Erste nicht folgen wollten. Manche haben ihn, den viel Befehdeten, vor Kurzem als Iubilar gefeiert und jetzt mit warmen Worten sein Hinscheiden beklagt, einzelne seiner Verdienste wurden endlich doch anerkannt; aber von einer wirklicheZn Würdigung Dessen, was er für die Wissenschaft als Ganzes bedeutet, Ware», die Zeitgenossen weit entfernt. Nluni, da die Totenklaac verhallt ist, erhebt sich die Sorge um die Wetterführung der Arbeiten, denen sein Leben geweiht war, und da ihm bei Lebzeiten keine Schule zu gründen vergönnt war, erwächst für die Wenigen, die von der überragenden Bedeutung seiner Ideen durchdrungen sind, jetzt um so mehr die gebieterische Pflicht, dafür zu wirken, daß diese Ideen in Zukunft wenigstens gepflegt und gefördert werden, daß jenes „Kastell des Totschweigens", wie Kassowitz,selber es nannte, endlich gebrochen werde, das gqgen ihn aufgerichtet war und über dessen Bestehen er sich oft genug bitter beklagte. Wenn bisher das Unbegreifliche geschehen konnte, daß ein Versuch einer einheitlichen Ableitung aller Lebenserscheinungen aus einem eben so einfachen wie großartigen, allumfassenden Prinzip, den Kassowitz in seiner „Allgemeinen Biologie" durchgeführt hat, in der wissenschaftlichen Welt so gut wie unbeachtet bleiben konnte, so kann dieser Zustand gewiß kein endgiltiger sein.
Revolutionär sind die Ideen von Kassowitz zweifellos; und scheuer Respekt vor großen Autoritäten war gewiß nicht seine Sache. Aber gerade darum ist es doch unvermeidlich, daß früher oder später ein heftiger Kampf um diese Ideen entbrennen, daß aus ihnen und über sie eine ganze Literatur entstehen muß. So soll denn auch diese Sammlung von Abhandlungen, dieses Buch, in dem der nun zum Schweigen Verurtheilte zum letzten Mal das Wort ergreift, dazu beitragen, daß jene Literatur entstehe, in der die Ideen von Kassowitz, jede für sich wie auch in ihrer Gesammtheit, eingehend diskutirt, gewissenhaft und sorgsam nachgeprüft, auf den verschiedenen Gebieten angewendet, im Einzelnen ausgebaut und verarbeitet werden. Zunächst aber mag er selber zur Nachwelt sprechen, der er noch so viel zu sagen hat. Mag immerhin auch dieses postume Opus (in gewissem Sinn ist Alles, was

der Biologe Kassowitz geschrieben, postum, weil es erst von der Nachwelt gehört werden wird), mag immerhin auch diese Generalrevue über sein Lebenswerk in vielem Wesentlichen noch eine Kampfschrift sein: wie sich dieser Kampf dereinst entscheiden mag, ob für die katabolische oder die metabolische Stoffwechsellehre, die Kalorientheorie und die Lehre von der Isodynamie der Nahrungstoffe oder die vom Aufbau und Zerfall des Protoplasmas, die gangliocentrische Hypothese oder die Reflexkettentheorie: solcher Entscheidung irgendwie vorzugreifen, ist keineswegs die Absicht dieser Publikation. Was sie zunächst anstrebt, ist die Errichtung eines Denkmals für eine durchaus originelle und im Leben zu wenig gewürdigte Forscherpersönlichkeit, deren Bild in möglichste,? Lebenstreue für die Nachwelt festgehalten werden soll; und so trägt denn auch das Buch im Wesentlichen biographischen Charakter. Bei der Auswahl leitend war der Wunsch, alle charakteristischen Ideen und Ansichten, auch alle bedeutsamen Momente in seinem Leben deutlich Hervortreten zu lassen. Die Geschichte seines Lebens ist die Geschichte von Arbeiten und Kämpfen. Wenn schon in seinen Hauptwerken das Polemische eine sehr große Rolle spielt, so tritt es hier in diesen kleineren Arbeiten, die vielfach der Kampf des Tages mit seinen Wechselnden Zwischenfällen geboren hat, naturgemäß noch mehr her» bor. Much auf dem Gebiet der Kinderheilkunde war Kassowitz ein Bahnbrecher. sAuch hier war nicht ruhiges Genietzen des Erworbenen, sondern immerwährender Kampf sein Teil. Obgleich seine großen wissenschaftlichen Leistungen auf diesem Spezialgebiet von der Mitwelt schließlich dankbar gewürdigt waren, wenn namentlich Hem Begründer' der Phosphortherapie, dem die Einführung eines wirklichen Spezifi» kums (Hagenbach) Aegen eine der verbreitetsten Krankheiten, eines wahren Volksheilmittels von geradezu zauberhafter Wirkung (Fischl) zu verdanken ist, von fast allen Fachgenossen Zustimmung und Anerkennung gezollt wurden, so hat es doch auch hier noch bis zu allerletzt nieknals an Solchen gefehlt, die sich bemühten, sein Perdienst zu verkleinern, den Bau zu erschüttern, der auf breitester experimenteller und theoretischer Grundlage so festgefügt dastand. Unablässig mutzte er auch hier sein Werk vertheidigen. Bon seiner endgiltigen Vernichtung des zählebigen wissenschaftlichen Ammenmärchens von den Zahnungskrankheiten, der erschöpfenden deskriptiven Grundlegung unserer Kenntnisse von den verschiedenen Formen der kretinoiden Wachsthumsstörungen, seinen Arbeiten über Vererbung der Syphilis und seinen Beiträgen zur Theorie der Immunität und der Wirkungweise der Immunkörper usw. usw. braucht hier nicht eigens gesprochen zu werden, weil die Schule von Kinderärzten, die er, obwohl es ihm an der offiziellen Anerkennung durch Berufung an die leitende Stelle einer großen Klinik gefehlt hat, trotz Alledem begründete, die Tradition seiner Lehren pflegt und durch das Weiterarbeiten in seinem Sinn ihm auf diesem Gebiet das würdigste Denkmal setzt.

In der Alkoholfrage zeigte sich besonders deutlich, wie sehr der Autoritätglaube der richtigen Würdigung seiner Lehre im Wege war.

Hier hatte er geglaubt, daß ein großes praktisches Kultur» und Meufch» heitinteresse mit ihm für die Anerkennung seiner neuen, den Thatsachen, besonders auf diesem Gebiet, so viel besser gerecht werdenden Stoffwech» sellehre kämpfen werde. Der Autoritätglaube erwies sich einstweilen als stärker. Unter der stolzen Flagge der hypothesenfreien Darstellung siegte einstweilen die oberflächlichere Auffassung der Stoffwechselvor» gönge. Die erhoffte Gemeinde von Bundesgenossen und Verkündern seiner Lehre blieb aus; die Wahrheit hat für sich selber Sümpfen müssen. Nicht auf fremdem Boden, nur auf dem eigenen Gebiet der Theorie wird der Kampf entschieden werden, wenn auch das eminente praktische Interesse, das sich hier an eine richtige Theorie der Stoffwechsel>oor» gänge knüpft, sicherlich als Ansporn dienen wird, der Frage immer und immer wieder auf den Leib zu rücken und den Kampf nicht zur Ruhe kommen zu lassen. i , !! ^ ,

„Forschen und Kämpfen", diese Worte könnte man als Motto über das Buch schreiben; sie standen gleichsam als Leitwort über seinem ganzen Leben. Vielleicht noch treffender wäre: „Schauen und Kämpfen". Sein Forschen war kein unbestimmtes Suchen, sondern ein be» stvußtes «nd bildnerisches Schauen. Er verstand es wie Wenige, die richtigen Fragen an die Natur zu stellen. An der Hand zwingender Schlüsse, mit dem Ueberblick über ein ungeheueres Thatsachenmaterial drang er in die Welt des Allerkleinsten mit hellseherischer Sicherheit ein. Man kann Wohl sagen, daß er in die Reihe jener modernen Na» turforscher gehört, die zum Ausbau und zur Vollendung der mechanistischen Weltanschauung am Meisten beigetragen haben. Das biologische Lehrgebäude von Kassowitz ist vielleicht berufen, eine neue Aera in der Wissenschaft zu eröffnen, die wieder den Muth zur Hypothese hat und bewußt konstruktiv zu Werke geht, um ein geschlossenes mechanistisches Weltbild aufzubauen. Daß wir uns ein solches Weltbild nur durch schwere Arbeit, durch strenge Kritik, die stets bereit ist, niederzureißen, um immer von Neuem wieder aufzubauen, erringen können, lehrt uns das Lebenswerk von Kassowitz. Aber es lehrt uns auch, welch reicher Lohn in dieser Arbeit gelegen ist und daß ein solches mechanistisches Weltbild, bis in alle seine subtilen Einzelheiten konsequent zu Ende gedacht, als erhabenes plastisches Kunstwerk auf uns wirken kann und uns die Schöpferfreude am All, auch wenn wir sie nicht mehr ins All hinausprojiziren, doch untrüglich empfinden und als köstliches inneres Erlebniß zu Theil werden läßt.

Wien. Dr. Iulie Kassowitz»Schall.

Lebensänöerungen. Das Problem der Veränderung lebender Strukturen. Th. Griebens Verlag in Leipzig. 2,40 M.

Darwins Entwickelunglehre, die vor über vier Iahrzehnten in Deutschland zuerst von meinem Vater Wilhelm Preyer und von Ernst Haeckel verkündet wurde, bildete die Voraussetzung und den Ausgangspunkt der modernen wissenschaftlichen Lebensforschung und, mehr noch,

unserer allgemeinen Lebensanschauungen. So sehr der Evolutionis« mus selbst heute noch von Manchen, die nicht sehen wollen, ange» feindet wird, er hat sich längst auf dem Boden der Wissenschaft fest eingewurzelt und sendet seine kraftvollen Triebe immer mehr in die Höhe und Weite, umfaßt immer neue Gebiete, auch des menschlichen Lebens. Aber der Urgrund, aus dem „Entwickelung" entsteht, ist noch dunkel, noch immer steht Du Bois»Reymonds finsteres „Ignorabi» mus" vor den Augen des vorwärtsstrebenden Forschers und so lang« wird es stehen bleiben, bis der Menschengeist wagt, den Ursprung der Entwickelung ohne Rücksicht auf anorganische Axiome zu verfolgen. Die „Veränderung", in ihrer fundamentalen Bedeutung von Heraklit bis Bergson nur von Wenigen gewürdigt, soll in meiner absichtlich kurz gefaßten und konzentrirten Schrift als Grundlage aller Entwicke» lung und aller Lebensäußerungen anerkannt werden. In Verbindung mit einer aus biologischen Untersuchungergebnissen gefolgerten neuen Anschauung von der Struktur plasmatischer Lebensvorgänge versuche ich, unabhängigen, modernen Köpfen Anregung zu einer neuartigen Veurtheilung aller Ledensänderungen zn geben.

Axel Thierry Preyer.

Ernst Haeckel im Bilde. Sine physiognomische Studie zu seinem achtzigsten Geburtstag. Herausgegeben von Walter Haeckel, mit einem Geleitwort von Wilhelm Bölsche, bei Georg Reimer in Berlin. 2M M.

Im Laufe der letzten zwei Iahrzehnte, etwa seit dem altenburger Vortrag meines Vaters „Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft", dann aber ganz besonders nach dem Erscheinen der „Welträthsel" erneuerten Anhänger und Verehrer ihre alten Bitten, imein Vater möge doch eine Reihenfolge von Bildern seiner Person aus den verschiedensten Lebensaltern erscheinen lassen, um Freund und Feind so GelegenheitLULLbW,,sich den «Rufer im Streit um eine neue Weltanschauung auf naturwissenschaftlMer Grundlage" physiogno» Misch naHe"anzusehen und vielleicht rein.MenLchüch ein..„güystiZLres" Bild dadurch von ihm zu gewinnen. Zum achtzigsten Geburtstag meines Vaters habe ich nun aus einem äußerst reichhaltigen Material fünfundzwanzig Photographien und Reproduktionen nach Gemälden, Plastiken und Radirungen von Karl Bauer, Josef Kopf, Franz von Lenbach, Emil Orlik herausgegeben, die Freund Wilhelm Bölsche in liebenswürdigster Weise mit einem herzlichen und menschlich treffenden Geleitwort auszeichnet. Eine Schriftprobe der Hand meines Vaters nach dem Gedicht „Ausgleichung" von David Friedrich Strauß, aus dessen „Poetischem Gedenkbuch", schließt sich an. Möge dem Büchlein der gewünschte Erfolg beschieden sein!

München. Walter Haeckel,

W. Wertheim.
Zusammenbruch des Waarenhauscs W. Wertheim wirkt wie ein wirthschaftliches Ereigniß, Die Waarenhäuser, die so viele Schwierigkeiten überwanden, haben das Vorurtheil noch immer nicht ganz besiegt. Berlin hatte dasPech in drei Monaten zwei Waarenhäuser einstürzen zu sehen. Schon als im Ianuar über Schwierigkeiten!mehrerer amerikanischen Waarenhäuser, die zum Siegel»Concern gehören, berichtet wurde, spitzten die Feinde des Waarenhausprinzips die Ohren. Wenn in den Vereinigten Staaten, dem Paradies der Waarenhäuser, Niedergangszeichen sichtbar wurden, konnte man zu üblen Schlüssen kommen. Aber die Marshall Field, Cooper, R, H. Macy, Iohn Wanamaker haben noch immer ungeheure Iahresumsätze und beweisen damit, daß die Vereinigten Staaten, auch im Sturm wirthschaftlicher Wirbel, sicheres Erdreich für die Grundmauern der Riesenstores sind. Auch in Deutschland haben sie keinen Verlust an Lebensmöglichkeiten erlitten. Der Steuerertrag lehrts; in Preußen haben ungefähr 120 Firmen zusammen dem Fiskus rund 4 Millionen abgeliefert. Der ge» sammte Iahresumsatz betrug etwa 320 Millionen; nicht so viel, wie derUmsatz des größten amerikanischen Waarenhauses ausmachte. Mancher erinnert sich noch des Lärmes, der das preußische Waarenhaussteuergesetz vom Iuli 1900 entstehen ließ; all der Klagen über die Gefährdung des Mittelstandes. In der Begründung des preußischen Gesetzes steht zu lesen: „Die'Königliche Staatsregirung bezweckt mit der geletzlichen'Regelung keineswegs, die großen Waarenhäuser und Dergleichen zu unterdrücken. DieKonsumenten haben ein berechtigtes Interesse an möglichst wohlfeiler und bequemer Befriedigung ihrer wirthschaftlichen Bedürfnisse." Diese amtliche Erklärung paßt freilich nicht zu dem Streben nach neuen „Maßregeln" gegen die Waarenhäuser. Seit diesem' Fahr 1900 sind in Deutschland 400 Waarenhäuser entstanden. Ueber ihre Existenz hat die Partei entschieden, von deren Wichtigkeit auch die preußische Regirung durchdrungen ist: die Konsumenten. Ist anzunehmen, daß sie ihre Meinung geändert haben? Die Antwort kann jeder Waarenhausbesitzer geben. Und Keiner wird Zweifel hegen, weil W. Wertheim hinter sich ein Kreuz machen mußte. Das Waarenhaus W. Wertheim G. m. b, H, war ein Geschöpf der Wuth. Und Geschäfte macht man nicht sb irsto. Als Herr Wolf Wertheim sich, mit etwa Millionen Mark, von seinen Brüdern getrennt hatte, war die Waarenhauskonjunktur von den größten Firmen schon ausgenützt worden. Undenkbar schien, daß ein neues Geschäft mir Erfolg in die Reihe der Konkurrenten treten könne. Aber vielleicht wäre der Anfang leichter gewesen, wenn dieser Wolf nicht in den Bannkreis Neuburgxr-Fürstentrust gerathen wäre. Die Berliner Terrain- und Ballgesellschaft, diese Pechcentrale, hatte im Norden der Friedrichstraße das Passagekaushaus gebaut. Einen Prunkpalast im Husrtier lstin! Wie konnte man erwarten, daß aus solchem Boden je Früchte reifen werden? Auf den Grundstücken der Möbelfirma W. Mar»

kiewicz wurde der Luxusbau errichtet und, nach einer überschwenglichen Schilderung seiner Wunder, im Iahr 1908 eröffnet. Es sollte die Hülle einer neuen Idee sein: der Zeltgenossenschaft selbständiger Spezialgeschäfte. Kein Bundesstaat, sondern ein Staatenbund. Man pries als „genialen Gedanken", daß eine Organisation geschaffen sei, die den Einzelgeschäften die Vorzüge des Waarenhauses biete, ohne ihre Selbständigkeit anzutasten. Der wahre Kompromiß zwischen den Wünschen des „Mittelstandes" nnd den Forderungen des Zeitgeistes. Doch all dieses Gerede blieb ertraglos. In Berlin ist das Spezialgeschäft eine Individualität, die der Einfügung in eine andere Art nicht bedarf. Viele große Kaufhäuser haben das Format des Waarenhauses, ohne eins zu sein. Warum sollte dem Kapitalismus gerade dieser Zweig verkümmern? Seine Ausstrahlungen haben sich über den gan> zen Geschäftsbereich verthe7lt; und deshalb ist es sinnlos, zu sagen, das Waarenhaus habe das Spezialgeschäft getötet. Die Passagekaufhaus-Aktiengesellschaft war im Iahr 190S, unter Mitwirkung des Bankiers Karl Neuburger, gegründet worden. Im Oktober 1908 wurde der Betrieb eröffnet; im März 1909 war die Herrlichkeit zu Ende. Nun sollte es ein „richtig gehendes" Waarenhaus werden. Aber die Mittel fehlten; und das Schicksal des ganzen Unternehmens stand auf Messers Schneide. Vor dem Sturz rettete es Wolf Wertheim. Ein tückischer Zufall ließ die Ereignisse, die sich unter den Inhabern der Firma A. Wertheim abspielten, in der Zeit geschehen, in der das Ende des Passagekaushauses nah schien. Wolf Wertheim brachte vier Millionen mit. Die konnte die Berliner Terrain- und Baugesellschaft brauchen. Neuburger war aus der Zahl der handelnden Personen ausgeschieden und hatte seiner Gesellschaft die Sorge um das Passagekaufhaus überlassen. Der Wunsch, dieses ungefüge Objekt zu finanziren, war nur mit der Hilfe einer verzwickten Finanztransaktion zu erfüllen. Das Kaufhaus wurde mit mehreren Hypotheken belegt. An die erste Stelle kam ein Darlehen von «N, Millionen, das fast ganz zur Ablösung der Bankschuld gedient hatte; und hinter diesen Posten ließ die Terrain- und Ballgesellschaft eine Doppelhypothek von zusammen 12i/s Millionen eintragen. Damit sind aber die Beziehungen zum Passagekaufhaus noch nicht abgethan. Die Terrain- nnd Baugesellschaft hatte eine fünfprozentige Obligationenanleihe im Gesammtbetrag von 20 Millionen ausgegeben. Von diesen Schuldverschreibungen sind 18 Millionen noch zu tilgen und ein Theil der Stücke (etwa 5 Millionen) ist im Besitz des Publikums. Für diese Schuldtitres haftet die erwähnte Hypothek mit einem Teilbetrag von 10i/s Millionen. Außerdem leistet die Handelsvereinigung, die liquidi»»deBank der Fürsten, Bürgschaft. Man ficht, welches Netzwerk um das Wesen des Fürstenconcern gelegt war. Der Konkurs des Waarenhauses W. Wertheim trifft in seinen letzten Ausläufern die genannten Obligationen. Das Passagekaufhans war an W, Wertheim vermiethet. Der hohe Miethzins, den er zahlen mußte, deckte zum guten Theil die Zinsen der Hypotheken, die den Schuldverschreibungen als Sicherheit,

dienen. Die Verwerthung des Passagekaufhauses müßte also Ersatz für Wertheims Miethe schaffen. Der wird nicht leicht zu finden sein. Wie kam W. Wertheim in Verbindung mit den Fürsten und wie wurden sie die Hauptgläubiger der G, m. b. H.? Die Berliner Terrain» und' Baugesellschaft war mit dem Fürsten Fürstenberg schon in Ver» bindung, als Wertheim Miether des Passagekaufhauses wurde. Dieses Verhältnis; sicherte ihm den großen Kredit, den er brauchte, um sich als Gegner der Firma A, Wertheim zu behaupten. Aber das Geld blieb hinter den Maßen des Geschäftsprogrammes zurück. Nach dem Haus in der Friedrichstraße wurden Geschäfte in der Potsdamer und Leipziger Straße aufgemacht, für deren Unterbringung riesige Miethen bezahlt werden mußten. Sich dicht bei den Hauptniederlassungen der zwei größten berliner Waarenhäuser auf die Lauer zu legen, war ein tollkühnes Wagniß. Wolf Wertheim bezahlte es mit seinem Vermögen. Aber auch als er die Stätte seines Sturzes verlassen hatte, blieb das Glück der G. m. b. H. fern. Sie lag der Berliner Terrain« und Baugesellschaft schwer auf der Tasche, Die Gesellschaft sagte dann 1N2, ihr sei gelungen, ihre Forderungen an W. Wertheim (10Vs Mil» lionen) gegen Bargeld zu verkaufen. Der Erlös diente zur Tilgung des größten Theiles der Bankschulden. Außerdem wurden die Betriebs» mittel der Baugesellschaft um 2Vs Millionen erhöht. Die Fürsten kauf« ten das Wertheim»Engagement; sie waren schon vor der Sanirung die einzigen Bankiers des Waarenhauses gewesen und hatten vielleicht die vage Hoffnung, durch Isolirung dieses Unternehmens einen fördersamen Einfluß auf sein Schicksal zu erhalten. Bei der jüngst erfolgten Gebietstrennung im Fürstenconcern ging das Wertheim» Engagement auf den Fürsten Hohenlohe über; bis dahin hatte es zu den Geschäften des Fürsten Fürstenberg gehört. Der Fürst kann Forderungen im Betrag von 20 Millionen anmelden; die Lieferanten (ungefähr 2500) haben eine Summe von 3 Millionen in der Masse. Fürst Hohenlohe ist durch den Zusammenbruch des Trust besonders hart getroffen worden. Man schätzt seinen Verlust auf mindestens 130 Millionen; und die Deutsche Bank soll bei ihren Räumungarbeiten mit dem Fürsten nicht immer glimpflich Verfahren sein. Den Waarengläubigern der W. Wertheim G. m. b. H, die ihre Ansprüche durch die Fürsten gesichert glaubten, war die Möglichkeit einer Regelung angedeutet worden; aber nur für den Fall, daß die Anmeldung des Konkurses unterbleibe. Die Ungeduld eines Gläubigers zerstörte diesen Plan. Sein Gelingen hätte an der wirthschaftlichen Schlußrechnung nichts geändert. Ob die anderen großen Firmen des berliner Waarenhausbezirkes von dem Verschwinden des Konkurrenten Nutzen haben werden? Er hat ihnen kaum großen Abbruch gethan, da ihm eine der wichtigsten Lebensbedingungen des Waarenhauses versagt war: „größter Umsatz". Den Gegnern des Waarenhauses liefert der Fall W. Wertheim also keinen Stoff zu neuer Agitation, Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. —
Vxrlag der Zukunft in Berlsn, '»» Druck von Paß S Garleb «S. m. h. tz. in Berlin.

Berlin, den 25. April 1«14.
Selbstmordversuch Bon apartes?
H^öppel, jauchzt amsiebentenApril1814 der siebenzehnjährige M,v PreußenprinzWilhelm,»ergieb!sich dem Kaiser Alexander und geht nach Rußland. Kann ein solcher Mensch wohl infamer endigen? Dreißigmalschösse ichmich tot.che ichDiesthäte. Stcckt da aber nicht was hinter vielleicht??! Natzmer überschickt hierbei ein Packet Schuhe von der allergrößten Eleganz. Sie sind von dem Schnster der Herzogin vonNovigo, welche hier den Ton an« giebt und täg'ich fünf Paar (sage:.fünf Paar) Schuhe braucht." Am Elften kannPrinzessinCharlottemelden,FlügeladjutantGraf Schwerinsei alsBringerderFreudenpost inBerlin angekommen; «mit vierundzwanzig Postillons. Das Geschrei, das Gedräng war mitnichts zu vergleichen. Es soll noch ärger gewesen sein als bei der Schlacht von Leipzig. Im Theater wurde das Preußische Feld» lager(ein,M^litärischesGemäldemitGesang^ nachWallensteins Lager gemodelt) aufgeführt, welches überaus vielen Beifall und Geschrei erhielt. Ich freue mich schon, wenn Sie, mein geliebicr' Bater,es sehenwerdcn; es ist so lärmend." In der nächsten Nacht soll dem überwundenen Mann in Fontainebleau der Wunsch genaht sein, sich selbst zu töten. Soll; der Frage, die jetzt wieder in der pariser Presse erörtert wird, ist eine lückenlos sichere Ant- wort, noch heute, nicht zu finden. Der Gedanke, sagen deutsche Historiker, hat den Besiegten gestreift, ist aber nicht ausgeführt

worden. Vermuthung. Agathon Fain, der Geheimsekretär, auf den die Legende sich beruft, ist kein ganz zuverlässiger Zeuge. Und die Aprilbriefe Bonapartes verrathen nichts von der Absicht auf Selbstmord. Marie Luise soll in Aix eine Badekur durchmachen, Josephs Frau nach Marseille, Louis nach Montpellier, Ierome in die Bretagne gehen. An der Loire, schreibt er an Ioseph, seinen Statthalter,nachParis,»mußunserTroßso klein wie möglich sein. Ieder soll still unterkriechen und sich in Sparsamkeit bescheiden." Nach Elba will ihn der Zar schicken? Weil Marmont, der Herzog vonRagufa, sich wieder dümmste Tölpel schlagen ließ,tst derIm» perator noch nicht besiegt. „Nur um viel höheren Preis ist mein Leben, meinBlut zu haben. Noch hängt derDegen vonAusterlitz mir an der Hüfte. Wenn ich die Leute von Eugen undAugereau, von Soult und Suchet zufammenziehe, habe ich wieder hundert» tausend Mann und kann den Verbündeten an der Loire gefähr» lich werden." In den Augen der Treusten liest er den Zweifel. Nach dem ersten Verzicht, dem nurpersönlichen vom vierten April, glüht schnellwieder Hoffnung auf.AberauchCaulaincourtundMacdo» nald, die mitdemKaiserAlezander Verhandelthaben, mahnen, ins Unvermeidlichesichzu fügen. »Sie habenkeinHeer, dürfen sichnicht ins Amt eines Landsknechtführers erniedern; und Frankreich braucht undwillRuhe." Ruhe! Meinetwegen. Er zieht einLeuch» tertischchen heran, klammert es in die nackten Füße, von denen Pantoffeln wippen, und schreibt. «Da die verbündetenMächte der Meinung sind, daß die Wiederherstellung des europäischen Frie» dens nur durch denKaiserNapoleon gehindert werde, erklärt der Kaiser, daß er, für sich und für feine Erben, auf die Throne von Frankreich und Italien verzichtet und bereit ist, der Wohlfahrt Frankreichs jedes persönliche Opfer, auch das des Lebens, zu bringen." Die zweite Urkunde der Abdankung. Dann? Marie Luise geht nicht nachAiz, sondern insAusland; will vonKosaken lieber als vonFranzosen geleitetsein;und nimmt seinen Knaben, das Adlerjunge, mit in die Fremde. (Auf Sankt Helena sagt er zum General Gourgaud: »Sie war die Unschuld selbst, log nie (was Iosephine immer that), liebte mich, wollte stets bei mir sein und wäremitmirnachElbagegangen,wenn sie nicht denSchuftMon» tebello und den elenden Corvisart als Berather gehabt hätte. Aber man hatte ihr erzählt, daß ihre Tante MarieAntoinette guillotinirt

worden sei; und das ganze Ereigniß war für stezu gewaltig. Oben»
drein hatte der Vater ihr den Lüdrian Neipperg als Gefährten
beigesellt.") Einsam also; ohne Weib und Kind; ohne den Vor»
wand, einer Familie zu leben. Und der aufgehetzte Pöbel wird ihn,
auf der Fahrt nach dem Inselkäfig, höhnen, schimpfen, vielleicht
mißhandeln und verwunden. Noch am zehnten April hat er ge»
lagt: „Verzweiflung ist Feigheit. Feigheit jeder Versuch,mit eige»
ner Hand sich aus der Gefahrenzone ins Nichts zu retten. Wer
weiß denn, wasgeschehenwird?Ueberunswaltet Schicksal. Dem
kann sichKeiner entziehen." Ietzt: »Auf dem Schlachtfeld zu ster»
ben, ist nicht schlimm. Doch im Dreck umkommen, von schmutziger
Handgewürgtwerden!"KeinLenzvogelsingtihm.KeinK,iöZpleln
Zabt ihn mit Duft. Ringsum Nacht. Was plant er in Finsterniß?
„In der dreizehntenAprilnacht entsteht in den sonstum diese
Stundeso stillen Korridoren des Schlosses geschäftige Bewegung.
Diener laufen hin und her. Kerzen werden angezündet. Man weckt
den Doktor Iwan, den Marschall Bertrand, die Herzoge von Vi»
<enza und Bassano. Alle werden ins Schlafzimmer des Kaisers
geführt. Neugier spitzt das Ohr, kann aber nur, aus dem Vorzim»
iner, Seufzer und Schluchzen erlauschen. Plötzlich stürzt Doktor
Iwan heraus, eilt in den Hof hinunter, steigt auf ein Pferd, das
<ms Gitter gebunden war, und sprengt davon. Tiefstes Dunkel
schleiert das Geheimniß dieser Nacht ein." Das erzählt Baron
. Jain (der dem Konvent, dem Kaiser, dann dem König Louis Phi»
lippe als Sekretär gedient hat). Was war geschehen? Schon auf
der Flucht aus Rußland soll Bonaparte in einem Säckchen Opium
auf der Brust getragen haben; weil er nicht lebend in die Hand
der Verfolger fallen will. (Er schätzt die Russen sehr hoch, findet
ihre Politik »großartiger" und sogar liberaler als die wiener, sagt
voraus, daß sie, weil sie müssen, sich den Franzosen verbünden
werden; bangt, für sich, aber vor ihrer Barbarenroheit.) Das Säck»
chen liegt in einem verschlossenen Schreibtischfach. In der Nacht
nach der Abdankung soll ers in sein Schlafzimmer geholt, das
Gift in Wasser geschüttet, getrunken und sich wieder ins Bett ge»
legt haben. Schmerz in den Eingeweiden; nicht rascher Tod. Der
Leidende ächzt um Hilfe. Der Arzt (der ihm das Morphium gab)
weiß keinen Rath und galopirt aus dem Bereich der Verant»
wortung. Nach einer langen Ohnmacht schwindet der Schmerz.
IN'

War das Gift vom Alter entkräftet oder die Dosis zu klein ?«Go!t will nicht, daß ich schon sterbe!" Von Alledem ist nichts bündig verbürgt. In keinem Gespräch wird die Nachtmär erwähnt. Der Erste Konsul, der Kaiser hat über den Selbstmord immer imTmr tiefster Verachtung gesprochen. (Noch der Gefangene, den die Briten «General Napoleon" nannten. «Napoleon! Diesen Borna» men tragen vieleKorsen.IchheißeBuonaparte.Dasistdas Selbe wie Buonarroti. Einer aus meiner Familie, Bonifazius Buona» parte, warKapuzinerin SanMiniato und wurde selig gesprochen. Als ich nach Italien kam, flehten mich die Kapuziner cm,ihnzum Heiligen ernennen zu lassen. Das hätte mich eine Million gekostet. DcrPapst war dafür. Man flüsterte mir aberzu, dieAusführung des Plänchens könne ein Bischen lächerlich wirken: und ich machte aus demSeligen keinen HeiligenBonifazius. EinFehler. Ich hätte mit dem Köder einen ganzen Schwarm von Mönchen und Brie« stcrn geangelt. Vorbei. Wenn ich jetzt aber höre, daß Ludwig der Achtzehnte mich ,Herrn von Buonaparte' nennt, ergötzt michs wie ein Schwank." SanMiniato liegt bei Florenz,. daß dem alt» florentiner Bürgerhaus Buonarroti, dessen SohnMichelagniolo war, auf Korsika Verwandte lebten, ist nie berichtet worden.) In einem Armeebefehl hatte der Feldherr gerufen: «Wahrer Muth kann sich in aufrechter Erduldung seelischer Qual eben so bewäh» ren wie imKugelregen. WersichohneWiderstanddemUngemach überläßt oder sich ihm durch Selbstmord entzieht, handelt wie > Einer,der vom Schlachtfeld flieht." Auf dem Weg nach Elba sagt er: «Thoren tadeln mich, weil ich meinen Fall überlebe. Sich den Hals abschneiden wie Einer, der sein Geld verspielt hat: darin finde ich keine Spur von Großheit. Mehr Muth gehört zu dem Entschluß, unverschuldetes Leid auf sich zu nehmen." Auf Sankt Helena zu dem irischen Arzt O'Meara: «Leiden ist schwerer als sterben. Und wer sich selbst tötet, thut sich selbst Unrecht. Der Schwachheit des Augenblickes, der ihn verzweifeln läßt, opfert er seine Zukunft." Zu Montholon: «Die Zeit wandelt Manches völlig. Nur Dummköpfe töten sich selbst." ZuGourgaud: «Dieser Rousseau ist ein wunderlicher Mensch. Lesen Sie mal den Brief über den Selbstmord. Wer sich tötet, ist ein Feigling. Oft hat sich Einer nur verwundet und später nicht begriffen, wie ihm der tolle Einfall kam, selbst sein Leben enden zu wollen. Aber ich will das

Problem noch gründlicher durchdenken und das Für undWider
genau abwägen." Nirgends die winzigste Andeutung auf eine
Lebensstunde, die ihn selbst in solche Gefühlswirrniß stieß. Bis-
marck, der doch aus festerem Stoff geschaffen war,scheutenichtdas
Geständniß, daß er Preußens Niederlage nicht überleben wolle;
und hat, freilich auf viel höherer Lebensstufe, als Bonaparte er»
reichen durfte, oft die Römer beneidet, die eines greisen, unnütz«
lich gewordenen Daseins Bürde abschüttelten. «Vornehmer als
langsames Hinsterben ist solcherAbschluß." Verletzte Kondottiere
hat im Innersten nie zu hoffen aufgehört; bis seine Sonne sank,
niemals. Als die Gefährten vor die Wahl gestellt wurden, ins
Kapland zu gehen oder einst auf Sankt Helena begraben zu wer-
den, sprach er: «Ich bin früher in Paris als Einer von Euch am
Kap." Das Schicksal desLandes, dessenBoden ihn nicht geboren
Hatte, weckte in der Seele des Kaisers (dessen liebloser Spott über
die «Wetterfahne der französischen Volksstimmung" nicht weg-
zuätzen ist) nicht so heftigen Widerhall, daß davon die Grund-
mauer seiner Wesenheit wanken konnte. Er empfand wohl auch,
daß Selbstmord ihn zum Episodisten der Weltgeschichte nieder-
drücken, sein Handeln in eines Abenteurers verstümmeln müsse.
Wenn er ein wirksames Gift getrunken hätte, wäre dem Reich Lud-
wigs des Vierzehnten, des einzigen «Vorgängers", den er, gnä-
dig, gelten ließ, die Pein zweiter Verherung erspart worden. Sich
selbst aber hätte er das Denkmal zerstört. Nnd wer weiß dcnn,wie
über uns Schicksal waltet und was es morgen geschehen läßt?
AmzwanzigstenAprilstehtervor derGarde. «NurderWille,
auch fortan Eurem Ruhm zu dienen, giebt mir den Muth, mich
selbst zu überleben." Also nicht dieFurcht, einemTropf oder aus-
gebeutelten Spieler zu ähneln? «Von all den großen Dingen, die
wir, Kameraden, gemeinsam erwirkt haben, will ich berichten."
Nicht eine Stunde lang hat er ernstlich daran gedacht. Neue Ge-
schichte machenwill er, nicht alte schreiben. «Gott mit Euch, Kin-
derl Iedes Einzelnen Mund möchte ich küssen. Lassetmich wenig-
stens auf Eure Fahne die Lippen drücken!" (Der Kronprinz des
Deutschen Reiches, der alle erlangbaren Bilder des Un geheuren
gesammelt hat, glitt beimAbschiedvonLangfuhrindenTon dieser
^ciieux 6e l^onwinebleau; und vergaß nur, daß er seine Husaren
nicht nach Wagram und an die Beresina geführt hatte und daß ein

Kommandowechsel nicht in das Pathos einer Abdankungzwingt.>
Zwanzigster April 181Ä. Sechs Jahre zuvor ist, an dem selben Kalendertag, dem Schoß der Königin Hortense von Holland der Knabe Charles Louis Napoleon entbunden worden, dessen Geburt der Erzkanzler Cambaceres beglaubigt, dessen Stirn Kar» dinalFlesch mitWeihwasser genetzt, der abernach seines Titular» vaters Meinung nicht einen Tropfen bonapartischen Blutes in den Adern hat; der vielleicht der Sohn des holländischen Admi» ralsVerHuell, sicher nicht Ludwigs, des Königs, ist. DieserBru» der des Kaisers hat weder die Krone noch die Frau begehrt, die derWillezurWeltherrschaftihmaufzwang;schlepptseineNerven» plage aus einem Kurort in den anderen; nennt den Iungen, der ihm beschert ward, «den Sohn der Königin'; und hätte müde ge« lächelt, wenn ihm gesagt worden wäre, der schwächliche Bastard werde, alsNapoleon derDritte, einst inFrankreichregirenundso tief sich inWesen und Gestus des echtenBonaparte einfühlen, daß mählich die Zweifel an seiner Abstammung verstummen müßten. Nun steht vor dem Prinzlein von Holland der dreijährige König von Rom. Nnd nüchterner Sinn schwört drauf,daß dieFahrtnach Elba das Ende der Zufallsdynastie ist und den Bonapartes, die aus geraubtem Gold mit nutzlos verspritztem Blut sich ein Dia» dem kitteten, nie wieder ein Herrschaftmorgen aufdämmern wird. «Gott mit Euch, Kinder!" Vor dem Entthronten liegt der Weg, den Korsikas Held Pasquale Paoli gegangen ist,alsihndieFran» zosen besiegt, mit dreißigtausend Schwertern die Freiheit des klei» nen Inselreiches zerfetzt haben. An Paoli schrieb der blutjunge LieutenantBuonaparte: »Ich ward geboren, als mein Vaterland' starb." Einem von spanischerHabgiergeknechteten Peruaner ver» glichcrsich,neigte,zurHuldigung,dasHauptvordemVerbannten^ mit dem jede Hoffnung auf Glück von der Korsenerde geschieden sei; und trug längst doch schon denKriegerrockFrankreichs. Dem hat er in einem Vierteljahrhundert mehr Ruhm erfochten als je, vor und nach Caesars Zeit, ein echtbürtigerGallier. Ist aber kein Franzos geworden; in keine Scholle des Bodens zwischen Mar» seille und Calais verwurzelt. Und nun ist das Stück ausgespielt und der fünfundvierzigjährigeHeld geht,wiePaoli,indenPferch der Verbannung? Noch nicht für denRest seiner Lebenszeit. Elf Monate nach demrührsamenAbschiedvonderGardeisterwiedev

in Fontainebleau. Warum haben die albernen Kongreßdiplo» maten nicht dem Rath Talleyrands gehorcht, der schon im Oktober den gefährlichenMann auf dieAzoren spediren wollte? Warum hatten sieihmnachElba (woes, trotzdemMamaLaetitia, Schwester Pauline und die noch immer anmuthige Walewska, deren Besitz er der Kupplerkunst Talleyrands dankte, hinkamen, gar zu lang» weilig war)vierhundert Grenadiere mitgegeben? ImWinter sinds tausend. Damit läßt sich Etwas wagen. Von Portoferraio gehts nach Antibes. Höretihn selbst die Geschichte dieses Zuges erzählen. (Sie fängt, wie fast jede auf seiner Lippe, mit einemAusdruck des Bedauerns an. «Daß ich dem täppischen König Friedrich Wilhelm und seinen Nachkommen nicht die Krone vonPreußen nahm, war ein Fehler. Ein noch ärgerer, daß ich nicht den Reif der Habs» burgischenKronländerzerbrach und drei selbständige Königreiche, Oesterreich, Böhmen, Nngarn, daraus machte. Statt Moskau zu erobern, mußte ich Petersburg, die Stätte der Staatsverwaltung, besetzen." Diesmal handelt sichs nicht um so Beträchtliches.) «Ich hatte auf Elba leider versäumt, für eine Felddruckerei vorzusorgen. MeineAufrufe wurden in allerHast nachgeschrieben, hättenaber in Letternschrift tiefer auf das Volk gewirkt, dem nur Gedrucktes als eigentlich authentisch gilt. Der erste Maire, der uns entgegen» lief,war von derkleinenKopfzahlmeinesHäufchens verblüfft und stöhnte: ,Wir fingen gerade an, wieder ruhig und zufrieden zu werden, und nun stören Sie Alles!" Meine Leute fingen einen betreßten Boten des Fürsten von Monaco ab. Der Mann hatte im Marstall der Kaiserin gedient, erkannte mich und berichtete, zwischen Paris und Montölimart sei, im Volk wie im Heer, die Stimmung mirgünstig;nicht so gut in derProvence.DerFürst selbst, der mir später vorgeführt wurde, meinte, eine so winzige Schaar könne mir keinen Sieg erringen.DerHerrhatteseineWeisheit aus den Salons, der Diener aus dem Volk. Nach Mondaufgang gab ich denBefehlzum Abmarsch. Niemanderfuhr, nicht einmalBert» rand, welchen Weg ich gewählt habe. Iede Stunde war kostbar. Eine an sich unbeträchtliche Schlappe hätte das Selbstvertrauen des Feindes, der mich sie erleiden ließ, gestählt. In Grenoble waren Truppen, Kanonen, ein Arsenal, Kriegsgeräth aller Art. Diese Stadt mußte ich überrumpeln. Daß sie mein erstes Ziel sei, sagte ich erst an der Wegscheide zwischen Avignon und Grasse.

Ich ließ die Leute rasch auf einem Hügel essen; dann: vorwärts! In Gap strömte die Menge in unser Bioouac und ich gönnte Ie-dem ein paar Worte; wie bei der Großen Cour in denTuilerien. Die Bauern waren selig, erzählten, der Adel wolle sie wieder an den Pflugschar spannen, verglichen meinen Kopf dem auf ihren Fünffrancsstücken und jubelten: ‚Er ists!' Auch von alten Sol» baten wurde ich erkannt; und merkte überall, daß man dieBour« bons hasse und meineRückkehr ersehne. Nun wußten wir, daß wir für die Sache Frankreichs kämpften, und waren, Mann vorMann, bereit, im Nothfall für sie zu sterben. Noch hatten wirkeinenWider-stand gefunden. Aber Cambronne warumgekehrt und meldete, ein Bataillon des Fünften Regiments habe ihn zum Rückzug gezwun» gen. Ich schalt ihn ausschritt dem Bataillon entgegen und sprach Führer und Mannschaft an. Ich war allein, hatte den Degen, in der Scheide, unter dem Arm,knöpfte denWaffenrock aufundfragte: WolltIhraufEurenKaiserschießen? Alle, derKommandantvor» an, gelobten mir Treue. An ihrer Spitze zog ich nach Grenoble, dessen Garnison, wie der Artilleriemajor Rey, den wir trafen, be» richtete, leicht zu gewinnen sein werde. In Schaaren folgten uns Bauern, die Spoltlieder auf die Bourbons sangen; und als das Siebente Linienregiment sich uns angeschlossen hatte, schwand der letzte Zweifel am Sieg aus meiner Seele. Nm zehn Uhr abends standen wir vorGren oble. Alle Thore geschlossen. Von denWällen schreien die Soldaten: HochderKaiser! Wollenabernichtöffnen. General Marchand, heißts, hat verboten, uns einzulassen. Ich befehle, die Trommeln zu schlagen, und rufe dann: Marchand ist abgesetzt! Nunwird dasThor geöffnet. DerOberst, der dortkom» mandirt, hat sich mit seinem Ehrenwort verpflichtet, dem General Zeit zur Flucht zu schaffen. Auf dem Marsch von Cannes nach Grenoble war ich einAbenteurer. InGrenoblewurde ich wieder Souverain. Hätte ich alle für meine Sache begeisterten Bauern, die darum baten, mitgenommen, dann wäre ich mit fünfhundert« tausend Mann vor Paris angelangt." Er übertreibt nicht. „Vive I tImpereur!" Von dem Hall des Iubelrufes dröhnt, noch einmal, die Erde. Von Thurm zu Thurm fliegen ihm seine Adler voran. Ein Brief bekehrt den Marschall Ney, der gegen den Meister kämpfen wollte, zu neuerHuldigung. Im Sturmschritt gehtsvor» wärts. «In zwanzig Tagen habe ich einen Weg durcheilt, zudem

mansonstvierzigbraucht." DieBourbons fliehen. Amzwanzigsten Märzabend tritt der Kaiser über die Schwelle seiner alten Woh- nung. Thront allmächtig wieder im Glanz der Tuilerien.
And sonnt sich an schönen Frühlenztagen im Park derMon» tespan. Der Staatsanzeiger meldet: »I^mpereur e8t ä ffonwmc. dleau.« Hier lag er damals. Ob die Esel wirklich glaubten, er habe <Sift getrunken? Nur Tröpfe töten sich selbst. Auf Sankt Helena sagt ers. Als diehundertSonnen,dieihninerneuterKaiferpracht ^ahen, versunken sind. Aeber ihm istdertzimmel.vorscincmAuge, immer, derOzean; hinter ihmwacht der Kerkermeister aus Briten« land. Käme einAar, er käme von Zeus. So istBonaparte gestor« lien. So lebt der an nackten Fels Geschmiedete der Menschheit.
I'riple'tIntente.
Präsident Poincare hatdietzuldvollenMajestätenvonEng» land nicht in den Invalidendom geführt. »Hier ruht der größte Held unserer Geschichte und Britaniens grimmigster Feind. Aus dieserFeindschaft wurde derwichtigsteTheil seines Handelns ent- Hunden. Erinnern Sie, Sire, sich des Gespräches mitLordWhit» Worth, dem Gesandten des Königs Georgvon England? Gewitter droht aus demAuge, derStimme des Ersten Konsuls. .Seit fünf» zehn Iahren zwingt Ihr Briten uns Krieg auf; und scheint ihn noch fünfzehn Iahre führen zu wollen.' Er läßt den verdutzten Lord stehen und spricht zu den Gesandten Rußlands und Spa» niens: .England achtet keinen Bertrag. Es will den Krieg. Gut. Aber wenn derEngländer vor mir das Schwert zieht, werde ichs nach ihm in die Scheide stecken.' Iäh kehrt er nun zu Whilworth zurück. ,Was ist der Zweck EurerRüstung? In all unseren Häfen ist nicht ein Linienschiff. Aber wenn Ihr durchaus rüsten wollt, rüste ich auch. Wollt Ihr kämpfen: ich bin dabei. Bielleicht gelingt Euch,Frankreich zu töten; niemals, es einzuschüchtern.' Damals, im März 1803, war der Friede zu sichern. Bonaparte wollte ihn; wollte Frankreichs alte Kolonien in neue Blüthe fördern und brauchte drum Ruhe. Aber die Regirung des Königs Georg ließ zehntausend Matrosen anwerben und alle Miliz einberufen; heischte willkürliche Herrschaft über beideMeere, die Frankreichs Küste bespülen; forderteMulta für sich und zeigte, daß sie dieNeu- tralistrung des Mittelmeeres nicht dulden werde. Aus diesem

Trachten erwuchs alles Nnheil. Der hier ruht, durfte mit Recht von sich sagen, er habe denWeltfrieden gewollt und sei nur durch die britische Politik zum Dämon des Krieges geworden. Deshalb, Sire..." Das ging nicht. Ieanne d'Arc und Bonaparte dürfen nicht erwähnt werden, wenn Briten sich den Franzofen verbrüdern. «Ich habe den Kontinentalstaaten gezeigt, wie sie ohne England aue kommen können. Die Engländer sind unersättlich. Sie stellen mehrWaaren her, als sie brauchen, gewöhnen das VolkinWohl« stand und sind, sobald der Absatz stockt, von Aufruhr bedroht." So hat der Mann auf Sankt Helena noch im Ianuar 1818 gesprochen. Dennoch niemals begreifen gelernt, daß England, gerade, weils in der Lage war, die er früh erkannte, auch gegen ihn gehandelt hat, wie es mußte. Einerlei. Für franko-britische Feste ist sein Bild so wenig wie Iohannens, der Hirtin, zu verwenden. Auch nichtnöthig.Die lenzliche Lebensfreude derHauptstadt und ihrer Menschheit wird den Sailor King und seine Königin bezaubern. Der hat Sir Edward Grey gebeten, zum ersten Mal solchenBesuch mitzumachen; weil er, als bescheidenerMann, im Dickicht der Staatsgeschäfte sich nicht so sicher fühlt wie auf dem Deck eines stampfenden Kreuzers; weil er vermeiden möchte, daß die Pariser ihm nachtuscheln: «Nicht der Schatten des Vaters"; und weil er in den Tagen irischerWirrniß nicht ohne staatsmän» Nischen Rath sein will. Weitsichtige Pläne? Schwatz. Natürlich wird SirEdward mit den Herren Poincare,Delcasse,PaulCam« bon, Bertie, Iswolskij, Tittoni über Nordafrika und Kleinasien, Armenien und Albanien, mesopotamische und mexikanische Oel« quellen plaudern.Aber ein neuesAbkommen?AuchnurdieAus» buchtung des jetzt zehn Iahre alten? Dazu wäre die Stunde schlecht gewählt. Kein Mensch weiß, welche Mehrheit in der achtzehnten Woche des Iahres das Bourbonenschloß beherrschen wird. Je« der, daß der bieder lächelnde Herr Doumergue nicht lange mehr amQuaid'Orsay hausen kann. «Unser aZreementmitDeutschland? Da nichts über dieFlotten hineinkommt, belanglos. Sie sehenja, wie schleimig sich das Gekram hinzieht. Null; mit Portugiesensalat. Was auf dem Wasser gemacht werden kann, wird gemacht. Könnt. Ihr Eure dreijährige Dienstzeit halten, dann sind wir in Ordnung. Werdetnur nichtwieder nervös,wennimHerbstderdeutschePrä» senzstand um fünfzigtausend Mann erhöht wird. Das ist wahr»

scheinlich, läßt sich noch mit dem Grundsatz allgemeiner Wehr» Pflicht decken und kann uns, so lange Rußland munter Rekruten drillt, nicht ängstigen." So wird, ungefähr, die Gesprächslinie gewesen sein, eheste in den Orient, nahen und fernen, verlief. Bei uns wird wieder viel gräßlich Dummes gedruckt. Der Historiker Lavisse (Professor; zweiundsiebenzig Iahre alt; viel über Fritz von Preußen zusammengeheimst; anständiger Durchschnit) hat einen Artikel geschrieben, der den Briten empfahl, die entente in eine älliance zu wandeln. Warum der »lemps« den Artikel aufnahm? Vielleicht, um einen würdigen Herrn und alten Mitarbeiter nicht zu kränken.Vielleicht,um einmal eben so oft citirtzu werden wieder »Ustin« fast in jeder Woche. Möglich ist auch,daß der kluczeHerr Tardieu die Arbeit des Professors erst las, als sie gedruckt war. In jedem Fall: ein Mißgriff. Das giebts bei uns nicht; versteht sich. Mit gebührender Schonung, doch deutlich sprachen alle Diplomaten und die besten Preßpolitiker von der »Aakke ge Davisse"- Keiner halte den Briten zugemuthet, vom gewohnten Pfad abzubiegen und sich durch festen Pakt einer Europäermacht zu verbünden. Keiner hatte Grund, mit dem Ertrag zehnjähriger Eintracht unzufrieden zu sein. Der «lempg« ist nicht der Radikalen Partei, nicht deren regnendemAusschußdienstbar.WelchesGe» zeter würde in unser Ohr gespien, wenn ein Franzmännchen die Häupter der Wilhelmstraße für die Artikel deutscher Professoren, Admirale, Generale, Bankdirektoren verantwortlich fände! Aus dein guten alten Lavisse aber spricht die Stimme der Republik. And wir haben das große und kleine Schema für die pariserFeste. «Das arme Frankreich hat überall Pech. Das Bündniß mit Rußland ist gelockert. Nun winken auch die Engländer ab. Die wollen keinen Vertrag; sind uns viel innigeres den Franzosen befreundet. Alles war listig vorbereitet. König Georg sollte im Auswärtigen Amt, in dessenHaus er wohnt, unterschreiben; einenWisch, der Brand stiften konnte. Fälltihm nicht ein. Trotzdemwirder auf den Boulevards gefeiert. Aber die Enttäuschung ist riesengroß.- ObBetrogene,obBetrügersoreden:glaubetihnenkeinWort. Iedes kommt aus Irrthum oder soll Irrthum zeugen. In nüchterner Schlichtheit sei ausgesprochen, was ist. Herr Lavisse hat Wünsche aufgeschrieben, die ihm durch den Magisterkopf gingen. Als sie seinen Wunschzettel lasen, rangen Staats» und Zeitung»

männer die Hände. Wer ein Bündniß erwirken will, läßt es nicht in einem Leitartikel dem Eingeladenen abfordern. Frankreich ist zufrieden, wenn in Europa, Afrika, Kleinasien, Indochina Alles bleibt, wie es ist; weiß, daß es Elsaß°Lothringen im günstigsten Fall erobern, doch sicher nicht auf die Dauer halten könnte; will wederRußlandnochBritanien, heute.ineinen Krieghetzen, dessen ersten, heftigsten Stoß es selbst und allein zu erdulden hätte; und findet das Ergebnitz der Triple» Entente recht ansehnlich. Der alte Besitz verbürgt; Marokko französische Provinz; inAnatolien und Syrien die fettsten Happen; von Griechen, Rumänen, Serben,Türken umworben. Auf dieserBasis läßt sich leben. DieVor» bcreitung und Abwickelung der Triasgeschäfte könnte behender sein. Das wurde von den Russen, als sie wieder Geld aus Paris holten, kräftig betont. (Kalchas, Du weißt wohl, warum.) Doch der Zar mehrt seine Armee, baut Schiffe und strategisch wichtige Bahnen, zeigt sich den Nachbarn kühl oder eiskalt; und hat versprochen, in Meilenstiefeln über jede Präsenzziffer des deutschen Heeres hinauszuklettern. Die größte Armee, die größteFlotte, das größte Leihkapital: immerhin ein Deich gegen deutsches Streben in Vorherrschaft. Anderes sollte nicht erreicht werden. Bleibt Deutschland so genügsam, wie es seit Iahrzehnten ist, und entwöhnt sich gar noch der üblen, ertraglosen Rempelsitte, dann ist die Erde den Franzosen kein Iammerthal. Und sie können nur wünschen, daß deranglo»deutscheVerkehrfreundlicherwerde: da» mitEngland nicht seine ganze Macht inderNordseesammelnund ihnen dieLast einsamcrMittelmeerwachtaufbürdenmuß. Soists. DasGeschwätzund Gelügewird langweilig;undwarimmerschädlich: weil es die Gegner nicht schwächt, aber ärgert; weil der stets hämisch erneute Zweifelan der Haltbarkeit ihrer Interessengemeinschaft sie zwingt, einanderzärtlichereBehandlung zu gewähren, als sie sonst ausbrächten. (Probe: der elysische Trinkspruch Georgs.)

l'riple'^IIiänce.

Wenn die Pariser sich in das berliner System bequemten, würden sie Tag vorTag schreien: »DerDreibund ist das groteskeste Gebild auf dem Erdenrund. DerItaliener haßt den Oesterreicher, derOesterreicherdenItaliener;Alldeutsche fordern dieEingliede» rung der germanischen Kronländer insDeutscheReich,dieauch in Nordböhmen manches Herz begehrt; und Südosteuropa sieht die

oilä ?vSrigä.
Kaufmannschaften derbeidenKaiserreicheinhitzigstekKonkurrcnz.^
FrankreichsHauptblätterhütensich vor so unsanft höhnendcrR ede.
Die könnte den Bespöttelten ja nur neue Treugelübde auspressen.
Fein still sitzen; bedenken, daß Italien, mag es auch derRepublil,
die Biserta so stark befestigt hat und in ihremGebiet die italischen
Müsulmanen nicht immer gutbehandelt.heimlich grollen, sich nic»
mals in offenem Mampf gegen ein mit England einiges Frankreich
wenden kann; und thun, als fei der Dreibund viel kräftiger, zu
rascher Aktion rüstiger als die eigene Gruppe. Das wird dann nach
Berlin telegraphirt; und flink schalltdieAntwort: „Sieplatzenvor
Neid,weil sie, endlich, merken, daßunserBund felsenfest, ihreraus
Papierist." WcmnütztsolcheKinderei?Uns gewißnicht.Wer soll
glauben, die Stirn der Westmächte sei vom Zorn darüber gefurcht,
daß in Tripolitanien und der Kyrenaika Italiens Fahne rocht?
Die Westmächte, England und Frankreich, hatten längst ja diese
Provinzen den Römern zugesagt. Mindestens dreimal in jedem
Jahr durchhumpelt unseren Erdtheil die Kunde von »noch festerer
Knüpfung des Dreibundes." Also konnte er noch fester werden?
Nur: er schreckt Keinen mehr. Und was hat er den Kaiserreichen
eingebracht? Die Pflicht zur Rüstung ins Unermeßliche. Dein
Königreich Italien: ungefährdete Ruhe während des libyschen
Krieges und die Hypothek auf Albanien. Der festeste Bund.
Marchese di San Giuliano hat neulich den Grafen Berchtold
besucht. InWien? Nein. Fn Abbazia. Wenn Herr Sasonow oder
Sir Edward Grey Paris miede und dieFranzosen nach Marseille
bestellte, würde die Dreierzunft laut ausgelacht. Franz Iosephs
Minister gehennichtnach Rom,V!ctor Emanuels nicht nachWien.
Weil die Monarchen einander nicht besuchen (Habsburg ist für
den Vatikan, Savoyen wohnt im Quirinal); und weil in beiden
Hauptstädten Straßenlärm der Irredenta^u fürchten wäre. Erstes
Zeichen inniger Empfindensgemeinschaft. Also: Stelldichein in
Salzburg oder auf dem Semmering, in Pisa, Desto oderAbbazia.
Vor derAbreise wird dann ein Wortbündel in die Sonne oder in
den Regen gehängt. »(Kommunique" nenntsderOesterreicher;nnd
derFremde denktan Klemens Metternich oderanFriedrichBeust.
DieSätze unterscheiden sich höchstens durchdieReihungundWicke-
lung derWorte; der Sinn, der sich demLeser einprägen soll, ist im-
mer derselbe. SeinAusdruckdiesmal: „WiederistvölligeUeber»
einstimmung in den Ansichten der beiden Staatsmänner zuTage

getreten." Man muß dran glauben. In Südtirol find dieGrenz» linien Oesterreichs und Italiens so gewaltig befestigt, von so großen Heerhaufen bewacht wie kaum irgendwo in Europa ein anderes Einfallsthor. In Pola lernen die Seesoldaten auf italienische Kriegsschiffe zielen. In Venedig ist Oesterreichs Fahne verpönt (trotzdem der Lido im Hochsommer dichte Rudel reicher Wiener herbei gt) und das fiumanerMädchen, dessen feilerReiz ins dunkelste Gäßchen lockte, seufzt, wenn der Kunde bedient ist, leider müsse sichs noch Austriaca nennen. Wird in Trieft einem Oester« reicher italischer Zunge einLäppchen ansZeug geflickt, dann gellt derWuthschreivonVeronabis nachPalermo. InAlbanien raufen die Verbündeten um jedes Schulkind. BietetOesterreich entgclt-losen Unterricht, so winkt Italien an den gedeckten Eßtisch. »Bei uns erhältst Du ein Schulkleid." »Bei uns obendrein noch eins für den Sonntag." Der arme Fürst Wilhelm (der, nach Preßberichten, die«allgemeineMobilisirung" anordnet und sich zur»Führung derArmee" bereitet, aber nicht eine Kanone, nicht eine Com» vagnie, wederWaffen noch Train, weder irgendwelches Kriegs» geräth noch Geld dazu hat) muß auf das Feld vorDurazzo reiten, un, dem Besuch wiener Professoren und Studenten auszuweichen; einem angesagten Besuch, der willkommenseinsollte.die Italiener aber verstimmen könnte. Daß auf den dreiRcibungflächen Alles fo hübsch bleibe, wie es ist: in diesem Wunsch stimmen die zwei Minister völlig überein. SanGiulianomahntnurnochnachdrücklich,den unterHabsburgsSzcpterlebendenItalienern rasch eine Universität zu schaffen.Dann kündenBeide, derErfolg ihrerPolitik habe sie befriedigt; und telegraphiren auch an denDritten imBund: „WirhabenabermaIs dievollkommeneUebereinstimmungderAnsichten der drei verbündeten Regirungcn festgestellt." Festgestellt. DcrDritte,KanzlerdesDeutschenReichcs,wärmtsichjustimKacheleion vonKorfu; möchteinallerhöchster Sphäre mit Worten nicht knickern;und antwortet: „WollenSiemeinenbestenDank für das liebenswürdige Telegramm entgegennehmen, das Sie an mich gerichtet haben. Indem ich Sie aufs Wärmste zu dem glücklichen Ergebniß beglückwünsche, das Ihre Unterredungen in Abbazia gehabt haben, lege ich Werth darauf, mich dem Gefühl derBefrie» digung anzuschließen, das Sie darüber empfinden. Es ist mir ein großes Vergnügen, Ihnen bei dieser Gelegenheit den Ausdruck 'einer aufrichtigen Freundschaft zu erneuern." Vierundsechzig

Wörter.Nicht das dünnste Keimchen eines Gedankens, einerWil» lensregung, die den Kopf, den Nerv eines Politikers ahnen läßt. Könntenwirnichtversuchen, wieder ernsthaftzuwerden? Der entamtete Bismarck konnte zu dem Herrn des Ballhausplatzes nicht sprechen wie der regirendeKönigFritz zum breslauer Dom» kapitel: „Ich und der Heilige Geist haben beschlossen..." Was über den Dreibund gesagt werden mußte, hat er, schon vor zwan» zig Iahren, gesagt; wer lesen lernte, kann die Absicht des War» ners nicht mißdeuten. ^lliance oder Entente:Name ist Schall und Rauch. Bringt das Ding nichts ein, dann ist alle Erhaltermühe verthan. Die tönten«« hat jedem Partner stattlichen Gewinn ge- speichert. Die^IIiance uns in einem Bierteljahrhundert keinmünz» bares Silberbröckchen. Oesterreich»Angarn handle nach seinem Belieben.Ist es,wie der Leiter seines internationalen Geschäftes, «von der Lösung derBalkanprobleme befriedigt":wir haben ihm nicht dreinzureden. Ans aber ist der Dreibund nicht mehr eine strategische Stellung, sondern eine strategische Hemmung; nicht unnützlich, sondern schädlich. Denn er hindert uns, mit der Summe deutscherWehrkraft undWirthschaft Werths, nicht immerWorte nur, einzuhandeln und, nach verschwatzten, verzauderten Lustren, die Politik des Schöpfers, nicht mehr des Dulders, zu treiben.

Virement.

Herr von Dallwitz ist Kaiserlicher Statthalter inElsaß»Loth» ringen, General Wedel Fürst, Herr von Loebell in Preußen Mi- nister des Innern geworden. Warum? Der oldenburgische Graf KarlWedel hat die Anklageschrift des jungen Kaisers in Sachen widerBismarck in die wienerHofburg getragen; wurde aus dem Generaladjutantendienst entfernt, als er Seiner Majestät ehr» «rbietig anheimgestellt hatte, auf dem bonnerBahnhofnicht in der Borussenjacke einen regirenden Herrn zu empfangen; mußte bald uach dem donaueschingerSieg über denKommandirendenDeim» ling denSchein derNiederlage auf sich nehmen und manchenhar» len Bissen hinunterwürgen. Ein Fürstenhut birgt Kopfwunden demAuge. Der Mann, den der Kaiser in so hohe Würde, in eine vonMoltke nie, von Bismarck nach drei Kriegen erlangte, hebt und den dasVolk desReichslandesumjauchzt,müßte bisaufdie letzte Fleischfaser als Stalthalter verbraucht werden? Das war, liebe Leute, nun mal erledigt; und Wedel hat sich, als Welse, dem Wap»

Penspruch «I^Iunquam retwrsum« verlobt. DerErsatzmann? Fürst' Bülow war nicht genehm und wurde drum nicht gefragt. FürHerrn vonBethmann wars noch zu frühundschonzuspät(derReichstag liegt Seiner Excellenz zu Füßen; aber von Zabern war derWeg nach Straßburgnichtmehrbequem); und er müßte sich morgen en» ger einschränken, als er gestern ahnen konnte. Herrn von Schor» lcmer hatten Geschichtenträger erbärmlich verschrien. Wer also? Sachliche Erwägung: Irgendein Profitmuß herauskommen. Der Minister des Inneren ragt wie ein Wurzelknubben aus der Land« tagsstraße. Ist dem Führer der Konservativen Fraktionen ver- wandt und befreundet. «Wirhaben, wenn mans beiGlühlicht be» sieht, Heydebrand im Ministerium!" Lästig. Wenn er gerninitVer- wandten arbeitet: in Straßburg fände er den Grafen Roedern. DerAbstandimAdelsrangwäreleichtauszugleichen;undDullwitz müßte dort an derWahlreform knabbern, gegen die ersichhicr gc- stemmthat.Woher aberEinennehmen, der fürPreußcn ein geruch- loses Reförmchen ausknobelt und dennoch fügsam bleibt? Wenn manGünther haben könnte! Geht nicht; erstens...: und zweitens wäre es den Herren Iunkers wider den Strich. Windheim? Zu intimmitdemHof. LieberdieNebel,diewirhaben,behalten,alszu unbekannten fliehen. AufundabschwankenamMcsstngbalkcn die Schalen. Bis Samiel hilf,. Derwirkäche GeheimeManager Ham» mannn hatte einen Kameraden. «WennSieLoebell nehmen, ha» den Sie einen zuverlässigen und geschickten Mitarbeiter; und ka» pern alleVülowkähne." Der sitzt ja aber beiSicmens»Bergmann und Gwinner im Aufsichtrath.» Keiner wird sagen,daßdieDeutsche Bank nun auch fürsInnere einenHelfferich abgeordnet habe. "Das sti'aßburger Sekretariat hat er abgelehnt. «Kein Kam« für einen lehniner Kürassierssohn; kein Posten für Einen, der die Reichs- kanzlei und den ganzen Hokuspokus desBlocksbergcs unter sich hatte. Spitze der preußischen Verwaltung: die Schüssel läßt kein mit TeltowerRübenAufgefütterter vorübertragen." Nach Ihrer Meinung also derprovidentielleMann?»kiebus sic stantibus, wie einerIhrerVorgängerzusagenpflegte;wennIohannDallwitzm't dem gehörigenPomp ausgebotct werden soll." DenkstDu, lieber Leser, noch an Bonaparte zurück? «Ueber uns waltet Schicksal.^

Die letzten Werte.

ort, an der Grenze des Todes, wo die Schatten sinken und
□Erkenntnis sich zu verdunkeln scheint, steigen die Schleier,
und neue Erkenntnis bricht an. Neue Gänge öffnen sich am Ende
irdischer Räume, die vielleicht zu Sälen unbekannten Lichtes füh-
ren, und je tiefer der Sinn des Scheidenden ist, um so mehr ist er
jenem Unbekannten zugewandt. Es ist, als ob nach langen Eni»
Wickelungen im höchsten Alter plötzlich ein fremdes Element auf
erneute Ziele wiese. Dafür bürgt die wachsende Verinnerlichung
des Mcnschenantlitzes vor dem Ende oder der überraschende Plan,
den der Kühne noch zuletzt entwirft, oder die Wendung, durch die
dasWerk desKünstlers imAlter, kurz vor demTode, uns befremdet.
Wer sich gedrungen fühlt, im Lebensalter, das ein Mensch
erreicht, mehr zu erblicken, als die „unergründliche Laune des
Geschickes", wer darin die Logik erkennt, Der findet auch das Ge-
meinsame im Wesen Derer, die im gleichen Alter geschieden sind.
Der Genius, wie er die Blätter der Geschichte füllt, bietet
sich als das klarste Beispiel dar; und wieder ist es der Künstler,
dessen Leistung am Raschesten im Anblick seines Werkes umfaßt
werden kann. Am Tage liegt es, warum das Wirken gewisser G eister
schon mit der Iugend abschloß. Alle diese früh Vollendeten be-
gannen sogleich wie Meister und zeigten, wie auf einer Hochebene
schreitend, im Grunde wenig EntWickelung. Solche Naturen wer-
den nicht beschenkt und nicht geprüft durch eine Fülle der Erleb-
nisse; fertig von Anbeginn sind die Meister und so den Erschütte-
rungen des Formen Suchenden enthoben.
Ganz anders wirkt der Genius, wenn er sich Zeit gönnt, wenn
er sechzig und achtzig Iahre den Künstler belebt. Es ist, als wäre
solchen Männern das Bewußtfein eines langen Lebens immanent.
Ienen entsanken Feder und Pinsel in früher Zeit und sie schieden
vollendet: wie weit sind Diese, als Dreißigjährige, von der letzten
Reife ihrer Kunst entfernt! Betrachtet man ihr Werk bis in seine
Mitte wie einen Torso, so steigt gewaltig die Begierde auf, der
fehlenden Hälfte habhaft zu werden.
Alle beginnen auffallend unselbständig und in einer Ab-
hängigkeit von den Vorgängern, daß man „die Klaue" wohl erst
nachträglich zu finden meint. Indem sie zur Erreichung ihrer
höchsten Ziele Iahrzehnte brauchen und Menschenalter, bleibt die
Natur ganz ökonomisch, wenn sie ihnen verleiht, was sie Ienen
vorenthalten: die lange Strecke und das reiche Erlebniß. Durch
Wonne, Wirrniß und Enttäuschung müssen sie dringen, Bitter-
keit, Ekstase, Lüste, Qual verlangsamen den Weg, den sie zugleich

schmücken. Hier würde ein voreiliger Tod die Logik der Entwicke» lung zerstören. Mit diesen Menschen hat die Natur Zeit, sie läßt sie erst in hohen Iahren zur großen Darstellung ihrer Ideen gelangen. Was jene Jüngeren spielend erschufen, wie aus der Gnade der Götter, die sie bald entrückten, hier ist es Errungenschaft, Gethürmtes, mühsam von unten auf. Ist ihre Bahn reich an Er» lebniß, so sind sie doch erotische Naturen im tieferen Sinne nicht zu nennen; es sind dämonische.

Aber noch kurz vor ihrem Ende steht und erwartet sie eine ergreifende Erkenntniß, die sie überrascht und die sie verdunkelt. Denn die Natur will nicht das Vollkommene, vom Menschen erschaffen? duldet sie es eine Weile, so zeigt sie ihrem Werkzeug, dem Kür.stler, unmittelbar, bevor sie ihn entläßt, daß jenseits seiner Vollkommenheit noch eine andereReihe beginnt, noch vieleRcihen, die ihm ganz fremd erscheinen. Ihm aber ist, sobald er sie erblickt, als beginne erst hier die Wahrheit.

Aus diesen metaphysischen Momenten erklärt sich vielleicht, warum die größten Künstler der Geschichte im AlKr, kurz vor dem Ende, eine neue Wendung nehmen. In diesen Greisen steigt ein Unbekanntes auf und weist sich aus in ihren letzten Werken. Und dann geschieht das Außerordentliche: die Meister zerbrechen am Ende ihrer Bahn die eigene Form.

I. ,'

Da steht Michelangelo, in seinem großen kahlen Raum, und meißelt. Braust noch in ihm die wilde Trauer, der dämonische Sturmwind? Er ist beinahe neunzig Jahre alt. Jetzt umwerben sie ihn: der Herzog von Florenz wirbt durch Vasari, der König Franz lockt mit Versprechungen, die Republik Venedig, der Groß» sultan der Türken lädt ihn ein. Er aber läßt, als sie von ihm eine Medaille schlagen, auf dem Revers einen blinden Greis amStabe darstellen. den nur noch ein Hund auf steinigem Wege leitet. Die Anerbieten lehnt er alle ab, er bleibt in Rom, doch nicht aus Altersschwäche; in Rom, wo ihn der neue Papst mißachtet, wo er nur noch Feinde hat. Was geht in ihm vor?

Sein letztes Marmorwerk. Ist er um Mitte Achtzig fromm geworden? Wie Oedipus nach Kolonos, so geht der uralte Michelangelo aus Rom und wandert in die Berge, zu den Einsiedlern. Er pilgeri zum Hause der Jungfrau. War sein langes Leben nicht immer kirchenfremd? Hat seine Hand, wenn er die Trinität gemalt hat. eher geruht, als bis er in den Hintergrund griechische Kämpfer fügte, nackt? Hat er Christus nicht als Triumphator ge» malt und war doch fast schon ein Greis? Was meißelt er nun? Er macht die große Kreuzabnahme für seine eigne Grab»

kapelle. Als Jüngling hat er schon die Pieta geformt. Alles war lyrisch damals, zurückgehalten, fließend, rund, antiker Geist umschwebte noch den Künstler. Jetzt ist Alles schrill, hart, grausam. Die Glieder Christi sind gebrochen, ein Bein schleppt nach, die Finger krümmen sich, der Kopf stürzt über die Schulter, hart liegen die Gewänder an. Acht Jahrzehnte stand dieser Mann unerschütterlich, dieser Geist wirkte mit dem Anschlag der Macht. Jetzt ist dies Werk sein letztes Wort; und dieses Wort heißt Gnade.
Und doch war noch die alte Wildheit in ihm. Man weist auf schwarze Adern im Marmor und schließt auf den Versuch eigenwilliger Zerstörung. Einen zweiten Christus, über dem eine Gestalt schwebt, machte er zugleich. Jenes Werk ist unvollendet und ist beschädigt, vielleicht von ihm selbst; dieses ist fort, zerbrochen, verloren: ein Epigramm.
Ein zweites faßt sein Leben und sein Wirken noch einmal in sich: er hinterläßt die größte Kuppel der Welt, unvollendet, offen. Und Dies ist Michelangelo. Beim Menschen konnte er nicht mehr bleiben. Nach ungeheuren Maßen verlangte der Greis, Nicht mehr in Gliedern, nicht mehr in Wänden, nun träumte er in Bogen, Säulen, Kuppeln. Und diese andere Alterswandlung wird kund: der an das Maß gebannte Plastiker, der an die Fläche gebannte Maler weiten sich aus zum Uebermäßigsten der Architekten. Es heißt, seit dreißig Iahren hat er die großen Bauten angestrebt. Aber es ist symbolisch, daß erst der Greis den Wunsch erfüllt sah. Er war über Siebenzig, da wurden ihm die beiden größten Pläne Roms und der Welt übertragen: das Kapitol sollte ?r umbauen und er sollte jene Kuppel über l>em Dom schließen, an dem länger als ein Menschenalter Rafael und San Gallo viel gegen die Pläne Bramantes gesündigt hatten.
Aber auch er vermochte nicht Bramante fortzusetzen. Er stand zu ihm, wie Beethoven zu Mozart. Nahm er auch Bramantes Centralanlage wieder auf und blieb an deren Verpsuschung ohne Schuld: dennoch änderte er den ganzen Kuppelbau, herrisch, synkopisch, wie er als Plastiker schuf. Sein dämonisches Theil bedrängte die apollinische Natur des ersten Meisters. Statt nach dessen Plänen einen hohen Tambour unter eine flache Kuppel zu setzen, statt eines Säulenkranzes, den keine Last bedrückte, statt eines Kuppelschirmes, wie am Pantheon, nichts strebend, Alles schwebend, Alles kreisend, erschuf das dunkle Temperament des Greises das Umgekehrte. Aus einem kleinen Tambour ließ er sechzehn stahlgraue Rippen wachsen, um eine Kuppel zu erheben, ehern, unbeweglich. Alles lastet, was schweben sollte. Was frei war, ist zum Stützpunkt der schwersten Last geworden.

Und er baute siebenzehn Jahre. Was aber seine Seele wünschte die Kuppel selber durfte er nicht vollenden. Fast alle Hauptwerke des Michelangelo sind Fragmente geblieben, und was er beenden wollte, blieb Torso wider Willen seines Meisters. Auch diese Kuppel war sein letztes Wort. Sie strebte auf, sie konnte sich nicht schließen, so lange ihr aufwärts gestimmter Meister athmete. Und auch dieses letzte Wort heißt Gnade.

II,

Wie ein Palazzo neben einem Kastell: so steht Tizian neben Michelangelo. Macht, die er errungen, wie kein Künstler vorher oder nachher; die Republik, mit der er blühte; die Monumentalität dieses Kopfes; der Glanz der ungebrochenen Farben, in die er alle Götter und ihre Geliebten und ohne Unterschied, wenn es sich eben schickte, die Heiligen gehüllt hat; der Schimmer, der von hundert Frauenleibern steigt: Alles umstrahlt ihn wie ein irdisches Feuer und selbst an Iahren blieb er Sieger über alle Künstler der Geschichte. Sein weißer Scheitel berührte das Jahrhundert, Aber als er die Neunzig überschritten hat, befällt auch ihn mit einem Mal jene Ungewißheit. Den Boden verliert er, den er doch selber durch drei Menschenalter bereitet hatte, sich und den Anderen. Der fünfundneunzigjährige Tizian fängt an, sein ganzes Werk zu verleugnen.

Man kennt die Biegung in seiner Bahn. Die große Magdalena war schon Ankündigung des Barock. Nun aber malt er die Verkündung von San Salvatore, — und nun ist alle seineFarben« pracht dahin. Was glühte, ist zurückgebleicht, unvermuthet bricht das Licht aus die Jungfrau ein, ihre Züge sind gedunsen, statt einer Zeichnung, wie bisher, giebt es breitgepinsette Schatten, breitgesttichenes Licht. Banal, was manche Forscher sagen: sein Auge sei schwächer geworden. Höchstens ist es richtig. Vom Menschen, von seinem Schicksal aus gesehen: sollte es wahrlich nichts Anderes bedeuten, wenn der fast hundertjährige Tizian plötzlich beginnt, in Brechungen sich zu verlieren, den nackten Körper zu meiden, Dämmerung und sonderbar beklommene Lichter aufzusuchen, er, der Fleisch und Stoffe noch in seinem barockesten Gebilde strahlen ließ? Die Jungen fingen zu murren an; sie verstanden den Meister nicht mehr. Da schrieb er unter das Bild besonders deutlich sein Titianus und daneben, zweimal: ksoit! Das bedeutet: Schweigt. Ich weiß es besser.

Je höher er in diesem unerforschlichen Jahrzehnt emporsteigt, um so dunkler wird fein Sinn, ergriffener. Uns schrecken seine letzten zwei Bilder. Die Dornenkrönung. Fünfzehn Jahre vorher hatte er sie schon gemalt, gleich in derGruppirung der vierGestal»

ten, derStellungEhristi, denStufen; nun scheint es einerWieder« holung ähnlich. In Wahrheit ist da eine gänzliche Wendung, Wie ein Iünglingsbild erscheint neben dem zweiten das erste; und doch stammte auch dieses von einem Fünfundsiebenzigjähri» gen. Da war Alles noch klar, umrissen, Tageshelle lag über der Gruppe. Jetzt schwelen sonderbare Fackeln im Innern der Grotte, dahinter dehnt sich Dämmerung. Jetzt trägt einer der Soldaten Sammet,damit dasLicht sich darauf versuche. Christus verschwimmt inmitten; und wiederum das gedunsene Antlitz. Mysterien hän-gen plötzlich über dem Vorgang. Geheimniß schwillt aus allen Winkeln vor. Alles bestimmen die flackernden Fackeln. Das Bild ist schon Rembrandt.

Und dann, nach einem Bilde Philipps im Prado, beginnt er sein letztes Werk und thut, was Michelangelo am Ende gethan hat und auch Mozart: er sorgt für sein Grabmal, er malt die Pietä. Alles ist erloschen. Nur Magdalena, vorn, hat noch das Pathos der tizianischen Geste, sie trägt auch noch das starke Sam-metgrün aus der mittleren Zeit des Meisters. Die ganze Szene steht in einer sonderbaren Architektur, mit sonderbaren Figuren und Inschriften. Alles Licht ist im Gold einer Nische gesammelt; aber da ist nicht das Strahlengold Tizians, da ist ein grünliches Gold, das aus dem Dunkel schimmert. Phoenix schwebt in der oberen Wölbung, mit der Fackel sinkt ein Engel nieder, Alles ist ungewiß und zum Erschauern.

Dies ist das letzte, höchst jenseitige Werk eines Mannes, den die Zeit im Diesseits nicht zu fällen vermochte. Denn selbst, als er im hundertsten Jahre stand, bedurfte sie noch eines wilden, plötzlichen Elementes, um Tizian zu besiegen. Er starb an derPest.

III.

In dem Jahr, in dem Michelangelo starb, ein paar Wochen später, wurde Shakespeare geboren. Nennt man Dies Zufall, nun, so kann er immerhin erschüttern. Sind die Phänomene einander ungleich, so kann man doch nicht des Gedankens sich erwehren, als schaffe die Natur für das Verlorene sich gleich Ersatz.

Jene italienischen Meister wirkten unablässig, spannten ihre Kräfte ins Aeutzerste, noch mit neunzig, noch mit hundert Iahren, Ihr letztes Wort wollten sie sagen. Shakespeare, in seine Kunst viel weniger verstrickt als Jene, Shakespeare, der auch hätte Kriege führen können oder Länder entdecken, statt Stücke zu schreiben, legte seine Kunst nieder wie eine Beschäftigung oder ein Amt und trat ab, fünfzigjährig. Ihn hatte immer die Welt gefesselt, niemals di" Dichtung; so legte er die Feder fort, als ihn dieWelt nicht mehr zu fesseln wußte. Ging dieser große Mensch in die

Heimath, in die Natur, wie sollte er hier weiter dichten? Stücke schreibt man, um sie aufzuführen, sagte er zu sich Schon vor Iahren war er als Schauspieler zurückgetreten, hier erst recht leicht abzulösen, weil er sich innerlich gar nicht verbunden fühlte.
Dieses Decrescendo drückt sich in seinen drei letzten Stücken aus . Was höchst sonderbar erscheint, war höchst nothwendig: nun werden seine Stücke flüchtiger, die Personen beginnen, zu verschwimmen, doch aus der Tiefe taucht Märchenhaftes auf, Heiter» keit, Zauber, Phantasma. Dergleichen herrschte nie in seinen früheren Werken bestimmend vor. Versöhnung mit der Welt bahnt sich hier an, von Einem, der sie jetzt, noch mehr als immer, von oben sieht, der ihr sehr bald entfliehen wird. Umfassenderes Anschauen drückt sich aus; und ein Lächeln. Unendliche Frauenliebe steigt auf aus Cymbeline, nachdem noch eben die letzten Stücke voll von Frauenverachtung waren. Idylle spricht die Sehnsucht des Dichters aus, weg aus der Welt der vielen Menschen, nachdem bis dahin Alles Kampf gewesen. Reifer ist die Heiterkeit im Wintermärchen, als sie noch im Sommernachtstraum gewesen war. Her» mione, entgegen der Novelle, bleibt am Leben. Wehmuth senkt sich, milde Schatten breitet Melancholie. Fort will der Dichter, fort. Sew Werk wird ganz Musik.
Da rafft er sich noch einmal auf, noch einmal die Welt zu bilden. Aber schon ist ihr sein Geist entschwebt, so ganz, daß er nun dichtet, was er nie gedichtet hatte: er schildert die Welt im märchenhaften Gleichniß, er, der das Gleichnis; immer in der Schilderung wirklicher Welt versteckt gehalten hatte. Sein letztes Gebilde, noch einmal von höchster dramatischer Strenge, ist doch phantastisch wie keines zuvor. Shakespeare ist MetaPhysiker geworden. Denn hier, im „Sturm", in diesem Gelegenheitstück für eine Hochzeit am Hof, stellt er zum ersten und einzigen Mal Typen des menschlichen Geschlechtes auf. Da ist er selbst, das Centrum, Prospers. Unrecht ist ihm widerfahren, wie allen Helden in seinen letzten Stücken. Menschenverachtung und Liebe der Natur: die Elemente eines Mannes, der willig aus der großen siöelt sich scheidet, in Prospers sind sie beisammen. Weit mehr als Hamlet, mindestens für eine reifere Zeit, ist Dies das Bild des Dichters: der Zauberer ohne Zauberstab, der Genius, Prospers. Ihm dienen die Elemente; und dennoch will er frei von ihnen sein.
Alle Künstler verlieren am Ende den Genius, er weicht von dem Sterbenden und nimmt Besitz von einem anderen Körper. Dieser Eine entläßt ihn, seinen Genius, höchst königlich
„Doch, dieses grause Zaubern
Schwör iä) nun ab,'und l)ab ich erst, wie jetzt

Ichs thue, himmlische Musik gefordert,
So brech' ich meinen Stab,
Begrab' ihn manche Klafter in die Erde,
Und tiefer, als ein Senkblei je geforscht,
Will ich mein Buch ertränken I"

Aber, wie wenn die Elemente einem Gatte nachstürzen, der davoneilt: da geschieht das Unerhörte: zu gleicher Zeit ergreift ein Brand das Globe-Theater, in dem er die Jahrzehnte gewirkt hatte, und es verbrennt mit allen Handschriften des Dichters.

IV.

Noch immer steht er vor der Staffelet, noch immer hat er den Spiegel daran befestigt, noch immer malt er sich selbst. Alle die schönen Panzer und Dolche sind hin, die Bänder, Sterne, Federn, mit denen er sich so lange geschmückt, nun, da er aus dem Spiel der Welt gewichen ist, arm, alt und trotzig-weich; den Sohn hat er begraber. und einst, einst hat er Saskia selbst begraben. Doch immer noch steht Rembrandt da und malt sein Spiegelbild. Es ist das letzte, es sind die letzten in der Reihe jener achtzig Stücke, in denen er sich selber dargestellt hat. Vielleicht darf man wagen, auszuspreche", Rembrandt gehe am Ende den umgekehrten Weg wie Tizian. Löste Dieser die Farbe, der er achtzig Jahre gedient, die er achtzig Jahre beherrscht hatte, in Licht auf: Rembrandt, der fast fünfzig Jahre nur immer das Licht gemalt hatte, sammelt sich jetzt stärker als je zur Farbe. Nur in dem dicken Strich ähneln Rembrandts letzte Bilder denen des Tizian. Ganz unvertrieben stehen die Striche neben einander, buchstäblich wird die Fläche körnig. Das Ganze dampft. Mit einem Mal wird Vieles greller, die Zahl der Figuren nimmt ab, kaum ist da eine Landschaft.

Noch fünfmal hat er sich gemalt. Einmal als Maler; und dieses ist (von der kleinen Radirung abgesehen) das einzige Selbst» bildniß, in dem er'das Handwerk erwähnt. Den alten Pelz, den ihm die Gläubiger gelassen haben, und die weiße Kappe: Das ist jetzt der Rahmen, der ehedem so oft geglänzt hat. Malstock und Palette, aber die Hände, die alles Dieses schufen, sind nicht mehr zu sehen. Im letzten Selbstbildniß taucht dann aus dem Dunkel ein zweites Gesicht. Man sagt, es sei eine Büste. Aber es ist Rem« brandts Dämon und er grinst ihn an.

, Das allerletzte Bild, an das er seine Hände legte, faßt noch einmal die dunkle Wendung dieses Alters zusammen und überragt vielleicht Alles, was er an Szene früher dargestellt hat. Auch hier kann man, wie vor dem letzten Tizian, an dem selben Objekt itt früherer Formung die Wandlung vergleichen. Den Verlorenen Sohn hatte Rembrandt vor dreißig Iahren radirt. Alles war

damals Bewegung, Drama: da gingen sie, der Alte und der Sohn, von beiden Seiten auf einander zu, da war eine Treppe, ein Diener brachte Kleider, Alles, wie er es in der Schrift gelesen hatte. Ietz aber ist Musik in diesem Vorgang aufgewacht. Da Rembrandt, fast siebenzig Jahre alt, ein ganz Verstoßener, der heimverlangt, den Sinn verstehen lernte, nun ist der Vater blind, er tastet sich mit allen Fingern, mit zehn unverges;bar durchsichtigen Fingern zu diesem Sohne hin, an diesem Fleisch entlang, das seins ist. Der Sohn gleicht einem rasirten Sträfling; und jetzt ist auch er wie blind, denn er vergräbt die Augen in das Kleid des Vaters. Nichts ist noch dramatisch, Alles ist visionär, erstarrter Augenblick. Hinten taucht der Kopf eines Weibes auf, zur Seite steht ein Wanderer; und er gleicht einem Magier. Sie sind still, sie sind nur Zeugen. Farben wogen in fingerdickem Auftrag durcheinander, röthlich, smaragdgrün, goldig. Aber durch diesesWogen schreit das Ziegelroth, in das der Vater gekleidet ist und der Wanderer, da? keine Borte, kein Zierrath mehr unterbricht: es hallt durch das Bild, es hallt durch die Herzen des Heimkehrenden und seines Vaters: Gnade! Wieder hallt es aus dem letzten Werke einer großen Thatkraft: Gnade!

V.

Die Schwierigkeit, womit der Künstler durch Steine, Farben, Worte mittelbar zu sagen sucht, was unmittelbar quellen möchte, die Noth der Umschreibung, die alle Künste bedrückt: eine Kunst ist ihr enthoben; und so giebt sie auch zur Lösung der aestheti« schen Probleme freiste Bahn. Vor der Musik vereinfachen sie sich; und jedes Problem wird klarer. Beethoven ist der Führer.

Er sprengte das Ganze kurz vor dem Ende. Es ist, als diente ihm seine Taubheit zum Glück, denn, indem er die Stimmen der Welt nicht mehr vernahm, der er ja doch nie zugehört hatte, konnte seine Kühnheit sich ganz entfesseln, und da er nicht mehr hörte, was er schrieb, entfiel ihm jede Hemmung durch das Material. Wo sonst der Block sich weigern kann, wo sonst Verwirk« lichung des Traums von Architekturen Jahrzehnte braucht und noch dem Greis unvollendet bleibt, was schon der Jüngling vor sich sah: hier herrschte die höchste Freiheit. Dieser Künstler stjietz nicht mehr gegen die Grenze des Ausführbaren. Es war, als schriebe er nur noch nach, was er von innen hörte. Auf seinen, Schreibtisch stellte er sünf Worte: „Ich bin, was da ist".

Einmal hatte ein Cellist gesagt: Diese Stelle liegt nicht. Beethoven fuhr ihn an: Sie muß liegen! Das war, wenn anders ihm noch manchmal der Gedanke an Spieler und Sänger kam, die Antwort, mit der der Genius sich selbst beruhigte. Es muß liegen!

Die letzten Sonaten, Quartette, Symphonien, die Messe; Alles etwa von Opus III ab, zuweilen fast unspielbar und unsingbar: er sprengte damit alle Maße, wilder als Michelangelo: „Daß ja das Nichtige Alles verflüchtige..."
Da kommt, wie formlos braust dahin, weg über alle Satzve» theilungen und hundert angestammte Formen, das große Lsänr' Konzert, das riesige Opus III, „Das Neue Testament", wie Bülow sagte, da kommen die zauberischen Cellosonaten und dann, die er zugleich schrieb: Uissg, solsumis und Neunte Symphonie. Früher war Alles greifbar, war kompakt. Jetzt (vornehmlich in den letzten Quartetten) ist Alles transparent geworden. Als ob sie formlos wären, gleiten und fahren sie her, wie Phantasien über unsägliche Themen, wie in Spiralen hinaufgeschraubt. Dann kommen die langen Rezitativs und es ist, als wollten selbst die Instrumente reden. Und am Ende singt eine Menschenstimme und zum Chor steigt die Symphonie empor. Ein Brausen allenthalben, ein Wille zur Befreiung, stürmend, damit es nicht zu spät werde, durchdringt diese letzten Werke, wie es die Ströme im Frühling überkommt. Hier wahrhaft bricht das Eis, der taube Alte gleicht einem Jüngling; nicht dem jungenBeethoven: einem vorstellbaren, dämonischen Jüngling.
Die letzte Kammermusik (Opus 133 in Oäur) ist völlig ein Drama. Der Totentanz, das Vivace, dann plötzlich ein Lento von vierundsünfzig Takten: ein Abschied. Aber dem Abschied setzt Beethoven noch ein Finale auf den Kopf, mit der Ueberschrift von seiner Hand: „Der schwer erkaufte Entschluß". Und über die Themen: „Muß es sein? Es muß sein!"
Er stand in seinem Zimmer, ohne Stuhl, ein Wassersüchtiger, zwischen den Operationen, ganz betrogen, ganz vereinsamt, und er schrieb, E? plante und fing zu skizziren an: eine dritte Messe, ein Requiem, das Oratorium: „Der Sieg des Kreuzes" und die Zehnte Symphonie. „Diese Symphonie soll die Erde und den Himmel verbinden, im ersten Satz eine Feier des Bacchus, im zweiten des Christenthums darstellen und im Finale eine Versöhnung bringen."
Und wie wir ergriffen stehen, wenn wir vor der Siebenten Symphonie, die manchmal in die Luft zu rieseln, sich in Leicht» heit aufzulösen scheint, dieses schweren Mannes gedenken und wie seine Seele ins Dionysische verstrickt war: nun muß sich die Er» griffenheit verdoppeln. Der Genius steht vor uns, Tage vor seinem Tode, und er wälzt Pläne, die eine neue Kunst heraufbeschwören. Alles, was er zuletzt gemacht hat, will Beethoven, auch er, „ganz religiös" verstanden wissen. Und vor dem Ende schreibt er

sich diese Worte auf: „Zwar viel geschrieben, aber «schrieben Null. Mehr gerichtet meinen Blick nach oben, aber gezwungen wird der Mensch ihn nach unten zu senken." Neben seinem Totenbette treten die Schatten jener Meister aus dem Dunkel, die sich, wie er, zuletzt im Aufblick zu einer anderen Welt verloren.

VI.

Eine UnrUhe ist aufgestiegen in diesen Meistern, als sie dem Ende entgegengingen. Ihr letztes Wort wollten sie sagen, sie stammelten danach und als es auf ihre Lippen kam, stieg Nacht iu ihre Augen und sie sanken hin. Sie standen schon am Thor, sie blickten schon hinein, begannen, Dingen zuzusehn, die nicht mehr formbar sind, — und doch trieb sie der eingeborene Wille, die sinkende Hand zur Formung zu erheben. In Fragmenten, Plänen, sonderlichen Gebilden, schlafwandlerisch nach neuen For» men suchend, lösten sie diese Dinge auf. Uralt ließ Michelangelo Kuppel und Bildwerk, ließ Tizian sein Grabesbild, früh alt ließ Beethoven seine Symphonie und Messe unvollendet, ließen die letzten Werke am Anfang neuer Bahnen stehen und schieden. Rem» brandt deutete an: Ich fühle höhere Weisheit, Shakespeare sagte mit seinem letzten Werk: Das Drama ist in einem höheren Stil fortzubilden, und Viele, für die diese Meister nur als Erempel dienen, haben im Alter mit ihrer Kunst die sonderbare Wendung bewährt. Ungewiß, gingen sie hin.

Nur Einer scheint dieses Gesetz durchbrochen zu haben, denn er vollendete sich hier, ein Lebender. Am Ende stand er eine Weile still, den milden Streich erwartend, der den Körper noch treffen mußte. Es war, als zittere eine Stimmgabel nach und aus, die lange vollen Ton gegeben; nun verhallt sie immer feiner, aber die Gabel steht still in unseren Fingern. Goethe hat inWahr« heit sich selbst vollendet, ehe die Gottheit ihn vollendete.

Die Alterswendung muß im Innern eines solchen Organis» mus andere Formen annehmen. Sie schreckt nicht ihn noch uns, sie widerlegt nicht Früheres; wie denn im Ganzen dieser Geist nie plötzlich, stets allmählich sich gewandelt hat. Die Wendung ist hier Verjüngung.

Als er Siebenzig war, brach eine neue Jugend in ihm auf. Einen neuen Band Gedichte schrieb er wieder, die an Jugend manches Stück des Zwanzigjährigen besiegen. Zugleich beginnt er wieder, episch zu schreiben; nun fängt er die „Wanderjahre" an. Mit Fünfundsiebenzig schreibt er die große Novelle. Jetzt sammelt er die Studien von Jahrzehnten über das Sehen und die Farben. Mit Achtzig schreibt er die letzten Kapitel. Und von Vierunsiebenzig bis Zweiundachtzig folgt der gesammte Zweite

Faust. 4lnd all Dies nimmt er nach langen Pausen auf, wie ein Erfrischter. Als er dann, am dreißigsten Juli 1831, unter den OKorus n^stliious das Wort schrieb: Finis, so war es, als schrieb eine unsichtbare Hand „Finis" ans Ende seiner Bahn. Er nahm ein großes Couvert und siegelte es selbst, damit er nicht in die Versuchung käme, das Werk aufs Neue zu verändern, an dem er sechzig Jahre gewirkt. Und als er dennoch, zwei Monate vor dem Tod, noch einmal selbst das Siegel brach, „um gewisse Hauptmotive zu verstärken", da ließ er dennoch das Werk unberührt.

Gewiß war ihm am Ende von allen Erkenntnissen keine tiefer bewußt als der Gleichnitzwerth der Dinge. Das steht zu lesen noch in den letzten Aeußerungen dieses Geistes, nicht nur in jenem Lliorus m^stkions, auch in den letzten Briefen und am Ende der Farbenlehre. Ja, im letzten Satz des letzten Bandes der nachgelassenen Werke, in dem er von einer zweischaligen Muschel, der Lepate, spricht, preist er Den, der den Augenblick ihrerSchalen-werdung mikroskopisch betrachten dürfe. „Da ich nach meiner Art, zu forschen, zu wissen und zu genießen, mich nur an Symbole halten darf, so gehören diese Geschöpfe zu den tzeiligthümern, welche fetischartig immer vor mir stehen."

Alles, was dieser Greis anfaßte, verjüngte sich und wurde heller. War Dieses schon der Widerschein der anderen Welt, der er entgegenstieg? Es ist, als blicke man durch einen Opal in den leuchtenden Himmel und könne nicht ergründen: Stammen die Farbenspiele aus dem Himmel oder aus dem Opal?

Das Zwischenland war ihm, kurz ehe er entrückt ward, ganz vertraut, Tod nur ein Uebergang. er kannte ihn lange. Und immer ist es der Genius, der dem Tode am Nächsten lebt. Sein Vorgefühl ist so gewiß, so sehr fühlt er sich immer von diesem Geist begleitet wie der gemeine Mensch nur von den Lebensgeistern. Im Grunde bedeutet jedes Werk, das der Künstler aus sich her» ausstellt, eine Näherung an die Vollkommenheit. Das heißt ja: an den Tod. Man könnte fragen: Wie vermöchte Der weiter-zuleben, der das Vollkommene schuf? Ist Das dem Menschen nicht so verboten wie: das Vollkommene zu schauen?

Jene Wendung im Alter der Meister, und wie sie ihr frühe« res Werk mit ihrem letzten zu verwerfen scheinen: ist eben Dies nicht Zeichen ihrer Erkenntniß, daß dort, am Ende irdischerRäume, neue, wieder neue Korridore beginnen, und sie enden vielleicht in Sälen oder Grotten unbekannten Lichtes?'

Ascona. Emil Ludwig.

Anzeigen.
Imags: Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften. Herausgegeben vom Professor Dr. Sig» ^ mund Freud. Redigirt von Dr. Otto Rank und I)r. Hanns Sachs. Internationale Zeitschrift für ärztliche Ks^chsanaligfe. Herausgegeben vom Professor Dr. Sigmund Freud. Re» digu. von Dr. S. Ferenczi und Dr. O. Rank. Verlag beider Zeitschriften bei Hugo Heller S Cio. in Wien.

Unter allen psychologischen Systemen und Methoden hat keine imit strengerer Beschränkung auf ein Einzelnes und Besonderes begonnen als die Psychoanalyse und kaum eine andere hat den Ausblick auf ein so weites Gebiet der Anwendbarkeit ergeben. Den Ausgangspunkt bildete die Entdeckung Freuds, daß gewisse, mit höchst sonderbaren Symptomen ausgestattete Krankheiten, insbesondere die Hysterie und die Zwangs- und Angst-Neurosen, für welche die Wissenschaft bisher weder eine psychische noch eine somatische Grundlage nachweisen konnte, aus Vorgänge im Seelenleben der Patienten zurückzuführen seien, die der Erforschung entgangen waren, weil der Kranke selbst über sie keine Auskunft ertheilen konnte. Es handelte sich nämlich um psychisches Material, das zu der ethischen und ästhetischen Persönlichkeit im schroffsten Widerspruch stand; solche Erinnerungen, Phantasien und Wünsche wurden unter dem Druck steigender kultureller Ansprüche der Einheitlichkeit des seelischen Regime zu Liebe, auf der die Existenzmöglichkeit des Individuums beruht, aus dem Bewußtsein verdrängt; sie existirten fortan im Seelenleben des Patienten, ohne von ihm gekannt zu werden, unbewußt weiter und konnten unter gewissen Voraussetzungen pathogen wirken. Die seltsamen Symptome der Psycho-Neurosen sind das Aequioalent solcher von der Aeußerung und Befriedigung abgeschnittener, verdrängter Regungen und durch sie in jeder Einzelheit determinirt. Durch die von Freud ausgebaute Technik der Psychoanalyse gelingt es, das Verdrängte aufzufinden und wieder ins Bewußtsein einzuführen; zugleich wird die Persönlichkeit des Kranken in den Stand gesetzt, das vorherUnerträgliche mitBewußtheit zu beherrschen, und so die Heilung erzielt. Unter den verdrängten Regungen waren die dem Kreis der Sexualität angehörigen die wichtigsten; viele Triebphänomene, die gemeinhin mit der Sexualität nicht in Zusammenhang gebracht werden, erwiesen sich als Ausstrahlungen aus dem Brennpunkt der „libiäo". Die innere Verwandtschaft und die verschwimmenden Uebergänge zwischen ihnen und den deutlich sexuellen Strebungen zwangen zur Erweiterung des Begriffes „Sexualität", dessen Bedeutung für den Aufbau des seelischen Gefüges nur aus der Untersuchung des unbewußten Seeleninhaltes geschöpft werden kann. Zu den Aufgaben der Psychoanalyse gehört es, das Urtheil über den Beginn und die Vewerthung der Sexualität im Menschenleben aufzuhellen. Mit der Verursachung gewisser pathologischer Zustände ist die

Bedeutung des Unbewußten nicht erschöpft. Der Wandel vom Kind, das allem irgend Erwünschten Realität geben und sie allem Pein» lichen entziehen möchte, bis zum Kulturmenschen mit seinen zahl» reichen Hemmungen und Einschränkungen vollzieht sich nicht so, baß diese Strebungen völlig aufgehoben werden und spurlos verloren gehen. Das Gesetz der Erhaltung der Energie behält im psychischen Mikrokosmus seine Giltigkeit. Die alten Wünsche verschwinden nur von der Oberfläche, sie tauchen im Unbewußten unter, aber sie üben von dort aus im Seelenleben Wirkungen aus, die ihrer einstigen Intensität entsprechen. Das auffälligste Resultat ihrer Einwirkung ist der unter der Begünstigung des Schlafzustandes entstehende Traum: der Kenntniß des Unbewußten ist die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Traumdeutung zu danken. Sie ergab, daß der Traum nicht etwa eine sinnlose Folge von Bildern und Gedanken ist, sondern die durch mannichfache Einflüsse getrübte Darstellung einer Wunscherfüllung. Dabei kommt das bewußte und unbewußte Begehren der Gegenwart in Verbindung mit der uralten Sehnsucht der Kindheit zu Wort. Die Lösung des Räthsels der Traumdeutung, an dem sich Wissenschaft und Volksglaube seit Iahrtausenden vergeblich versucht hatten, weil sie stets am offenbaren Inhalt hafteten, statt zu den latenten Traum» gedanken fortzuschreiten, führte die Psychoanalyse einen weiteren Schritt vorwärts. Zunächst ließ sich durch die Deutung der Träume gesunder Personen feststellen, wie außerordentlich groß der Einfluß des Unbe» wußten auf ihre Charakterentwickelung war; und dann gab das Stu» dium des Traumes die beste Gelegenheit, die Darstellungmittel des Unbewußten und seinen wesentlichen Inhalt kennen zu lernen. Auf den inneren Zusammenhang zwischen Traum und Kunstwerk haben viele Seelenkenner in intuitiver Erkenntniß hingewiesen. Die Psycho» analyse trachtet, diesen Satz wissenschaftlich zu verifiziren. Die von der Realität, in welche sie leicht zerstörend eingreifen könnten, nach Kräf» ten fern gehaltenen Mächte des Unbewußten haben sich zur Entschädigung für ihre Abkehr von der Wirklichkeit eine eigene Domäne in der Phantasie erschaffen und ihr Antheil läßt sich deshalb an keinem Phantasieprodukt verleugnen. Freilich ist die Stellung eines unbewußten Antheiles beim Kunstwerk ganz anders als beim Traum. Das ergiebt sich aus der Notwendigkeit, der Wachcensur gegenüber bessere Verhüllungen zu wählen, und aus dem sozialen Wesen des Kunstwerkes, das im Stande sein muß, auf Andere tiefe Wirkungen zu üben, worauf der egocentrische Traum (und Tagtraum) verzichten kann. An die Stelle des wirren Durcheinanders tritt deshalb beim Kunstwerk die strenge Geschlossenheit der Form. An die Kunst reiht sich nothwendig die Betrachtung der Mythologie als einer zweiten Phantasieschöpsung. Damit ist aber unversehens das Gebiet der individualpsychologischen Untersuchung überschritten, weil es sich hier schon um ein Kultur» Phänomen handelt, von dem viele andere ausstrahlen. Der Nieder» schlag der geistigen Bethätigung von Individuen aller vorausgegange» nen Generationen, die, meist, ohne es zu wissen, an der Entstehung

und dem Fortschritt von Sprache, Religion, Sitte und Recht mitgearbeitet haben, bildet die Kultur einer Epoche. Was im geistigen Leben der Einzelnen so überaus wichtig war, Das findet in diesen Masse,:-erzeugnissen um so sicherer seinen Ausdruck, je mehr es über die Trennung von Ort und Zeit das Gemeinsame aller Einzelseelen darstellt. Dies trifft in hohem Maß für das Unbewußte zu, denn wir finden seinen typischen Inhalt dort, wo die Kultur ihre ersten Anfänge hat, beim Wilden und beim Kinde, eben so wie bei den höchst entwickelte» Künstlern und Forschern aller Zeit. Im Hinblick auf die doppelte Mission der Psychoanalyse: die Erkenntniß und Heilung der pathologischen Seelenzustände zu fördern und die Bedeutung des Unbewußten für das normale Seelenleben und die daraus entstammenden sozialen und individuellen Bildungen zu studiren, wurden die beiden hier genannten Zeitschriften gegründet.

Wien. Dr. Hanns Sachs,

Im Heft 24 der „Zukunft" greift Professor Dr. Hildebrandt mich und die Iugendzeitschrift „Der Anfang" an. Ich verzichte auf eine grundsätzliche Auseinandersetzung und berichtige nur Thatsächlichcs,

1. Wie schon im „Anfang" (Nummer 10) nachgewiesen worden ist, hat sich in der Leitung des „Anfang" die Wendung vom Aesthetizismus zu den praktischen Lebensinteressen der Iugend bereits vor meiner Kritik, unabhängig von mir, vollzogen.

2. Die vor Iahren erschienene Ausgabe des „Anfang" ist niemals „unterdrückt worden", sondern aus Mangel an Mitteln eingegangen.

3. Herr Professor Hildebrandt sagt: „Aber auch später begegnete der Radikalismus Wynekens vielfacher Anfeindung; besonders beschwerten sich seine Leser darüber, daß seine Leute im „Anfang" über die Oberlehrer schimpften". Professor Hildebrandt bezieht sich hier auf eine Stelle in Heft 2 des „Anfang", die lautet: „Aus Schülerkreisen hören wir, daß man eine Einschränkung der Kritik an der Schule wünsche, und zwar mit der Begründung: Das wissen wir doch schon selbst." Man sieht also, daß hier nicht ein Radikalismus angefeindet und die Berechtigung der Kritik an den Lehrern nicht bestritten wird.

4. Herr Professor Hildebrandt führt als Beweis für seine Behauptung, daß im „Anfang" ein Krieg gegen die Eltern gepredigt werde, eine Stelle aus Heft 8 an. Er unterläßt aber, hinzuzufügen, was hier der Schreiber von den jungen Leuten fordert. Gefordert wird nämlich, daß fortan die Iugend den Eltern gegenüber unbedingte Offenheit un!> Ehrlichkeit walten lasse; aus dieser Neuerung würden freilich Kämpfe entstehen, aber mit der Zeit würden sich die Eltern schon daran gewöhnen. Das ist der Inhalt des Aufsatzes, der angeblich den Kampf gegen die Eltern predigt.

Angesichts eines solchen Angriffes und einer solchen Art des Citirens kann ich mich dem Wunsch des Angreifers nur anschließen: daß man diesen Aufsatz selber lese? und nicht diesen Aufsatz allein.

München. Dr. G, Wyneken.

Feinde.
Feinde.
MSast sieht es aus, als würde gegen die deutsche Wirthschast in West DM und Ost Alles mobil gemacht. Daß unsere Finanz sich, in kurzer Zeit, viermal für die Befriedigung österreichisch-ungarischer Geldan» sprüche eingesetzt hat, stieg den in Weiß, Blau und Roth gehüllten Freunden in die Nase. Ein englisches Blatt hatte geschrieben: „Lsr' man? is sUriM!"; und dieser Hinweis auf die Bereitschaft des deutschen Geldes schallte über den Kanal wie ein Kanonenschuß. Der ungarischen Kronenrente von 500 Millionen (davon 100 für England) war eine Budapester Stadtanleihe von 158 Millionen gefolgt, die in London keinen, in Berlin guten Erfolg hatte. Das gab Anlaß zu einem Vergleich der großen Geldmärkte, ihrer Bedingungen für die Aufnahme bon Rentenwerthen: und die deutsche Ueberlegenheit wurde anerkannt. Die zeigte sich auch, als die vom Paragraphen 14 geschirmten österreichischen Schatzanweisungen (396 Millionen Kronen) s Is mocks prus' sieuvs erschienen. Deutschlands Mitwirkung verbürgte die glatte Abwickelung. Der vierte schwarzgelbe Geldhandel dreht sich um eine bosnische Anleihe. Bosnien und die Herzegowina haben ein eigenes Budget, das unter der Kontrole der beiden Reichshälften steht. Drei bosnische Anleihen werden schon in Deutschland amtlich notirt. Die Emissionen von 1913 und 14 zeigen also, daß Deutschland recht werthvolle Sekundantendienste leisten kann. Auch das Kronland Galizien hatte, im Ianuar, die Absicht auf deutsches Geld; aber der preußische Handelsminister sprach: Vst«; die inländischen Ansprüche dürfen nicht durch fremde Gäste gestört werden. Das war wohl nicht der einzige Grund. Galizien ist den deutschen Kaufleuten nicht grün. Was aus dem Deutschen Reich kommt, wird dort, wegen unserer Polenpolitik, nicht gern gesehen. In diesen Tagen hörte man nun, das Kronland werde seinen Geldbedarf in Oesterreich und Frankreich decken. Bluff? Paris sollte einer Anleihe aus dem Bereich des Dreibundes gastlich die Pforten öffnen? Man hatte in Frankreich verhandelt, war aber über die Bedingungen nicht einig geworden. Trotzdem an der Seine nicht nur Herr Floquet einst rief: Vivs Is ?«IoAns! Die Republik braucht jetzt, wie bekannt ist, selbst 1500 Millionen Francs, darf also nicht gar zu freigiebig sein. Aber man sieht wieder einmal (und könnte es, wenn man nicht blind sein wollte, alltäglich sehen), wie die preußische Polenpolitik uns draußen, auch wirthschaftlich, schadet.
Im Orient konnte Frankreich zeigen, daß seine Bereitschaft auch nicht von Pappe sei. Der Abschluß der türkischen Anleihe wurde mit einer Ianitscharenmusik gefeiert. WasDschavidBey nach Hius bringt, ist nicht gerade überwältigend; schwärzer ist noch kein Staat geröstet worden als die Türkei auf dem Gold ihres französischen Beschützers, Monate lang blieb der Vertrag unerledigt, obwohl die Geldnoth gen Himmel schrie und schließlich zur Aufnahme von Vorschüssen gegen Wucherzins zwang. Die Türkei hatte sich während des Krieges und nachher am Besten von allen Balkanländern gehalten. Sie verzichtete

auf die Lhance des Zahlungaufschubs. Trotzdem mußte sie in Paris warten, bis Frankreich alle fettenKonzessionen erlangt hatte. Der französische Statistiker Raphael Georges L6vy hat in der Neuen Freien Presse Frankreichs Leistungen auf dem Kapitalmarkt geschildert. Er schloß mit dem Urtheil, daß Paris noch immer an der Spitz« der Weltmärkte stehe, baute dieses Resultat aber auf manchen, rissigen Stein und sagte selbst, daß „heute die Schwierigkeiten des Abschlusses fremder Anleihen auf dem französischen Markt größer als früher find". Auf dem deutschen Geldmarkt aber ist die Unterbringung ausländischer Anleihen leichter als früher. Die Türken haben arg geblutet. Frankreich hat sechs Eisenbahnlinien in Kleinasien; fünf Hafenkonzessionen (Iaffa, Haifa, Asiatisch»Tripolis, Ineboli und Herakles). Mehr kann man nicht verlangen. Deutschland tröstet sich mit der beruhigenden Versicherung, daß seine Rechte nicht angetastet wurden; und der Besitz der Rumpf»Bagdadbahn kann einen Erfolg vortäuschen. Für Osmans Sparkasse fällt bei dem Handel viel weniger ab, als der Partner einheimst. Nominell 800 Millionen Francs; 500 gleich, 300 späier. Bar, nach dem Ueberncchmekurs, 665 Millionen. Davon 300 zur Tilgung der Vorschüsse. Von der ersten Hälfte bleiben 120 Millionen, die zur Bezahlung von Lieferanten und Beamten dienen sollen. Lumpige zehn Millionen sind für Eisenbahnbauten bestimmt; keine Zechine darf für die Vorbereitung eines Angriffes auf einen fremden Staat oerwendet werden. Die türkische Regirung dürfte also für das Geld kein Kriegsschiff in Rio de Ianeiro kaufen, notabene: wenn sies könnte. Da ihr aber nichts übrig bleibt, so war di« Friedensklausel nur Garnirung, Sie hätte auch sonst keinen Werth; denn die Türken würden sich, haben sie das Geld erst einmal intus, an Bedingung und Versprechen kaum kehren. Wichtiger als das bare Geld ist der Gewinn einer gewissen wirtschaftlichen Selbständigkeit. Die Türkei war eingeschnürt in die Eifersucht der europäischen Großmächte. Die wehrte ihr die Anwendung moderner handelspolitischer Grundsätze, um sie vor Größenwahn zu bewahren. Der Segen der Schutzzölle blieb dem Osmanenreich versagt. Was man ihr, nach langen Kämpfen, zugestand, waren mäßige Finanzzölle zur Ausrundung der Staatseinnahmen. Iede Zollerhöhung mußte mit Geschenken an die Wächte erkauft werden; auch die letzte, die vier Prozent betragen wird und zu der Frankreich seine Einwilligung giebt. Es geht aber noch weiter und stiftet dem Turbanland ein ganzes Füllhorn von Steuern und Monopolen. Zucker, Spiritus, Cigarettenpapier, Petroleum, Spielkarten, Zündhölzer sind als Objekte staatlicher Behandlung freigegeben. Sogar Stempelsteuern liegen auf dem Gabentisch, den die muntere Marianne dem Freund im Fez aufgebaut hat, und (kaum zu glauben) Steuern auf Werthpapiere, die im Besitz von Ausländern sind. Türkische Renaissance, mit feinem Verständniß von Frankreich inszenirt, das zur selben Stunde die Abgaben von ausländischen Werthpapieren erhöht. Die Effekten, die geschätzten Vertreter des „mobilen" Kapitals, sollen stärker bluten, um

^mitzuhelfen, das Defizit aus dem Staatsbudget wegzuwaschen. Da die Summe der in Paris amtlich notirten fremden Papiere rund 90 Milli» arden Francs ausmacht, während die inländischen Stücke ein Kapital 5>on 68 Milliarden darstellen, kann man sich die besonders liebevolle Behandlung der Auslandswerthe in der Luft von Lutetia erklären.

Die deutschen Kaufleute werden im Nachbarreich noch immer schlecht behandelt. Man kann sich natürlich auf die Gesetze berufen; aber die Zollchicanen gegen deutsche und österreichische Exporteurs zeigen, daß es am Ende doch nur auf dieAuslegung ankommt. Sehr streng wird verfahren, wenn es sich um den Vertrieb von Waaren handelt, die in Frankreich geschützt sind. Der Vertreter eines deutschen Hauses verkauft in Paris einen Massenartikel, von dem er nicht wußte, daß diese Waare sich französischen Schutzes erfreue. Er hatte erst einen kleinen Posten abgeffetzt,als ihm von dem französischen Fabrikanten, dessen Rechte verletzt waren, eine Falle gestellt wurde. Der Franzose ließ sich von dem ahnunglosen deutschen Agenten für AM Francs Waare kommen und legte dann, nachdem er sich als Inhaber des Musterschutzes zu erkennen igegeben hatte, Beschlag auf das Objekt. Klage auf Schadensersatz und Strafanzeige folgten. Gegen einen an dem Delikt, das ihm vorgeworfen wurde, ganz unschuldigen Mann. Ergebnis: 500 Francs Strafe und 5000 Francs Schadensersatz an den Kläger. Der hat bei dem Handel ein gutes Geschäft gemacht. Für 2M Francs Waare und 5000 bar. Umgesetzt war von der Waare für ganze K0 Francs. In der Verhandlung wurde vom Gegner nicht bestritten, dah im schlimmsten Fall Fahrlässigkeit vorliege. Aber der Refrain war: „I^es ^,I!smängs hui eopisnt tout eke? nous goivent, strs punis." Da nicht festzustellen ist, welche Artikel in Frankreich geschützt sind, kann aus dem geschilderten Vorgang ein gefährlicher Präzedenzfall werden. Ein französischer Fabrikant könnte sich ein deutsches Modell schützen und dann vom deutschen Hersteller Waare kommen lassen, die er, wegen Verletzung des französischen Gesetzes, mit Beschlag belegt. Auf diese Weise kann er billig einkaufen und noch einen Schadensersatz dazu einheimsen. Die großen Mängel der französischen Patent» Und Musterschutzgesetzgebung sind bekannt; ihre materiellen Folgen scheinen sich, je nach der politischen Laune, mehr oder weniger fühlbar zu machen. Wo es sich, heute, um Deutsche handelt, werden die Saiten aufgezogen, die den schrillsten Ton geben. Da wir aufgehört haben, aktive Politik zu treiben, ist dieser Zustand nicht zu ändern.

Bitter leidet das französische Herz, wenn es vom russischen Freund verkannt wird. Iüngst wurde in Petersburg über die ausländischen Guthaben der Staatsbank debattirt. Die Pariser glaubten natürlich, die Spitze richte sich gegen Berlin. Das war ein Irrthum. Die Russell denken daran, aus Frankreich, wo große russische Guthaben aus den letzten Anleihegeschäften liegen, ihr Geld zurückzuziehen. Dadurch würde Paris für seine Theilnahme an den Petersburger Börsenspekulationen schlecht belohnt. Balsam auf solche Wunden trZu»

selte daS Wohlverhalten des russischen Freundes gegen die nstion envsiuis. Kann man den Berlinern schon kein Geld fortnehmen) weil gerade genug da ist, um die Zinsverpflichtungen zu decken, so läßt sich auf andere Weise Kummer bercitcn. Der Russe droht uns mit dem Zollkrieg. Die Reichsduma nahm mit großer Mehrheit das Gesetz über die Einführung des Zolles auf Getreide, Erbsen und Bohnen an. Dieser Schutzzoll, den das größte Getreideexportland Europas sich als einen Spaß zu leisten scheint, richtet sich gegen das Deutsche Reich mit feinen Einfuhrscheinen und der zunehmenden Ausfuhr von Roggen. Daß dieses Gesetz eine Waffe sei, wurde ausdrücklich erklärt. Den Volksvertretern, die zur Mäßigung riechen, sagte man, es sei nicht Möglich, „am Vorabend des großen wirtschaftlichen Zweikampfes irgend welche Zugeständnisse zu machen". Was sich heute vorbereitet, ist mit den Ereignissen vor dem Abschluß des ersten deutsch»russischen Handelsvertrages in der Aera Caprivi nicht zu vergleichen. Der Krieg, der damals dem Frieden voranging, würde, im Vergleich mit einem KVirthschaftkampf von 1S17, einer Operettenschlacht ähneln. Rußland will der deutschen Zollpolitik einen Stoß versetzen, um seine eigene Stellung auf dem Weltzetreidemarkt zu retten. Erst danach kommt der Gedankt an den Schutz des Absatzes im Inland. Der deutsche Roggen, der unter dem Schutz der Ausfuhrprämie über die Landesgrenze ge» bracht wird, hat dem Russen die Preise verdorben. Russische Mühlen mahlen deutsches Korn, weil sie es billiger bekommen als das Landes» Produkt. Und auf den Märkten, die deutsches und russisches Getreide im Wettbewerb sehen, leidet der Russe unter dem billigen deutschen Angebot, Läßt man nur die Ziffern der tzandelsstatistik sprechen, so ist Deutschland dem Zarenreich überlegen; denn Rußland verkauft den deutschen Abnehmern ums Doppelte mehr als der deutsche Exporteur dem Russen. Wer 1500 Millionen Mark aufs Spiel setzt, ist schlim» mer gefährdet als Einer, der nur um 700 Millionen zu bangen hat. So zeigt sich das Verhältniß nach der Arithmetik. Anders sieht es aus, wenn die Gegenstände des Exports mit einander verglichen wer» den. Da ist das Agrarland dem Industrieland, Rußland also dem Deutschen Reich überlegen. Wer nothwendige Rohprodukte verkauft, hats leichter als der Verkäufer von industriellen Fabrikaten. Die sind auch von Konkurrenten zu beziehen; die Agrarprodukte nur mit hohem Zuschlag oder gar nicht. Zu verlieren haben Beide. Den Gewinn hat, wer die Drohung am Besten zu münzen versteht. Wenn die Meldung, daß wieder, zum dritten Mal, Witte die Verhandlung führen soll, rich- tig wäre, läge darin noch kein Trostgrund; eine starke tzofpartei gönnt dem Grafen nur Aufgaben, die schwer zu bewältigen sind. Der Vertrag, der nach Mukden zu haben war, wird heute kaum noch erreichbar sein.

L a d o n.,

Serausgeber uns verantwortlicher Redakteur: Maximilian Hörden in Berlin. — Verlag der Zuiunft in Bcrlin — Druck von Pak « »grleb V m, d, S> in Berlin.

Berlin, den 2. Mai 1914.
Mexiko.
hatte, wie Mr. Woodrow Wilson, mit heißem
Bemühen die Grundbücher der Rechtswissenschaft durch»
stöbert: hieß aber nicht, wie der tzeld von Princeton, Magister, Doktor, Professor gar und hat nie für Schiedsgerichte und Welt» friedensstiftunggeschwärmtPutzigistuns.daßbeideIuristenihren gewaltsamen Eingriff ins Aztekenschicksal an der selben Stelle, vor Veracruz,und an dem selbenKalendertag, dem einundzwanzigsten April, begannen. Aber 1519 ging es anders zu als 1914. Der Konquistador aus Estremadura, der schon im dritten Lebensjahr» zehnt, als Farmer und Goldgräber, seinen Säckel gefüllt, dann demStatthalterDiegoVelazquezdieFührungdes Erobererzuges abgelistet hat, braucht sich nicht indenTalar des Moralpredigers zu mummen. Er ist fromm, Pflanzt das erste Christenkreuz in die Indianererde und nennt drum die Stadt, die dort entstehen soll, Villa Rica de la Vera Cruz. Doch er weiß, daß mit Gebet und Mahnungwilde Menschheitnichtzuüberwältigen.nichtaus Bar» barensitte zu schmeicheln ist; und läßt von demZweck, der klar vor dem Seherauge steht, dieMittel heiligen. Er konnte, da ihn, den von Volksgenossen, auf Befehl des Nebenbuhlers Velazquez, Be- drohten, das Heer Montezumas in Rückzug gezwungen hat, unter einer Cypresse, in dunkler Nacht, bitterlich weinen. War in der Morgenfrühe aberwiederfrisch,hart,zumSchwersten entschlossen. Er ließ Guatemok, den letzten Aztekenkaiser, ohne Erbarmen fol»
IS

tern und rastete nicht, bis das Reich dem Spanierkönig unterthan war. Ein hübscher Ertrag des Aufwandes von elf Schifschen, vier» hundert gedrillten Söldnern und zehn Geschützen. Auch über vier Feldschlangen soll er verfügt haben; wichtigermagihmdieschlaue Indianerin geworden sein, die er, als Liebchen, Kundschafterin, Dolmetscherin, aus Tabafko mitnahm und die den Glauben aus- raunte, der Kömmling sei derLuftgottOuezalcoatl, dessen Wieder- kehr, als des Segenbringers, Wohlstandspenders, das Volk wie eines Heilands ersehnte. SoUngeheures hutCortez gewagt und, in zwanzig Iahren, erfochten, daß seinen Herrn die Dankesschuld drückte. Den Kaziken Mittelamerikas hat er die Krone gebrochen; Kaiser Karl läßt den unbequem großen Feldherrn im Pestbezirk derUngnade den Lebensrest verknirschen. Aber Mexiko ist spanisch. Das Land wird bebaut, der Boden vom Spaten durchwühlt; und mit den Siedlern kommen die Mönche. Rasch wird die alte Kirche auf dieser neuen Erde reich. Ihr Oberhaupt bleibt der ferne König von Spanien. Der ist Caesar und Papst, duldet keinen Legaten, ernennt die Bischöfe, kauft dem Kollegen in Rom die Bullen ab und verschachert sie mit Profit an die bekehrten Enkel der Tolte- ken, Zapateken, Tepaneken, Azteken. Vor hundert Iahren be- gann derAbfall des neuen vom alten Spanien, das seine jüngsten Kinder mit ruchloser Dummheit ausgebeutet, geknechtet, gemar- tert hatte, nun aber unter Bonapartes Fangkrallen stöhnt. Die ersten Rebellen werden erschossen. Dem überlebenden Mestizen Guerero aber verbündet sich der (vom Vicekönig wider ihn ent- sandte) Spanieroberst Augustino Iturbide; hißt die grün-weiß- rotheFlagge undfordert:NnabhängkeitvonSpanien,einenKönig (aus dem Haus der Bourbons), der in Mexiko wohnen und mit heiligem Eidschwur sich der Verfassung angeloben muß; Gleich- heit des Bürgerrechtes für Spanier und Mexikaner. In den ma- drider Corles sitzt kein Cortez; und da die Herren von gestern, statt kräftig zu handeln, die Zeit verfaseln, läßt Iturbide sich, als ersten Augustin, zum Kaiser von Mexiko küren. Mai 1822. Im März 23 muß er abdanken, nach England fliehen (und wird,als er wiederkehrt, inTampiko erschossen). Republik. «Warum sollen wir nicht das Modernste haben?" Estados Unidos de Mejico. Was derVankee, unter Iames Monroe, in seinen United Sta- tes vermag, kann auch der Kreole. Wäre ihm sonst gelungen, der

Krone Spaniens den kostbarsten Reis auszubrechen?An Selbst»
vertrauen fehlt es nicht; nur an festem tzerrnwillen, der Ordnung
erzwang und die Bolkskraftvorunnützlicher Verzettelung wahrte.
Die aber war das dreiste Anterfangen, Texas am Eintritt in die
Vereinigten Staaten von Amerika zu hindern. Bitter hats Mexiko
gebüßt; die Nordmänner zerstriemten die Haut des Landes und
nahmen ihm, im Frieden von Guadalupe»Hidalgo, anderthalb
Millionen Quadratkilometer, die Hälfte seines Gebietes, für die
fünfzehn Millionen Dollars, „als Entschädigung", hingeworfen
wurden. Ruhe? Nicht ein Iahr lang. Ieder Bandit ernennt sich
zum General. Ieder General will Präsident heißen und Dikta»
tor sein. In vierzig Iahren sinds Sechsunddreißig. Der Kühnste
und Schlauste, Santa Ana, hat sich seit Guadalupe in die Schacher»
machei mit den Leuten aus Washington gewöhnt; er verkauft
ihnen, für zehn Millionen Dollars, das Tafelland von Arizona
und wird, mit voller Tasche,weggejagt. Ein Anderer, Comonfort,
etablirt sich als den Hort der Freiheit, weist die Iesuiten aus, öff»
net die Häfen; wird aber von der Klerisei und deren Degen, dem
GeneralZuloaga, gestürzt.Doch schon lauert inVeracruz derIn»
dianer, der die um die Krippe summenden Kreolen wie Ungezie-
fer vertilgen und das Land der zweitausend Götter in neuen
Schicksalswirbel reißen wird: der vierundfünfzigjähre Zapateke
Earlo Benito Iuarez. Auch ein Iurist; einer mit Kupferfell. Ad»
vokat und Richter, Gouverneur und Iustizminister. Als Günst»
ling der Vereinigten Staaten wird er Präsident; erklärt derRö»
merkirche offenen Krieg, will ihr allen errafften Besitz und neue
Einkunftmöglichkeit nehmen, aber auch dem Ausland zwei Iahre
lang aus den Kassen der armen Heimath keinen Zins, nicht einen
Peso, zahlen. Darob ergrimmen die Hauptgläubiger, England,
Frankreich, Spanien; und vom Fels Petri aus wird mit langem
Haken jedes Feuerchen geschürt. Die Vereinigten Staaten durch-
tobt der Bürgerkrieg. Unmöglich, sich jetzt einzumischen oder mit der
Sakralformel Monroes die Westmächte von der Küste zu scheu-
chen. Die drohen mit blanker Waffe. Dreihundertvierzig Iahre
nach Cortez landet wieder ein spanisches Geschwader in Vera-
cruz. Schlägt die Stunde, die den Aufruhr Iturbides rächt?
1861. Iuarez hat, als Präsident der Estados Unidos. den
Staat von der Kirche getrennt, alle Kl öfter geschlossen und das Kir»

chengut eingezogen. Doch gehts im Lande der Montezuma und^ Guatemokwie späterim Frankreich der Combes und Duez: nur ein Theil des konfiszirten Geldes (achtzig Millionen Pesos) fließt in die Staatskassen; der andere Theil des Paktolos versickert vor dem Ziel. Mexiko kann seine Gläubiger nicht bezahlen. Im Oktober verbünden sich England, Frankreich, Spanien, um gemeinsam ihre Forderung durchzusetzen. Doch schon im April 1862 kehren die britischen und spanischen Truppen nach Europa zurück: weil man in London meint, alles Nöthige sei durch Verhandlung zu erreichen und Britaniens Interesse niemals an pariser Sonder» Pläne geknüpft. Louis Napoleon hat gegen den Abzug der Ver» Kündeten nichts einzuwenden. Schon als Prätendent hat er in. einer Denkschrift auf die wachsende Bedeutung Mittelamerikas hingewiesen. Nun ist er Kaiser der Franzosen, hat Nikolai Pawlo» witschten gefürchtetenZaren allerReussen,besiegt und darf hoffen, die Einheit aller lateinischenVölker, auch der in Amerika wohnen» den, unter seinem Szepter noch zu erleben. Ein des großen Oheims würdiger Plan. Mexikanische Priester haben nach Madrid und Paris die Lockpost gebracht, am Colorado und Rio Grande sehne eine geknechtete Menschheit die Franzosenherrschaft herbei. Die ganze spanische Klerisei bläst die Funken zurFlamme an. Frank» reich? Der zweimal feierlich verkündeten Losung,, l,'Empire c'egt la psix« wirdnirgends geglaubt. Frankreich istnoch gleichgültig; wird sich des Sieges aber, wie jedes Prestigezuwachses, freuen. Daß bei der Einschiffung der Truppen der Ruf «Vive w ^publique!» hörbar wurde, ist nichtderRedewerth; gern geht kein Soldat in ein Fieberland. Schlingt sich das erste Lorberreis um die Fahnen, dann wird die Armee empfinden, daß hier, wie bei Sebastopol, für ihreMacht.ihreZukunft gestritten wurde. Ein Bischenlange dau» erts ja bis zum ersten Sieg. Endlich ist,imMai1863,Puebla ge» nommen und Forey kann an der Spitze derkaiserlichen Truppenin dieyauptstadt einziehen. ImIuli meldet Bismarck seinemKönig, Rouher habe ihm dieBesetzung der StadtMexiko mitgetheilt. Wil» helmschreibtnebenden Bericht: «Glückhat Er!« (Er:LouisNapo» leon.) Bismarck schreibt darunter: «?ourvu que cew äure?" Das Wort Laetitias Bonaparte; das beweist, wie klar damals schon der ungeblendete Blick des preußischen Ministerpräsidenten die Mög» lichkcit der EntWickelung sah. Erzherzog Maximilian von Oester»

reich, Franz Iosephs jüngerer Bruder, der, seit er nichtmehr Gene» ralgouverneur der Lombardei und Venetiens ist, als ein stiller, mit literarischer Arbeit beschäftigter Mann auf seinem Schloß Miramare beiTriest lebt, läßt sich von Louis Napoleon undRou» her überreden, die Krone des zu schaffenden Kaiserreiches Mexiko anzunehmen. Er entsagt seinem Agnatenrecht auf die österreichi- schen Länder, empfängt aus den Händen der frommen Granden von Mexiko die Krone, holt sich aus Rom den Segen und zieht am zwölften Iuni 1864 in die Hauptstadt Mexiko ein. Da hat Bazaine, der Mann von SebastopolundSolferino, inzwischen den General Forey im Oberbefehl abgelöst. Berauscht ihndieErinne» rung an das große Los, das den Marschällen Bonapartes fiel? Träumt er, selbst Kaiser zu werden? Dem Oesterreicher ist er ein schlechter Berather. Der schwankt unschlüssig zwischen den beiden Parteien; will die Klerikalen, denen er den Schein kaiserlicher Macht dankt, nicht kränken, ihnen aber auch das Kirchengut, nach dem sie langen, nicht zurückgeben: und bewirkt, mit zagem Laviren und schwächlichem Zaudern, nur, daß ihm beide Parteienmißtrau» en. Bazaine drängt ihn, Iuarez und dessen Anhänger zu ächten; kann aber, trotz dem Aufgebot fremder Legionen, im Kaiserreich nicht Ruhe stiften und erreicht nicht einmal die Niederwerfung der vom Norden her fortzüngelnden Guerilla. Der Geächtete rückt vom Paso del Norte mit schwellender Macht gegen die Haupt» stadt vor. Inzwischen hat General Grant das Südstaatenheer bei Five Points geschlagen, Sherman die Ueberbleibsel zur Kapitu» lation gezwungen: im Mai 1863 ist der Bürgerkrieg durch den (mit dem Blut von fast dreihunderttausend Menschen erkauften) Sieg des Nordens beendet. Nun zeigt sich, wie falsch der Fran» zosenkaiser gerechnet hat. Auch in England war Lincoln seit dem Beginn des Krieges gegen die Sklavenstaaten ein blutgieriger Tyrann geschoben und jeder Sieg, den Ulysses Grant in Virgi» nien erfocht, wie eine Schwächung der Menschheitkultur betrauert worden. Doch die Regirung weiß, was sie will. Frankreich hat im Krimkrieg für Englands Zukunft gekämpft; durch die Schließung der Meerengen die Flotte, die gegen die britische Seegewalt ein starker Bundesgenosse werden könnte, gezwungen, dem Mittel» meer fern zu bleiben. Wenn es sich jetzt in Europa (durch den Per» such einer Intervention in den Streit um die Elbherzogthümer)

gegen die werdende deutsche Einheit, inAmerika (durch die För->
derung des bonapartischem Muster nachgeahmten Erbkaiser»
thumes Mexiko) gegen die Vereinigten Staaten engagirte, durfte
Britanien sich auch dieses Handelns aufrichtig freuen. Louis Na-
poleon tappt noch einmal in die Falle. Er sieht nicht, welche un-
geheure Machtunterm Sternenbanner heranwächst, glaubtanden
Zerfall der Union und hofft, den in den italienischen Kämpfen ge-
minderten Anspruch auf die Hegemonie in den Lateinerreichen
durch amerikanische Erfolge rasch wieder zu stärken. Der Onkel hat
mit Iames Monroe, der 1803 in Paris Gesandter war, den Ver-
trag geschlossen, der Louisiana den Amerikanern abtrat; derNesse^
der die Neue Welt doch aus eigener Anschauung kennt, hält die
Monroe »Doktrin vom zweiten Dezember 1823 für eine ernster
Beachtung unwerthe Phrase und ist überzeugt, daß Amerika sich
gegen die Einmischung einer europäischen Großmacht nicht sträu-
benwerde. Erirrt. Kaum ist derBürgerkriegbeendet und dietzerr»
schaft des Nordens unbestritten: da treibt die Volksströmung den
PräsidentenIohnson, Lincolns Nachfolger, zu drohendemWider-
spruch gegen die französische Ingerenz. And die Drohung wirkt
sofort. Zwar hat der Franzosenkaiser demErzherzogMaximilian
in einem unzweideutigen Vertragsparagraphen zugesagt, daß er
das französische Corps acht Iahre lang, von 1864 bis 72, in Mexiko
lassen und gegen jeden Feind des neuen Regiments zur Verfü-
gung stellen werde. Nach dem ersten einschüchternden Wink aus
Washington ruft er aber, schon im Februar 1867, die Truppen
zurück. Bazaine räth dem Oesterreicher, der Krone zu entsagen und
heimzureisen. Vergebens. Maximilian will nicht als einTitular»
kaiser ohne Land, ein ruhmloser Abenteurer lächerlich werden»
Will weiterfechten; trotzdem er hört, daß die abziehenden Fran-
zosen seinen Feinden Waffen und Kriegsgeräth verkauft haben.
Am fünfzehnten Mai 1867 wird die FestungQueretaro, in die er
geflohen ist, durch denVerrathdesOberstenLopezdemIuaristen»
general Escobedo ausgeliefert. Am neunzehnten Iuni Maximi-
lian, nebst den Generalen Miramon und Mejia, nach kriegsge-
richtlichem Spruch vor den Wällen von Oueretaro erschossen. Ad»
miral Tegetthoff holt auf einem Kriegsschiff die Leiche nach Wien.
Am ersten Iuli (das Neue fliegt noch nicht fo schnell wie heute
durch die Welt) hört Theodor vonBernhardi am Tisch Usedoms»

Mexiko.
dessen unklare Diplomatenberichte er, auf Bismarcks Befehl, er» ganzen soll, von dem Oesterreichischen Gesandten Baron Kübeck die Nachricht vom Tod Maximilians, und schreibt in sein Tagebuch: » Welche Schmach für Frankreich!«KardinalAntonelli sagt zu Odo Russell, der England in Rom vertritt, alles Unglück Oesterreichs sei aus der Thatsache zu erklären, daß die Dynastie, die das Konkordat schelten lasse und demProtestantenBenedek einen fast unbegrenzten Machtbezirk einräume, der Kircheden ihr gebührenden Gehorsam weigere; «deshalb ruht Gottes Hand so schwer aufdem Hause Habsburg: denken Sie nur an Maximilian!" Auch Louis Napoleon empfängt die Unheilspost nicht früher als Kübeck. Sie platzt in die Stunde, wo er in die Weltausstellung fahren und unter großem Gepräng die Preise vertheilen will. Daran ist nun nicht zu denken. Ein böses Iahr. Zuerst der erzwungene Verzicht auf Luxemburg; dann der polnische Mordversuch; nun gar die Trauerkunde ausMexiko. GeradeinderWoche, woFranzIosevh mit seiner Frau in Paris erwartet wird. Dieser Besuch ist einst» weilen unmöglich. Mit dem Dank für Napoleons warmen Bei» leidsausdruckkommtausWien,aufBeustsBefehl,die Erklärung, Maxens Schatten folle die Freundschaft der beiden Kaiserhäuser nicht trüben; die Wiederaufnahme des persönlichen Verkehrs müsse aber, nach dem tragischen Ereigniß, dem Empereur über» lassen bleiben.Eugenie räth zu einemKondolenzbesuch,dieStaatsmänner stimmen zu,FranzIoseph ist einverstanden (nur seine und Maximilians Mutter, Erzherzogin Sophie, will diese Gäste nicht sehen) und Napoleon reist mit seinerFrau nach Salzburg ab. In» cognito. Dennoch werden sie in Baden und Württemberg von den Monarchen begrüßt und der Bayernkönig Ludwig geleitet sie bis an Oesterreichs Grenze. Incognito? Salzburg prangtim Schmuck französischer Fahnen, amBahnhof harrt die Ehrencompagnie und Franz Ioseph hat die Grafen Beust und Andrassy, die Geschäfts» führerbeiderReichshälften, mitgebracht. Bismarck rechnetmitder Möglichkeit, daß der verstimmte Sachse Beust die wiener Politik in die »Richtung der Revanche" (für Königgraetz) drängen, ein Trutzbündniß mit Frankreich erstreben werde; und antwortet auf die Note, die den Eindruck des falzburger Fünftagewerkes weg» Harken soll, mit lauter Warnung vor dem Versuch fremder Einmischung oder Vormundschaft, den das deutsche Nationalgefühl

nicht wehrlos dulden werde. Zwei Monate zuvorwar er mit seinem Herrn in Paris; wurde von Napoleon und Eugenie durch beson» dere Huld ausgezeichnet und sah, auf dem Weg nach Longchamp, denKönig dem höflichenGruß derMengedanken,diedochwußte, daß Wilhelm die aus dem böhmischen Feldzug bekannte Rapp» stuteSadowa ritt. Als derPreuße aber nach der Parade dietzal» tung derTruppen rühmt, sagtMarschallVaillant: »Danke,lieber Graf. Alles schön und gut; doch Ihr Preußen seid uns zu groß geworden. Eines Tages müssen wir die Klingen kreuzen." Am Frühstückstisch im Kaiserpalast. Bismarck läßt sich im Kauen nicht stören; lächelt den Marschall freundlich an und erwidert artig: »Kreuzen wir also, wenns sein muß." Dann folgt, ein Iahr nach dem Prager Frieden, die austro»französische Konferenz und Mou- stiers»Anregung", Preußen möge die Selbständigkeit Dänemarks achten. In pariserZeitungen wird erzählt, der König von Preußen habe von den Buttes-Chaumont auf die Stadt niedergeblickt, die Hand ausgestreckt und gerusen: «Da sind wir 1813 eingezogen!" Seitdem, habe ihm tzaußmann geantwortet, ist Paris so stark be- festigt worden, daß der Eintritt jetzt weniger bequem ist. Schon läßt die schwüle Luftstimmung das nahe Gewitter ahnen. Roche» forts rothe interne schreit durch alle Gassen, daß am Rio Grande del Norte der schmähliche, betrügerische Bankerot des Bonapar» tismus begonnen habe. Der Holländer, der auf dem Stuhl des Korfen sitzt, hat Rußland geschlagen, Italien den Oesterreichern entwunden, das Imperium in Mexiko aber nicht zu erhaltender» mocht; kann er das auf deutscher Erde vorbereitete nicht hindern, dann bleicht sein Stern. Allzu tief hat die Erinnerung an Luxem» burgund Queretaro sich ins Galliergedächtniß gegraben. Das Kai- serreich muß sterben, wennihmnichteineneue Sonne erwacht. Seit Maximilians Todestag lechzt Louis Napoleon nach der Gelegen» heit zu weithin strahlendem Waffenruhm. Und geht nach Sedan.

Alles wiederholt sich nurimLeben. Schulmeister Wilson kün- det fast täglich dem Erdkreis: »Den Mexikanern grolle ich nicht; ich will sie ja von den Frevlern befreien, in deren Ioch sie ächzen." Genau so sprach Forey, Napoleons General, nach der Landung in Veracruz: «Der Kaiser der Franzosen will nicht das mexika» nische Volk bekämpfen noch in dessen innere Angelegenheiten ein- greifen, sondern es nur aus den Klauen einer gewissenlosen Re»

girung erlösen, die das Völkerrecht schändet." Bazaine (der eine reiche Mexikanerin geheirathet hat und nichtnachtsnurvoneiner Krone träumt) findet noch zärtlichere Töne. Ruhig hört sie Iuarez. Ihm haben, wie jetzt den Raubmördern Villa und Carranza, die Vereinigten Staaten vonAmerika Waffen und Geld geliefert; er ist seiner Sache sicher und kann die Stunde wählen, die das Leben der bleichen Eindringlinge endet. In dem kahlen Bergnest Que» retaro wird, wie in einer Mausfalle, Maximilian gefangen. Mit Mejia und Miramon haust er, fern von seinem Stab und Gefolge, in dreiZellen des alten Kapuzinerklosters. Am vierzehntenIuni 1867 werden die Drei zum Tod verurtheilt; am sechzehnten soll dasNrtheilvollstrecktwerden.Maximilianist aufrecht und hat die Kraft, heiter zu scheinen. Welchen Rock, fragt er, zieht man für solche Ceremonie an? Keine Ahnung, antwortetMejia; „ich habe eben so wenig wie Eure Majestät bis heute die Ehre gehabt, er» schossen zu werden." In der letzten Stunde kommt derBefehl,die Vollstreckung aufzuschieben. Gnade? Nein. Die Fürstin Salm, die gckröntenHäupterEuropas haben gebeten,denVerurtheilten dasLcben zu schenken,und sich dafür verbürgt, daß Keiner je wie» der McxikosBoden betreten werde; der Vertreter Preußens hat den Sieger gemahnt, dem Aufschub nun nicht den Befehl folgen zu lassen, der, wider Menschlichkeit und Moral, mit eines zweiten TodesQualschreckt. Vergebens. „DieBegnadigungMaximilians von Habsburg wäre ein Rechtsbruch und eine Gefahr für die Zukunft unserer Republik." Am neunzehnten Iuni gehts, unter dunkelgrünen Eiben, durch tiefen Sand, über Wiesen und Geröll, auf den ausgedörrtenCerro deLas Campanas. DerHabsburger bittet, ihm nicht dieAugen zu verbinden. Drei Männer verbluten auf dem Steinhügel. Drei Säulen aus rothem Granit bezeichnen dem Wanderer die Richtstätte. Aus dem verfallenden Kapuziner» kloster (dessen Kirche jetzt der Heiligen Iungfrau vonLourdes ge» weiht ist) wird Maximilians Leib in die wiener Kapuzinergruft heimgeholt. UndBenitoIuarez schaltet als Herr im Aztekenland. Vor ihmaberzieht einAndererindieHauptstadtein.'Sennor Porfirio Diaz, der, wie Iuarez, aus demIndianerblutder Küsten- Provinz Oaxaka stammt. Schon als Sechzehnjähriger stand er auf dem Kriegspfad. Focht gegen die Pankees, gegen Santa Ana, den Oesterreicher: gegen Jeden, der sich an denQuell derMacht setzen

wollte. ErhatPueblaerstürmt.denGeneralMarquezindieFlucht geschlagen und damit die Mißwende im Schicksal Maximilians bestimmt. Er wagt denWettbewerb mitIuarez, muß ihmweichcn, bekämpft den nächsten Präsidenten, Lerdo de Tejada, birgt sich, da ihm dasWetter noch nicht günstig ist, ins Gebiet des Sternen« banners, kehrt, als Lerdo vom Rebellenhaufen des Iglesias be» drohtist, zurück, schlägt beide tzcere und reißt im Februar 1877 alle tzoheitzeichen derStaatsgewalt an sich. Bis in den Maimonat des Iahres 1911 hat er sie, fast sieben Lustren lang, inseinerFaust be» halten; auch,wennihmnöthigschien,aIsRessor!ministerfürraschen Eisenbahnbau oder als Gouverneur für dieWirlhschaft der Hei« mathprovinzOaxakazu sorgen.Was das Silbereden, dasSteinöl» Paradies geworden ist, ward es durch den zähen Willen dieses vonFurchtund Mitleid,Gewissen undMenschlichkeit niemals an-gekränkeltenMannes. Aus unbefangenem Auge, so ruhig,wie dem Politiker kaum gelänge, hat ihnGraftzary Keßler gesehen, der vor sechzehnIahrenfeine«NotizenüberMexiko"veröffentlichte. »Als soldatisch gedrillter und mit den reichern Grausamkeitmitteln des neunzehnten Iahrhunderts arbeitenderLudwig derElfte oderCe» sareBorgia dientDiaz, geschickter als seineAmtsvorgänger,zu glei-cherZeit seinem Ehrgeiz, seinem Bankkonto nnd seinem spätestens am eigenen Wirken erwachsenen Patriotismus. Er unterdrückt die unabhängigen Briganten im Land und das offene Plündern der vomStaatAngestelltenundverbindetdamiteinGeschäftfürsich:er läßt sich am Gewinn der vielen Unternehmungen betheiligen, die unterseiner Herrschaftaufzublühenanfangen. Bleibt eramRuder, dann wird Mexiko diezweite wirtschaftliche Großmacht Ameri» kas. Nominell ist es eine Föderativ»Republik mit Zweikammer» system und einem alle vier Iahre vom Volk zu wählenden Präll» Kenten. Doch wo nochWahlen markirt werden, sind es Scheincere-monien;undin vielenProvinzen gebensich die Gouverneurs nicht einmal mehr die Mühe, ein erdichtetes Wahlresultat zu verkün» den. Diaz wählt alle vier Iahre feierlich sich selbst wieder zum Prä» sidenten. Aus der konstitutionellen Republik ist eine unumschränkte Monarchie geworden.Werprotestirt, wird dasOpferder I^uM: der Polizeibefugniß, auf fliehende Arrestanten zu schießen. Miß» vergnügte werden arretirt, fliehen und werden erschossen. So ver-meidet man Prozesse, deren Ausgang ungewiß wäre, weil die Ge»

richte privater Bestechung zugänglich sein könnten. Auch wirkt sol»
cher plötzliche Tod auf die Volksphantasie viel stärker als eine vom
Gesetz vorgeschriebene Hinrichtung. Nach aller Verständigen Ar»
theilmachtnur derSchrccken Hier tiefen Eindruck. InPuebla saß ich
beim Pelotospiel neben der Loge desPräsidenten. Er ist ein schöner
Mestize mit kurzgeschnittenen grauen Haaren und soldatisch ge»
bräuntemGeficht. Trotz seinem militärischen Rang trug erCivil,
sehr gut gemachtes; wahrscheinlich aus London importirt, wie feine
Manieren.In die amMeerliegenden Verließe derFestungVera»
cruz verschwindet, was von der politischen Opposition nicht der l.ey
fuAa zum Opfer fällt. In jedem der feuchten Steingewölbe liegt
eine Heerde Gefangener; die Reihen aschgrauer Gesichter, deren
Augen in den zu tief gewordenen Höhlen unsichtbar sind, gleichen
einanderwieTotenschädelanKatakombenwänden.Diekröftigsten
Verbrecher werden ins Heer gesteckt und im Offiziercorps sollen
die Banditen, die Diaz ihm gesellt hat, klubfähig geworden sein.
Man staunt hierimmerwieder über den Kontrast zwischen den Er»
folgen der Regirung und den Mitteln, durch die sie sich erhält.
Der Versuch Maximilians (Anstand walten zu lassen) hat die
Nothwendigkeit erwiesen, Mexiko zu regiren, wie Diaz es regirt."
Solchem Artheil (eines Europäers und Künstlers von feinster
Kultur) vergleiche, von derber Erdenlust straffer Germane, die
Bannbulle des Professors Wilson. Der kann, als Präsidenten
von Mexiko, einen Mann nicht anerkennen, »dessen Hand vom
Blut Unschuldige? besudelt ist." Konnte aber zwei Mordbrenner»
Häuptlingen, die der Blödeste nicht mit den redlichen Kämpfern
für Mexikos Freiheit, etwa dem tapferen Priester Hidalgo, ver»
wechseln dürfte, zwei Dutzend Kanonen, dreißigtausend Gewehre
und Munition für einen halbjährigen Krieg liefern. KonnteWaf»
fen, Geschosse, Geräth ins Lager der Rebellen schmuggeln und der
im Verfassungrecht wohnenden, von allen Großmächten Europas
anerkannten Regirung die Zufuhr von Wehrmitteln abschneiden.
Seit Diaz weggejagt ist (der fast Vierundachtzigjährige bietet sich
jetzt, noch munter, als Nothhelfer an), ward nie wieder Ruhe
zwischen dem RioGrande delNorteunddemStillenOzean.Ma»
dero, Laskubian,FelizDiaz, Huerta, Villa, Carranza: wer nennt
dieNamen all der »Generale", die in diesen drei Iahren einander
dieMacht und die Krippe bestritten? Schon imIuli 1911 wurden

in der Fabrik Kovadonga, dicht bei Puebla, Deutsche gemordet; und derVertreter dcsDeutschenKaisers nannte den Präsidenten Madero,derinsechsMonatendieSchuldigennicht zupacken vcr-mochte,„einenPatriotenundEhrenmann,andessenWortdcrZwei-fel sich nicht heranwagen darf." Dem nur,leider,nicht gelungen war, die Schurken zu fassen, die drei deutsche Männer geschlachtet und einen davon, ehe auch ihn dasMessertraf,gezwungen hatten, mit gebundenen Gliedern zu sehen, wie zwei Dutzend der Strolche, einer nach dem anderen, seiner Ehefrau die tiefste Geschlechts-schmach anthaten. In dem Schmelzwerk Los Arcos wurden zwei alte deutscheDamen von dreißig Räubern überfallen und ausge-plündert. Den patriotischen Ehrenmann aber, der auf seinem Prä-sidentenstuhlschon unsicherzappelt, grüßen einundzwanzigSchüsse aus deutschen Schiffskanonen. Er ist gerührt, läßt die Mörder vonKovadongaeinsperren; und, nach einerWeile, entwischen und spurlos verschwinden. Trotzdem die freundliche Sitte derl.eyssuga noch nicht abgeschafft ist. Ward Alles vergessen, was seitdem ge-schah, und nicht bedacht, daßunsereLandsleuteauf dieGnade der Banditen angewiesen sind, wenn die Anarchie in dem Land fort-währt, das, nach Ratzels Wort, nur unter einer zu schonungloser Niederzwingung jedesAufruhrversuches entschlossenenRegirung gedeihen kann? tzuerta hätte längst Ordnung gestiftet, wenn der Geld- und Waffenmarkt ihm nicht, auf den Wink des hehren Ma-gisters Wilson, gesperrt worden wäre. Am neunten Apriltag soller das Sternenbanner derVereinigtenStaaten beleidigt haben. Vor, um und in Tampiko wurde heftig gekämpft. Die Rebellen haben die Eisenbahnschuppen überrumpelt und werden von den um eine Brücke gesammeltenRegirungtruppenbeschossen. An dieserBrücke will diePinasse eines amerikanischenKanonenbootes landen. Sie zeigt keineFlagge, wird aber als derMachtzugehörigerkannt.die überall dieRebellen begünstigt und denVerkehr mit derLandes-regirung ablehnt. Daß einen vom Kriegsrecht beherrschten Platz nur der Befehl des Kommandanten öffnet, könnte der Zeus des Kapitals vonWashingtonwissen;undinTampiko fordert derTod-feind derKommandogewalt Einlaß.Da dieMannschaft derPinasse ohne Passirschein an Land gehen will, läßt der meLikanische Oberst, der auf der Brücke befiehlt, sie, einenOffizierund neun Mann, ver» haften. Der ihm vorgesetzte General widerruft sofort den Haft-befehl und attachirt der Mannschaft einen Stabsoffizier, der dem

amerikanischen Admiral das Bedauern des Befehlshabers von Tampiko ausspricht. Der, heißts, soll selbst an Bord des Kanonen» bootes kommen. Huerta wiederholt, als ihm der Vorgang gemeldet worden ist, den Ausdruck des Bedauerns und schickt den Oberst, der die Amerikaner einsperren ließ, in Arrest. Kann er zurSchwichti» gung eines Nachbars, der wider ihn Banditenheere waffnet, mehr thun? Ia, sagtMr. Wilson: er kann und muß unsere Flagge saluti- ren. Einverstanden; wenn das Kanonenboot jeden unsererSchüsse erwidert. »Unverschämte Zumuthung." (Wirklich? DieLeuIevon Tampiko blieben jaunter dem Schirm des Rechtes und hatten sich nicht von einer Schuld frei zu betteln.) Die Stadt des Christen» kreuzes wird bombardirtund von amerikanischenTrupppenbesetzt. AmeinundzwanzigstenApril. Dreihundertjunge Mexikaner sinken, unter der Küstenfestung San Iuan de Ulua, unter dem tzafeninselplateau.auf das Cortez das Kreuzpflanzte, in den grau- gelben Staub. Weil Herr Wilson dem Ehrengesetz diese Genug» thuung heischt. „Mein Herr Magister Lobesan, laß er mich mit dem Gesetz in Frieden!" Graut ihm vor so häßlichem Sieg? FünfTage danachnimmt erdenVermittlerdienst der drei Republiken Argen» tinien, Brasilien, Chile an. Seit dem vierten März 1913 ist er Präsident. Hat, der Idealist, Pazifizist, Sozialist, auf zwei Drit» teln der bewohnten Erde das Gefühl freundschaftlichenRespektes vor den Vereinigten Staaten erkaltet; und muß seine mächtige Heimath nun der Fürsorge des Südens empfehlen. In der ge- meinen Wirklichkeit verblinden die allzu Friedfertigen. Nikolai Alexandrowitsch, dessen Flöte in den Haag rief, wird von Holz- spekulanten an den Valu gehetzt; Herrn Woodrow Wilson, der das Weh der Menschheit in den Tümpeln der Schiedsgerichts- sprüche wegbaden will, locken gierige Oelhändler durch die saftigen Weideplätze von Texas bis an die Silberkuppeln der über Ba» nanenhainen und Magnolienwäldern himmelanblinkendenTro» pemmlkane. Daß er den Vermittlerdienst annahm, ist den Lateiner- republiken, auch wenn ihr Mühen ertraglos bleibt, ein Triumph; wie es denGriechen,Rumänen,Tschernagorzen einer wäre, wenn Oesterreich-Ungarn ihrer Weisheit die Schlichtung seines Zwistes mit Serbien anvertraute. Kein fröhlich klingendes Vorspiel zum Panamafest,das denAngloamerikanerin der Glorie des Erdtheil» beherrschers zeigen sollte. Der erste Akkord einer Iubelkantate, die dcsCorteztages vierhundertste Wiederkehrgrüßensoll?DieSpa»

nierenkel, deren Küste die Sterne und Streifen des Kanaltyrannen allzu oft, allzu nah sehen wird, streben in Willenseinheit: und der Gesandte des Königs, den eineHabsburgerin einem Bourbon gebar, wird ihre Stimme. Die Erde kreißt; das Kreuz steht fest. DerSinn mexikanischerHieroglyvhen war vomFremdenauge nie leicht zu deuten. EinLandvonnochkaumvorstellbaremReich- ^thum: und ein in schmutzigem Elend darbendes Volk. Tapfer,der Todesfurcht eben so fern wie die Iapaner, kräftig und vor dem schmalsten Näpschen mitMais und Knoblauch noch heiter, wenn Blumensträuße die Hütte durchduften, Mohn und Iris die kahle Wand putzt. Ein Tropenvolk: in glühender Sonne erwachsen, in grelle Farben, schrille Freuden gewöhnt, ohne Sinn für, ohne Sehnsucht nach Ordnung. Sein Empfinden schäumt kochend jetzt über den Rand des Seelengefäßes: und schon ist, unter Deinem staunenden Blick, der Schaum gefroren. Sein Glück brüllt. Nnd dasWort, dem es gehorchen soll,muß schallen wie einePosaune. Spanisch ist das Kleid, das ihm die lange, strenge Kirchenzucht wirkte; und wenn dem ostmißhandelten,schmählichzerfetztenLeib der tzeimath Gefahr droht, schaart es sich vor das Bild der Madonna von Guadalupe. Vergißt aber nie, daß auf derHauptstötte ihres Kultes einst die Azteken vor der Göttermutter im Staub la» gen. Indianer, die Peitsche und Messerzwang, Spanier zu spielen. NurMännern mit dunklerHautblieben sie inGeduld unterthan; nur in derHandderMontezuma undGuatcmok.Iuarez undDiaz wurde ihre unstet flackernde Kraft zum starken Schwert. Daß Herr Francis Villa ein Räuber, Massenmörder, Iungsrauenschänder ist, würde sie nichtvonihmabschrecken; aber er ist Nordamerikaner, hat im Blaßgesichterhcer der Vereinigten Staaten Tressen und Wehrgehäng des Wachtmeisters erdient: und soll nun als Feld» herrundVolkshauptindianischenMännerngebietenfNeberBüchern undPapier hat PlofessmWilson die Erkenntniß des Lebensstromes verlernt; er sieht nicht, was ist: nur, was, nach seiner Schulmeistermeinung, sein müßte. Bis in dasKraterreich(indemCortez kein Denkmal hat) wirkte der Hall des Iapanervorsprunges. Schon schimmertwieder die Rothhaut durch die Tünche romanischer Civilisation.NeueGemeinschaftmöglichkeitleuchtetauf.NndderVolks» rraum schaut denHerrn der Zukunft als Erben des Aztekenspeeres.

Der preußische Adel den Hohenzollern.
WMun sitzt Ihr fünfhundert Jahr in der Mark.
AM,V Schließlich ist Das kein lauer Huark.
☐
Ihr habt was gethan. Rein Ungeheuer
war unter Luch, freilich auch wenig Feuer.
Nur ein Genie, ein Kerl, der wiegt:
Der Alte Fritz, der die Welt besiegt.
Ihr habt nicht immer gerecht gehandelt,
Habt sogar den preußischen Adel verschandelt.
Ihr ließt ihn bluten; und dann, zum Schluß,
Ließt Ihr ihn liegen. „Der Adel muß."
Ihr kamt als Fremde und seid es geblieben.
Ein Bischen Fronde nach unserem Belieben
Habt Ihr uns nie so recht verziehn.
Ihr versteht Das nicht. Nicht Friesack, varzin,
Nicht Das, was in uns rumort und brennt,
was anders will als der pp. Regent.
wir sind nun mal von anderem Blute.
Uns ist noch etwas wilder zu Muthe
Als Luch mit fränkischen, feinen Sitten,
T)on Friedrich dem Ersten bis Friedrich dem Dritten,
wir fühlens noch immer als einen Schaden:
warum ist kein öZuitzow von Gottes Gnaden?
warum? warum? Na, und so weiter . . .
wir waren doch Lure besten Streiter.
Ihr behandelt uns schlecht. Das ist mal so.
Ihr seid unsere Gegner. Das macht uns froh.
Heut habt Ihr uns mal wieder vergessen,
TNögt lieber bei Industriellen essen.
Nur ruhig Blut! Ls kömmen noch Zeiten,
wo wir Luch wieder Attaquen reiten,
wo wir Luch aus dem Wurstkessel holen.
Dann sammeln wir also feurige Rohlen?
Nee. Ulan kann einfach nicht mehr von einander.
Leben und Sterben: Hero — Leander.
Reiner ist mehr, der sich über Luch wundert.
Drum sagen wir ruhig: Nochmal Fünfhundert.

Werner von der Schulenburg.

Die Zukunft.
Die Heldin.*)

er Bergstrom war hoch angeschwollen, der sich bei einer Stadl im deutschen Mittelgebirge durch Granitschluchten einen Weg auK der fruchtbaren Thalmulde am Fuß des Kammes bahnt. Man schrieb Mai 188.. Der Südsturm schmolz seit Tagen mit Macht den Schnee der Hochflächen. Er heulte Tag und Nacht; unablässig dröhnte das hohle Rauschen der entfernten Wälder herüber. Die riesigen Schneefelder, die haustiefen Wehen in den Klüften und auf den Blößen schrumpften und stürzten in sich zusammen. Iede Lehne, jeder Weg wurde zu Rinnsalen, die inBächen und Flüssen zu einander strömten, sich nach tieferenHängen ergossen «nd dieAferMerstiegen, ZegendieBrücken flutheten, die eisernen Geländer wegrissen und davontrugen, steinerne Mauern zusammendrückten und in den bräunlichen, reißend dahin stürzenden Strudeln begruben. Als Strom mit einem Gewühl zerstörter Lasten, entwurzelter Stämme, halbaufragender Aeste und wälzendem ^Strauchwerk rollten die Gewässer in rasender Eile thalab.

Auf der sechzig Fuß hohen, in Bogen von Ufer zu Äser gespannten Pfeilerbrücke stand ein dunkler Menschensaum und beobachtete auK sicherer Höhe das unheimliche Schauspiel der Naturgewalten. Ihre schreiende Unterhaltung kämpfte mit dem Lärm, den Sturm und Fluch «nachten. Nur Einzelne gingen fort; die Zahl der Zuschauer wurde immer größer. Unter den Ankommenden war eine ältliche Frau, die an der Hand ein dem Kindesalter entwachsenes Mädchen führte. Beide» am Wochentag im Sonntagstaat, hatten einen längeren Weg zurückgelegt und kümmerten sich nicht um die Menschenmenge. Als sie von der Höhe der Straße herab an eine Biegung kamen, blieb die alte Frau erschöpft stehen und drehte dem Wüthcn der Lüfte den Rücken. Das Selbe that das Mädchen; und Beide wandten so den Blick auf

Ein neuer Autor: Herr Alfred Knobloch. Kein Iüngling: ein fünfziger. Er war Oberbürgermeister von Bromberg, dann Direktor des Hansabundes und ist jetzt Rechtsanwalt beim Kammergericht. Das muß erwähnt werden, damit nicht aus irrender Voraussetzung, wie über einen neuen Fabulirer, geurtheilt werde. Dieser Mann hat Vielerlei erlebt; und fühlt sich von einer unfaßbaren Macht getrieben, aus dem Erlebniß Anderen Einiges weiterzugeben. Sein Erlebniß in anderer Menschen Hirnen und Herzen fruchtbar werden zu lassen. Sein erster Roman, „Gläserne Wände" (bei Morawe S Scheffelt), eine Geschichte «us Preußens Ostmark, erwies ihn als ein ernstes, kräftiges, solides Er» zählertalent, als einen Mann, der den Muth hat, Etwas zu wollen; und verdient die Beachtung, die er gefunden hat. Hier ist Einer, der nicht aus der Literatur kommt, doch den Weg in den Willen zur Kunst fand. Ein politisch empfindender Mann, der, mit langem Athem, erzählen kann. Auch einmal die Probe von dem Gegentheil, Warum nicht? Glückauf, Herr Anwalt des Rechtes und, zugleich, des Staates!

Die Heldin.*)

er Bergstrom war hoch angeschwollen, der sich bei einer Stadl im deutschen Mittelgebirge durch Granitschluchten einen Weg auK der fruchtbaren Thalmulde am Fuß des Kammes bahnt. Man schrieb Mai 188.. Der Südsturm schmolz seit Tagen mit Macht den Schnee der Hochflächen. Er heulte Tag und Nacht; unablässig dröhnte das hohle Rauschen der entfernten Wälder herüber. Die riesigen Schnee-felder, die haustiefen Wehen in den Klüften und auf den Blößen schrumpften und stürzten in sich zusammen. Iede Lehne, jeder Weg wurde zu Rinnsalen, die inBächen und Flüssen zu einander strömten, sich nach tieferenHängen ergossen «nd dieAferMerstiegen, ZegendieBrücken flutheten, die eisernen Geländer wegrissen und davontrugen, steinerne Mauern zusammendrückten und in den bräunlichen, reißend dahin stür-zenden Strudeln begruben. Als Strom mit einem Gewühl zerstörter Lasten, entwurzelter Stämme, halbaufragender Aeste und wälzendem ^Strauchwerk rollten die Gewässer in rasender Eile thalab.
Auf der sechzig Fuß hohen, in Bogen von Ufer zu Äser gespann-ten Pfeilerbrücke stand ein dunkler Menschensaum und beobachtete auK sicherer Höhe das unheimliche Schauspiel der Naturgewalten. Ihre

schreiende Unterhaltung kämpfte mit dem Lärm, den Sturm und Fluch
«nachten. Nur Einzelne gingen fort; die Zahl der Zuschauer wurde im-
mer größer. Unter den Ankommenden war eine ältliche Frau, die an
der Hand ein dem Kindesalter entwachsenes Mädchen führte. Beide»
am Wochentag im Sonntagstaat, hatten einen längeren Weg zurück-
gelegt und kümmerten sich nicht um die Menschenmenge. Als sie von
der Höhe der Straße herab an eine Biegung kamen, blieb die alte
Frau erschöpft stehen und drehte dem Wüthcn der Lüfte den Rücken.
Das Selbe that das Mädchen; und Beide wandten so den Blick auf
Ein neuer Autor: Herr Alfred Knobloch. Kein Iüngling: ein
fünfziger. Er war Oberbürgermeister von Bromberg, dann Direktor
des Hansabundes und ist jetzt Rechtsanwalt beim Kammergericht. Das
muß erwähnt werden, damit nicht aus irrender Voraussetzung, wie über
einen neuen Fabulirer, geurtheilt werde. Dieser Mann hat Vielerlei
erlebt; und fühlt sich von einer unfaßbaren Macht getrieben, aus dem
Erlebniß Anderen Einiges weiterzugeben. Sein Erlebniß in anderer
Menschen Hirnen und Herzen fruchtbar werden zu lassen. Sein erster
Roman, „Gläserne Wände" (bei Morawe S Scheffelt), eine Geschichte
«us Preußens Ostmark, erwies ihn als ein ernstes, kräftiges, solides Er»
zählertalent, als einen Mann, der den Muth hat, Etwas zu wollen;
und verdient die Beachtung, die er gefunden hat. Hier ist Einer, der
nicht aus der Literatur kommt, doch den Weg in den Willen zur Kunst
fand. Ein politisch empfindender Mann, der, mit langem Athem, er-
zählen kann. Auch einmal die Probe von dem Gegentheil, Warum
nicht? Glückauf, Herr Anwalt des Rechtes und, zugleich, des Staates!

das Felsenbett des Stromes. Er schoß tief unter ihnen dahin, trotz seiner Breite wie ein Gießbach eilend, und verrieth durch große, trichternde Strudel seine Tiefe. Da trat die Alte bis an den Rand des Abhanges vor. Nur noch wenige Schritte, dann senkte sich die Wand jäh in die Tiefe. Ein starkes, eisernes Geländer, mit Pfosten in den Stein eingelassen, sicherte Wanderer und Wagen an dieser gefährlichen Stelle. Sie lehnte auf dem breiten, metallenen Sims, der bis zur Brückenwehrung hinauf führte, und blickte unverwandt hinab. Während das Mädchen das wüste Toben in der Tiefe bestaunte, schien die Alte nur nachzusinnen und in Gedanken zu versinken. Kaum konnte das Mädchen s'e bewegen, die Stelle zu verlassen.

„Wir treffen den Herrn Richter nicht mehr auf dem Amt, wenn wir uns nicht dazuhalten", sagte drängend die Iüngere mit wohllauten» der Stimme.

„Ich bin erst um zwölf Uhr bestellt; wir kommen zurecht", war die Erwiderung, mit der die Alte ohne Hast den Weg fortsetzte.

„Was willst Du aus dem Gericht, Großmutter? Weshalb hast Du mich mitgenommen?" Nach einer Pause fetzte sie hinzu: „Dem Vater hab' ich nichts gesagt, weil Du mirs verboten hast. Aber der Herr Gegenvormund hat mich gefragt, ob ich nicht heute mit Dir gehe; und da hab' ich Ia gesagt."

„Was Du auf dem Gericht sollst, wirst Du schon sehen", antwor» tete, nicht unfreundlich, aber gelassen, die alte Frau, die verwitwete Besitzerin Dittrich. Das Mädchen war ihre Enkelin Sibylle Hanoch.

Dieser Weg der Frau und der Entschluß, ihn zu gehen, hatte eine lange Vorgeschichte.

Frau Dittrich war nicht so alt, wie sie, auf ihren großen Schirm gestützt, gebeugt und mühsam athmend, schien. Frauen ihrer Iahre waren, trotz der harten Arbeit, in den Bergen rüstiger und beweglicher, siiber das letzte Iahrzehnt hatte sie zu der hinfälligen Greisin gemacht, die Zetzt kaum den Weg von ihrem Heimathdorf nach der Kreisstadt zu Fuß zurücklegen konnte. Sonst benutzte sie ihren Wagen; als reiche Bauersfrau war sie es nicht anders gewohnt. Der heutige Weg hatte einen besonderen Grund, den sie so geheim wie möglich hielt; auch ihrem Sohn gegenüber, der zu Haus die Wirthschaft und die zugehörige Schmiede führte.

Die Familie der Frau Dittrich, geborenen Floris, war uralt, ansäßig auf der Bergschmiede; so hieß die Erbscholtisei, mit der seit Iahrhunderten die Schmiedegerechtigkeit für das große Bauerndorf verbunden war. Hart an der Straße, wo sie in die Thzlebene ausmündet, mit geräumigen Vorplatz, lag der mächtige Vau nach früherer Art, mit zwei großen Kaminen und Schloten, Blasebälgen, Werkstatt, Metallräumen. Sie galt als die beste Nährstätte weit und breit; auf ihrem Ertrag hatte sich die übrige Wirthschaft aufgebaut: zweihundert Morgen gutes Land, Viehstand, Bergwiesen und ein schöner Fichtenschlag. Einen guten Stnnwurf von derSchmiede entfernt, stand das alte Wohn-

Haus mit der Iahreszahl 1650 im Thorbalken; gegen die großen Ställe und Scheunen klein und sogar unansehnlich. Die Sparsamkeit der Besitzer hatte bisher damit ausgelangt. Wenn auch das Gut und sein Ertrag wuchs, die Familie blieb an Zahl und Bedürfnissen unverändert. Sie wohnten dicht bei einander; Ieder behalf sich.

Der alte Dittrich war als Schmied aus der Provinz in das Dorf gewandert, bei dem Vater seiner jetzigen Frau in Arbeit getreten und schließlich Schwiegersohn geworden. Es war dem alten Schmiedemeister schwer, daß der Nachfolger nicht Floris heißen sollte. Er wollte erst an Verwandte gleichenNamens verkaufen; aber dieTochter bestand darauf, daß der Zugewanderte Herr und Meister in der Bergschmiede werde. Aber nicht Eigenthümer. Das blieb die Frau. In ihrer Hand war der ganze Besitz vereinigt. Daran änderte sich nichts, als der Mann starb. Ter Sohn blieb zu Haus; er war gelernter Schmied und Meister, verstand sich auf Landwirthschaft und konnte den Großknecht und das Gesinde anstellen und beaufsichtigen. Er war der einzige Sohn und wirthschaftete für sich; wenn er auch nicht auf Eigenem saß.

Doch glich der Sohn dem Vater nicht. Auch er war groß und stattlich und hatte die bräunlichen Locken, die beim Vater silberweiß warer.z das selbe gute Herz wie der Vater; die selbe Anhänglichkeit und Liebe zu ihr. Es war eine Pracht, wenn der breitschultrige Mann die hohe Gestalt der Mutter am Arm in die Kirche führte. Er war der schönste Bursche im Dorf.

Ihr Mann aber war der Herr im Hause gewesen. Der Sohn blieb Sohn. Sie war die Herrin. Er dachte gar nicht daran, hierin den Fußstapfen des Vaters zu folgen; er wollte gelenkt sein. Liebe, grenzenlose Bewunderung für die schöne, energische, erfahrene Frau und das Gefühl ihrer Ueberlegenheit hatten ihn von selbst dahin gebracht.

Als einige Iahre nach dem Tode des Vaters ins Land gegangen waren, schien der Mutter der Zeitpunkt gekommen, dem Sohn die Frau zuzuführen. Daß er sie selbst wählen solle, daran dachten weder er noch sie. Freilich wollte sie nicht nur für die Wirthschaft, sondern auch für ihren Sohn sorgen und schon lange hatte sie im Stillen Acht gegegeben, wohin seine Neigung gehe. Es konnte kein Zweifel bestehen, daß er seiner Nachbarstochter Minna Hanoch zugethan war. Sie waren mit einander herangewachsen, in Scherz und Ernst oft verlobt gesagt worden und schienen wirklich für einander bestimmt. Daß Minna ihrem Sohn gut war, wußte dieMutter lange; sie liebte das stille, feine blonde Mädchen und sah sie bereits als ihre Tochter an. Freilich war da eine ^orge. Die Tochter des Lehrers, Ottilie Rakull, eine schlanke, fast hagere, große Person mit ein Paar dunkler Feueraugen im Kopf; nicht mehr jung, aber beweglich und unternehmend wie die Iüngste; die beste Tänzerin weit und breit und vom Tanzboden her ihrem Sohn zuerst bekannt. Der war ümworben von den Frauen, wo er sich zeigte; verwöhnt, nicht einmal ordentlich darauf zugeschnitten, ließ er sichs gefallen; munter und aufgeräumt wurde er nur, wenn Ottilie auf dem Platz

war. Sie brachte fertig, daß er Stunden lang bei ihr saß oder mit ihx tanzte. Ihr in die Augen zu sehen, war eine unwiderstehliche Versuchung für ihn. Sie wußte es, hielt es auch nicht geheim, sondern fand natürlich, daß er, wo sie erschien, ihr Partner war.
Freilich galt Das nur draußen. Daheim, vor der Mutter that er den Mund nicht auf. Die hörte nicht gern, daß er das mittellose Mädchen nannte. Und wenn Minna abends herüber kam, sich an den Tisch setzte, schweigend ihren Scheitel über die Arbeit neigte, nur einmal aufblickte, um seinen Augen zutrauensvoll und innig zu begegnen, dann erblaßte immer wieder das Bild der Anderen und er fühlte sich wohl, geborgen, am rechten Ort. Minnas Besuche wurden häufiger; sie kam fast allabendlich. Der Sohn ging nicht mehr fort, er blieb und wartete aus ihr Kommen. Manchmal schickte sich die Mutter zeitig zum Schlafengehen an und hieß Minna bleiben; sie sei müde (es war Hochsommer) und müsse am anderen Morgen zeitig aus den Federn. Wenn sie dann die Wendeltreppe in den Ersten Stock hinaufstieg, warf sie wohl noch einen wohlgefälligen Blick auf das Paar am Tisch und sah im Geist kommende Zeiten; sich auf dem Altentheil, Sohn und Tochter als Herren im Haus.
So kam es, daß Minna mit ihrem Erwählten oft abends noch einen Weg ins Freie machte, beim Mondlicht Schulter an Schulter durch die Wiesen ging, die wenigen milden Nächte, die das Gebirge giebt, genoß.
Der Herbst zog ein; die Mutter erwartete den Antrag ihres Sohnes beim Nachbar. Doch der Iunge redete nicht. Minna kam seltener. Auch mit dem Sohn war Etwas nicht in Ordnung. Aber so gut sie ihn zu kennen glaubte: auf die Ursache von Beider Veränderung verfiel die Mutter nicht, bis eines Tages Minnas weinendes Geständniß ihr die Binde von den Augen riß.
Was geschehen war, erschien nach dortigem Volksbrauch kaum anstößig. Wie viele angesehene Bauerntöchter waren ohne Kranz vor den Altar getreten und nach ein paar Monaten eines Kindes genesen! Aber daß ihr Sohn es unter ihren Augen gewagt, daß er nicht zu warten im Stande war, wo er doch jeden Tag Hochzeit machen konnte! So war er früher nicht. Wer hatte Das in ihm geweckt? Minna sicher nicht; sie hatte nicht die Verführerin gespielt, sondern sich seinem Drängen geopfert.
Die Rüge der Mutter hörte er schweigend; als sie schnelle Heirath forderte, leistete er plötzlich Widerstand, phlegmatisch und verlegen; aber er widersprach. Kein Zureden, mild oder zornig, brachte ihn aus seine? abwartenden, verbissenen Ruhe. Er wollte nicht. Die Mutter erinnerte sich, daß er als Iunge, wenn auch selten, ähnliche Anwandlungen gehabt hatte; kein Reden oder Prügeln konnten seinen Dickkopf erweichen. Wenn ihn sein Eigensinn befiel, war eine stätige Kuh leichter vom Fleck zu bringen als er.

In diesen Tagen entstand der erste Riß zwischen Mutter und Sohn; er wurde breiter und breiter. Minna verreiste; ohne Abschied. Das zweite Unglück geschah: die Eltern verstießen sie in ihrer schweren Zeit; der Vater, ein Bauer, ließ auch die Mutter nicht mitfahren. So mußte das Mädchen allein fort.

Das war für Frau Dittrich zu viel. Eines Morgens stand sie im Reiseanzug vor ihrem Sohn, gab ihm das Ziel ihrer Fahrt, die Hauptstadt der Provinz, an und bestieg den Wagen, der sie nach dem Bahn» hof führte, ohne ein Wort weiter. Daß sie zu Minna fuhr, mußte der Sohn wissen.

Dann kam das Schlimmste. Der alte Hinoch versandte Traueranzeigen und der Pastor hatte einen Auftritt mit dem reichen, nach außen frommen, aber herzlosen und stolzen Bauer, Minna war ge» storben; das Kind blieb am Leben. In der Ferne, ohne Eltern, erlag sie ihrem ersten Kindbett. In ihren Fieberphantasien offenbarte sie, die Verschwiegene, sterbend der Mutter das Geheimniß ihrer Verfüh» rung durch den Sohn.

Wie gebrochen kehrte die Mutter heim; zum ersten Mal in ihrem Leben kam ihr das eigene Haus fremd vor. Die Schuld war eingekehrt, Hier, unter diesem Dach war das unglückliche Kind aus und ein ge» gange», hier hatte sich sein Untergang vorbereitet; hier hauste der Thäter, ihr Sohn. Sic war im Innersten fertig mit ihm; sie ver» urthcilte ihn mit der Strenge der Reinheit, die selbst die mütterliche Liebe i» ihr zum Schweigen brachte, und zeigte es ihm ohne Schonung. Aber auch der Sshn schien abgeschlossen zu haben. Er war stumm, widerspenstig, verschwand oft abends und kehrte spät zurück; blieb nachts weg und stand spät auf. Was er trieb, wußte sie nicht; im Kretscham war er niemals.

Das ging über ein Iahr hin. Da sah die Mutter, daß sie ein» lenken müsse; äußerlich; ehe das Gewerbe und die Wirthschaft, das Haus und der Sohn zu Schaden kam. Sie kümmerte sich mehr um ihn, saß wieder mit ihm zusammen, besprach tägliche Sorgen mit ihm; ab und zu fiel auch von ihrer Seite ein vertrauliches Wort; bis allgemach die Dinge wieder in das frühere Gleis zu kehren schienen und nach außen Alles beim Alten war. Trotzdem blieb ein Stachel in der Mutter zurück. Eines Tages kündete sie dem Sohn an, daß sie auf einige Zeit fort müsse. Zum ersten Mal berührte sie ihm gegenüber den Grund des Zerwürfnisses: Minna und ihr Kind Sibylle. Sie wolle nach ihm sehen; sie hatte es auf eigene Kosten untergebracht und konnte dem Wunsch nicht widerstehen, sein Befinden zu erkundigen. Die Briefe der Pflegeeltern hatten gut gelautet. Als sie Etwas wie reuige Bewegung in den gutmüthigen Zügen des gebeugt Dastehenden erkannte, öffnete sich ihm zum ersten Mal wieder ihr Herz. Sie erzählte ihm, was für ci» schönes Kind sein Töchterchen sei, und holte endlich aus ihrerTasche, mühsam dieThränen zurückdrängend, einBild: das Kleine, wie es im Sessel lehnte und mit den seelenvollen Augen der Mutter

aus feinen Zügen den Beschauer anlächelte. Ein Anblick, der dem Schuldigen ins Gewissen drang und einen quälenden Ausbruch seiner Reue hervorrief. Er faßte unter lautem Schluchzen wortlos die Hand der Mutter und drängte die Bitte stammelnd hervor, daß sie das Kleine mitbringe; er wolle ihm Vater sein. Die Mutter nahm den großen, lockigen Kopf ihres Einzigen in die zitternden Hände und küßte ihn. Dann reiste sie.

Und bald kam sie wieder; nicht allein. Neben ihr saß eine junge Frau, die die Pflege gehabt hatte. Die Mutter selbst aber hielt auf den Knien ein schlafendes, eingehülltes Wesen, das sie, vorsichtig über den Tritt herabsteigend, in ihren Armen ins Haus trug. Es war Abend, Leise trat sie, vom Sohn geleitet, in die Wohnstube, setzte sich an den runden Mitteltisch, über dem die Lampe brannte, und befreite sacht den Kopf der Kleinen von dem Tuch. Und der Sohn blickte erstarrt auf das kindliche Ebenbild der Toten. Sein Kind; und ihres; ein lebendiges Band, durch dieses menschliche Wesen, sür ewig, Sein eigenes Fleisch und Blut, ein Vermächtniß; ein hilfloses Geschöpfchsn, das nur ihn zum Schutz hatte.

Etwas wurde fest in ihm: Vater werden diesem kleinen, ihm und ihr gehörigen Menschenkinde! Niemand sprach eine Silbe. Statt derWorte redeten die schweren, heißen Thränen, die ihm das Auge verdunkelten und als erster bitterer Gruß des Vaterherzens herabtropften auf die Kleine. Die zuckte leicht auf, mit dem ganzen Körper, bewegte das rosige Köpfchen, den zarten Hals und öffnete dann, laut seufzend, ein paar große, strahlende, blaue Augen, zwinkerte ein Wenig, sah fremd umher und heftete plötzlich, wie gebannt, den klaren, ängstlich forschenden Blick auf die Züge des herabgebeugten Mannes. Sie wurde ernster und schien eine Weile sich nicht zu entscheiden; endlich huschte ein Lächeln um ihre Lippen und langsam erhob sie das Händchen nach dem dunklen, großen Gesicht. Der mächtige Mann sank in die Knie und küßte behutsam die kleinen Finger, während die leuchtenden Augensterne der Kleinen unverwandt seinen Bewegungen folgten, als verstünde sie ihn.

Nun begann eine Festzeit. Das Kind gedieh sichtlich in der Berglnst und der Pflege der Großmutter. Wie ausgewechselt war der Sohn. Er hatte sich zur Gewohnheit gemacht, etwa drei- oder viermal am Tag in die neueingerichtete Kinderstube zu kommen. Schwarz von der Arbeit, mit Schurz und Stiefel trat er ein; und das Kind jauchzte, wenn es ihn sah, ohne jede Furcht vor seinem rußigen Aussehen, Nie verließ er ohne Zwang das Haus; und oft, wenn er im Sommer nachmittags draußen auf dem Acker nach den Leuten schaute, zog es ihn plötzlich zurück. Die Augen auf die Fenster, hinter denen das Kind lag, gerichtet, ging er mit langem Schritt dem fernen Gebäude zu, sprang die Treppe hinauf, wartete keuchend vor der Thür, bis sich sein Athem gelegt hatte, klinkte leise auf, beruhigte den Hund und überzeugte sich, daß eS schlief und in Sicherheit war.

Die Eintracht zog wieder ins Haus. Das kleine, lebhafte, schon munter umherspringende Wesen mit seinen blonden Zöpschen und dem leuchtenden Gesichtchen war der Zauber, der in den alten Räumen zu walten begann. Beider Liebe zu ihm ward die neue Brücke zwischen ihren Herzen. Ietzt erkannte die Mutter ihren Sohn wieder. Und der Sohn war voll Dank gegen die Mutter; sie hatte ihm wenigstens das Kind erhalten. Denn wer konnte wissen, ob Minna unter seinem Dach nicht am Leben geblieben wäre?

Vor dieser Frage, die oft in seinem Innern aufbrannte, floh er jedesmal zu dem Kind. Das war ihm geblieben. Darein fand er sich und darein gewöhnte er sich. Das Kind trat mehr und mehr in seinem Herzen an die Stelle der Toten, deren Grab in der fernen Stadt lag. Und als die Kleine in die Schule ging, zuerst regelmäßig von ihrem Vater begleitet, war ihm manchmal, als sei er Witwer und die Zeit der Brantschaft mit Minna längst vergangen.

Es konnte nicht fehlen, daß er bei seinen Wegen zur Schule mit der Tochter des Lehrers zusammentraf. Erst gelegentlich, dann immer. Es fiel ihm nicht weiter auf, sondern schien ihm natürlich. Ihr auch. Sie sprachen mit einander; sie, als sei nichts geschehen, er, als habe er nichts vergessen. Beide nahmen unwillkürlich den alten Ton wieder auf; er bemerkte aber mit einem gewissen Wohlgefallen, daß sie voller, stattlicher, weiblicher geworden und ohne jeden Bewerber geblieben war. Der Dorfklatsch wagte sich nicht an sie heran.

Erst hatte ihr früherer Verehrer Befangenheit gezeigt; Sibyllens wegen, die so sichtbar die Züge seiner ehemaligen Braut trug. Aber Ottilie, die anfangs das Kind mit einem eigenthümlich prüfenden Blick streifte, war später freundlich gegen die Kleine geworden, hatte sie sogar geliebkost und einmal, als ein Gewitter ausbrach, selbst nach Haus gebracht. Hierbei hatte sie zum ersten Male Dittrichs Haus betreten.

Sie hatte das Kind auf den Rücken genommen und im Lauf die zehn Minuten bis hinunter an die Schmiede getragen. Durchgeregnet und erschöpft, wollte sie es an der Thür absetzen; doch Frau Dittrich, die ihr den Dienst hoch anrechnete, ließ sie nicht fort; hieß sie, die Kleider wechseln und zu Mittag bleiben. Wohl bemerkte Ottilie, daß die scharfen Augen der Mutter mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit auf ihr ruhten; aber auch, daß die anfängliche Strenge und Zurückhaltung aus ihren Zügen wich, Sie hielt der Prüfung Stand, war nur für die Mutter da und gab dem Sohn nicht mehr Worte, als eben nöthig war. Die Einladung der Bäuerin, Haus und Wirthschaft zu besehen, nahm sie bescheiden an.

Wie erstaunte die Frau, als sie das sichere, kluge und erfahrene Urtheil des Mädchens nach den ersten Minuten wahrnahm! Was sie sagte, wenige, kurze Bemerkungen, war treffend; ob es um Kochtöpfe oder Bettzeug, Kleie oder Ferkel ging: sie wußte sofort Bescheid. Vor ihren Augen schien es nichts Unklares zu geben; wo sie hinsah, begriff sie. Die Bäuerin sparte sich die Worte, und was gesprochen wurde,

sprach ihr Besuch. Es war ihr noch nicht geschehen, daß sie sich mit Einem nach kurzen Viertelstunden so in der Wirthschaft verstand wie mit ihr. Und doch warnte sie Etwas. Klug war diese Person. Allzu klug? Sie wars hinter ihr her einen überlegenden Blick, gerade als die Kleine dem Besuch in den Weg lief. Ottilie zog das Kind an sich und streichelte es. Etwas Mütterliches lag in ihrer Bewegung; oder sie legte es hinein.

Als der Gast sich verabschiedet hatte und der Sohn am Tisch saß, kam e!s der Frau seltsamer, ja, unliebsamer Weise vor, als sei das Haus leerer geworden. Der unwillkürliche Blick, mit dem sie das Gesicht des Sohnes streifte, verrieth ihr Etwas. Er sah sinnend auf die Mutter; ihre Blicke begegneten sich. Offenbar auch ihre Gedanken.

Sie ging hinaus; in ihre Stube. Vor dem Spiegel blieb sie stehen. Graue Haare! Und der Sohn achtunddreißig Iihre! Was sie in den letzten Zeiten schon hier und da angewandelt, senkte sich als List auf ihr Herz. War sie etwa eine von jenen Müttern, die das Verhängniß ihrer Söhne sind, weil sie sich nicht von ihnen trennen? Sie entsetzte sich bei dem Gedanken, daß ihr einziges Kind, ihr Sohn, sie mit diesem Bewußtsein betrachtete. Eine furchtbare Sorge durchrieselte sie und gebar einen schnellen Entschluß,

Zwei Stunden blieb sie mit sich allein. Der Sohn hörte sie oben auf und ab gehen. Er ahnte, was sich in ihr abspielte.

Als sie hinunter kam, verrieth sie mit keinem Wort, daß sie wisse, worauf der Sohn warte. Erst abends, als sie im Halbdunkel mit ihm saß, brachte sie die Rede auf den Besuch, mit gemessener Anerkennung, die aber damit schloß, daß Ottilie wiederkommen könne.

So lebhaft lautete die Zustimmung des Sohnes, daß die Mutter fast ihr Wort bereute. Iedenfalls wurden ihr die letzten Zweifel an lBeider Verhältniß genommen. Mit Bitterkeit sah sie ein, weshalb sich damals die Ehe mit Minna zerschlagen und wer dazwischen gestan den hatte.

Ottilie kam wieder, gefiel beim zweiten Mal besser und gewann, je öfter sie sich einfand; erst geladen, dann unaufgefordert. Der Sohn blieb passiv. Auch diesmal kams zwischen den beiden Frauen zur Eini gung. Was die Mutter im Geheimen gefürchtet hatte, geschah nicht. Das Wesen der jungen Frau blieb nach wie vor der Hochzeit. Sie ar beitete fleißig, war die Erste früh auf, die Letzte zu Bett. Alles gerieth, was sie anfaßte: die Aufzucht der Thiers, die Besorgung der Kühe, der Ein- und Verkauf. Aber Eins fiel der Mutter auf: sie konnte sich des Eindrucks nicht verwehren, daß die junge Frau nicht für ihren Mann oder die Wirthschaft, sondern für sie, die alte Frau, arbeite; ihr zeigen wolle, was sie könne; sie gewissermaßen auf ihre Seite bringen. Gegen wen? Ein ihr selbst unbewußt gebliebener Rest von Mißtrauen bekam wieder Nahrung.

Während der ersten zwei Iahre änderte sich nichts. Die Mutter blieb der Mittelpunkt; sie arbeitete mit der Schwiegertochter Hand in

Hand. Die Wirthschaft ging vorwärts wie nie vorher. Nun wurde zu» gekauft; gegen dreihundert Morgen umfaßte jetzt der gute Acker allein,; cs war das größte und werthvollste Anwesen des Dorfes.

Aber allmählich tauchte ein Schatten in dem Haus auf. Die Kinder blieben aus. Dem Mann stieg Das zu Kopf; aber er ließ es bewenden; er hatte Sibylle. Nicht so die Frauen. Die Mutter fing an, die Schwiegertochter nicht mehr mit den früheren Augen anzusehen. Diese selbst empfand das Ausbleiben der Mutterschaft als eine Erniedrigung, eine Strafe; als eine unfaßbare Durchkreuzung ihres Glückes, Der tiefste Fluch der Frau hatte sie getroffen. Nie gebären! Nie ein Kind ans Herz drücken! Und einst sterben, wie ein dürrer Zweig fällt! Die Augen der jungen Frau hatten mit der Zeit einen härteren, stählernen Ausdruck angenommen. Sie stand oft, starr vor sich hinblickend, Minuten lang still. Ihre Gedanken verweilten bei ihrem Schicksal. Und wenn sie dann die Blicke hob, so trafen sie Sibyllens Gestalt, wie sie anmuthig dahin schritt, die gewinnende, reine Lieblichkeit ihrer Züge; sie trafen (laut sagte sie sichs) das heranwachsende Ebenbild Minna Hanochs. Sie, die Tote, die tätlich gehaßte Nebenbuhlerin, war in dem Mädchen auferstanden.

Ottilie hatte gethan, was zwar nicht das Recht, aber das Gewissen straft. Sie war die Mörderin. Trotz Minnas, des Bräutigams und der Eltern Schuld, blieb das Eine: Wäre sie nicht gewesen, hätte er Minna geheirathet und ins Haus genommen. Und sie lebte noch. Nun wurde der tägliche Anblick des Kindes zur leibhaftigen Mahnung, die ihr bis in den Schlaf folgte, wieder aufscheuchte, was schon begraben und vom Staub des Vergessenen bedeckt war. In einsamen Nächten und Träumen schlichen ihre Gedanken unterirdisch weiter, zur verwesenden Gestalt der Toten; bis sie in kaltem Schweiß auffuhr, über ihren eigenen stöhnenden Athem erschreckte und sich verwünschte.

Und wie hegte die Mutter die Enkelin! Wenn Sibylle im Haus blieb, wurde sie eines Tages die Hauptperson; und Ottilie, die Frau, die Nebensache. Nicht an einem Tag, aber in Wochen und Monaten wurde ihr Das klar; und es reifte auch in ihr, was sie dagegen thun wollte. Nachgeben war nicht ihre Sache. Dessen war sie sich erst ganz in ihrer Ehc bewußt geworden. Nicht durch den Charakter ihres Mannes. Der hatte keinen. Aber durch die Mutter, Dort stand die Gegnerin. Fiel Diese, dann war auch das Kind nicht mehr gefährlich. Das verschwand.

Freilich irrte sie in Einem: wenn sie nämlich glaubte, daß sie diese Einsicht ganz für sich, im Stillen und allein gewonnen habe. Ungefähr zur selben Zeit war die alte Frau, die mit ihren schweigenden, loffenen Augen scheinbar nichts, in Wirklichkeit Alles sah, hinter diese Veränderung im Haus und in der Schwiegertochter gekommen. In dem kleinen Gebäude konnte man einander nicht ausweichen, sich schwer vor einander verhehlen. Damals, bei dem ersten Besuch, war es Ottilie geglückt; jetzt gelang es nicht mehr. Ihre Versuche, den beginnenden Haß

gegen das Kind, die aufkeimende Feindschaft gegen die Mutter sorglich zu verschleiern, trafen auf die scharfen, sehenden Augen der Alten, die, wenn sich Ottilie plötzlich, unvermuthet von ihnen getroffen fühlte, im Grund ihrer Seele zu lesen schienen.

Ohne eincSilbe mit derTochter zu tauschen,änderte dieMutterihr Verhalten. Sie war die Herrin im Haus und hatte allein zu befehlen; sie machte davon Gebrauch und fing allmählich an, Ottilie fühlen zu lassen, daß sie so gut wie mittellos unter das Dach gekommen sei. Anfangs behielt sie völlig die Oberhand. Das ganze Hauswesen drehte sich nach ihrem Willen; und es schien sogar, als sehe der Sohn nicht ohne Genugthuung die Veränderung. Schon längst hatte die Mutter gemerkt, daß die eigene Frau ihn kurz hielt und mehr, als ihr und ihm lieb, beherrschte.

Die junge Frau sah sich durch die eiserne Hand der älteren bei Seite geschoben; sie hatte scheinbar nur beschleunigt, was sie verhüten wollte: daß Sibylle mehr und mehr in die Mitte des Ganzen trat. Aber Eins hatte die Alte, kerngesund, wie sie war, nicht in Rechnung gezogen: ihre Iahre. Mochte es die Erregung über den langen Kampf gegen die Tochter sein oder eine rein natürliche Ursache mitsprechen: eines Tages brach sie unter einem Schwindelanfall plötzlich zusammen und wurde ohnmächtig. Sie bedurfte dann vollkommener Stille und Bewegunglosigkeit; sie mußte von Allem, was Wirthschaft hieß, ferngehalten werden. Die Schwiegertochter durfte nie an ihr Bett; der Sohn nur, wenn sie es verlangte; stets nur die Enkelin.

Das Krankenlager dauerte Wochen; stand die Kranke einmal auf, so rächte es sich; sie selbst sah ein, daß sie Geduld haben müsse. Allmählich bemerkte sie, auch in ihrem Bett, fern von der Häuslichkeit, daß irgendetwas im Haus vorgehe und daß es gegen sie gerichtet sei. Manchmal glaubte sie, Wortwechsel zu hören und die laute vorwurfsvolle Stimme des Sohnes, der in ihrer Gegenwart doch immer wortkarg blieb; er sah müde und mißvergnügt aus, ohne daß es Gründe in der Wirthschaft gab; denn da ging es gut, wie zuvor. Dann war ihr einmal, als höre sie Sibylle ängstlich und bittend rufen. Als das Kind später herauf kam, verbarg es der Großmutter das Gesicht; sie hatte geweint. Endlich kam sie klagen, so daß die Großmutter, ohne an Schonung zu denken, nach einem halben Iahr plötzlich aufstand, um nach dem Rechten zu sehen.

Das Bild, das sich ihren Blicken bot, war gänzlich verändert. Ihr Sohn war nur in der Schmiede zu sehen und arbeitete dort wie ein Geselle, ging abends ins Wirthshaus und ließ sich im Haus nicht mehr blicken. Sibylle, vierzehn Iahre alt, aus der Schule entlassen, war von der Frühe bis in die Nacht in der Wirthschaft, wie eine Magd; Schelte, selbst Schläge wurden nicht gespart. Die Schwiegertochter hatte die verwundbare Stelle der Großmutter herausgefunden: das Kind. Unter dem Anschein, es zu erziehen, verfuhr sie mit ihm nach Willkür.

Zur Hölle wollte sie das Haus machen, damit Sibylle von selbst gehe oder die Großmutter sie wegthue. Auch über der Wirthschaft schwang sie ein eisernes Szepter; war mit dem ersten Tagesgrauen auf dem Hofe und bis in die sinkende Nacht hinter den Leuten her, trieb die alten Mägde davon, stellte neue an und befahl überall allein. Wer nicht gehorchte, sich bei der Alten beschwerte, wurde weggejagt; wer nicht weggejagt wurde, geknechtet; vornan ihr eigener Mann und das Stiefkind.

Die Großmutter blieb Dem gegenüber machtlos. Denn der Versuch, die Zügel wieder zu ergreifen, mißglückte. Sie mußte, hilflos an den Krankenstuhl gebannt, mitansehen, wie schließlich die mächtig gewordene Schwiegertochter ganz über ihren,Kopf weg regirte, und schaffte, strafte, ohne Iemand zu schonen. Was in sie gefahren war, wußte man anfangs nicht. Schließlich aber mußten Iedem die Augen aufgehen. Immer sichtlicher richtete sich ihr Treiben und Thun gegen Sibylle und die Großmutter. Nie wurden der Alten Schwäche und Hinfälligkeit geachtet; ihre Versuche, sich Geltung zu schaffen, bewirkten nur neue Auftritte. Und Sibylle war es, die jedes harte Wort der Großmutter gegen die Schwiegertochter zehnfach zu büßen hatte. Ueber ihre Kräfte wurde sie angetrieben, zu niedrigen Arbeiten angestellt; sie hatte zu scharwerken wie eine gemeine Magd und nirgends paßte die Stiefmutter so auf wie bei ihr. Das geringste Versehen, eine Müdigkeit, ein Nachlassen der Arbeit strafte sie unerbitterlich. Aus dem heiteren, sonnigen Kind wurde nach Iahr und Tag ein vergrämtes, stummes, im Innern verzweifeltes Mädchen.

Das Maß ihrer Leiden war übervoll, als endlich auch die Großmutter schwieg, klein beizugeben schien, nicht mehr für sie eintrat, sich in ihre Krankenstube zurückzog und Sibylle oft Wochen lang nicht sah, die dem nun immer unverhüllter auftretenden Haß ihrer Ouälerin schutzlos preisgegeben war.

Allgemach freilich sprach sichEtwas von derSache imDorf herum. Der Ortsvorsteher war Gegenvormund und kam einige Male auf den Hof. Aber die Vormünderin, die Großmutter, bekam er nicht zu sehen; sie sei krank. Die reiche Schmiedsfrau, die ihm schon als Herrin des großen Hofes entgegentrat, wußte den arglosen, viel beschäftigten Mann zu beruhigen und ihm klar zu machen, daß Arbeit das Beste für das verwöhnte, mittellose Kind sei.

Da trat eines Tages, im, Mai (der Sohn und die Schwiegertochter waren zu einer Hochzeit über Land gefahren), die Großmutter, fertig angezogen, aus ihrer Stube, hieß Sibylle sich ankleiden und machte sich mit ihr auf den Weg nach der Kreisstadt. Mühsam ging sie; aber sie legte doch, trotz dem Sturm, den halbstündigen Weg mit dem Mädchen zurück. Seltsam verändert sah sie aus; schneeweiß ihr volles Haar, gebeugt ihre Haltung, langsam und steif, beinahe feierlich ihr Schritt. Sie sprach nichts unterwegs; der Sturm ließ es nicht zu. Zuweilen blieb sie stehen, sah die Enkelin an, faßte sie an der Hund und drückte sie. So waren sie über die Brücke des in Wogen gehenden Stromes ge-

kommen und setzten ihren Weg fort. Sibylle wußte nur, daß die Groß-
mutter aus das Gericht wolle.
Sie war noch nie in einem Gerichtsgebäude gewesen; beklommen
stieg sie die Granitstufen hinauf. Ein uniformirter Diener führte Beide
an eine Tür mit einer Nummer. Bei einer Bank im Flur mußten sie
warten; dann konnten sie eintreten.
Die Großmutter schien überrascht; sie blieb an der Thür stehen.
Ein ganz junger Herr empfing sie; nach ein paar Worten klärte er die
alte Frau auf. Der bisherige Vormundschaft- und Nachlaßrichter war
versetzt worden und er an seineStelle getreten. DerAssessor that einige
Fragen, nachdem sie sich gesetzt und er einen kurzen, fixirenden Blick
auf Sibylle geworfen hatte. Zum Erstaunen der Großmutter war der
junge Beamte genau unterrichtet. Er hatte sich wohl beim Ortsvorsteher
vorher erkundigt; denn mit einer Entschiedenheit, die die alte Frau
dem jungen Mann nicht zugetraut hätte, verlangte er Aufklärung über
die Sachlage und bemerkte gleich, daß er auf den Bericht des Gegen-
vormundes sie ohnehin zu gleichem Zweck zu sich gebeten hätte.
Die alte, mißtrauische Frau rückte nach diesen Worten näher und
sah sich den neuen Richter an. Trotz seiner Iugend hatte er etwas Ver-
trauen Erweckendes, Kluges und Gutes in seinen Zügen. Sie beschloß,
sich ihm zu eröffnen; erst hatte sie beim Anblick des Fremden ihren
Weg bereut. ‚Serr Amtsrichter", begann sie.
„Assessor, Assessor", unterbrach sie lebhaft der junge Mann.
„Herr Assessor, Das ist nicht so einfach gethan/was sie wünschen:
daß wir nämlich die Sibylle weggeben. Das Geld, an dem liegts nicht.
Aber fragen Sie einmal selbst das Kind; ich habe noch kein Sterbens'
wort mit ihm gesprochen."
Der Assessor wandte sich zu Sibylle, die, angestrengt zuhörend,
dabei saß. Seltsam drang ihm der offene, treuherzige Kindesblick des
großen, zarten Mädchens in die Seele.
„Würden Sie nicht auf eine andere Stelle gehen?" fragte er,
„Wir würden Sie zu guten, braven Leuten bringen, wo Sie zwar auch
Hand anlegen müßten, aber nicht den hirten Stand hätten wie jetzt
daheim."
Das Mädchen stand auf und schüttelte den Kops,
„Sie wollen nicht? Setzen Sie sich! Weshalb nicht?"
„Ich verlasse die Großmutter nicht."
Starr sah die Alte gerade durch das Fenster, ohne daß sie mit
einer Miene zuckte. Ihr Gesicht hatte einen ehernen Ausdruck; sie
unterdrückte in jedem Augenblick mit Aufbietung aller Willenskraft
offenbar irgendetwas.
In die Stille hinein sagte sie plötzlich laut und bestimmt: „Und
ich lasse die Sibylle nicht von mir."
Der in der Praxis noch neue Assessor, der sich in der Gegend und
unter den Gebirgsleuten nicht auskannte, war im Moment starr. In
der Stadt aufgewachsen, im Haus der Mutter, einer Witwe, die sich
mühsam durch Pension und Nachhilfestunden ernährte, hatte auch er

seit den Studentenjahren gedarbt, gearbeitet und war ohne jede Vorstellung von den tiefen Unterschieden, die Stadt und Land trennen. Hier ahnte er Etwas. Die Züge der Alten sahen aus wie der wettergraue Granit draußen in den Bergen. Solche Züge gabs in der Stadt nicht. Und bei einem Blick auf die Mädchenblüthe an ihrer Seite setzte er für sich hinzu: auch solche Frische, solche Reinheit nicht. Immer wieder streiften seine Augen ß>ie ihren und sie erwiderte aufmerksam, eineFrage erwartend, seinen Blick. Ehe er aber noch Etwas sagen konnte, wandte die Alte ihren Kopf vom Fenster ab, sah ihn unverwandt an und sagte ruhig: „Mein Testament will ich machen, Herr Richter; deshalb bin ich hier."

„Das können Sie gleich thun, Frau Dittrich." Er zog an einer gewebten Klingelschnur über dem Tische. Der Bote trat ein. „Die Grundakten der Schmiede und des Bauerngutes in Und einen Protokolführer für das Testament!"

Der Bote verschwand.

„Und was soll das Testament enthalten?" fragte der Assessor.

Die alte Frau bewegte einen Augenblick die Lippen, schwieg und sagte endlich: „Die Enkelin möchte hinaus gehen!"

„Da haben Sie Recht", war seine Antwort. Lebhaft stand er auf, geleitete das Mädchen hinaus und wies ihr auf der Bank einen Platz an. Er kehrte zurück. „Nun, jetzt können Sie sprechen, Frau Dittrich."

Ihre scharfen Augen musterten ihn fragend. „Geht Das, daß das Kind allein erbt?"

„Das geht, Frau Dittrich. Aber Sie haben noch einen Sohn?"

„Geht Das, daß das Kind allein erbt?" Sie wiederholte nachdrücklich die Frage, statt aller Antwort.

„Gewiß, ich sagte Ihnen schon, daß es geht. Aber haben Sie sichs auch überlegt?"

„Wenn Das geht, soll nur das Kind den Hof haben, sobald ich sterbe." Ihre Antwort hatte etwas Unerschütterliches,

Der Assessor sah ein, daß diese Frau nicht von ungefähr sprach, sondern mit einem Plan hierher gekommen war. Seine Aufgabe, seine Pflicht war nur, ihren letzten Willen sicher und ausführbar niederschreiben zu lassen; weiter nichts. Kein Zweifel, daß die Frau, die einen so ungeheuren Schlag gegen ihren einzigen Sohn zu führen im Begriff stand, in der Verfügung über ihre Geisteskräfte vollkommen unbeschränkt war; eben so unzweifelhaft, daß es eine einwandfreie rechtliche Formulirung für ihr Vorhaben gab.

Inzwischen kam der Protokolführer mit den Akten. Der Assessor stellte fest, daß Frau Dittrich als alleinige Eigenthümerin nach ihrem verstorbenen Vater Wohlgemuth Floris eingetragen war. Es bestand also kein Bedenken. Diese Frau konnte ausschließlich über das Besitzthum verfügen; in ihrer Eigenschaft als Eigenthümerin konnte sie ihre Enkelin Sibylle Hanoch zur Alleinerbin einsetzen und ihren einzigen Sohn Rudolf auf das Pflichttheil verweisen.

In dieser Form wurde von dem Assessor, nachdem er nochmals

die alte Frau auf die Tragweite ihres Entschlusses aufmerksam gemacht hatte, das Testament gefaßt, diktirt, vorgelesen und von der Bäuerin eingesiegelt und dem hinzugezogenen Gerichtsschreiber zur gerichtlichen Verwahrung übergeben.

Die Alte stand auf. Mit einem Ausdruck, an den der jungeMann später dachte, sah sie ihn an und zum letzten Mal ertönte ihre eindringliche Frage: „Also der Sibylle ist der Hof sicher, wenn ich sterbe?"

Beruhigend klopfte der Assessor ihr auf die Schulter. „So sicher wie das Amen in der Kirche, Frau Dittrich. Kommen Sie gut nach Haus. Ich werde Ihnen das Mädchen hereinrufen."

Sibylle kam und half der Großmutter in die Iacke. Als sie an« gezogen war, langte sie in die Tasche.

„Was bin ich schuldig?"

„Das hat ja Zeit!" sagte lächelnd der Assessor.

Aber Mit einem seltsamen EigensinnMeinte die alte Frau: „Nein, Herr Assessor, ich will bezahlen; Alles muß seine Richtigkeit haben."

Dem Assessor gefiel Das. Der Gerichtsschreiber wurde wieder hereingeholt; er zeigte sich gern bereit, der Frau den Gefallen zu thun und die Kostenrechnung sofort auszuziehen. Der Assessor gab das Objekt an: „Ueber sechzigtausend Mark", wie es damals hieß. Nachdem die Bäuerin den Betrag erlegt hatte, rüstete sie sich zum Fortgehen; umständlich, wie dem Assessor schien. Schließlich kam sie noch einmal an den Tisch, an dem er stand, streckte ihm die Hund entgegen, die er herzhaft ergriff und schüttelte, und sagte: „Ich habe mich gefreut, daß Sie es waren, der Das hat niederschreiben lassen. Eott behüte Sie!"

Draußen hatte der Sturm nicht nachgelassen; er heulte durch die Telegraphendrähte, durch die blätterlosen Bäume. Ein höllisches Konzert; da und dort rasselten Zweige und Aeste zur Erde.

Der Großmutter schien jeder Schritt schwer zu werden und Sibylle dankte Gott, als sie in eine geschützte Straße einlenkten. Hier blieb die Alte stehen, stützte sich fest auf ihre Schirmkrücke und rang nach Athem. Ihr dichtes, schlohweißes Haar quoll, vom Wind zerzaust, unter der schwarzen Haube hervor und stach seltsam gegen das dunkle, fahle Gelb der durchfurchten Züge ab. Und welch ein strenger, hoffnungloser, resignirter Ausdruck in ihrem Gesicht! Unwillkürlich legte Sibylle den Arm um sie. Die alte Frau blickte sie mit großen, eine innere Qual verrathenden Augen an. Dunkler und dunkler wurde dieser Blick und die herben, auf einander gepreßten Lippen öffneten sich zu einem kaum Merklichen Zucken, das Sibylle nicht verstand. Aber noch sagte die Alte nichts, sondern setzte ihren Weg fort; nur ergriff sie die Hand des Kindes und ließ sie nicht mehr von sich. So kamen sie zur Stadt hinaus und wieder auf die Chaussee, die am Rande der den Fluß einengenden Felsen hinführte. Den Wind im Rücken, schien es, wenn auch bergan, bequem zu gehen. Und doch setzte die Alte mühsam Fuß vor Fuß, Die Brücke kam in Sicht; und sie blieb stehen. Zur Ueberraschung des Kindes begann sie plötzlich, zu sprechen. „Ich habe Dir heute den Hof vermacht, mein Kind, damit Du weißt, Ivo Du hingehörst, wenn ich tot bin."

Die Zukunft.
Sibylle begriff nichts, aber sie erwiderte: „Ich danke Dir schön, liebe Großmutter." Sie bückte sich und küßte ihre Hand.
Die Großmutter wehrte und fuhr fort: „Es kann Dich Niemand aus dem Hause treiben. Daß Dus weißt! Also gräme Dich nicht, wenn ich fortgehe. Es ist gut so."
Irgendetwas tönte in ihren Worten wie ein zweites Testament, Etwas wie eine Ahnung glitt, undeutlich und schwer, durch das Herz des Mädchens. Ehe sie sich Dessen versah, standen die Thränen in ihren Augen. „Du bist doch wieder besser geworden, Großmutter; Du bleibst noch bei uns." Angstvoll und klagend tönte es aus ihrem Munde. Und die Alte schien es zu verstehen. Sie legte ihren Arm um den Hals des an sie geschmiegten Kindes und küßte sie lange auf den Mund. Ergriffen von dieser seltenen Zärtlichkeit der Großmutter, fing Sibylle an, hell aufzuschluchzen; sie wußte nicht, warum: sie hielt die Hand der alten Frau fest und drückte sie an sich.
„Geh, hole mir den Handschuhs ich habe ihn verloren", sagte die Altenach einem langen Gegendruck ihrerHand, mit veränderter Stimme.
Sibylle sah die Straße zurück und erblickte mit den Falkenaugen des Bergkindes in der Ferne Etwas auf dem Fußweg. Sofort drehte sie um und eilte zurück; sie hatte sich nicht getäuscht, es war der graue Tuchhandschuh der Großmutter. Erfreut hob sie ihn auf und machte, daß sie zurück kam. Wo war die alte Frau?
Starr stand das Mädchen; die Straße war leer; weit hinaus Niemand zu sehen. Wo war sie? Und was für ein Geschrei der Menschen dort auf der Brücke? Sie stoben auseinander, kamen nach der Seite der Straße herunter gerannt, auf sie zu, in Massen, lärmend, gestitulirend, die Gesichter nach dem unten donnernden Fluß.., Sie verließen die Straße, kletterten in die Felsen, riefen, zeigten hinab.
Großer Gott! So schnell sie ihre bebenden Glieder trugen, eilte sie in das Gestein, hinaus, unter die Leute, an den Rand des Felsabsturzes.
, „Hier ist sie hinunter gesprungen, die Arme gen Himmel, sie ist hinuntergestürzt, gleich /untergegangen ,.." So tönte es hinter ihr durcheinander, bis sie auf einmal den Ruf hörte: „Da! Dort ist sie!"
Wie eine Wahnsinnige drängte sie sich hinaus. Fühlte sich von hinten gepackt und festgehalten. Aber jdort, vor der Brücke, wo die Fluth in langen Zügen durch die sPfeiler trieb, wälzte sich Etwas, ein Mensch, eine alte Frau ,.. Dort.,. Ietzt verschwand sie!
„Großmutter!"
Ihr schriller, verzweifelter Schrei durchschnitt, vergeblich nachgesandt, die Lüfte, Sturm und Wogen übertönend. Dann legte sich Nacht um die Augen einer Verlassenen.
... Nach der Aufnahme des Testaments hatte sich der Assessor zum Gehen gerüstet. Er mußte pünktlich sein, weil er zu Haus bei seiner Wirthin aß, billig und einfach; zu einem Gang ins Speisehaus langten seine Mittel nicht. Auf dem Wege beschäftigte er sich in Gedanken mit den beiden Frauen, der Greisin und dem jungen Mädchen. Er war das einzige noch übrig gebliebene Kind seiner Mutter; zwei Schwestern

waren früh gestorben. Er hatte sonst keine Augen für das Weibliche,
blieb daheim, sparte, damit er auskam (denn Gehalt zahlte der Staat
de!m jungen Assessor nicht), und dachte nur an seine Pflicht. Aber heute
wollten sich seine Gedanken gar nicht von dem lieblichen, guten, schönen
Kinde trennen; ihm kam in den Sinn, daß die Mutter keine Tochter
mehr habe. Er landete mit seinem Nachsinnen schließlich bei der Ueber-
zeugung, daß Besseres als die deutsche Iungfrau aus dem gesunden
Volk der Berge wohl unter der Sonne nicht zu finden sei.
Punkt vier Uhr war er wieder auf dem Gericht. Vormittags Ter-
mine, nachmittags Dezernat: hieß sein täglicher Kalender. Er freute
sich auf die stillen Nachmittage, wo er nach Herzenslust und mit Ruhe
die Akten durchgehen und jede einzelne Sache durch seine Verfügung
so weit fördern konnte, wie sie im Augenblick zu bringen war. Da
störte ihn Niemand.
Um so mehr war er überrascht, als er den Flur des ersten Stockes
betrat und auf der Bank vor seiner Tür einen Menschen bemerkte. Ein
zweiter Blick belehrte ihn, daß es eine Frau war, die ihr Gesicht mit
demr Taschentuch verhüllte. Als er näher kam, erhob sie sich. Wie ein
Schlag schütterte es ihm'durch alle Glieder. Sibylle Hanoch stand vor
ihm. Schluchzend; mit verzerrtem Gesicht.
Er nahm sie wortlos an der Hand, schloß sein Zimmer auf und
setzte sie, nachdem er sie im Arm hereingeführt (denn die Knie versagten
ihr), auf einen Stuhl. Dort saß sie, den Kopf gebeugt, ohne ein Wort.
Ein unbekanntes, heißes Mitleid ergriff den jungenMann. Er setzte Pch
neben sie, legte die Hand um ihre Schulter und fragte, bat um Mit-
theilung. Erst versuchte sie, zu sprechen, vergeblich ; endlich stieß sie müh-
sam in Absätzen vor: „Großmutter hat sich das Leben genommen!"
Der Assessor fuhr zurück, „Ia! Sie ist... oben, von der Brücke,
hinabgesprungen und... im Wasser untergegangen."
Mit einem Aufschrei brach ihre Thränenfluth hervor. Sie fühlte
nicht, daß der Assessor sie im Arm hielt und vor dem Umsinken be-
wahrte. Der aber wußte selbst nicht, was ihm geschah. Wie ein Vor-
hang zerriß es vor ihm; da stand die alte Frau; sie, die schon nicht
mehr war; die den Tod gesucht hatte. Und hell wurde es über ihr.
Ein Licht fiel plötzlich auf ihr Thun. Das also galt es, als sie so ein-
dringlich zum letzten Mal jene Frage an ihn richtete! Daß er selbst
darauf nicht verfallen war! Sie hatte ja keinen anderen Ausweg. Von
der Enkelin trennen wollte sie sich nicht; verkaufen konnte sie nicht;
auch nicht den Sohn vom Hof jagen. Sie, nur sie war im Wege, mit
ihrem ohnehin zerstörten Leben.
So hatte sie heimlich ihren Plan gefaßt, stumm mit sich getragen
und ohne ein Wort und Verlauten zur That gemacht.
Er kam sich klein vor, wenn er daran dachte.
Alfred Knobloch.
s

Geldtendenzen.
roßes Fiasko aller Geldtheorien, Nicht der am Schreibtisch ausgeklügelten, sondern der von Bankmännern aufgestellten. In den Wochenberichten der Banken las man: „Ueber ein Kleines wird sich der Geldsegen offenbaren". Keine Spurjdavon. Privatdiskont 2^8,Tägliches Geld IVs, Ultimogeld 3i/8 (gegen 5V«, V/8, 4 Prozent in den Vorjahren): die äußeren Symptome also in schönster Ordnung. Nur von den Wirkungen merkt man wenig. Die Börse ist bescheiden. Daß der Umsatzstempel in den ersten drei Monaten des Iahres rund 1 Million mehr abwarf (5,22 gegen 4,22) als im Vorjahr, war dem verfrühten Iohannistrieb im Februar zuzuschreiben. Da feierte man die Geburt einer neuen Börsenkonjunktur. In der Burgstraße gabs schmunzelnde Gesichter und in den Ecken stille Rechner, die sich, im Vorgenuß, den Ueberschlag aufs Iahr machten. Doch die ganze Herrlichkeit verprasselte. Alles war nur Kontrastwirkung der niedrigen Geldsätze. Die Reichsbankpolitik kletterte, viel behender, als man ihr zugetraut hatte, von den höchsten Sprossen der Diskontleiter und trieb, wie es in kom-Munizirenden Röhren geschieht, auf der anderen Seite die Stimmung in die Höhe. Aber März und April sahen nichts mehr von dem lustigen Karnevaltreiben. Und das Räthsel des Geldes blieb ungelöst. Man weiß, daß es da ist, aber nicht, wo es steckt. Als der preußische Finanzminister seine Schatzanweisungen anbot, erklärten sich 19 Milliarden bereit, für die Papiere einzutreten. Gebraucht wurden 600 Millionen. Mären aus taktischen Gründen, wegen der Zutheilungsquoten, lOMil» liarden genannt worden, so blieben mehr als 8000 Millionen übrig. Und wäreil es nur 5000: 4000 wären unter allen Umständen unbekannten Aufenthaltes. Denn die Emissionen,'die seit Beginn des Iahres erledigt wurden, haben nicht mehr als 1500 Millionen aufgesogen. Die Industrie hat Aktien und Obligationen ausgegeben; aber jene sind meist im eigenen Revier geblieben (wie die neuen Stücke des Anilinconcerns und der Deutschen Waffen- und Munitionfabriken), diese in engen Grenzen. Doch das Publikum ist für jedes Angebot eines hoch verzinslichen Papiers dankbar. Das zeigt den Weg zur Lösung des Geldproblems. Die fünfprozentigen Obligationen von Deutsch-Luxem» burg sind zu 99^4 aufgelegt worden. Von 25 Millionen hatte 15 das Konsortium fest übernommen. Der Andrang war so groß, daß der Betrag schon durch die Voranmeldungen gedeckt war; und die Meisten nahmen die Sperre von sechs Monaten an, Deutsch-Lux braucht sür sein Bauprogramm viel Geld; deshalb folgten die Emissionen rasch auf einander und jede Generalversammlung brachte Erörterungen über das Wachsthum der Betriebsanlagen und den Rückgang der Liquidität. Wie Obligationen waren angekündet. Man wußte, daß die Gesellschaft Bankschulden tilgen werde, die seit der letzten Dividendenzahlung noch zugenommen hatten, glaubte aber, daß die neue Geldsache mit 15 Millionen erledigt sein werde. Auf 25 Millionen war mair nicht vorbereitet,

Das gab also eine Ueberraschung; und dazu kam, daß die Deutsche, Bank sich von Deutsch-Lux abwandte. Sie hatte eine Erhöhung ihrer Quote um den Antheil der Bergisch-Märkischen Bank gefordert. Der Abgang wirkte in diesem Fall, vielleicht nicht wider die Absicht, wie eine Kritik. Das Publikum verstand, daß der Deutschen Bank die Finanzpolitik von Deutsch-Lux nicht behage. Und die Bank widersprach nicht. Trotzdem wurden die fünfprozentig^n Obligationen wie frische Semmeln verlangt. Für Papiere mit hoher Rente ist also Geld da. Viel Geld. Fünfprozentige Obligationen der Industrie sind so beliebt wie früher der vierprozentige Pfandbrief, der schon längst nicht mehr auf dein Sattelplatz gesehen wird, sondern nur hinten, wo die Totospieler Trusts bilden. Neulich wurde behauptet, München sei die theuerste Stadt des europäischen Kontinents. Steuern und Grundstücknoth in holdem Verein. Dem Berliner klang die Kunde erst wie die Posaune des Iüngsten Gerichtes, dann wie liebliches Geläute. Denn nun ergab sich, daß dem Berliner das Schicksal nicht so grob gekommen ist wie dem Münchener. Grundstücke, Pfandbriefe, Hypotheken: wenn der Dreiklang wieder in Mollakkorden tönt, dürfen die Herzen höher schlagen. Fürs Erste ist Alles noch unharmonisch. Das liebe Geld lacht im Winkel. Die Hypothekenpfandbriefe sind, keuchend, um eine Sprosse weitergestiegen, bleiben da aber festgeschmiedet. Und die Banken können keine Hypotheken geben, wenn der Pfandbriefmarkt gesperrt ist.
Das Geld ist vom Immobiliarkredit abgeschreckt worden und hat sich aus dem Bezirk der kleinen Zinsträger zurückgezogen. Einst hieß es, dem Grundstücksmarkt wirds besser gehen, sobald das Geld „leichter" geworden ist. Nun ist es leicht (besonders für Den, ders nicht hat): und das Schicksal des Grundstücksgeschäfts ist immer noch schwer. Die Makler verdienen nur an totsicheren Sachen. Besitzwechsel von einem Privatmann zum anderen. Während in den Außenbezirken, wo nackter Boden und nackte Fassaden das Kulturbild machen, jammervoll wenig umgesetzt wird. Was im Sand steckt, ist altes Geld; nicht viel neues.
Sind die Depositenkassen die Hüter des Geldschatzes? Bei IV2 Prozent Zins für Tagesgeld locken sie nicht gerade mit Sirenenklängen. Trotzdem sind die Guthaben, seit Iahresanfang, größer geworden, weil Mancher sein Geld in die Bank trägt, der auf den rechten Zeitpunkt zum Einsteigen wartet. Die Kaste der Klugen, die zum niedrigsten Kurs einhandeln wollen, hat sich vergrößert. David Ricardo hat, als ihn Einer fragte, wie ers gemacht habe, um reich zu werden, geantwortet: „Ich habe stets gekauft, wenn die Anderen verkauften, und verkauft, wenn sie kauften." So hat selten ein Börsenmensch gehandelt. Ietzt war die Börse wieder mürrisch. „Auswüchse" giebts eben so wenig wie Spekulation. Auch keine Entrüstung über fremdländische Emissionen. Deutsches Geld ist froh, wenn es anständige Auslandrenten findet. Vor zwei Iahren noch hätte es Mord und Totschlag gegeben, wenn deutsche Banken sich erkühnt hätten, Bosniaken ins Land zu bringen. Anno löl4 wird eine bosnische Anleihe als gutes Geschäft gewürdigt. Der

k. k. Finanzminister (nicht der österreichische, sondern der „gemeinsame") hat direkt mit der deutschen Bankengruppe wegen der bosnisch-herze« gowzischen Eisenbahnanleihe verhandelt. Die beiden Länder sollen ein Netz von Eisenbahnschienen erhalten. Kostenpunkt: NX) Millionen Kronen. Natürlich ist die österreichische Finanz zuerst gefragt worden. Nur gerade in einer ungünstigen Zeit: Sommer 1913. Da steckte man noch tief in der Krisis und konnte nicht Ia sagen. Dann kamen die Geldgeschäfte der beiden Reichshälften. Deshalb wandte Herr von Bilinski sich nach Berlin. Die österreich-ungarische Gruppe will sich nun au. dem Geschäft nicht betheiligen. Von der Gesammtsumme werde» Merst nur öv Millionen begeben. Später wird wohl Wien mittchnn. Auch für Bulgarien soll in Deutschland Geld aufgebracht werden. Nach mißglückten Versuchen in Frankreich und Oesterreich. Die Franzosen waren schon vor dem Krieg den Bulgaren nicht grün, die, nach jungtürkisch«m Vorbild, als Besucher des Geldmarktes neue Töne anschlugen. Spezialsicherheiten, wie sie von der französischen Regirnng als Bedingung der Cote gefordert wurden, gabs nicht. Der preußische tzandelsminister verlangte nicht weniger als der Kollege in Paris; und Berlin blieb den Bulgaren gesperrt. Hamburg nahm sie aus; aber erst nach zwei Iahren wurde ihnen die amtliche Börsennotiz gewährt. Dann kam ein Fiasko in London, das sich unter der Aegide Hugos Loewy vMzoig. Im Iahr 1912 glückte der Abschluß eines Anleihevertrages in Paris. 180 Millionen Francs, mit deren Hilfe die letzten sechsprozentigen Bulgaren konvertirt werden sollten. Der Krieg hinderte die Umtaufe. Es gab nur ein paar Vorschüsse. Die haben sich seitdem so vermehrt, daß eine Schwebende Schuld von mehr als 200 Millionen Francs zu tilgen ist. Wenn Etwas übrig bleiben soll, muß die Anleihe mindestens 300 Millionen bringen. Nach einem Bericht des Deutschen Konsulates in Softa sieht die Wirthschaft Bulgariens besser aus als die Staatsfinanzen.
Die Kaufkraft der Bevölkerung habe nicht gelitten; die Bauern (80Prozent der Bewohner) sollen an guten Ernten, die Kaufleute an Lieferungen für den Krieg gut verdient haben. Daß die Bulgaren über eine materielle Sicherheit verfügen, war aus dem Erfolg der Requisitionscheine zu ersehen. Die Regirung zahlte mit diesen Anweisungen Lebensmittel und anderen Bedarf. Die Bons sind noch nicht eingelöst. Insolvenzen waren selten. Freilich hatte auch Bulgarien bei Beginn des Krieges das allgemeine Moratorium eingeführt. Und nach dem Sieg war das Land des Zaren Ferdinand in anderem Glanz als heute.
UmDauer undUmfang derAuslandemissionen kümmert man sich nicht. Die Banken sind sicher, daß sie Alles unterbringen, was 5 Prozent Zinsen trägt. Wie sollte es mit den Dividenden für 1914 werden, wenn nicht an „Zwischengewinnen" eingebracht werden könnte, was an Zinsen fehlt? Der Kapitalist, der Werthpapiere kaufen will, läßt sich für Toldshares oder Gummiaktien nicht leicht einfangen. Er will fest und hoch verzinste Papiere. Das Geld ist wählerisch geworden und wird es bleiben, bis ihm die Wirthschaftkonjunktur neue Wege weist. Ladon.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Bnlin. — Druck von Paß « Sarleb S. m. b. g, in Berlin.

Das Mirakel.
Maeterlinck.
^in Kloster bei Loewen; um die Zeit Iohanns des Dritten und seines Tochtermannes.des harten Herrn Wenzel von Luxemburg. Noch leuchtetdemHerzögthumBrabant die Sonne und der Bürger von Loewen hebt stolz das Haupt, wenn er von der Mühsal anderer Niederlothringer hört. Sein Stadtwesen blüht. Wo König Arnulf einst die Normannen schlug, Hausen nun hunderttausend Menschen in friedlicher Arbeit, wird auf viertausendWeb» stuhlen Tag vor Tag der Reichthum, die Macht der Handels» Hauptstadt gemehrt. Schon sind die Hallen, die Waarenbmg der Tuchmachergilde, gebaut, haben die Zünfte das Stadtrathsrecht erstritten,dasfrühernurdenpatrizischenGeschlechterneingeräumt war; schon langen auch die Besitzlosen mit dreistertzandnach ihrem Menschentheil und unter der Spitzendecke grollts wie von naher Empörung. Bis in den Klostcrfrieden wirft das Stadtleben far» bigen Abglanz. Armes Volk drängt ans Thor, bettelt um Speise und Trank, um wärmende Hülle hastiger noch als um geistlichen Trost. Durch jedes Spältchen der Pforte späht ein gieriges Auge ins umneidete Gewölb und leis bebt manchmal die Mauer von Mammons schwerem Athem. Neuer Reichthum entstand, neue Lust istdraußen erwacht, neues Aergerniß kam in die Welt. Was gestern erworben ward, wird heute verpraßt; was den Vätern Todsünde schien, dünkt die Söhne lustige Kurzweil, die der Heir

des Himmels den thätigen Zeugern lächelnd gewährt. Der beste Tropfen, das schönste Mädchen soll nach hartem Tagwerk den Rüstigen laben; dem Preis, der Herkunft solcher süß duftenden WaarewirdvondurstigerGenußsucht nicht erst lange nachgefragt. Die Reichen knausern ja auch nicht, wenn es gilt, das Haus des Höchsten zu schmücken. Ihrer frommen Freigiebigkcit hat das Kloster die reichen Meßgewänder, die Bilder der Engel und Heiligen zu danken; ihr Eifer schuf ihm die höchste Zier: das weit in dieRunde berühmte Marienbild. Dicht amThor steht dietzeilige Iungfrau. Eine nach spanischer Sitte geputzte Madonna. Ein funkelndesDiadem krönt das blonde Haupt, ein breiter Goldgurt umspannt den inBrokat undSammet gekleideten Leib. Diesewar nie eines Zimmermanns Eheweib, barg nie den von Wehen erschöpften Schoß unter niederem Stallgebälk. EincrFürstin gleicht sie,dievomHimmelniederstiegundimMenschenland leiden lernte. Die ernste Inbrunst der düsteren VirA« Cimabues; und Etwas schon von der anmuthigen Mütterlichkeit, die Frä Filippo seiner Lieben Frau gab. Diese war Mutter und hat alle Wonnen der Empfängniß, allen Schmerz der schweren Stunde gekannt. Dicht am Klosterthor steht sie, all in ihrer Pracht demüthigen Blickes, wacht einsam in hoher Nische und fleht mit erhobenen Händen himmlischen Segen ins Reich der Menschenschwachheit herab.
Manches Iahrsteht sie dortund sieht frommen Eifer geschäftig am Werk. Die Aebtissin hält die Schwesternschaar in strenger Zucht. WehdemNönnlein.das auch nur um Minuten die Pflicht versäumt! Fasten muß es, die Nacht im Gebet durchwachen; und nach schlimmeremFehlstriemt dieGeißelden jungcnLeib, Sonur erwirbt man das Himmelreich. Lächelndsieht es Maria; doch eine Zähre rinntüber die lächelnde Lippe. Die guten Seelen, die blinden Herzen! Was ihnen Pflicht däucht, thun sie, recht ungern oft und nur von dcr Furcht vor Strafe getrieben, und ahnen in ihrer Dürftigkeit nicht,welcherMacht ihrLeben geweiht sein sollte. Ihr Leben? Sie leben ja nicht; fühlen nichts vom Elend der Kreaiur. AllemMenschlichen sind sie entflohenund dunkeln sich hinter dicken Mauern nun hoch über die Sünderzunft erhaben, die draußen ächzt und keucht, Werths schafft und Werths vernichtet, Samen ausstreut nnd Saaten zerstampft. Nicht grausam sind sie, nur gerecht; unermüdlich im Streben, die SpreuvomWeizen zusondern.

Sie geben Würdigen, weigern Unwürdigen die Gabe. Und sie wissen, was würdig, was unwürdig, gut und bös ist, was verboten und was erlaubt. Denn Ieder, hinter der sich das Klosterthor schließt, nahtIesus bald alsBräutigam undweist in dieKlarheit. Aus dem Munde derAebtissin spricht er und seines Geistes Hauch ist in dem harten Rügewort desKaplanes; und jedes schwarz ver-- mummteIüngferchen, das fromm diesenStimmen gehorcht, darf in fester Zuversicht des Hochzeiters harren. Er kommt; ein Leuchten ist vor ihm, weit vor ihm her. Er reckt die Hand, die noch die verharschte Narbe des Kruzifizus trägt, und geleitet die Magd, die seinem tzeilandswillen Verlobte, der auf demWeg alle Engel den Brautchor singen, in die Stätte ewiger Seligkeit. Doch nur die Reinen ruft fein Wink, die slecklosen Herzen, die früh dem Leben entflohen und im Klosterfrieden den keuschen Schatz für den Tag derWeihe bewahrten. HütetEuch drum, IhrNönnlein, vor derWelt da draußen und lauschet inZüchten derRedeIohannis, des Theologen, den der Herr sprechen hieß: »Draußen sind die Hunde und die Zauberer und die Hurer und die Totschläger und die Abgöttischen und Alle, die lieb haben und thun die Lüge."
Dieser Iohannes ward erwählt, die gewisse Freude des ewigen Lebens zu künden. Dieser war IesuBote undWerber. Lächelnd hört die Iungfrau, die Mutter solche Botschaft; doch über die lächelnde Lippe rinnt eine Zähre. Die guten Seelen, die blinden Herzen! Ihnen starb der Erlöser; nie aber hat er ihnen gelebt. Ob der Mutter gelingen mag, das vom Sohn begonnene Werk zu vollenden? Manches Iahr lang besann es Maria. Ietzt ist sie entschlossen. Selig, die glauben, ohne zu sehen, zu betasten? Ein greifbares, sichtliches Wunder nur vermag gläubig Irrende zu be» lehren. Sie sollen das Wunder schauen, mit Händen greifen.
Die Stadt schläft noch. Nur die Aermsten,die ihr Haupt auf Erde und Stein betten mußten, sind schon wach; seit das in die Menschenwelt wiederkehrende Licht den Ostsaum des Himmelskleides grau gefärbt hat, regen sie sich und ziehen nun, ein dunkles Gewimmel, vors Klosterthor. Zwei Ahr. Ehe der Zeiger einmal noch das Ziffernblatt umkreist hat, läutet die Morgenglocke, das Thor thut sich auf und die weiche Hand der Pförtnerin spendet den MühsäligenerquickendenScherf.Hellerwirds über den Wanderern, vom Saum dehnt sich das Grau über das ganze Gewölk

hin, aber kein Glockenton trifft das sehnsüchtig lauschende Ohr. Will der Klöppel denn heute gar nicht erwachen? RißderStrang, derdenTrägeninSchwingungtreibt?Oderhatdie nie ermüdende Pförtnerin zum ersten Mal das Matutinum verschlafen? Fast scheint solches Geraun den Alten Frevel. Schwester Beatrix, spre. chen sie, verschläft die Pflicht nicht, Ihr Narrenvölker: Schwester Beatrix liebt uns Arme und höchste Freude ist ihr, unsc r Gebresten zu lindern.Sah Euer blödes Auge sie nicht in holder Gcschästig- keit? Nnter den Frommen die Frömmste? Das irdische Abbild der Gebenedeiten?Die vergißt uns nicht. VonMund zu Munde gehts: Die vergißt uns nichtlAus jedem Blick glänzt andächliger Glaube. Und die Kindlein flüstern den Greisen zu, wie wunder» seltsam Schwester Beatrix der Heiligen Iungfrau gleiche. Schwester Beatrix hat die Glöcknerpflicht nicht verschlafen. IhrschmalesZellenbettchenbliebheute unberührt.Stunden lang, wohl die ganzeNacht schon liegt sie auf den Stufen vor dem Stein» bilde der Iungfrau, windet sich in Pein und reibt die knospende Fraulich keit mit Büßerbrunst an dem harten Boden. Kein Tropfen näßt das übernächtigeAuge;derheißeWirbelwind,der vomHer» zen her durchs Blut fegt, hat den Ouickborn der Thränen ausge» dörrt und wie versengte Pflänzchen wenden die Lider sich vom quälenden Licht, das sie immer wieder doch zu sich ruft. Hier ist nicht Sonne noch Mond; nur vor Mariens Nische brennt ein Lämplein. Hundertmal hat die Pförtnerin es gefüllt und angezün» det, hundertmal sich des milden Leuchtens gefreut; heute möchte sie es löschen und im Dunkel der Herrin Wünsche zuflüstern, die in der Geburtstunde schon Todsünde waren. Doch der Arm, der nach dem Marienlicht griffe, müßte vom Leibe welken.Schwester Beatrix will stark sein, ohne Wank redlich vor der Einen: und sv stöhnt sie ihr Leid in den Lampenschein empor. Vier Iahre ist sie nun imKloster.Als ein Kind kam sie und blieb an Erfahrung ein Kind; denn nichts hat sie erlebt. Die Schwesternwaren gütig, wenn sie ihr Amt mit Eifer betreute, und streng, wenn sie lässig schien. Nichts erlebt, außer läuternder Klosterpön nichts erlitten bis zu dem Tage... Er ist so schön, sein Lächeln so ernst und so feierlich seine Rede, als spräche er zu Gott; und spricht doch nur zu derein» fältigsten Magd. Ein Prinz. Da Beide noch klein waren, kam er in ihres Vaters Garten und sie spielten mit einander. Dann war

immer Sonntag.Kinder vergessen schnell. In der Stunde banger
Betrübniß aber,oft auch,wenn ihrGebet denHimmel suchte.giug
einErinnern an den feinen Knaben durch den unruhvollen Mäd-
chensinn.Und plötzlich stand er im stillen Heiligthum, groß, präch»
tig, weise, und sah aus sanften Kinderaugen auf die Gespielin.
Seine Hände zitterten. Warum wohl? Als flackerten alle Pulse
in einerSehnsucht.Wonach?DieDämmerunglöstihm dieZunge.
Beatrix soll ihm folgen, das Kloster verlassen, seine Prinzessin
werden. Der fromme Einsiedler, dem der HerrWunderkrafl gab,
segnet den Bund und aus seiner Hütte schreitet das Paar in die
sonnige Welt. Das wäre schön.Und dieLeute sagen ja, in geweih-
ter Ehe sei dieLiebe erlaubt.Der aber auch, die dem Gelübde ent-
lief? Und ist Eure Welt wirklich sonnig?Nicht voll Wirrniß und
böser Lust, der ein Widerschein vom Höllenfeuer das Himmels»
licht vortäuscht?Lehre mich,Gnadenreiche!Heute will er mich ho-
len.Ich bin einsam undmeinarmesHerz.das nie voneinerMut»
ter gehegt ward, weiß nicht den Weg. Deinem Winke gehorcht es
blind. Schon pocht er ans Thor. Verbiete mir, zu gehen: und
DeineMagd bleibt im Dienst. Starr steht dieIungfrau; kein Zei»
chen verräth, was sie sinnt. Zärtlich aber haucht von draußen der
Mund des Liebsten: »Ich bins, Beatrix; öffne das Thor!" Sie
thuts. Das Land ruht im Mondglanz. Ein Greis hält zwei reich
geschirrte Rosse amZügel.AufschwachenAermchenträgt einKind
Prunkgewänder und glitzernden Schmuck. Und auf der Schwelle
kniet derPrinz und küßt, wie der andächtigste Pilger den Rock des
Gekreuzigten, das Kleid der Nonne, die vor dem Blick der Reinsten
nachts das Heiligste einem Räuber entriegelt hat. Nein: Dieses
Auge ist nicht eines Räubers. Die Lippe, die in frommer Ehrfurcht
eben sich auf den Saum der Kutte preßte, küßt nun zwar fast gierig
denMund; und ihrAthem ist Flamme. Dietzand, die sonstin scheu»
er Sehnsucht zitterte, erdreistet sich nun, das junge Haupt seines
Mädchens aus den Schleiern zu schälen. Und als das blonde
Haar, das so lange im Dunkel gefesselt lag, aus dem Kerker hüpft
und die Stirn streichelt, wird der Werber noch ungestümer: den
Mantel reißt er ihr vom erbebenden Leib, die düstere Tracht der
dem Heiland Verlobten, und hüllt die zarten Glieder insFürsten»
gewand. «Thus nicht!« Ihr Ruf verhallt ins Weite. Vom Hals
bis zu den Füßen knisterts von schwerer Seide, Gold gürtet die

Brust und^Zerlenschnüre schimmern am Mieder. Sie soll lachen lernen; lachen und küssen und Königin sein. Noch aber trägt sie schlotternd all denPomp und nur derThränenstrom kehrt ihr zurück. Wieder liegt sie vor dem Marienbild und rüttelt das Gitter und fleht um Hilfe. Ein Zeichen gieb.allerbarmende Mutter; das winzigste soll mir genügen. DerleisesteSchattenausDeinerStirn, ein Aufzucken, ein Sinken der Leuchte: und ich bleibe noch jetzt. Kein Zeichen aber, kein Schatten. Ist irdische Liebe Verslucht und niemals, in keinerPein je zu büßen? Unbewegt wacht die Iungfrau und das Lämpchen zuckt nicht um Fingers Breite. Blaßblau dämmert derMorgen und derGeliebtemahntzumAufbruch. Ein Räuber? Er giebt, statt zu nehmen. Der Versucher selbst in lockender Gestalt? Ein Wink der Lieben Frau stieße ihn in denRachen der Hölle. Seine Rede klingt sanst und kost die Entschleierte wie warmer Lenzwind die Knospe, die sich des ersten Lebenstages schämt. Nur ihr Glück will er; eine befreite Königin krönen, nicht eine Sklavin rauben. Und mit frommem Schauder neigt er, in höchster Entzückung, sich vor dem Mädchen, das der Heiligen gleicht. „In ihrem Lächeln ist der Abglanz Deiner Thränen. Fleht sie zu DirundistDeindesVerzeihens Hochamt? ZweiSchwestern schaue ich; meinem Blick find Eure Hände in der Glorie segnender Liebe vereint." So spricht nicht der Böse ... Zum ersten Mal erwidert Beatrix den Kuß Bellidors. Am Gitter hängt, vor dem stummen Bild, ihr Klosterkleid, Geißel, Rosenkranz, Schlüsselbund. Aus der Vermummung stieg Iugend ans Licht. Draußen leuchtet es; in der Menschenwelt. Hinaus! Ein starker Arm hebt sie auss Pferd, der Greis hält den Bügel, ein feliges Paar sprengt ins Morgenroth. Das Klosterthor steht weit offen, die Küsterin floh ihrer frommen Pflicht und im hohen Gewölb ist die Mutter Gottes allein. Nicht lange. Auf ihr Geheiß schließt sich das Thor, thun sich die Fenster dem frischen Duft des Tages auf, ruft die Glocke zur ersten Hora; so hastig, als hätte Todesangst sich an den Strang geklammert. Die Stunde des Wunders schlug und die Iungfrau bereitet sich, die gläubig Irrenden zu empfangen. Das Steinbild erwacht zum Leben. Von ihrer hohen Nische schreitet Maria herab, kleidet sich ins schlechte Gewand der Pförtnerin, nimmt den Schleier, den Rosenkranz, Geißel und Schlüsselbund. Da pocht auch schon ein schüchternes Fäustchen ans Thor. Die Iungfrau

schiebt dcnRiegel weg und durch dieOeffnung lugt garfurchtsam ein Kinderkopf. In Lumpen ein Englein; und schöner fast als die selige Schaar, die keineThränen hat. Die armen Leute, die um die zweiteStunde schon den Bettelgang antraten, sahen nach langem Harren Schwcster Beatrix auf dem Roß des Prinzen ins Stadt» gebiet jagen; sie schauten dasAergernißundschickten,daderHun» gcr von längerem Zaudern abrieth, die Kleine als Vorhut ins ent- heiligte Haus. Mählich schleichen sie nun herbei, reißen die Augen auf und können's nicht fassen. Schwester Beatrix, die sie mit dem Buhlen davonsprengen sahen,steht lei bhaflig vor ihnen! Schwester Beatrix, die Jeder kennt. Nur das Kind fühlt, daß nicht Alltäg- liches hier gcschah. DasKleid derKüsterinleuchtet,inihremAuge ist Sternenglanz und die Handfläche strahlt. Die Anderen ahnen nichts. Nie wurden sie so reich beschenkt. Die kostbarsten Stoffe, funkelndes Geschmeide: für Fürsten ists, nicht fürBettler nur eine Bescherung. In Wonne heult Mancher auf, ein Schluchzen geht durch dieRcihe derSiechen und Viele sinkenins Knie, alszwinge die selbst in Träumen nicht erhoffte Herrlichkeit sie zu Anbetung. Die Nähe derGottheit empfinden sienichtund ihrekstatischerIubel gilt dem unermeßlichen Besitz, nicht dem Wunder. Wenige Mi- nuten ists her, seit sie draußenBeatrix sahen, feit die Schwestermit vertrauterSlimmeihncndenScheidegrußzurief.VorihrenAugen entfloh sie demKloster. Nun aber ist sie wieder da und ihre Spende ist tausendfach reicher als jcmalsaneinemanderenMorgen. Soll derArme sich mit der Frage, wie solcherSegen möglich ward, die Freude an einemFest trüben, das ihm nie vielleicht wiederkehrt? Er nimmt, er dankt und geht.seinen Schatz vorNeidern zu bergen. Ietzt abernahen die Klosterfrauen, die imGlauben an Wun- der erwuchsen, deren ganzes Sinnen insReich derMirakellangt. VicrIahrc hatBeatrix unter ihnen gelebt, keine Minute sich von den Schwestern entfernt; und länger noch, viel länger stand die Madonna vor ihrem Auge. Nun ist sie fort, die Nische leer, die Pförtnerin, unter derKutte.mit demHoheitzeichen derHimmels- königin geschmückt. Darf wahre Frömmigkeit auch nur eine Se- kunde zweifeln? Die Jungfrau vermag, die Allvermögende, sich se bst wohl vorRaub und Schändung zu schützen. Nebel wäre es dcmNönnlcin ergangen, das gestern dieLästerung gewagt hätte, Maria sei anfMenschenschutz angewiesen, könne in ihrer ruhigen

Majcstätvonk'ngclndemMenschenwitzHcil und Unbillerwarten. Die Geißel hcitle der Ketzerin die rechte Lehre eingebrannt. Ietzt, in derStunde ernsterFährniß.scheintjedes Erinnern an diereine Lehre aus diesen Hirnen geflohen. Ein Angstschrei: Uns wurde dieMutter geraubt! EinWuthgebrüll: SchwesterBeatrixhat die Tempelschändung begünstigtundMariendasKleid,denSchmuck, die Krone gestohlen! Kein noch so leises Bedenken kriecht hervor. Diese Frauen sind gut und fromm, wissen die Spreu vom Weizen zu sondern und richten vom erhabenen Sitz die sündige Kreatur. Vor ihnen steht, ohne eine Regung, lautlos, in Hoheit die Frau, deren Glorie sich dem tastenden Sinn eines Bettelkindes offen» barte: und die stolze Schwesternschaft schilt sie Diebin, Hehlerin, Teufelsbuhle. Sie haben an jedem Morgen, Mittag und Abend dieAllmacht derIungsrau gefungen: und sind nun gewiß.daß es nur der Arglist eines Mädchens bedurfte, um der Heiligsten den härtesten Schimpf anzuthun.Ließ die angebetete Wunderthäterin sich berauben, von Erdengekrüppel überwältigen, dann litt fies, wie am Kreuz der göttliche Sohn, weil sie für ihr tiefes Planen just dieses Leid brauchte, und derRäuberwar,wenn ers auch nicht ahnte, nur das Werkzeug ihres Willens. Fromme Frauen sind freilich zwiefach entschuldigt, wennihrDenkenallerGesetzespottet. Priesterschlauheit kommt ihnen zu Hilfe. Der Kaplan hebt die Stimme und wieDonner hallt feinRuf über die weggekrümmten Würmer hin: Der Fürst der Finsternis siegte hier, der Vater hoch» mülhigenVermessens! Siegte, Pfaff, über die Reinste derReinen? Ist Deine Sanctissima VirM so schwach, daß Satanas, sobald es ihm beliebt, über sietzerr werden kann? Mann und Weib finden einander in dem selbenWahn. Schwester Beatrix hatte dasBild zu hüten. Das Bild ist fort und das Wesen, das da in Mariens Gewanden prangt, kann nur SchwesterBeatrix sein, die überNacht zur Diebin, zur ruchlosesten Verbrecherin wurde. Mit wehem Lächeln sieht es, hört es die Iungfrau. Die guten Seelen, die blin» dentzerzen! Die Schwester war ihnen sremd und kein Erschauern lehrt sie die Nähe der Gottheit fühlen. Für diese stumpsen Sinne ist des Wunders noch nicht genug. Der Priester muß, so will es Maria, zumRächeramt rufen. Vor dieAltäre mit derFrevlerin! Herunter die gestohlene Pracht, das Gold und Edelgestein; und peitscht ihrmit grausamem Arm, mit unbarmherzigen Händen das

Fleisch, bis es in blutigen Fetzen hängt. Menschenschwachheit darf sich nicht anmaßen, nach himmlischem Muster mit Liebe zu heilen. Gesegnet die Hand, die dem Sünderleib Wunden schlug! Mit diesem Christensprüchlein entläßterdieNonnen. Sieschürzen sich flink, schwingen die Geißeln, schleppen ihr Opfer in die Ka° pelle und stacheln einander zu härtestem Streich. Ietzt ist die Zeit erfüllt. Aus derHöheklingt ein EngelchorinsEewölb.Diesteiner» nen Heiligen steigenvon denPfeilernundknienvorderSünderin. Strahlen schießen aus allen Winkeln, wie von einer neuen, ge» waltigeren Sonne leuchtets durch denRaumundausallen Fugen des Gebälkes quillt ein Blumenregen, wie kein Menschenauge je einen sah. «Ein Wunder!" «Das größte derWunder!"... Fällt nun endlich dieBinde, sinken die vom Irrwahn gewebten Schleier? Nein. Was zu greifen, zu hören, zu riechen ist, läßt sichnichtleug» nen.Dertzimmel will nicht, daß Beatrix gestraft wird. Neben dem Kaplan kniet dieAebtissin. «Wir haben gesündigt.Unerforschlich sind die Wege des Herrn. Schwester Beatrix ist eine Heilige! "Als waltete über ihnen einlaunischerGötzederWilden,der,wenn ihn die Lust kitzelt, sakrilegische Schandthat mit der Glorie belohnt. Als wären Christen in Heiden gewandelt. Schwester Beatrix hat dem Räuber die Pforte geöffnet, der Iungfrau Kleid und Zierrath gestohlen. Das bleibt gewiß. Doch der unerforschliche Rathschluß des Weltenrichters reicht der Diebin den Strahlenkranz.

Gott geb' ihm ein verdorben Iahr,
Der mich macht' zu einer Nonnen
Und mir den schwarzen Mantel gab.
Den weißen Rock darunter.
Soll ich ein Nönnchen werden
Dann wider meinen Willen,
So will ich, auch einem Knaben zung
Seinen Kummer stillen.
Und stillt er mir den meinen nicht,
So sollt' es mich verdrießen.

«In selbiger Zeit", so lesen wir in der Limburger Chronik, »sang und pfiffman dieses Lied." Am die Zeit, da Herr Wenzel von Luxemburg über Brabant herrschte. Beatrix mag den Lästervers mitgesungen haben.Die entlaufeneNonne hatte denKummer manches jungen Knaben gestillt. Der schöne Prinz hielt sie unter drei Monden im Arm; dann fing er sich ein neues Liebchen. And die

Verlassene wühlte sich miteinerWonne in den Schmutz, als müsse sie geschwind alle Scham verlernen und dürfe auf ihrerHcmt kein sauberesBlondhärchendulden.FürIedenist sie,bietetsichIedem an undsinktmitverbrauchtemLcibindielichtschcue Zunft derWinteldirnen hinab. Die Kinder, die der Kunde einerNacht in ihrem Schoßzeugte, sterben ihr; das letzte, das seinenHunger derMutter ins Ohr kreischt, tötet sie selbst. Die Mutter mordet ihrKind. «Und die Sonne scheint, dieSterne kehren ruhig von ihrerWanderung heim, die GerechtigkeitschläftunddieAllerschlechtestennurwohnen in stolzem Glück." Die Allerschlechtesten ? Beatrix, die sich denRei» nen nicht gesellen darf, lebtim Elend; fünfundzwanzigIahre lang. Dann kriecht sie, todwund, mit greifendem Haar, den Weg zurück, densieaufhohemRoßeinstdurchjagte.DamalswarSommer.Ietzt wirbeln Flocken im Sturm. Wie ein kranker Hund scharrt sie an der Klofterpforte. Die thut sich ohne Hilfe von Menschenhand auf undsiehe: Alles ist,wies in der Scheidestunde war. Die Madonna in hoherNische. Da hängen Schleier undMantel, Schlüsselbund, Geißel und Rosenkranz. Die Kraft reicht noch, ins alte Gewand zu schlüpfen; dann sinkt Beatrix zusammen und erwacht nur, um zu sterben. Liebe bettet sie und fromme Ehrfurcht beugt sich über ihr Lager. Die Aebtissin, all die welken Frauen glauben kein Wort von der hastig, mit fliegendem Puls noch gebeichteten Schmach. In stinkenden Lumpen liegt die Schwester vor ihnen, an den schwieligen Füßen den Straßenkolh; sie sehen und hören: und glauben dennoch nicht. Diese war nie in der Welt der Sünder. Tag vor Tag that sie im Kloster den Dienst, wirkte sie, feit ihr die Iungfrau das heilige Kleid und den Schmuck der Himmelskönigin ließ, vor verzückt staunendenAugen immer erneute Wunder. Keine gleicht ihr, die der Herr selbst heilig sprach. Und wenn sie jetzt sich der Todsünde zeiht, so röchelt aus ihrem Munde der Versucher, der den letzten Sturm auf die reinste Seele wagt. «Furchtbar lastet die göttliche Liebe aufMenschenseelen",spricht die Aebtissin; und ladet die Schwestern zum Gebet. Beatrix begreift nicht, was um sie geschieht. Nicht einen Tag war sie fort, nicht eine einzige Stunde vermißt.wurde niedurch denSchlammdesLebens geschleift? Sie möchte sich sträuben und schwärzt noch, als wärs ihr höchster Stolz, dieeigeneSchmach.«IhrhockthierimWarmen,betetundfastetund wähnt,zu büßen. Doch wirnur,ichundmeineruhlosenSchwestcrn

da draußen, gehen den schwerenBüßerweg bis ans Ende." Umsonst. Nirgends weckt sie Glauben. Sie ist heilig, an Seele und Leib ohne dunkles Mal.,, Früher verzieh man hiernicht.Wenn Gott allwissend wäre, würde er niemals strafen. Im Elend stammelte ichs. Wie aber lerntet Ihrs,die imGlück sturmlosenFriedens wohnen durftet?" IhrmüdesHirnkannsnichtfassen;verglimmtschon.Eine Heilige stirbt; und wird imGedächtniß derFrommen ewiglich leben. Noch immer lächelt die Iungfrau; lächelt wie der indische Gott,der «stehet mit Freuden durch tiefes Verderben ein menschliches Herz." Auch sie stieg herab.Lust undQual mitzufühlen. Um einer armen Seele das Plätzchen zu wärmen, verdang sie sich als Magd und diente fünfundzwanzig Iahre lang; um einer Seele willen, die im Trieb brünstiger Weibheit denMuth zum Erleben gefunden hatte. Maria warPförtnerin, zehnIahre,zwanzig und fünf; und kein Auge erkannte sie. Was vermag gegen die Legende die Gottheit selbst? Die Madonna ging und ließ der Schwester Beatrixmit dem Kleide das Amt und kehrte dem Kloster erstwieder, da der alten, erschöpften Heilsbringerin die letzte Wintertagssonne schien. So stehts in der Ordensgeschichte; wird noch Urenkeln so eingeprägt. Die Mutter des Herrn hatte die Macht, das Elend der Kreatur zu krönen, den Dirnenleib, das verlorene Kind in die Glorie zu heben. Die aber, denen es Zeichen und Warnung sein sollte, fassen es nicht, ahnen nicht das Entsetzliche: daß ihre Ehr« barkeit sich hier vor einer verbuhlten Mörderin beugt. Kein Wunder befreit von dem Wahn. Statt der alten webt geschäftig die Menschheit sich neue Schleier. Nie mehr wagt die jungfräuliche Gebärerin, das Werk zu vollenden, das dem Sohn nicht gelang; lockertKeinem je noch, daß seinAuge hell sei, dieBinde. Dicht am Klosterthor steht sie wieder, all in ihrer Pracht demüthigen Blickes, wacht einsam in hoher Nische und fleht mit erhobenen Händen himmlischen Segen ins Reich der Menschenschwachheit herab.
Keller.

Die Paraphrase (des Spielgedichtes „Schwester Beatrix", das der Vlame Maurice Maeterlinck im ersten Lustrum unseres Iahrhunderts schuf) sollte fühlen lehren, wie ein Kind entgotteter Tage, ohne der Vernunft abzuschwören, noch als Vierzigjähriger Mirakelschaut.EinIesuitenschüler,derAdvokatundWahlfranzos

wurde, indessen Seeleaber keiner anderenGotthcitBild jeShake»
speares überwuchs. Hatte er sich aus andächtiger Einfalt in die
alteLegende versenkt? Als seines Odems Wehensie aus der Gruft
rief, brachte sie nicht die Erinnerung an Hubert van Eyck mit herauf,
dem in Maeterlincks Heimathstadt Gent das Steingrab bereitet
ward; lächelte in ihr, schluchzte aus ihrEtwasvon dem Geist Re»
nans, des frommen Skeptikers, der nie des Glaubens blinde In»
brunst, nie den dreisten Muth zu schroffer Abkehr vom Glauben
lernte. Eines mißtrauischen Euripides wachsamer Weisheitstolz
zcrbeizte das zarte Gefüge des Mythos: und durch alleWunder»
fülle summte aus dem Mysterium die Mahnung: Lächeltübcr die
Menschenhirnwelt, in der die Legende stärker ist als ihr göttlicher
Held! Leis und doch unüberhörbar; wie durch den Nachhall der
Brandung das Lied der dem Ohr nahen Muschel. Vom Strand
trage uns desPoetenZaubermantel durch graueLuftschleier schnell
nun in die Nachmittagsklarheit des allemanischen Bergreiches;
von denAltärenwortkargerMamen ins Land von Seldwyla, das
im Herbst gährenden Sauser zecht, im Lenz die bunte Mummen»
schanz des Sechsläutens feierlich wie Gottesdienst nimmt.
Von einem Berge glänzen die Mauern eines Klosters weit»
hin übers Land. Eines Frauenklosters, dessenjunge Küsterin durch
die Schönheit des Antlitzes, den feinen Wuchs und edlen Gang
dasAuge labt. Schwester Beatrix betreutAltar und Chor, waltet
im Allerheiligstcn und sorgt, daß die Glocke pünktlich stets das
Morgenroth und den Abendstern grüße. Oft aber hat aus dem
stillenGewölb ihrMädchenfinn sich ins lauteLeben gesehnt; aus
Weihrauchduft in kräftigen Ackersruch, in desFöhns hcißeWir-
bel. Ward auch sie wider ihrenWillen ein Nönnchen? Wenn ihr
Schlüssel das Thor aufthat, schweifte derBlick ins Weben blauer
Gefilde; sah auch wohl in der Tiefe ein Gefunkel von blankem
S!ahl, Harnisch.Roßbehang, Speeren. Und ins Ohrklang die fröh-
liche Zwiesprache von Hifthorn und Männerstimmen. Männer,
die jagen; unheilige, die den Krallen des Lebens Beute entreißen
und seine Wuth in Gelächter ertränken. Starke, nicht von Kasteiung
matte Männer, aus deren Wurzel, wie aus des Lindenbäumchens
an der Klosterpforte.derZeugersaft bis in denWipfel stieg. Aufgrü-
nem Teppich dampftSommer bergan. Soll die kräftige Magd, der
unter dem hartentzemd derLeib bräutlich blüht, auch diesenSom»

mer, noch einen, verbeten, im Dämmer verseufzen? Im Blinken desIunimondcsists wie aufrüttelnde Lockung; in seinem Gleiten wiederRuf.insolchesLichtesSilberspurihmausdieWeltwanderung zufolgen. Die Küsterin springt ausdcmBett, kleidet dieFüße in derbe, unvernützte Schuhe, gürtet sich fest,tritt vor dasBildder Iungfrau Maria und spricht: „Manches Iahr diente ich Dir in Treue; doch länger kann ich in meinem Herzen die Gluty nicht dämpfen; drum bewahreDu, Mutter Gottes, fortandieSchlüssel." Legt den klirrendenBund auf den Altar und schreitet hinaus. Thalwärts. An einem Kreuzweg rastet sie, die dem Kreuz entlief, unter Eichen, an einemOueU. IhrGewand wird vomThau feucht:froh aber schaut, furchtlos und frisch, trotz der durchwachten Nacht, ihr Auge ins Frühroth. Mit der Sonne kommteinRitter inprächtigem Waffenschmuck. Beatrix hebt die Lider so hoch, wie sie vermag; umfängtdieWohlgestalt des wuchtigenMannes inbrünstiger als in den frömmsten Stunden das Gnadenbild am Altar. Sieht er sie nicht? Der Quell wird ihr Freund. Sein Murmeln mahnt den Ritter an die Pflicht, das Rotz, das ihn durch die Nacht trug, zu tränken. Er steigt ab, neigt sich vor der Nonne: und nun haften ihre Blicke in einander. Nie sah sie eines Mannes Auge so nah. Dieses ist keck, trutzig, heiter; und lehrt sie das Fürchten, lehrt sie unbefohleneScham.Nun spricht er;fragtnach ihremWegund erbietet sich, ihr, wo er vermöge, zu dienen. Da rinnt, ehe sie schleußen kann, Wahrheit über ihr Zünglein: sie sei, die Welt zu schauen, dem Kloster entlausen, merke aber jetzt schon, datz sie im Freien ein furchtsames, vor unklaren Wollens Drang hilflos verkrochenesMädchen geworden sei.DerRitter lacht,datzüberdemBrustgeschüttet derPanzer rasselt.Dann kredenzt er die Einladung, auf seinem Schlotz zu rasten und dort, in Sicherheit, zu erwägen, ob sie heimkehren oder muthig in die schöne Welt wandern wolle. Stumm besinnt sie dasAngebot. Wehrt demArm aber nicht, der sie aufs Pferd hebt. Die Glieder bebeneinWenig und roth glüht es aus den Wangen, da der Mann nun hinter ihr im Sattel sitzt. Doch aus derAu duftet Morgenglück, grün leuchtet, goldig strahlt es durch denWald, aus Vogelkehlen, die Sonne schlürften, steigt einIubelchor, aus derFerne dröhnt des Lebens Widerhall durch die sommerlich prangende Stille: und des Mannes Mund sucht des Mädchens. Findet, wärmt, preßt ihn, trinkt seinen Hauch.

Und lächelt nun mannheitselig, da das Iüngferlein den Kopf rückwärts wirft, an seine Brust stemmt und, mit geschlossenenLidern, ihre Lippen in seine wühlt. »Unter solchen Umständen sahen sie nichts vom Land und vom Licht, das sie durchzogen, und die Nonne, die sich erstnach der weiten Weltgesehnt, schloß jetzt dieAugen vor ihr und beschränktesich auf einen Bezirk, den ein Pferd auf seinem Rücken forttragen konnte." (So schmunzelt der Staatsschreiber.) Am Kreuzweg hat der einsam heimziehende Kreuzfahrer die dem Kreuz entschlüpfte Nonne gefunden. Kann Gutes daraus werden? Fürs Erste wird Lustiges. Zwar ists still und finster in Wonnebolds Ritterburg; die Eltern starben und das Gesinde, das auch den jungen Herrn tot wähnte, zog weg. Aber das stein» alte Schloßvögtchen, das keuchend den Thorweg aufsperrte, hat für dieBereitschaft des Schlafgemaches anjedemAbend gesorgt; und der entschiente Ritter kann seinen Schatz ohne Weilen ins Bett tragen. »So ruhte denn Beatrix mit ihm und stillte ihr Verlangen."Am nächsten Morgen hebt erdenDeckelvon denTruhen der Mutter und läßt die Stöberhand seines Liebchens drin das reichste Gewand, das feinste Linnen und kostbares Glitzerge« schmeide wählen. Der Wille zur Weltwanderung ist lahm; siech von den süßen Trunkenheiten derNächte.Hier möchte sie bleiben, leibeigen dem lieben Herrn, ohne Begehr nach Vermählung, die ihr ein Frauenrecht und einen Namen gäbe. Ist in Heimlichkeit das Nestgekos denn nicht höchstes Glück? Da stampft, eines Abends, ein Baron mit seinemTroß in dieBurg. Rüste, holdeste Schaffnerin, flink uns ein Fest! Zwischen die Humpen rollen die Würfel. Ieder Wurf dem Gast ein Verlust, dem Wirth ein Ge» winn. Euer altes Bergschloß, Baron, gegen mein Liebstes: die Hausfrau in ihrem Schmuck! Scham undUnheilsahnung bleicht die Wange der Schönen. Der Würfel fällt wieder: ihr Glück ist verspielt. Ohne Säumen muß sie dem Gewinner folgen. Der läßt sie zuerst ihrem Schmerz. Will dann abcr,unter dem vonschlanken Silberstangen getragenenSeidenzelteinesBuchenwäldchens, die Thränenspur vomFlaum ihresAntlitzes saugen. Nein. Meinen Leib warf Glückslaunc Euch in den Arm; mein Herz könnt Ihr nur von mir selbst erwürfeln. Gewinnet Ihr auch diesmal, so ist meinPulsEuch verpfändet; blicken aus meinemWurfmehrAugen als aus Eurem, so ist Euer Leben in meiner Hand. Euer Schwert!

Statt seiner nehmet dieElphenknöchel, die ich von meines Herrn Tisch raffte und zwischen den Brüsten wärmte. Er wirft: Elf. Ietzt, imDrang der Noch, denkt sie wieder der Heiligen Iungfrau. Hilfst Du, Mutter Gottes, derNngetreuen? Aus brennenden Händen rollen die Würfel ins Gras. Zwölf! Das Leben sei Euch geschenkt. Ernsthaft verneigt sie sich vor dem Baron, nimmt das Schwert unter den Arm und schwindet ins Gehölz. Die feinen Schuhe sind zerlappt und die Füße geschunden, als sie ans Burgthor pocht. Sich aber bringt sie rein, wie sie gegangen war. Und nun ist ein Iauchzen im Schloß wie in Seldwyla.wenn d. rj .i:ge Sausewein imRauschdunst die Herrschaft antrat. Daß sie 0cm Baron, einem ansehnlich schmucken Gesellen, ihres Schoßes Trühlein nicht auf« that, dünkt Herrn Wonnebold einWunder, das er lohnen müsse. Noch vor demWinter wird Hochzeit und Beatrix des Ritters Ge- mahl. Fortan darf sie aufTreibjagd mitreiten, die Hausehre ade» ligerNachbarn bewirthen, in der Kirche aufdemHerrenstuhlthro» nen. Zwölf Herbste welken; acht Söhne sind den Eltern erblüht. Acht junge Hirsche rudeln sich vor der Burg sicheren Glückes. Aus dem Zufallsabenteuer der Iuninacht ist Gutes geworden.
Wieder ist Herbst. In sternloser Sturmnacht gleitet Beatrix behutsam aus dem Ehebett. Sorglich sammelt sie, was an Ge- wanden und Geschmeide ihr beschert ward, und packt es in die Truhen, aus denen es, ihr zur Wonne, einst quoll. Iede schließt sie; und legt dieSchlüsselneben den schlafendenRitter aufs Linnen. Ieden Sohn, vom jüngsten bis zu dem achtzehnjährigen, küßt ihr Mund; nun, noch einmal, ganz leise, ganz zärtlich, den Gatten. AufnacktenFüßenstehtsieimDunkel; schneidetdie langen, dichten Haarsträhnen vom Haupt; schlüpft ins härene Kleid der Nonne; und schreitet aus dem Schloß. Aus ihrer Welt, durch Wind, Finsterniß, Laubgestiebe, die Straße in den Bezirk dcs Klosters, dessen Glocken strang ihrem jungen Arm anvertraut war. Die alte Pförtnerin, diesie einließ,stauntnicht; undzuderKniendenspricht dasBildderIungfrau: „Dubist ein Bischen lange weggeblieben, meineTochter! Ich habe dieganzeZeitDeinenDienstalsKüsterin versehen; jetzt bin ich aber froh, daß Du da bist und die Schlüssel wieder übernimmst." Alles ist, wie es war; nur sitzt zwischen alt gewordenen Nonnen eine andere Aebtissin oben am Tisch. Zehn Iahre schleichenhin. Festtag. IedeSchwesterhatderLiebenFrau

ein Weihgeschenk bercitet. EineAltardccke gestickt, ein Gebetbuch geschriebenundausgemalt.einentzyinnusersonnenundmitTönen beschwingt: werfürdieMulternichls fand, nähte dem Knaben ein neues tzcmdchen(»und die Schwester Köchin bukihm eine Schüssel Kräpflein"). Nur Beatrix, deren Denkkraft an Vergangenheit hängt, steht mit leeren Händen; legt nicht das winzigste ZiergerZth auf den Altar. Blumenduft vermählt sich dem Weihrauch. „Du, Mutter der Gnaden, barmherzig und mild, sei meine Patronin, mein Schutz und mein Schild I" Weithin ruft die Glocke insLand. Ruft einen in Eisen gekleideten Greis, der mit acht schönen Rittern» acht reisigen Knappen auf dem Weg ins Lager des Reichsheeres vorübcrritt, in die Klosterkirche. NeunPanzer klirren. NeunRitter knien. Sotief drückt die Gewalt des Vorganges sich in dieSeelen» daß auf der Lippe der Nonnen das Lied jäh abbricht. Schaaren Erzengel sich um dieWeltkönigin? Wie durch verschleierte Nacht eine Flamme flackert durch die fromme Stille ein Schrei. Beatrix schmiegt sich andie zerfurchte, verschneite Wange ihrestzcrrn, strei» chelt die Stirn, das junge Gelock ihrer Söhne und beichtet, vor dem leuchtenden, umblühten, umduftetenAltar,ihresErlebnisses hoheWunder. Steht sie dennoch mit leeren Händen? Achtkräflig sprossende Zweige, von allen Gaben die reichste, hat sie vor die Mutter der Gnaden gespreitet. Die ist unbewegt; starr, als habe sie nie gesprochen, im Pomp ihrer Gottheit. Nnbewegt auch im Innersten?Acht Kränze aus jungemEichenlaub winden sich um die Häupter der Nonnensöhne. Keiner brach das schmalste Blättlein; rührte an einen Baum. Mariens heiliger Wille hat sie gekränzt.
«Die Iungfrau und die Nonne" hat Gottfried Keller diese vierte seiner Sieben Legenden genannt; und ihr den Sehnsucht» ruf des Psalmisten vorgesetzt: «Wer giebt mir Taubenflügel, datz ich auffliege und Ruhe finde!" Das ist aus einer »Unterweisung Davids, mit Saitenspiel vorzusingen." Dieses Saitenspiel läßt uns Meister Gottfried nicht hören; und er singt nicht, sondern er» zählt, geruhig, bedachtsam, manchmal ein Bischen ironisch. Des Dichters Einbildnerkraft ist allerWunder voll; plaudert und spielt mit dem Wind,malt auffernhin verschwebendenBergnebel schnur» rige und leidigeMär undfügt aus vier Grundstrichen eineMen» schengestalt,die von persönlichem Leben strotzt.Doch die Empfin» denswelt des Mannes, der wider «Loyolas wilde, verwegene

Jagd" Calvinerwuth waffnen wollte, blieb noch im Legendenland akatholisch. Seine Maria ist tzolbeins eben so fern wie Cimabues, Mantegnas, Murillos; ähneln könnte ihr eine, die Frans Hals gemalt hätte.Diese istnicht reAina angelorum noch diezarteste Iungfrau. Ein rüstiges Mütterchen, das ohne Wank auch lästige Arbeit leistet und dessen Wunderwirkuug nicht höher langt als bis in Eichenwipfel. Und seine Nonne? Ein tüchtiges Kernmädel, das einmal, früh, seine Sauserzeit hat (in der«dieSeldwyler gar nichts taugen"), dann aber rasch, ohne Schaden, für immer klug wird. Ihr Erlebniß: Das vom Quellrand aufgelesene Liebchen wird des Ritters Schloßfrau, entläuft ihm, wie einst dem Kloster, und büßt, daß sie in der Kutte gar so schnell küssen lernte. Nie war, niemals wird sie heilig. Auch nicht aus feinem Seelenstoff. Nim» mer kehrte sie sonstDemzurück, der sie aufs Würfelspiel gesetzt hat und, knirschend zwar, als eines Gierigen Bettschatz ziehen ließ. Eines stämmigen Dichters fromme Schnurre. Eines, der, wenn die Welt ringsum nach jungemWeinduftet, gern, nach demWort des von ihmgeliebtenTitanschöpfers, „aufdemKopf tanzend,den Nektar hinaufwärts trinkt. "Der aber bald wieder auf festen Bei» nen steht und in den Bürgerbart brummt: Das Wichtigste ist mir dieBrut; acht kräftigeIungensind das gesündeste, nützlichsteWun» der. Keinen Mahadöh beschwört er ins Menschenthal. Kein ver» lorenes schönes Kind schreitet durch tiefes Verderben auf den Strahlenthron, aus Schmach in unverlöschlichen Himmelslichtglanz; und die vernünftige Gottheit freut sich derSünde, die achtfache Frucht trug, der Reue, die sie von Dienstlast entbürdet.

Von Engelbert zu Engelbert.

In allen Literaturen, in Islands und Böhmens sogar, lebt die Marienlegende von der entlaufenen Küsterin. Alle empfingen sie vonCaesarius, der, amAusgang des zwölften Iahrhunderts, unter dem Auge des kölnerDompropstes Engelbert (der als Erzbischof, 1225, gemordet wurde und als der Gerechte, in seinem Stiftsbezirk als der Heilige fortlebt) sich der Kirche verlobte und fünfzehn Iahre nach Engelbert, defsenLebensgeschichte erschrieb, als Prior des Cistercienserklosters Heisterbach bei Königswinter gestorben ist. Aus seinem «Dmlogus miraculorum« haben Unzählige, seit den Tagen des limburger Chronisten Tilemann Elhen

von Wolffhagen, Saatgut geholt (auch Balzac; nicht nur für den
„Sukkubus" der,,<2«ntes Dr6Iatiques«). Aus einem an Phantasie-
vermögen überreichen, an Kontur und Athem unterschiedener
Menschheit armen Buch, dessen Form aus der Vorstellung kommt,
einem Neuling spende ein älterer KlosterbruderBelehrung. Ver»
gesset schnell die Sieben Legenden, an deren ärmste ich erinnern
mußte. Aus dem Siebengebirge weht anderer Wind.
Wärmerer. Schon klangen Wernhers Marienlieder durchs
deutsche Land: und nun hat Caesarius von Helsterbach sein Leben,
sein Dichten der Iungfrau geweiht. Der ist kein Schwätzer. Seine
Geschichten sind knapp und geben nur Vorgang. Horchet! Die
schöne, fromme, im Dienst unermüdliche Küsterin Beatrix wird von
einem Priester begehrt, mit ungestüm wachsenderBrunst so lange
umworben, bis von seinerHitze auch ihrBlut brennt. Sie tritt vor
Mariens Altarund spricht:„Nicht länger, Herrin, kann die Magd,
die Dir in Treue diente, der Versuchung des Fleisches widerstehen.
Sei drum selbst nun Deiner Schlüssel Hüterin." Dann flattert sie
in denArm des Verführers. Der sättigt sich hastig auf ihres Leibes
Weide: und läßt sie, mitleidlos, in bitterer Noth. Ins Kloster zu»
rück? Scham sperrt der Geschändeten den Weg. Im Dickicht, im
Waldgraben verhungern? Dawider bäumt sich Natur. Beatrix,
wird Buhlerin; nährt sich fünfzehn Iahre lang von Hurerei. Und
wagt aus solchemWandel dietzeimkehr in denKlosterbereich. Sie
fragt die Pförtnerin: WissetIhrvonBeatrix. derKüsterin? »Wie
wüßten wir nicht? Seit ihrer Kindheit hat die tugendsame Frau
in unserem Haus gelebt und ist, heute noch, allen Schwestern das
Vorbild heiligerReine." Die alsoseltsamBeschiedenetrautihrem
Ohr nicht, glaubt, in Fiebern zu träumen, und taumelt vom Thür-
spalt, daß kein frommes Auge sie, unter Runzeln die junge Sa»
kristanin, erkenne. Vor dem wiederverriegeltenThorschwebtnun
aber dieMartyrkönigin. „Deiner, Beatrix, wartet dastzüteramt.
An Deiner Statt versah ichs, fünfzehn Iahre lang in Deiner Ge-
stalt und Tracht. Tritt ein und büße still. Niemand weiß, was
Dir geschah." Das Thor ist offen. Hurtig schleicht die Begnadigte
hinein; findet ihr Kleid, ihre Schlüssel, die Ehrwürdenpflicht. „Bis
an ihres Lebens Ende war die Nonne der Seligen Iungfrau in
Dankbarkeit hingegeben. Und in der Beichte hat sie reuig denFehl
bekannt." So spricht der Prior von Heisterbach. Der Priester. „So

das Chor, das ohn' Erbarmen mehret ihres Herzens Noth." Die Alternde zur Entschleierung der Schandenpest zwänge.Niemals sprach so, nirgends ein Gott. »Unsterblicheheben verlorene Kinder auffeurigenArmen zum Himmel empor. "Staunend muß, dennoch, derVerstand der Verständigsten Diesen, Caesarium, schauen. Ein Mönch zeigt,vorsiebenhundertIahren,einesPriesters geileBocks-natur; zeigt Marien, die seiner Kirche so heilig ward, daß sie als von einer Iungfrau (von Anna, deren Fest, nicht Mariens, der Tag der Unbefleckten Empfängniß ist) Geborene und als jungfräu-liche Gebärerin gilt, einem jungen Bruder als Schirmerin, Rette-rin, Vertreterin einer Gassenhure. Ihr, die das Gelübde brach, einem Geistlichen, in zwiefacher Totsünde, des Leibes Hain zu frevler Lust hinwarf und unter dreißig Sonnenwenden vom Zins ihresIedem feilen Fleisches lebte,—Solcher das Amtzu wahren, stieg die Königin des Himmels und der Erden, die Mutter des HeilandsvonihremThronindieFronpflichtderGlöcknerin.Weih-wasserträgerin, Sakristeimagd. Und öffnet der tausendfach, für Klimpersold, von männischem Kitzel Geschändeten gütig, ohne ein Wort harter Rüge, das Klosterthor. Der russische Christ Dosto-jewskij war nicht kühner als dieser römisch erzogene Mönch. Kecker noch als er, dreister im Zugriff ist das aus Ton und Gestus gewirkte Mirakeldrama, das wir demDreibund der Herren Engelbert tzumperdinck, Max Reinhardt, Karl Vollmoeller zu danken haben. Ernsthaft zu danken. Manches Beiwerk ist dürftig. (Nicht der Einfall, in festeren Umriß als Maeterlinck das Nonnen-kloster als Wallfahrtstätte zu malen, das Geknäuel der Bresthaften undKrüppel ins Schiffzu ladenund die Heilung durch dieEkstase, durch denWirbel der Masseninbrunst uns erleben zu lassen, das Wunder, das in Bernadettes Grotte und in Charcots 8alpetriers nicht begreiflicher schien als Iahrtausende zuvor in den Tempeln des Serapis und desAsklepios.) Dietzauptlinie derArchitektonik führtvom Heisterbach steil himmelan und möchte hoch überGoethes Gnadengefild die Domkuppel wölben. Denn die nach Weltglück lechzende Nonne riß, um sich den Ausgang in Freiheit zu ertrutzen, der Allerheiligsten Iungfrau Issum, das Knäblein, vom Schoß; legt,die seitdem manches Ritters und Knechtes Dirne sein mußte, ihren Bankert in die Arme, deren Halbrund dem Sohn Gottes Wiege war. Und dasAuge der keuschestenFrau kostdenvomZu-

fallsbuhlen im Schlamm Gezeugten. Nicht die Sündige nur ist, von wüstem Erlebnitz, entsühnt und des Küsteramtes wieder wür» dig: ihrKind.des tausendfach schmählich befleckten Leibes Frucht, darf ruhen, wo der Knabe, der Enkel derIungfrau geruht hat. So Verwegenes bot den summenden Priestern nicht Mahadöh. Die Glocke rust alle Christenheit. Und aus dem Kirchenschiff tönt es liturgisch: «Singt laut in vollen Chören der Seligen Iungfrau Lob! Laßt jauchzend uns verehren, die Gott fo hoch erhob! Melodrama. Die Menschensatzung der Logik gilt nicht; für den Willen der Seele nicht noch fürs Geschehen. Alles konnte, kann, könnte anders kommen. Auch bei Maeterlinck, dessen Spinnfaden feiner, dessen Dom schmächtiger ist. Auch bei Keller, der mit dem Stolz des ehrsam vernünftigen Gildenhäuptlings seinen Schoppen vom Altarkelch wegschob.mitBewußtsein Marien fern, stets aber ein schamhaft gestaltender Dichter und baumeisterlicher Menschbleibt.MelodramaundMysterienspiel.Nicht(wieDümm° linge und Neidbolde schwatzen) breiter, verzuckerter Quark. Wie wäre der aus dem Bünditz dreier redlichen Künstler geworden? Ihr Werk hat mehr Wucht, Verwegenheit, Willen zu Größe als vor ihm irgendeins aus dem selben Stoff. (Auch eine innigere Melodie. Alles Kirchliche ist dem Meister Engel bert tzumperdinck leicht, wie dem Vollreifen Mann Zeugung, gelungen. And die Schleier, aus denen, in die der Zug der Schatten schreitet, wob die in edler Kunst geschulte Hand eines Friedhofträumers.) Daß diesem Werk nicht die Leuchtfeuer der Logik, der Psychologik die Fahrrinne weisen konnten, die auf festen Grund trug, war im Voraus gewiß. Und überreichlich tröstender Ersatz, daß auch die Plundermajestät des Logos ihm fehlt. Nach langem Gerede ein Drama ohne Worte: Labsal. Noch aus eines Dichters Mund möchte ich nicht hören, wie der junge Ritter um die holde Nonne warb, wie die vom Maientanz Heiße sich, in Sehnsucht, sträubte und mählich an den schlanken Adel des eisernen, bleichen Iüng» lings verliert. Allzu gut wissen wir, wie Kunstfertigkeit, nach der Mode von gestern, von heute, Solches ausdrückt. Hier beugt der Ritter das Knie, hebt in ernstem Verlangen die Arme, muß vor dem Weihijewand die Begierde zäumen und trägt dann die der Kutte Entkleidete aufseinRoß. Maria wird Küsterin. DerIünglingvon RäubernerschlagenDieNonneindesRaubgrafenBettgeschlepPt,

Von einem Prinzen erwürfelt (den seines Vaters Eifersucht, eines Königs,mordet),alsHexeverurtheilt,demHenkerentrissen,Lands- knechten, Troßbuben als Lagerwärmerin hingeworfen. Aus er- zwungenen Tänzen, Buhlspielen Zärtlichkeit vortrügender Sinne watet sie durch Blutlachen, Kothhaufen, Schandgestöber in den Himmel der Ohnegleichen, der ihre Kinderlippe sang: »Maria zu lieben, ist allzeit meinSinn; inFreuden undLeiden ihr dienstbar ich bin." Siblia pauperum: der Einfalt, die nur in Bildern denken lernte. Und nicht die närrische Frage heischt Antwort, ob neben Macbeth und Hermann, Faust und Prospero, Herodes und Ros» mer solche Mirakel walten dürfen, sondern die grimmig ernste: ob hier nicht keimte, nicht schon in Blüthe sich rundete, was den Hun- derttausend die ekle Nachtwürze aus denCoulissenbordellenjeg» licher Gattung ersetzen, in Andacht sie und doch ohne Langeweile dem Schwarm der feinerenGeister zu Kunstkultfesten gesellen kann. DerGrundriß derFesthalle istgefunden. WennHerrn Rein» hardt gar nichts Anderes zu danken wäre'als der Vorsprung in den Circus, könnte seinenNamen keines Tinterichs Wuth je aus der Schauspielgeschichte klecksen. Seit er dem schmierigen Iammer des Naturwaarenhauses (mitExtrapreisen, Saisonausverkäufen, Elitetagen für Sudermann, Fuldas Co.) entfloh, hat seinKünst» lertrieb, ohne die Lampe des Buchgelehrten, rastlos nach neuer FormderSpielgestaltung hingetrachtet. Der große,derkleineGuck- kasten hinter Proszenium und Rampe ward ihm zum Gräuel, die Trennung des Spiels vom Beschauer zum Kreuz, die Klüngel» intimität des von kalten Zunftschreibern beherrschten Sälchens zur Marter. Zuerst schob er einem Quengler und ewig Mißverstän» digen (Serenissimo) den Polsterstuhl mitten in die Schaar der Gaffer. Ein Gelegenheitspaß. Dann mästete er dem Gerüst ein Spitzbäuchlein an; eine Vorbühne, auf derAllerlei geschehen, Held und Schelm näher und nicht von einer Seite nur beguckt werden durfte. Ein rasch verkümmertes Nothstandsmittel. Das Hellenen» orakelwies indieArena. Die soll nicht etwa nun »fürAlles",auch nicht »für die ganz großen Sachen" fein, sondern für Werke, die nur sie noch, heute, bewältigen kann. Theorie ist grau. Gehet hin und genießet! (Die Mirakelwelt, meintIhr, ist stumm und bleibt deshalb den stärksten Beweis schuldig ? Aufdem schlechtesten Platz wäre Geflüster demOhr deutlich.)Danach mögetIhr prüfen, was

von dem Vorwurfsgeklump hastet. Die Menge umarmt das Ereignitz. Kein Vordermann stört, keines Reihers Wippen, keines Rumpfes Geflatter. Rundum sehet Ihr den handelnden, duldendenMenschen; zwischen seiner undEurerErde ist keinesAb» grundes Kluft. Wo sitzt der Einbläser? Wie lenkt der Kapellmeister feine Leute? Ihr wisset es nicht: und seid drum unzersplittert dem Dichter unterthan. Das Kleid der Szene muß sich mit demNnent» »ehrlichsten begnügen; zuPomp fehlt dieZeit.die gerade hierRaum wird. Doch ward nicht erzählt, im Circus könnenurMassewirken? VorEuchistdasstumme.unbeweglicheBilddertzeiligenIungfrau, ist ein schlicht gewandetes Nönnchen.das fein Herz und die Weib» sinne belauscht. Ringsum Viertausend: und kein Räuspern, kaum lauten Athems Geseufz. Ietzt naht eine Prozession; ein Kinderreigen; ein Krüppelhaufe; ein Soldatenzug. Naht wirklich; nicht aus dem Schlitz einer Leinwand, eines Getäfels. Stirn und Brust erblicket Ihr; Schultern, Hüften,Rosenkranz, Klapper, Wehrgehäng; Nackenschopf nun und das Kleid des Rückens. Dekoration? Die skizzirte Andeutung eines Waldes, Hügels, Palastes. Hinter dem unverschiebbaren, nur vom Licht gekleideten oder in Dunkel gehüllten Münster. Noch ists ein Anfang. Alles. Der leidig verstaubte Apparat eines Pferdecircus, durch dessen Sand vor ein paarWochen Clowns purzelten und dem, nach kluger Erwägung desMöglichen, Herr Dworsky kunstvoll das Holzgerippe eines Gotendomes eingefügthat.DochindieferArmuth welcheFüllefeiner und gewaltigerBilder! AmGitter des Klosters,vor demSchimmel, dessenHalfter ein alter Knecht hält, der blonde, hohe, aus düsterer Iugend inGlücksdämmerungstarrendeRitterim Eisenhemd. Der Maientag armer Kinder, dessen Lenzlust aus dem Blut der Nonne widerhallt. Der irre König, der den Sohn erschlug und seitdem eine prinzlich aufgeputzte Wergpuppe hätschelt. Das Hexengericht auf demMarkt mit dem über dem Küraß speckig und zottig nackten? Henker. Der dann den Schattenzug der um dieIlnselige geschlachteten Männer schließt. Iede Gruppe lebt von eigenen Wesens Gesetz. Iede Farbe ist von Meisterskunst getönt. Nur drei Gestalten im Vordergrund. (Welcher Segen für unsere Bretter, wenn deutsche Spieler manchmalgezwungenwürden,ohne Wortstelzen, durch ihres Hauptes und Leibes Beredsamkeit Wonne und Qual wahrnehmbar werden zu lassen, ihrem Körper die Steifheit des Schausprechers auszudrillen!) Der Spielmann: Herr Matray;

Gnom und Tänzer; einKerlchen, das Vision hat und mit dem kräftigsten Springer der Russen Wettkämpfe wagen dürfte. Die Nonne: Fräulein Maria Dietrich (Mary ist eine Name für nette Theaterweibchen); eine prächtig kühle Glocke einst, nun ein lieb» lich ernstes, in Tanzsucht und Schande noch keusches Germanen» Mädchen. Wie flink ist, auf schmalerTischplatte, ihr Fuß (der, frei- lich, nicht in Goldstoff gekleidet sein dürfte); wie hoheitlich wälzt sie sich in dieMartyrpflicht, um ihres Säuglings willen dem schä» bigsten Strolch die Hände, die Stiefel zu lecken. Madonna: Frau Earmi. Maeterlincks war Frau Sorma: in Gang und Geberde, imtzarfenklang unirdisch schwingenderRede ein Schmerzenskind aus Genieland und also gottähnlich. Diese spricht nicht. Trägt die Krone wie des Himmels von Ewigkeitin Ewigkeit herrschende Kö» nigin. Ganz und garschlicht ist sie im schweren Brokatprunk. Aus den weihenden, segnenden Händen der in reiner Magdschaft Em- pfangenen strahlt balsamischer Auszug aller Mutterliebe, die seit Urtagen aus demWurzelschoß indieAestederMenschenweibheit quoll. Die in die Glorie gehobene Küsterin gleicht dem Iohannes des Greco. Und wenn sie schreitet, ists, als küßten die Zehen duften» denVeilchengrund. Am sie und in ihr ist himmlischeMusik. Wer schaute Dergleichen ? Des ErlösersMutter thront. Diese nur durfte wagen, das Kind der Soldatendirne in ihre Arme zu nisten.
Warum ward uns versagt, aus solcher Flur es aufblühen zu fehen? Alles, was der von Zaubererkunst bediente inbrünstige Ernst desSpielgestalters diesmal, aus schlechtem Raumstoff und hastig zusammengetrommeltem Volk, schuf, lobt den Schöpfer wie keinen je irgendein Schaugerüstwerk. Auch hier ist ein Wunder; glaubet nur. Doch den Schluß ersehne ich anders. Nicht noch einen Nonnenauflauf, neues Geschrei, frohes jetzt, und abermalsArm» gefuchtelzumStuhlderIungfrau empor. Mariaselbst soll der aus Wirrniß Heimkehrenden die Pforte aufthun. Völlig, mit langem Mutterblick, sie umfangen, für die, für deren Menschenseele Gott« heit Knechtesdienst auf sich nahm. Und in ihrem Arm, auf ihrem Schoß sprosse aus dem Leichenbündel die Knospe eines Erlösers; geschändeterMenschheit leuchtende Zukunft. Herbei,nun erst, Ihr Nönnchen; singet, wie Ian van Eyck die genter Schwestern hieß, der Liebsten Frau. Und schaaret Euch, rundbackig fromme Engel des Altarbildmirakels, in dichtem Chor um die Orgel.

Tote Fliegen.*)

s war um die fünfte Nachmittagsstunde im November. Eugen wußte es ganz genau; er erinnerte sich auch noch viel später dieser Stunde, die so Wichtiges verursacht hatte. Er stand vom Schreibtisch auf, an dem er ohne sonderliches Interesse in irgendeinem Buch gelesen hatte. Es war das trübe, traurige Zwielicht des sterbenden Spätherbsttages eingefallen; er wollte sich seine Augen nicht verderben. Er stand auf und trat an das Fenster. Auf der gegenüberliegenden Seite erhoben sich hoheßäuserwände mit vielenFenstern;,er Kannte diesBild so genau. Beinahe wußte er, was Alles sich hinter diesen Fenstern barg, wenigstens so weit, wie es ein fremdes Auge ahnen konnte. Kleine Familien, stumpfe Ehepaare, junge Mädchen, arbeitende Frauen: es war wenig Lichtes darunter. Wäre es noch Sommer, hätte er sich aus dem Fenster beugen und in der Ferne, über Iviele Dächer und Straßen hinweg, einige Hügelzüge sehen können. Denn er wohnte hoch droben und die vielen Neubauten hatten noch einen schmalenWlick in die Weite gelassen. Ehemals sah er nur auf alte Gärten mit breiten Baumkronen. Ehemals... Vor fünf, sechs Iahren. Nun sah er aber die Hügelzüge nicht. Es war ja Ende November. Die Fenster waren geschlossen, im Ofen brannte das Feuer. Wie lange mochte es noch bis zum Frühjahr dauern! Er trat zurück in dasHalbdunkel des Zimmers, Durchquerte es bis zur Thür, kehrte um, machte vier Schritte über den großen Teppich bis dorthin, wo ein weißes Angorafell den Bodenbelag fortsetzte. Den Blick hatte er müde und verdrossen abwärts gerichtet. Auf dem weißen Haar der Angorakatze sah er einen kleinen Wwarzen Fleck. Er blieb stehen und bückte sich. Es war nur eine Fliege. Er streckte die Hand hinab; das Thier rührte sich nicht. Er berührte es. Eine tote Fliege. Er setzte seinen Gang durch das Zimmer fort, in dem das Dunkel des sinkenden Nachmittags immer dichter wurde. Eine tote Fliege. Er wußte nicht, ob diese Wesen im November überhaupt von einem Massentod ereilt würden. Vielleicht war für die Fliegen die Zeit des Sterbens angebrochen. Er nahm, sich vor, darüber irgendwo nachzuschlagen. Man mußte Das doch erfahren können. Vorläufig faßte er das Thier behutsam bei den Flügeln, öffnete die Ofenthür und warf es auf die glühenden Kohlen. Ehe er die Thür noch schloß, zischte und brenzelte es und der Anblick eines in der Hitze versengenden, sich krümmenden Leibes blieb ihm nicht erspart. Vor zwei Stunden hat sie vielleicht noch gelebt. Sie ist verhungert: durchfuhr es ihn plötzlich. Natürlich ist sie verhungert! Wovon soll sie bei mir leben? Kein einziger Rest einer Speise, kein Brotkrümchen, kein Zuckerstäubchen ist in meinen Zimmern. Meine Wohnung ist ein Sarg für die Fliegen.

Aus dem Novellenband „Die Unvermählten", der bei Egon Fleische! « Co, in Berlin erscheint und die ernste Anmuth eines öfter» reichischen Erzählers von guter Haltung schätzen lehrt.

Solche Gedanken thaten ihm nicht wohl. Er öffnete beide Flügel der Thür zu seinem Schlafzimmer, machte die Thür zum Vorraum auf, stellte sich in die Mitte, blickte ringsum, sah die ganzen Räume. Ordnung und Geschmack waltete hier. Er drehte überall das Licht auf. Kann ein Iunggeselle schöner, stilvoller leben? Wie war er stets bedacht gewesen, die Wände mit guten Bildern zu schmücken, ein Möbelstück nach denl anderen durch ein besseres zu ersetzen! Wer ihn besucht hatte, beneidete ihn, bewunderte den Stil, der mit den Fahren in diese Räume eingezogen war. Das Heim eines Menschen von Bildung, Geschmack, Klugheit, Auserlesenheit. Es hätte nur noch gefehlt, daß man ihm sagte, er sei ein Lebenskünstler. Ia, Alles stimmte. Aber die Fliegen starben, weil sie in diesem Prunksarg nichts zu fressen fanden
Wenige Tage später kam Eugen nachts nach Haus, trat in sein Arbeitzimmer, sog den dünnen Duft der paar Blumen ein, die er auch im Winter niemals missen konnte, kam an den runden Tisch in der Mitte des Zimmers. Da war noch die Post, die man abends gebracht hatte. Auf den Briefen, die oben lagen, ein schwarzer Fleck. Das war die zweite tote Fliege. Eugen hatte den Abend in angenehmer Gesellschaft verweilt, war in guter Laune nach Haus gekommen. Die verflog mit einem Mal, wie er dies Thier dort auf dem Rücken liegen sah. Der Ofen war kalt. Er mühte sich, Feuer zu machen, er nahm abermals behutsam die Fliege und legte sie auf das brennende Holz, schloß aber rasch die Thür, damit er nicht den sich krümmenden Leib sehe. And in tiefe, trübe Nachdenklichkeit versunken, setzte er sich in den Stuhl vor dem Schreibtisch. Das war ein zweihundert Iahre altes Stück; er hatte große Freude gehabt, damals, als er es erworben.
So ist nun mein Leben! Die Fliegen sterben. Im Sommer war er einige Wochen im Süden gewesen. Die Fliegenplage war dort groß. Man hatte in seinem Zimmer die mit Leim bestrichenen Fänger aufgestellt und er beobachtete manchmal, wie qualvoll hier die Leben endeten. Von zehn, die der Verlockung nicht widerstanden, konnte sich kaum? eins wieder losreißen. Erst streckten sie sich noch mit steilen, aufrechten Füßen und schwirrten mit den Flügeln: die klebrige Masse ließ nicht los, die Thiers wurden müde. Hatte der Leim erst einen Flügel gefangen, sanken sie hin; nach fünf Minuten noch, so, als ob die Energie plötzlich wieder erwachte, gab es letzte, verzweifelte Versuche und Anstrengungen. Mit jeder Bewegung machten sie es aber schlechter, fielen rmmer tiefer in den süßen Brei, der fesselte, wo er berührt wurde. Entstellt, verpickt, überschleimt, lagen sie zu Haufen, Pfui! Bei ihm starben sie eines natürlichen Todes, verhungerten, legten sich auf den Rücken und waren Leichen. Ihm blieb nur übrig, sie zu bestatten. Warum hatte erDas in früherenIahren nicht bemerkt? Mangelte ihm dieZeit? Fiel es ihm nicht auf? Oder war jetzt eine dieser gefährlichen Pausen im Leben gekommen, in denen man strenger um sich sieht? Es war möglich. Er wußte nur, daß der Eindruck dieser kleinen Leichen ihm fürchterlich war. Er wagte nicht, es irgendwem zu sagen: man hätte ihn ja

auegelacht. Aber jedesmal betrat er mit einem geheimen Grauen seine
Wohnung, trat jeden Morgen angstvoll aus dem Schlafzimmer in
seinen Arbcitraum, Es verging kaum ein Tag, an dem er nicht da und
dort eine kalte Fliege aufheben mußte. Offenbar hatte sein Auge sich
dafür geschärft. Er hätte sich ja dagegen wehren können. Wer hinderte
ihn, eine Schale mit Obst, Backwerk oder Milch aufzustellen? Das
Mochte er nicht. Wenn sie mein Leben, so, wie ich es führe, nicht theilen
wollen, sollen sie verrecken. Und weiter dachte er: Ich darf dies Alles
nicht ändern; es ist die nothwendige, natürliche Begleiterscheinung der
Art, in der ich mein Leben hinbringe, allein, egoistisch, mörderisch
. Ueber dieses Leben nachzudenken, wozu er Gelegenheiten schon
früher in Fülle gehabt hätte, zwangen ihn erst jetzt die Fliegen, die nicht
mehr leben konnten. Und ihm kamen Gedanken, die sich bisher nur
selten vorgewagt hatten. Er brachte jetzt viele Stunden, die er sich sonst
anderswo vertrieben hatte, in seiner Wohnung zu. Es war still um ihn,
im Ofen summte es, Bilder schauten auf ihn, die Einsamkeit kroch lang-
sam heran, stieg ihm bis an die Kehle. Er saß wie in einem Gefängniß.
War eine Stunde dieses Hinsinnens vergangen, tobte es ihm in den
Ohren, wie von lärmender, dröhnender Musik. Es war die Stille, die
all Dies austönte. Und er sah auf die letzten Iahre zurück, hörte Stim-
men, die einst zwischen diesen Wänden ihren Klang verströmt hatten,
Gestalten traten durch die Thür, wuchsen aus dem Boden. Es nützte
nicht, daß er die Hände vor die Augen legte: sie waren hier, sie sagten
ihm, wie allein er sei. Wie Meies hatte er hier genossen, was ihm jedes-
mal Glück zu sein schien, wie untreu war er Ieder gewesen, wie flüchtig
waren alle diese Erlebnisse! Frauenbilder hingen an den Wänden,
lagen auf dem Tisch; jedes Gesicht war ihm nun fremd, jeder Mund
kalt. Habe ich denn wirklich all Dies gelebt? Und vor drei Iahren
noch (mi>t Scham dachte er daran) ging eine alte, einfache Frau durch
diese Räume und staunte. Wenn alle wieder kämen: unter diesem
müden Schritt der Mutter würde das Parquet nie mehr knistern. Aber
auch von den Anderen, die durch diese Thür gingen, wird Keine mehr
kommen. Ich kenne sie nicht; was waren sie mir? Ich lebe in einem Sarg,
ich lebe ein kaltes, eigennütziges, von keiner Sorge für Andere geseg-
netes Leben. Darum sterben auch Sie Fliegen, die überall sonst sgedeiihM,
wo der Menschnicht allein lebt und sein tägliches Brot auch das ihre ist.
Auf dem weißen Fell könnte ein spielendes Kind sitzen, das im nächsten
Augenblick die Augen lachend zu mir aufschlägt. Eine junge Mutter
könnte durch die Thür schreiten, ihre Stimme würde biewühlendeMusik
derStille mit einemMal zum Schweigen bringen. EmejungeMutter...
Die Fliegen starben. Und die Simmer erwachten zu merkwürdigem
Leben, strömten Anklagen und Drohungen aus. Alles blickte kalt und
feindlich auf ihn. Er fühlte sich von Haß umgeben. Längst hatte er alle
Wilder, die ihn an vergangene Erlebnisse erinnerten, weggeräumt." Es
half nicht viel. Von Allem, was sich in diesen Räumen abgespielt hatte,
wuchs das Häßliche wie ein giftiges Thier empor, das nach ihm greifen

wollte: Thränen, Verwünschungen, Szenen der Verzweiflung. Bisher hatten die Wände, die Möbel Alles stumm angesehen. Nun begannen sie, zu reden, zu schreien, waren lebende Wesen/ die Jahr vor Jahr in sich hineingewürgt hatten, wessen sie Zeugen waren, und nun Alles, Alles ihm ins Gesicht spien. Wie schmutzig wird man davon, wie ekelt Einen! Kalte, übelriechende Speisereste können nicht widerlicher sein. Und auf dem weißen Fell der Angorakatze könnte ein Kind spielen, freudig aufkrabbelnd, wenn er nach Haus käme, ihm mit den kurzen Beinen entgegenlaufend, lachend, schreiend... »
So konnte es nicht weitergehen. Man muß einen Schluß machen. Noch ist es nicht zu spät, den Weg zu verlassen, linksum, rechtsum zu biegen, einem Ziel entgegen, das weit abseits von der Selbstsucht und Annatur eines solchen Daseins liegt. Ist es nicht besser, einen einzigen Menschen zu beglücken, als viele zu beschmutzen? Eugen rang nach Entschlüssen. Er mußte sich von all dem Toten befreien, das ihn umgab. Eine Woche lang war er feiner Wohnung fern geblieben und hatte sich in einHotel eingemiethet. Es nützte nicht; es rief ihn zurück, er ging wie von einer übergewaltigen, höhnischen Macht gezogen, die Stiegen zu seinen Zimmern empor, die ihn erst freundlich empfingen. Hatte er es sich aber darin bequem gemacht, suchte er die Ruhe, die er noch vor wenigen Wochen in ihnen genoß, dann begannen sie, zu flüstern, eine Stimme drängte sich in die andere, es war ein Chor der Sünden, der Verbrechen, dünkte ihn. Er schlug gegen die Wände, gegen Kasten und Tische: die Beleidigten blieben kalt und gefühllos; sie waren die Stärkeren. An einem der weißen Vorhänge, die vor den Fenstern niederfielen, sah er eine große, dicke Fliege sitzen; sie putzte sich. Er staunte. Woher kommst Du, wer bist Du? Wer kommt von Lebenden noch zu mir? Sie flog auf, gegen das Licht, er sah ihren Leib grünlich schimmern, hörte sie brummen und fühlte sie plötzlich kalt und kribbelnd auf seiner Hand, Von unsagbarem Ekel geschüttelt, sank er in einen Stuhl
Nun wußte er aber, was er zu thun hatte. Er hatte erfahren, daß es nichts nütze, wenn er die Wohnung verlasse. So lange sie bestand, hatte sie die Macht über ihn. Also mußte er sie vernichten. Er saß am Tisch und" kramte in den Laden. Dies wollte er doch retten und Ienes, in ein neues Leben hinüberführen. Briefe, Bücher, Bilder, Erinnerungen lagen aufgestapelt und bedeckten hoch die grüne Platte. Sein Blick ging prüfend darüber, lange überlegend. Vieles war darunter, was ihn an schöne Stunden, an liebe Menschen mahnte. Er schwankte. Dann raffte er sich auf. Nein: nichts, nichts von Alledem soll bleiben. Ich muß mich völlig befreien. Er stopfte wieder alle Laden voll damit. Am nächsten Abend ging er ans Werk. Der große Teppich reichte bis an den Ofen, der stark geheizt war. Er faßte mit der Zange einige glühende Köhlen und legte sie auf den Teppich. Erst stieg der Geruch von verbranntem Tuch auf und dünne Rauchschwaden. Aber keine halbe Minute währte es, bis kleine Flammen aufzüngelten. Gespannt sah er hin. ob sie erlöschen würden. Nein, sie thaten es nicht. Sie griffen

weiter, der Rauch wurde dichter, mißfarbig. In der Nähe des OfenS stand ein Regal, mit Büchern bis an den Boden hinab gefüllt. Eine kleine feurige Zunge leckte nach dem Papier, erlosch, flammte wieder auf, kroch einige Buchrücken empor; es knisterte. Der Qualm wurde beißender, der ganze Raum füllte sich damit. Eugen trat in das Vorzimmer, zog den Ueberrock an, nahm Hut und Stock. Kehrte wieder um, fühlte, wie ihm der Rauch entgegenschlug, sah, wie das Feuer über den ganzen Teppich lief, der Fuß des Tisches in der Mitte zu glimmen anfing, und verließ erleichtert seine Wohnung. Auf der Stiege noch kam ihm der Gedanke: Wie bald wird man es entdecken! Aber hoffentlich nicht, ehe Alles verdorben ist. Und das Wasser wird das Uebrige thun.

...Wie wohlthätig kann ein Rausch sein! Er beginnt wie ein maskirter Gast. Man denkt nicht, daß er es sei, der da komme. Er nähert sich ja in ganz anderer Gestalt. Er macht den Kopf frei; die Gedanken leicht, die Phantasie beschwingt. Ist man so weit, sollte man natürlich aufhören und den schmeichelerischen Gast hinauswerfen. Denn später demaskirt er sich wird aufdringend, lästig, läßt sich nicht einreden, daß er ja ungebeten ist. Aber es ist eine gute Weile bis dorthin.

Eugen hat in einem eleganten Restaurant gespeist, fröhlich in seiner Einsamkeit, mit gesundem Appetit. Da er allein sitzt, kann er seine Liebenswürdigkeit, die ,sich gern geigen möchte, nur zu den Kellnern äußern, die ihn bedienen. Er spricht nicht etwa mit ihnen. Das thut er nie. Aber sie merken an der ganzen Art, in der er ihre Dienste hinnimmt: Da ist ein Gast, der eine gute Stunde hat, dem irgendetwas Glückliches begegnet ist. Wie er gehen will, stürzen sie herbei und helfen ihm in den Ueberrock, reichen ihm Feuer zu der Cigarette, die er noch aus seiner Tasche gegriffen, öffnen ihm mit höflichen Bücklingen die Thür. Draußen sieht Eugen auf die Uhr. Elf. Er knöpft sich den Rock zu, stößt mit dem Stock unternehmend auf das Plaster, überlegt eine Weile. Es giebt so viele hübsche Lokale, in denen die Stunden wie das Leichteste auf der Welt verfliegen. Man ist überrascht, wenn es auf einmal zwei Uhr morgens ist.

Ach Gott, endlich wieder einmal ein Abend, an dem Alles nach Wunsch geht. Man grübelt nicht; man lebt. Die Geigen spielen, fröhliche Menschen ringsum, Blumen, Lachen. Wie wohl Das thut! Und, richtig: neben ihm doch dies Mädel, fast die Hübscheste von allen. Eine, die Erziehung genossen hat, zu Haus oder anderswo, bei dem ersten oder vierten Geliebten; wen geht Das an? Sie ist lieb und hat Geschmack. Eugen hat eine weiche Hand in der seinen, eine nervöse, zuckende, voll des Lebens. Und Augen sehen ihn an, die noch Manches erwarten. Alles wird kommen. Alles wird sich erfüllen.

Es ist wirklich schon halb Zwei. Eugen ist müde, er fühlt den Kopf als etwas lästig Schweres, Man ist diese Abende nicht mehr gewohnt, den Wein nicht, die laute, sinnlose Musik nicht. Also Aufbruch. Der Portier reißt das Thor auf. Eugen steigt mit dem Mädchen in ein Auto. Nach Haus! Wie er sich in die Polster zurücklehnt, fällt seine

Begleiterin ihm um den Hals und drückt ihre feuchten Lippen auf die seinen, läßt sie lange nicht los. Ein warmes Behagen durchströmt ihn. Ist das Leben nicht schön? Plötzlich, mit einem Ruck, hält der Wageu, Nuu? Eugen reißt den Schlag aus. Weiterfahren! Der Chauffeur schreit irgendetwas zurück. Eugen macht einen Schritt aus dem Wagen. Das Auto kann nicht weiter. Viele Menschen stehen trotz der späten Stunde auf der Straße, eine Kette von Polizisten sperrt die Menge ab. Lärm, Gerassel, Rauch. Es brennt. In seiner Straße. Wie eine ,Spule, die rasend abschnurrt, gehen seine Gedanken zurück. Es brennt. Ia, es brennt in seinem Zimmer. Nein: das ganze Haus brennt!
Man sieht zwar keine rothen Flammen mehr. Aber von Qualm und 'Rauch und Gestank ist die Straße erfüllt, von halbverkohlten Möbelstücken, Matratzen, Kisten; geschwärzte Feuerwehrleute, glosende Balken; und schmutziges Wasser fließt überall. Aus zwei Häusern starren entblößte Kamine wie häßliche lange Hälse in den dunkeln Himmel
Die Spule saust ab. Wie viele Fliegen verbrannt sein mögen, denkt Eugen plötzlich. Dann hört er die Stimme des Mädchens neben sich, voll Neugier und Angst. Und der Chauffeur sieht ihn fragend an, wohin er nun solle. Wie abwesend giebt ihm Eugen Antwort. Nun natürlich, jetzt müssen sie in ein Hotel; wohin denn sonst?
Wie das Auto zurückfährt und vorsichtig im Bogen umkehrt, hört der Lärm und das Stimmengewirr mit einem Mal auf. In der Kette, die die Straße absperrt, öffnet sich lautlos eine Lücke. Man trägt den ersten Toten heraus. Tücher sind über ihn geworfen. Stumm blicken die Menschen auf die Träger und auf die Last.
Wien. Hugo Greinz.

Anzeigen.

Führer des Volkes. Eine Sammlung von Zeit» und Lebensbildern. München»Gladbach, Volksvereinsverlag, 1913
München-Gladbach ist eine Macht; durch seinen Volksverein für das katholische Deutschland, durch seine Bildungveranstaltungen führt es der Centrumsarmee die Rekruten zu. Alljährlich gehen von iym Hunderttausende, wo nicht Millionen von Schriften aus, die das Volk im katholischen Sinn über alle Lebens- und Kulturfragen belehren. Auch die hübschen Hefte des neuen Unternehmens werden raschen Absatz finden. Die ersten vier Hefte, die mir zugegangen sind, behandeln Franz von Assisi, Melchior von Diekenbrock, Ludwig Windthorst und Peter Reichensperger. Verdienen sie, auch von Akatholiken beachtet zu werden? Den seraphischen Heiligen haben Hase, Sabatier und Thode dem protestantischenPublikum näher gebracht; aber von Peter Reichensperger, dessen Wirken ein gutes Stück preußischer Verfassungsgeschichte

darstellt, gab es noch keine Biographie. Eine ziemlich umfangreiche (von Dr. Ed. Hüsgen) ist dem für die Geschichte der Anfänge des neuen Reiches wichtigen Antagonisten Bismarcks zu Theil geworden; doch da «r im gegnerischen Lager wenig beliebt ist, man also nicht viel Zeit für ihn übrig haben wird, kann die neue kleine (sie ist immerhin mit 112 Seiten das stärkste der vier Hefte) als Ersatz dienen. Diekenbrock hat die Politik nur indirekt, durch Befestigung des katholischen Glaubens in seinen schlesischen Diözesanen, beeinflußt; doch ist er eine so bedeutende, so liebenswürdige und als poetischer Bearbeiter italienischer und spanischer Dichtungen auch um die Literatur verdiente Persönlichkeit, daß Ieder, der ihn kennen lernt, Freude an ihm hat. Der gläubige Katholik ist auch als Historiker gewissenhaft und wahrheitliebend, aber die Thatsachen nach seiner Auffassung zu färben, kann er natürlich nicht vermeiden; und der Kulturkampf, der für die genannten beiden Politiker den Höhepunkt ihrer Wirksamkeit bildet, ist ein besonders zum Färben nöthigender Stoff.

Neisse. Dr. Karl Ientsch

Die Farce des Jahrhunderts oder Des Monisten Glück und Ende. Hermann Zieger in Leipzig.

Ostwald sagt: „Da der Körper nichts als ein Energiekomplex ist, so verschwindet er begrifflich, wenn man die Bestandtheile des Komplexes entfernt denkt." Im ersten Theil dieser Brochure wird anfGrund physikalischer Thatsachen nachgewiesen, daß, wenn man alle Energien von einem Körper entfernt denkt, doch Etwas übrig bleibt: Das, was Ostwald Masse nennt, ist nicht nur Kapazitätfaktor der mechanischen Energie, sondern ein selbständiges, von aller Energie unabhängiges Reales. Ostwalds Lehre entpuppt sich als den alten Materialismus, den einst Büchner unter dem Beisall aller Seichten vorgetragen hat. Nur ist es jetzt nicht mehr mechanischer, sondern, von der anderen Seite gesehen, energetischer Materialismus. Hinzu kommt, daß die letzten Untersuchungen der mathematischen Physik und Chemie die Realität kleinster Massentheilchen sehr'wahrscheinlich gemacht haben. Ueber alle diese Thatsachen wird Ostwald niemals hinwegkommen. Er darf sich einer Sympathie freuen, wie sie einer so rechtschaffenen Persönlichkeit unter allen Umständen zukommt. Er wird noch lange genug leben, um einen seiner Gedanken nach dem anderen als haltlos sich entgleiten zu sehen: ein betrübter Lohgerber, dem die Felle wegschwimmen, nur nicht alle auf einmal, DieserProzeß scheint schon begonnen zu haben: von den Monistenklöstern, die Ostwald plante, ist es recht still geworden. Dann wird Haeckel, nachdrücklicher und überzeugender, als es je geschehen ist, als der Irrführer ,charakterisirt, der er ist. Das Verdienst Bergsons, „des Mannes der Zeit", wird anerkannt, zugleich aber auf die Unzulänglichkeit seines Prinzips, der Lebensschwungkraft (slan viwl), hingewiesen, eben so auf die tiefe Enttäuschung, mit der seine enthusiastische Lehre den Wahrheitsucher entläßt. Aus deni Inhalt der letzten

Abschnitte sei hervorgehoben: die Schilderung des pariser Lebens, wie es sich dem künstlerisch geschulten Auge darstellt, und die Erörterung unseres Verhältnisses zum französischen Volk. Die konstituirenden Erlebnisse des europäischen'Menschen ^griechischer Geist, Christenthum, Renaissance, die heutige Vlüthe der Technik) werden besprochen, zuletzt das große Ereignis dessen Zeugen wir Alle sind: die Befreiung der Frau, In diesem Vorgang ist nicht nur viel Zukunft, sondern, wie der Verfasser glaubt, überhaupt die Zukunft.

Iena. Professor Gustav Friedrich.

Hauptwahl in Frankreich, austro-ungarisches Rothbuch über den Balkan, Reden des Grafen Berchtold, der Herren von Iagow und von Bethmann: ouk! Dennoch: nichts wesentlich Neues. Wenn auch Herr Sasonow geredet hat, wollen wir den Ertrag des Drusches betrachten. Heute nur Zweierlei: Der Schauplatz der Geschichte, die vor fünf Wochen hier, als das Erlebniß eines Gesandten, erzählt wurde, war nicht die Residenz des Sachsenkönigs. Und: Endet schleunig die unwirksame, unanständige Hatz wider Frankreichs Fremdenlegion!

Neu-Schaaffhausen.

nicht nach Berlin!" Der Schaaffhausensche Bankverein hat auf die Warnung nicht gehört. Nun ist sein Geschick erfüllt. Schon vor Iahr und Tag sagte ein Börsenmann, dem sichere Kapi» talien erlauben, ironisch zu sein: „Die D»Banken umschleichen den Bankverein wie die Leichenfledderer." Schaafhausen war schwer verwundet, als die Dresdener Bank sich von ihm trennte. Der „Gewinnpool", der Anno 1903 als Offenbarung einer „neuen Zeit" gepriesen worden war, hinterließ nur üble Erinnerung. Dann gings noch fünf Iahre weiter. Die Dividenden sanken. Drei Prozent für 1913: keine berliner Bank hatte Aehnliches je vollbracht; keine ihre Aktie je unter dem Paristrich gesehen. Aber vielleicht glaubten die neuen Männer von Schaafhausen, daß sie eine bessere Zukunft zimmern könnten. Noch in der letzten, trotz dem kühlen März in Gewitterschwüle verlaufenden Generalversammlung war nicht ein Hauch kommender Ereignisse zu spüren; und die Gerüchte, die etwas später auftauchten, wurden mit sittlicher Ent^ rüstung dementirt. Nicht nur von Schaafhausen; auch von der Diskontogesellschaft. In der letzten Aprilwoche aber las man: „Soeben ist die Oeffentlichkeit durch einen neuen und zur Zeit gänzlich unerwarteten Akt des sich auf dem Gebiet des Bankwesens vollziehenden Konzentrationprozesses überrascht worden, der zugleich die bisherige Gruppirung unserer großen Bankkapitalien wesentlich verschiebt. Die Verwaltungen der Tiskontogesellschaft und des A, Schaaffhausenschcn

Bankvereins haben die Vereinigung der beiden Institute nnd damii zum ersten Mal den Zusammenschluß zweier Großbanken beschlossen,' Wer Sinn für Humor hat, freute sich über den ,,zur Zeit gänzlich un erwarteten Akt". Das klang, als ob die Diskontogesellschaft an ihrer eigenen That Kritik übe. Was so begrüßt wird, gilt im Reich der minder bevorzugten Sterblichen als unwillkommen. Aber die Dis kontogesellschaft hatte ja wohl sicher nicht einem Zwange gehorcht Was mag sie zu solchem Niesenbau verführt haben? Sie verzinste ein Kommanditkapital von 200 Millionen. Im März wurden 23 Millionen zugelegt. Nach der Aufnahme von Schaafhausen werden es 300 sein. Für die Dividende von 10 Prozent sind also künftig 10 Millionen mehr nöthig, als seit 1910 aufgebracht werden mußten. Das haben die Schöpfer des neuen Werkes natürlich erwogen. Aber selbst wenn sie ihrer Sache sicher sind, fehlt noch immer der gewaltige Reiz, der zu großen Thaten treibt. Die Erhöhung des Kapitals um 25 Millionen wurde mit der Ausdehnung des Geschäfts und der Er öffnung einer Filiale in Antwerpen begründet. Das ließ sich hören; und die Gesellschaft kam mit Grundkapital und Reserven auf 312 Mil lionen. Wie aber wird der neue Schlager motivirt? In dem amtlichen Text liest man: „Der Interessenkreis der Diskontogesellschaft erfährt durch das neue Abkommen eine beträchtliche Erweiterung. Faßt sie doch nun in dem rheinisch-westfälischen Industriebezirk durch den dort bodenständigen Bankverein festen Fuß, Man kann erwarten, daß der Impuls, der sich aus der engen Verbindung mit der Diskontogesellschaft ergiebt, befruchtend auf die Thätigkeit des Bankvereins wirkon wird. Das ist um so eher anzunehmen, als er über einen in guten wie in bösen Tagen erprobten, großen und einflußreichen Kundenkreis verfügt, der sich nichts Besseres wünschen kann, als das rheinische Institut seiner Eigenart getreu erhalten und dabei doch am Aufschwung unseres ökonomischen Lebens im Gleichtakt mit einer Ersten Großbank theilnehmen zu sehen." Ich habe nur „fast wörtlich" citirt, weil der Stil der Begleitadresse mehr den tüchtigen Geschäftsmann als den Künstler verräth. Die Schätze des Rheinlandes locken. Aber dazn brauchte man nicht solchen Kapitalsaufwand. Im Rath der Diskontogesellschaft sitzen schon längst die Männer von Gelsenkirchen. Rheinland-Westfalen ist ihr seit Hansemanns Tagen kein verschlossenes Märchenreich, Als aber die Deutsche Bank mit ihren 430 Millionen (und der verschlungenen Bergisch-Märkischen Bank) ans den Plan trat, zerriß der Vorhang, der die Zukunft verhüllte, und man sah, daß eine neue Aera gekommen sei. Die Riesenziffern der Deutschen Bank blendeten jedes Auge. Durfte man still auf seinem Platz bleiben? Von den Ban» ken mit 00 und 100 Millionen, die im Westen herrschen, der Rheinisch-Westfälischen Diskontogesellschaft (die mit der Bank des Herrn Dr. Sa» lomonsohn nichts zu thun hat und Berlin höchstens als Nebenerscheinung gelten läßt), der Rheinischen Kreditbank, dem Barmer Bankverein, der Essener Kreditanstalt, war nichts zu wollen. Denen liegt an

de? Wahrung alter provinzieller Eigenschaften mehr als an einer zweifelhaften Selbständigkeit von Berlins Gnaden. Das haben die Herren von der Essener Kreditanstalt neulich laut genug zum Fenster hinausgerufen. Die Bergbank in Elberfeld hatte ihre Vergangenheit mit einem wehmüthigen Abschiedsang an die Provinzbanken zu Grabe getragen. Da kam von Essen die Antwort: „Wir denken nicht daran, die Zukunft preiszugeben. Es lebe die Provinz!" Gut geleitete Institute seien unentbehrlich Die Kundschaft in der Provinz will personlich genommen werden und halte sich deshalb an die Bank, die Erde und Menschen in der Heimath kennt. Solche Töne hätte die Diskontogesellschaft überall gehört, wo es anständige Dividende und kein Gespenst im Haus giebt. Wollte sie im Rheinland ein Kastell haben, so blieb Schaafhausen, mit dem geflickten Wall, die einzige Hoffnung. Ob die goldenen Ziffern am Kassenfenster oder die Hochöfen stärker gelockt haben? Vielleicht: die Ziffern; denn in dem Aufruf ans Volk wird nachgewiesen, welche Rie'enzahl die Macht der Diskontoqs'ellschaft künftig umschlichen werde. Hauptinstitut 420 Millionen Stammkapital und Reserven; Norddeutsche Bank in Hamburg 77,80; Schaaffhausenscher Bankverein 110; zusammen 607,80 Millionen. Ob Adolf . Hansemann je an solche Zahlcnleistung dachte? Oder gar Adam Schaaffhausen, dessen Bankgeschäft die Tücke industrieller Fehlschläge erlebte? Die Diskontogesellschaft steht fest genug auf den Füßen, um sich mit einem gewaltigen Kapital und einer eben so großen Verantwortung beladen zu können. Sie wird Beides tragen. Nur ist nicht sicher, ob es nicht auf Kosten mancher ungestillten Sehnsucht geschieht. Zehn Prozent Dividende: alle Achtung. Aber die Deutsche Bank zahlt 12Vs und Mancher hoffte, die Diskontogesellschaft werde auch einmal so weit kommen. Diese Möglichkeit wächst nicht mit dem zu verzinsenden Kapital; der Trieb des Kurses nach Höherem wird nicht gestärkt, wenn man das zu hebende Gewicht um 33 Vs Prozent vermehrt. Die Bankaktie soll als Anlagepapier genommen werden; ihr Besitzer soll also zufrieden sein, wenn die Dividende sich auf ihrer Höhe hält. So heißt es. Worte töten aber die Wünsche nicht. Die Aktionäre des Schaaffhausenschen Bankvereins hatten von 1908 bis 1912 einen Durchschnittskurs von 140 Prozent. Erst 1913 brachte die niedrigsten Preise. Und 1914 hielt sich in der Nähe des Nullpunktes. Als Erwerber der Diskonto-Antheile bekommen die Schaaffhausener 110 Prozent. Die 30 Prozent, die sie jetzt verlieren, hätten sie vielleicht wiedergesehen, wenn Schaafhausen allein geblieben wäre. Der Aktienkurs konnte, nnter günstiger Konjunktur, wieder steigen. Damit ists nun vorbei; denn Schaafhausen von Anno 18^8 wird gelöscht und ein neuer gegründet. Die Diskontogesellschaft bezahlt die alten Aktien des Bankvereins mit ihren Antheilen. Die aber sind schwer und bieten keine großen winnmöglichkeiten. Die Rente ist freilich sicher. Die Sorge um die Dividende, die bei Schaafhausen aus einem Iahr ins andere geschleppt wurde, hört auf und der Besitzer kann ruhig schlafen. Der Bankverein

hat 1V Millionen Aktienkapital und 2Z Millionen Offener Reserven.
Die Diskontogesellschaft gründet, nach dem Erwerb der Aktien (20 Millionen hatte sie schon und für die Majorität ist natürlich oorgesorgt), einen neuen Bankverein mit 100 Millionen Kapital und 10 Millionen Reserven. Die neuen Aktien bleiben im Besitz der Diskontogesellschaft (wie die der Norddeutschen Bank); auf ihnen ruht eine Stille Reserve, die sich vergrößert, wenn die Erträge des Vereins bes er wcrden. Aus dem Buchgewinn des Geschäftes werden die Kosten der Neugründung bestritten (der Fiskus verdient sogleich und später, da der Bankverein, als äußerlich selbständiges Institut, alle Steuern weiter zahlen muß) und die Offenen Reserven der Diskontogesellschaft aufgefüllt. Sie wird deren dann 120 Millionen haben; bei NO Millionen Kommandit-kapital. Technisch ist Alles sauber. Die Diskontogesellschaft weiß, was sie ihrem guten Ruf schuldig ist. Und der Ehrgeiz ist befriedigt.
Die Deutsche Bank ist noch vornan; mit den Gesammtumsätzen (sie kam 1913 auf 129 Milliarden, die Diskontogesellschaft mit ihren beiden Trabanten auf 112) und mit den wichtigsten Konten der Bilanz. Wird nun ein Rennen um die tote Zahl anheben? Schon vor Iahren sagte ich hier, die berliner Haute Banque werde eines Tages nur Usch von vier Ries n repräsentirt werden. Die erste Großbankenfusion ist vollbracht. Das Weitere wird sich aus den Zahlenverhältnissen ergeben. Die Dresdener Bank ist an der Reihe. Wen wird sie verschlingen? Ihre Kundschaft blickt aus neidischen Augen auf die neue Goldschrift an den Fenstern der Konkurrenz. Sogar Karl Füvstenberg sollte über Fusionplänen brüten. Der aber denkt gewiß nicht daran, sich ins Schlepptau nehmen zu lassen. Weil Herr Hans Winterfeldt in die Direktion der Nationalbank eingetreten ist, sollte seine Bank mit der Handelsgesellschaft verbunden werden. Gerade diese Kombination flinker Börsianer stand auf schwachen Füßen. Auch die Kommerz- und Diskontobank wurde als reif für eine Fusion bezeichnet. Die Phantasie kann sich austoben. Die kühnsten Gedankenkletterer kamen bis zu einer Fusion Gelsenkirchen-Phoenix. Warum nicht? Schaafhausen bringt der Diskontogesellschaft den Phoenix; der kommt dadurch in unmittelbare Berührung mit Gelsenkirchen, das zum Diskontokreis gehört. Emil Kirdorf, der im Aufsichtrath der Diskontogesellschaft sitzt, spricht nun auch in der Verwaltung von Schaafhausen mit; und Beukenberg vom Phoenix tritt in den Diskonto-Concern. Schaafhausen bereichert die Diskontogesellschaft noch mit anderen Gaben dieser Art: Aumetz Friede, Burbach»Eich-Düdelingen, Van der Zypen. Schließlich haben den Schaaffhausenern fünfundsechzig Iahre Arbeit im Rheinland doch Etwas eingebracht; das Bergwerksrevier hatte ja auch die Dresdener Bank besonders gereizt. Die Häufung von Bank- und In»dustriemacht bringt alle Monopolfeinde aus dem Häuschen. „Ist denn kein Taft da?" Die geschlagenen Dollarmänner blicken mit Neid auf die SsmvsS «ermäns. Uns aber lasse man Thaten sehen. Ladon.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteure Maximilian harden in Berlin. — «erlag der Zutuns, in «erlin. — Druck von Das, « Sarleb S. m b, S. in «erlln.

Frankreich und Deutschland.
HMieFranzösische Republik wünscht eine ruhige, friedliche, von sanfter Hand besorgte Führung des internationalen Ge» schäftes und, als dessen Hauptertrag, würdige Verständigung mit dem DeutschenReich: da ist,in einem Satz, das für uns wichtigste Ergebnis der Wahlschlacht. Vor der Stichwahl, dem scrutin äe ballotwAe, gehts bei den Nachbarn noch wüster zu als in unserem liebenVaterland. Fraktionen und Personen, die einander gestern an^pien, schließen Nothbündnisse und empfehlen einander dem Wohlwollen des Wählers. Der Herr Kandidatus, der die für den Wahlgang aufgewandten, aufgebettelten.aufgepumptenzwanzig-tausend Francs sammt der Hoffnung auf einMandat, also zins-los, wegschwimmen sieht, sucht einBruchtheilchen des Aufwandes zu retten; derMitwerber, der ihm einDriltel, dietzälfte(odergar mehr) der Kosten ersetzt, wird den wackeren Bürgern alsAbzuord» nender vorsAuge gerückt. Gestern war er ein stinkendes Schmutz« bläschen im Abschaum der Menschheit, allermindestens ein ver» ruchterVolksfeind undvonMammonsKnechtenerkaufterWicht; heute ist er ein immerhin achtbarerRepublikaner und, neben dem dritten Werber (der nichts oder nicht so viel geboten! ai), das ge» ringere Nebel. Ein in der Stichwahl erstrittener Kammersitz ist oft recht theuer; und im KsIIottgAe ward offenbar, daß die Vereinigten Sozialisten und die Vereinigten Radikalen in stärkerer Gold»

rüstung aufmarschirten als ihre Gegner. Deren rechtes Flügelchcn, die Royalisten der ^ction ^rsn?aise(Maurras, Daudet), flatterte unter der Losung: „Wählet, wenn unsere Leute nicht durchzubrin» gen find, niemals das kleinere, stets das größere Uebel!" Nicht den Liberalen oder Radikalen, sondern den röthesten aller wähl- baren Sozialdemokraten. Aehnelt die neue Kaminer einem Mohn- feld, dann wird die Wehrdienstzeit gekürzt und eine Einkommen- steuer beschlossen, deren Härte jeden Befitzenden in Empörung treibt. Die französische Präsenzziffer wird um dreihunderttausend Köpfe kleiner als die deutsche, Frankreich sinkt auf die Stufe einer Macht zweiten Ranges und ist nicht mehr bündnißfähig. Da, meinte der allzu kluge Herr Maurras, ist die einzige Möglichkeit, den Franzosen die republikanische Staatsform rasch zu verekeln und unserem König Philipp den Weg nach Paris zu öffnen. Des» halb pries er die polilique clu pii,o undschalt (wie dernichtweniger begabte und besser geschulte Graf Hans Oppersdorfs die Hirtenun» serer Centrumspartei, sogar mit dem selben Rügewort) alle an» deren Monarchisten, weil ihrStrebenvon der »integralen" Glau» benslinie abirre. Auch diese Taktik, die den Kollaps, als Vorbe» dingung der Entgiftung, erzwingen will, hat denRöthlichen und Rothen genützt. Die „machten" die Wahlen, hatten das Ministe» rium Doumergue als bureau cle bienkisance electorale eingerichtet, verfügten über die Geheimfonds, die Bändchen und Pfründen, Ehrenzeichen und Fördermittel des Staates: und durften drum mit getroster Zuversicht in den Kampf ziehen. Doch ihr Sieg ist größer geworden,als sie selbst ih r zu hoffen wagten. Leicht ists ja nicht, sich im Dickicht der Gruppe zurechtzufinden. Zwölf Fmk» tionen. Vereinigte (Iuures) und Republikanische (Augagneur) Sozialistcn;Arbeitcrparlei(Allem^>ie);VereinigieRadikale(Dou- mcrguc-Caillaux); Radikale Linke (Delcasse); Vereinigte Linke (Biiand); Demokratische Linke(Thomson); Demokratische Repu» dlikaner(Carnot);Repub.ikanerbund(Benoist);Libera!e(Piou); Rechte (Graf de Mun); Unabhängige (Barres).Nnd diese bun» ten Firmenschilds geben noch kcincnBegrisf von dem Wirrwarr, der schon unter dem Märzmond in der doutique entstanden war. Ein Gewimmel von l^aäicaux'^eäer« und ^e ^i'es'I^ääicaux, von Radikli-Sozialistcn und sozialistischen Patrioten, Antisemiten, Katholiken.Ieder Klüngel hatte für Schicbcblückchen vorgesorgt.

auf denen seine Schaarflink ans nächsteUfergelangen.die drüben unruhig gewordeneMannschaft imDunkel heiübergerudert wer» den konnte. Da wird sichs bald mannichfach knäueln und bündeln. Für eine Weile aber ist die Herrschaft der Radikalen (verschiede» ner Farbentönung) gesichert. Das ist, erstens, eine, persönliche Schlappe des Herrn Poincare. Wird er als Präsident derRepu» blik die Hoffnung eben so enttäuschen wie als Minister der Aus» wärtigenAngelegenheiten ? Damals hat er, während des libyschen Krieges, die Italiener verärgert und, vor dem Balkankrieg, durch Dilettantenformeln die Geduld erfahrener Staatsmänner auf schwer erträgliche Proben gestellt. Als Präsident sollte er (dem die Clemenceau.Combes und Genossen deshalb in Versailles ihre Stimme versagten) die Iakobinermacht brechen, den Froschpfuhl imBourbonenpalast austrocknen und derRepublikeineindievon Piou biszuBriand und Barthou reichende Schicht eingewurzelte, im Inneren und besonders nach außen starke Regirung schaffen. Eisiger Frühreif hat die Blüthe solchen Hoffens getötet. Herr Poin- care möchte nicht den Martyrweg gehen, den Casimir»Perier ging: und hat sichintrauterStillemitClemenceausVorhutverständigt. Der alte Tiger selbst pfaucht ihn nur selten noch an und das kleine Raubthierzeug heult dem Mann Lobgesänge, der nicht in den Parteienkrieg einzugreifen trachte, in würdiger Haltung hinter dem Gitter der Verfassung bleibe und nur aus der entriegelten Thür trete, um die getreuliche Ausführung des Volkswillens zu sichern. (Erneuung der alten, nicht nur in Frankreich schmerzhaft fühlbar gewordenen Lehre: Wer irgendwo eine wundeStelle hat, irgendwas verbergen muß und deshalb auf wohIwollendeScho» nung angewiesen ist, taugt nicht auf die Gipfe, wo Völkerschick» sale gehütet,gestaltet werden.) DerWahlertrag ist,zweitens,aber auch ein internationales Ereignis. Der Wirtschaft Frankreichs fehlt in diesem Wunder spendenden Frühling der Gianz, der sie fast immerdemAuge umgoldete. DieUngunstderWeltkonjunktur wirkte auch da, wo das Kapital fremde Industrien reichlicher als heimische gespeist hat. Bankbrüche erschreckten den Rentner. Die Börsenumsätze schrumpften von Tag zu Tag; wo aus Maklermund sonst Tobsucht zu brüllen schien, nistet nun schwüles Schweigen; und aus den Luxusgewerbc stallen, Theatern, Restaurants weht Gestöhn durch die Schleier, die den blühenden Lenz verhängen.

Schlechte Zeit. Mutz Marianne sich in engeren Haushalt ge- wöhnen? Frankreich bezahltnicht nurdie eigeneArmee undMa» rine, sondern, fürs Erste, auch Rußlands; hat seit achtzehnIahren fast achtzehntausend Millionen Francs ins Ausland verliehen; und die neuen Truppen, Schiffe, Kolonien, Wege, Waffen, Ka» fernen, Eisenbahnen, Grenzforts, Munition und Kriegsgeräth für Erde, Meer, Luft haben viel Geld gekostet. Die Regimenter, die vor dem Britenkönig in Parade standen, sahen nicht aus wie die berliner und potsdamer Garde (die eleganteste, üppigste Truppe des Erdballs), sondern wie das Kriegsvolk eines Staates, der für Kinkerlitzchen nichts verschleudern darf. Und nun soll gar die Rente des Reichsgläubigers besteuert werden; derAbertausende, mit deren Geld die Republik wirthschaftet. Millionen (Mancher behauptet: Milliarden) waren in schweizerische und londoner Banken ausgewandert, den Stahlkammern der stärksten pariser Häuser die Depositen entzogen worden, unter der festesten Kredit» burg der Protestanten die Stützen gebrochen und die Feinde der herrschenden Iakobiner und ihrer msres staZnantes hatten mit allen erlangbaren Mitteln das Börsengeschäft zu lähmen gestrebt, «So kanns nicht weilergehen": überallwar derSeufzerzuhören. Nnd die jähe oder sachte Abkehr von dem Sumpf zu erwarten, der so üble Dünste aushauchte. Zabern und der deutsch-russische Zwist, die ins Politische nachwirkenden Gaunerstreiche des tüchtigen Herrn Rochette, dessen Begünstigung zwei Häuptlinge derRadi» kalen, die Minister Caillaux und Monis, von der Staatsanwalt» schuft erpreßt hatten, die vorbedachte, tückisch ausgeführte, dann in dicke Lügenwatlirung gewickelte Mörderthat derFrau Caillaux: trotz dem Goldhort, dem Gunstköder, der (süditalischen Geheim» bündenschlaunachgebildeten)Organisation derRadikalen konnte man glauben, daß sie diesmal geschwächt in die Kammer zurück» kehren würden. Daß die Nation, wie HerrPoincare einst, sprechen werde: ,, I^e proZres n'est que cle l'oräre en mouvement.« Daß die Vertreter strammer Ordnung, fleckloserAutorität, rüstigerWehr» fähigkeit der Sieg krönen werde. Weil sie diese Erwartung völlig enttäuscht hat, ist die Schlußrechnung des französischen Wahlge» schäftes mit Gewinn und Verlust ein internationales Ereigniß.

NurrascherModenwechselbewahrtdenFranzosenvorMiß» muth Er murrt, wenn ihmzugemuthet wird,die selbe Tracht durch

zwei Lenze zu schleppen; lauter jetzt als in den Kindertagen gallischer Vollheit, da Iulius Caesar schrieb: „Oalli sunt novarum rerum capiäi.« Anser Snob, der, weil er die Krümel von Berg» sons Mahl aufgeklaubt hat,Frankreichs Seele zu kennen wähnt, schwatzte noch von der zerrüttenden Wirkung des revolutionären Geistes, als dessen Spur schon, durch den Wirbel des wiedererwachen den Nationalstolzes, aus dem Boden derRepubli k verweht worden war. Seit die blinde Thorheit unserer Politik den reveil national ertrutzt hat, gab es in Frankreich kaum noch einen dem Heerwesen feindlichen Willen; war der Syndikalismus der Am» sturzlüsternen schüchtern, die Tyrannenmacht der Q. 1'. (dom' pagnie (Zenerale äu Iravail) morsch geworden;folgte bis in die dü» sterstenArbeiterviertel des pariserOstens den ausrückenden, heimkehrenden Truppen aus dem Herzen der Masse morgens und abends der Ruf: „Vive I'armee!" Herr Herve, der Iahre lang zur Weigerung derWchrpflicht aufgefordert hatte, schrieb nun inden ,,^atin«, unter dem Druck deutscher Drohung werde er, wenns sein müsse, für fünfjährige Waffendienstzeit eintreten. Daß auch diese Mode bald, wenn Deutschland sich ruhig hielt, abgetragen sein werde, war Vorauszusehen; ist im vorigenFrühjahr, nach der Rede des Generals Pau im Luxembourg, hier vorausgesagt worden. Sie wäre nur noch im Museum zu sehen, wenn das unnützliche Gelärm um Luneville, Nancy, Zabern, Fremdenlegion ihr nicht einen Theil des Anhanges erhalten hätte. Wir helfen den französischen Nationalisten aus jeder Noth; so oft die Republikaner sich naher Sorge ledig glauben und den Riemen der Rüstung lockern möchten, rütteltMichel sie aus träger Ruhe.Sechsmal that ers seit 1904; und hat erreicht, daß die Republik heute zuLand und zu See stärker bewehrt ist.als vorTanger der hitzigste patnotarä zu hoffen wagte. Ihm war die Durchdrückung, ist die Erhaltung dreijähriger Dienstzeit zu danken. Doch die Wucht der nationalen Gemüthsbewegung hat sich schon wieder gemindert. NeueProbleme heischen Lösung;Finanz»,Wahl»,Verfassungreform wird gefordert. Eine Steuer, die, nach deutschem Muster, den Wählerschwarm zärtlich schontunddenörtlich getrenntenHäuflein derWohlhabendendieHauptlast aufbuckelt.EinWahlsystem,das auch den Willen derMinderheit zu wirksamem Ausdruck bringt, Gelegenheit zu schwieriger Bezirksmächlerei einschränkt und

sich doch der unausrodbaren Gewohnheit des Bauers anpaßt: das Schwein, das er kaufen, und den Mann, den er wählen soll, zu» vor (nach dem Leitsatz: ,,se veux conriaitre m«n coeiion et man äe. pute«) genau anzusehen, zu beriechen und abzutasten. Eine Per» fassungform, die dasVolkaus den hartkantigen, denBlutumlauf hemmenden Klammern des Centraiismus löst, den Provinzen wieder in selbständig schöpferisches Leben hilft und dem Reich die Möglichkeit stetigerRegirunggewöhrt: durchMinisterien, die, als Mehrheitausschüsse, für die ganze Dauer der Legislaturperiode, wie in England, gebildet werden, oder durch eine Trias (fürIn» neres, Finanzen, Internationales), die sich, wie im Deutschen Reich der Kanzler die zur Stellvertretung befugten Staatssekre- täre, die ihr tauglich scheinenden Gehilfen wählt. Auf diesenWeg ruft die noch durchs Schlachtgetümmel vernehmbare Stimme des reichen und klugen Herrn Marcel Sembat, der seine Sozialisten» partei aus denWüsten des in StarrheitausgedörrtenMarxismus (Guesde) und der fruchtlosen Mcnschenrechtschwätzerei(Iaures) ins Gelobte Land führen, «ministrsble« machen will. Einer der aufsteigenden, nach dem Erbe der Briand, Millerand, Viviani gierigenMänner,die der Nachbar nicht aus dem Auge lassen darf, damit Werdendes ihn nicht zu spät überrumple. (Ein wichtiger Kömmling ist auch Herr Andre Tardieu, Premier gecreiaire ä'sm. bassaäe Konoraire, Kopf des ,,1emps«, Verfasser der in ihrer Art meisterlichen Bücher überAlgesiras undAgadir; er kennt dieGe» schichte und das Personal europäischer Diplomatie besser als ir- gendein in der Wilhelmstraße Seßhafter, ist, wie Zweiflern schon seinBuch über den Fürsten Bülow beweisen könnte, ebenso wenig ein wüthenderDeutschenfeind wie derGenosseSembatundsollte, als cominZ man des Auswärtigen Amtes, von berlinisch unwissen- den Schreibern nicht sofort verschrien und geknüppelt werden.) Alte Feindschaft (Clemenceau»Iaures, Briand«Iaures) sperrt manche Fahrstraße. Neue Männer erklimmen den Ausguck und lugen nach Leuchtfeuern, dieankünden, wie das Schiffleinzu steu- ern sei. Und allen Parteien, den nach Freiheit und den nach Ord- nung langenden, den Patrioten und denPfaffenfressern, empfiehlt sich, als Lotsen, als Fergen, Herr Delcasse: Reorganisator der Flotte, Ritter des höchsten Russenordens, Manager der franko« rumänischenFreundschast, Träger d^s Britenvertrauens, nichtin

den Scharmützeln und Schlachten des letzten Iahres geritzt oder ernstlich verwundet, keinem Reformplan verlobt und, seit er den alten Clemenceau gestürzt hat, von Sankt Iaures entvehmt; er könnte die Römer, die ihm Tripoli danken, der Republik wieder eng befreunden; könnte, nur er jetzt, ohne in die Gefahr des Ver» rufes zu gleiten, das Ioch dreijährigerDienstzeit mählich lockern. Solche Lockerung erfehnt derHerzenswunsch der Volksmehr» heit. Sie hätte ihn deutlich ausgesprochen, wenn wir still geblie» den wären (und hätte ihn in die dunkelste Ecke des Brustschreines versteckt, wenn die lothringische Grenze ein paar Tage früher der Schauplatzdeutscher Gefechtsübung.allenLaienblickenunzugäng-licher,vor dem Auge des Kriegsherrn geworden wäre). Am vier» zehnten März wurde hier gesagt: „Die hellsten Köpfe der Repu» blik hatten die Nothwendigkeit muthiger, nicht entehrender Re-signation erkannt. UnsereAufgabe war nur,ihnen und ihrenLands-leuten Ruhe zu lassen. Wir mußten wünschen, daß die Briand, Barthou undPoincare, die zwar nicht den Krieg, doch die Bereit» schaft zum Krieg wollen, in der Wahlschlacht von den Radikalen und Sozialisten, den Gegnern dreijähriger Dienstzeit, nicht nur besiegt, sondern für Iahre in Ohnmacht zurückgeworfen werden. Ihr seht ja.hättennachsolchemSiegdieRothenzudenRöthlichen gesagt, ,daß die Deutschen Vernunft angenommen haben und in Eintracht mit uns leben wollen; wozu also noch dreiDienstjahre, unter deren Last der Student, Techniker, Kaufmann knirscht und diedemwichtigstenVolkstheildieRepublikverleiden?'Daßunsere tzeeresstärkung den Weg in diese Erkenntniß bahnen werde, war des Politikers Hoffnung. Frankreich, dachte er, wird bald merken, daß es die Kluft zwischen seiner und unserer Bevölkerungzisfer nicht überbrücken, die verhaßten trois ans gegen ein höflich mit ihm verkehrendes Deutschland nicht halten kann, und sich eines Tages auch fragen,wie lange es das fürzweitzeere.zweiFlottennöthige Geld aufzubringen und dennoch der Bankier Südosteuropas zu bleiben vermöge." Wir waren nicht still, zwangen durch nutzlos schrille Geräusche den Nachbar in scheue Wachsamkeit und lesen jetzt, daß den drei Iahren auch in der neuen Kammer die Mehr-heit gewiß sei. Wie lange? Die Aniwort wird von Deutschlands Haltung bestimmt werden. Frankreich hat leise, behutsam gespro-chen; feinem Ohr aber seinen Wunsch klar angedeutet. Den Na»

dikalen und Sozialisten, von deren Ausdünstung und Leistung es durchaus nicht entzückt ist, hätte es die Mannschaft des Präsidenten Poincarö und des KmHmaKer Briand vorgezogen, wenn diese Donnerlegion nicht auf die d reiIahre verpflichtet wäre.Die müssen, weil sie(dielängsteDienstzeitimBereicheuropäischer Wehrpflicht) auf die Dauer unhaltbar sind und ihre Wirksamkeit schwindet, je höher inDeutschland die Zahl der fürs HeerTauglichensteigt, den Willen zu rascher Erzwingung des Kriegsfalles schüren. Und so lange, wie Würde undSelbstachtungbedürfniß der Nation es ir« genderlaubt.willFrankreich diesen Kriegvermeiden. Der Köngens seines wortkargen, arbeitsamen,nüchternen Landvolkes hat längst erkannt, daß die Republik die verlorenen Provinzen aus eigener Kraft nicht zurückerobern kann und noch im (unwahrscheinlichen) Fall ausreichender fremder Hilfe der ersten Aufbrunst deutschen Zornes allzu nah wäre.Daß ihrSchicksal spfad nicht in dieVogesenschlucht zurückbiegen darf, sondern vorwärts führen muß: in die Weite des ungeheuren Afrikanerreiches, das jetzt, nach der Einnahme von Tazza, durch den Eisenbahnstrang Tunis-Oran-Fez zurEinheit zusammengeschmiedctund dessen Hauptstadt dannvon Paris aus in sechzig Stunden erreicht werden kann. (Wieder ein Grund, dankbar des Herrn Delcasse zu gedenken, ohne dessen psy« chologisch richtige Behandlung der Marokkaner, ohne dessen drei Verträge mit England, Italien und Spanien dieses gewaltige, nahe, in Erntehoffnung prangende Reich nicht zu erlangen gewesen wäre.) Der Republik gehörtTongking und Madagaskar, Se» negambien und ein breites Lendenstück der Aequatorialprovinz, wird morgen ein großer und saftiger Fetzen kleinasiatischer Erde gehören. Und ein Gespenst soll sie hindern, ihre Kraft zu lohnendemWerk zu sammeln und ihres Lebens froh zu werden? Frank» reich will den Frieden, weil es ihn wollen muß. Das ist der Sinn seiner Wahl. Dadurch ward sie zum internationalen Ereigniß. Zu dem für uns wichti .zsten seit dem Frieden von Bukarest. Lasset nicht von Thorheit noch von Randalirsucht den Sinn der Wahl wieder fälschen! Die Sozialisten und Radikalen verdanken drei Viertel derWählerstimmen ihrer im Volksgedächtniß haftenden Bereitschaft, leis jeden gefährlichen Funken zu löschen, jeden Brandstoff zu wässern, bis er unschädlich geworden ist. Scheuchet, Diplomaten und Abgeordnete, Redner und Schreiber, sie nicht

abermals von nützlichem Thun auf! Von einem, das ihres Pater-
landes Zukunft mit lauterer Stimme als unseres fordert. Frank-
reich braucht, als Kolonialmacht ersten Ranges, eine neueTrassi»
rung seiner Willenswege; muß sich in den Entschluß zu völlig ge»
wandelter Politik aufraffen. Wie Bntanien nicht ungestraft Iahre
lang indie Nordsee starren, jeder anderenPflicht fehlen, umjeden
Preis für den Fall des Kanalkrieges Genossenschaft erkaufen und
sein Geld hastig verschleudern könnte, so darf Frankreich sein
Schicksal nicht länger in ein Wahngebild verankern, das es zwingt,
die vage Hoffnung auf Hilfe mit dem Aufwand von Summen zu
miethen, die ihm am nächsten Tag dann für größere Aufgaben
unentbehrlich, aber auch unwiederbringlich sind.DenKrieg gegen
Deutschland,denKriegfürzweiProvinzen,denen schon dasWirth»
schaftinteresse die Sehnsucht nach derRückkehr in Franzosenherr-
schaft wehrt, dürfte die Republik nur wagen, wenn in ihr der zu«
versichtliche Glaube lebte, das Deutsche Reich zerstücken, auf ein
Iahrhundert hinaus in kraftlose Staatenbröckchen zerstampfen zu
können. Ein einzelner Sieg würde ihr nicht genügen: weil sie die
Last der Serienkriege, die ihm folgen müßten, als musulmanische
und asiatische Großmacht nicht, ungefährdet, auch nur durch fünf
Lustren zu tragen vermöchte. And dieRepublikmüßte diesen Krieg,
der, wie man cher demZoologen bekannte, eine wimmelndeVolkheit
vernichten soll, morgen ausfechten oder ihn für immer aus dem
BezirkihresWillens.sogarihrerVorstellung scheiden. Die Politik
des rachsüchtigen Millionärs, der Fäuste und Revolver erdingt,
oderderWeltmacht,die,mitvernarbterBrust,selbstsich den Werth
schuf und zu wahren entschlossen ist: vor diesem Scheideweg steht
Frankreich. Heute noch kann es fürdenganzenAmfangseinesBe»
sitzstandes indrei Erdtheilen die deutscheBürgschaft erlangen: und
brauchte die Gewißheit solcher Assekuranz nur mit dem stummen
Verzicht auf einen Gestus zu bezahlen, der nichtmehr schreckt,doch
immer noch ärgert. Iede neue Sonne breitet den Lichtpfad solcher
Erkenntniß. Iedes unbesonnene Gelärm deutscher Menschheit
engt ihn und schleiert den Strahl in die Schatten ehrwürdiger Lei-
denszeit. Eindringlicher noch als im August des Gedenkjahres
1913 lönedrum heute die Mahnung: „Da die Mehrheit des deut-
schen Volkes einen Krieg gegen Frankreich nicht wünscht und auch
die Minderheit ihn (der an sich keinen von dem nöthigen Kraft»

aufwand entschädigendenErtrag verheißt)nur als das unvermeidbare Mittel gegen unerträglichen Drang hinnähme, sollte Ieder, der öffentlich spricht,Ieder,der öffentlichemUrtheilRaumgewährt, sich forgfamer als bisher vor ungerechtem, das Selbstachtungbe» dürfnih der Franzosen verletzendem Meinensausdruck hüten. AuchdasGezetergegendierömischemMusternachgebildeteFremdenlegion sich in minder hartzackigeForm sänftigen.Ist dieseLegion deutschenIünglingen eine Gefahr,so wirdFrankreich höflich festem Antrag den Wandel des Rekrutirungsystems nicht weigern. Das Geschimpf schadet nur. Rüth kluge Selbstsucht nicht beiden Völ» kern, das Vergangene endlich nun vergangen sein zu lassen?" Frankreichs Wahl hat die Frage schüchtern bejaht; die Roth» wendigkeit der Weltmachtwahrung wird sie laut bejahen. Wenn nicht ein neuer inciäent kranco'allemanä demMuth zu klarer Ant» wort das Genickbricht. DerPantomimikerfeldzug gegen dieFremdenlegion war ein gut gemeintes, doch schlecht bedachtes Unter» nehmen, das, weil deutsche Soldaten mitgewirkt, deutsche Offiziere und Ministerialbeamte zugeschaut hatten, den Kanzler in einen lästigen Entschuldigungversuch nöthigte. Fremdenlegionen leben nicht seit gestern, nicht nur in Frankreichs Kolonien und werden, als letzte Zufluchtstätte, von manchem Sünder gerühmt, demsiedie Möglichkeit boten, ohne Enthüllung desNamens,deiAbkunft,des Fehltrittes und erlittener Strafe sich ein neues Daseinsrecht oder, zu neuerAusfahrt,doch ein schmalesFloß zu zimmern. Daß es in derLcgion nicht immer lustigzugeht, ist glaublich; daß alle Mären von derMißhandlung, Einkerkerung, Tötung deutscherLegionöre als unwahr erwiesen wurden, hat,mit löblicherUnerschrockenheit vordemPfaugekreischOcffent!icherMeinung,Unterstaatssekretär Zimmermann imReichstag bestätigt. (Doch, leider, in der selben Rede den Inhalt unverbindlicher Gespräche mit demBotschafter Frankreichs als ein gUtiges Abkommen erwähnt; in das, über Angelegenheiten seines Heerwesens, ein unabhängiger Staat sich niemals bequemendürfte. Worauswiedersichtbarwird,wieleicht felbst der tüchtigste Konsularbeamte in dem ihm fremden Gelände derDiplomatie straucheln kann und wie nothwendig dem Reich ein erfahrener und verantwortlicher Leiter des internationalen Ge» schäftes ist. Herr Doumergue, der sich leidlich eingearbeitet und gegen die Routiers des Quai d'Orsay durchgesetzt hat, ließ ge»

schwind künden: «EinAbkommen überdieFremdenlegion gabes nie, giebt es nicht, kann es nie geben. Unsere Richtschnur ist das französische Wehrgesetz und von ihr weichen wir nicht um eines Nagels Breite." Herr Cambon wird der listlosenRedlichkeit des Unterstaatssekretärs fortannichtblasseres Lob spendenals bisher, vertrauliche Zwiesprache aber wohl sorgsamer vor Mißverstand hüten.) Die Fremdenlegion kann nicht derPivotunseres Verhalt» nisses zu derFranzösischenRepublik sein, deretttzäupter, wie Eingeweihte wissen, den Offizieren des Kolonialcorps schon imHerbst diePflichtzuwürdigerundgerechterBehandlungdeutscherMannschaft streng eingeschärft haben. Und den Brauch, unerweisliches Gerücht auf Flügeln durchs Land zu schicken, dürfen wir, ohne Ansehensverlust.Anderenüberlassen.AlleWetterzeichen drängen zu verhängnißvoller Entscheidung. Krieg oder Friede? Frankreich hat gesprochen. Wir würden von der blanken Diele guten Rechtes abgleiten, wenn wir den Spruch hochmüthig überhörten. Eine Probe. Sechs Monate lang; bis derReichstag wieder an die Haushaltsarbeit geht. Ein Halbjahr lang knappe, vor» urtheillos höfliche Erörterung des in derRepublik Geschehenden. InmanchemfranzösischenGymnasiumlernendieSchüler„neuere" Geschichte aus einem Lehrbuch, das ihnen erzählt: «Friedrich der Zweite, den die Deutschen den Einzigen heißen, hat durch seine Erobererzüge nach Schlesien und Polen das Schicksal Preußens bestimmt und einen Mittelstaat in den Rang einerGroßmacht erhöht. Das Werkzeug, das dazu half, war das Heer, den Hohen» zollern Anfang und Ende aller Dinge; und die Leistung wurde durch den Krieg, ‚die preußische Nationalindustrie' ermöglicht." Den Glauben an solche Offenbarung nehmen die Iünglinge ins Leben mit. Deutschland ist ihnen die von preußischen Kommando» schnarrern und Feldwebeln bewachteund rauh beherrschte Riesen» kaserne, die dem Geist und den Musen, der Großmuth und der Grazie verriegelt ward und derenBelegschaft lechzend des Tages harrt, der ihr denVorwand zuAusraubungundVerstümmelung Frankreichs liefern wird. Dieser Glaube wirkt fori und wird durch Schmeichelworte nichtentwurzelt.Daß, dennoch, dieRepublik den Frieden wahren will und den Gefahren derM^ssenlyrannisund Besitzrechtsschmälerung lieber sich als dem muthwilligen Spiel mit den glimmenden Dochten der Rachsucht aussetzt: diese bün»

diger als je zuvor jetzt erwiesene Thatsache verpflichtet auch uns. Mindestens zu einem letzten, redlichen Versuch, der, noch wenn er mißlänge, nicht schaden könnte. Tapfere Soldaten, in denen kein Aederchen eines Politikers ist, rathen zu noch stärkerer Rüstung. Die würde den Nachbar in Verzweif ung treiben, den Führern und Schützlingen des Patriotenbundes endlich wieder in Macht helfen, denWunsch nach einerMtlitärdiktaturentbindcn.DerEntschluß zu neuerArmeemehrungwäre obendrein die Wiederholung des Fehlers, den derBritenadmiral Sir Iohn Fisher machte, als er den Bau der Dreadnoughts empfahl und beschleunigte. Auf diesem Weg, wähnte er, kann Keiner uns überholen, der Kräftigste nur mühsam nachhinken. Sein Werk hat Englands alte Armada entwerthet und die Fährniß einer Koalition heraufbeschworen, gegen deren moderne Panzerschiffe die Flotte des King die See nichtunterallenNmständen haltenkönnte. NeueRüstungDeutschlands zwänge Britanien und Ruhland, die Frankreichs Niederwerfung, mit oder ohneBündnißvertrag.nichtmüßigduldendürf» ten, ins Aufgebot aller erlangbaren Kräfte, militärischer und ft» nanzieller, die auf allen Seiten, selbst um den Preis schwer erschwinglicher Opfer, Genossenschaft erkaufen müßten. Auch davor brauchten wir nicht zu zittern, wenn Nothwendigkeit uns in solchenEngpaß pferchte. Doch wir wünschen janicht die Schwächung noch gar die Vernichtung Frankreichs (wo lebt ein nüchtern Wacher, der solchen Wunsch hegt?): wünschen nur, in dem gewordenenRechtszustand einträchtig mit ihm zu leben. Nicht das winzigste Dörschen, nicht den Raum eines Schafstalles oder Rebenhügelchens ersehnen wir vonihm; nurdenVerzichtaufeineangewöhnte Grimasse. Die Welt wäre ärmer, wenn die Flamme des Galliergenius nur dünn noch aus ihr loderte und Frankreichs Stimme in zaghaftes Flüstern verblühte. Wem frommt dasMit» tel.das nur unwillkommenen Zweck fördern könnte?EineProbe! Heißet, Germanen, die wilden Männer sechs Monate lang schweigen. Rednerund Schreiber. Vergesset, daß«gehetzt "worden ist. (Nur drüben?) Lasset, bis wieder Nebelung ist, nicht täglich drucken, daß jederDeutsche in Frankreich gehaßt und verfolgt, geschmäht odergeknufftwird und daßwirdenFranzosen,wiredleBarbaren.dennoch nicht grollen. Nnsere Väter haben gesiegt, ihre sind geschlagen worden;undihrLandhathunderttausendenguterDeut»

schen Obdckch und Einkunft, Behagen und Wohlstand gewährt. Entstellet nicht, was ihre Zeitung meldet; ändert den Sinn Und die Farbe des in Frankreich Gesprochenen und Gedruckten niemals auch nur imAllerkleinsten.WederWeihrauchnoch Schimpf. Kommt Unglimpf über den Rhein: bleibet gelassen; ist erderRede werth,somag und muß dieAmtsinstanzfürseineAhndung sorgen. Kein hätschelndes.kein hämischesWort.KeinVersuch.das Staats» geschäft der Pariser zu stören. Eine ehrliche Probe. Die letzte. Die kann nur, zu Gutem oder zu Schlimmem, beweiskräftig werden.wennimElsaßundinLothringenRuhewird.Zwarhattzerr Sembat gesagt, die franko» deutsche Versöhnung müsse derLösung des Reichslandsproblems vorangehen. »Wenn die Deutschen erkannt haben, daß wir nicht mehr anRachekrieg denken und die Zukunft der Provinzen als eines deutschen Bundesstaates nicht mehr durch französische Agitation gefährdet ist: erst dann werden sie sich zur Gewährung derRechte entschließen, dieBayern, Würt» temberg,Baden hat."Doch derDeutsche kann mit demFranzosen öffentlich die Einrichtung des Reichslandes eben so wenig erörtern wie derFranzose mit ihm dasWesensgefügederFremdenlegion. Und leichter noch als die Thesis des wider die Besitzrechte Zewasf» neten Millionärs wäre der Satz als richtig zu erweisen, daß die franko-deutscheVerständigung erst möglich wird.wennElsasser und Lothringer demNachbar inWest deutlich gezeigt haben, daßsiezu» frieden sind und nicht nach derWiederkehr unter den Schirm der Republik trachten. Einerlei. Neue Wächter, neue Verwalter sind insReichsland geschicktworden. Das ist, trotzdem es sie mißtrauisch empfing, jetzt ihresLobes voll. GrafRoedern, der Staatssekretär des Inneren, ist inStraßburg schnell ein Liebling geworden. Mein Programm? Das vom Statthalter mirvorgeschriebene. Ausnahmegesetze? Brauchen wir nicht. Eiserne Faust? Eine aus Bein und Fleisch wird, liebe Herren, genügen. Neuer Hader zwischen Soldatenund Bürgern? Karnevalsspuk; harmlose tzändelbeim Wein oder bei Weibern; nur den Kram nicht wieder zu Ereigniß ausbauschen;« unser Streben nach objektiver Aushellung derThatbestände ist von derMilitärbehörde mitwilligemEifer unterstützt worden." Die ersehnte Kanalisirung der Mosel und Saar? Muß kommen; bald; auch Preußen.das in allerKulturarbeit stets vornanist.steht dicht vor der Erkcnntniß dieser Nothwendigkeit und ^ird sicher

nicht grobwidersprcchen, wenn fürdas wirtschaftlich und politisch wichtige Werk ein paar Läppermillionen verlangt werden. . Der besteAnfang, derzu erhoffen war. Der greise Oberschulrathspräsi» dent hatte, weil «nicht nur vielen Schülern, sondern auch manchen jungen Lehrern dieFähigkeit und dasBestreben, die deutscheSpra- che schriftlich und mündlich zu gebrauchen, in bedenklicher Weise abgehe",andcnParagraphen dcrPrüfungordnung gemahnt.der den Schulamtskandidaten in den Beweis verpflichtet, „daß er einersprachrichtigen, hinlänglich gewandtenDarstellungfähigist." Der Erlaß war getadelt und verhöhnt worden und der Landtag wollte demVerfasser das Ohrläppchen zwicken.Den aberließ der Staatssekretär nicht in die Gefechtszone. Pflanzte sich vor ihn hin ind sprach so nettlüber die Elsassermundart, derenKlang er gern höre.dieauch ohne besonderePflege aber gedeihe),daß aus derMe- nagerie nur noch freundliches Geschnurr zu vernehmen war und eine cinzige Stimme dem Magister Huckebein Fehde zuschwor. Alles in schönster Ordnung und Harmonie. Der Statthalter, Herr von Dallwitz, braucht sich fürs Erste nicht anzustrengen;weder den straßburgerBürgermeisterSchwanderzuüberzeugen.daßderVer» trelerdesKaisersmitzweihundcrttausendMark nichtzutheuerbe» zahltwird,nochmildemgeschmeidigen Staatsrechtslehrer Laband über die Frage zu streiten, ob des zweiten Reichsministers Sold nicht,trotzdem Seine Excellcnz in Elsaß»Lolhringen denLandes» herrn spiele, in den Reichehaushalt einzusiellensei.NobleRuhe, würdigeHaltungimehrwirdvonihmnichtgefordert.Melleichtaber heischt er selbst, der zu klug ist, um demRuhm eines Albanachzubir» schen.von sich höhere Leistung. Die wäre ihm möglich, wenn er die Mühe nichtscheute.dasseinerHut anvertraute behäbig nüchterne Volk.nicht dieNotablen nur,bis insInnerste kennen zu lernen. Ein Elfasser schrieb mir neulich: «Das Reichsland ist für Deutschland, was Spanien für Europaist: dasverschlosseneZimmerindemsonst überall offenenHaus. Ein unbekanntes Land. Die Franzosenkom» mennicht mehr, dieDeutschcn r och nichtzuuns.DieKonkurrenz der Alpen schlägt uns aufjederStraße.Was wäre derSchweizerIura, wenn er zwischen Magdeburg und Leipzig läge! Nun ist er öde. Aehnlich ergeht es den Vogesen, obwohl sie ihn an Naturschön» heit weit übertreffen. Wer vonBerlinoderHamburgzwölfSlun» den weit südwärts gefahren ist, fährt noch zwei Stunden weiter

und ist in Luzern oder Interlaken. Ein nicht geringer Theil des reichsländischen Iammers stammt daher, daß die Deutschen das Land nicht kennen. Möchten Sie nicht laut zum Besuch des Wasgenwaldes auffordern? Bald ist Pfingstmontag. Blondes Licht fließt auf die Hopfen»,Mais- und Tabakfelder und durchleuchtet den feinen Duft, der über französischer Landschaft schwebt. Iede Stube ist blank gescheuert, jedes Stück des altfränkischen Haus» rathes sauber geputzt. RotherVogesensand deckt die Dielen. Hell blinken die bunten Kacheln vom Ofen, die bemalten Porzellan» teller von denWänden. Die Bäuerin setzt den Kugelhopf auf den Tisch. ImRahmen derThür steht der Bauer und schaut nach der' blühenden Rebbergen hinüber, in die stillen, üppig bewachsenen Seitenthäler derLauch.Thur oderDoller. Da istAlles nochwiein Nrväterzeit. Der Wald noch Wald, nicht tzolzbestand. Da ist der Elsaß." Den könnte Herr von Dallwitz dem Deutschen Reich ent» decken. Dem müßte er aus Altdeutschland wohlständige Freunde herbeiwinken. Das hat noch nie ein Statthalter versucht. Und wäre dochwichtiger,könntegrößerenNutzen stiften als cinganzerHaufe gestempelter Erlasse und hochnothpeinlicher Verbote. Wenn der Wackes den Schwob als freigiebigen Gast, nichtals Eindringling und Soldsauger, der nicht knickernde Schwob den Wackes als Kundenwitth sähe, lernten sie einander bald vielleicht lieben. Und der Spalt, durch den Galliergroll hinüber, Teutonen» wuth herüber schielt, würdegeschlossen.DieFranzösischeRepublik sann dem Deutschen Reich nicht die schmächtigste Parzelle ent» reißen und danach sicher sein, daß sie, allen deutschen Gewalten zum Trotz, das Errungene sich zu wahren vermag. Deutschland willFrankreichsMacht nicht mindern, sondern, im ganzenUmfang des Dreifarbenbezirkes, mit seiner Wehrkraft verbürgen. Hier keineAbstchtaufGewinn, dort nationalen Dranges Gebieterruf in höhere, Zukunft verheißende Wirkenspflicht. Zwischen den Völ» kern Iohannens und Bismarcks nur eines Schmerzes Schatten. Der weicht, wenn der Wucht sich die Flamme vermählt. Deshalb: Höhnet den Wahlgang nicht; grunzetnicht.während Italiens Iu« gend wider Oesterreich tobt.dieTriple-Entente gleiche derkörper» los schillernden Seifenblase, der Dreibund dreifach gehärtetem Erz. Zäumet die Zunge! In diesem Sommer wird Schicksal.

Zwei Welten.*)
KASs hat Leute gegeben (und es giebt sie wohl auch noch), die der Errichtung von Universitäten durch munifizente Städte mit einiger Beklemmung entgegensahen. Ich weiß nicht mehr, von wem es stammt, aber es war gar kein übles Wort, das vor Jahr und Tag in der preußischen Landstube ein Abgeordneter sprach: er möchte nicht, daß reiche Kommunen nun auf den Beutel zu klop» fen begönnen und sagten: Wir habens dctzu, wir können es uns leisten. And daß sie dann heute eine Badeanstalt mit allem Kom» fort der Neuzeit bauen, morgen ein Theater der Fünftausend und übermorgen eine Universität eröffnen, mit den allertheuersten Professoren. Ich'glaube, der Herr hat sich damals einWeniganders ausgedrückt, aber der Sinn war wohl so; und^s war ein sehr verständiger Sinn. Denn er führte bis dicht an das Herz dieses im tiefsten Grund soziologischen Problems. Man hat (was man neuerdings imn:er thut: darum stöZt man in Deutschland nur noch so selten auf unbefangene, freie und eigen gerichtete Männer oder solche, die es auch offen zu sein wagen) die Frage der städtischen Universitäten zu einer Parteisache gemacht und verkündet: wer ein aufgeklärter, ein wahrhaft liberaler Mann sein wolle, Der müsse ^ich sür die neuen und freien Universitäten erwärmen, die unsere wunderbare neue Zeit erfordere. Ein Pereat allem überkommenen akademischen Zopf und Plunder! Das war, m'.t Verlaub zu melden, dummes Zeug. Die wichtigste Frage hat vielmehr zu lauten: Haben diese wohlhäbigen und wohlansehnlichen Stadtbürger (das Wort Savignys zu variiren) den „Beruf" zur Universitätgründung? Haben sie überhaupt die innere seelische Disposition, dem Forschen und Lehren, wie es mit der Art unseres tzochschulbetriebes nun einmal untrennbar verbunden ist, eine Stätte zu bereiten? (Wobei ich unter dem „Bereiten" mehr die Schaffung und Erhaltung des geistigen Klimas als die Bereitstellung der Gelder, die ja unter so potenten Leuten schnell bewirkt wäre, verstanden sehen möchte). Bergessen wir doch nicht: die Her-
Herrn Professor Dr. Iastrow, dem Dozenten der berliner Handelshochschule, ist von den Aeltesten der Kaufmannschaft der Lehrvertrag gekündigt worden. Die Aeltesten behaupten, daß sie den Professor nicht etwa wegschicken, sondern nur, wie schon zuvor mehrfach geschehen war, die Vertragsbestimmungen ändern wollten. Dozenten und Studenten haben sich, Mann vor Mann, auf die Seite des von der Kündigung Ueberraschten gestellt, die alten, uralten Fragen der Lehrfreiheit sind wieder erörtert und die Debatten durch die Erinnerung an den "Umstand gewürzt worden, daß die Kündiger aus den Sphären der Fortschrittlichen Volkspartei gekommen waren. Herr Iastrow ist ausgeschieden.

ren, die so über die neue Gattung von "Universitäten gesetzt wer» den, sind mehr oder weniger in derErwerbswirthschaft groß gewor« den; stehen noch heute gewaltigen Unternehmungen vor oder haben früher solche geleitet. Und denken wir ferner daran, daß dieser Welt der großen Erwerbswirthschaften, nicht dem Staatsdienst, dasWort vom „Herrenthum im eigenen Haus" entstammt. In der Natur des Staatsdienstes liegt, daß er, nehmt Alles nur in Allem, unendlich gleichmüthig ist und daß (die Hauptsache!), was man so den „metallischen Beigeschmack" heißt, in die Beziehungen zwischen Oberen und Nachgeordneten hier gar nicht hineinspielt. Und eben so liegt in der Natur jedes privaten Dienstverhältnisses, daß, wer über den großen Beutel verfügt, selbst wenn es nur ein Stiftungvermögen ist, das ein mächtiger Handels- oder Industrieherr nach der Vorschrift verwaltet, in dem zu kontraktlichen Leistungen Verpflichteten nur den Angestellten sieht. Berühmte Aerzte, ich weiß es wohl, die aus ihrer Privatpraxis ein Einkommen von tzunderttausenden beziehen, machen auch als Leiter städtischer Anstalten darin eine Ausnahme. Aber sonst? Ein Engagement, für das man „Salair" bezahlt. Es sind zwei Welten; und wenn man will, kann man das Wort D'Israelis von den „tvo nations" auch auf sie beziehen. Als ich in Kiel studirte, ging über den damals dort lehrenden Chemiker Ladenburg, der einem sehr begüterten Kaufmannshaus entstammte, das Geschichtchen, bei einem Familiendiner sei auf ihn folgender Toast ausgebracht worden: Er sei ein großer Chemiker geworden, obwohl ers gar nicht nöthig gehabt hätte! Erfunden oder nicht: die Anekdote malt den Abstand zwischen beiden Schichten. Zwei Welten ....

Noch hat die erste städtische Universität in deutschen Landen ihre Thore nicht aufgethan; aber Das, was man in diesen Tagen den „Fall Iastrow" nannte, giebt uns schon einen Vorgeschmack von Dem, was uns noch blühen mag. Und dabei sind in diesem ärgerlichen Handel die Möglichkeiten, die sich aus dem Zusammenprallen zweier so ganz verschiedenen Lebenssphären ergeben, durchaus noch nicht erschöpft. Es ist jetzt bald ein Menschenalter her, aber noch immer dröhnt mir der leidenschaftlich: Rhythmus im Ohr, mit dem Heinrich von Treitschke uns zurief: „Glauben Sie mir, meine Herren, ich stünde keinen Augenblick länger an diesem Platz, wenn ein Parteiregiment über die Lehrstühle an den Universitäten zu befinden hätte." In Frankfurt will man ja jetzt, den Stiftern zum Trotz, um jeden Preis eine theologische Fakultät errichten. Hält man für denkbar, daß in sie je ein Mann wie Reinhold Seeberg berufen werden könne? Dr. Richard Bahr.

Der Tod.
ie saßen im Nebenzimmer und die Thür stand einen Spalt breit offen. Döö Tochter drückte von Zeit zu Zeit ihr Tüchlein an die Augen. Wenn die Mutter sterben will!
Die Tochter ist Witwe, eine dunkle, stattliche Matrone, eine Au» torität in ihrer Familie; nnd ihre Töchter sind sehr junge Frauen. Aber die Schwiegersöhne werden erst kommen, wenn Alles vorbei ist. Es ist so peinlich, Stunden lang ceremoniöse Gesichter zu zeigen. Groß- mama ist schließlich vierundachtzig Iahre alt. Herrgottnochmal! Schließlich holts uns Alle: also!
Onkel Viktor geht unruhig vom Ofen ans Fenster. Der weiße Porzellanofen ist kalt, gegen den er sich lehnt, und die Fenster stehen weit offen, vor denen die Stores sich blähen. Wenn doch Sommer ist, in der sonnig gekrausten Luft ein Hauch von abertausend Gartenblumen hängt, ein füßherber Honigduft von Gedeihen und Reifen, ein Ver- wesen von Ueberreifem, ein sanfter Hauch vom Leben und vom Tode. Mama rechnet lautlos und notirt Vielerlei; nachher wird viel auf sie einstürmen. Und die jungen Frauen unterhalten sich leise oder sitzen theilnahmelos mit geblähten Nasenflügeln. Einmal werden sie fast unschicklich laut; da handelt es sich um die Perlen und den Ame- thystschmuck. Sjo oft in letzter Zeit haben sie schon gedacht, daß . ... Und immer war es nichts. Ein alter Mensch ist doch sich selbst zur Last, daran muß man sich hKlten; denn sonst natürlich. . . Und Mama bringt sie zum Schweigen. Das Batisttuch fliegt wieder an die Augen und kehrt auf halbem Weg um. Mama hat einen guten Ge- danken, sie kritzelt wieder auf ihrem Besorgezettel. Und vergißt keinen Augenblick, daß sie jetzt die Hauptperson ist, weil sie doch die Mutter verlieren soll. Onkel Viktor kann Einen nervös machen mit seinem Hin- und Herlaufen. Der Gute schluchzt manchmal; aber er nimmt sich immer schnell zusammen. Ist ja auch nur ein entfernt Verwandter; aber er hat seit zwanzig Iahren und länger immer am Dinstag bei der Geheimräthin gegessen. Er hat sie gekannt, als sie eine hoffärtige, übertrieben elegante Frau war. Später wurde sie stiller, weil die neue Zeit anbrach, die ganz andere, ganz neue Ideale aufbrachte, und weil Alle in der Familie thaten, als ob Großmutter nicht mehr mitkönne. Sie wollte auch gar nicht; diese neue Zeit haßte sie.
Der Arzt saß neben Großmamas letztem Lager. Die Pflegeschwe- ster bewegte sich mit ruhiger Gelassenheit im Zimmer. Sie gab nicht eine Viertelstunde Ruhe. Es war erstaunlich, wie viel da zu ordnen war, um eine stille Frau her, die vom Leben nun nichts mehr wollte. Fn die Mitte der Stube hatten sie das Bett gerückt. Ganz flach lag sie in den weißen Kissen, ganz klein das Gesicht, die Augen ge- schlossen und die Lippen zusammengepreßt, wie Greise thun, denen die falschen Zähne entfernt sind. Lautlos lag sie, die Hände unter der dünnen Decke. Und schlief. Nahrung wies sie stumm von sich, schnell und hart gab der Puls an, daß noch Leben sich gegen den Todbehaupte.

Der lächelte, der Tod: Ich kann warten; und zog sich noch für ein paar Minuten zurück. Denn er ist ein höflicher Mann.
Durch die zusammengezogenen Vorhänge strömte die Sommerluft ins Sterbegemach. Ach überschwänglich schön. Traf die alte F: «u, stärkte sie noch einmal, machte sie trunken wie starker Wein. Und das Gehirn wurde davon wach, es kreiselte wie ein welkes Blatt im Winde. Sie litt nicht. Sie war ja nicht krank, bewahre; es ist ja nur Altersschwäche. Das ist doch keine Krankheit; nur: man stirbt daran. Immer hatte sie sich vor dem Sterben gefürchtet; vor dem Totsein nicht. Hatte sich vorgestellt, man packe sie noch lebend in den Sarg, und wie in der engen Sargumklammerung das Erwachen sein werde. Wenn man schreien will und vor Grauen nicht kann und die Hände fassen in die weiche, abgeathmete Luft. Man stemmt sich und sinkt wieder zusammen, Bretter um sich, Erde über sich, ganz zugedeckt mit Erde; und ein Brett zur Scheide, sonst fiele die Erde in den Mund, verklebte die Augen. Und Athemnoth und Gewissenspein . . . Nein: Die kam nicht auf gegen das andere Gräßliche, Verbrennt mich! Die Flamme, die reinliche Flamme. . .
Sie schlummerte; fern von solchen Vorstellungen kräftigerer Tage. Sie hatte sogar Besuch, mitten in der leeren Stube. Eine Iugendfreundin, die seit vierzig Iahren da unten schlummerte. Unbewegten Antlitzes lächelte die Greisin, tief innerlich, und sine kleine violette Ader an ihrer Schläfe klopfte. Riekchen hatte den Hals, die Schultern frei, nach kindlicher Mode trug sie ein Mullfichu und den Scheitel glatt und das Haar, wie ein geflochtenes Blumenkörbchen, hoch oben auf dem Hinterkopf. Und sie sagte, langsam und schleppend, wie Rieschen immer sprach: „Gott, nein, Antonie, wie Du nur den Professor zum Manne nehmen kannst! Der wäre mir zu anspruchsvoll. Und zwanzig Iahre ist er älter als Du!"
Dumm und gutmüthig, die Rieke; war in der kleinen Stadt geblieben, in den kleinen Verhältnissen, wo ringsum die Kornfelder wsogten, wogten, gelb und rostfarbig, auf und nieder, auf und . , ,
Der Doktor stand vom Stuhl auf, lang und dünn, mit famosen Durchziehern an der linken Mundecke. Er flüsterte mit der Schwester, „Gnädige Frau," sagte Die in ihrem breiten mecklenburger Dialekt, „ein paar Tropfen Wein, ganz schönen Süßwein, gnädige Frau!" Sie sagte „gnädige Frau" zu diesem kümmerlichen Erdenrest; und hob die alte Frau in ihrem stämmigen Arm auf, flößte mit silbernem Löffel» chen den Wein ein, den die Alte wieder aus dem Munde laufen ließ. Aber die Tropfen, die in der Mundhöhle verblieben, brachten Stärkung, ließen das Hirn wieder drehend kreiseln. Da war ja der Professor, nein: Geheimrath; die Frau sah ihn in weiter Ferne, so klein, wie man die Menschlein durch ein verkehrtes Perspektiv sieht. Iust so klein stand der stämmige Mann und bewegte sich spazirend. Er war immer so daher gestapft, spazirend durch die Straßen, wenn ers zu Haus nicht mehir aushielt; wenn sie ihn verärgert hatte oder im

Tiefsten gekränkt, ihn, durch den sie Alles gewonnen, was ihren eitlen Sinn gereizt hatte. Einfach Alles.

Kann ein halber Leichnam lächeln? Der Doktor sah es nur am Rnnderwerden der Nasenspitze, die er im scharfen Profil vor sich hatte. Und schritt ins Nebenzimmer; es war eine Erholung, den langen, hohl gesessenen Rücken zu strecken.

„Sie hat gelächelt", sprach er flüsternd zu den Angehörigem,

„Sie hat gelächelt", flog es von Einem zum Anderen. Fetzt war der eine Schwiegersohn da, der vom Kammergericht, der Gemüthsmensch. Stand am Fenster mit seinem scharfen Staatsanwaltsgesicht, klopfte mit der Stiefelspitze den Boden nnd fuhr herum.

Sie wird doch nicht nun noch besser werden? Nun man sich auf Erschütternng eingerichtet hatte, auf korrekte Familienerschütterung? Das heißt: er sagte es nicht, dachte nur so.

Und die Frauen behaupteten, Omama habe an ihre Tochter gedacht, daher komme das Lächeln in solchem rührenden Augenblick. Morüber hat denn eine alte Frau zu lächeln, wenn nicht über das Gedeihen ihrer Familie? Das Batisttüchlein bewegte sich zu den Augen hinauf und kehrte auf halbem Weg zurück; denn draußen schellte es. Ein plumper Finger hat an dem kupfernen Griff zu lange gezogen; es gellte durch das stille Haus. Erkundigung nach dem Befinden. Das ging so den ganzen Tag. Und sie hätten es gar nicht ausgehalten, wenn Alles stumm geblieben wäre. Das liebe Leben mußte sich immer wieder melden. Das Schellen war auch ins Sterbegemach gedrungen; nur als ein leiser Hauch, sonst hätte man ja die Klingel abgestellt. Mama hätte doch nicht gelitten, daß irgendetwas Schickliches versäumt werde.

Und der leise Klingelklang drang in die flatternde Seele wie die Trompeten von Iericho. Und holte sie nochmals zurück von dem Weg, den Alle gehen müssen. Der Schreck hatte ihr einen Ruck gegeben. Das Lächeln hatte sich verflüchtigt. Die Augensterne, die schon lange den Greisenring um die Iris trugen, schlugen sich groß auf. Nur Die draußen konnten Das nicht merken, denn die dünnen Lider lagen fest geschlossen darüber. Friedrich!

Mit dem Gefährten ihrer Tage hatte sie wenig Umstände gemacht. Sie hatte ihn wahrhaftig nicht gerufen. Aber Friedrich, Friedrich Hüter, mit dem sie die Ehe gebrochen hatte. . , Sagten nicht die Menschen so? Galt Das nicht als die Sünde der Sünden? Gott sei Dank: es war geheim geblieben und nie war sie genöthigt, die Augen niederzuschlagen; aber sie möchte wohl wissen, was an ihrem ärmlichen Leben von Belang gewesen wäre, wenn nicht Dieses, dies furchtbar Schöne, das all ihre Tage mit Siegergefühlen erhellt hatte, noch als er längst wieder aus ihrem Leben geschieden war. An wen hielt sie sich denn in heimlichem Triumph, wenn sie wach lag im ehelichen Schlafgemach und auf den alten Mann, da neben ihr, starrte, der heiser schnarchte oder zuletzt sich in Hustenkrämpfen wand? Sie, die Innge, die Starke?

Den,Mann hatte sie genommen, Gott: weil man einen nehmen muH. Von Anfang an waren sie ein ungleiches Paar. Die Kinder, die ihm glichen, hat sie abgeschüttelt wie der Baum die Frucht. Hat sich tief innerlich nicht um sie gesorgt; hat immer über den Zaun des Lebens geblickt, Iahre lang, ob nichts Ueberirdisches komme, daran sich eine arme Seele klammern kann und will und muß.

Es ist, als ob sie mit den Schultern tiefer sänke, ganz, ganz tief; nnd eine Stimme sagt: O Freunde, nicht diese Töne; stimmet andere an! Die Stimme ist Friedrichs Stimme und von fern, fern her kommt sie geschwommen, wie über einen dunkelschwarzen Ozean von Zeit. Die Stimme ist tief und edel. Da hat sie ihn zuerst gehört. Sagten sie nicht Singakademie zu dem Saal mit den Säulen? Und war es nicht aus der Neunten? Von . . . Von wem . . . O Freunde!

Sie ist eine Greisin auf ihrem letzten Lager. Das aber vergißt sie nie, auch wenn der Tod alle Erinnerung von der Tafel ihres Lebens löscht. Nur sie sinkt; und vor ihren Augen entstehen Feuerkreise, erst kleinere, dann größere. Himmlischer Vater: Woher kommen die lichten Kreise, die sich wie im Sphärentanze in einander drehen? Irgendetwas legt sich hart und schwer auf sie. Nein; und wenn es sie zerdrückte, ihr die müden, morschen Knochen bräche, nein, nein: sie bereut nicht! Ohne ihre ungesühnte Schuld, ohne das süße Opfer, ohne das heiße Bezehren, das heldenstarke Umfangen . . . Dagegen ist Alles, was das Leben sonst gebracht hat, nichts.

Die Feuerkreise werden gigantisch; und rauchend rothe Lohe schlägt empor. Ihrer Sünden süßeste, herrlichste, daran sich in heim« licher Stunde ihre Seele packt und hält.

Die Greisin hat eine Bewegung gemacht, leise, kaum vernehm« bar. Der lange Doktor steht von seinem Stuhl zu Häupten des Lagers auf und öffnet breit die Thür. Alle schieben sich hinein, voran die Mama mit dem Batisttüchlein; die jungen Frauen mit erschrockenen Augen; die Männer, ach, so trostbereit, in würdiger Fassung. Nur Onkel Viktor bleibt an dem kalten, weißen Porzellanofen; der ist ihm in den langen Stunden ein Halt und eine Stütze gewesen.

Und von der nahen Iakobikirche fällt plötzlich das volle Geläut ein; es ist Sonnabend, sechs Uhr. Sie läuten den Sonntag ein. Aber für die Greisin sind die ehernen Klänge zu stark. Sie sinkt, sinkt . . . . Die rothe Lohe blaßt ab. Ein ungeheures Frieren umstarrt, lähmt, überwältigt sie. Der Tod hat sie mit seinem Finger berührt. Der Tod ist des Wartens satt; er legt ihr die Knochenhand aufs Herz. Das rasselt und schnarrt: O Freunde, nicht diese Töne . . . Aber die Worte werden nicht klar; sie sind nur ein weltumbrausender Akkord, ein gewaltiger Todesrausch. Dann: Stille.

Sie haben es nachher sehr rührend geschildert: „Großmama ist beim Läuten der Kirchenglocken entschlafen. Wir standen Alle um ihr Lager und empfingen ihren segnenden Blick."

Eharlottenburg. ElseFranken.

Americana.
n den Vereinigten Staaten genoß in diesem Frühling ein Mann
die höchste Freude, die das Schicksal spendet: Henry Howard Taft.
Nie während seiner Präsidentschaft war ihm so behaglich zu Muth wie
in der ersten Regirnngperiode seines Nachfolgers Woodrow Wilson.
Stand er zuerst im Schatten der Begeisterung über die Tarifreform und
das neue Bankgesetz, so wurde er dann wohlwollend betrachtetes Ver-
gleichsobjekt für die verärgerten Bürger der Union. Die Trusts hat
auch er rauh angefaßt; aber er gab, wenns nöthig wurde, nach. Und
Mexiko hat er wie ein rohes Ei behandelt. So gewann er sich den
Ruhm des umfangreichsten Kunktators, den Klio je verzeichnete, und
ben Nachruhm, der klügere Realpolitiker gewesen zu sein. Wilson, der
den Idealismus unter die Gebrauchsartikel der amerikanischen Politik
einführte, erlebt die schlimmsten Enttäuschungen. Wer sieben Iahre
auf Erntesegen gewartet hat und die Frucht noch immer nicht reifen
sieht, darf grob werden. Das Märchen von der Unverwüstlichkeit des
amerikanischen Reichthums wirkt nicht mehr; unddie Amerikaschwärmer
müssen ihre Weltanschauung revidiren. So übel steht es um die Ge-
schäfte, daß selbst der alte Hill, der Unglücksprophet, vor der Macht der
Thatsachen schaudernd schweigt. Frank I. Vanderlip, Einer von der
Gegenseite, der Präsident der National City Bank, erklärte bei einem
Festmahl der Baumwollfabrikanten, die geschäftliche Depression müßte
eigentlich noch größer fein. Dinerreden sind im Allgemeinen auf den
Ton behaglichen Wohlwollens gestimmt. In neuer Zeit aber nehmen
sie manchmal die Tonfarbe von Henkersmahlzeiten; nicht nur drüben,
sondern auch in Germany, namentlich im Bereich von Schlegel und
Eisen. Die amerikanischen Industrieleute sind weder mit dem Zolltarif
noch mit der Politik zufrieden. Die Textilfabrikanten hatten während
der Verhandlnngen besonders laut gezetert. Man brachte sie mit dem
berühmten Hinweis auf das „gemeine Wohl" zum Schweigen. Re-
sultat: nach der newy orker Einfuhrstatistik wurden im ersten Vierteljahr
1914 für 700 000 Dollars (gegen 260 000) Wollwaaren, für 1,10 Mil-
lion Dollars (820 000) Baumwoll- und für 695 000 Dollars (650 000)
Seidenwaaren importirt. In diesen drei Gruppen hat die Steigerung
765 000 Dollars betragen. Für Wollwaaren hat sie sich beinahe ver>
dreisacht. Also behielten die Gegner Recht, die vor einer Schädigung
der einheimischen Industrie durch vermehrtes Angebot fremder Waare
warnten. Das ist eine für das Ausland erfreuliche Botschaft.
Eine Trauerversammlung hielten die Mitglieder der American
Pig Iron Association ab. Sie konstatirten, daß deutsches und eng»
ttsches Eisen in schamloser Weise die Heiligkeit der Monroe-Doktrin
verletzte. Die fremden Eisenproduzenten benutzten Amerika und
seine privilegirten Absatzgebiete als Ablagerungstätten für ihrenUeber-
fluß. Ie schlechter die Konjunktur in Deutschland und Britanien werde

(iGeheimrath Beukenberg, der Generaldirektor der Phoenixgesellschaft, verkündete neulich auf einem Festmahl, daß! der deutschen Eisenindustrie das Schlimmste noch bevorstehe), desto eifriger werde der Export nach der Union betrieben. Da sich in Deutschland ein Eisen- und StahlgK» werbe mit starker Weltmarktbegabung entwickelt hat, sind die schmerzhaften Empfindungen der Herren von der Pig Iron Association wohl zu verstehen. Die Roheisenproduktion lohnt sich ja kaum noch. Die Preise sind so niedrig, daß sie Verluste bringen. Trotzdem werden sie von den Ssmosä Lsrmsiis unterboten. Alles unter der fördersamen Aegide des neuen Zolltarifs, auf den so innig gehofft worden war.
Ein eigenes Lied singt der Stahltrust. Der fühlte sich seines Exportglücks ziemlich sicher und trug die Tücken des wechselvollen Marktschicksals mit Würde. Daß der gegen ihn geführte Prozeß ihm nicht gefährlich werden wird, ist sicher. Der Trust machte von seinem Monopol nach bester Möglichkeit Gebrauch. So vei seinen Geschäften in Südamerika. Aber diese üppig betriebene Ausfuhrpolitik ist noch erfolglos. Die letzten Ziffern, die von der Steel Korporation veröffentlicht wurden, sahen magerer aus als die früheren. Im ersten Vierteljahr 1914 sind knapp 18 Millionen Dollars verdient worden; I6 weniger als im Vorjahr. Die Dividenden, die zusammen 12,6 Millionen Dollars erfordern, wurden nur zur Hälfte aus dem Ouartalsüberschuß verdient; für den Rest müssen die Rücklagen herhalten. Und die Aufträge schrumpfen immer mehr ein: Ende März 4,8 Millionen Tonnen gegen 7,5 im März 1913. Dem Stahltrust fehlen, wie anderen Unternehmen, die Aufträge der Eisenbahnen. Die spielen nur noch in Skandalstücken jmit. Die Sünden der Gründer werden an den Aktionären heimgesucht. Alle Errungenschaften einer hoch entwickelten Wasserbautechnik werden verleugnet. Die Statistik, die neugierig war, die chemische Zusammensetzung des von den Eisenbahnen verschluckten Kapitals kennenzulernen, ist rascher, als sie vermuthete, an ihr Ziel gelangt. Die Intestate Commerce Commission hat den Deckel vom System der amerikanischen Bahnen genommen; und was man fand, war nicht immer geruchlos. Frisco, New Haven, Rock Island sind Kennworte, die der Eisenbahnmznn nicht gern hört. Schuld an allem Unglück ist die Geldnoth. Die Bahnen können, schon seit Iahren, nicht mehr auf normale Weise zu neuem Betriebskapital kommen. Wer wird ihnen Papiere abnehmen, wenn bei jeder Gelegenheit vom rsosivsr gesprochen wird? Das Publikum schwört nicht mehr auf Vankeewerthe. Die Dämmerung ist viel schneller heraufgezogen, als! die Emissionhäuser ahn!en. Es ist doch keine Kleinig« keit, daß in wenigen Iahren eine Effektengattung, die einst den Markt beherrschte, aus dem Emissionprogramm ganz verschwunden ist. Ob es je wieder dahin kommt, daß amerikanische Papiere untergebracht waren, noch bevor sie aufgelegt wurden, ist fraglich. Die ganze Herrlichkeit hat, in Deutschland, fünfundzwanzig Iahre gedauert, vom Erscheinen der Northern Pacific Shares bis zum Anbruch der Wirthschaftdämmerung im Herbst 1907. Ein Riesenfeuerwerk, das bald nieder-

gebrannt war. Was sind die verlästerten paar Gründerjahre auf deutschem Boden gegen den amerikanischen Zusammenbruch!

Einiges gehört aufs Konto Taft-Wilson. Seit Iahren mühen sich die Bahnen um eine Erhöhung ihrer Tarife. Sie können die steigende Last der Ausgaben nicht mehr tragen, ohne eine ausgleichende Größe in der Rechnung zu haben. Warum weigert die Regirung die gewünschte Zusage? Weil sie sich fürchtet, den Bahnen den kleinen Finger hinzustrecken. Und dann: die Verstaatlichung! Deren Möglichkeit wird, aus guten Gründen, nicht zugegeben. „ro^ours 7 psussr, 11s pss «n parier." Das Rezept Gambettos gilt nicht allein für die grsnäs, auch für die Zrsstsst nstion. Ie schlechter es den Eisenbahngesellschaften geht, desto besser eignen sie sich zur Aufnahme unter die schützenden Fittiche der Staaten. Vorläufig äußert sich deren Fürsorge darin, daß sie harte Geldstrafen für jeden Verstoß gegen die Sicherheitvorschriften verkünden. Auf diese Weise bekommen sie ihren Antheil am Gewinn schmerzloser als die Aktionäre. Und im Hintergrund dräut die Verstaatlichung.

New Vork, das schon längst keine Börsensensation mehr erlebt hatte, glaubte an einen schlechten Witz, als gemeldet wurde, die ka» nadische Eisenbahnkommission habe beschlossen, die Frachtraten im Gebiet westlich von den Großen Seen um ein paar Prozent zu kürzen. Zwischen Orient und Occident der kanadischen Dominion besteht ein Gegensatz im Behagen. Die Oestlichen fühlen sich wohler als die Westlichen, die dem Urzustand der Natur näher sind. Um nun auch den Landesprodukten aus dem Westen die Bewegungmöglichkeit der östlichen zu verschaffen, wurde krstsrmts und sAälits für die Frachtsätze angeordnet. Die Railway Commission in Ottawa hätte vielleicht vor solcher Verfügung gezögert, wenn sie die Situation der größten kanadischen Eisenbahn, der Canadian Pacific Railway, nicht mit den Augen des Präsidenten Shaughnessy und der lieben Börsenhaussiers gesehen hätte. Mußte man nicht glauben, die Bahn wisse sich vor Geldüberfluß nicht zu lassen? Dabei sorgte sie mit Eifer für den Ausbau ihres Anlagekapitals und gab den Aktionären jedesmal, wenn sie neue Shares, Bonds oder Notes brachte, eine Zuckerpille zur Beruhigung; zuletzt die Abtrennung des Landbesitzes in einen besonders zu verwaltenden Fonds. Die Canada-Spekulanten hatten den Kurs bis auf den Gipfel von 280 Prozent getrieben; bei 10 Prozent Dividende! Die besten Voraussetzungen für den Sturz und eine erfolgreiche Thätigkeit der Fixer waren also gegeben. Die Geschichte war schon wackelig, als die letzte Geldaufnahme Ereigniß wurde. Die Erlebnisse in Oesterreich dienten auch nicht zur Förderung des Kurses. Und mit dem Prospekt, der die Einführung von 60 Millionen Dollars junger Kanadier an die berliner Börse begleitete, konnte die alte Stimmung erst recht nicht wiederhergestellt werden. Am Stärksten wirkte aber für die Herren „Leerverkäufer" die Entscheidung der Tarifkommission. Die Aktiennotiz sank auf Ziffern, die sie seit vielen Iahren nicht mehr gesehen hatte. Mancher Amateur-Baissier hat der Kanadabahn ein hübsches

Jahreseinkommen zu danken. Die beiden Konkurrenzlinien der Canadian Pacific sind in sehr übler Verfassung. Die Canadian Northern muß vom Staat sanirt werden. Die Regirung übernimmt die Hälfte des von 145 auf 100 Millionen Dollars zu kürzenden Aktienkapitals. Die Bahn soll mit staatlicher Unterstützung zu einer kräftigen Rivalin der Canadian Pacific gemacht werden. Nette Aussichten für die Kanada-Haussiers. Und eine sonderbare Geschöftspolitik. Erst wird der Bahn die aufdringlichste Reklame für das kanadische Paradies erlaubt; dann drückt man ihr den Daumen aufs Auge: weil Statistik und Reklame die Wirthschaftkrisis doch nicht aufhalten können.

Kanada hat die Börse «mehr geärgert als Mexiko. Was sind Mexikaner im Vergleich mit dem beliebtesten Spielpapier beider Welten? Aber seit der Besetzung der Goldhäfen sind die wichtigsten Thore für die Waareneinfuhr nach Mexiko gesperrt. Da fehlen also die Zölle und mit ihnen die Hauptgarantie für einen Theil der mexikanischen Staatsschuld. Die Besitzer mexikanischer Anleihen sind, seit der amtlichen Erklärung des Staatsbankerots (Mitte Ianuar 1914), aus das Schlimmste vorbereitet. Besser muß es einmal werden: wann? Was Diaz und Limantour gethan haben, um derLandeswährung Kredit zu verschaffen. ist vernichtet. Die Konversionkasse ist geleert. Die letzten Metallreserven sind in einem Meer von Papierzetteln untergegangen. Während Huerta Assignaten druckt, stiehlt der ärgste Spitzbube nördlich und füdlich vom Rio Grande, der „General" Francisco Villa, die Pesos der unglücklichen Opfer seiner Habgier und füllt sein Bankkonto in New Pork damit auf. Amerikanisches Geld findet auf diese Weise den Weg in die Heimath, wenn auch unter dem Einfluß eines kleinen Besitz, wechsels. Die Eigenthümer der Oelquellen haben Bryan um Schutz für ihre Betriebsanlagen ersucht. Da Petroleum sich nicht gut stehlen läßt, werden die Quellen vor dem Caballero Villa Ruhe haben. Aber es ist interessant, daß die Konkurrenten sich in der Stunde der Gefahr einen gemeinsamen Beschützer suchen. Während Iohn Rockefeller junior in Kolorado sein liebevolles Herz an den Arbeitern erprobt, bangt Rockefeller senior um sein mexikanisches Oel. Und Pearson and Son rufen, wie er, den Schutz des Sternenbanners an. Die Kupferleute haben die Bude zugemacht. In den Gruben, und Raffinerien ruht die Arbeit. Die Guggenheims, die im mexikanischen Kupfer sitzen, verzichten lieber auf jeden Ertrag, als daß sie Gefahr laufen, Vorräthe anzuhäufen, die von der Hütte nicht fort können. Wenn der blutige Krieg zu Ende ist, wird der Kampf um das kostbare Erdöl mit verdoppelten Kräften einsetzen. Die Standard Oil sieht unwillig, wie Mexiko in der Statistik immer weiter aufrückt; denn die Wahrung ihrer Macht über den Weltmarkt hängt von der Schwäche ihrer Konkurrenten ab. Auch gegen die Pläne der deutschen Regirung hat sich Rockefeller siegreich behauptet. Will er nicht, wider alles Erwarten, nachgeben, dann wird Mexikos Wirthschaft nicht leicht in Ordnung kommen. Ladon.

Dostojewskijs Briefe.*)

An den General E. I. Totleben.**)

ure Excellenz Eduard Iwanowitsch! Verzeihen Sie, daß, ich Ihre Aufmerksamkeit für meinen Brief in Anspruch zu nehmen wage.

Ich fürchte, daß, wenn Sie die Unterschrift und meinen Namen, den Sie wohl vergessen haben (obwohl ich vor Iahren, vor sehr vielen Iahren die Ehre hatte, mit Ihnen bekannt zu sein), sehen, Sie mir zürnen und den Brief fortwerfen werden, ohne ihn gelesen zu haben. Ich flehe Sie um Ihre Nachsicht an. Strafen Sie mich nicht und glauben Sie nicht, daß ich den ganzen unermeßlichen Unterschied zwischen meiner Lage und Ihrer nicht begriffen habe. Ich habe in meinem Leben viel zu viel traurige Erfahrungen gemacht, als daß ich diesen Unterschied nicht einsehen könnte. Ich weiß recht wohl: ich habe gar kein Recht, Sie jetzt daran zu erinnern, daß Sie mich einst gekannt haben, und daraus auch nur den Schatten eines Anrechtes auf Ihre Aufmerksamkeit abzuleiten. Doch ich bin zu unglücklich, um mich nicht fast gegen meinen Willen der Hoffnung hinzugeben, daß Sie Ihr Herz einem unglücklichen Verbannten nicht verschließen und ihm einen Augenblick Ihre Aufmerksamkeit schenken werden.

Ich ersuche Baron Alexander Iegorowitsch Wrangel, Ihnen diesen Brief zu überbringen. Während seines Aufenthaltes in Semipalatinsk hat er für mich mehr gethan, als ein leiblicher Bruder hätte thun können. Seine Freundschaft machte mich glücklich. Er kennt alle

*) Zwei Proben aus dem sehnlich erwarteten Bande, der noch im Frühling bei R. Piper 6 Co. in München erscheinen soll. Nach der Mittheilung des Verlegers wird er acht Mark kosten und sechzehn Abbildungen (Portraits, Faksimiles) enthalten. Unüberschätzbar ist der innere Werth diesesBuches: als des Denkmals einer großen Menschenseele, aus deren Gehäus ein großer Dichter wirkte. Ein urrussifcher Christ, der die Heilandslehre zu leben trachtete und dem Slavenevangelium im Westen unserer Welt eine größere und wichtigere Gemeinde warb, als alle Sendboten der Prawoslavie zusammen vermochten. Er wurde 1821, als Sohn eines Stabsarztes, in Moskau geboren, 1844, als Oberlieutenant, „wegen Krankheit" aus dem Ingenieurcorps entlassen, 1849, als Genosse Petraschewskijs, zum Tod, dann zu Strafarbeit in Sibirien verurtheilt; in der Weihnacht, in Ketten, aus Petersburg weggeschleppt; vom Ianuar 1850 bis in den Februar 1854 ist er im Zuchthaus von Omsk, muß danach im Siebenten Sibirischen Linienregiment dienen und darf erst im Dezember 1859 nach Petersburg zurückkehren; am achtundzwanzigsten Ianuarabend des Iahres 1881 ist er gestorben.

**) Eduard Totleben (1818 bis 1884) hervorragender Militär-Ingenieur, Erbauer der Festungwerke um Sebastopol, die denHeeren der gegen Rußland verbündeten Großmächte im Krimkrieg zwölf Monate Stand hielten.

meine Umstände. Ich bat ihn, diesen Brief Ihnen persönlich zu überbringen; er wird es thun, obgleich es mir gar nicht möglich war, ihn zu überzeugen, daß Sie diesen Brief mit Nachsicht entgegen nehmen werden. Diese Zweifel sind im Herzen eines gewesenen Zuchthäuslers wohl verständlich. Ich habe eine große Bitte an Sie und nur eine schwache Hoffnung, daß Sie mich anhören werden.

Vielleicht haben Sie irgendetwas von meinerflZerhaftung, meinem Prozeß und der allerhöchsten Bestätigung des Urtheils gehört, das in dem Prozeß, an dem ich im Iahr 18W betheiligt war, gefällt wo.rden ist. Vielleicht haben Sie auch meinem Schicksal irgendwelche Aufmerksamkeit geschenkt. Ich gründe diese Vermuthung darauf, daß ich einmal mit Ihrem Bruder Adolf Iwanowitsch befreundet war und an ihm in meiner Kindheit mit aufrichtiger Liebe hing. Obgleich ich mit ihm in der letzten Zeit nicht mehr zusammen kam, bin ich doch überzeugt, daß er mit mir Mitleid gehabt und Ihnen vielleicht Etwas von meine? traurigen Geschichte erzählt hat. Ich wage nicht, Ihre Aufmerksamkeit für einen Bericht über meinen Prozeß in Anspruch zu nehmen. Ich iwar schuldig und bin mir Dessen wohl bewußt. Man überführte mich der Absicht (doch nur der Absicht), gegen die Regirung zu handeln; ich wurde durchaus nach Recht und Gesetz abgeurtheilt; die schweren und qualvollen Erfahrungen der folgenden Iahre haben mich ernüchtert und meine Ansichten in vielen Beziehungen geändert. Doch damals, als ich noch blind war, glaubte ich an alle die Theorien und Utopien, Als ich nach Sibirien ging, hatte ich wenigstens den einen Trost, daß ich mich vor Gericht ehrlich verhalten habe, meine Schuld nicht auf die Anderen abzuwälzen gesucht und sogar meine eigenen Interessen geopfert habe, wenn ich damit die Anderen zu retten glaubte. Doch ich war damals noch immer von der Wahrheit meiner Ansicht überzeugt, wollte nicht Alles gestehen: und wurde dafür strenger bestraft. Vorher litt ich zwei Iahre lang an einer seltsamen Krankheit der Seele. Ich verfiel in Hypochondrie. Es gab eine Zeit, da ich sogar die Vernunft verlor. Ich war übertrieben reizbar, hatte eine krankhaft entwickelte Empfindlichkeit und die Fähigkeit, die gewöhnlichsten Vorfälle ins Unermeßliche zu verzerren. Obgleich diese Krankheit einen wirklich unheilvollen Einfluß auf mein Schicksal hatte, wäre sie doch nur eine schlechte und sogar erniedrigende Rechtfertigung. Das sagte mir mein Gefühl, Uebrigens war ich mir Dessen gar nicht so recht bewußt. Verzeihen Sie mir diese Einzelheiten. Seien Sie großmüthig: hören Sie mich an! Ich kam ins Zuchthaus; vier traurige, entsetzliche Iahre, Meine Gefährten waren Räuber, Menschen ganz ohne menschliche Gefühle, mit verdrehter Moral; während dieser vier Iahre konnte ich nichts Erfreuliches sehen, nur die schwärzeste und häßlichste Wirklichkeit. Ich hatte an meiner Seite kein einziges Geschöpf, mit dem ich herzliche Worte hätte wechseln können; ich litt Hunger, Kälte und war krank; ich litt unter der schweren Arbeit und unter dem Haß meiner Genossen, der Räuber, die an mir Rache nahmen, weil ich ein Offizier und Adeliger

war. Doch ich schwöre Ihnen, keine dieser Qualen war grösser als die, die ich empfand, als ich meine Verirrungen einsah und begriff, daß lich in der Verbannung von der menschlichen Gesellschaft abgeschnitten bin und ihr nicht mit allen meinen Kräften, Wünschen und Fähigkeiten dienen kann. Ich weiß, daß man mich für meine Ideen und .Theorien bestraft hat. Doch die Ideen und sogar die Ueberzeugungen wechseln, selbst der Mensch verändert sich; wie schwer ist es mir nun, für Dinge zu büßen, die nicht mehr sind und die sich in mir ins Gegentheil verwandelt haben; für meine früheren Verirrungen zu leiden, die ich schon lange als solche erkannt habe; zu fühlen, daß ich Kräfte und Fähigkeiten habe, irgendetwas zu thun, um die Nutzlosigkeit meiner früheren Thätigkeit abzubüßen, und dabei in Unthätigkeit zu schmachten. Jetzt bin ich Soldat, diene in Semipalatinsk und bin in diesem Sommer zum Unteroffizier befördert worden. Ich weiß, daß mir viele Leute aufrichtige Theilnahme entgegengebracht haben und auch jetzt entgegenbringen; daß man sich für mich verwendet hat, mir Hoffnung gemacht hat und mich auch jetzt vertröstet. Der Monarch ist gütig und barmherzig. Ich weiß schließlich, wie schwer es Einem fällt, der den Beweis liefern will, daß ein unglücklicher Mensch etwas Gutes vollbringen kann, wenn ihm dieser Beweis nicht gelingt. Etwas kann ich ja auch leisten; ich bin ja nicht ganz ohne Fähigkeiten, Gefühle und Grundsätze. Ich habe eine große Bitte an Sie, Eduard Iwanowitsch, Eins macht mir nur Sorge: ich habe nicht das geringste Recht, Sie mit Meinen Angelegenheiten zu belästigen. Doch Sie haben ein edles und grioßes Herz. Dies darf ich offen sagen; Sie haben es erst neulich vor der ganzen Welt gezeigt. Ich habe schon viel früher, früher als die Anderen, das Glück gehabt, mir diese Meinung von Ihnen zu bilden, und habe schon längst gelernt, Sie zu achten. Ihr Wort kann jetzt bei unserem barmherzigen Monarchen, der Ihnen dankbar ist und Sie liebt, viel gelten. Gedenken Sie des armen Verbannten und helfen Sie ihm. Ich will mich nützlich bethätigen. Wenn man seelische und geistige Kräfte hat, die man nicht anwenden kann, leidet man schwer in der Unthätigkeit. Doch der militärische Beruf liegt mir nicht. Ich will mir ja, so weit es meine Kräfte erlauben, die größte Mühe geben; doch ich bin krank und fühle in mir größere Neigung für einen anderen Wirkungskreis, der meinen Fähigkeiten mehr entspricht. Mein sehnlichster Wunsch ist, aus dem Militärdienst entlassen zu werden und irgendwo 8m europäischen Rußland oder sogar hier in den Civildienst zu treten, auch einige Freiheit in der Wahl meines Aufenthaltsortes zu haben. Doch nicht den Dienst betrachte ich als den Hauptzweck meines Lebens. Vor Iahren hat mich das Publikum auf literarischem Gebiet wohlwollend begrüßt und ermuthigt. Ich möchte gernj die Erlaubniß bekommen, meine Werke zu veröffentlichen. Es gab ja schon Präzedenzfälle: manchen politischen Verbrechern wurde Wohlwollen und Gnade gewährt und sie bekamen die Erlaubniß, zu schreiben und zu drucken. Den Beruf eines Schriftstellers habe ich stets für einen ehrenvollen und

nützlichen gehalten. Ich habe die Ueberzeugung, daß ich nur auf diesem Gebiet nutzbringend wirken kann, daß ich eine gewisse Aufmerksamkeit auf mich lenken, meinen guten Ruf wieder erlangen und mir das Leben 'einigermaßen erleichtern könnte? denn ich besitze nichts als gewisse, wenn auch recht bescheidene literarische Fähigkeiten. Ich will es Ihnen offen sagen: neben dem aufrichtigen Wunsch, mein Schicksal mit einem anderen, das meinen Fähigkeiten mehr entspricht, zu vertauschen, hat mir noch ein anderer Umstand*), von dem vielleicht das Glück meines ganzen Lebens abhängt (es ist ein durchaus persönlicher Umstand), den Muth gegeben, mich an Sie zu wenden und Sie an mich zu erinnern. Ich bitte ja nicht um Alles auf einmal; ich bitte nur um die Möglich» keit, den Militärdienst zu quittiren und in den Civildienst einzutreten. Lesen Sie diese Bitte; nennen Sie mich aber nicht kleinmüthig.
Ich habe so viel gelitten und schon durch den Umstand allein, daß ich diese Leiden ertragen habe, meine Geduld und einen gewissen Grad von Tapferkeit bewiesen. Doch jetzt habe ich den Muth verloren; ich sehe es auch selbst ein. Ich hielt es stets für kleinmüthig, Andere, wer es auch sein mochte, mit meinen Angelegenheiten zu belästigen. Um so mehr, Sie zu belästigen. Doch ich flehe Sie an, haben Sie Erbarmen mit mir.
Ich habe bisher mein Unglück geduldig ertragen. Nun bin ich unter der Last der Umstände zusammengebrochen und habe mich entschlossen, diesen Versuch (es ist ja nicht mehr als ein Versuch) zu unternehmen.
Ich schwöre Ihnen, daß der Gedanke, Ihnen zu schreiben und Sie zu bitten, mir nie früher gekommen war. Es wäre mir peinlich und schwer gewesen, Sie an mich zu erinnern. Mit einem so begeisterten und uneigennützigen Gefühl habe ich in der letzten Zeit Ihre Heldenthaten verfolgt. Wenn Sie wüßten, mit welchem Genuß ich über Sie mit Anderen sprach, würden Sie mir Glauben schenken. Wenn Sie wüßten, mit welchem Stolz ich mich darauf berief, daß ich die Ehre hatte, Sie persönlich zu kennen! Als man hier von Ihren Heldenthaten erfuhr, überschüttete man Mich mit Fragen nach Ihnen und es war mir eine Freude, von Ihnen erzählen zu können. Ich scheue mich nicht, Ihnen Dies zu schreiben. Ihre Heldenthaten sind so groß, daß selbst diese Worte nicht als eine Schmeichelei erscheinen können. Der Ueberbringer dieses Brieses kann Ihnen bestätigen, wie aufrichtig und uneigennützig meine Gefühle für Sie sind. Die Dankbarkeit eines Russen für den Mann, der in Zeiten des nationalen Unglücks die furchtbar schwere Vertheidigung von Sebastopol mit ewigem, unvergänglichem Ruhm gekrönt hat, ist Wohl begreiflich. Ich wiederhole, daß es nicht meine Absicht war, Sie irgendwie zu belästigen. Doch jetzt, da ich jeden Muth verloren habe und gar nicht weiß, an wen ich mich wenden soll, habe ich mich erinnert, wie freundlich, herzlich und einfach Sie immer gegen mich waren. Ich gedachte Ihrer stets kühnen und erhabenen tzerzensregungen und begann, wieder zu hoffen. Ich fragte mich: Werden Sie mich denn jetzt

*) Anspielung auf seine Heirathpläne,

zurückstoßen, wo iSie eine so hohe und ruhmvolle Stellung erlangt haben und ich so tief gesunken bin? Verzeihen Sie meine Unbescheidenheit, verzeihen Sie mir diesen langen (viel zu langen, ich sehe es ein) Brief; und wenn Sie für mich Etwas thun können, so thun Sie es, ich flehe Sie an. Und ich habe noch eine große Bitte; schlagen Sie mir sie nicht ab! Bringen Sie mich bei Gelegenheit Ihrem Bruder Adolf Iwano-Kvitfch in Erinnerung und sagen Sie ihm, daß ich ihn noch immer wie früher liebe und daß ich ihm oft wähernd der vierjährigen Zuchthausstrafe, als ich im Geist meine ganze Vergangenheit Tag um Zag und Stunde um Stunde an mir vorüberziehen ließ, in meinen Erinnerungen begegnet bin. Doch er weiß selbst, wie sehr ich ihn liebe. Ich weiß noch, daß er in der letzten Zeit krank war. Ist er wieder gesund? Ist er am Leben? Verzeihen Sie mir auch diese Bitte. Doch ich weiß nicht, durch wen ich diesen Herzenswunsch erfüllen könnte, und wende mich daher an Sie, Ich weiß, daß dieser Brief einen schweren Verstoß gegen die Disziplin bedeutet. Ein gemeiner Soldat schreibt an einen Generaladjutanten! Doch Sie sind großmüthig; und ich vertraue mich Ihrer Grohmuth an*).

Mit tiefster Hochachtung und dem aufrichtigen Dank eines Russen verbleibe ich Eurer Excellenz ergebenster Diener Fjodor Dostojewski;.

Semipalatinsk, am vierundzwanzigsten März 1856.

An eine Gruppe moskauer Studenten.**)

Meine sehr geehrten Herren Studenten! Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen so lange nicht geantwortet habe; ich war wirklich krank; und noch andere Umstände haben meine Antwort verzögert. Ich wollte Ihnen öffentlich in den Zeitungen antworten; es stellte sich aber heraus, daß, Dies aus Gründen, für die ich nichts kann, unmöglich ist; jedenfalls kann ich in der Presse Ihre Fragen nicht mit der nöthigen ^Ausführlichkeit behandeln. Zweitens: wenn ich Ihnen nur brieflich antworte, was kann ich da überhaupt sagen? Ihre Fragen berühren

') Totlebens Resolution lautet: „Seine Majestät geruhte zu befehlen, dem Herrn Kriegsminister schriftlich vorzuschlagen, den Fjodor Dostojewskij zum Fähnrich bei irgendeinem Regiment der Zweiten Armee zu befördern. Sollte Dies nicht thunlich sein, so ist er mit dem Mang eines Beamten der Vierzehnten Klasse in den Civildienst zu versetzen; in beiden Fällen ist ihm die Beschäftigung mit Literatur zu erlauben und das Recht einzuräumen, seine Werke auf Grund der allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen zu drucken."

**) Am dritten April 1878 wurden in Moskau Studenten, die zu Gunsten ihrer in Kiew verhafteten Kollegen demonstrirten, auf der Straße von den Metzgern (der Fleischmarkt liegt in Moskau in der Nähe der Universität) verprügelt. Eine Gruppe Studenten wandte sich mit brieflichem Protest an Dostojewskij, Der Brief giebt seine Antwort.

hie ganze innere Lage Rußlands; soll ich also ein ganzes Buch schreiben, meine ganze prolessiov äs toi?

Ich habe mich endlich entschlossen, Ihnen diesen kurzen Brief zu schreiben, wobei ich riskire, daß Sie mich mißverstehen; und Dies wäre mir höchst unangenehm.

Sie schreiben mir: „Am Allerwichtigsten ist uns die Beantwortung der Frage, inwiefern wir selbst an der Sache schuld sind und welche Schlüsse die Gesellschaft und auch wir selbst aus den Ereignissen ziehen sollen?" Dann weisen Sie sehr fein und richtig auf das Wesentlichste im Verhältniß der heutigen russischen Presse zur studirenden Iugend hin. In unserer Presse (Ihnen gegenüber) herrscht „ein Ton von Zuvorkommenheit und Nachsicht". Das ist wirklich wahr. Der Ton ist wirklich zuvorkommend, für alle Fälle nach einer bestimmten Schablone festgelegt und im höchsten Grade abgeschmackt und veraltet.

Weiter schreiben Sie: „Offenbar haben wir nichts mehr von diesen Leuten zu erwarten, die auch von uns nichts mehr erwarten, die sich von uns wegwenden und uns als Wilde verurtheilen."

Auch Das ist wahr: sie wenden sich wirklich von Ihnen weg und kümmern sich überhaupt gar nicht um Sie (jedenfalls die überwiegende Mehrzahl). Doch es giebt auch Menschen, sogar recht viele, wie in der Presse, so auch in der Gesellschaft, die entsetzlich unter dem Gedanken leiden, daß die Iugend mit dem Volk (was die Hauptsache ist) und auch mit der Gesellschaft gebrochen hat. Denn es ist wirklich so. Die Iugend lebt in abstrakten Gedanken, befolgt ausländische Lehren, will nichts von Rußland wissen, will vielmehr die eigene Heimath belehren. Schließlich steht es heute außer jedem Zweifel, daß unsere Iugend einer von außen auf sie einwirkenden leitenden politischen Partei in dieHände gefallen ist, die sich um die Interessen der Iugend in keiner Weise bekümmert und sie nur als Material und Lämmerherde für ihre eigenen Ziele braucht. Widersprechen Sie mir nicht, meine Herren, denn esist so.

Sie fragen mich, meine Herren: „Inwiefern tragen wir Studenten selbst Schuld an den Ereignissen?" Hier ist meine Antwort: Ich glaube, daß Sie an der Sache nicht die geringste Schuld tragen. Denn Sie sind ja nur Kinder der selben Gesellschaft, von der Sie sich jetzt abwenden und die „eitel Lüge" ist. Wenn sich aber unser Student von der Gesellschaft lossagt, geht er nicht ins Volk, sondern in ein nebelhaftes „Ausland", flüchtet ins Europäerthum, ins abstrakte Reich des phantastischen „AllMenschen" und zerreißt auf diese Weise alle Bande, die ihn noch mit dem Volk verbinden; er verachtet das Volk und verkennt es wie ein echter Sohn der Gesellschaft, mit der er auch schon gebrochen hat. Und doch liegt im Volk unsere ganze Rettung (doch Dies ist ein weit führendes Thema) Aber auch diese Entzweiung mit dem Volk darf der Äugend .nicht allzu streng angerechnet werden. Wo hat sie überhaupt Gelegenheit, bevor sie noch ins wirkliche Leben tritt, sich irgendwelche Gedanken über das Volk zu machen?

Das Schlimmste an der Sache ist aber: das Volk hat schon ge-

merkt, daß die intelligente russische Iugend mit ihm gebrochen hat; und noch schlimmer ist, daß es die jungen Leute, auf die es sein Augenmerk geworfen hat, mit „Studenten" bezeichnet. Das Volk ist auf sie schon längst, schon im Anfang der sechziger Iahre, aufmerksam geworden; lalle diese Leute, die „ins Volk gingen", haben im Volk nur Abscheu erweckt. Das Volk nennt sie „Iunker"; ich weiß ganz bestimmt, daß man sie so nennt. Eigentlich ist auch das Volk im Unrecht, denn es hat in unserem russischen Leben noch nie eine Periode gegeben, wo die Iugend (gleichsam in der Vorahnung, daß Rußland bei einem gewissen entscheidenden Punkt angelangt ist und über einem Abgrund schwebt) in ihrer überwiegenden Majorität so aufrichtig war, so nach Wahrheit lechzte, so opferfreudig ihr Leben für die Wahrheit und für jedes Wort der Wahrheit hingeben wollte wie jetzt. In ihr liegt wahrlich die große Hoffnung Rußlands! Ich empfinde es schon lange und habe längst begonnen, in diesem Sinn zu schreiben. Und was kommt dabei plötzlich heraus? Die Iugend sucht die Wahrheit, nach der sie so sehr lechzt, Gott weiß, wo, an den absonderlichsten Quellen (auch hierin gleicht sie der durch und durch verfaulten europäisch-russischen Gesellschaft, die sie hervorgebracht hat), nur nicht im Volk, nicht auf der eigenen Scholle. Die Folge davon ist, daß im entscheidenden Augenblick weder die Gesellschaft noch die Iugend das Volk kennen. Statt das Leben des Volkes zu leben, begeben sich die jungen Leute, die nichts vom Volk verlstehen und alle seine Grundlagen, wie, zum Beispiel, seine Religion, tief verachten, ins Volk, nicht, um es kennen zu lernen, sondern, um es von oben herab und mit einer gewissen Verachtung zu belehren: ein durchaus aristokratischer Sport I „Iunker" nennt sie das Volk und hat Recht. Es ist ja wirklich seltsam: überall auf der Welt waren die Demokraten immer auf der Seite des Volkes; nur bei uns haben sich die intelligenten Demokraten mit den Aristokraten gegen das Volk der» bündet: sie gehen ins Volk, „um ihm Gutes zu thun", und verachten dabei alle seine Sitten und Ideale. Eine solche Verachtung kann aber unmöglich Liebe hervorbringen.

Im vorigen Winter, bei Ihrer Demonstration vor der Kasan-Kathedrale, drang die Menge in die Kirche ein, rauchte Cigaretten, entweihte den Tempel und verübte einen Skandal. „Hören Sie einmal," hätte ich zu diesen Studenten gesagt (manchen habe ich es auch gesagt); „Sie glauben nicht an Gott. Das ist Ihre Sache: warum beleidigen Sie aber das Volk, indem Sie seinen Tempel entweihen?" Das Volk nannte Sie wieder „Iunker" und, was noch viel schlimmer ist, „Studenten", obwohl auch viele obskure Iuden und Armenier dabei waren (die Demonstration war, wie nun bewiesen ist, politisch und vom Ausland her vorbereitet). Eben so bezeichnete das Volk nach dem Prozeß der 'Sassulitsch*) alle Revolverhelden mit dem Wort „Studenten". Dies

*) Wera Sassulitsch, die Terroristin, kam wegen eines politischen Attentats vorsGericht, wurde aber von 5 enGeschirorenen freigesprochen.

ist schlimm, obwohl ja wirklich Studenten darunter waren. Schlimm ist auch, das) das Volk sie gehässig und feindsälig behandelt. Auch Sie, ineine Herren, bezeichnen zugleich mit der intelligenten Presse das Volk von Moskau als „Metzger". Was soll Das heißen? Warum sind Metzger kein Volk? Sie sind eben das eigentliche Volk; auch der große Minin (der Volksheld im Anfang des siebenzehnten Iahrhunderts) war ein Metzger. Nun ist man über die Art emp?rt, in der das Volk seine Empfindungen zum Ausdruck gebracht hat. Merken Sie sichaber: wenn das Volk beleidigt ist, äussert es seine Gefühle immer auf diese Weise . Das Volk ist roh, denn es besteht aus Bauern. Das Ganze war eigentlich nur die Lösung eines Mißverständnisses, das schon seit uralten Zeiten (man hatte es früher einfach übersehen) zwischen dem Volk und der Gesellschaft, besonders der Iugend, die am Hitzigsten ist nnd am Schnellsten ihre Beschlüsse faßt, besteht. Die Sache spielte sich ^wirklich sehr hätzlich ab und gar nicht so, wie sie sich eigentlich hätte abspielen müssen; denn mit Fäusten kann man nie Etwas beweisen. So war es aber immer und überall bei jedem Volk. Das englische Volk bearbeitet bei den Meetings seine Gegner oft mit Fäusten und das französische Volk hat während der Revolution vor der Guillotine, während sie ihre Arbeit oerrichtete, gejauchzt und getanzt. Das ist, Alles, häßlich. Wir stehen aber vor der Thatsache, daß das Volk (das ganze Volk und nicht nur die Metzger; es ist ein schlechter Trost, wenn Sie die Leute mit ähnlichen Worten bezeichnen) sich gegen die Iugend empört hat und die Studenten hassen gelernt hat; daneben mutz aber auch die betrübende und wichtige Thatsache festgestellt werden, daß die Presse, die Gesellschaft und die Iugend sich verschworen haben, das Volk zu verkennen und zu sagen: Das ist kein Volk, sondern Pöbel.

Meine Herren, wenn Sie in meinen Worten Etwas finden, das Ihren Ansichten widerspricht, so wird es wohl das Beste sein, wenn Sie mir dafür nicht zürnen. Denn es giebt ohnehin Kummer genug. In unserer durchfaulten Gesellschaft herrscht nichts als eitle Lüge. Sie kann sich aus eigener Kraft nicht mehr halten. Nur das Volk ist stark und fest; doch zwischen der Gesellschaft und dem Volk wird seit zwei Jahren die Kluft immer breiter. Als unsere Sentimentalisten das Volk von der Leibeigenschaft befreiten, glaubten sie, gerührten Herzens, daß es sich sofort ihre europäische Lüge oder Civilisation, wie sie es nennen, aneignen werde. Das Volk hat sich aber als sehr selbständig erwiesen und nun beginnt es, die Verlogenheit der oberen Schichte unserer Gefellschaft zu erkennen. Die Ereignisse der beiden letzten Iahre haben es nur gekräftigt und ihm Vielerlei aufgeklärt. Die aufrichtig gesinnte, von ehrlichen Absichten beseelte Iugend ging auf ihrer Suche nach der Wahrheit ins Volk, um dessen Leiden zu lindern. Und was kam dabei heraus? Das Volk jagt sie von sich fort und will ihre ehrlichen Bemühungen nicht anerkennen. Denn diese Iugend hält das Volk für etwas Anderes, als Ks ,ist; sie haßt und verachtet seine Ideale und bringt ihm Arzeneien, die es für unsinnig und verrückt halten muß.

Bei uns in Petersburg ist jetzt wirklich der Teufel los. In der Iugend herrscht die Macht des Revolvers und die Ueberzeugung, daß die Regirung vor ihr Angst hat. Das Volk verachtet sie nach wie vor und rechnet überhaupt nicht mit ihm; sie merkt gar nicht, daß das Volk vor ihr keine Angst hat und nie den Kopf verlieren wird. Und wenn wieder Zusammenstöße kommen? Wir leben in einer qualvollen Zeit!

Ich schrieb Ihnen Alles, was ich konnte. Iedenfalls habe ich, wenn auch nicht ausführlich genug, Ihre Frage beantwortet. Nach meiner Ansicht haben die Studenten keine Schuld, im Gegentheil: Unsere Iugend war noch nie so ehrlich und aufrichtig wie jetzt (diese Thatsache ist nicht unbedeutend, sondern groß und historisch). Leider trägt aber unsere Iugend die ganze Lüge der beiden Iahrhunderte unserer Geschichte mit sich herum. Sie hat deshalb gar nicht die Kraft, den Verhältnissen auf den Grund zu kommen, und man darf sie in keiner Weise beschuldigen, um so weniger, als sie in dieser Sache Partei (und dazu noch die beleidigte Partei)ist. Selig sind aber Solche, die auch unter diesen Umständen den rechten Weg finden. Der Bruch mit der Umgebung ist viel bedeutsamer als der Gegensatz zwischen der Gesellschaft von heute undlder von morgen, von dem idie Sozialisten predigen. Denn wenn man ins Volk gehen und mit dem Volk vereint bleiben will, muß 'man vor allen Dingen lernen, das Volk nicht zu verachten. Dies zu lernen, ist aber unserer obersten Schicht fast unmöglich. Zweitens muß man auch anfangen, an Gott zu glauben, was unseren russischen Europäern ganz unmöglich ist (obwohl die eigentlichen Europäer in Europa an Gott glauben).

Ich begrüße Sie, meine Herren, und drücke Ihnen, wenn Sie es gestatten, die Hand. Wollen Sie mir eine große Freude machen, so halten Sie mich, um Gottes willen, nicht für einen Prediger, der Sie belehren will. Sie haben mich aufgefordert, Ihnen die Wahrheit nach Glauben und Gewissen zu sagen; und ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt, wie ich sie mir denke und wie ich es kann. Denn kein Mensch kann mehr, als ihm seine Kräfte und Fähigkeiten erlauben. Ihr ergebener

Petersburg, am achtzehnten April 1878. Fjodor Dostojewskij.

Nach Dostojewskijs Tod schrieb Pobedonoszew (der dann Oberprokurator des Heiligen Synod wurde) an Aksakow: „Unsäglich schwer ist mir an Dostojewskijs Bahre ums Herz. Ich habe diesen Menschen Mt gekannt und er kam oft, um mit mir unter vier Augen zu sprechen. In seiner furchtbaren Lage hatte er mein Mitleid gewonnen. Wir sind Freunde geworden und er schien mir der für unsere Sache (des Slaven» thumes) beste Mann. Niemand kann ihn ersetzen. Er war einzig."

UPS

gerauZgeber und verantwortlicher Redakteur: Marimilian Karden in Berlin. — Vorlag der Zukunft In Perlin. — Pruck von Paß « «grleb <L m h K in Verlin

Berlin, den L3. Mai 1U14.

Schall und Rauch.

Iagowator.

ls die Frauen noch ungeheure Filz» und Strohkiepen tru» gen, die nur mächtige Stahlspieße im Haar, echten und ein« gebündelten, vor derRaffsucht tandgierigerWindsbräute wahren konnten, kam aus Zwing-Berlin, aus dem Präsidialbureau des Herrn Traugott von Iagow, die nützliche Mahnung: Stumpfet, Holde, die Spitze Eurer Hutspeere, auf daß sie sich nicht in die Augen, Ohren. Nasen.Wangen der Nächsten bohre! Da derUn» gehorsam desUnterthanen mitStrafe bedroht, also leidlicherAb» satz zu hoffen war, erfand das Kleingewerbe rasch ein niedliches Hülschen («in allen Preislagen"), das die Stoßkraft der Haar-lanze unschädlich machte und von Witzlern Iagowator getauft wurde. Daran hat mich die Rede erinnert, die Herr Gottlieb von Iagow, der Staatssekretär, im Reichstag über Internationales hielt.Die leidlichste,die,an dieserStätte grauen Elends, seitIahren zu hören war. AufFirnenhöhe über den Dilettantismen des Herrn von Bethmann,die niemals ohne plumpen Fehlgriff abschnurrten und immer verriethen, daß die beredeten Gebiete dem Schreib» tischgeist des Vorträgers völlig fremd waren. Viel eleganter als die Stoppelritte Kiderlens, der als kranker Mann ins Staats» sekretariat kam und durch hemmunglose Prestigesucht nur Unheil schuf. Eine nette, ungemein sorgsam ausgefeilte Rede, in der nicht jederSatz nach den Friseurdüften der Hammannei roch;die nichts

, ,,'

Albernes, nichts täppisch sagte. Die anständige Arbeit eines fei» nenKöpschens.dasdieNothwendigkeit vonheute, diePflicht von morgen erkennen möchte; eines wohlerzogenen Diplomaten, der sich Tage lang um jedes Wörtchen abgeplagt hat und von dessen Leistung die Zunftgenossenschaft nun rühmend spricht: „Mouton Berchtold; so verständig, leise, klar und artig ist in Berlin lange schon nicht geredet worden." Nirgends blinkt das kleinste Funk» chen eines Schöpfergeistes auf; doch der schmächtige Ton, die Bescheidenheit des Wollens und die sromme Absicht auf Kir pla^verbieten auch dem vom Reiz solcher Tugend Unbefriedigten schrof» fen Tadel. In der gemeinen Wirklichkeit ist ja Alles anders als auf dem Film, der uns, unter Kunstlicht, vorüberflimmert. Daran aber sind wir mählich gewöhnt worden. Die Grundbegriffe inter» nationaler Politik sind verschüttet, sind erst wieder auszugraben und w die dann leere Gruft ist derWahnzubestatten.steteSelbst» täuschung (die in ehrlichen Herzen dem Versuch, Andere zu täuschen, vorangeht) könne über Schwierigkeit hinweghelfen. Was heute getrieben wird, ist Fibelpolitik für Kinder. Hundertmal ists hier erwiesen worden; und weil die Wiederholung mich ekelt, beschränkeichmichaufeinpaarIndizienpröbchen.SolleinGeschäftsführer sagen, was ist, oder alle Kräfte an den Versuch setzen, dem Bilanzbild Beifall zu werben? IKat js tKe question. tzerrvon Iagow ist aus derSchule, deren Zöglinge niemalszuzeigen trachten.was ist, sondern stets nur, was sie wünschen. Das wird durchWortbilder erleichtert, die alle Stümpergräuel der Kubisten, Expressionisten, Synchromisten ins Gedächtniß zurückrufen. »Dieallgemeine Entspannung hat Fortschritte gemacht." »Durch große Umwälzungen entstandeneDifferenzen werden auf dem Weg der Verständigung ausgeglichen." «Wir haben keinen Grund, die allmähliche Konsolidirung des albanischen Staates als eine Utopiezu behandeln." »Die Grundlagen, von denen die deutsche Politik sich leiten ließ, werden uns auch in Zukunft als Richtschnur dienen." »Die ungesicherte Lage hat eine Verschärfung erfahren." „Die deutschfeindliche Bewegung hat sich verschärft." Und so weiter. Das ist nicht Zufallsentgleisung, nicht das Gestolper, das in anderen Reden oft zu spüren war: ist das Echo aus kahler, nur mit Worten noch möblirter Begriffswelt. Wozu sich ängstlich quälen? Gerade, wo Begriffe fehlen,da stellt einWortzu rechterZeitsich ein.

Das Osmanenreich und Rumänien werden »befreundete Mächte" genannt. Befreundet sind alle Mächte bis zum Tag der Kriegserklärung. Die ist zwischen Deutschland und der Türkei, Deutschland und Rumäniennicht wahrscheinlich. Aberzwei mächtige Komitees, turco'frsn^äig und turco'russe, haben den deutschen Einfluß in die Türkei abgedeicht; das Despötchen Enver hat die schlauste Staatsmannschaft nach Livadia geschickt, um dem Zaren in der Krim Reverenz zu erweisen; der Entschluß zur »Reformi» rung" Armeniens (den Herr von Iagow preist) wird in Rußland so ernst genommen wie einst das Gelübde,inderMakedonenpro» vinz wohnliche Ordnung zu schaffen; und imBerlinerLokalanzeiger sagte am vierzehntenAprilabend Generaldirektor Dr.Ballin, der ja nicht zu den Nörglern und Schwärzern gezähltwird: «Daß wir im nahen Osten aus den wichtigsten Gebieten schon hinausgeworfen worden sind, darüber kann kaum noch zweierlei Mein» ung bestehen, selbst wenn uns gelingen sollte, noch einen Bruch» theil zu retten." (Gewiß nicht; prüfet die Liste der von Frankreich erstrittenen Konzessionen. Die Republik leiht dem Sultanat achthundert Millionen Francs, die mit Nägeln und Schrauben ge» sichert sind und von denen höchstens hundertachtzig zur Stärkung der Wehrmacht verwandt werden dürfen; sie erlaubt Zölle oder MonopolefürPetroleum,Zucker,Streichhölzer,Cigarettenpapier, Spielkarten und wird, wenn alle Mächte zustimmen, dem Sultan das Postmonopol gönnen. Dafür wird ihr derAusbau der Häfen von Iaffa, Chaifa, Syrisch-Tripoli, Ieniboli, Herakles übertra» gen; das französische Eisenbahnnetz so geweitet, daß es fast vier Millionen Meter umfaßt; die Gründung von Schulen und Her» bergen gestattet und den Beamten Frankreichs die Mitarbeit an der türkischen Finanzreform verbürgt. Als Entgelt für eine reich» lich verzinste und fest vermörtelte Anleihe.) Rumänien? Der be» scheidene Staatssekretär rühmt die »besonnene,maßvolle, vermit» telndeHaltung"desWalachenstaatesund hofft,»dieAnlehnungan alte Freunde"werde dauern.DieRumänen (die mitWaffengewalt alles ihnenzunächstNothwendige und Erlangbare erlangt haben) werden, denkt er, dankbar solches Zuckerwerk naschen. Vielleicht; nach so niedlichem Gerede läßt sich ja immer irgendein offiziöses Artikelchen ins Schaufenster legen. Doch die Knabberlust wischt nicht die Thatsachen aus dem Gedächtniß: daß der Rumäne in

dem Franzosen das Musterbild feiner Kulturmenschheit bewundert; daß er auf die Freundschaft der Slaven, des Südens und des Nordens, heute als aufUnentbehrliches angewiesen ist; daß sein Großrumänien nur auf Oesterreichs und Ungarns Kosten entstehen kann; daß er die Bezirke, in denen unter tzabsburgs Szepter vier Millionen Walachen leben, sogar in Schulbüchern als das geknechtete Rumänien bezeichnen läßt. Das ist; und wer über diese Wirklichkeit einen Wortschleier webt, darf sich nicht in den Glauben brüsten, ihm sei eine That gelungen. »Ich gedenke mit Dank des freundlichen Empfanges, den Prinz Heinrich und seine Gemahlin und das deutsche Geschwader in den südameri» kanischen Republiken gefunden haben. Die Wärme dieser Anf» nahme beweist, was ich mit Genugthuung feststellen möchte, daß man von der Aufrichtigkeit unseres Wunsches überzeugt ist, unsere handelspolitischen Beziehungen zu diesen aufstrebenden Ländern ohne politische Hintergedanken zu fördern.- Schade um das Papier, das solche Sätze herbergt. Die in Argentinien, Brasilien, Chile beglaubigten Gesandten mögen sie sprechen; in die ernsthafte Erörterung politischer Geschäfte gehören sie nicht. Wäre ein Großfürst, Erzherzog, Prinz von Britanien oder Italien, ein niederländisches Geschwader, das Geld in die Häfen trug, minder freundlich aufgenommenworden?WarntdieErinnerung anPotsdam, Baltisch-Port und Dutzende ähnlicher Entrevuewonnennicht vor demVersuch,denspotlbilligenAusdruckunvermeidbarertzöf» lichkeit als Aktivposten in die Schlußrechnung zu stellen? Und glaubt ein geistig Erwachsener, daß durch die Prinzenreise, um die von hunderttausendBewohnern der drei Republiken sich allenfalls einer gekümmert hat, der Verlust getilgt ward, den Deutschlands Ansehen durch die schlaffe Behandlung des Mezikanerstreites seit Iahren in Mittel- und Südamerika erlitt? (Das kleine Holland hat sich rascher zurThat gezeigt: inTampikoMatrosen ausgeschifft und damit, endlich, bewiesen, daß nicht jeder Europäerstaat vor Washington zittert, nicht jeder die frevle Vernichtung mühsam geschaffener Werthe müßig duldet.) Der schönste Satz lautet: »Mit Genugthuung dürfen wir feststellen, daß während der Balkanereignisse die berechtigten Interessen der verbündeten Monarchien invollemUmfange gewahrt wordensind." (DieHeerde blökt: »Bravo!") Wenn nur jemals feststünde, was diese kleinen

Oratoren auf ihrer Zunge feststellten! Zwar weiß jeder Oester» reicher und jeder Ungar, daß fein Vaterland seit der Türkenkriegs» zeit nie so arg gefährdet war wie heute. Zwar ist die Heeresmehr- ung und die dem übelsten Caesarenbrauch nachgeahmte Schröpf- ung der Besitzenden im DeutschenReich mit dem Hinweis auf die Ungunst der durch die Balkankriege bewirktenMachtverschiebung begründet worden. Zwar wurde unsere Trumpfkarte, die Türkei, in Fetzen zerrissen, der Einfluß germanischer W irthschaft und Kul» tur ins Aegaeische und ins Schwarze Meer rauh gehemmt, der erste Eisenbogen zu der Brücke geschmiedet, die Romanen und Slaven in Einung helfen foll. Schadet nicht: «MitGenugthuung dürfen wir feststellen, daß die berechtigten Interessen in vollemUm» fange gewahrt worden sind." Die nicht gewahrten sind eben nicht berechtigt. Dieses Wortes, das einem Deutschen von Deutschen niemals verziehen werden kann, dürfen unsere Feinde sich als un» erhofften Gewinnes freuen. GrafBerchtold wurdeWochen lang gescholten, weil er denDelegirten sagte, Oesterreich und Rußland seien einander befreundet. Die ihn schalten, bedachten nicht, daß er aus seiner Botschafterzeit das Wesen Nikolais des Zweiten kennt und weiß, was auf diesen zugleich sanstmüthigen und jäh- zornigen Mann schwichtigend, was reizend wirkt. Auch dieser Minister sagte nicht, was ist, sondern, was sein Wunsch ersehnt. Doch er stand unter unabwendbarem Zwang. Der greise Kaiser krank; Oesterreich ohne Reichsrath und mit hitzigerFehde zwischen Deutschen undSlavenzschlimmeKrisis inUngarn; täglich irgendwo austro»italische oder walacho»magyarischeScharmützel. Dertzerr des Ballhausplatzes hats nicht so leicht wie der berliner Kollege. Und die Delegationen sindSalons undderReichstagwird,wenn Internationales aus der Tagesordnung steht, zur Kinderstube. Beklemmter Odem seufzt: »Die Presse des Auslandes mißt uns und andere Mächte mit ungleichem Maß." Nachbarin, Euer Fläschchen! Wem soll das weinerliche Gestöhn imponiren?Lasset Wirksames dagegen schreiben. Das Preßbureau wird nicht dafür bezah t, daß es Majestäten, Hoheiten, Excellenzen Tag vor Tag in seinePapierhimmel hebt.Mit ungleichemMaß werdenFreunde und Gegner in jederPresse gemessen. Die russische schimpft?Mag sein; ich kann,leider,dieSpracheDostojewskijs nicht lesen und die fünf Zeilen, die unser Herr Preßreferent als den Auszug langer

Artikel verbreiten läßt, sagen mir gar nichts. Wenn ich von einem Rosenstrauch nur die Dornen sammle, glaubt der Ferne, dem ich sie vorlege, er blicke auf eine besonders bösartige Distel. Ich lese täglich mindestens drei französische Zeitungen,vergleiche ihren Inhalt dem uns darüberBerichteten:und weiß,wie manchmal citnt wird.Sogroben,rohen Schimpfwie in unseren offiziösesten Blättern über die LeiterderZeitungen,, ^wtin«, „1«urnal»,,, ffiZar««habe ich auf pariser Holzpapier noch nie überinDeutschlandirgendwie wichtige Menschen gefunden. Ists ein Wunder, daß die imAuf» trag oder mit Wissen der Wilhelmstraßenschreiber infamer Er» Pressung, schmutziger Geschäftspolitik, niedrigster Skandalsucht Beschuldigten ihre Macht nicht uns zum Vortheil nützen? Daß Korrespondenten, die mit der höchsten Schätzung deutscher Kraft und Kulturund mitredlicherAbsicht aufVerständigung nach Berlin kamen, durch hochmüthige und launische Behandlung imAus» wärtigenAmtund durch steteBeschimpfungindervon ihmrcssorti» rendenPressein heftigentzaß deutscher Wesensart gedrängtwur» den?NichtvonFranzosen undRussennur: auchvonkühlenAme» rikanern habe ich, als communig «pinio aller in Berlin lebenden ausländischen Iournalisten, die Behauptung gehört, in keinem anderen Land werde über ferne Vorgänge und Kritiken fo falsch und so gehässig berichtet wie bei uns. Wahr oder unwahr: daß solcheUeberzeugung sich einwurzeln konnte, beweist,wie erbärmlich schlechtimtzaus destzerrn von Iagow der Preßdienst geleistet wird. Der Dezernent müßte (oft schon habe ichs hier erwähnt) so bezahlt werden, daß er die fremden Berufsgenossen an seinenTisch laden und in die Gesellschaft kennenswerther Deutschen bringen kann; und streng müßte ihm der Chef befehlen, auch denZeitung» botschafter, der ihn geärgert oder Unfreundliches geschrieben hat, nicht,wie einen Schuljungen, zu rüffeln noch ihm die Amtsthürzu sperren, sondern ihn höflich in uns günstigere Meinung zu über» reden. Das wird fast immer gelingen; denn die an die Spree Ge» sandten wünschen sichein behaglichesVerhältnißzumNachrichtenamtund sind seltenderEinwirkungnoblerVerkehrssitteunzugänglich.Statt solcheVersuche zu machen,läßtmanwider dieMissethäter (oderPrivatfeinde) dieMeute los. Dann hört derChef: »Gegen diese ruppigen Kerle ist kein Kraut gewachsen. Aber imInneren sorgen wir fürZufriedenheit. Haben Ezcellenz denArtikel imLokal»

anzeiger schon gelesen?" Weiß der Staatssekretär von Alledem nichts ? Dann müßte er das Syndikat der ausländischen Presse um rückhaltlose Auskunft bitten; jeden Vertreter eines halbwegs beträchtlichen Blattes selbst anhören; die Zeit wäre nützlicher angewandt als in Diplomatenempfängen, nach denen esheißt: »Erwar wieder unwohl und durfte nicht laut sprechen." Kennt er die Post« kartenbilder, auf denen die französische Fremdenlegion als eine Kanibalenhorde, die Lichtbilder, auf denen der russische Strafvollzug als das Schandwerk ruchloser Henkersknechte dargestellt wird? Liest er in Heimathblättern oft freundliche, auch nur ruhig erwogene Urtheile über russische und französische Zustände? Nicht meist, daß der Wurzelboden dieser Länder sumpfig, ihre Armee und Beamtenschaft verseucht, alle Rechte und Würden käuflich, die Finanzen siech, die Bilanzen überWirthschaft» und Staatsertrag gefälscht sind? In Ilions Burg wird nicht weniger gefrevelt als draußen. Wir haben keinen Grund, als verfolgte Unschuld uns dem Mitleid der Nachbarschaft zu empfehlen. Müßten schon das Trachten als unwürdig vehmen. Mag in Petersburg oder Moskau ein Redakteur schimpfen. Ists der Rede werth, so lasset den Artikel (vom ersten bis zum letzten Wort: sonst ist an» ständigenMenschen einUrtheil nicht möglich) übersetzen, ohneFärbung des Sinns und derTonfarbe abdrucken und das darin Anwahre bündigwiderlegen. Und: Verschonetuns mit der längstma» kulirtcn Fibelmär, »zwischen Rußland und dem DeutschenReich gebe es keine realen Gegensätze "und nur die Presse trübe die Erbfreundschaft. Das war einmal; und als es war, hat Bismarck im Reichstag nicht nur die russische Presse gescholten, sondern, eine Stunde lang, aus deutschen Blättern Schmähartikel gegen Rußland vorgelesen, nicht über ungleiches Maß geflennt, sondern gerufen : „Diese Sorte von deutscher Presse will künstlich Zwietracht erzeugen, hetzt zum Krieg gegen Rußland und ihre Verlogenheit übersteigt alles Maß." Die russische Presse sagt, was ihre Kundschaft hören will. Das demokratische Rußland haßt denDeutschen wie keinen anderen Erdbewohner. Und daß nach dem Versuch, Herrn Sasonow „hineinzulegen", nach dem unseligen Gerede des HerrnvonBethmannüberGermanen» undSlaventhum,nach der hastigen, auch Rußlands ganze Staatsrechnung umstülpenden Rüstung, nach dem Versuch, Konstantinopel in die Gewalt eines

deutschen Corpskommandanten zu geben, nach den Mißgriffen deutscher Polizeibehörden und dem Alarmruf der Kölnischen Zeitung dieserHaß lauter geworden ist, als er zuvor war: darüber kann nur ein Knabe staunen. DerTon wird sich wieder sänftigen, wenn wir nicht die Hoffnung nähren, er könne uns ärgern. Das dicke Drittel einerRede, die Soll und Haben des internationalen Ge» schäftes aufhellen mühte, an wehleidige Betrachtung barscher Schreibervergeudet: wozu? (^ui b«nc> ? WennBismarckimReichstag die Presse, deutsche und fremde, schalt, wollte er Etwas: sich von der Verantwortung groben Angriffes entbürden oder die in einem anderen ReichRegirenden unter dieDouche stellen. »Wir laufen Keinem nach. Am Liebe werben wir nicht mehr; weder in Frankreich noch in Rußland. Der Versuch, eine große und stolze Macht.wie dasDeutscheReich eine ist, durch Drohung, durch eine gewisse drohende Gestaltung der Druckerschwärze, durch Zusam» menstellung von Worten einzuschüchtern, ist eine unglaubliche Dummheit. Wir können durch Liebe und Wohlwollen leicht, allzu leicht bestochen werden, aber durch Drohungen ganz gewiß nicht. Wer die deutsche Nation irgendwie angreift, wird sie einheitlich gewaffnet finden." Da sprach ein Wille. Herr von Iagow rühmt sich „freundschaftlichenEinvernehmens" mitderpetersburgerRe» girung und bescheinigt ihr den Entschluß, der Preßtreiberei nicht zu achten und »an demalten freundnachbarlichenVerhältnißfest» zuhalten ". Wozu dann das Wehklagelied? Meint er, daß dadurch irgendwo die Stimmung gebessert werde? Daß dieser Theil der Rede auch nur demBotschafterNikolais gefallen habe?Daß solches Lamento begreifen lehre, warum wir, trotz eiferndem Schal» meigesäusel, auf der ganzen Erde als Erzfeind verschrien sind? An dieser Stelle war derIagowator schon durchgewetzt und die Haarlanze stach; ins Leere. Sonst? Die Verhandlungen mit England sind nochnichtabgeschlossen(nock) immer nicht: undschon Kiderlen sprach von ihnen als von Errungenschaft); werden aber »in dem freundschaftlichen Geist geführt, der auch sonst in unseren Beziehungen zu Großbritanien herrscht." Verstehlsich. Allesind uns, wir sind Allen inniglich befreundet: des ha b brauchen wir im Heilsjahr 1914 für unsereWehrmacht fast dreitausend Millionen Mark. Durfte ich sagen, die gemeine Wirklichkeit biete uns ein ganz anderes Bild als derKurbler im Wallotkino? Als Bis»

marck im Februar 1888 die Nothwendigkeit der tzeeresmehrung begründete, erzählte er nicht, wir feien den Russen befreundet; sprach nur, er »halte nicht für wahrscheinlich, daß der Kaiser von Rußland gegen uns Krieg führen werde." Und die Vorschiebung rusfischerTruppen in die Westgubernien dünkt uns doch eine Kleinigkeit, wenn wir sie dem Entschluß Rußlands vergleichen, an Deutschlands Grenze alle Garnisonen zu stärken und durch den schleunigenAusbau der aus demInnerndorthinführenden Eisenbahnlinien den Nachschub ungeheurer Massen zu sichern. Regt sich in unserem Lande tapferer Menschheit nicht endlich dieSchaar, die im Gelände der Politik das trügende Flimmerspiel herrisch verbietet? Wir sind weder den Russen noch den Briten befreundet; und finden denDrang, dieBehauptung folcherFreundschaft an jede Ecke zu Plakatiren, mit derWürde desDeutschenReiches nicht vereinbar. Wenn ein Privatmann den Nachbar, gegen den er (und der gegen ihn) den winzigsten Thorspalt verrammelt und im HausWaffen häuft, als seinenFreund preist, wird er ausgelacht. Vor diesem Schicksal wollen wir das Vaterland schützen. Unsere internationale Politik ist schlecht: denn sie bringt von gewaltigem, schmerzhaft drückendem Aufwand keinen Ertrag. Sie istblind: denn ihr Ziel, dieErhaltungdes deutschen Besitzstandes, könnte sie mit der Hälfte des Kraftaufwandes erreichen. Sie ist thöricht: denn sie schafft selbst sich die Schwierigkeit, die sie dann zu überklettern, öfter zu umgehen sucht. Wollen wir nichtsAnderes als die Sicherung unsererHabe: morgen ist sie um denPreis der Wehrmachtbegrenzung, die uns dann ja nur nützlich sein könnte, von der Triple»Entente zu erkaufen. Wasfnen wir uns, statt so zu handeln, noch stärker: dann wirbt das Bekenntniß friedlicher Frommheit nirgends Glauben. And prahlen wir gar mit der Freundschaft derMächte, gegen die wirund die mit gleicherWucht gegen uns rüsten: dann schilt man uns Heuchler oder Narren. Weil mir die heute wichtigste Pflicht scheint, jeden der allzu geschäftig erneuten Trugschleier zu zerfetzen und zu zeigen, was ist, habe ich imApril hier gesagt: „Ans ist derDreibund nichteine strategische Stellung, sondern eine strategische Hemmung; nicht unnützlich, sondern schädlich. Denn er hindert uns, mit der Summe deutscher Wehrkraft undWirthschaftWerthe, nicht immerWorte nur, einzuhandeln und, nach verschwatzten, verzauderten Lustren,

die Politik des Schöpfers, nicht mehr des Dulders, zu treiben."
Diesen Grundsatz hat der Abgeordnete Dr. Alois Fürst zu Löwenstein »Wertheim»Rosenberg im Reichstag höflich getadelt. Die citirte Zeitschrift, sprach er (nach dem Wortlaut des Amtlichen Berichtes), „bringt in ihrenArtikeln über auswärtige Politik immer Interessantes, oft Beherzigenswerthes. Aber ich meine, ein solchesWort, wie ich es eben verlefenhabe, dürfte von einem verantwortlich fühlenden Deutschen nicht gesprochen werden, wenn er dastzeilDeutschlands nichtmitallerBestimmtheit meiner Zerreißungseiner bisherigenBündnißverhältnissezu erblickenglaubt. Unsere österreichische Grenze reicht von Oderberg bis Bregenz. Ich kann mir keinBündniß denken, das uns für die Gefahr gleichgiltig machen könnte, an dieser langen Grenze eine starke Macht als möglichen Gegner zu wissen." Ich kann mir ein Vierteldutzend solcher Bündnisse denken. Ich würde öffentlich, auch wenn ichs glaubte, niemals sagen, daß einBündniß mich unersetzlich dünkt. Ich bin,drittens,leiderüberzeugt,daß wir, wenn dasBündniß auch fortan ertraglos bleibt, eines Tages an der langen Grenze eine starke Macht als möglichen Gegner haben werden: Oesterreich» Ungarn. Das kann, nachdem es aus Deutschland, Italien, dem West- und Südbalkan weggedrängt worden ist, auf die Dauer sich nicht in ein Bündniß bescheiden, das ihm einMerteljahrhundert lang kein münzbares Silberbröckchen eingebracht hat. (Bosnien wurde ihm inReichstadt zugesagt und die Annexion hätte dienicht dem Deutschen Reich verbündete Monarchie keinen Heller gekostet.) Oesterreich. Ungarn wird von fünf Staaten bedroht, die, fämmtlich, starke Vorposten in seinem Haus haben, und muß in andere Genossenschaft, in kräftigereAssekuranzstreben.wennwirihm nicht bald in ansehnlichen Gewinn helfen. Muß: nicht nur, weil die Mehrheit feiner Slaven und die Hälfte feiner Magyaren den Bund lösen möchten, sondern, weil der Wille zum Leben es ihm gebietet. Vielleicht denkl der bayerische, inBöhmen erzogene, dem ErzHaus derHabsburg»LothringerverschwägerteFürstzuLöwenstein dem Gedanken,den ich heute nur andeuten darf, einmal bis ans Ende nach. Er meint, ich wünsche Deutschlands Trennung von Oesterreich. Erirrt. Ich binimmer, oftgegenOeffentlicheMeinung, für Oesterreich eingetreten: habe (als Erster, wieFritzvon Holstein, ganz jung von Freude, mir zurief) nach der Annexion Bosniens

laut betont, daß Oesterreich nuralsuns Verbündeterbedrängtund gepeinigt werde und daß unser eigenstes Interesse befehle, ihm in jeder Noth, gegen jede Gefahr beizustehen. Hohe deutsche Diplo» maten (Marschall war darunter)fanden mich zu österreichisch; ich glaube noch jetzt, daß wir nicht eineSekunde lang zögern durften, für Aerenthals Werk zu fechten. Nicht die Lösung des Bündniß» Vertrages wünsche ich, sondern die neuem Bedürfniß genügende Aenderung seines Inhaltes. Die habe ich vom ersten Lostag des Balkankrieges an empfohlen; in Berlin und in Wien. Und wenn sie rasch, im Winter 1912, erwirkt worden wäre, brauchte die Stirn beider Kaiserreiche sich nicht grämlich zu furchen. Fürst Löwenstein glaubt, daß sie aus Heer und Flotte Italiens zählen dürfen. Ob Italien zur Hilfeleistung auch nur Verpflichtet würde: die Antwort auf diese Frage hinge von der Gewandtheit der Kriegsregie ab. Der Fürst scheint ein Bischen flink für wahr zu halten, was er in feiner Zeitung liest. Daß Bulgarien von dem Herrn Danew, »sei» nem bösen Genius", ins Unglück gestoßen worden ist; daß Ru- mänien nur »durch gefährliche Einflüsterungen in einen Konflikt mit unserem Verbündeten hineingetrieben werden könnte"; daß zwischen Britanien und Rußland»der natürliche Gegensatz tiefer" fei als zwischen Oesterreich und Italien; und andere Mär aus der selben Meinungfabrik. Das ist, Alles, als falsch erweislich. Nicht so leicht, vor fremdem Ohr, der Anwerth des Dreibundes. Niemals hat ihn irgendein Diplomat, Deutschlands und Oesterreichs, im Privatgespräch mir bestritten; auf dem Markt thut mancher, als sei von dem Ding noch was zu erwarten. Ich bin überzeugt, daß kein König und kein Minister das Italervolk den Österreichern zu einem Krieg gesellen könnte; daß dieMacht der inRomRegiren- den schon sehr groß sein müßte, um nur zu hindern, daß der na» tionale Zorn sich nicht.wie Springfluth, auf das in Krieg verwickelte Oesterreich stürze; daß der giltige, von der Trägheit unfruchtbarer Hirne ängstlichgeschirmteBündnißvertragdenKaiserreichen nicht mehr im Kleinsten zu nützen vermag; daß Oesterreich»Ungarn sich schnell der flavischen oder der romanischen Gefahr entwinden oder aus beiden Schlingen auf den Weg des Kanzlers Kaunitz schreiten muß. Ietzt? Läßt sichs in Händel mit Russen, Serben, Rumänen ein, dann ist Südtirol und die Adriapforte bedroht; GaIizien,Bos° nien, die Bukowina, das Banat, wenn es mit harter Faust die

Kränkung abwehrt, die jeder Tag ihm aus Italien bringt. Wer in diese drangvoll fürchterliche Enge hineingeblickt hat, wird den Grafen Berchtold mild beurtheilen; wird nicht wähnen, Oester» reich fei den Italienern, weil es sie auf die Ostküste der Adria vorspringen ließ, freundlicher als zuvor gesinnt und brauche nichtjust gegen sie Sicherung; wird nicht zweifeln, daß in das Gefäß des austro-deutschen Paktes neuer Inhalt geschöpft werden muß. Wenn in Berlin und in Wien jemals wieder die Politik des Schöpfers, nicht des Dulders, getrieben werden foll. Genügen Wortschleier und Flimmerspiele, dann ist Anstrengung unnöthig. „Wenn, wiejetztin Berlin, weder Ab-noch Ansichten, wederPläne noch Willensregungen vorhanden sind, so drückt Einen das Bewußtsein einer gänzlich zweck« und planlosen Beschäftigung nieder. So weiter zu vegetiren: dazu bedürfen wir eigentlich des ganzen Apparates unsererDiplomalie nicht." Noch weniger (darf man Bismarcks Worten aus dem Mai 1857 hinzufügen) eines Millionenheeres. Das könnten wir viel billiger haben. Die Interessen, die Herrn von Iagow berechtigt scheinen, würden dennoch in vollem Umfange gewahrt. Erwürgen will uns jaNiemand...

Bildertaufe.

In der Königlichen Akademie der Künste waren (oder sind noch) Gemälde, Skulpturen, Gewebe, Kirchenkunstgeräth, Miniaturen, Schmiedewerk und Schmuckstücke aus berliner Privatbesitz zur Schau gestellt. Trotzdem für die Ausstellung und förderen Patron,Seine Excellenz dentzerrnWirklichen GeheimenRath Dr. Wilhelm von Bode, Generaldirektor der Königlichen Museen, alle Posaunen geschmettert hatten, fand ich die Säle fast leer; nicht zwei Dutzend Menschen. Seltsam. Zum ersten Mal war hier zu sehen, was Großhändler der Reichshauptstadt in Iahrzehnten gehäuft hatten. Die Berliner sind sonst doch neugierig. Schreckte Ahnung sie von dieser Schwelle? Ich warne Neugierige. Seit Wochen hatte ich michauf die Stunde gefreut, die mir die Gnadenpforte aukthun sollte. Nun stand ich im tzeiligthum: und erlebte diegrassesteEnttäuschunginbrünstigentzoffens.GewißwarManches sehenswerth.Wunderschöne Gobelins. Feine Döschen. Gute alte Plastik. Goldschmiedearbeit. Sakralgeräth. Allerlei. Schon die Menge freilich viel kleiner, als nach dem Gedröhn zu glauben war.DasMeiste vielleicht echt.Vielleicht; von allenBildnerkünsten

leistetnurdiederFälscherzunft heutemehr alsinUrväterzeit.Mich hatten die Gemälde in diese Akademie gelockt. Vor dem Blick, der das Verzeichniß durcheilt, funkeln die ehrwürdigsten Namen auf. Memling, Rembrandt,Rubens,Vermeer, Hals, David, Potter, Tizian,Murillo,Cuyp,Steen,Niederländer undWelsche mittleren Wuchses. »Mir zeiget sich ein Wunderbronnen, indenmein Geist voll hohen Staunens blickt." Leider: nicht lange. Dann scheucht Zweisel die Andacht vor die Wache am Brandenburger Thor. Diese Armsöligkeit ein Memling, ein Gebild des frommen Genius, den das leidlich geübte Auge auf einer dicht behängten Wandsofort aus zärtlicher Ehrfurcht grüßt? Diesen düsteren Theaterhidalgo, diese Dutzendlandschaft, das bärtige Lederlappengesicht, den Bengel, der dem Melonenschleckerchen Murillos nachgestümpert scheint:Das hatRembrandt gemalt? Ich glaube nicht dran. Ein Drittel aller hier ausgestelltenBilder scheintmir unsichererHerkunft. »Aber ExcellenzBodehatden Ankauf empfohlenund die Echtheit bescheinigt." Empfehlung und Bescheinigung überzeugen mich nicht; sagen mir nichtsBeträchtliches. Trotzdem Herr vonBodeals ein Kunstkenner erstenRangesgiltundich nicht einmal Kunstgeschichte studirt habe. Das klingt frevelhaft keck? Wie jedes GeständnißreuloserAbkehrvonAberglauben.DesGeneraldirektors Stimme verhallt; allzu oft schon hat er geirrt.

Nur vier Fälle will ich heute erwähnen. Er hielt eine Figur des münchenerBildhauersRömer für ein vor Iahrhunderten geformtes Werk und reihte sie in die Sammlung altitalischer Kleinplastik ein (über die er Lesenswerthes geschrieben hat). Er hörte, inBerlin sei einBild ausgestellt, dasnurvondem delfterVermeer gemalt sein könne, ging hin, sah das Bild und sagte :»Unsinn; keine Spur von Vermeer." Herr Dr.Bredius kaufte das Bild und nahm es mit in seinen Haag. Im Mauritshuis hängt es: und Niemand begreift, daß nicht der erste Blick es als einen Vermeer erkannte. Herr Bode erwirbt mit dem Aufwand von hundertsechzigtausend Markpreußischen Staatsgeldes in London eine Wachsbüste, sagt, sie sei »ein Meisterwerk, das sich klassischen Bildwerken, wie der Venus von Melos, an die Seite setzen läßt," sei ein Gebild Leonardos, und ruft den anders Meinenden herrisch zu: »Die Echtheit der Büste ist bewiesen". Im Kaiser-Friedrich-Museum wird sie zuerst als ein Leonardo, dann ohneSignum gezeigt; jetzt stehtauf dem Zettel: »Leonardo oder seine Werkstatt". (Also: Venus von

Melos oderGesellenarbeit.)Der vierteFall ist inden «Amtlichen Berichten aus den Königlichen Kunstsammlungen" (HeftvomFe» bruar 1914) erwähnt worden. Da handelt sichs um einBild, das Herr Dr. Bode dem Hamburger Emden abgekaufi hat. Ich gebe zunächst dieDarstellung.um dercnPublikation ich gebeten wurde.
Herr Emden wollte einen Theil seiner Gemälde verkaufen. Deren Echthell war von Sachverständigen bezweifelt worden. Der Bruder des Herrn Hermann Emden schickte deshalb an Excellenz Bode sieben Bilder aus der Galerie und bat ihn um ein Gutachten über deren Werth. Herr Dr. Bode antwortete am achtundzwanzigsten Ianuar 1908, er könne die von anderer Seite ausgesprochene Behauptung, daß der Bruder des Herrn Emden gröblich mit den Bildern betrogen worden sei, nur voll» ständig bestätigen. Im Einzelnen erörterte er dann die Gemälde und sagte am Schluß: „Der Händler, der diese Bilder als Originale von Van Dyck, Rembrandt usw. verkauft, ist ein Schurke, den man dem Richter überantworten sollte. Herr Direktor Friedlaender schließt sich meinem Urtheil in Allem vollständig an und würde Ihnen Dies sehr gern auf Ihr Verlangen noch bestätigen." Unter diesen Bildern ist an zweiter Stelle ein „sogenannter Rembrandt" erwähnt, den Bode als nicht von Rembrandt herrührend bezeichnet.
Auf ein neues Schreiben des Herrn Emden antwortete Generaldirektor Bode am achtundzwanzigsten März 1S98 und gebrauchte wiederum die schärfsten Ausdrücke über die Händler, die die Bilder als echte verkauft hatten. Er spricht darin von gemeinstem Betrug, von Schurken und Aehnlichem. Nun verklagte Herr Hermann Emden den Verkäufer der Bilder; und in diesem Prozeß war Direktor Friedlaender zum Gutachten berufen. Darin erklärte er die weitaus meisten Bilder Emdens für nicht echt, für nicht von dem angegebenen Künstler gemalt. Ueber das Bild „Tobias mit dem Engel", um das sich später der Prozeß gegen den Fiskus drehte und das bis dahin als Rembrandt in der Galerie Emdens gehangen hatte, als solches auch von Emden erworben worden war, sagte er: „Nicht Rembrandt, aber dem Meister ziemlich nah, wohl von einem guten Rembrandtschüler, wie GovaertFlinck; Werth achttausend Mark." (Ohne irgendwelche Einschränkung: „Nicht Rembrandt.") DiesesGutachten bewogHerrn Emden zu dem Entschluß, alle Bilder seiner Galerie zu verkaufen. Das Bild „Tobias mit dem Engel" wurde mit versteigert und brachte sechstausendMark. Als Erwerber war in die Auktionliste eingetragen: Excellenz Bode; ein von Her Firma LepkeAngestellter hatte inBodesAuftrag denPreis angeboten. In dem Versteigerungskatalog war, nach dem Gutachten des Direktors Friedlaender, über das Bild gesagt worden: „Leinwand- Am unteren Rand gegen links fälschlich mit dem Monogramm R bezeichnet." Als Autor war angegeben Govaert Flinck. Die Versteigerung war am dritten Mai 1910; am dreizehnten Mai stand in der „B. Z. am Mittag": „Bode schenkte dem Museum ein Bild, das er eben erst bei Lepke in der Auktion der Sammlung Emden gekauft hat. Und jekt ist Herr Professor Hau-

ser dabei, den jungen Tobias mit dem Engel, der als ein Werk von Ho» vaert Flinck ausgeboten wurde, zu restauriren. Ietzt aber sieht man auch, daß Bode mit seinem Kauf einen äußerst glücklichen Fang gemacht hat... Bode bezeichnet nun diesen Tobias nicht als ein Bild des Rcmbrandtschülers Flinck, vielmehr als ein Werk Rembrandts selbst."
Auf die Frage oes Herrn Emden, was an dieser Nachricht wahr sei, erwiderte die Verwaltung des Kaiser-Friedrich-Museums, daß Excellenz Bode verreist sei, aber, so viel bekannt, das Gemälde allerdings für einen Rembrandt halte und beabsichtige, sich darüber im nächsten Heft des Iahrbuches der Königlich Preußischen Kunstsammlungen ein» gehend zu äußern. Wirklich erschienen auch im Heft 9 der Amtlichen Berichte aus den Königlichen Kunstsammlungen vom Iuni 1910 und im Band 4 des Iahrbuches der Preußischen Kunstsammlungen aus der Feder Bodes stammende Artikel, in denen er mit aller Energie den Standpunkt vertrat, daß es sich um einen echten Rembrandt handle.
Herr Emden focht nun den Verkauf des Bildes an und erhob, nachdem Bode die Herausgabe verweigert hatte, Klage gegen den Fiskus als Eigenthümer des Kaiser-Friedrich-Museums, dem Bode das Bild inzwischen geschenkt hatte. Diese Klage war auf Z 822 BGB gestützt. Das Verlangen der Herausgabe wurde aber (wie in den Amtlichen Berichten nicht angegeben ist) nicht nur auf Irrthum, sondern auf Grund des angegebenen Sachverhaltes auch auf Arglist gestützt; und zwar wurde die Meinung vertreten: Bode habe schon vor dem Ankauf des Wildes gewußt oder doch vermuthet, daß das Bild, entgegen dem Aus^ gebot als „Flinck", in Wahrheit ein „Rembrandt" sei, und habe, dk, gerade auf sein und Friedlaenders Gutachten hin das Bild eben nicht als Rembrandt versteigert werden sollte, die Verpflichtung gehabt, über seine nun bessere Erkenntniß den Verkäufer vor dem Kauf aufzuklären. In dieser Hinsicht war behauptet worden, daß Bode auch selbst im Ia« nuar oder Februar 1908 ein Gutachten über das Bild abgegeben habe; denn es war unter den Bildern, über die er an Emden geschrieben hatte. Ueber beide Behauptungen und darüber, daß Bode schon im Iahr 1908, jedenfalls aber vor dem Ankauf, das Bild für einen echten Rembrandt oder doch die Echtheit für wahrscheinlich gehalten habe, war ihm der Eid zugeschoben worden.
Die Irrthnmsanfechtung ist von dem Kammergericht in der Be» vufunginstanz nicht für durchschlagend gehalten worden; und das Reichsgericht konnte, da es die zu Grunde liegende Feststellung, daß ein rechtlich erheblicher Irrthum nicht vorliege, für eine Feststellung thatsöchlicher Natur erklärte, das Urtheil nicht ausheben. Entscheidend war für das Kammergericht nämlich, daß in den im Katalog angegebenen Versteigerungbedingungen die Garantie für die im Katalog enthaltenen Angaben ausgeschlossen worden war. Dabei kann mit Bestimmtheit angenommen werden, daß Herr Emden selbst von dem Wortlaut des Kataloges, der natürlich nicht von ihm persönlich angefertigt worden war, im Einzelnen keine Kenntniß hatte, also auch diesen Garantieansschiluß nicht kannte. Herr Emden war also nicht,

wie das Kammergericht feststellen zu können meinte, im Zweifel über die Herkunft des Bildes, sondern er hatte, da er sich selbst nicht für sachverständig genug halten durfte, durch das Gutachten des Dr. Friedlaender die positive Ueberzeugung gewonnen, daß die Bezeichnung des Bildes als Rembrandt falsch sei. Das war aber hier das allein Wesentliche. In dem Prozeß ist nicht darüber entschieden worden, ob Excellenz Bode selbst früher Kenntniß von dem Bild gehabt hat. Das Kammergericht glaubte, die Thatsache unterstellen zu können, daß nnter den sieben Herrn Dr. Bode zur Begutachtung übersandten Bildern auch das streitige gewesen sei und daß Bode es damals als nicht von Rembrandt herrührend bezeichnet habe. Deshalb ist es zur Eidesleistung über diesen Punkt nicht gekommen. Das Kammergericht fol» gerte gerade aus dieser als wahr unterstellten Thatsache, daß Bode auch noch bei der Versteigerung das Bild nicht für einen Rembrandt gehalten habe, weil man ja sonst annehmen müsse, daß Bode sein früheres Gutachten schon wider besseres Wissen abgegeben habe, um sich auf billige Weise in den Besitz des Bildes zu setzen, diese Annahme aber ausgeschlossen sei, weil damals Kaufverhandlungen zwischen Emden und Bode noch gar nicht schwebten. Das Gericht hielt das Vorbringen der Arglist nicht für durchschlagend, zumal nichts dagegen vorgebracht sei, daß Bode, wie er behauptete, erst nach dem Erwerb des Bildes die Ueberzeugung von der Autorschaft Rembrandts erlangt habe. Bode selbst habe sich darauf berufen, daß er später, im Besitz eines Malers in Bayonne, eine Zeichnung aufgefunden habe, die als Entwurf zu dem Gemälde zu betrachten sei; für die Annahme, daß er diesen Fund schon früher gemacht habe, sei nichts vorgebracht worden. Das Kammergericht hat also den Eid nicht von Bode verlangt, weil es die Behauptung, er habe schon am Tage der Versteigerung das Bild für einen Rembrandt gehalten, für widerlegt erachtete; wobei es, als auf einen ausschlaggebenden Umstand, noch darauf hinwies, daß Bode, als er den Auftrag zum Angebot gab, den Erwerbspreis für das Bild so niedrig bemessen habe, wie ein Sachverständiger bei einem als Rembrandt erkannten Bild niemals thun würde.

Hervorzuheben bleibt danach das Folgende. Das Bild wurde nur verkauft, weil durch die Angaben Bodes und Friedlaenders Herr Emden die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß dieses Bild, eben so wie die übrigen seiner Galerie, nicht echt sei. Es wurde im Versteigerungskatalog ausdrücklich als „fälschlich mit dem Monogramm K bezeichnet" und als „Flinck" ausgeboten; denn für einen Flinck hielt es ja Herr Direktor Dr. Friedlaender, offenbar in Uebereinstimmung mit Bode. Bald danach aber hielt Excellenz Bode das Bild für einen echten Rembrandt und vertrat diesen Standpunkt in wissenschaftlichen Arbeiten. Dennoch hat er, wie hier nicht unterdrückt werden soll, als Vertreter des beklagten Fiskus in dem Prozeß die Behauptung, das Bild sei ein Rembrandt (auf diese Behauptung war ja die Anfechtung gestützt), mit Nichtwissen beantwortet, eine Erklärung, die nach der Prozeßordnung dem Bestreiten gleichsteht, und hat sich gegen die

Annahme, das Bild sei von Rembrandt, auf andere Sachverständige berufen; obwohl er selbst es, als Generaldirektor der Königlichen Museen,, in den Rembrandt-Saal gehängt hat. Herr Dr. Bode hat auch in dem Prozeß zunächst eingewendet, nicht Emden habe verkauft, sondern Lepke, und hat gesagt, eine gittige Schenkung an das Museumliege, gar nicht vor, da die hierzu erforderliche königliche Genehmigung nicht erfolgt sei. Diesen Einwand ließ er allerdings später fallen. Er hat sich aber sogar daranf berufen, daß nicht er, sondern sein Bevollmäch« tigter in eigenem Namen gekauft habe, die Anfechtung sich also gegen diesen Käufer richten mußte...
Seit wann Herr Dr. Bode das Bild für einen Rembrandt hielt, darüber ist, wie schon erwähnt wurde, in dem Prozeß nicht entschieden worden. Erst jetzt haben die Erben einen Brief gefunden, in dem Bode, schon im Iahr 1905, an Emden schrieb, der „Tobias" sei das beste der ihm in Abbildung gesandten Gemälde und komme dem Rembrandt außerordentlich nah; ob es von Rembrandt selbst sei, wage er nicht ohne Weiteres zu entscheiden, müsse aber sagen, daß es stark an einen Rembrandt in der glasgower Galerie erinnere. Dem steht die im Prozeß vorgebrachte Behauptung gegenüber: Excellenz Bode sei zu der Ansicht, daß das Bild ein Rembrandt sein könne, erst nach dem Ankauf durch Untersuchungen (und durch den Entwurfsfund) gelangt.
DieseDarstellung stammt von dem Herrn Eduard Oberländer, den Emden zur Testamentsvollstreckung berufen hatte. Im Fe» bruarheft der Amtlichen Berichte wurde die Vorgeschichte des Streites nicht erwähnt. Geheimrath Stubenrauch, Verwaltung» direkter der KöniglichenMuseen,wollte nur »Iuristisches zur Er» werbung des Rembrandtwerkes Tobias" geben. Aus seinem Artikel will ich ein paar wichtige Satze hier wiederholen.
„Am dritten Mai 1910 hatte der Kläger (Hermann Emden) in LepkesKunstauktionhaus in Berlin alte Gemälde versteigern lassen, darunter ein Bild ^Tobias mit dem Engel', das in dem Versteigerungskatalog als von Govaert Flinck gemalt bezeichnet war. Das Bild wurde zu dem Gebot von sechstausend Mark Herrn Dr. Bode zugeschlagen. Dieser schenkte es dem Kaiser-Friedrich-Museum. Dr. Bode hatte bald nach dem Erwerb des Gemäldes in mehreren Aufsätzen die Ansicht vertreten, daß es sich um einen echten Rembrandt handle. Als der Kläger Das erfuhr, focht er den Verkauf an... Mit dem Beklagten hat sich das Kainmergericht und das Reichsgericht auf den Standpunkt gestellt, daß der Kläger das Gemälde in bewußter Unklarheit über die Urheberschaft veräußert habe, also von einem Irrthum keine Rede sein könne, da Irrthum nur ein dem Wollen nicht bewußter Mangel sei. Wie nun aber, wenn das Vorliegen eines Irrthums bejaht worden wäre? In diesemFall wäre mit der starten Möglichkeit zu rechnen gewesen, daßder Fiskus, dem Klageantrag gemäß, das Bild hätte zurückgeben niüslcn. Wäre Dies aber billig gewesen? Neigt das Rechtsgefühl nicht vielmehr

dahin, daß der Käufer ein auf einer Auktion gekauftes Stück in jedem Fall zu behalten berechtigt ist, mag der Käufer sich noch so stark über die Urheberschaft geirrt haben?"
Mein Rechtsgefühl urtheilt anders als des Geheimrathes. Ich hätte auch nicht die Aufnahme der vom Testamentsvollstrecker gesandten Berichtigung abgelehnt. Er thats; »unter Bezugnahme auf den Paragraphen 12 desPreßgesetzes"(derStaatsbehörden aus der Berichtigungpflicht hebt). Ich hätte.als Richter,»dasVor» liegen einesIrrthums bejaht" und, als Vertreter desFiskus.die Rückgabe des Bildes nicht nur für »billig", sondern für unerläßlich gehalten. Wenn ein Trödler oder eine Aufwärterin mir für sechs Mark eine verschmutzte Geige giebt, die sich dann als einen brauch» baren Stradivarius erweist, würde ich mich verpflichtet glauben, sie zurückzugeben. Und im Fall Tobias war der Wirkliche Ge- heime Rath Dr. Bode zugleich Gutachter und Erwerber. Nach seinen Briefen und nach dem Sachverständigenspruch seinesAssi» stenten Dr. Friedlaender mußte in Emden die Ueberzeugung fest werden: Dieses Bild ist nicht von Rembrandt gemalt. (In mir ist sie heute noch felsenfest.) Deshalb ließ er in den Katalog setzen, das Signum K sei gefälscht. Deshalb gab er das Bild für sechs» tausendMarkwegzals ein echterRembrandt hätte es ihmvielleicht sechshunderttausend, vielleicht noch mehr eingebracht. Ihm und seinen Erben entgeht mindestens eine halbeMillion. Seine Klage wird,nachdreijährigerVerfahrensdauer,endgiltigabgewiesen.In dem vomBeklagten geleitetenBlatt eineDarstellung veröffentlicht, die nicht meldet,daß der Erwerber des Bildes auch Gutachter war und seinWort das K entwerthet hat. Als die Erben eine Ergänz» ung dieses Berichtes fordern, wird sie ihnen brüsk geweigert.Und solchen Streitergebnisses soll das Rechtsgefühl sich freuen? Das soll »billig" sein?Donnerwetter.., Billig wäre derTobias.wenn ihn Rembrandt gemalt hätte (was er aber, by)«ve, nicht that).
Im Kaiser»Friedrich°Museum wird eine englische Wachs» büste aus dem Iahr 1846 als ein Meisterwerk italienischer Hoch- renaissance ausgestellt. Biinckmann, der weltbcrühmteLeiter des hamburgischen Kunstgewerbemuseums, hat diese Flora eine der drei erfolgreichsten Fälschungen unsererTage genannt. Salomen Reinach hat geschrieben: »Eine ernsthafte Vertheidigung der Leo» nardö-.Hypothese ist nicht mehr denkbar." Direktor Pauli: »Wir dürfen für erwiesen halten, daß dicFIorabüste im Iahr 1846 von

Richard Cockle Lucas nach dem Floragemälde derLuini»Schule ausgeführt wurde. "Eben so urtheilen die Kunstgelehrten Seidlitz und Swarzenski, die Bildhauer Gaul, Klinger, Maillol und hun» dert andere Küstler. Der Museums chemiker Professor Rathgen hat in derWachspuppe daszweizölligeStückeinerausderFrüh» zeit der Victorianischen Aera stammenden Steppdecke gefunden. Thut nichts. «Leonardo oder seine Werkstatt." (Ungefähr: »Rodin oder drei Fraulein, die bei ihm modelliren lernten.") Der Fall Tobias ist nicht weniger lehrreich. 1903: Vielleicht Rembrandt. 1908:Nur betrügerische Schurken könnensolcheBilderalsWerke großer Meister verkaufen. 1909: Nicht Rembrandt, aber Flinck. Dritter Mai 1910: Ankauf für sechstausend Mark. Dreizehnter Mai 1910: Ankündung, nicht Flinck, sondern Rembrandt selbst habe das Bild gemalt. Solche Irrthümer(» dem Wollen nicht be» wußte Mängel") erlebt der Mann, der über italischeRenaissance» Plastik und über Rembrandt werthvolle Bücher geschrieben hat. Dessen aucwriws und excelleniia soll ich blind vertrauen? Seinen Kondottierekopf, der jeden Aufruhrsversuch niederdonnert, die hemmunglos vorwärtsstampfendeWillenskraft, die Tolfeinde in stummeDemuth kirrt, kann ich,alseinBleibselausunverzärtelter Gewifsenszeit, bewundern. Seine Artheile dringen mirnicht durch den Gehörgang ins Hirn. Sein Museum ist mir, trotz manchen Meisterwerken, ein Ort des Schreckens. Erträgt, Künstler, Kunst» empfinder, Euer Auge denn „Restaurirung" dieser Sorte? Das sieht ja aus wie ein blank gewichster Stiefel, wie derbilligeAtlas» rock derfettenGrünkrämerin.Das trieft ja von Firniß. Die rothen Mäntel (Rubens; der neue Van der Goes, der mir schwächer und unfeiner als der alte scheint): »wie von Wertheim; wie neu." Rothe Woche. Anderswo wird doch auch restaurirt. Im haar» lemerMuseum sah ich ein Bild, dasbehutsam von morschemtzolz gelöst und auf Leinwand übertragen worden war. Eine Leistung andächtigen, Ehrfurcht erzwingenden Fleißes. Ueberall wird die Bilderpflege wie ein Hochamt betreut. Die Aufgabe eines Restaurators ist doch nicht eines Neuplätters oder Stubenboh» ners. Saalburgen wollen wir nicht. Wenn eine Madonna so tief in schwarzbrauner Sauce schwimmt, daß man statt der Augen Trüf- feln oder Morcheln zu finden erwartet, ist mir einerlei, ob Murillo oder Sichel sie gemalt hat. Hat Murillo die Iungfrau gemalt, die jetzt in derAkademie hängt? Vermeer das Mädchen in derRosa°

jacke, das (im Friedrich»Museum) hinter bunten Fenstern sitzt? Nie werde ichs glauben lernen. Das andere Mädchen, das ur» holländische mit der gelben Iacke, dem Hermelinbesatz und dem rothen Band, das mit der Hausmagd rechnet, braucht keine Be» glaubigung. Herr Iames Simon, derBesitzer, hat das Bild in die Akademie geschickt. Ein Wunderwerk, für das ich Dutzende guter Venezianer hingäbe. Seit wann aber ist der Hintergrund so dick verschmiert? Solche Wände (vergleichet die Bilder im Haag, in Amsterdam, Dresden und Frankfurt), so luftloseRäume hatVer» meer, der Unvergleichliche, doch sonst nicht gemalt. Und vor den Tizian,Rubens undRembrandt schüttelts mich.Restaurirtzmanch-mal auch: »Leonardo oder seineWerkstatt."Nicht einmal Vörden beiden Frans Hals bin ich sicher, die unverkritzelte.unverpinselte Handschrift des stämmigen Menschenschöpfers zu fehen.
Nach der Deflorirung derWachsflora wurde dem General« direktor von Mitgliedern seines Museumsvereins (die kunstver-ständigen hatten, fast ohneAusnahme, ihre Unterschriftgeweigert) eine Adresse überreicht, die ihn als einen durch niederträchtige Schmähung Gekränkten feierte. Damals sagte ichhier:«Ein arm» säliger Triumph: von Bankiers und Großhändlern bereitet, de-nen Herr Dr. Bode Bilder recht verschiedener Sorten verschafft hatte." DieseBilder kennen wir jetzt und begreifen, völlignunerst, warum die amAlltagnüchternenBesitzer mit so dicksträhnigerIn» brunst an ihrem Wilhelm hängen und fürseines Namens Geltung kämpfen wie sonst wohl nur für Gold und schmackhafte Liebe. Sie haben beträchtücheTheile ihresVermögens inValeurs angelegt, die mit dem Ruf des Herrn vonBode als eines unfehlbaren Ken-ners schrumpfen müßten; derenKurswerth mit dem seiner Exper-tise sänke. Wenn ich den Herren rathcn dürfte, spräche ich: Ver-kaufet, so langefürdieseMemling.Rembrandtund Genossen »auf demMarktMeinungist/'EinMannvonungewöhnlicherLebens» leistungund großem Geistesverdienst, dem nur der gerechte Zorn einesProzeßgegners arglistigeBereicherungsucht zutrauen kann. Doch: den Nächsten selbst, den Allertreusten, eine Gefahr, die aus nächtigenSchlünden gährt. Viele denken so.Alle schlottern vorihm. Nur das jeder Kunstkultur ferne Spreevolk weist munter auf das breite Gncisbccken vor demAltenMuseum und holt ausgrinsen» denLippen dasWeisheitwort: „Dadrin taust Bode die Bilder!"

Die politischen Parteien
und der Patriotismus.

giebt in unseren modernen Staaten und auch in unserem
Staat drei verschiedene Hauptparteien, nicht Parteiungen,
die sich für eine Weile zur Erreichung irgend eines bestimmten
Zweckes zusammengeschlossen haben, und nicht von der Art, wie in
den Abderas für oder gegen des Esels Schatten, sondern vernünf-
tige, nothwendige und bleibend lebenskräftige Hauptparteien, drei-
fach verschieden nach dem dreifach verschiedenen Interesse des Ego-
ismus, der Lebensfürsorge.

Wäre dasNachdenken eine so einfache und allgemeine Sache, wie
die Allgemeinheit der Mensch en anzunehmen pflegt, so würden auch
sämmtliche Anhänger der politischen Parteien sich mit Erfolg die
Frage vorlegen können: Weswegen gehören wir gerade dieser, un-
serer Partei an? Sie brauchten dann nicht mehr, wie jetzt, so gar
viele Gründe, sie würden dafür einen einzigen Grund, einen ein-
zigen letzten Grund, und zwar mit der gleichen Klarheit, erkennen,
womit von ihnen erkannt wird, weswegen sie essen und trinken;
sie würden erkennen, daß die Parteizugehörigkeit den selben Grund
hat wie das Essen und Trinken: ihren Egoismus oder ihre Lebens-
fürsorge. Daß wir aus Egoismus essen und trinken, darüber sind
sich Alle klar, aber gleich hinter dem Essen und Trinken hört die
Klarheit auf und beginnt die Unbewußtheit und Selbsttäuschung
über die Absichten, die Erhabenheit und Konfusion, der Hochmuth
und der Streit.

Drei politische Hauptparteien: die erste ist die Partei Derer,
die haben und behalten wollen (die Konservativen und das Cen-
trum); die andere ist die Partei Derer, die nicht haben und bekom-
men wollen (die Sozialdemokraten); und die dritte Partei, die mit
Haben und Behaltenwollen wie mit Nichthaben und Bekommen»
wollen die Mitte zwischen jenen beiden Parteien hält, die Partei
der Liberalen.

Das sind die politischen Parteien, dreifach verschieden nach
dem dreifach verschiedenen Interesse ihrer besonderen Egoismen.
Aber das Interesse des Vaterlandes als des gemeinsamen Egois-
mus, darin allein sie alle Drei im Stande sind, zu behaupten und
zu erlangen, was sie erlangen und behaupten wollen, darin allein
sie zu leben wünschen, weil darin sie mit dem Herzen leben, überall
sonst aber wären sie wie Verbannte in der Fremde (man wird im
AuslandeDeutscher: ich sinde,<mf jeder Reise schon), dieses höhere

Interesse haben wahrlich alle dreiParteien gemeinsam. Das Vater« land haben alle Staatsbürger gemeinsam; und es ist darum die ungeheuerste Frechheit, wenn sie einander der Vaterlandlosigkeit zeihen. Das Vaterland, die Nation, der Staat: Das sind sie Alle, das Vaterland gehört Keinem vor dem Anderen, wer er auch sei; es gehört Keinem, weil es Allen gehört; im Verfassungstaat ist ein Ieder auf seine Art und nach seiner Eigenthümlichkeit so Dienen- der wie herrschender und Keinem kann durch Keinen seine Zuge- hörigkeit, sein Recht und seine Freiheit so wenig wie seine Ver- pflichtung abgesprochen werden. Die drei Parteien zählen alle drei gleichmäßig in der Summe und sind die drei Arten des Staats- bürgerthums, durch welche die Einzelnen dem Staat angehören und ihre politische Mitarbeit leisten am Recht und an der Freiheit: durch Erhaltung, Umgestaltung, Zerstörung, Neuschaffung.

Die Einzelnen finden sich vereinigt in den drei Parteien, je nach ihrem Interesse der Lebensfürsorge. Danach bilden sich die Parteien; denn danach bildet sich das Bewußtsein. Ihrem Verhält» niß zur Lebensfürsorge entsprechend, ist ihr Bewußtsein, ihr Fühlen, Wissen, Wollen, ein anderes, ist ihre Lebensanschauung anders, ist ihre Politik, ihre politische Ueberzeugung, ihr politisches Prin- zip, ihr politisches Ideal anders, wollen sie andere politische Mit- tel, ist ihre Stellung zum Verfassungstaat anders, in welchem sie ihr politisches Ideal verwirklicht sehen möchten: es sollen Männer aus ihrer Partei in die Regirung kommen, es soll konservativ, es soll liberal, es soll sozialdemokratisch regirt werden. (Gegensatz der Parteien gegen die Regirung.) Die drei Parteien im Staat sind so natürlich wie der Staat und wie die Individuen; ihr Kampf gegen einander nnd die Verschiedenheit der Öffentlichen Meinun- gen, der Parteikollektivmeinungen, ist so berechtigt, wie die Par» teien von verschiedener sittlicher Ueberzeugung geleitet werden: von der verschiedenen sittlichen Ueberzeugung, daß, was sie wollen, das Beste für al.e Staatsbürger sei; wie sie verschieden denken über die Verwirklichung des Rechts» und Freiheitgedankens.

Denn sie wollen, Alle, daß es mit dessen Verwirklichung seinen Fortgang nehme, den Fortschritt wollen sie, Alle. Aber sie können ihn unmöglich Alle auf die selbe Weise wollen, sie wollen ihn nach den Unterschieden des konservativen, des liberalen, des sozialdemo- kratischen Fortschrittes; und so müssen die Einen hemmen, was die Andern vorantreiben. „Zwei Prinzipien konstituiren die mo- ralische und intelligible Welt", sagte Friedrich von Gentz. „Das eine ist das des immerwährenden Fortschrittes, das andere das der nothwendigen Beschränkung dieses Fortschrittes. Regirte jenes

allein, so wäre nichts mehr fest und bleibend auf Erden und die ganze gesellschaftliche Existenz ein Spiel der Winde und Wellen. Regirte dieses allgemein, so würde Alles versteinern und verfaulen. Die besten Zeiten der Welt sind die, wo die beiden entgegengesetzten Prinzipien im glücklichsten Gleichgewicht stehen. In solchen Zeiten muß dann auch jeder gebildete Mensch beide gemeinschaftlich in sein Inneres und in seine Thätigkeit aufnehmen. Er muß mit der einen Hand entwickeln, was er kann, mit der anderen hemmen, was er soll. In wilden und stürmischen Zeiten aber, wo das Gleichgewicht wider das Erhaltungprinzip, wie in finsteren und barbarischen, wo es wider das Fortschreitungprinzip gestört ist, muß auch der einzelne Mensch eine Partei ergreifen und gewissermaßen einseitig werden, um nur der Unordnung, die außer ihm ist, eine Art Gleichgewicht zu halten. Wenn Wahrheitscheu, Verfolgung, Stupidität den menschlichen Geist niederdrücken, so müssen die Besten ihrer Zeit für die Kultur bis zum Märtyrerthum arbeiten. Wenn hingegen, wie in unserem Jahrhundert, Zerstörung alles Alten die herrschende, überwiegende Tendenz wird, so müssen die ausgezeichneten Menschen bis zur Halsstarrigkeit altgläubig werden."

Ganz unbezweifelbar: die Halsstarrigkeit, womit die Einen dem Fortschritt sich entgegenstemmen, kann so gut sittlich sein wie das Märtyrerthum, wodurch die Anderen für ihn wirken.

Aber nun sehet die Art, wie unsere Parteien über einander absprechen, sehet die Frechheit, womit sie sich gegenseitig die Berechtigung als Partei, also als Theil der Nation und des Vaterlandes absprechen! Es ist kaum möglich, die allgemeine Frechheit eines ganzen Landes ärger sich vorzustellen, als wie sie heute unter uns im ganzen Lande wirklich angetroffen wird. Deutschland ist verschändet durch allgemeine, allerfrechste Frechheit von den bösesten Folgen. Keine der drei Parteien scheintPartei sein zu können anders als mit Entehrung von zwei Parteien; nach den Urtheilen der Parteien über einander denkt keine von ihnen vaterländisch und innerhalb der Parteien parteit sichs und verketzert sichs wieder unter einander auf das Gräulichste. Davon müßte jeder Deutsche sagen: Das ist nicht schön in Deutschland! Das ist, schief und schlecht bei uns zu Lande und gar zu arges Mißverhältnis; zwischen Beschimpfen und Ehren! Jeder Deutsche sollte jedem anderen Deutschen (zunächst denn wenigstens äußerlich, mit Worten) etwas mehr von der Achtung erweisen, die er sich selber erwiesen wünscht, sollte zurückhaltender und geziemender reden und gegen jenen endlich alle Theile der Nation anfressenden Krel

auf geilung denken. Die politisch Reifen müssen die Menge der politisch Unreifen, Ideelosen und der Idee Unfähigen zunächst ihrer eigenen Parteien, der von Parteipolitik flach und dumpf Geschlagenen, zum Besseren emporrichten und Aufklärung schaffen in die Breite und Tiefe.

DasInteresse derPartei soll darum nicht aufgegeben werden; es kann nicht aufgegeben werden. Die Gegnerschaft der Parteien ist, was schon gesagt worden, natürlich wie die verschiedene Bewußtheit der Lebensfürsorge; wodurch überhaupt die Menschheit auch gesellschaftlich in Parteiung zerfällt, die sich sogar in die Wissenschaft hinein fortsetzt. Im Staat können nur'die Philosophen mit vollster Ueberzeugung allen drei Parteien angehören (weil ihr, der wahrhaften Philosophen Verhältniß zur Lebensfürsorge ein durch ihr Ewigkeitbewußtsein modifizirtes und anderes ist als bei den übrigen Staatsbürgern und weil sie, theoretisch der Einseitigkeit der Betrachtung entnommen und der Kontinuität der Entwickelung gemäß, das Ganze lebendig vor Augen haben, theilen und unterscheiden zwischen dem Beizubehaltenden, zu Zerstörenden und neu zu Schaffenden); und den Philosophen gleich soll auch der Herrscher mit vollster Ueberzeugung allen drei Parteien angehören; je mehr Dies der Fall, desto idealer repräsentirt er das unegoistische Staatsprinzip und wird desto besser die Forderung Platons erfüllt, daß entweder die Herrscher philosophiren oder die Philosophen Herrscher werden müßten. Darin liegt ausgesprochen, was der Herrscher, der idealen Forderung gegemäß, sein soll und was er nicht sein darf. Er darf nicht allein keiner der politischen Parteien angehören: er darf auch nicht einmal Egoist sein, wie die übrigen Menschen sind; denn er hat mit seinem Menschen das den Menschen an sich selbst Unmögliche zu revräsentiren und zu symbolisiren: das Unegoistische. Friedrich der Große nanntesich groß, „den ersten Diener seines Staates". Als Herrscher des Staates ist der Herrscher ohne den egoistischen Einzelwillen: kein egoistischer Einzelwille stimmt überein mit dem Gesammtwillen der Nation, welche der Staat ist. Von solcher Einsicht und Praxis danach zeigten sich früher nur wenige Herrscher; der moderne konstitutionelle Staat hat nicht allein den übrigen Staatsbürgern, sondern auch den Repräsentanten des Staates gut gethan und sie zu besseren Patrioten gemacht. Von den früheren Fürsten waren gar nicht wenige die ärgsten Anarchisten in ihren Ländern; und auch die besten von ihnen konnten kaum die unbeschränkte Freiheit vertragen, Saint-Iust behauptete: „On ns peui regusr inQoceiuiuent"; und es bestätigt sich die Wahrheit,

dasz Gewalt überall den Mißbrauch der Gewalt nach sich zieht und in menschlichen Dingen kein Verlaß ist auf den Menschen, sondern nur auf die Einrichtungen und Verhältnisse. Der Herrscher ist auch ein Mensch von der Art, wie die Menschen sind; soll er trotzdem auf der Höhe des Herrschers sich halten können, so mutz denn auch für seinen egoistischen Menschenwillen nach Möglichkeit ge» sorgt sein. Nicht „Der König kann kein Unrecht thun" (?Ks King «zg,n ä« no ^vronS), sondern: Der König muß möglichst wenig Urfache und Gelegenheit haben, Unrecht zu thun. Der König, der Herrscher ist ja nicht eigentlich Herrscher, sondern Repräsentant der gemeinsamen Beherrschung und des Gesammtegoismus der Nation: daher darf er als Herrscher weder seinen Einzelegoismus geltend machen noch zu einer der politischen Parteien sich halten. Aber die übrigen Staatsbürger, die weder Könige noch Philosophen sind, denen nicht, gleich den Königen, ihr Egoismus ins Unegoistische erhoben wird und die auch nicht eigengeistig den Philosophen nachringen können, sie stehen mit ihrem Egoismus gegen einander und vereinigen sich zu Parteien, deren Gegnerschaft, aus Fürsorge und Noch des Lebens geboren, in keinem Staat aufhören kann. Auch bei uns in Deutschland nicht. Aber darum braucht nicht Glaube an die ehrliche Gesinnung des Gegners etwas Unerhörtes in Deutschland zu sein, darum braucht es nicht zur vernichtenden moralischen Kritik jeder Partei über die anderen und zu so tiefgehender Zerrissenheit zu kommen; darum braucht keine politische Partei zu vergessen, darum darf keine vergessen, daß außer der Gegnerschaft noch Wichtigeres ist, worin alle drei politischen Parteien zusammen zu stehen haben. Die Drei gehören zusammen, der Staat ist der Riese Geryon mit den drei Leibern; in den drei Parteien entfaltet sich das Leben des Staates. So ist es mit dem modernen Staat, mit dem Rechts- und Freiheitstaat gemeint, der sich dadurch von den früheren Staaten mit ständischer Gesellschaftschichtung unterscheiden soll, daß in ihm jede Partei das Bewußtsein vom Staat, Das heißt aber: von dem Recht und der Freiheit Aller, in sich trage, während vorher ein jeder Stand nur sein Recht und seine Freiheit suchte. Der ist noch lange kein guter Patriot, der, ohne so zu denken, nur dem Landesfürsten oder nur seiner Partei dient und das Wesentliche des Deutschthums in Dem erblickt, worin seine Partei von den anderen Parteien abweicht, da es doch vielmehr in dem Uebereinstimmenden aller Parteien liegt; und auch diese Uebereinstimmung soll eine gefühlte, gewußte, herzlich gewünschte, gewollte und krastreich thätige sein. Kein, Parteipolitiker, der nichts istals Parteipolitiker,

verdient den Namen Patriot. Patriot kann immer nur ein freier Mannsein, jener aber ist ein Sklave und erinnert an denursprüng» lichenSinn desWortesPatriot: der der freie Bürger, hieß den Griechen niemals ^^liuis;; dieses Wort wurde nur von Skia» ven gebraucht, ihre Landsmannschaft, ihr Gebürtigsein aus einem Land zu bezeichnen, und wurde auch von Thieren gebraucht. Wir sprechen heute vom Patriotismus der Freien, aber erst, wo gewußt wird von den Korrelaten Staat und Nation, und daß man dem Staat izu dienen habe, ihm aber nicht dienen könne, ohne auch zugleich der Einheit der Nation zu dienen, der ewig staatsschöpferischen Nation, da erst ist guter und reifer Patriotismus im edleren Sinn, der das Rechte weiß, will und vollbringen hilft. Alle drei Parteien müssen patriotisch und der Patriotismus muß parteilos bleiben: so lautet der erste Satz der Nationalpolitik aller drei Parteien.

In den Parteien sollte gehört werden von einem allgemein politischen Begreifen; wozu auch Einsicht in die Berechtigung der verschiedenen Parteien gehört. Aufklärung über die Verschiedenheit der politischen Parteien thut noth, wie Aufklärung über die Verschiedenheit der Religionen noth gethan hat: jede politische Partei hält, ähnlich wie jede Religion, sich für die allein selig» machende, glaubt, im Besitz der ganzen Wahrheit zu sein, von der sie bei den übrigen Parteien nicht einen Lichtfunken entdecken kann; und die verschiedenen politischen Parteien sind noch weit entfernt auch nur von der Duldung, welche die verschiedenen Re» ligionen heute gegen einander üben. Ie mehr allgemeines politisches Begreifen, welches wahrlich nicht durch die Lecture des Par» teiblattes gewonnen wird, je mehr politische und staatswissen» schaftliche Bildung: um so besser werden auch die Parteien die Parteien sein können, die sie sein müssen, und um so viel seltener wird vorkommen, daß die Urtheile der Parteigenossen nur das Echo des Geschreis von Schreiern sind, und ganz gewiß: desto anständiger werden sich die Parteien gegen einander halten. Jetzt ist nur Parteipolitik und dahinter gehts gleich in die leere Finsterttiß.

Potsdam. KonstantinBrunner.

Landwirthschaft auf Aktien.
n der Zukunft vom zchnteu Dezember 1910 ist über „Agrarpolitik und Agrarreform in Spanien unter König Karl dem Dritten" vom Dr. Rudolf Leonhard berichtet worden. Leonhard hat seitdemauch Studien über italienische Landwirthschaft veröffentlicht und tritt jetzt mit einem Vorschlag für Oftelbien hervor: „Landwirthschaft, Land-Industrie, Aktiengesellschaft. Eine "Untersuchung über (?) die Zukunft des landwirtschaftlichen Großbetriebs." (Tübingen, I. C. B. Mohr, 1913.) Er nimmt als gewiß an, daß in nächster Zukunft dem ostelbischen Großgrundbesitz die bekannten künstlichen Stützen entzogen wer« den. Damit nun der Voltswirthschaft die Dienste erhalten bleiben, die ihr der landwirthschaftliche Großbetrieb leistet (ist er doch der Träger nnd Führer des technischen Fortschritts), schlägt er vor, daß Aktiengesellschaften die im Privatbesitz nicht mehr zu haltenden Landgüter übernehmen (ein Rest werde ja erhalten bleiben) und die Landwirthschaft in Perbindung mit Industrien betreiben, die alle Rohstoffe zu korisumreifen Produkten verarbeiten. Gutsbesitzer selbst strebten ja der Industrialislrung zu durch die Anwendung landwirthschaftlicher Maschinen, Benützung der Elektrizität, Verarbeitung der Kartoffeln zuAlkohol undStärke undDergleichen; aber zur Erreichung des eigentlichen Ziels, zur vollständigen Industrialisirung, fehle das Betriebskapital, dex Perfonalkredit. Realkredit hätten sie sogar zu viel; da das Geliehene meistens znr Versorgung der Kinder verwendet werde, werden dem Betrieb die Mittel entzogen. Von anderer Seite wiesen Zuckerfabriken und Brauereien den Weg, die zur Rohstoffbeschaffung Güter kauften und bewirtschafteten. Die dritte berufene Macht jedoch, das Kapital, stehe der Landwirthschaft noch mißtrauisch gegen» über. Das Mißtrauen werde schwinden, wenn der Kredit nicht mehr den einzelnen Gutsbesitzern zu bewilligen sei, sondern einer Aktiengesellschaft, welche die Landwirthschaft so betreibe, „daß mehrere möglichst benachbarte Güter zn einem großen, gemeinsamen Betrieb vereinigt würden, der, nach rcin kanfmännischen Grundsätzen geführt, mit weiterverarbeitender Industrie und reichlichem Betriebskapital durchtränkt wäre und eine durchgreifende Kooperation von Boden und Kapital bewirkte", auch den Absatz der Produkte in der Stadt selbst übernähme. Leonhard hebt am Anfang wie am Schluß nachdrücklich hervor, daß diese Umgestaltung nicht etwa der gesammten Landwirthschaft Deutschlands zugedacht sei, sondern nur dem ostelbischen Großgrundbesitz, und zwar nur dem Theil, der bei der bevorstehenden Krisis nicht zu lhalten sein werde; dem Bauer, besonders dem Kleinbauer, sei der Fortbestand des persönlichen Besitzes und Betriebes gesichert. Von den Gegengründen gegen seinen Plan werde der gewichtigste, der übermäßig hohe Preis der ‚La:rdgüter, mit den Kornzöllen fallen. Was den psychologischen Gegcngrunö betrifft, das Widerstreben des Ge-

fühls gegen die Entpersönlichung der Landwirtschaft, so werde ja die bäuerliche von der Umwandlung gar nicht berührt; der schöne Patri» archalismns des Rittergutes aber lebe nur in der Phantasie von Ro-, montitern, welche die ostelbische Gutswirthschast nicht kennen.
Ein historischer Ueberblick ergiebt, daß die landwirthschaftlich« Aktiengesellschaft flls mögliche Betriebsform von der theoretischen Na» tionalökonomie der Gegenwart in Deutschland vollständig übersehen, in Nordamerika dagegen, in Argentinien und in der Lombardei erwogen wird, daß jedoch in Deutschland der Weg zu ihr praktisch schon eingeschlagen worden ist. Die Harpener Bergwerksgesellschaft hat 1907 auf Oedland einen Riesenbetrieb eingerichtet, um ihre Arbeiter mit wohlfeilen Lebensmitteln zu versorgen, und die Kruppwerke sind die» sem Beispiel gefolgt. Interessant ist in einem dahin abzielenden Vorschlage des Amerikaners Holmes eins der Motive: der einzelne Farmer vermöge die Arbeiter nicht festzuhalten; tks do^s Ksvs Iskt tks tsrm, tv Ks nssr tks smussments snä exöitsmsnts ok tbs towns. (Wenn Das in Nordamerika geschieht, wo es noch genug käuflichen Boden giebt und wo weder Staatseinrichtungen noch Borurtheile den Arbeiter am Emporkommen hindern, so folgt daraus, daß unsere Reformer sich täusche», wenn sie glauben, man dürfe, um das Volk auf dem Land festzuhalten, nur den Großgrundbesitz zerschlagen und dadurch käuflichen Boden schaffen; die Hauptursache der internationalen Landflucht ist, wie ich oft gesagt habe, der heute herrschende verkehrte Geschmack.) Holmes meint nun, nicht allzu weit von der Stadt entfernte Riesenfarmen, die Korporationen gehörten, würden diesem Uebelstand abhelfen können. Sie würden die Leute in der Stadt wohnen lassen und sie jeden Morgen mit eigener Bahn aufs Feld hinaus, nachmittags heimschaffen; da könne dann jeder Bursch und jedes Mädel am Feierabend Tingeltangel, Kino und Ball haben, und was das Herz der Leutchen sonst noch begehrt. Ich fürchte nur, sie werden ihr Stadtvergnügen ohne Feldarbeit haben wollen,
Ueber die Ausführbarkeit von Leonhards Vorschlägen erlaube ich mir kein Urtheil; eben so wenig darüber, ob seine Darstellung der Lage der ostelbischen Gutsbesitzer und der Zustände auf ihren Gütern überall zutreffend ist; aber ich meine, die Landwirthe werden in jedem Fall gut thun, das Schriftchen zu beachten, denn da der darin entworfene Plan in der Richtung einer nichtigen Zeitströmnng liegt, wird er viele Freunde finden.
Neisse,
Dr. Karl Ientsch.

Anzeigen.

Nanna oder die deutschen Katholiken und die Philosophie. Ein Buch vom Reichthum. Gustav Quiel in Wiesbaden.

Wenn ich ein Humorist wäre wie Raabe, dann würde ich meine Selbstanzeige auch mit den Worten beginnen: Vom Hunger will ich in diesem Buch reden. Oder auch von der Sattheit. Das gilt gleich. Bon der intellektuellen Sattheit des Katholizismus. Wißt Ihr, daß dieser Riese seit der gewaltigen Kraftprobe der Gegenreformation lahm ging? Aber im neunzehnten Iahrhundert wuchs ihm wieder die Kraft der Gelenke. Und seine Muskeln begannen, sich zu spannen. Vorüber war der Schlaf des achtzehnten Iahrhunderts. Aus seinem Traum riß ihn der Traum der Romantik und der deutsche Idealismus gab ihm die Ermannung. Er machte wieder Politik und Geschichte. Massen begannen wieder, sich um ihn zu schaaren. Der Kampf gab ihm ein neues Bewußtsein und schenkte ihm die Lust, zu leben. Nicht lange, so suchte er auch das alte Netz hervor, in dem alle Philosophenfragen gefangen sind, und schwang es um sein Haupt wie ein unüberwindlicher Fechter. Unüberwindlich? Ia, er ist stärker als seine Gegner, Und ehrlicher als Viele. Aber im Ernst: Von Philosophie sollte er nicht reden. Denn Philosophie bedeutet das heiße Sehnen der intellektuellen Mmuth, er aber ist reich, bedeutet Fragen und Suchen, er aber weiß und besitzt, bedeutet Wandern mit bedächtiger Schnelle nach einem ewig entfliehenden Ziel, er aber steht am Endpunkt der Bahn und schlürft aus der Quelle des Lebens und der ewigen Weisheit. Er hat die Theologie, die heilige, allwissende, aber nicht Philosophie, das arme, snchendeKind dieserErde. Warum will er auchPhilosophie haben neben der heiligen Weisheit? Sie gilt als Gut der Kultur; und nichts von Kultur soll ihm fremd sein. Auch um diesen fröhlich dunklen Sinn will er seine goldene Kette schlingen; als ob die Magd im reichen Haushalte der Herrin Etwas zu sagen hätte.

Wiesbaden. Dr. RichardFührer

Menschen ohne Heiinath. Roman von Johannes Wehrmann, Verlag von Deutschlands Groß loge IId. I. O. G. T. in Hamburg,

Pastor Iohannes Wehrmann aus Himburg tritt in den Kampf für die Bodenreform ein. Sein Buch erzählt von zwei Freunden, die ihren reichen Besitz in den Dienst der Allgemeinheit stellen. Die Idee der Gartenstadtbewegung ist es, die durch die Gründung einer Kolonie vor den Thoren der Großstadt in die Wirklichkeit umgesetzt werden soll. Aber das Unternehmen, obwohl in sich lebensfähig und vielversprechend, scheitert. Unverkennbar ist die gute Absicht, selbstlosen Idealismus im schroffen Gegensat z zu spekulativer Gewinnsucht zu beleuchten; doch darüber führt eine gewisse Vorliebe für Märtyrer« naturcn zur Verherrlichung einer matten Herzensgute. Die drei im Vordergrunde stehenden Figuren erscheinen oft wie nach einem Modell

geschaffen. Das Werk gleicht einem meisterlichen Genrebild, dessen Portraits aber unklare Züge tragen. Dennoch redet es eine gewaltige Sprache. Möchte es von Vielen unseres Volkes gelesen werden, damit dieses gute Werk eines Menschenfreundes aufrüttele, den Blick schärfe und die Herzen öffne für das Elend so vieler heimathlosen Menschen.
Sulingen. Adolf Seegers.

Klaus von Bismarck, eine Ranzlertragseöie. Otto Ianke in Berlin. Titelblatt von Wilhelm Kreis.

Hebbel sah in seinem Dualismus (hie Individuum, hie Gesellschaft) die Ursache der „unheilbaren Weltkrankheit". In dieser Vetrachtungweise wurzelt seine Größe und seine Einseitigkeit; denn der Dualismus, die Grundlage seines Tragoedienwerks, erscheint geradezu als erhaltendes Prinzip, wenn man erwägt, daß erst die Gesellschaft dem aus Handeln gestellten Individuum, indem sie ihm den vielgestaltigen Proteus des Du gegenüberstellt, die Möglichkeit des Altruismus und damit das alleinige Dauer verheißende Objekt seines Handelns darbietet. Sie allein ermöglicht, daß der Egoismus sich selbst aus dem ihm innewohnenden Ewigkeitbedürfniß heraus in die Idealformen des Familiengefühls, des Volksgedankens, der Staatsidee, umsetzt. So ruht, im Gegensatz zu Hebbels Tragoedie, mein Drama auf einerAnschauung, die auf die organische Einheit der Theile des Ganzen geht und Gebundenheit und Wechselwirkung zwischen dem Einzelnen und den Vielen aufdeckt, eine Anschauung, die nicht in der Gesellschaft nur den Gegensatz des Individuums, sondern in Familie und Staat und jederLebensgemeinschaft Formen des Egoismus und Daseinsbedingung der Individuen sieht. Das Tragische tritt für solche Betrachtungweise in die Erscheinung, wenn der Kosmos der Weltmaschinerie, in der tausend kleine Räder ihre Energien an den großen gemeinsamen Effekt abgeben^ an irgendeiner Stelle so gestört wird, daß die Leistung des Individuums, wie durch gewaltsames Zerschneiden eines Treibriemens, zur Zwecklosigkeit verdammt wird. Dieser Treibriemen kann vom Individuum selbst zerschnitten oder durch eine Macht außer ihm zerhauen werden. Beides ist tragisch auf seine besondere Weise. Der Stoff meines Dramas bot eineHäufung vonGegensätzen persönlicher und sachlicherNatur. Es ist die Verfallzeit der Mark unter den Wittelsbachern, eine Zeitwende in mehr als einem Sinn. In den Städten, durch die die Pest geht, stehen das Patrizierthum der aristokratischen Gilden und die Demokratie der Zünfte zum Entscheidungskampf einander gegenüber. Das Patriziat ficht zugleich einen Kulturkampf mit Rom um die weltliche Schule aus, Schloßadel und Städte leben in ererbtem Hader. Wittelsbacher und Welsen sind die großen politischen Gegner, Restlos sind alle ständischen und politischen Gebilde in Gegensätze aufgelöst. Der Stoff forderte seiner Natur nach dramatische Behandlung. Ausdrücklich bemerke ich noch, daß in das Drama keinerlei stofffremde „Aktualitäten" hineingetragen sind. Der Untertitel „Eine Kanzlertragoedie"

deckt das Schicksal des Klaus von Bismarck, der, Ottos Ahn, unter den Wittelsbachern als Kanzler der Mark seine Basallentragoedie lebte.
Dr. WalterFlex.

Der moderne Dichter. W. Borngräber in Berlin.

Das Unternehmen möchte die Persönlichkeiten der modernen Lite» ratur, die nach irgendeiner Richtung für unsere Zeit charakteristisch, sind, einem breiteren Publikum näherbringen. Wenn es auch über noch heiß umstrittene Autoren kein abschließendes Urtheil fällen kann, so soll es doch versuchen, die Richtlinien und Tendenzen der verschiedenen Dichter zu zeigen, und sie ans ihren Dauerwerth und überzeitlichen Gehalt zu prüfen. Bisher sind sechs Bändchen erschienen, in denen Hauptmann von Behl, Rilke von Zech, Borngräber von Schmidt, Eulenberg von Hagens^ Wedekind und Thomas Mann von mir behandelt wurden.
Paul Friedrich

Die Namenlose und das junge Mädchen. Verlag von Ludwig Eh in Hannover. Drei Mark.

Dieser kleine Band bringt eine Auswahl kurzer Geschichten, die vielleicht verdienen, aus dem ephemeren Dasein in Tageszeitungen in das etwas dauerhaftere eines Sammelbandes hinübergerettet zu werden. Zwar werden bei uns, in dem Lande der dickleibigen Erziehung-, und Weltanschauungromane, kurze Geschichten als leichte Waare gering geschätzt; Niemand ahnt, daß die Technik der kurzen Geschichte immerhin einen gewissen Arbeiternst erfordert, da sie kein behagliches Gehenlassen gestattet. Die Wahl des kleinen Rahmens mag auf dem Unvermögen beruhen, figurenreiche Bilder großen Formats zu komponiren; vielleicht steht auch die Liebe zur knappen Form, zur Form überhaupt, im Zusammenhang mit dem Erbtheil gallischen Blutes, das das ehrliche deutsche Fühlen leise färbt und in einigen der kleinen Geschichten, wie im „Kleid der Perrini", der „Alten Gouvernante", „Ein Erfolg" wohl gar stärker hervortritt, als der gutgesinnte Kritiker gestattet. Dafür sind aber andere Geschichten, „Der kleine Baron", „Die Linde", „Der Gast", ganz deutsch gefühlt. Bei einem Ueberblick fällt es auf, daß in mehreren Geschichten des Buches die Ehe in skeptischer Beleuchtung erscheint. Man möge hierin keine Tendenz gegen die Institution suchen; es ist einfach die Verarbeitung im Leben empfangener Anregungen, und daß die glückliche, die ideale Ehe darunter fehlt, ist nichts als Zufall, Mein Streben war, in wenigen Worten Etwas zu sagen, das kleine Geschehniß, das sich mir innerlich darstellte, möglichst rein und besonders aus der verworrenen Allgemeinheit herauszuheben, ohne doch die Pointe auf geschmacklose Weise zu unterstreichen; einen angeborenen Hang zur Lebenskritik durch leichte, gefällige Form zu mildern, Pathos eben so zu meiden wie Trivialität und: nicht langweilig zu sein.
Hannover. Heloise von Beaulicu.

Versicherung.

an spricht seit einiger Zeit im Bereich der Lebens» und Volks» Versicherung von Tendenzen; nationalen, politischen, gemeinnützigen und privatwirthschaftlichen. Der Fachmann weiß, daß durch Tendenzen das Versicherungsgeschäft nicht gefördert wird. Der Ursprung aller Erörterungen ist die Frage, ob die Lebensversicherung nicht das Objekt eines Reichsmonopols werden müsse. Die Meinung, eine gemeinnützige Institution dürfe nicht dem Erwerbsinn ausgeliefert werden, ist durch die staatliche Versicherung und durch den Erfolg der Privatthätigkeit widerlegt worden, England hat ein gemischtes System, dessen Vortheile nicht überwältigend sind. In Italien, das sich erst jetzt zur Staatsregie entschloß, kann das Instituts Nazionale nicht so billig arbeiten wie die privaten Versicherungsgesellschaften. Die Ueberschüsse, die sonst zum Besten der Kundschaft verwendet werden,dienen dort derArbeiterversicherung. Die deutscheRegirung scheint niemals Lust zu diesem Geschäftszweig gespürt zu haben; nicht einmal, als ihr, zum Besten der Reichsfinanzen, vorgeschlagen wurde, das Vermögen der Gesellschaften einzustecken. Die 4 bis 5 Milliarden hätten die Begehrlichkeit reizen können. Aber es blieb bei der Lockung. Die Gegner der Privatgesellschaften behaupten, der Vergleich mit Groß» britanien und Amerika zeige, daß in diesen beiden Ländern eine ums Doppelte größere Versicherungsumme auf den Kopf der Bevölkerung falle als im Deutschen Reich. Wie aber steht es um die öffentliche sozialpolitische Leistung? In den Vereinigten Staaten: Null; in England: seit der Reform Lloyd Georges ein Anfang. In Deutschland: mehr als eine Milliarde jährlich für Sozialversicherung. Im letzten Vierteljahrhundert sind elf Milliarden für öffentliche Versicherungen aufgewendet worden. Durch die Privatbeamtenversicherung (seit ersten Ianuar 1913) erhöht sich der Iahresbetrag noch um 250 bis 300 Millionen jährlich. Wenn man diese Summen den Leistungen der Lebensversicherung zuschlägt, braucht Deutschland keinen Vergleich zu scheuen. Die private Lebensversicherung kann aber auch ohne die Krücke der sozialen Leistung ihr Daseinsrecht erweisen. Bei 43 deutschen Lebensversicherunginstituten wurde im Iahr 1912 ein Brüttozugang von 273339 Policen über 1338 Millionen Versicherungsumme gebucht. Nur das Iahr 1911 hatte ein noch besseres Ergebniß; das aber war das Geschenk einer wirtschaftlichen Hochkonjunktur, während 1912 imZeichen des Kriegsgottes, der Theuerung, des hohen Zinsfußes und der Vorbereitungen für die Angestelltenversicherung stand. Die Gesamintsumme der Kapitalversicherungen hatte Ende 1912 rund 13829 (13095) Millionen betragen: die der Einnahmen (Prämien, Zinsen und so weiter) 762 (717), das ganze Vermögen 5709 (5379) Millionen. Die Zahl der Versicherten aber hat sich von 3,54 auf 3,74 Millionen vergrößert. Vor solchen Daten schwindet der Zweifel am Erfolg der Privatversichcrnng. Hascht sie so eifrig, wie ihr vorgeworfen wird, nach Dividenden? Von den 43 Gesellschaften sind 1« „Anstalten auf Gegenseitigkeit". Die

zahlen keine Dividende, sondern schreiben die Ueberschüsse ganz den Versicherten zu. Die 27 Aktiengesellschaften aber geben vielfach nur des» halb hohe Dividenden)' weil sie ein niedriges Aktienkapital zu verzin» sen haben. So entstehen hohe Prozentsätze; aber die Summe der Aktio» närdividenden verschwindet neben der Dividende der Versicherten. Das Jahr 1912 brachte einen Ueberschuß von 135 Millionen. Davon be» kamen die Aktionäre 9, die Versicherten 126. Das „Erwerbsinteresse" ist da also keine Gefahr. Die andere Klippe, an der das Wohlwollen der Versicherungreformer zerschellt, ist das Vermögen der Gesellschaf» 4en. Die 5709 Millionen sind zu 83 Prozent in Hypotheken angelegt. iDie Bedeutung der Versicherungsgelder für den Immobiliarkredit zeigt sich darin, daß die Lebensversicherung mehr als 40 Prozent der iSumme in Hypotheken angelegt hat, dievon sämmtlichen deutschen Pfand» briefinstituten ausgeliehen ist. Die „Victoria" in Berlin kommt mit ihrem Hypothekenbestand hinter den beiden größten deutschen Pfand» briefbanken. Im Vergleich zu dieser Vermögensanlage ist der Effekten» besitz Nein? 146 Millionen; nur 2V2 Prozent der Gesammtsumme. Oft wurde vorgeschlagen, auch die Lebensversicherung auf einen bestimmten Besitz von Staatspapieren festzulegen. Man dachte an I5 bis 20 Pro» zent. Die Bedenken waren jedoch stärker als die Gegengründe; und der Verlust, den der (nicht große) Staatspapierbesitz im vorigen Iahr er» litt (4,8 Millionen), spricht zu Gunsten der Hypotheken. Das Kaiser» liche Aufsichtamt für Privatversicherung hindert ja jede Ausschweifung. Vielen scheint die Aufsichtbehörde sogar allzu streng. Als die Förde» rung der Zweiten Hypothek empfohlen wurde, sollten dieVersicherungs» Gesellschaften mitwirken. Aber das Aufsichtamt ließ eine Beleihung bis zu fünf Sechsteln der Taxe nicht zu, sondern blieb beim alten Maßstab. Die Gegner sagen: „Aus Bequemlichkeit"; die Versicherer: „Nm die Bersicherungsgelder zu schützen". Das Kapital, das den Versicherten ge» hört, wird sorgsam behütet. Weil die Versicherunganstalten in der Großstadt lieber Hypotheken nehmen als auf dem Land, wird ihnen schlechte Verwendung des Geldes nachgesagt. Das ströme ihnen aus allen Provinzen zu und dürfte deshalb nicht zur Förderung eines bestimmten Kreditgebietes dienen. Natürlich: Wasserkopf Berlin. Aber Großberlin ist für Hypotheken nun einmal günstiger als Meseritz oder StallüpSnen. Gewiß ists arg, wenn das Geld, das der Bauer im Boye» rischen Wald in Pfandbriefen anlegt, einen berliner Geschäftspalast bauen hilft. Aber läßt sich die zwingende Kraft einer ungeheuren Ar» beitftätte wegreden? Das Geld läuft immer den besten Chancen nach. Die Gegner der privaten Versicherung bieten Alles, was das Herz begehren kann: vor Allem billigen Hypothekarkredit und Entschuldung ber Landwirthschaft. Daß dieses Ziel dem Versicherungsgedanken ge» zeigt wurde, beweist, wie geschickt die Taktiker sind. Ende 1910 trat die Versicherunganstalt der Ostpreußischen Landschaft mit Reformplänen Hervor. Ihr folgten Westpreußen, Posen, Schlesien, Pommern, Bran» denburg. In der Provinz Sachsen ist die Gründung einer öffentlichen Versicherungsgesellschaft geplant. Magdeburgs Handelskammer und

Versicherunginstitute widersprechen in einer Denkschrift an den Provin» ziallandtag dem Plan. Der „Verband öffentlicher Lebensversicherung» anstalten in Deutschland" behauptet, daß seine Gesellschaften mehr leisten als die privaten; daß sie billiger arbeiten und das Kapital besser verwenden. Die Entschuldung der Landwirtschaft soll dadurch ermöglicht werden, daß an die Stelle der Amortisation (der Hypothek) die Versicherung tritt. Die Prämien dienen zugleich der Tilgung. Die Erben des Grundbesitzers erhalten also eine Versicherungsumme, die jedoch kaum so groß ist, daß sie die Hypothek vollständig tilgt. Ie länger die Prämien gezahlt werden müssen, desto geringer wird der Nutzen der neuen Versicherungart. Auch mit den billigen Zweiten Hy» potheken ist es keine ganz einfache Sache. Verbesserung der Arbeiter» wohnungen, Förderung der Gartenstadtbewegung, gemeinnütziger Bau» genossenschaftön, ßypothekenversicherung: Das klingt sehr schön. Aber die Erste Hypothek bewahrt ihren anziehenden Reiz.

Daß die Oeffentlich-Rechtlichen keine Gemeinschaft mit den Pri» vaten haben können, zeigte sich im Bezirk der Volksversicherung, dieses sozialpolitisch am Tiefsten gefurchten Arbeitfeldes. Zwischen demöffent» lichen Verband und einigen Privatgesellschaften für VolksversicherunK war ein Kartell geschlossen worden. Noch vor dem Ablauf des ersten Iahres wurde (im Dezember 1913) die Sozietät gelöst. Die Volksver» sicherung braucht eine stete und kluge Agitation, weil sie das Geld aus den kleinsten Behältern sammelt. Von den Freien Gewerkschaften und Konsumvereinen wurde die „Volksfürsorge Aktiengesellschaft" (mit drei MillionenMarkKapital) gegründet, die derSozialdemokratischenPar« tei dient. Ihre Gegner sind die öffentlich-rechtlichen Institute, die ja auch die Volksversicherung betreiben. Und Ende Ianuar 1913 wurde die politisch neutrale Deutsche Volksversicherung Aktiengesellschaft in Berlin begründet. Ihre Mitglieder >sind 30 deutsche Lebensversicherung» anstalten, die bis dahin an Volksversicherung nicht gedacht hatten. Auch hier soll nach dem Grundsatz des gemeinen Nutzens gearbeitet werden. Die Dividende darf nicht über vier Prozent steigen. Vorsitzender des Aufsichtrathes ist Graf Posadowsky-Mehner. Ein Reichskommissar ver- tritt den Reichskanzler. Die Verbände der Handwerker, Arbeiter, Be» amten und Angestellten sollen dieser neuen Anstalt gewonnen werden. Fünfter Konkurrent ist die „Victoria", die der Volksversicherung die Bahn gebrochen hat und über die beste Organisation verfügt. Fünf Mächte werben also um die Gunst und die Sparpfennige desVolkes; zur höheren Ehre der Sozialpolitik. Aber eine Volksversicherung hat mit hart arbeitenden Menschen zu rechnen, die den kargen Verdienst lieber festhalten als ihn dem Eintassirer der Versicherunganstalt an- vertrauen. Die Privatgesellschaften hatten Ende 1912 einen Bestand von8,S Millionen Volksversicherungscheinen mit 1750 Millionen Mark Kapital. Wer mehr erlangen will, muß sich vor „Tendenzen" hüten. Die Politik hat das Geschäft noch öfter als den Charakter verdorben.

L a d o n.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian garden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pafj « Sarleb <S m. b, S i» Berlin.

Berlin, den 30. Mai 1»14.

Seele und Wirtschaft.

H^ugo Münsterberg hat in englischer Sprache drei Bücher her» ausgegeben, welche die Verwendung derExperimentalpsycho» logie für die Aufgaben des Arztes, des Lehrers und des Krimina» listen erörtern; ein deutsches Werk über das Gesammtgebiet der psychometrischen Wissenschaft und Kunst bereitet er vor. In Ame-rika ist nun diese neue Wissenschaft auch schon fürs Wirtschaft» leben nutzbar gemacht worden; und Münsterbergs Aeußerungen, darüber auf dem berliner Psychologenkongreß haben so viele An« fragen veranlaßt, daß er beschloß, zunächst diese vierte und neuste Verwendungart in einem besonderen kleineren Buch zu behandeln. Es ist noch im selben Jahr bei Barth in Leipzig unter dem Titel „Psychologie und Wirthschaftleben" erschienen.

Die einleitenden Kapitel grenzen die Psychologie gegen man» cherlei Beschäftigungen mit dem Seelenleben ab, die nach des Verfassers Ansicht keine Psychologie sind, und zeigen, wie die Anwendung der Experimentalpsychologie aus praktische Gebiete gemeint ist. Das Wirthschaftleben stellt der Anwendung drei Auf» gaben; erstens: die Tauglichkeit der Individuen für gewisse Be» rufe und für einzelne Verrichtungen, die zur Berufsarbeit ge» hören, zu prüfen. Nicht um alle Eigenschaften, die einen Men-schen für den Beruf geeignet machen, handelt es sich; nicht um die moralischen, sondern nur um die im strengen Sinn psycholo» gischen, wie Schnelligkeit der Auffassung und der Willensreaktion, Grade der Aufmerksamkeit, Wort» und Sachgedächtniß. Die Auf» forderung, diese Aufgabe in seinem Laboratorium der Harvard» Universität in Angriff zu nehmen, ist von außen, aus Kreisen des

2ü

Wirthschaftlebens, an ihn ergangen. In Deutschland werden von Wagen der Straßenbahn jährlich über drittehalbtausend Personen verletzt und 167 bis 170 getötet; in den amerikanischen Groß» städten ist die Zahl noch größer. Die Entrüstung des Publikums und die hohen Summen, welche von den Bahngesellschaften als Entschädigung zu zahlen sind, wirkten zusammen, diese Unfälle zum Gegenstand von Berathungen zu machen, und die Gesellschaft für Arbeitergesetzgebung forderte Münsterberg auf, sich mit diesem Problem zu beschäftigen. Er hat nun eine sehr sinn» reiche Methode erfunden, um zu prüfen, mit welchem Grade von Schnelligkeit verschiedene Personen ein Sehfeld, in dem sich viele Gegenstände rasch bewegen, zu überschauen und den Zeitpunkt, wo ihre Wegrichtung ein das Bahngleis vorstellendes Linien» paar kreuzen wirb, vorauszuberechnen vermögen. Die vom Er» blicken des Gegenstandes bis zum Merkruf des Prüflings verfließende Zeit wird in Fünftelsekunden gemessen. Die Prüfung ergab eine Scheidung der Prüflinge in gut, minder gut und schlecht geeignete; und die drei Gruppen deckten sich zwar nicht genau, aber annähernd mit denen, in welche die Betriebsleiter die Leute nach den mit ihnen gemachten Erfahrungen einge» theilt hatten. Durch vorherige Prüfung im Laboratorium kann demnach der Einstellung von Ungeeigneten vorgebeugt werden. Eine ähnliche Aufforderung erging an ihn (lange vor dem Unter» gang der Titanic) vom Direktor einer Schiffahrtgesellschaft. Dann wandten sich Telephongesellschaften an ihn, die dadurch geschädigt werden, daß Mädchen, die auf Probe angenommen worden find, nach einigen Monaten zusammenbrechen oder entlassen werden müssen, nachdem sie die ganze Zeit über für die bloße Uebung» leistung Gehalt bekommen haben; ein reichliches Drittel aller auf Probe Angenommenen bei einer Gesellschaft, die 16000 Tele» phonistinnen beschäftigt. Auch hier stimmte das Ergebniß der Laboratoriumuntersuchung mit dem der Erfahrung in der Praxis ziemlich überein. Darauf ist Münsterberg mit zweihundert grö» tzeren industriellen Betrieben in Verbindung getreten, hat be» fonders danach geforscht, ob nicht Arbeiter, die für bestimmte Verrichtungen ungeeignet befunden wurden, sich bei anderen bewährt haben, und hat erfahren, daß. es vielfach so ist. In manchen gro» ßen Betrieben giebt es so viele verschiedene Verrichtungen, daß der Mann, der an der einen Stelle nicht taugt, an einer anderen sehr gut verwendet werden kann. Weil aber nicht alle Betriebs» leiter die Geduld zum Experimentiren mit den Leuten haben und weil in kleinen Betrieben die Mannichfaltigkeit der Verwendung» Möglichkeiten fehlt, kann es einem Arbeiter, der ganz gut zu ge»

brauchen wäre, wenn er an den richtigen Platz käme, passiren, daß, daß er aus mehreren Fabriken als unbrauchbar entlassen wird, mit den Existenzmitteln den Muth verliert und zu Grunde geht.

Eine zweite wirtschaftliche Aufgabe, die von der Psycho-Technik gelöst werden kann, besteht in der Ermittelung der Arbeit» Methode, bei welcher die höchste Leistung erzielt wird. Sie ist schon erfunden worden, nicht von einem Psychologen, sondern von einem Praktiker, dem Ingenieur Frederic W. Taylor, „der dreißig Jahre seines Lebens der Reorganisation industrieller Betriebe gewidmet hat und nun schon lange unentgeltlich seine Kräfte nur der ^Verbreitung seiner Ideen widmet", die ihm und seinen Jüngern zur Religion geworden find. Dem psychologischen Laboratorium bleibt nur die wissenschaftliche Nachprüfung der Methode und ihre Vervollkommnung übrig durch Untersuchungen wie die folgenden: bei welchem Tempo der Bewegung jede Muskelgruppe ihr Optimum hergiebt, also die größte Kraftleistung bei geringster >Ermüdung; in welchen Zeitabständen Ruhepausen und wie lange eingeschoben werden müssen, um dieses Optimum zu erreichen; wie sich die einzelnen Finger in Bezug auf schnellste abwechselnde 'Bewegung verhalten, was nicht nur beim Klavierspiel, sondern auch bei der Schreibmaschine von Wichtigkeit ist. Viele von solchen Nützlichen Feststellungen sind schon den Praktikern, die begeisterte Anhänger der Taylorscherl Methode sind, auf rein empirischem Mege gelungen; und der Kern des Systems liegt nun darin, daß alle diese psycho-physiologischenThätsachen in arithmetische For» mein gefaßt werden, daß der Aufseher nach diesen Formeln die Arbeit leitet, indem er den Arbeitern sagt, welche Handgriffe und Armbewegungen, welche Gänge sie zu machen, welches Gewicht sie <beim Verladen von Material), bei jedem Griff oder Gang zu be» wältigen, wie sie die Last zu tragen, das Werkzeug anzufassen haben, in welchen Momenten sie die Arbeit abbrechen und in welchen sie sie wieder aufnehmen sollen. Der Aufseher steht mit Her Sekundenuhr dabei und kommandirt jede Bewegung; der ausführende Arbeiter hat nichts zu überlegen, keinen Entschluß zu fassen, kein Glied nach Willkür, nach eigenem Ermessen zu be» wegen, sondern nur das Kommando zu befolgen. Auch die Werk« zeuge werden daraufhin geprüft, in welcher Gestalt sie am Besten geeignet sind, die Leistung zu erhöhen und dem Arbeiter Ermüdung zu ersparen, und sammt den Materialien so zurecht gelegt, daß er sich ihretwegen nicht um einen Schritt vom Arbeitplatz wegzubegeben braucht. Das Ergebniß ist, daß 30 Maurer die Arbeit von 100 nach der alten Methode arbeitenden fertig bringen «nd daß ein Schaufler, ohne mehr zu ermüden, am Tage 59 statt

25'

16 Tonnen schaufelt, daß sein Lohn auf das Anderthalbfache steigt» während die Betriebskosten auf die Hälfte sinken. Natürlich der«' mindert die gewaltige Mehrleistung die Zahl der Arbeiter, aber die der Aufseher wird versiebenfacht, weil zu jeder kleinen Gruppe, mitunter zum einzelnen Arbeiter, ein besonderer Aufseher gestellt werden muß.

, Eine dritte Aufgabe der Psychotechnik soll nach Münsterberg- darin bestehen, daß sie bei der Bedürfnißbefried'igung durch Beeinflussung des seelischen Motivirungapparates helfe. Dafür,meint, er, sei allerdings die Wissenschaft im Ganzen noch nicht reif; doch in einem Vorbereitungstadium der Bedürfnisbefriedigung, bei der Anlockung von Käufern, könne sie schon Etwas leisten, indem sie ermittele, wie die Geschäftsanzeigen wirksam zu gestalten seien. Er hat herausgebracht, daß, ein viertelseitiges Inserat auf der rechten Seite der oberen Hälfte doppelt so viel werthK ist wie eins auf der linken Seite der unteren Hälfte, daß Wiederholung stärker wirkt als die Größe und daß Schönheit eines Plakates den Zweck eher vereitelt als fördert, weil sie die Aufmerksamkeit vom Inhalt auf die Form ablenkt.

Ob die Experimentalspsychologie leisten wird, was sich ihre begeisterten Adepten von ihr versprechen, muß, die Zeit lehren. Einstweilen will mir scheinen, als seien die auf sie gesetzten Erwartungen übertrieben. Am Meisten ist bis jetzt von ihrer Per» Wendung in der Schule die Rede gewesen; sie soll den Lehrer in den Stand setzen, die Ermüdungstadien und «Grade seiner Schülergenau zu ermitteln. Der Lehrer kann doch aber die Unterrichtszeit nicht damit vertrödeln, daß er, so oft er bei einem Schüler Unaufmerksamkeit wahrnimmt, diesen mit einem Laboratormmapparat auf Ermüdung prüft. Und was würde Das nützen? Der schlechte Lehrer hat immer unaufmerksame Schüler und ermüdet, die braven, die bei der Sache bleiben wollen, durch Langeweile. Der gute Lehrer erzeugt die andere Art von Ermüdung: durch gespannte Aufmerksamkeit. Aber die soll erzeugt werden; daK Kind soll in der Schule nicht nur Kenntnisse erwerben, sondern, auch arbeiten, also bei einer planvoll auf einen praktischen Zwecke abzielenden Verrichtung bis zur Ermüdung aushalten lernen, wie der Lehrling in der Werkstatt, der Soldat beim Marsch und auf dem Uebungplatzi auch schon der Turner und derSportsmannbeim Trainiren; ist doch auch die Ermüdung beim Spiel dem Kinde' gesund. Nur darf ihm nicht die selbe Kraftleistung zugemuthst. werden wie dem Erwachsenenz aber gute Lehrer haben von je her auch ohne Apparat an dem Aussehen und Verhalten der Schüler erkannt, in welchem Augenblick es Zeit ist, abzubrechen und ent»»

weder ganz aufzuhören oder die Beschäftigung zu wechseln,*) wäh» irend allerdings unvernünftige die Schüler zu Dauerleistungen in Der Aufmerksamkeit zu zwingen versuchen, die kein Erwachsener aushalten würde. Der pädagogische Nutzen der Psychotechnik dürfte sich darauf beschränken, an ihr im Seminar den zukünftigen Volksschullehrern die vernünftige Grenze zu demonstriren und ° iden Schaden, der angerichtet werden kann, wenn sie überschritten «vird. Und was die andere der beiden Anwendungen betrifft, von Denen am Meisten ins Laienpublikum gedrungen ist, die Unter» suchung der Wirkungen des Alkohols, so bekennt Münsterberg selbst, daß sie irregeleitet habe, indem sie verschulde, daß auch schon dem mäßigen Alkoholgenuß nach gethaner Arbeit Verderb« liche Wirkungen zugeschrieben werden.

Von den drei Anwendungen aufs Wirthschaftleben, die Mün» sterberg behandelt, ist die erste zweifellos von großer Wichtigkeit undi höchst dankenswerth. An dem Unheil, das die Straßenbahn anrichtet, sind ja die Lenker der elektrischen Wagen nicht allein lschuld; die Hälfte der Fälle mag durch Unüberlegtheit, Leichtsinn, Ungeschicklichkeit oder körperliche Defekte von Fußgängern sowie durch Kutscher und Chauffeurs verschuldet werden. Auch wird keine noch so sorgsame Untersuchung den Erfolg haben, nur Höchst» befähigte zum Amt des Wagenführers gelangen zu lassen (ganz fehlerlos wurde im Laboratorium die Leistung keines Einzigen befunden), noch weniger kann sie dafür bürgen, daß, beim Befähigten, sei er auch höchst befähigt, die gespannte Aufmerksamkeit lund die Kraft, blitzschnell einen Entschluß zu fassen, Stunden lang aushalten, ohne auch nur einen Augenblick nachzulassen. Aber wenn die Zahl der Unfälle nur um ein Viertel vermindert würde, so wäre Das doch schon eine Wohlthat für Tausende; und Hunderttausende«, vielleicht Millionen würde es das Lebensglück sichern, wenn sie durch die Prüfung ihrer Befähigung ans den richtigen Arbeitplatz gelangten.

Die zweite Anwendung, Taylors Scientific KlanäAement der industriellen Werke, ist nicht so unbedingt zu loben. Ein Bericht darüber in der Frankfurter Zeitung war „System zur Auspressung der Menschenkraft" betitelt. Nach Taylors Absicht sollte es Das gewiß nicht sein. Er hat geglaubt, nicht nur den Unternehmern und

*) Aeltere Pädagogen, wie Herbart, haben lange vor der Erfin» dung der Psychometrie sehr nachdrücklich gemahnt, die Ermüdung der Schüler zu ibeachten. Mehr als Apparate dürften Photographien nützen: Momentaufnahmen der Gesichter von gelangweilten, zerstreu» ten, matt gewordenen Kindern und von solchen, die freudig erregt oder ernst»andächtig mit gespannter Aufmerksamkeit bei der Sache sind.

den Unternehmungen, sondern auch den Arbeitern eine Wohl» that zu erweisen, indem er ihnen höheres Einkommen verschaffte» ohne ihnen mehr Ermüdung aufzubürden, als die alte Arbeit» methode mit sich brachte. Professor Wallichs in Aachen, der di5 neue Betriebsorganisation studirt hat, findet sie sehr gut. Die^ Arbeiter (allerdings eine Auslese der allertüchtigsten Arbeiters seien damit zufrieden; in den Fabriken gebe es keine Klagen, kein Schelten, keine Aufregung mehr; die neue Methode werde die beste Ausnützung aller geistigen und körperlichen Kräfte er« reichen und die Beziehungen zwischen den Arbeitern und ihren: Serren bessern. Pom Gsist der Fabrikleiter wird es abhängen, welche der beiden Beurtheilungen Recht behält; möglich ist Beides: die neue Methode kann sowohl zur Auspressung wie zur Scho» nung der Arbeiter benutzt werden. Aber es könnte auch fein, daA selbst beim größten Wohlwollen der Fabrikanten und Aufseher zuletzt doch eine Art von Ermüdung eintritt, die kein psycho« ^ physiologisches Experiment festzustellen vermag; eine Ermüdung nichch der Muskeln und Nerven, sondern der Seele; Ueberdxud der^^sele. am Lehen.

Damit berühre ich eine vielbesprochene Seite der.heutigen „ratioualisirten" Arbeit, die Werner Sombart so meisterhaft beschrieben hat; einer Organisation, die einen Schnitt macht zwischen der organisirenden oder leitenden und der ausführenden Arbeit, die Leitenden aller körperlichen, die Ausführenden aller geistigen Arbeit überhebt. Diese Trennung wird in Taylors System auf die Spitze getrieben, da die Ausführenden nichts mehr zu überlegen, sondern nur maschinenhaft zu verrichten haben, was der Organisator überlegt hat und ihm durch den Mund des Aufsehers befiehlt. Daß die Zahl der Aufseher, die „geistig" arbeiten und höheren Lohn erhalten, versiebenfacht, die Aussicht der tüchtigsten Arbeiter auf eine solche Stelle beträchtlich verbessert wird, preisen die Taylorianer als einen großen Vorzug des neuen Systems.

Aber Willy tzellpach, selbst ein Förderer der Experimentalpfycho» logie, meint in einer IVKomme ms^Kine überschriebenen Kritik des Taylorismus, diese 7,?^re^'Wbei? sei ja auy nur mecha» niMr'Ml?^der Meister, der eine atomisirte Arbeit zu leite» hat, wird Denen, die in solcher Arbeit überhaupt etwas Be» dauernswerthes finden, genau so bedauernswürdig vorkomme» wie die Arbeiter selber." Alles, sagt der erfahrene Nervenarzt sehr gut, sei bei dieser Methode mit größter Amsicht psychologisch bedacht, nur die Seele des Arbeitenden nicht. Vorher hatte er in der feinen, äußerst subtilen Studie „Die Arbeitstheilung im geistigen Leben" (im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozial»

Politik) geschrieben: mit Recht werde die maschinelle Zerlegung Her Arbeit Entgeistigung genannt und bemühe man sich, die Handarbeit zum Ausdruck eines denkend herbeigeführten seelischen Erlebnisses zu machen, „gleichsam nur zur physischen Selb« darstellung eines geistigen Arbeitaktes, wie der Entfaltung per» sönlichen Geschmacks, der Ueberlegung, der Mitfreude, des Stolzes beim Hervorbringen eines Bedarfsartikels es eben ist und in der alten Handarbeit vielfältig gewesen ist."

Greller als bisher nochzeigtsich uns hier der Gegensatz zwischen der kapitalistischen und der vorkapitalistischen Zeit, an den Som» bart so oft und so nachdrücklich erinnert: daß, diese den Menschen als Mittelpunkt hatte, jener ein Objekt, Ziel und bewegende Cen» tralkraft ist: die Waare, das Geld, das Unternehmen; daß, der Mensch der Sklave seiner Geschöpfe, der Maschine und des Geldes, geworden ist. Münsterberg betont, es sei nicht Sache der Psychologie, die Ausgaben, die ihr gestellt werden, zu werthen; sie habe sie nur zu lösen, so gut sie vermag. Damit ist er im Recht; doch sucht er selbst abschätziger Werthung vorzubeugen, indem er daran erinnert, daß, die Arbeiter sehr oft schon nothwendigen und heil» samen Aenderungen des Betriebes, die sie im gewohnten Schien» drian Körten, Widerstand geleistet haben, und die weit verbreitete Meinung zu widerlegen sucht, die Bedienung der Maschinen werde als eintönig empfunden und darum gehaßt. Beim ersten Punkt ist er wiederum im Recht: sind ja doch die Fabrikarbeiter nicht die einzigen, die aus Anhänglichkeit an das gewohnte Alte dem besseren Neuen widerstreben; nur folgt aus dieser Erfahrung nicht, daß jede Neuerung gut und darum jeder Widerstand gegen Ein» iführung eines Neuen unberechtigt sei. Auch im zweiten Punkt kann seine Meinung richtig sein. Er hat gefunden, daß es aufs Subjekt ankommt, ob Monownie als langweilig und quälend empfunden wird oder nicht; manchen Personen ist der Wechsel an» genehm, andere fühlen sich nur bei einer ungestört gleichförmigen Verrichtung wohl. Das mag sein; aber Hellpach meint, Leute, die ein ewiaes Einerlei nichh als qMend empfinden, seien eben MnipMuÜS, und andere Forscher, wie Dr. Lewenstein, haben bei der Befragung von Arbeitern weniger Befriedigung ermittelt als Münsterberg. Daß Arbeit nach Taylors System, wo die Mit» arbeit des Geistes auf die Aufmerksamkeit beschränkt bleibt und jede willkürliche Regung, auch jede eigene Entschließung verboten ist, nicht Qual sein solle, ist schwer denkbar. Sicher ist, daß die Arbeit desto mehr Freude macht, je mehr sie con amore, nach eige» nem Gusto, verrichtet wird; und dabei wird immer Energie ver» schwendet. Auf Münsterbergs Klage, daß in der Küche schrecklich

viel Energie verschwendet werde, habe ich schon, ehe ich sie gelesen hatte, in der Polemik gegen Ostwald geantwortet. Sine tüchtige, fröhliche Hausfrau oder Iette, die ihre Arbeit mit Unter» Haltung, Scherz und manchem überflüssigen und übermüthigen Hopfer würzt, ist mir lieber als eine gelehrte Dame, der ihr ratio» neller Wirthschaftbetrieb Zeit und Kraft übrig läßt, einen gräß» lichen Roman zu schreiben. Es giebt eben Ilmstände, unter denen Energieverschwendung sündhaft ist, und wiederum Lagen, wo sie iGlück schafft, darum den eigentlichen Zweck alles menschlichen Thuns nicht hemmt, sondern fördert. Mik Glück meine ich natür» lich nicht gerade das Glück des weidenden Rindes oder des in der Sonne sich bähenden Diogenes, obwohl ich auch Das nicht verachte; Glück ist eben je nach dem Subjekt immer wieder etwas «Anderes: der Eine findet es auf dem Schlachtselde, der Andere in der Arbeithetze, der Dritte im lebensgefährlichen Fliegen und Kraxeln, ein Vierter am Krankenbett oder in der Klosterzelle, Keiner aber ohne Betheiligung seines Willens an Dem, was er treibt: des Menschen Wille, seine SelbstbestimmMZ ist, se^zz yim» melreM'^denMIs ist ein a^olu? geistloses Thun kein mensch» liches Thun mehr. Millionen Manschen mögen schon Arbeit» Maschinen geworden sein und nichts Besseres mehr verlangen!; aber ist die Verwandelung von neun Zehnteln der Menschen in Maschinen ein wünschenswerthes Ziel der Entwickelung? Man sucht uns mit dem Hinweis auf die Kürzung der Arbeitzeit zu beruhigen, die eine nothwendige Folge der Intensifizirung der !Arbeit sei und dem Arbeiter eine reichliche Ruhezeit sichere, in der er wieder Mensch sein könne. Doch fragt sich, meint Hellpach, ob der Mensch das Menschsein nicht gänzlich verlernt, wenn er täglich ach^i?^eH^^ünden"Maschikle und die Scheidung Ve^MNker?'vom Menschen ^ Fall vom Uebel, denn gerade bei der Arbeit soll der Mensch im höchsten Sinn Mensch sein, als Schöpfer den Gipfel des Menschenthums erklimmen.

Die Mechanisirung greift übrigens weit über die Industrie hinaus, in unzählige Amts» und Schreibstuben, sogar in manche Schulstuben und andere geweihte Stätten hinein und schafft, zu» sammen mit der Konkurrenz» und Bergnügunghetze, ein neueS Geschlecht. Dessen Charakter findet Sombart in dem des Kindes wieder, das noch Mne gUWeK^ eHWen und ästhetischen Werthe kenne und darum nur folgende vier Ideale habe: räumliche und) arithmetisch^Größe (tke diAAesl statt tke Freutest), rascHe^Bewe» hMg Aes KreiKls, des Karussels, des Eisenbahnzuges.'des AutoS, lmsther Wechsel des Strcchenbildes), das Neue (die Sensation!; Was ist politisch sehr wichtig; SenfattöMKer des Publikums

?nacht die tzeraufbeschwörung des Kriegsgespenstes in Romanen mnd Zeitungen zu einem einträglichen Geschäft) und Macht (über Thiers, die man quält; die Anwendung auf erwachsene Kinder mag der Leser selbst versuchen). In der Großstadt scheint diese« Typus vorherrschend zu sein, in Nordamerika wohl auch über die ^Großstadt hinaus; dagegen sind wir deutschen Bewohner von kleinen und Mittelstädten und von Dörfern wohl noch nicht so Veit. Aber die Gefahr droht doch Allen; seit für die Masse die Arbeit nicht mehr ein Glück ist, in das man sich vertieft, vermag man sich auch in die anderen Formen menschenwürdiges Glückes nicht mehr zu versenken; von einem sogenannten Vergnügen zum «nderen rasend, verweilt man nicht mehr bei sinnendem Natur« , und Kunstgenuß, im gemüthvollen Familienkreis, bei andacht-Vollem Lesen. Diese Verschlechterung des Menschentypus ist einer der Gründe, aus dem die Störung des Gleichgewichtes zwischen der ländlichen und der städtischen Bevölkerung bedauert und das Anschwellen dieser auf Kosten jener, wo möglich, gehemmt werden 'muß. Denn der Stand des Landwirthes gehört, wie der des . <Seistesarbeiters, des Künstlers, des Handwerkers, zu den Ständen, deren Arbeit schöpferisch ist und darum das Vollmenschmthum er« «wglicht; erreichen Das auch nicht alle Angehörigen dieser Stände, so haben doch alle ein Teilchen daran.

Von der dritten wirtschaftlichen Aufgabe, die Münsterberg der Psychotechnik stellt (wenigstens von dem nach seiner Ansicht für die Lösung reifen Theil dieser Aufgabe), spreche ich lieber gar nicht; da mir alle Reklame ein Gräuel ist, habe ich an ihrer ^Vervollkommnung nicht das mindeste Interesse. Münsterberg <iitirt folgenden Ausspruch eines begeisterten Psychotechnikers: «Eines Tages wird irgendeine intelligente Nation die That« fache einsehen, daß sie durch ein,wirklich wissenschaftliches Studium der Bewegungvorgänge im Wirthschaftleben die industrielle Be» herrschung der Welt erlangen kann. Wir hoffen, daß es die Nation der Vereinigten Staaten sein wird." Sollte sie es werden, fo wollen wir sie um diese Weltherrschaft nicht beneiden. Ich bewundere die Kunst und Energie, mit der eine Handvoll EnMnVer MdM7rMrt, und ich^wunschte, die Deutschen rafften sich auf, in ähnlicher Weise Vorderasieu zu. beherrschen; aber ich habe nicht den mindesten Respekt vor der Virtuosität, mit der die angel« sächsische Geschäftswelt ihren lästigen oder gar schädlichen Kultur« Plunder Briten und Fremden aufzudrängen versteht.

Neifse. Dr. Karl Ient^sch.

Der Faust von Delacroix.
ist ein Ursprung. Romantik und Realismus berufen sich ans ihn. Die Rückeroberung des Malerischen für die Malerei war seine That. Vom Iahr 1824, in dem sein „Gemetzel auf Chios" erschien, datirt man den neuen Stil. Weiteres wird künftige Unter» suchung noch klarer erkennen: der dekorative Theil seines Werkes ist der heftige, allseitige Ansturm eines Neuschöpfers und Vorgängers gegen das Problem. Der Begriff der Illustration ist durch ihn neuartig definirt, um Wesentliches bereichert Worden. Die Schule des. Granens läßt sich von ihm für die Dauer inspiriren. Der Impressionismus ist hier in allen Arten und Graden seiner Bewegung, der Körper, der Farben und des Lichtes, bereits vorhanden. In seiner Art lag, daß seine unruhige Kraftfülle alle Gedanken der Zeit anpackte, im ersten Ansturm erledigte und ihren weiteren Ausbau der Mühe zweier Geschlechter überließ. Preault hat Das andeutend ausgedrückt: „Wenn Delacroix malt, ists, wie wenn ein Löwe seine Beute ergreift."
Gewiß: Vieles ist schon bei Gsricault vorhanden. Aber Delacroix ist auch ohne ihn denkbar. Gsricault ist nur ein Element seines Milieu, ohne das kein Künstler schafft. Auch das originale Genie schöpft reichlich aus dieser Quelle. Aber es ist sein Ausnahmezeichen, daß es ihr weit freier gegenübersteht, an ihre zeitgegebenen Kräfte nicht gebunden ist, um sich selber durchzusetzen. Aendert man, des Versuches wegen, diese Voraussetzungen, so bleiben noch nahe und sichere Wege genug, auf denen das Genie, wesentlich unverändert, an sein Ziel gekommen wäre. Die „Barke Dantes", mit der Delacroix 1822 die Bahn des Ruhmes betrat, wäre freilich von einem Fünfundzwanzigjährigen nicht gemalt worden, hätte der Salon nicht drei Iahre früher Gsricaults „Floß der Medusa" gebracht. Ab«der Rubensschüler, Romantiker und von dramatischer Literatur heftig bewegte Iüngling wäre doch eines Tages auch ohne den Freund und Vorgänger zu Stoff, Auffassung und Darstellung gelangt, die jenem Erstlingwerke im Wesentlichen entsprachen. Nur die Merkmale der Abhängigkeit von Gsricault hätten ihm gefehlt und damit die Summe jener fördernden und hemmenden Beisteuer, die auf den Maler der „Medusa" zurückging und die er schon zwei Jahre später in dem „Gemetzel auf Chios" überwunden hatte. Seine Originalität ist vollkommen enthüllt. Der romantische Realist, der der Zeitgeschichte den leidenschaftlichen Lebensakt noch zuckend entnimmt, hat mit Gsricault schon fast nichts mehr gemein.
Höher noch wachsen Maße und Art seiner Originalität über das Milieu, reiht man ihm die zeitgenössische Schule von Barbizon ein. Nicht nur, weil er über diese Generation hinaus die Brücke zur zweiten wurde, sondern, weil gerade in ihrem Kreis ein Charatterzug glänzend hervortrat, der sein Genie wesentlich bestimmt«: die Allseitigkeit inr Malerischen. Das barbizoner Spezialistenchum, das in weiser, vertiefter Beschränkung auf das Landschaftliche nur als Schulganzes die

Intimität und den Reichthum selbst dieses einen Stoffgebietes er» schöpft hatte, steht gegen die umfassende Kraft des Meisters, der die Landschaft und das Leben, draußen und in d« Stube, nngriff und über« wältigte, wann und wo immer es sich in leidenschaftlicher Haltung dar« bot. Auf diesen gewaltigen Horizont gestattet das Wort Corots eins Deutung: „Delacroix ist ein Adler und ich bin nur eine Lerche."

Die Ausbeute seines illustratorischen Werkes verspricht einen doppelten Gewinn. Sie enthüllt den literarischen Boden, auf dem sich das Genie mit bildender Lust bewegte, und giebt eine geschlossene Reihe objektiver Belege für die romantische Grundsrimmung des Meisters, unbewußte Auslösungen seines Temperamentes am Dichtwerk, gegen das sich seine Selbstbekenntnisse umsonst auflehnen. Daneben ist hier für dos Problem der Illustration überhaupt eine eigenartige und- fruchtbare Lösung zu erwarten und damit der gegen den Künstler ge» richtete Vorwurf der „Literaturmalerei" zu entkräften.

Außer dem „Faust" .hat Delacroix dem „Goetz" Goethes, dem „Hamlet" und „Othello" Shakespeares, Walter Scott und Byron mit Vorliebe Stoffe für Gemälde und Zeichnungen entnommen. Auch Dantes „Inferno" gehört hierher. Sein ästhetisches Urtheil wandte sich mit merkwürdiger Abweisung gerade gegen die Dichter, die er am Meisten ausschöpfte. Darin sprach sich der Gegensatz von betrachtendem Geist und bildschöpferischem Instinkt aus, auf dessen Widerstreit die innere Bewegung seines Wesens zu gutem Theil beruhte. Eine Ana» loqie führt noch tiefer. Der Maler, Dessen bildende Kraft seinen Zeit" genossen als ein entfesselter, ungebändigter Trieb erschien, hatte kein Ziel klarer vor Augen als das, Ordnung und Maß eines neuen Stils zu gewinnen, in dem sich etwa, nach seiner eigenen Aeußerung, die Zeichnung Michelangelos und die Malweise des Velazquez vermählen sollten. Sein Spott über die literarischen Werke der Fremde richtet sich immer wieder gegen die Schäden des Aufbaues, gegen das Regel-, lose der barbarischen Auslandskunst; und der Fremdes ausschließende Franzose schont dann auch nicht die befreundete Frau Sand, deren Kompositionen stets wieder den Mangel un dieser künstlerischen Grund> lage bewiesen. Sein shrenger Geist ließ ihn im ästhetischen Urtheil das vollkommen ausgeführte Bild über die unbestimmte Skizze stellen; denn nur in jenem offenbare sich die Persönlichkeit des Künstlers nach ihrer ganzen Ausdehnung und nach ihren Grenzen. Aber zur selben Zeit äußert sein bildnerischer Instinkt die Bewunderung für das Un°> fertige, dem Meister wie Rembrandt die erhabensten Wirkungen ver» dankten. Die selbe doppelte Bewegung seiner Seele bestimmt seine Stellung zur Literatur: Er verehrt Keinen mehr als Racine, der ihm der Inbegriff des Vollkommenen ist, und wendet sich oft und heftig hegen die Dichter romantischer Richtung, in denen er das Unvollkom« mene und Formlose sieht. Aber er malt nur sie. Das wiegt schwerer als sein Artheil. Denn im Werk allein enthüllt sich die Verwandtschaft seines Genies mit dem dichterischen. Alle bewundernden Aeußerungen

über die französischen Klassiker bekunden nur den Respekt der Distanz
-und er muß im Gespräch mit Meyerbeer zugeben, daß die Vollendung
und der Mangel jeder Lücke dem vergötterten Racine das Frappante
nehmen, das man bei Werken findet, die voll von Schönheiten und
dabei doch auch voll von Schwächen sind; und trotz aller kritischen Ge»
genwehr istjihm Keiner näher, wider Willen, als der Dichter des
„Hamlet", der ihn allein unausgesetzt erregt und beschäftigt,
Was den Maler an diese Dichter fesselt, ist ihre Leidenschaft und
Are Illusion. Beide in dem Maße, in dem sie sich vom Realistischen
entfernen und zur künstlerisch freien, übertreibenden Gestaltung er»
Heben. Den Realismus bezeichnet er als Antipoden der Kunst. Eine
realistische Poesie wäre ein famoser Widerspruch, könnte man sich diese
Ungeheuerlichkeit überhaupt ausdenken. Iedes Gemälde hat einen
Rahmen, der die Illusion der Natur von vorn herein ausschließt und
die der Kunst selbstverständlich macht. Nicht die Fülle der realistischen
Details bei Shakespeare, die dem französischen Geschmack als das
^Regellose, Gehäufte erscheint, sondern ihre zusammenfassende Summe,
auf der die Größe der Leidenschaften beruhe und die das haftende Bild
der Erinnerung allein bestimme, bekundet die Gewalt des Tragikers.
Mnd er entdeckt von seinem Fenster aus Shakespeares Aehnlichkeit mit
der Natur. Wie das Gebirge in der Nähs nur Theile von Felsen,
Wiesen, Baumgruppen und Bäumen, Menschenwerken, Häusern und
Megen zeigte, die abwechselnd und zerstreut die Aufmerksamkeit fesseln,
«nd jetzt aus der Distanz nur die einfachsten, majestätischen Lin::n
bietet, so wirke zuletzt das Genie des Briten auf den Geist mit dem
großen Eindruck der Einheit, der ihm allein eigen sei.
Auf diese Summe, die den Exzeß der dramatischen Spannung
faßte, und auf die Gestaltung des Erinnerungbildes, dem die Einzsl°
heiten des dichterischen Vorwurfes lange entschwunden waren, richtet
auch der Illustrator sein Augenmerk. Der Akt der Neuschöpfung ist
hier rein intuitiv, nicht deskriptiv. Der beste Kopf auf seinem Dante
ist nach eigenem Geständniß sehr schnell entstanden, während der be-
freundete Pierret einen dem Maler schon bekannten Gesang aus Dante
rezitirte, dem der Vorleser durch den Accent eine beflügelnde Energie
einhauchte. Was bei solchem Vorgang die ureigene Grundlage und die
xreue, malerische Einheit des Werkes werden mußte, ist die Stimmung.
Aeußerte sich schon in der Auffassung, die der schaffende Künstler den
Verschiedenartigen, sämmtlich ausländischen Dichtstoffen zu Theil wer-
den ließ, stets ein gleicher, persönlicher und rein französischer Geist, so
ist ihr Stimmungsgehalt aus gleicher Wurzel mit jenem übrigen Werke
des Malers hervorgegangen, das mit der Literatur nichts zu thun hatte.
Dabei verfuhr der Bildner mit der vollkommenen Einsicht in die Ver»
schiedenheit der Mittel, über die jede Kunst für sich verfügt und an
deren Erkenntniß und Scheidung er, wie sein „Iournal und seine
Aufsätze auf jedem Blatt zeigen, die geistige Arbeit eines Lebens
gewendet hatte. Fast immer ist er zur reinen Anschauung vorgedrun»

gen, die das ergänzende und erklärende Wort leicht entbehren kann und als Bild für sich besteht. Die Vorstellung des Dichters wird sich ohne den Kommentar der Dichtung nicht ergeben, aber ein dramatisches Bild, das an sich befriedigt. Die Neugier für den unterlegten Text ist wohl niemals so herabgemindert worden wie hier. Diese UmschöpfunA eines literarischen Stoffes in einen bildnerischen tritt natürlich nir» gends glänzender hervor als da, wio nicht ein Einzelakt, sondern ein Wichtganzes durch eine geschlossene Bilderfolge ersetzt wird.

Der „Faust" ist das einzige Beispiel. Die Frage ist: Ergiebt die ßZeih« der siebenzehn Lithographien ein geschlossenes Bilderdrama ohne Lücke im Hauptvorgang? Ich denke, sie muß bejaht werden. Das bedeutet nicht allein, daß der Illustrator in siebenzehn Augenblicken den dramatischen Nerv des Ganzen gefaßt hat, es eröffnet auch den Blick in eine zeichnerische Oekonomie, die stets ihrer Grenzen bewußt bleibt und nur in ihnen schafft. Bei seiner in Wort und Werk heftig, und oft geäußerten Abneigung gegen die nur beschreibende Milieu« Wiedergabe sind die Szenen überschlagen, die jener dienen, ist das De» tail von Menschen und Dingen ausgeschaltet, wo es die dramatische Sammlung zerstreut, und aus dieser selbst jene einfachste Summs höchster Spannung gewählt worden, in der sich nicht nur der gegebene Augenblick, sondern auch Vorhergegangenes ausspricht und Nachfol» gendes ankündet. Auf dieser echt malerisch-dramatischen Summirung ruht die Kraftfülle der besten Stücke. Die im Drama zeitlich entwickel-ten Charakterbildungen, die der Maler im Roman und auf der Bühne so lästig und schleppend empfand wie die Beschreibung, sind ersetzt durch die frappanten Veränderungen in der Haltung und Miene der Hauptpersonen. Alles ist zu sichtbarem Ausdruck der Menschen gs> worden. Alles zur dramatischen Essenz, alle Literatur zu Malerei.

Nur aus getrübter Quelle ist Delacroix mit Goethes „Faust" be» kannt worden. Diese vielfache Vermittlung hat seine Auffassung vom Stoffe des Dramas mitentscheidend bestimmt. Zuerst wirkten 1821, nach einer brieflichen Aeußerung an den Kritiker Burty, die Kom-Positionen von Retzsch nachhaltig auf ihn ein. Dann machten 1824 die Illustrationen von Peter Cornelius einen so tiefen Eindruck auf den etwa Fünfundzwanzigjährigen, daß er daraus die Lust schöpft, eine ganz neue Malerei zu versuchen, „eine Malerei, die sich bestrebt, die Natur, so zu sagen, durchzupausen." Er ist damals gerade bei der letzten Arbeit an dem „Gemetzel von Chios" und beschließt, dafür noch die Lehre des Cornelius zu benutzen und einfache Stellungen durch äußerste Mannichfaltigkeit der Verkürzungen interessant zu gestalten. Der Gegenstand beschäftigt ihn weiter. Im Iahr 1825 hat er Gelegen« heit, in London ein musikalisches Drama „Faust" mit dem dicken, aber beweglichen und echt teuflischen Terry als Mephisto zu sehen, das ihn endgiltig zur Behandlung des Stoffes bestimmt. Der Unternehmer Ch. Motte kommt mit ihm überein, die Blätter herauszngeben, entlohnt ihn dafür mit etwa hundert Francs und einer Gravure von Lawrence;

nnd als dann 1826 die Uebersetzung Albert StapferÄ von Goethes Faust I. neu abgedruckt wird, giebt der Verleger dem Text die Litho» graphien bei. Während das graphische Werk vorbereitet wird, gehen dem Dichter zwei Blätter, „Faust und Mephisto am Hochgericht vor» bereitend" und die Wemszene aus „Auerbachs Keller", zu. Darüber sagt er: „So fügt sich denn, daß Stapfers Übersetzung meines Faust, neu abgedruckt und von lithographirten Blattern begleitet, nächstens erscheinen wird. Mit dieser Arbeit ist Herr Delacroix beschäftigt, ein Künstler, dem man ein entschiedenes Talent nicht ableugnet, dessen, wilde Art jedoch, womit er davon Gebrauch macht, das Ungestüm seiner Konzeptionen, das Getümmel seiner Kompositionen, die Ge» waltsamkeit der Stellungen und die Roheit des Kolorits keineswegs billigen will. Deshalb aber ist es eben der Mann, sich in den Faust zu versenken und wahrscheinlich Bilder hervorzubringen, an die Niemand hätte denken können. Zwei Probedrucke liegen vor uns, die auf das ^Weitere begierig machen. Der eine stellt die auf Zauberpferden in der Nacht am Hochgericht vorbeistürmenden Gesellen dar, wo, bei aller entsetzlichen Eile, Fausts ungestüm neugierige Frage und eine ruhig abweifende Antwort des Bösen gar wohl ausgedrückt sind; der andere, wo der in Auerbachs Keller auf den Bodens strömende Höllenwein flammend aufschlägt und eine sehr charakteristisch bewegte Gesellschaft von unten mit ängstlichen Lichtern und Widerscheinen sichtbar macht. Beide Blatter sind zwar nur flüchtige Skizzen, etwas roh behandelt, aber voll Geist, Ausdruck und auf gewaltigen Effekt angelegt. Wahr» scheinlich gelingen dem Künstler auch die übrigen wilden, ahnungvvllen und seltsamen Situationen, und wenn er sich dem Zarteren auf irgend» eine Weise zu fügen versteht, so haben wir ein wundersames, in jenes paradoxe Gedicht harmonisch eingreifende Kunstwerk zu erwarten." Während Goethe nach diesen Proben des ganzen Werkes harrte, schrieb er am zweiten März 1827 darüber an Reinhard: „Wir erwar» ten die neue Ausgabe desFaust mitLithographien vonDelacroix.davon, einige wundersame Probestücke auf uns gekommen sind; und so wirkt unser alter Sauerteig immer auf neues Backwerk, das wir uns denn wohl mögen gefallen lassen." Als dann das fertige Prachtwerk, „?äust, IrL^ögie äs Nr. äs LostKs, trsäuits sn ^rsuzsis psr Nr. Lwpksr, «ross «Zs 17 Sessinn psr Nr. vslaoroix, 1828" in Folioformat vorlag, konnte sich der Dichter einem seltsamen Eindruck zunächst nicht entziehen, der aus doppelter Ursache auf ihn wirkte. In der vollkommenen typographischen Ausstattung, in der Alles erheiternden, der Betrachtung, dem Ver» stand entgegenkommenden französischen Sprache schien das düstere Element zurückgedrängt, aus dem das Gedicht seiner Natur nach einst empfangen worden war. Um so stärker wurde er von den Illustrationen berührt, die jenen friedlosen, bänglichen Zustand wieder wachriefen: „Dabei ist aber Eins besonders merkwürdig: daß ein bildender Künstler sich mit dieser Produktion in ihrem ersten Sinn dergestalt befreundet, baß er alles ursprünglich Düstere in ihr eben so uufgefaßt und einen

«nruhig sterbenden Helden mit gleicher Unruhe des Griffels begleitet Hot. Herr Delacroix, ein Maler von unleugbarem Talent, der jedoch, wie es uns Aelteren von Jüngeren zu geschehen Pflegt, den pariser! ^Kunstfreunden und Kennern viel zu schaffen macht, weil sie weder seine B erdienste leugnen noch einer gewissen wilden Behandlungart mit Bei» ,fall begegnen können, Herr Delacroix scheint hier in einem Wunder» lichen Erzeugniß zwischen Himmel und Erde, Möglichem unH An» möglichem, Rohestem und Zartestem, und zwischen welchen Gegen» sähen noch weiter Phantasie ihr verwegenes Spiel treiben mag, sich Heimathlich gefühlt und wie in dem Seinigen ergangen zu haben. Da» burch wird denn jener Prachtglanz wieder gedämpft, der Geist vom klaren Buchstaben in eine düstere Welt geführt und die uralte Empfin» 5ung einer märchenhaften Erzählung wieder aufgeregt. Ein Weiteres getrauen wir uns nicht zu sagen, einem jeden Beschauer dieses bedeu» tenden Werkes mehr oder weniger den unsrigen analoge Empfindun» Hen zutrauend und gleiche Befriedigung wünschend/

Daran knüpfen sich die sachlich eingehenderen „Aeußerungem eines Kunstfreundes": „Die lithographischen Blätter, womit Herr De- lacroix die französische Uebersetzung des Faust ausgestattet hat, sind zwar nicht so zart und glatt vollendet, wie man von den besseren neu» eren Erzeugnissen dieser Art zu erwarten pflegt, sondern Entwürfe «ines kunstfertigen Malers, mit sicherer Hand und breiter Kreide hinge» Leichnet. Wenn bei mehreren strenge Richtigkeit der Umrisse ver» mißt wird, so darf man mit d-em Künstler darüber nicht rechten, eben 'weil sich seine Blätter nur als Entwürfe darstellen; hingegen läßt sich allen ohne Ausnahme nachrühmen, daß sie kräftig und mit Geist behandelt sind. Manche verdienen auch der glücklichen Erfindung wegen Beifall. So ist, zum Beispiel, das Blatt, wo Faust sinnend in seinem Studirzimmer steht, in reicher Umgebung von allerlei! WerätH einen vor ihm auf dem Tisch liegenden Schädel betrachtet, an nnd für sich, auch ohne weitere Beziehung auf das Gedicht, ein sinn» volles, gut und malerisch angeordnetes Bild. Ein anderes Blatt, Faust und Wagner darstellend, wie sie bei sinkender Sonne heimkeh» ren, der schirMz^' Pudel hinter ihnen hsrschweift, dünikt uns sehr glücklich aufgefaßt und könnte, wohl ausgeführt, ein Bild von ganz vortrefflicher Bedeutung werden. Die Szene in Auerbachs Keller, wo der auf die Erde verschüttete Wein zur Flamme wird, ist ganz so phantastisch, so bewegt dargestellt, wie dieser Gegenstand es ver» Langt, und eignet sich deshalb zu einem Gemälde von frappantestem Mfekt. Marths und Margarete, freudig und verwundert den Schmuck betrachtend, und Mephistopheles, der, tiefe Reverenzen ziehend, zu ihnen hereintritt, Würde, gehörig ausgeführt, gewiß ein sehr nied» liches Bild geben. Vorzüglich geistreich endlich, wiewohl weniger Bild als die genannten, scheint das Blatt gerathen, wo Mephistopheles und Faust auf Zauberpferden am Hochgericht vorbersausen. Das .Seuer, der Geist, der Ausdruck, womit der Künstler diese wilde Szene

dargestellt, wird zuverlässig den Beifall der Kenner und Kunstrichter erhalten. Will man diese Blätter mit den Versuchen deutscher Künst»' ler, Szenen aus Faust zu bearbeiten, vergleichen, so können sie mid Ehren neben einander stehen. Ein Deutscher jedoch hat Alles durch» gängig ernster genommen, die Figuren mit mehr Sorgfalt und wissenschaftlicher gezeichnet; einem anderen, der mehr auf cyklische Erfolg? der Bilder geachtet, mag es gelungen sein, die Charaktere mit mehr Stetigkeit durch die ganze Reihe durchzuführen."

In der Auswahl der Szenen bewies Delacroix den Blick für den richtigen Augenblick, den ihm der einsichtige Bürger-Thore in seinem „Salon" zuschreibt. Theile der Dichtung, die dramatisch Unbewegtes oder Nebensächliches enthalten, überschlägt er und läßt sich von Stellen dramatischer Fülle so fesseln, daß er zuweilen einer Szene zwei Bildstoffe entnimmt. So der Walpurgisnacht und dem Tod Valentins. Der Sinn dieser Oekonomie wird sich bald näher erkennen lassen. .Meditation zeigen nur drei Blätter, alle anderen geben auch äußerlich bewegte Handlung. In jenen Stücken, „Faust im Studirzimmer" und „Der Spazirgang", herrscht die schwere geistige Bewegung des unbefriedigt Forschenden; im ersten ist die Last der Magie, im anderen die Trauer über Wagners Bücherweisheit und die entfremdete Natürlichkeit des freien Sinnenlebens in einem Athem erfaßt und festgehalten. Was ihnen an dramatischer Lebhaftigkeit fehlt, ersetzen sie durch die Einheit von Mensch und Milieu, dem sich Gedanken und Stimmung Fausts bestimmend mittheilen. Nicht so sehr das wohlgewählte illustrirende Beiwerk wie der schwere Kampf der Schatten mit dem magischen Stubenlicht und der sinkenden Dämmerung werden Träger dieser faustischen Stimmungen. Des selben Mittels bedient sich das „Gretchen am Spinnrad", das die Schwermuth der verlassen Liebenden bewegt. Aber der Zeichner gerät hier mehr als irgendwo ins Schildern; in der Stubenecke ist der Hausrath stilleb enartig gehäuft und» diese Melancholie ist, wie das Milieu, für Delacroix beinahe befremdlich. Die Haltung des auch gar nicht französisch anmuthenden Stückes sticht Ary Scheffer fast näher als dem Künstler, der es zeichnete. Und' wenn auch Scheffer in dieser Zeit geradezu von dem jüngeren Delacroix abhängig war und sein bekanntes „Gretchen am Spinnrad" erst 1831 im Salon erschien, so weist diese Lithographie doch deutlich in die deutschthümelnde Richtung der Gretchenillustration, die, früh begründet, von Scheffer zu allzu lange dauerndem Ruhm geführt wurde.

Alle übrigen Stücke sind Bilder von jener Mischung leidenschaftlicher innerer und äußerer Bewegung, die auch abseits vom Illustratorischen dem Werk des Delacroix eigen ist. Das Heftige kennzeichnet diese Bewegung, in welchem Sinn immer sie auftritt. Die Technik" schwankt zwischen der breiten skizzenhaften Umschreibung und feinstrichiger subtiler Ausführung; in der einen Art bricht das Urthümliche des Sitoffes unmittelbarer hervor, in der anderen giebt sich das Detail schlicht menschlichen Seelenlebens reicher zu erkennen. Mit der

vorherrschend elementaren Auffassung des Stoffes überwiegt auch die erste Art des Vortrages. Nur wenn Gretchen zum Mittelpunkt wird, erscheint der Griffel zarter und geschärft.

Das vollkommenste Bild ist die Domszene; es beruht völlig auf sich und bedarf keiner Berufung auf das Dichtwerk. Gegen die Masse der dumpf Gläubigen, deren schwerfällige innere Bewegung bei den Worten des Priesters mit wenigen groben Gesten, wie mit der Faust, niedergeschrieben ist, steht die auch zeichnerisch mehr eingehende, reichere, geistigere nnd heftigere Erschütterung Gretchens. Der seelische Sturm, der diesen Körper zu brechen droht, hat in Mephisto (Goethes bösem Geist) Gestalt angenommen. Der Künstler hat ihn mit eigener Willkür in diese Szene eingeführt; die Anschauung des inneren Vorganges forderte ihn; es ist die Interpretation eines echten Bildners. Die Paarung von tief reuiger Unschuld und anklagender Gewissensangst ist so vollkommen, daß sich aus ihr die sinnvollsten Zweifel ergeben. Sind beide Erscheinungen nur die Verkörperung eines widerstreitenden Wesens oder hat sich die lichte Materie schon von der finsteren befreit, die an dem Fall Gretchens Schuld trägt und aus dieser Schuld Gestalt gewonnen hat? Gewiß ist, daß die Fülle der Illusion, die Delacroix als ein Ziel der Kunst ansah und vornehmlich dem „unfertigen" Bild zuschrieb, hier in einem Stück von vollkommenster Ausführung gerade den restlos erschöpfenden und befriedigenden Ausdruck gefunden hat. Das eine Blatt faßt die ganze Gretchentragoedie.

Nach den beiden Meditationen, „Im Studirzimmer" und dem „Spazirgang", liefert die „Beschwörungszene" den Entscheidungskampf. Zwei Kräfte bewegen noch das Bild: das widerstrebende Entsetzen Fausts und die dienstbeflissene Gelassenheit Mephistos. Aber der Teufel hat schon sicheren Boden gefaßt, den er fortan beherrscht. Die Gestalt entwickelt sich bei Delacroix aus dem elementaren Grauen. Er ist zunächst Element und erscheint darum völlig enthüllt im Verkehr mit den dunklen Kräften der Natur, von entfesselter Leidenschaft bis zur Groteske verzerrt und zerrissen oder zu furchtbarer Teilnahmlosigkeit erstarrt in den beiden „Walpurgisszenen". Aber erst da, wo es dem Menschlichen zugewendet ist, gewinnt dieses Grauen dramatisches und bildhaftes Vollrecht, tritt aus seiner trüben Vermischung mit dem Elementaren in klarere Erscheinung, ohne jemals seine unirdische Atmosphäre aufzugeben, die wie ein Bann auf Menschen uud Dingen seines Kreises lastet. In diesem Sinn giebt das Bild „Faust und der Pudel" den Geburtakt, die Sammlung und Wandlung des unbestimmten grauenhaften Urstoffes in eine bestimmte Gestalt. Die Naturkräfte nehmen Theil an dieser Körperwendung. Das entsetzte Schweigen einer öden Erde, das fahle, müde Licht, die brauenden Schatten, die großeni einfachen Züge einer Landschaft, in der die Konturen der beiden Wanderer und des Pudels ins Riesige und Bedeutsame wachsen: all Dies giebt eine geschlossene bildnerische Einheit, die auf dem Sinnfälligen beruht, und doch wieder den Ansatz zu einer mächtigen unbestimm»

ten Vorstellung des Furchtbaren überhaupt, auf deren Mischung die Kunst des Grauens in der Malerei gegründet scheint. Fortan wird für Mephistos Haltung seine unbetheiligte Kälte und Ironie bezeichnend. Er geräth wie außer sich, ist so sehr Iongleur alles Geschehens nnd Ursache alles Grauens, daß er überlegen und unberührt bleiben darf, während die Drahtpuppen seiner schlimmen Lust sich in Entsetzen win» den. Sie erscheinen sämmtlich in den gespreizten Bewegungen des Affektes, in denen sein Hohn sie vorführt und sieht, ^ Alles aus mephistophelischer Perspektive. Damit wechselt in diesen Bildern auch der Stil der Illustration in auffälligster Weise und trägt durchaus Mephistos zweites Gesicht: das Spiel der grauenhaften Macht mit den Menschen, in dem nur der Teufel selber Größe bewahrt und seine Werkzeuge wie Marionetten gängelt. In den Bildern dieser Reihe steh eil die beiden Valentinszenen vornan; das eine, der „Zweikampf", im fahlen Mondlicht der ausgestorbenen Gasse, das andere, der „Tod", in einer magischen Licht° und Schattengebung, deren Unheimlichkeit und Illusion im Unerklärlichen beruht. Dazu die stumpfe, holzartige Behandlung der Körper in diesem Medium; untersucht man „Pudel» szenc" und „Valentins Tod" auf Technik und Illusion, so erscheint hier namentlich der moderne Meister des Grauens, Odilon»Redon, schon so gut wie umschrieben. Daneben auch Felicien Rops in seinen Illustrationen zu den „Disboliczuss" von Barbey d'Aurevilly,
Die Reihe „Auerbachs Keller" (ein virtuoses Prachtstück jähester Bewcgungeinheit, das durch seine auffälligen Vorzüge sogar das Lob des akademischen Gsrard gewann), „Mephisto und der Schüler", „Mephisto bringt den Schmuck" und namentlich die von Mephistos Lüsternheit durchtränkte „Begegnung", ist hauptsächlich bestimnit von der Geste bewußter Theaterspielerei, die dieser Teufel liebt. Daher die groteske Verzerrung, die gespreizte Haltung, abenteuerliche Gliederdrehungen, von denen nur der echte, unmittelbare Schreck der an der Weinszene betheiligten Studenten ausgenommen wird. Der zeichnerische Stil dieser Reihe, ein Stil karikirender Verzeichnung, wird in erster Linie von dem Spottgeiste Mephistos bestimmt, in dessen Licht seine Kreaturen erscheinen. In zweiter von der geistigen Einmischung des Literaten Delacroix in den Bühnenstoff. Tagebuch und Aufsätze geben überreiches Zeugnis für des Künstlers leidenschaftliches Verhältniß zur Literatur (und Musik), in dem der Nerv des Bildners oft nur noch schwer nnd gewaltsam zu erkennen ist. Dabei bethätigt sich höchst auffällig ein kritischer Geist, der dem Objekt gegenüber den Zustand der Ergriffenheit längst überwunden hat und zu bewußter Betrachtung vorgedrungen ist. Im nicht Illustratorischen zeigt sich der Künstler von bildnerischen Gedanken völlig überwältigt; in der Karikatur findet die andere Gabe seines Geistes, die Distanz des urtheilenden Verstandes, ihren reinsten Ausdruck. Die Karikatur des Bühnenspieles, die er gern Pflegte, bietet so die Brücke zu dem illustrirten Drama, in dem sich die Momente des triebhaft Bildnerischen und des unbewußt Kritischen mischten. Aus dieser zweiten Quelle kam auch die Ironie auf

das Gestelzte und Gezierte theatralischer Geste, wie sie in jener Szenenreihe oft durchbricht. Liest man den Brief an Burty genauer, dann bringt er dieser Ausbeute eine neue Stütze. Nicht den Stoff, sondern seine schauspielerische Darstellung und hier wieder ausschließlich das Spiel des Mephisto waren für die Wahl des Stoffes entscheidend. Und Terry war für Delacoix nicht beweglich und.teuflisch genug, um ihn das Komische seiner Falstafferscheinung darüber vergessen zu lassen. Dagegen beruht die zeichnerische „Unrichtigkeit" und die Zerfahrenheit der fast verrenkten Glieder in Stücken wie der ersten Walpurgisszene und dem Kerkerbild auf der ersten Niederschrift heftigster Bewegung; indem sie das unvermittelte Bild seiner Leidenschaftlichkeit, die jähe Bewegung des Triebes im stürmischen Athem der Skizze festhalten, sind gerade sie die werthvollsten Dokumente für das „Außersichsein", das zur Eigenart dieses Malers gehört.

Die Frage, wie weit der Faust von Delacroix mit dem Goethes übereinstimmt, hat zu einem Theil schon der Dichter beantwortet, als er auf das düster Elementare verwies, das, ursprünglich, dem Stoff und der eigenen jugendlichen Auffassung innewohnend, hier auf einen Wahlverwandten gestoßen sei. Aber wir haben ja gesehen, wie Delacroix zn dem Stoff kam und daß von Illustrationen zu Goethes „Faust" von vorn herein in keinem genaueren Sinn die Rede sein konnte. Was wir in ihrem Gesammtbilde dem goethischen gegenüber vermissen, die Lieblichkeit und Wehmuth deutscher Fraulichkeit, die Heiterkeit und Fülle des Thal» und Gipfellebens, den faustischen tzöhentrieb und alle sittliche Förderung, kann und soll nicht ersetzt werden durch die gewaltige Stimmungeinheit des Grauens und sein Produkt Mephisto. Aber der Künstler hat durch die Beherrschung seines bildnerischen Mit» tels und durch die selbständige Größe seiner Auffassung den Anspruch erworben, daß sein Werk nicht als begleitende Illustration, sondern in seinen Eigenwerthen beurtheilt wird. Ie mehr er sich von Goethe und demGedichtentfernt, desto mehr gab er sich und BildkuNst. Iede Brücke zwisch!en den beiden Genies fehlt. Delacroix hatte für den Dichter keinerlei Verständnis. In seinem Tagebuch heißt es 18W: „Welche Idee von Goethe mit seinem ganzen Genie, wenn er überhaupt eins hat, nach dreihundert Iahren wieder bei Shakespeare zu beginnen! Was ist denn neu in seinen Dramen, die übrigens als Charakterschöp» fungen und an Situationenkraft so weit hinter denen Shakespeares zurückstehen? Die Thatsache, das Goethe bei seinem Genie keinen Vortheil aus der Kunst seiner Epoche zu ziehen verstand, daß er sie vielmehr zu den Kindereien der spanischen und englischen Dramen zurückbrachte, recht ihn unter die kleinen und originalitätsüchtigen Geister. Dieser Mann, den wir immer schaffen sehen, ist nicht einmal so verständig, den besten Weg zu wählen, wenn vor ihm und um ihn schon alle Wege bezeichnet und wunderbar geebnet sind." Dieses Unverständniß war nothwendig und muß in seinem Werth genommen werden: als Beitrag zur Erlenntniß der Eigenart seines Urhebers.

Wien. Professor Dr. Max Eisler.

Die Zukunft.

Frauenemanzipation.*)

DAiebe Sandbeck, Sie fordern mich in sehr herzlicher und schmeichsl» Weise auf, bei der nächsten Frauenversammlung wieder zu sprechen, und meinen, es thäte noth, daß da energisch gesprochen würde, weil eine gewisse, Trägheit über dem Verein liege, weil die Frauen sich zersplittern, um tausend nebensächliche Wichtigkeiten durchzusetzen, und das „Eine, was noth thut" kaum mehr sehen. Dann sagen Sie viel Schönes von meinem letzten Vortrag über Frauenstimmrecht, über den Erfolg der Rede und meinen, es war Keine unter den Anwesenden, die nicht neu begeistert, zur „Sache" frisch angespornt oder bekehrt worden wäre.

Doch, liebe „Mitkämpferin", es war Eine da: und Die trat gleich nach diesem Abend aus den Reihender „Vorkämpferinnen für Frauenrechte" aus und will nichts, aber gar nichts mehr von der „Sache" wissen; und diese Eine: Das war die Rednerin selbst, Das bin ich. Ich hatte in meiner Rede noch einmal wieder versucht, aufzurütteln, klar zu machen, daß kein Heil zu hoffen ist, bevor die Frauen nicht endlich fest zusammenhalten und einig sind. Da stand ein Herr auf und redete irgendetwas aus dem vorigen Jahrhundert. „Heim" und „Gatte" und „Kinder" kamen viel drin vor. Ich sagte nur zur Antwort: Ans die Worte des geehrten Vorredners einzugehen, erübrigt sich wohl; die Fragen haben unsere Großmütter schon beantwortet. Und hatte die Lacher auf meiner Seite. Dann stand eine würdige Dame auf und wußte, daß nur neuer Unfriede in die Welt getragen würde, wenn auch die Frauen noch sich an der Politik betheiligten. Sie habe wahrhaftig mal einer Wahlversammlung beigewohnt und sie müsse sagen, der Ton der da geherrscht... Wenn sie dächte, daß ihre Tochter Das hören sollte oder gar mitthun sollte, müßte sie doch sagen: Nein und abermals Nein. Nun entspann sich eine lebhafte Debatte, ob der „gute Ton", ob die „Dame" unter den neuen Forderungen nicht leide. Ich weiß» es waren Zufallsgäste, keine „Vorkämpferinnen", die da sprachen, aber doch... Dann stand gar eine Studentin aus und erklärte, daß sie aus ihrer Erfahrung heraus sagen müsse, die Frau sei wohl doch nicht zur „einseitigen Gehirnarbeit" geschaffen. Sie, liebe Sandbeck, sahen mich erwartungvoll an und nickten auffordernd zu mir herüber; Sie erwarteten wohl eine kräftige Entgegnung. Aber ich schwieg. Kann ichs ändern, wenn Frauen immer wieder stumpfsinnig nachleiern, was Männer ihnen vorsingen? Sollte ich zum hundertsten Mal sagen, daß „einseitige Gehirnarbeit" von keinem Menschen erwartet wird usw.? Ich bins müde. Der Ekel ist mir über dem Kopf zusammengeschlagen und ich schüttele mich noch, wenn ich an den Abend denke. ,

Und weil Sie doch eine Rede von mir haben wollen, schicke ich

Aus dem bunten und verwegenen Büchlein „Zerrissene B, iefe", das Frau Harriet Straub bei Georg Müller erscheinen läßt.

Ihnen, was ich an dem Abend in meinem Zorn und Ekel niederschrieb. Lesen Sies vor, wenn Sie glauben, daß es der „Sache" nützt. Glauben Sie mir: es zeigt den Weg zu „Dem, was noth thut", ehrlicher, als ich je gesprochen, trotz allem Hohn. Aber Sie werdens nicht vorlesen; und es ist mir so auch recht, denn ich habe keine Hoffnung mehr.

Ihre

Astrand.

Die Minderwerthigkeit der Frau ist wirklich eine gar nicht mehr zu bestreitende Thatsache. Ich will kein zehnbändiges Werk schrei-Ken, um nachzuweisen, was ihre ersten Ursachen gewesen sein mögen, wo die Schuld liegen mag; nur leugnen kann man die Thatsache nicht länger, doch die Frau sich als ein minderwerthiges, charakterloses und bornirtes Geschöpf erzeigt habe. Ein Beweis für die Wenigen, die vielleicht noch daran zweifeln, genügt: hätten charaktervolle, sinnbegabte Menschen sich soziale Einrichtungen, Gesetze gefallen lassen, wie sie von Männern nach Männermaß zurechtgeschnitten worden? Hätten sie sich auch nur Schriften gefallen lassen, wie die von Moebius, Strindberg, Weininger, ohne mit einem Generalaufstand, einem Generalstrike, die Haltlosigkeit und Unlogik der dort aufgestellten Behauptungen zu erweisen? Ia, mit einem Generalstrike!

Alle die Frauen, die jetzt einem Mann das Leben auspolstern, einem Vater, Bruder, Gatten oder Geliebten, hätten als Antwort mit einem Schlag die „Arbeit niederlegen" sollen, hätten sie nicht gewußt, daß die Beschuldigungen wahr sind, treffend wahr. Alle, die für einen Mann kochen, scheuern und putzen, damit sein Leben behaglich ist, alle, die für einen Mann sich jede Freude versagen, damit er an des Lebens Sonnenseite wohnen kann, alle, die seine Bequemlichkeit stützen, indem sie einem Mann dienen, als „geheime" Buchhalterin, Sekretärin, die durch ihre Grazie und Bildung einen Salon bilden, in dem der Mann Besteller seiner Arbeit, Beklatscher seiner Kunst findet, und alle, die durch ihre Schönheit oder sonstige Reize dem Mann dienen, sie alle wären aufgestanden und hätten gestriket, wenn sie aufrechte, mit Vernunft begabte Wesen wären und nicht verkümmerte Sklavenseelen.

Giebt es denn eine Frau, die ernstlich glaubt, der Staat und die Gesellschaft, vom Mann geschaffen, hätten Raum für ihre Möglichkeiten; die glaubt, der Mann nur brächte ihr „Erfüllung"? Heerdenglaube ists, sicher nicht Individualglaube. Eine Religion ists, die man heilig hält. Suggestion. Horchen wir doch in uns hinein! Sind wir wirklich so arm, daß wir von außen das Heil erwarten? Wenn wir uns Rechenschaft geben über Das, was wir vom Leben erwarteten, als wir zum ersten Mal bewußt diesem „Leben" uns einfügen wollten: wars nicht „Ellenbogenfreiheit", die wir wünschten? War es nicht, unsicher und unklar, der Wunsch: Platz, um wachsen zu können? Freiheit, um ungehemmt die Möglichkeiten, die iwir in uns spürten, zu Reffe bringen zu können, um dann, wenn wir zum „schattenden Baum" geworden sind, schenken zu können? Schenken können: dem Einen oder

den Bielen, wenn wir zufällig den Einen, der groß genug ist, unseren ganzen Reichthum aufzunehmen, nicht treffen auf unserem Weg. Schenken wollen wir können, frei, wie der Baum seine Früchte schenkt, nicht beschenkt werden, nicht erfüllt werden.

Da kam der Mann, der Dichter und prägte das Wort Liebe und lehrte: Wenn Frauen lieben, wollen sie dem Mann angehören; dann werden sie sein Eigen und — „er soll Dein Herr sein". Und die Frau glaubte ihm und harrt seither der Erfüllung durch den Mann und zappelt sich ab: sie ist nicht mehr sie, sondern ein „Ding", das „weiblich" zu sein hat, was der Mann so weiblich nennt.

Liebe!

Sagt doch einem jungen Ding, das „zum ersten Mal liebt", seine Zukunft voraus, Ihr, die Ihr sie gelebt habt! Du hast den Mann lieb, könnte man ihr wohl sagen. Das heißt: ein unklares Gefühl ist in Dir, wenn Du mit dem Mann zusammen bist, das man Dir plump unter deNl Sammelnamen „Liebe" erklärt. Vielleicht will wirklich Etwas in Dir ein Kind durch diesen Mann. Ist Das „Liebe"? Vielleicht bestaunst Du seinen Muth und ein Instinkt in Dir treibt Dich da Schutz zu suchen. Ist Das „Liebe"? Oder fein Lebenswerk reißt Dich mit fort, Du willst mit bauen helfen. Ist Das „Liebe"? Oder seine Schwäche weckt Deine schlummernden Kräfte, Mutterinstinkte, Du willst beschützen und behüten, was Dir werthvoll scheint. Ist Das dann „Liebe"?

Du hast den,Mann lieb, Du junges Wesen; ist deshalb eine Sehnsucht in Dir nach täglichem, stündlichem Beisammensein? Werglaubts? Angelesene Worte. Naturbedürfniß? Der Mensch hat allerlei Natur» bedürfnisse; so blödsinnige Konsequenzen zieht er daraus nie. Oder sitzen die Kinder etwa täglich, stündlich, auf Iahre hinaus auf dem Töpfchen, weil sie manchmal das Naturbedürfniß haben, sich dort einige Minuten zu erleichtern? Oder, wenn das Beispiel zu „gemein" ist: wir haben auch das Naturbedürfniß, manchmal uns zu baden. Ziehen wir deshalb täglich, stündlich, Iahre lang, mit einer Badewanne, auf den Rücken gestülpt, herum? Oder wenn auch dasBeispiel noch zu gemein ist: wir haben einen Liebling unter den Schriftstellern oder Künstlern, der uns Freund geworden ist, der uns des Lebens Schön» heit hat sehen lassen, der uns Weihestunden des Glückes geschenkt hat. Lesen oder betrachten wir sein Werk stündlich, täglich, Iahre lang, ohne es aus der ßand gu geben, mit Scheuklappen vor Allem, was sonst das Leben noch bietet?

Und man rede nicht vom Unterhalt und nicht von den Kindern.

Lebt die Frau nur mit dem Mann dauernd zusammen, damit er für sie sorge, dann verdient sie alle Gemeinheiten, die Strindberg und Genos» sen über sie ausschütten. Und das Kind? Warum sollte der Mann nicht gern und willig für die gemeinsamen Freuden, die er mit der Frau genießt, Wenns Freuden sind und fein lüsternes Laster, oder keine Fron» arbeit, oder gleichgiltige Gewohnheit (wozu die Frau ja nicht zu haben wäre, wäre sie ein Mensch, der auf sich selber steht), gemeinsam auch

zu den Kosten der Kinder beisteuern? Sollte die Frau übrigens nicht Stolz und Thatkraft genug haben, für die Freuden der Liebe, für die Kinder, die deren stolzeste Frucht und seligste, dauerndste Freude sind, zu zahlen? Und wenn sie den Stolz und die Kraft nicht hat, thäte sie dann nicht gut daran, zu resigniren, wie sie sich ja auch eine Reise oder ein schönes Konzert versagt, wenn sie die Kosten des Eintrittsgelds nicht aufbringen kann?

Der Staat geht zu Grunde, wenn die Familie sich löst? Ei, so laß doch den alten Staat zu Grunde gehen. Wärs schade drum? Was ist denn diese vielgerühmte Kultur, deren Blüthe unser Staat ist, Anderes als eine fortlaufende Geschichte von Krieg und Hinterlist und Unterdrückung des Schwächern? Und die Frauen gebären geduldig die Kinder, damit der Staat im nächsten Kriege genug Soldaten habe.

Ich sehe den Mann schon neben mir stehen und, mit dem unnatür» lich langen Zeigefinger des Iohannes auf dem Kreuzigungbild von Grünewald, auf die Gipfel deuten, auf einen Beethoven, auf einen Goethe, Spinoza, Kant, und ich höre seine einförmig wiederholte Frage: Wo sind hier die Frauen? Der Fragende steht gewöhnlich auch nicht Schulter an Schulter mit den Riesen, aber immerhin, er ist Geschlechtsgenosse und ein Schein von all der Herrlichkeit fällt auch auf ihn. Erwartet ihr von einem Baum Blüthen und Früchte, wenn er auf steinigen und nahrunglosen Boden gepflanzt ist? Manchmal zwingt so ein Baum dem Felsen sogar Nahrung ab, mit zähester Kraft, und ein paar arme Früchte zeigen, was er gekonnt hätte, wäre der Boden günstig gewesen.

Ich ^möchte esÄnhämmern in die Herzen und Gehirne der Frauen: So macht doch endlich Eure Augen auf und schaut um Euch! Ihr steht auf falschem Boden! Nicht mitthun sollt Ihr an der Kultur des Mannes; die ist männlich und mit der habt Ihr nichts zu schaffen. Wir gehen nicht mit in diesen Kampf, der um Männerideale geführt wird. Nichts haben wir zu thun mit dem Staat, nichts mit der Unterdrückung der Vielen durch Wenige. Laßt dem Mann doch seine tolle Iagd nach seinem Ziel. Ich kenne sein Ziel nicht, wills nicht kennen; ich weiß nur, daß es mir fremd sein wird und nicht mein Ziel sein kann. Ich sehe den Mann immer blindlings dahinhetzen und will nicht mitgehetzt werden. Im Lärm und Staub des Siegeszuges des Mannes sind ünsere Ohren abgestumpft und unsere Augen trübe geworden und wir finden uns nicht mehr zurecht.

Es will feine Ohren, um aus all den wirren Klängen den Ton herauszuhören, der „Weib sein" heißt. Wir wissen nicht mehr um uns. Wir sind nur ein Keim. Was wird aus uns werden? Das müssen wir wissen, daß wir noch nichts sind.

Der Mann hat uns in seinen Wirbel gezogen und hat uns bestimmt: so bist Du, so kannst Du handeln, so kannst Du wachsen, so hoch streck Deine Zweige nicht aus, Das stört Deine Schönheit, so, so nur gefällst Du mir. Und in der Welt des Kampfes, den der Mann angeschürt hatte, fand die Frau für sich und ihr Kind wirklich keil.

anderen Platz als den unter Mannes Schutz; und bog sich nach Man» nes Willen, um nur bleiben zu können, um nur zu daMrn. Und der Mann bestimmt: Das ist werthvoll, was ich thue, und ich thue es, weils werthvoll ist; und die Frau konnte nicht kämpfen, weil Das nicht ihr Weg war. Und die Frau empfing vom Mann nicht nur das Kind, sie empfing seine Werke und trug sie aus und brachte die Formen, die der Mann gefügt, zum Leben. Der Mann that das Werk, die Frau fetzte es in Wirklichkeit um. Und so ist die Frau geworden zu Dem, was sie zu sein scheint: sie ist schwanger vom Mann und kann selbst nicht mehr zeugen.

Ihr Frauen, wenn das dumpfe Gefühl, das in uns ist, daß wir am falschen Platze stehen, wenn das zur befreienden That heranreifen soll, so müssen wir mit behutsamen Händen uud feinsten Sinnen uns schützen, uns kennen lernen, uns herausschälen aus aufgezwungenen Hüllen.

Was sind wir? Der Mann hat bestimmt, was weiblich ist. Sind wir Das? Werft endlich aus Euch hinaus, was der Mann angehäuft hat in Eurer Seele, in Eurem Körper. Und seht Euch das Kultur-ideal des Mannes an, seht Euch an, was er geleistet hat, und fragt Euch: Können wir da mitthun, wollen wir da mitthun? Und hütet Euch. Der Mann ist hellhörig für das dumpfe Brausen, das aus Frauenseelen jetzt aufsteigt. Er fürchtet für sein Werk; und so macht er Euch ein Thürchen auf und giebt Euch einen etwas größeren Tummelplatz frei. Hütet Euch. Stürzt Euch nicht gierig in das neue Ge» fängniß. Auch da könnt Ihr nicht wachsen und Wurzel fassen. Denn wieder ists Norm und Form, vom Mann gegeben, in die Ihr hinein» wachsen sollt.

Ich möchte den Klagelaut jeder einzelnen Frau, die, zertreten unter den Gesetzen des Mannes, seufzt, sammeln, sammeln dasSchluch» zen der Frauen, die vernichtet sind in ihrem innersten Wachsthum durch die Lasten, die derMann ihnen auferlegt, sammeln dieGebete, die um Erlösung flehen aus der Prostitution von Körper und Geist, in die der vom Mann geschaffene Staat jede, früher oder später jede Frau einspannen möchte, und der Nothschrei, gesammelt von Tausenden und Abertausenden, sollte über die Erde gellen, daß Alle hören müßten: Steht still, Ihr Frauen, horcht in Euch, hört nicht auf das Getöse der Manneswelt, laßt Euch nicht in den Wirbel hineinziehen, den seine Lebenskraft geschaffen! Steht still Md horcht lauf die Stimme des Lebens, die in Euch gewachsen ist. Zu lange habt Ihr gehört auf die Stimme des Mannes und habt Euch gestreckt und verstümmelt, um seiner Norm Euch anzupassen. Horcht in Euch und lernt endlich Eure Norm Euch schaffen. Hört auf den gellenden Nothschrei Eures Geschlechts und sucht endlich Eure Antwort auf die Frage: Was heißt Weib sein? Und dann erst werdet Ihr leben und selber schaffen und zeugen und wachsen, aus Eurem Boden, in Euren Himmel hinein.

.Meersburg. Harriet Straub.

Anzeigen.

Ich bin das Schwert. Roman von Annemarie von Nathusius.
Verlag von Karl Reißner in Dresden.

Hier ist ein muthiges und rücksichtloses Buch der Anklage und des Kampfes. DerRoman „Ich bin das Schwert" ist ein Dokument der Zeit, dessen Lecture jedem Fühlenden und MitempfindendendiePurpurröthe der Scham in das Gesicht treibt. Und der Roman macht ganze Arbeit, wie einst die Maschine des Herren Guillotin. Daran ändert auch der scheinbar versöhnende Schlich nichts, indem ein Fürst von Hohenhausen die Rolle des 6sus sx mackina übernommen hat. Der Roman wäre nur dieA brechnung mit einerKaste, dieAbsage an einen Stand, wenn es sich nicht gerade um diese Kaste und um diesen Stand handette, deren Sache die des gesammten deutschen Volkes ist. Ein Frauenroman ists, geschrieben von einer Frau, die entweder selbst oder mit ihren Schwestern gelitten hat, die die Brutalitäten der Vertreter der Iunker- und Sol» datenkaste am eigenen Leibe duldete, als Frau, die sich zu ducken hat, wie der Untergebene in der Kaserne, dessen Mund das Sprechen verlernt. Zu ducken mnter den Willen des Herrn und Gebieters, des Vaters und der Mutter, der Tradition und der Heuchelei. Und am Schluß des Romans fallen diese Ketten klirrend ab von der Heldin des Buches, der Baronin Renate von Falkenheyn. Sie hat den rohen Gatten verlassen, Hat in Noth und Elend, Entsagung und Arbeit sich ein neues Leben gezimmert, ist frei geworden, ein Mensch mit dem Recht und der Ehre des Mannes, obwohl sie ein Weib geblieben ist, mit einer anderen Ehr^ als der der verlotterten Gesellschaft, der sie die Maske vom Gesich reißt. Die Schwachen sind zu Grunde gegangen, viele Freundinnen der Heldin und deren leibliche Schwestern. Nur Renate ist groß und stark und frei geworden und wirft nun ihrer verlogenen Sippe den Fehdehandschuh ins Gesicht. Der Inhalt des Buches predigt dem Verstehenden und Besserung Suchenden auf jeder Seite: „Und die Wahrheit wird Euch frei machen!"

Frankfurt. Dr. Edward Stilgebauer.

Probleme der Mystik und ihrer Symbolik. Hugo Heller K Co.
in Wien. Preis ? Mark.

Mit erneutem Interesse wendet man sich seit einiger Zeit, oft auf dem Weg über die Romantik, der Mystik zu. Mancher meint wohl, der Mystik jene Unbestimmtheit schuldig zu sein, etwa, damit sie des „mystischen Dunkels" nicht ermangle. Und Das gilt nicht nur vom Publikum, sondern zuweilen auch von der modernen ins Mystische gehenden Literatur. Will sich nun Iemand wirklich dem Wesen der Mystik nähern, so wird er bald gewahr, daß er bei älteren Autoren lanklopfen muß, die freilich wieder dem regen psychologischen Bedürfniß des modernen Menschen nicht genügen. Mein Buch ist bestrebt, beiden Forderungen gerecht zu werden; hoffentlich zum Nutzen aller

künstigen Bemühungen auf diesem Gebiet. Die Mystik will die größtmögliche Annäherung an das religiös ethische Ziel (Gott, Gottmensch) zum Erlebniß werden lassen. Das ist der Geist der Mystik. Und ihre Seele könnte man die Liebe nennen. Aus diesem Punkt wollen alle ihre Erscheinungen betrachtet sein. In dem soeben erwähnten „Erleben" steckt schon der Hinweis auf die Psychologie. Sie ist es, die in meiner Arbeit neben der Ethik den Hauptplatz einnimmt. Nicht geringe Dienste hat mir bei der Analyse der mystischen Bildersprache die vergleichende Mythologie geleistet; und vielleicht vermag meine Betrachtungweise ihr einen kleinen Gewinn als Lohn zu bieten. Das Hauptproblem war für mich das der „mehrfachen Deutung mensch» ilicher Phantasieprodukte". Dieses Problem tritt an den Symbolen der 'mystisch-religiösen Gedankenwelt besonders scharf hervor. Aus den selben Bilderreihen ergeben sich mit gleicher Konsequenz zwei (scheinbar) grundverschiedene, ja, einander zuwiderlaufende Bedeutungen. Auf der einen Seite deckt nämlich die Behandlung des Stoffes nach den Prinzipien von Freuds Psycho-Analyse Elemente des rücksichtlosesten Trieblebens (schrankenlose erotische Wünsche, allerlei verbrecherisch anmuthende Regungen) als Grundlagen der Symbole auf. Auf der anderen Seite haftet jedoch an den selben Symbolreihen in gleich innigem Zusammenhang ein eminent ethischer Sinn. Nicht in wenigen Worten läßt sich sagen, wie sich in meiner Arbeit der Widerspruch hebt und wie Gesetzmäßigkeiten der sittlichen Entwickelung offenbar werden.

Herbert Silberer.

Im Sanatorium. Verlag Concordia in Berlin.

In einem eigenartigen Friedensasyl der Gegenwart ward mir Einblick in eine Tiefenkultur, die ein großherziger Arzt für seine Kranken erstrebte. Durch Kunst und Kunstgewerbe, durchdasreligiöseLebenderGegenwart und alle Fragen der Erziehung- und Unterrichtsreform geht ein lebhafter Puls schlag. Eine Erlösung ging auch Zmrch die erschreckend große Anzahl körperlich und seelisch Leidender, als ein gütiger Mensch und Arzt vor sie trat, um ihre Psyche endlich zu ihrem Recht gelangen zu lassen. Er fragte nicht mehr, wie andere Doktoren: „Was fehlt Dir?" Er fragte seine Kranken zunächst: „Wer bist Du, was für ein Individuum, welche Sondereigenschaften hast Du?" Seine Fürsorge stand im Mittelpunkt des Vorstellunglebens der Kranken, dem sich Alles «unterzuordnen hatte. Seine Arbeit brachte Befreiung. Denn er meisterte die Seele, nicht allein mit dem Verstand, sondern drang auch in das Gefühlsleben ein. Unermüdlich wanderte er mit den Leidenden, um das Sehnen nach bewußtem Höherwachsen und Emporstreben in dem inneren Menschen zu wecken. Um jene starke Ruhe zu geben, aus der die sichere Kraft des Handelns erwächst. Dieses ernste Friedensasyl half daher nicht nur zu körperlicher Gesundung; es bildete auch Menschen zu vornehm sittlicher Größe heran. Ich gewann dort Einblick in Menschenseelen. Schicksale offenbarten sich mir. Ergreifendes sah ich täglich. Bald drängte Alles in mir zum Gestalten. So schrieb ich dieses

Buch. Es ist kein Krankenroman, der niederdrückt. Sich sehnende Menschen ziehen vorüber, deren Kraft mit ihrer Wanderung wächst,
'EmmaBöhmer.
Schriften. Fünf Bände. Privatdruck. Subskription 25 Mark.
Ich behaupte nicht, „die" Religion aufgebaut zu haben, aber „eine" Religion. Es kam sehr langsam. Ich begann nicht mit dem Vorsatz, bei der Religion zu enden. Vielleicht ist selbst die Annäherung an die Form der großen indischen Systeme nur ein Durchgang. Iede Schrift über Religion muß apodiktisch sein. Das konnte auch ich nicht vermeiden. Man soll mir aber auch nicht sagen, daß für einen noch jungen Menschen, Bücher der Weisheit zu schreiben, ein Unding sei. Ich sah noch keinen Greis plötzlich zu Weisheit kommen. Vielmehr muß jede Saat im Frühling aufgehen. Für mich ist mehr die Frage, ob ich meine Bücher mit Kraft, Unduldsamkeit und Inspiration vertheidigen könnte. Und darauf antworte ich: Vielleicht reifendieseBüchsr in mir und meinen Mitmenschen. Wenn man mich später einmal ruft, werde ich. auch bereit sein, die Worte zur That zu machen.
Klein-Flottbeck. ^ Ernst Fuhrmann.
Das Vermächtnis der Marianne Torburg. S. Fischer, Berlin.
Der Erinnerung an die kleine Sagitta widmete ich mein Buch; einem liebenswerthen Geschöpf, mit nichts ausgestattet für das Leben als mit seiner rührenden Hilflosigkeit. Ich gedachte aller der Frauen, die gleich ihr erzogen sind zur Abkehr von der Wirklichkeit, einzig mit dem Programm, jung zu sein, zu lieben und zu heirathen, später zu resigniren. Das ist ihre Welt. Eine so begrenzte Welt! Draußen aber ist Leben und Bewegung; Probleme werden erörtert, Offenbarungen glühen auf und es wartet der große, herrliche Reichthum der schönen Erde, bereit, den Menschen zu erlösen von seiner kleinen Qual, ihn empor zu heben aus seiner Enge. Den Menschen. Und die Frauen?
Neukirch, I Maria Seelhorst.
Judas; ein Epos. Mit einer Originalradirung und gezeichneter Schrift von Willi Geiger. Karl Reißners Verlag in Dresden.
10 (20) Mark.
Von sechs Staatsanwälten, die den „Iudas" im Manuskript gelesen haben, hielten ihn zwei für absolut gotteslästerlich, zwei für hier und da anfechtbar und zwei für völlig unanfechtbar. Ein Universität-Professor (Literaturhistoriker) war derAnsicht, „daß die Dichtung,Iudas' ,ohne Zweifel einer Beschlagnahme und strafrechtlichen Verurtheilung verfallen könnte, und zwar nicht nur wegen Gotteslästerung, sondern noch mehr auf Grund des Z 184 StGB" (Verbreitung unzüchtiger iSchriften). Dagegen sagte ein Untersuchungrichter, er würde „niemals auf den Gedanken kommen, daß gegen den Verfasser ein Verfahren eröffnet werden könnte, da der Iudas ein gewaltiges und tiefes^Kunstwerk sei." Wenn wirklich ein Staatsanwalt die Anklage wegen Gotteslästerung oder aus Z 184 StGB, gegen mich erhoben hätte, so war das

Resultat schwer abzusehen. Es hing ganz von der zufälligen Zusammensetzung des Gerichtshofes ab. Vermuthlich hätte man mich aber auf Grund sachverständiger Urtheile freigesprochen und auf mir wäre nur der Verdacht sitzen geblieben, daß ich aus Gründen der Reklame diesen Prozeß heraufbeschworen und zum Mindesten nicht vermieden habe. Bessere als ich sind diesem Schicksal nicht entgangen. Aber ihr Schicksal konnte den Nachfolgenden warnen. Ich wollte aus begreiflichen Gründen einen solchen Prozeß vermeiden, in dem wenig Ehre zu holen ist. Deshalb hatten der Verleger (der ja auch mit angeklagt würde) und ich nach längerer Prüfung den Entschluß gefaßt, den „Iudas" als Privatdruck erscheinen zu lassen, trotzdem eine solche halbe lOeffentlichkeit auch nicht ganz nach unserem Geschmack war. Wäre ich in der Lage gewesen, dann hätte ich das Werk, dessen Bekanntwerden unter meinen Freunden ich wünschte, nur zu Geschenkzwecken drucken lassen. Da ich Das aber nicht konnte, so wollte ich wenigstens den Freunden und Interessenten Gelegenheit geben, diese zweiunddreißig Seiten, die Arbeit zweier Iahre, käuflich zu erwerben. Die kleine Auflage, die Art des Vertriebes und der (wegen der geigerschen Originalradirung) immerhin hohe Preis gaben eine gewisse Garantie dafür, daß das Werk nicht in die Hände solcher Personen gelangte, für die es ausschließlich Lesegift sein würde. Ich hoffte, daß sich unter den Käufern genug wirklich Gebildete finden würden, die den tiefsten Sinn meiner Dichtung begreifen wollten; weniger aber solche, die sich ihrer Natur nctch darüber empören mußten, daß ihre Kinder den „Iudas" nicht gleich als Fibel oder Bilderbuch benutzen durften oder daß er sich nicht zum Vorlesen im Kränzchen ihrer halberwachsenen Töchter eignete. Inzwischen ist in Folge der Anerkennung, die das Werk bei Fachgelehrten und Künstlern gefunden hat, die Gefahr eines häßlichen Reklameprozesses wohl überwunden; daher haben Autor und Verleger sich zu einer öffentlichen Ausgabe entschlossen.

Hier sei mitgetheilt, wie ich das Problem „Iudas" erfaßt habe.

Audas glaubt nicht, daß ein Gott die Menschheit befreien könne. Das könne nur ein Mensch^ der die Menschen versteht. Für Iudas ist aber ein Mensch, der keine Sünde thut, undenkbar. Iudas versucht also, mit Hilfe Magdalenens Christus zum Sündenfall zu bringen, zum Menschen zu machen. Vergeblich. Endlich glaubt er, beim Abendmahl, daß Christus mit ihm einig sei und selbst fündig werden wolle. Aber Iudas sieht bald, daß er geirrt hat. Deshalb verräth er den Meister und hofft, daß Christus einmal in all den Üualen der Kreuzigung fluchen werde, weil dann der Gott Mensch würde und aus dem tiefsten Eindringen in das Wesen der Menschheit die „Erlösung", jenes „herrlich gesteigerte Griechenthum" möglich sei. Aber Christus bleibt Gott; er kann nicht Mensch werden. Er stirbt als Gott; die Welt ist nicht erlöst. Vor seinem Tod spricht Iudas die Gewißheit aus, daß der Erlöser doch aus seinem Blute kommen werde, aus dem Stamme Derer, „die aufwärts ihre Sünde quält".

Wilmersdorf. MernervonderSch ulenburg.

Viribus unitis.
Köln ist der Friedensvertrag zwischen der Hamburg«Amerika» SM Linie und dem Lloyd unterzeichnet worden. An der Donau hatte man sich über die künftige Gemeinschaft fast schon verständigt; am Rhein banden die beiden Gesellschaften sich mit Ankerketten an einander, die unzerreißbar scheinen. Von dieser Thatsache sind die Engländer enttäuscht; sie glaubten, daß der Krieg zwischen Hamburg und Bremen lange währen und ihnen erlauben werde, auf Kosten der Deutschen ihre Schiffahrt zu stärken. Vielleicht hofften sie, daß der Ansatz zu einem britischen Dampfertrust, der 1911 von vier Großrhedereien geschaffen wurde, sich, während die Deutschen stritten, weiterentwickeln werde. Auf der Konferenz in Paris, Ende Ianuar 1914, zeigten die Engländer sich der abwesenden HAL nicht gerade feindlich gesinnt, hielten aber doch auf volle Freiheit der Entschlüsse und deuteten an, daß sie auch anders lauten könnten, als die Friedensfreunde wünschten. Man hörte nicht gern, daß die Hamburg-Amerika-Linie die größte Rhederei der ^Welt sei, und suchte diese Behauptung zu widerlegen. Die Eifersucht ist verständlich. Die größte Handelsmacht will auf allen Gebieten ihrer Wirkenszone vornan sein. Und nun ist in Köln eineDampfermacht entstanden, die über beinahe 2Vs Millionen Registertons gebietet. Wenn iftn August die Verhandlnngen über den internationalen Pool fortgesetztwerden, haben dieEngländer mit einer neuen Großmacht zu rechnen. Zwischen den deutschen Großrhedereien beseitigt der Vertrag alle gefährlichen „Brennpunkte". Wäre die Vergrößerung der beiden Konkurrenzflotten immer nur von dem Wunsch bestimmt worden, den Gegner zu überbieten, dann wäre eines Tages die wirthschaftliche Verwerthung des Betriebsmaterials unmöglich geworden. Die Kosten der Riesendampfer verlangen eine sichere Verzinsung des Objekts, also die ^Gewißheit friedlicher Arbeit. Preisunterbietungen sind nicht das zur Erlangung der Rentabilität geeignete Mittel. Die HAL war gerüstet und auf den Tag vorbereitet, an dem das letzte Wort gesprochen werden sollte. Daß sie den pariser Ianuarberathungen fern blieb, zeigte deutlich die Absicht, im Kampf allein zu stehen. Der kleine Pool, der Nordatlantische Dampferlinienverband, wurde, ohne die HAL, zwischen Lloyd, Holland-Amerikalinie und Red Star Line fortgesetzt. In Hamburg empfand man diesen Beschluß als Protest gegen die Sonderpolitik, nicht als Gefährdung der geschäftlichen Position. Die konnte nur durch ein zunehmendes Mißverhältnis^ zwischen Einnahmen und Ausgaben leiden. Heber die Größe dieses Risikos hat der Wechsel in der Konjunktur der Schiffahrt keinen Zweifel gelassen. Die Kampfpreise, zu denen die Gesellschaften ihren Schiffsraum verkauften, deckten kaum die Kosten. Die unsichere Wirtschaftlage tn den Vereinigten Staaten und der mexikanische Krieg haben die Auswanderung ein Bischen abgeschreckt. Ucber Hamburg und Bremen sind in den ersten vier Monaten des Iahres 32 000 Personen weniger befördert worden als im Vorjahr. Vielleicht hat der Einfluß der Konjunktur auf die Gewinn-

und Verlustrechnung den Friedensschluß^ beschleunigt; doch davon allein ließ Herr Ballin sich gewiß nicht bestimmen. Eine so kühl erwogene und sorgsam vorbereitete That wie den Kampf gegen den Lloyd giebt man nicht der Dividende wegen auf. Die Erkenntniß der „nationalen" Aufgaben der Schiffahrt steht als erster Punkt im neuen Programm.

Die Erfahrungen, die den deutschen Rhedereien aus Oesterreich lund Ungarn kamen, sind nicht ertraglos geblieben. Die österreichische Regirung hat den Schutz der Austro-Americana, der großen triester .Schiffahrtgesellschaft, gegen das deutsche Monopol so laut betont, daß die deutschen Großrheder sich nicht nachsagen lassen durften, die Lebensbedingungen der Nation seien ihnen minder wichtig. Für den österreichischenAuswandererverkehr hat dieAustro-Americana das Monopol erhatten. Daß Himburg und Bremen über diesen Punkt in Wien einig wurden, hat an der neuen Wendung nichts geändert. Auch Ungarn zeigte sich„national". Nur verdünnte.englischeMitarbeit dieMischung. Den Dienst über Fiume hatte die englische Cunard-Linie. Sie bleibt daran betheiligt, muß aber die Leitung einer neu zu gründenden Aktiengesellschaft, der Fiume-Amerika-Linie A.-G., abtreten. DisDampfer der neuen Rhederei werden unter ungarischer Flagge fahren und die Direktion wird aus ungarischen Fachleuten bestehen; eben so der größte Theil des technischen Personals. Und die Hauptsache: die anderen Dampfergesellschaften werden auf einzelne Agenturen beschränkt. Selbständigkeit, wie in Oesterreich, und Wahrung der nationalen Vorrechte.

Den Verlust zweier Auswandererhäfen, Trieft und Fiume, hätten die deutschen Gesellschaften ertragen. Aber die Tendenz der Neuerungen durften sie nicht verkennen. Englands Ideal ist ein großbritischer Dampfertruft, der sich um die deutschen Seefahrer nur auf dem Kampfplatz zu kümmern braucht. Die Russen möchten am Liebsten eine Gemeinschaft mit französischen Rhedereien, um die deutschen Gesellschaften zurückzudrängen. Die Betriebsgemeinschaft zwischen HAL und Lloyd ist aber mehr als eine bloße Abrede zum Schutz der deutschen Flagge im Konkurrenzkampf. Die Gewinne werden getheilt und die Unrosten so verrechnet, daß beide Partner gleich schwere Last tragen. Das Wichtigste ist: Kosten sparen. Und die Erfüllung dieses Wunsches fetzt voraus, daß der ganze Geschäftsbetrieb nach einer gemeinsam anerkannten Formel geleitet wird. Die Gewinnverrechnung, die zwischen den deutschen Gesellschaften und dem amerikanischen Morgantrust (der 'International Mercantile Marine Co.) festgesetzt worden war (der Vertrag endete 1911, mit der Erneuung des General Pool), hatte mit der Betriebsgemeinschaft von heute keinerlei Aehnlichkeit. Iohn Pierpont Morgan hatte die Engländer unter seine Botmäßigkeit gezwungen und wollte das selbe Spiel mit den Hanseaten versuchen. Das ge« lang ihm nicht. Die H A L und der Lloyd wurden nicht amerikanisch, schlossen vielmehr, durch die geschickte Initiative Ballins geführt, einen Vertrag, der ihnen und dem Trust gleiche Rechte gab. Die zehnjährige Verbindung mit dem Trust nützte den deutschen Gesellschaften; sie

kckmen in gute Beziehungen zu den amerikanischen Eisenbahnen und gewannen auf dem Atlantischen Ozean alle erreichbaren Chancen. Aber auch einen Feind: die Cunard-Linie, die, nach dem Sieg Morgans über den Britenstolz, zur nationalen Waffe gegen alle^ fremdländischen Eroberer geschmiedet wurde. Sie bekam eine staatliche Subvention und konnte, mit deren Hilfe, dem Morgantrust und den deutschen Rhedern gefährliche Tarifschlachten liefern. Die erwähnte Konzession für den Auswandererverkehr über Fiume, die an eine neue Gesellschaft übergegangen K, offenbarte damals (vor zehn Iahren) den ersten großen !Erfolg der Cunard-Linie. Die Erinnerung an die verschiedenen Seekriege, bei denen ja schließlich stets um den Sieg der einzelnen Nation gerungen wurde, lehrt die Bedeutung des Bündnisses zwischen Hamburg und Bremen erkennen. Denn in jedem Tarifkrieg war der Sieg mit sehr großen Opfern Zu bezahlen. Solcher Sieg bringt stein xe'ines Glück. Die beiden deutschen Gesellschaften hatten den Krieg dadurch vorbereitet, daß sie im Geschäftsbereich des Gegners Konkurrenzlinien eröffneten oder planten. Durch diese Erweiterung des Programms war der Friedensschluß erschwert worden. Dennoch wurde er erreicht. Die Gemeinschaft schließt nicht nur die nordamerikanische, sondern auch die Ostasienfahrt ein, über die vor dem Krieg HAL und Lloyd ein Abkommen hatten: für Bremen den vom Reich subventionirten Postdampferdienst, für Hamburg die Frachten. Als Fehde angesagt war, beschloß die HAL, die Passagierbeförderung (ohne Zuschuß vom Reich), der Lloyd, die Frachten aufzunehmen. Beide wollten einen vollständigen Dienst, also lückenlose Konkurrenz, haben. Der Friedensschluß hat die Behandlung des ostasiatischen Geschäftes insofern geändert, als die Ausbeutung nicht gegen einander, sondern auf gemeinsame Rechnung erfolgen wird. Ballin ist gegen Subventionen, weil sie die Freiheit des Unternehmers hemmen. Da in dem neuen Gesetz, über die Postdampferverbindungen mit überseeischen Ländern die beiden wichtigsten Reichssubventionen, Ostasien und Australien, gestrichen sind, können wir die Probe aufs Exempel machen. Iedenfalls hat die Bereitschaft der HAL, den Postdampferdienst auf eigene Kosten zu übernehmen, die Begründung des neuen Gesetzes erleichtert. Die Regirung meint, daß die deutsche Schiffahrt ihre Fortschritte durch den Verzicht auf staatliche Beihilfe nachweisen könne. Dieser Meinung war Ballin stets; er sah in den Subventionen nur eine Krücke für Lahme. Bei der Reichspostdampferlinie nach Australien, die auf den Aussterbeetat gesetzt ist, hat die Beihilfe der Reichskasse andere Voraussetzungen als im ostasiatischen Verkehr. Der australische Dienst, den der Norddeutsche Lloyd versieht, hat unter dem Wettbewerb der englischen Flagge gelitten. Die Unterstützung von 1,90 Million, die das Reich gewährt, genügt nicht. Sie müßte mindestens verdoppelt, also über die Höhe der ostasiatischen Subvention (3,50 Millionen) hinaus gesteigert werden, damit ein Ausgleich zwischen Ertrag und Kosten möglich wird. Diesen Zuschuß will die Regirung nicht gewähren, weil sie nicht glaubt,

daß die Fortsetzung des Dienstes im Interesse des Reiches unbedingt nöthig ist. Natürlich muß nüchterne Rechenarbeit entscheiden; nicht die Frage, welche Wirkung ein Verschwinden der deutschen Flagge aus delm Passagierverkehr nach dem fünften Erdtheil haben kann. Die Frachtdampfer, die den bremer Heimathwimpel führen, werden weiter ihre Bahn ziehen. Im Uebrigen bleibt den Engländern das Feld frei. Daß der Lloyd eine Linie auf eigene Kosten betreibe, die ihm, schon mit der Reichssubvention, Verlust brachte, ist am Ende nicht zu verlangen. Aber seit der Verbindung mit Hamburg sieht die Sache anders aus. IDie Weltpolitik, die unter Ballins Szepter gedeiht, wird nicht leicht ,e,ndgittig auf die Eroberung eines ganzen Erdtheils verzichten. Freilich gehört Australien zum britischen Imperium und die Zahl der dort lebenden Deutschen ist nicht groß. Bequem ists eben nicht, den „Staatsgedanken" mit der Bilanz in Einklang zu bringen. Den Leuten, die immer vor Privatmonopolen bangen, scheint auch der neue Zweibund eine gefährliche Errungenschaft. Die beiden mächtigen Hanseaten können, fp meint man, eine Tyrannenyerrschaft auf dem Weltmeer üben. Diese Furcht ist grundlos. Alles bleibt, wie es war, nur: gegen fremdenDrang fechten die deutschen Gesellschaften jetzt mit vereinter Kraft. Ladon.

Am vierundzwanzigsten Iuli wird Frank Wedekind fünfzig Iahre alt. Um diesem Dichter, der als einer unserer bedeutendsten Dramatiker um die Freiheit seines Schaffens bis auf den heutigen Tag schwer kämpfen und leiden mußte, einen schwachen Entgelt hierfür und besonders ein Zeichen öffentlicher Verehrung zu bieten, hat sich das' unterzeichnete Komitee gebildet.

An alle Freunde der Persönlichkeit und des Werkes von Frank Wedekind ergeht die Bitte, sich durch Stiftung einer Summe zu der geplanten Ehrengabe, die dem Dichter an seinem Geburtstag überreicht werden soll, an dieser Feier zu betheiligen und in ihren Kreisen dafür zu wirken.

Die Zahlung der Beiträge, zu denen das Komitee mit tausend Mark den Grund gelegt hat, wird an das Check-Konto „Ehrengabe Frank Wedekind" der Bayerischen Vereinsbank in München, Prome» nadestraße 1, erbeten. Quittung über die Beiträge erfolgt im „Neuen Merkur" (Verlag Georg Müller) und im „Zwiebelfisch" (Verlag Hans von Weber).

Herbert Eulenberg. Maximilian Harden. Friedrich Kayßler.
Thomas Mann. Kurt Martens. Georg Müller, Baron von Putlitz,
General-Intendant. Felix Salten. Hans von Weber.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. — Verlag der Zukunft in «erlin. — Druck von Paß S Sarleb S, m. K. K. in Berlin.

Berlin, den «. Juni 1»14.

Jesuiten im alten Deutschland.

durch seine „Iesuitenfabeln" bekannt gewordene Bern-
^« hard Duhr hat dem uns zunächst interessirenden Armeecorps der Compania de Jesus mit seiner in Herders Verlag erschienenen „Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge" ein Denkmal errichtet, das schon als eine Leistung echt deutschen Gelehrtenfleißes (gegen 2400 Seiten Lexikonoktav auf archivalischer Grundlage) Achtung fordert. Als das wichtigste Ergebniß des ersten Bandes habe ich gleich nach seiner Veröffentlichung den Nachweis einer Thatsache hervorgehoben, die den Jesuiten zur höchsten Ehre gereicht, gegen deren Anerkennung sich aber die übrigen katholischen Kreise bis heute noch sträuben: der Thatsache nämlich, daß der Protestantismus seine rasche Ausbreitung in Deutschland der Unwissenheit, Pflichtversäumniß und Verderbtheit des Welt« und Ordensklerus zu danken hat. Der Pater Faber, einer der Mitbegründer der Gesellschaft, der Deutschland von 1340 an kennen lernte, schreibt: „Nicht durch den Mißbrauch der Heiligen Schrift in der Predigt, nicht durch die Scheingründe in den Disputationen haben die Lutheraner so viele Völker zum Abfall vom katholischen Glauben gebracht: die Hauptschuld trägt das ärgerliche Leben der Geistlichen." Was in Deutschland fehlt, urtheilen alle Jesuiten in der ersten Periode ihrer Wirksamkeit auf deutschem Boden übereinstimmend, sind unterrichtete, sittenreine und pflichttreue Priester. Solche waren sie nun selbst; und eben darum baten sich die katholischen Fürsten, denen an der Erhaltung

und Wiederherstellung des katholischen Glaubens gelegen war, Je« suiten aus und begünstigten die Rekrutirung des Ordens aus der deutschen Jugend. Nördlich von der Mainlinie und östlich vom Niederrhein wirkte zum Abfall noch eine zweite Ursache mit, die den Jesuiten, weil unverständlich, verborgen blieb: die nordische Innerlichkeit und Männlichkeit, der das katholische Ceremonien» wesen kindisch, die bunte Priesterkleidung weibisch, Beides verScht» lich und lächerlich vorkommt. Bei den leichtblütigen Süd« und Westdeutschen, die in der Musikliebe, im Formen» und Farbensinn den Romanen verwandt sind, fiel dieser Beweggrund weniger ins Gewicht, so daß, wenn die erste Ursache behoben war, das Volk leicht im altenGlauben erhalten oder zu ihmzurückgeführt werden konnte.
Der zweite Band (ein Doppelband) behandelt die erste Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, also die Periode des Dreißigjäh» rigen Krieges. Der Jesuit jener Zeit, wie er in der Phantasie der Protestanten lebt, schreitet an der Spitze einer verthierten Solda-teska einher, die an frommen evangelischen Christen Grüuel ver» übt. In diesen Bänden dagegen sehen wir, wie Iesuitenkollegien geplündert und verwüstet, die Patres mißhandelt werden und fbüch» tig unter Gefahren herumirren, dann, wenn sich das Gewitter ver» zogen hat, zurückkehren, ihre Schüler wieder sammeln und die unterbrochene stille Seelsorger» und Erzieherarbeit geduldig von Neuem beginnen. Ueber Duhrs Stellung zur Gegenreformation hat schon Professor Faßbender in der „Zukunft" Einiges mitge» theilt. Duhr schreibt: „Auf dem Reichstag in Augsburg im Jahr 1SS5 wurde der Grundsatz als bindende Rechtsnorm anerkannt, daß der Landesherr über die Religion seiner Unterthanen zu be» stimmen habe (cmzns re^io, «Ms religio). Nach diesem Grundsatz waren die Protestanten bisher praktisch verfahren. Es bedarf keiner weiteren Ausführung, daß diese Norm eine unsittliche ist, mochte sie nun von Protestanten oder von Katholiken angewendet werden. Niemand darf seine Ueberzeugung, so lange sie ihm unerschütter» lich fest begründet erscheint, aufgeben und deshalb darf auch Nie-mand gezwungen werden, seine ehrliche, innerste religiöse Ueber» zeugung wegen irdischer Vortheile oder Nachtheile preiszugeben. Jeder wird nach seinem Gewissen gerichtet. Unsägliche Gewissens» bedrückung, Gewissensängste und vielfachen charakterlosen Abfall hat die Anwendung dieses von beiden Parteien ausgeübten Grund» satzes für Tausende mit sich gebracht. Zuerst wurden katholische Länder und Provinzen auf diese Weise dem alten, angestammten Glauben abtrünnig gemacht, dann mußten sich die protestantisch gewordenen Unterthanen den jeweiligen lutherischen oder calvini»

schen Meinungen ihrer Landesherren unterwerfen, endlich an manchen Orten vielfach wieder gegen ihre Ueberzeugung die durch Generationen mit allen Mitteln der Entstellung verhaßt gemachte und als Götzen« und Satansdienst verschriene katholische Lehre annehmen." Wie Das praktizirt wurde, mag, wer sich darüber unterrich» ten will, bei Duhr nachlesen. Hier sei nur erwähnt, daß Becan, der Beichtvater des Kaisers Ferdinand des Zweiten, zur Vermeidung größerer Uebel Duldung der Häretiker empfahl und lehrte, die mit ihnen geschlossenen Toleranzverträge müßten selbstverständlich ge» halten werden, und daß sein Nachfolger Lamormaini mit einem anderen Hofjesuiten zusammen für die mit der Durchführung der Gegen:eformation beauftragten Kommissare eine Instruktion aus» gearbeitet hat, die darauf berechnet war, unnöthige Harten zu ver» meiden, wie denn die Durchführung auch ohne Blutvergießen ver» laufen ist, abgesehen von dem Schauplatz der Bauernaufstände, auf die Duhr nicht eingeht. Daß die Habsburger durch die Haltung der „Herren Stände", die in Oesterreich die selben Bahnen einschlu» gen wie in Böhmen, genöthigt waren, den Protestantismus zu bekämpfen, wenn sie nicht abdanken wollten, ist schon von andern Autoren nachgewiesen worden, unter denen K. A. Menzel und Onno Klopp die bekanntesten sind. (Hätte sich Friedrich von der Pfalz in Böhmen behauptet, so würde er ein Scheinkönig, der böhmische Staat, nicht eben zum Besten der Bauern, eine Adels» republik geworden sein.)

Sache der Spezialforscher ist es, Duhrs Angaben im Einzel» nen nachzuprüfen. Dabei wird ja wahrscheinlich Manches berich» tigt werden. Auch ohne Spezialkenntnisse zu besitzen, bemerkt man hier und da, wie, trotz ehrlichem Bemühen, objektiv zu bleiben, dem Auge des katholischen Verfassers die Thatsachen sich ein Wenig ver» schieben. So mag es ja richtig sein, daß „nach dem Auftreten der Iefuiten im katholischen Deutschland keine Ketzerhinrichtung bekannt ist, während im protestantischen Deutschland noch Ketzerhin» richtungen vorgekommen" seien; aber wenn damit der Schein er» weckt werden soll, in der Ketzerverfolgung gebühre den Protestan» ten der traurige Ruhm der Priorität, so muß doch, abgesehen von der mittelalterlichen Praxis und der spanischen Inquisition, an die Gewaltthaten erinnert werden, die gleich im Anfang der Reforma» tion in Deutschland wie in den Niederlanden zu ihrer Unterdrück« ung verübt jwurden. Ranke erzählt davon Einiges' im zweiten Band seiner Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation. Mag jedoch Duhr in noch so vielen Einzelheiten berichtigt werden: das Hauptergebniß seiner Forschungen bleibt unanfechtbar bestehen,

ein Ergebniß, das allen Einsichtigen von je her festgestanden hat, das aber durch diese detaillirte Schilderung der Thätigkeit der Iesuiten auch dem blödesten Auge deutlich wahrnehmbar gemacht wird! daß die Iesuiten ihre Erfolge nicht diabolischen Künsten und geheimen Ränken, sondern ihrer unermüdlichen treuen und verständigen Arbeit und ihrem exemplarischen Wandel zu verdanken haben. Daß diese Arbeit von der weltlichen Gewalt beschützt und in vielen Fällen erst ermöglicht wurde, mindert ihre Verdienstlichkeit so wenig wie, um von vielen ähnlichen Fällen nur einen zu nennen, das Verdienst der Aerzte um die Seuchen» Verhütung der Umstand, daß vorher die Obrigkeit den Widerstand einer unwissenden und abergläubigen Bevölkerung dagegen brechen muß.

Pflicht der deutschen Wissenschaft ist es, dieser Wahrheit zur Anerkennung zu verhelfen und das lächerliche Trugbild zu zerstören, das im protestantischen Theil Deutschlands immer noch spukt und fortwirkt in einem überaus thörichten, die katholischen Staatsbürger kränkenden und den Ruf deutscher Kultur schädigenden Ausnahmegesetz. Einzelne protestantische Gelehrte erfüllen ja diese Pflichtso der bonner Kirchenhistoriker Heinrich Böhmer mit einem trefflichen Buch, das ein anderer Protestant, Gabriel Monod, ins Französische übersetzt hat. (I^es <7esnit«s. ?s^is, lidrairi« ^rrasnä Loliii, 1910.) Die lange schöneIntroduktion, die er beifügt, schließt mit den Sätzen: ,,^«us nous soiimies sktoroes, N. Logumer st m«i, <1e t,rg,iter g,veo «g,1mv et iiupartialite «s Arauü suzet <te 1'nistoirs <1es ^lssuites, sur lec^uel «n vr,ss«ius t»uz'«urs eerit s,ve« Passion. ?sut>etre g,v«n8u«us, sszis 1s v«u1«ir, ets trov ssveres; veui>stre, g,u cx)nträ,irs, dg,us u«tre ektort z>our etre zustes, s,v«ns n«ns vsotis vg,r exoss d'indul^snce. eu est g,i»si, uuus u«us sil oonsolerions aisemeut,. I^ss <Issuit«s^ «ut ete les viet.i,iues <1e trov äe juAsment« tig,iueux, äe tr«v 6,« mesures cl'exoevtiou iujustikiees; ils «nt et,e trop versseubss et nonuis, p«ur o^u' un« Moderation plutöt oisnvei11g,nts ns soit vas, pour les liorepsnssurs «u leq piptestants cz^ui pari int <t eux, UQ Zdvpir d'ec^uits." Und da Bücher, die einem herrschenden Vorurtheil unbequem sind, totgeschwiegen zu werden Pflegen, so fordert diese Pflicht noch weiter, daß die Aufklärung nicht nur in Büchern, sondern auch in Zeitungen und Zeitschriften verbreitet werde.

Kein billig Denkender kann der Gesellschaft Iesu die Anerkennung versagen, daß sie Tausende von Männern hervorgebracht hat, die im Dienst der Nächstenliebe, wie sie diese verstanden, ihr Leben verzehrt und (im Krieg, in der Pflege von Pestkranken, in dertzeiden»

Mission) den Tod nicht gescheut haben. Ihr Ideal ist nicht das der Mehrheit unseres Volkes, aber es war für dasDeutschland des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts ein notwendiges Ideal, denn sie waren die Einzigen, die, durch dieses Ideal begeistert', dem katholischen Theil eine gute Seelsorge und Jugenderziehung zu sichern vermochten. Daß ohne sie ganz Deutschland evangelisch geworden und die Glaubensspaltung vermieden worden wäre, halte ich für unwahrscheinlich. Und wäre es so gewesen, dann würde ich es nicht als ein Glück preisen, denn es würde einen Verlust an Kulturgütern bedeuten. Religion ist nur eins der Kulturgüter, welche die Katholische Kirche den Völkern spendet, und sie ist nach der Ueberzeugung vieler unserer Besten (ich meine natürlich nicht die berühmten Stützen von Thron ^und Altar) ein Kulturgut, mögen auch viele Andere sie für überflüssig halten oder gar zu den Kulturhemmnissen rechnen. Die Schwäche der anderen Kirchen nun ist allgemein anerkannt. So hat jüngst Hermann Graf Kayserling in derWochenschrift „DieThat" dieZersetzung der Religion im Protestantismus sehr gut aus dessen Natur erklärt. (Er definirt Protestantismus als die der Außenwelt zugekehrte Form des Seelenlebens und wendet die Kategorien Katholizismus undProtestantismus auch auf die indischen Religionen an.)

Ein Werk wie das Duhrs muß natürlich wichtige Beiträge zur Kultur und Weltgeschichte liefern? sind doch das Leben der Jesuiten in ihren Häusern, ihr Schulbetrieb, ihr Theaterwesen, ihre Seelsorgerthätigkeit, ihre Schriftstellerei, ihreOekonomie selbst schon ein gutes Stück Zeitkultur. Und sie erscheinen durchaus als Kinder ihrer Zeit'und ihres Volkes, auch darin, daß man ihnen übertriebenen Antialkoholismus nicht vorwerfen kann: in manchen Kollegien macht der Posten „Wein" ein volles Drittel der Kosten für den Tisch aus. Ganz unbegründet ist die Vorstellung, sie seien Marionetten, blinde Werkzeuge in der Hand des Gene» rals. Duhr führt uns eine Reihe charaktervoller Persönlichkeiten vor, die in lebhafte Kontroversen mit ihren Ordensgenossen ge« riechen und innerhalb der Grenzen, die eine strenge Disziplin allerdings zieht, ihre. Ansicht und ihr Recht auch dem General gegenüber verfochten. Immer in einer urbanen Sprache übrigens, deren sich auch der General befleißigt. Der Grobianusstil derZeit hat (darin sind sie nicht deren ganz echte Kinder) bei ihnen nur wenige Vertreter gefunden.

Und wie viel wichtige Ereignisse werden berührt, deren Kenntniß diese Darstellung vervollständigt! Außer den Rekatholisirun« gen nenne ich nur noch den Fall Magdeburgs und den Antheil

Lamormains am Sturz Wallcnsteins. Die Stellung der Jesuiten zu den Hexenprozessen wird sehr ausführlich behandelt. Schon im ersten Band war hervorgehoben worden, daß Ignatius und sein Freund Faber das dunkle und gefährliche Gebiet der Dämonologie vorsichtig gemieden haben. Aus die Kunde, daß ein Jesuit in Löwen sich mit Teufelsaustreibungen abgebe, schrieb der P. Faber: „Diese Teufelsaustreibungen kann ich durchaus nicht billigen. Der Pater soll wissen, daß dabei viele Täuschungen unter» laufen. Er möge, wie es die Aufgabe des Priesters ist, die Teufel aus den Seelen austreiben und den Exorzisten überlassen, ihr Amt auszuüben." Im zweiten Band wird dann berichtet, welche Jesuiten sich an der Verfolgung der Heren betheiligt haben (der Schlimmste war Delrio; über dessen Buch Dis^uisitiones ro.g,Si«s,s urtheilt Döllinger, daß es noch abscheulicher sei als der Hexen» hammer), welche dem Unfug skeptisch gegenübergestanden und welche ihn bekämpft haben. Dies haben bekanntlich Tanner und Spee gethan. So weit, den Glauben an die Möglichkeit der Zauberei zu bekämpfen, konnten sie nicht gehen, denn Das hätte den Geistlichen wie den Laien aller drei Konfessionen für die unverzeihlichste aller Ketzereien gegolten; sie bekämpfen nur die Niedertracht der Angeberei und der Prozeßführung, die furchtbare Grausamkeit und die Zweckwidrigkeit der Folterungen und (besonders Spee) den unvernünftigen Wahn, der in jeder Maus und in jedem schwarzen Vogel einen Teufel, in jedem nicht auf den ersten Blick erklärbaren Naturvorgange einen Zauber, in jedem nicht ganz gewöhnlichen Menschen einen Teufelsbündler sah; überhaupt die Sucht, in Alles und Jedes den Teufel einzumischen,; eine Sucht (Das sagt nicht Duhr, sondern Geschichtforscher wie Döllinger und Karl Adolf Menzel beweisen es), von der Luther und die lutherischen Theologen förmlich besessen waren. Die dankenswerthe Inhaltsangabe der Lautio ist höchst wichtig für die Kenntniß sowohl dieser entsetzlichen Gräuel wie des Charakters, der Denkens- und Empfindensweise des edlen Dichters der Trutz-Nachtigal.

Neisse. Dr. KarlIentsch.

Mein Werdegang.
ch war neun Iahre alt, als ich zum ersten Mal ein Gedicht zu machen versuchte. Die Sache erwies sich als ungemkin schwierig. Eine Zeile gelang, bei der zweiten fiel mir kein passender Reim ein. So versuchte ich es mit der dritten. Die Idee zu dem Gedicht hatte ich zwar ziemlich klar im Kopf: es haperte nur mit der Form, die sich nicht finden lassen wollte. So saß ich, in meine Arbeit vertieft, kaute an der Feder, schrieb wieder eine Zeile, strich sie wieder aus und schreckte zusammen, als mein Vater, dessen Kommen ich überhört hatte, plötzlich neben nrir stand und mich fragte, was ich denn da schreibe.
„Ein Gedicht", sagte ich.
Er war sehr verwundert. Ich hatte noch niemals gedichtet.
„Laß' michs sehen", meinte er und las, was ich geschrieben hatte.
Es war erst der Anfang und handelte von einem reichen und vornehmen Mann, den sein Spazirgang vor eine Kirche führt, an deren Thor ein Bettler steht. Der Reiche hemmt den Schritt, spendet dem Armen gütige Worte, ist voll Theilnahme gegen ihn und beschenkt ihn am Ende. Weiter war ich noch nicht gekommen.
Mein Vater fühlte sich, ohne die höchst mangelhafte Form zu bereden, von der Tendenz meiner Mache angenehm berührt. Er war Optimist und Menschenfreund (mir scheint, daß man das Erste sein muß, um das Zweite bleiben zu können); und so bemerkte er anerkennend:
„Das ist hübsch von Dir, daß Du einen guten und mildthätigen Menschen schilderst."
„Aber nein!" entgegnete ich. „Das ist er ja gar nicht. Er ist ja ein Heuchler!"
Das Gesicht meines Vaters zog sich beträchtlich in die Lange.
„Was soll denn Das heißen?" fragte er nicht ohne Strenge. „Und was weißt denn Du von einem Heuchler?"
„Ich weiß schon, was ein Heuchler ist!" war meine Antwort. „Der in meinem Gedicht thut nur so mitleidig, weil er von den Leuten gesehen wird und bewundert werden will. Im Stillen ärgert er sich über den Bettler, der ihm nur lästig ist und den zu beschenken ihn gar nicht freut. Ich bin nur noch nicht so weit. Aber Das kommt jetzt."
Der Vater schüttelte den Kopf und gab mir mein Fragment zurück.
„Daß Dir nichts Freundlicheres zu schreiben einfällt, ist sehr merkwürdig", sagte er. „Ist sogar traurig."
Das konnte ich nicht finden. Da es Heuchler gab: warum sollte man nicht einen schildern dürfen? Was war denn Trauriges dabei?
Dieser erste Versuch (der übrigens Bruchstück geblieben und von mir vernichtet worden ist) war bezeichnend für meine schriftstellerische Laufbahn. Ich habe noch oft und oft, wie man es nennt, „Anstoß erregt" mit meinen Arbeiten; und wahrlich nicht nur bei meinem Vater.

Man nennt die Kindheit gern das Paradies des Lebens und sogar Schopenhauer hat sie so genannt. Ich aber müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß mir die Kinderzeit ein Paradies bedeutet habe. Etwas war in meinem Leben, womit ich mich nicht abfinden konnte; etwas Unabänderliches: ich wollte kein Mädchen sein. Als ganz kleines Ding von drei, vier, höchstens fünf Iahren meinte ich, die mir uner°. freuliche Thatsache aus der Welt schaffen zu können, indem ich sie einfach ignorirte. Wenn ich von mir sprach, sagte ich niemals ich, fondern unweigerlich er; er will Das, er will Ienes. Man lachte dazu und maß der kleinen Eigenthümlichkeit keine Bedeutung bei. Das werde sich geben, meinte man vermuthlich. Aber es gab sich nicht: es entwickelte sich. Als ich älter wurde, hörte ich wohl mit der Er-Redeform auf. Doch der Protest gegen mein nicht zu änderndes Schicksal blieb bestehen. Ich wollte kein Mädchen sein. Mit Vorliebe zog ich die Kleider meines Bruders an und war stolz, wenn mich fremde Leute für einen Jungen hielten. Oder ich bat, ich flehte um ein Wunder, wenn ich vor dem Einschlafen mein Abendgebet sprach. Der liebe Gott, dem ja Alles möglich ist, möchte in der Nacht einen Knaben aus mir machen! Mir träumte auch manchmal, daß ich ein Knabe sei; und dann war das Erwachen sehr bitter. Die Hoffnung auf ein Wunder schwand natürlich auch und ich bat den lieben Gott um andere, erfüllbare Dinge. Wenn ich schon ein Mädchen war und bleiben mußte, so wollte ich wenigstens als Mädchen etwas Besonderes werden.

Dieses Besondere zeigte sich fürs Erste in einem ungewöhnlich reizbaren Nervensystem. Ich konnte sehr wild sein und mit Bruder und Vettern um die Wette tollen und schreien; meist aber war ich ein ernstes, in Melancholie neigendes, verschlossenes und trotziges Kind, das ohne bestimmte Veranlassung Thränen vergoß und sich unglücklich fühlte. So erinnere ich mich, daß ich an meinem neunten Geburtstag unaufhörlich weinte, — nur, weil mein Geburtstag war. Die Straße war mir etwas Unheimliches. Ich sah da zu viel Häßliches und Rohes und mir entging leider nichts. Unter Thierquälereien habe ich schon als Kind unsäglich gelitten; ein Leid, das mich durchs ganze Leben begleitet hat. Ich liebte die Thiers. Jedes hätte ich gern gestreichelt und geliebkost. Vor den Menschen auf der Straße aber fürchtete ich mich. Ich hatte den ziemlich weiten Weg nach und von der Schule mit meiner Schwester zu machen. Zwei kleine Mädchen! Und wir wohnten damals in Erdberg, wo es viele rohe Straßenrangen gab. Die neckten und verfolgten uns manchmal, schnitten uns Gesichter, sagten uns etwas Unfreundliches. All Das machte einen krankhast starken Eindruck auf mich; in war in steter Angst auf der Straß«. Als wir von Erdberg in den ersten Bezirk übersiedelten, wurde es besser. Ich hatte wohl auch da manchen häßlichen Straßeneindruck, doch er war anderer Art. Von bösen Straßenrangen wenigstens blieb ich verschont.

Was aber noch schlimmer war als alle diese Dinge, war meine Gespensterfurcht. Oft fürchtete ich mich entsetzlich in der Nacht, ohne

sagen zu können, wovor. Ich litt auch an Gehörshalluzinationen. Im Nebenzimmer ging Iemand auf und ab. Oder Iemand saß an meinem Tisch und schrieb. Oder nebenan wusch sich Iemand. Ganz deutlich hörte ich das Krachen der Dielen, das Kratzen der Feder, das Rieseln des Wassers. Einmal vernahm ich ganz in meiner Nähe ein lange anhaltendes, häßliches Gelächter. Uebrigens war es nur in einer einzigen Wohnung so arg. Es war ein altes Haus; die unregelmäßig gebauten Zimmer hatten unheimliche Winkel und in einigen Räumen blieb es auch bei Tag dunkel. Diese Wohnung erscheint mir heute noch hin und wieder im Traum; und dann frage ich mich ganz entsetzt, warum ich denn wieder da sei.

Zu dieser Schreckhaftigkeit bei Nacht und der krankhaften Scheu vor allem Häßlichen und Rohen gesellte sich eine geistige Frühreife, die den Nerven auch nicht bekömmlich war. Gedichte wie den „Erlkönig" und „Des Sängers Fluch" wußte ich vom bloßen Hören schon auswendig, als ich erst dürftig lesen konnte. Mit neun Iahren fing ich Schillers Gedichte zu lesen an. Aber meine größte, meine,wiemir scheint, nie wieder erreichte Begeisterung galt des Dichters Iugenddrama, den „Räubern", die ich mit elf Iahren verschlang und so leidenschaftlich liebte, daß ich den Band mit ins Bett nahm, um noch vor dem Einschlafen und gleich beim Erwachen darin lesen zu können. Einen nicht eben so, aber doch auch sehr tiefen Eindruck machten mir die „Ahnfrau" und „Otokars Glück und Ende", die mir bald nach den „Räubern" in die Hände fielen. Daß der Dichter dieser Dramen noch lebe und in Wien lebe, hörte ich. Und bei dieser Kunde erwachte das heiße, mir vermessen scheinende Verlangen: ihn sehen! Einmal nur! Vielleicht ein paar Worte mit ihm sprechen...

In späterer Zeit, als Grillparzer schon lange in der Erde lag, ist mir manchmal der Gedanke gekommen: Und wenn ichs gewagt hätte? Wenn ich in seine Wohnung gegangen wäre und gebeten hätte, ihn für einen Augenblick sehen zu dürfen? Die Schwestern Fröhlich waren liebreich und gut. Vielleicht hätte das scheue kleine Mädchen sie gerührt und sie hätten mich zu dem Dichter geleitet. Und vielleicht hätte auch er beim Anblick des zitternd vor ihm stehenden Kindes ein liebes Wort gefunden. Vielleicht! Für mich wäre es ein unvergeßliches Erlebniß gewesen. Doch ich bin nichd zu ihm gegangen. Dazu war ich viel zu scheu. Ein Dichter bedeutete damals das Höchste für mich, was es überhaupt geben konnte. Er war mir wie ein Gott, den man wohl in seinen Werken bewundern, doch nicht von Angesicht zu schauen begehren darf.

Wenn ich meine aus der Kinderzeit stammenden Tagebücherdurchblättere, ersehe ich, daß ich das Dichten, wie ich meine kindlichen Versuche zu nennen für gut fand, seit jenem ersten Gedicht in der Stille fortgesetzt habe. Doch es spielte noch eine geringere Rolle in meinem Leben als andere Dinge. Ein brennendes Interesse hatten meine Geschwister und ich für Schauspieler; in erster Linie für Hofburgschan

spieler. In meinem Tagebuch ist oft davon die Rede, daß wir auf unseren Spazirgängen begierig nach unseren Lieblingen auslugten und bitter enttäuscht waren, weil wir nicht das Glück hatten, auf der Strasse einen der von uns verehrten Künstler zu begegnen. Einmal nur wird erwähnt, daß wir auf der Ringstraße Herrn Karl Blasel erspähten. Mein Bruder trat schnell auf ihn zu, zog den Hut und fragte bescheiden, wie viel Uhr es sei. Der berühmte Komiker sagte freundlich: „Bitte, sich zu bedecken"; und gab die erbetene Auskunft, worauf wir uns höchlich befriedigt nach Haus trollten.

Ieder Theaterbesuch war ein Ereigniß, von dem im Tagebuch des Langen und Breiten berichtet wird. Am Höchsten stand natürlich eine Vorstellung im Hosburgtheater. Ioseph Wagner (den auf der Bühne zu sehen ich nur einmal Gelegenheit hatte) und Lewinsky waren meine Lieblinge, Lewinsky als Franz von Moor für mich als schauspielerische Leistung so ziemlich das Größte, was ich mir denken konnte. Mein ganzes Taschengeld gab ich für Photographien von Schauspielern aus. Aber diese Schwärmerei für Bühne und Mimen im Allgemeinen und für die „Burg", wie das Hoftheater kurzweg genannt wird, im Besonderen war etwas durchaus Gewöhnliches. Wer hätte in Kindheit und Jugend nicht fürs Theater geschwärmt! Seltsamer ist eine andere Schwärmerei, die mich befiel, als ich elf Iahre zählte, und die eine Reihe von Iahren gedauert hat. Sie galt dem Kaiser der Franzosen, dem dritten Napoleon. Es war, wenn ich so sagen darf, eine Liebe st kirst siZKt. Das heißt: gesehen habe ich den Kaiser nie, sondern nur ein Bild von ihm. Aber dieses Bild machte einen so gewaltigen Eindruck auf mich, daß ich es wohl eine halbe Stunde anstarrte und mich endlich, ganz benommen, von ihm losriß. Seitdem herrschte der Kaiser, als Obergott, neben kleineren Göttern in meinen Gedanken. Ich suchte in der Zeitung nach ihm, las seine Reden, prägte mir von ihm citirte Aussprüche ein, verfolgte mit Interesse alle Vorgänge in Frankreich, Denn beim Kaiser allein blieb meine Liebe nicht stehen. Sie erstreckte 'sich zunächst auf seine Frau und seinen Sohn, umfaßte dann alle seine Minister (Rouher war mir der Liebste, nach ihm kam Marschall Niel) und schließlich ganz Frankreich, Als Dreizehnjähriger erschien es mir wie ein schöner Traum, wenn ich an seinem Hof, in seiner Nähe leben dürfte, nur, um ihm zu dienen, ihm und seiner Familie anzuhängen in schrankenloser Treue, für ihn, wenn es noththun sollte, auch zu sterben. Diese wunderliche Schwärmerei war ja wohl nichts Anderes als Äie Ausgeburt einer sehr lebhaften Phantasie, die noch nicht recht wußte, wie sich austoben, und in ihrer Unruhe und Gebundenheit au!f merkwürdige Einfälle gerieth, um sich Luft zu machen. Iedenfalls aber nahm ich die Sache damals durchaus ernst und sprach in meinem Tagebuch feierlich davon als von einem bedeutungvollen Geheimniß. In den Romanen, die ich schrieb (ich schrieb bereits Romane), spielten Kaiser Napoleon der Dritte und ich die Hauptrollen, Ich war an seinem Hof und diente ihm und seiner Familie. Und es beglückte mich, mir dieses Glück wenigstens auf dem Papier verschaffen zu können.

Der Napoleon-Kultus dauerte bis Sedan. Dann erlosch er jählings. Aber das Bedürfniß, etwas mir Unerreichbares, gewissermaßen in den Wolken Thronendes aus der Ferne anzuhimmeln, war so stark, daß ich nur den Gegenstand wechselte und an des Kaisers Stelle dessen (neben Henri Rochefort) wohl unversöhnlichsten Gegner Leon Gambetta setzte. Mit ihm liebte ich ganz Frankreich, liebte es mit der schwärmerischen Liebe, die man wirklich nur für ein Traumland haben kann, was Frankreich, dessen Boden ich niemals betreten hatte, für mich war. Gambetta und sein Vaterland habe ich auch viel besungen.

> Einstweilen aber stand noch der Kaiser obenan und trat als H«ld in meinen Romanen auf. Daneben schrieb ich auch Anderes: Gedichte und Dramen. Doch mein Tagebuch nimmt wenig Notiz davon. Viel öfter als meine Dichtungen erwähnt es die interessante Thatsache, daß ich irgendwo, im! Prater oder im „Paradiesgarten", Kefrorenes gegessen habe. Einmal heißt es: „Ich habe meinen Roman ‚Aus dem Sklavenleben' fortgesetzt." Weiß der Himmel, was für ein Zeug Das war.

Von allen diesen Stümpereien besitze ich nur noch ein paar dünne Hefte, auf deren Umschlag ich mit unfertiger, noch gänzlich charakter» loser Kinderschrift, so, wie es sich für einen Dichter gehört, geschrieben habe: „Emilie Matajas sämmtliche Werke."

Diese Hefte enthalten ausnahmelos Theaterstücke. Einige dieser (anerkennenswerth kurzen) Stücke gelangten im Haus meiner Tante zur Aufführung. Meine Geschwister, meine Vettern und ich spielten sie unseren Eltern, Tanten und Onkels vor und die geduldigen Zuhörer nahmen die Werkchen der elfjährigen Dichterin mit nachsichtigem Wohlwollen auf.!

Meiner Dichterei wurde zu Haus überhaupt nichts in den Weg gelegt. Was die Eltern kannten, war so harmlos und meinen Iahren durchaus angemessen, daß sie keinen Grund sahen, mir zu wehren, und mich in aller Ruhe dichten ließen.

Dann aber kam, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, ein fürchterlicher Krach.

Unsere Tagebücher und alle unsere Dichtungen (meine Geschwister dichteten damals nämlich auch: wohl aus Nachahmungtrieb, aber bei ihnen wars nur eine Kinderkrankheit), alle unsere Geistesschätze lagen in einer unversperrbaren Lade. Eines Tages, als meine Schwester und ich nicht zu Haus waren, fiel es nnserem Papa ein, in dieser Lade Umschau zu halten. Er fand und las unsere Tagebücher und einige sehr exaltirte Dichtungen von mir, die vom Kaiser Napoleon handelten. Es war eine Katastrophe.

Das Tagebuch berichtet darüber: „Der Vater hat mein Tagebuch genau durchgelesen. Ich war darüber sehr verstimmt, denn er sprach zwei Tage kein Wort mit mir. Er war namentlich über das Napoleon-Geheimniß sehr böse. Ueber das Tagebuch meiner Schwester war er auch unwillig, denn sie hat sich oft abfällig über ihn geäußert." (Das war wohl das Schlimmste.) „Er hat uns verboten, jemals wieder zu dichten." An einer anderen Stelle heißt es: „Ich soll nicht mehr dich-

ten und meine Werke soll ich der Mutter ausliefern. Nein! Nein! Meine Werke wird mir Niemand rauben. Vielleicht, vielleicht kommt einmal ein Werk von mir in die Oeffentlichkeit. Nur dieser eine Wunsch: ein kleiner Dichter zu werden" (dasWort Schriftsteller war mir noch nicht geläufig), „nur dieser Wunsch soll in Erfüllung gehen..."

Dem väterlichen Verbot erging es wie jedem Verbot dieser Art: was offen zu thun nicht erlaubt war, wurde eben heimlich gethan. Ein Trauerspiel, das ich bereits fertig hatte und das den unglücklichen Erzherzog Maximilian zum Helden hatte, ließ mir keine Ruhe. Ich wollte es dem Burgtheater einreichen. Doch meine Mutter bekam Wind von dieser Absicht und schritt energisch dagegen ein. „Du machst Dich ja blos lächerlich", sagte sie, „und Das will ich nicht." So gab ich mein Vorhaben auf.

Aber es wurde weiter gedichtet: emsig und unermüdlich. Der Mutter Drohung, daß „sies dem Vater sagen werde," half nichts dagegen. Die Krankheit war unheilbar. Und schon regte sich in mir das heiße Verlangen: gedruckt zu werden, zu beweisen, daß ich was kann.

Es war ein steter Kampf zwischen meiner Mutter und mir. Sie hatte in ihrer Mädchenzcit ein Geschäft geleitet und war im Prinzip durchaus nicht gegen Frauenarbeit und Erwerb. Aber zu meiner schriftstellerischen Begabung, für die ja noch kein Beweis erbracht war, fehlte ihr jedes Vertrauen. Sie hielt mich für überspannt und anmaßend und wollte mich, natürlich aus Liebe und in der besten Meinung, um jeden Preis zu einer guten Haustochter machen. Ich aber empfand ihre wohlgemeinten Bestrebungen als Tyrannei, fühlte mich unverstanden und unglücklich, fügte mich, weil ich mußte (im Tagebuch steht: „Die Verrichtung der kleinen häuslichen Pflichten war und ist mir verhaßt"), und dichtete, wenn die Mutter zu Bett gegangen war und ich eine Störung nicht mehr zu befürchten hatte.

Ein vorübergehender und wirklich rein zufälliger Erfolg: daß nämlich izwei Kleinigkeiten von mir, unter den zahllosen Einsendungen an Zeitungen zwei, honorarlos natürlich, gedruckt wurden, änderte an der Gesinnung meiner Mutter nichts. Für den Augenblick hat sie sich zwar gefreut und die gedruckten Kleinigkeiten im Verwandtenkreis be^tannt gemacht. Doch da keine Fortsetzung dieses flüchtigen Erfolges sich einstellen wollte, erwachte die mütterliche Angst aufs Neue. Es war und blieb ihr ein Dorn im Auge, wenn sie mich schreiben sah. Sie hielt meine Hoffnungen für ein Irrlicht, das mich in den Sumpf bitterer Enttäuschung locken und mich nur unglücklich machen werde. Darum, aus Liebe zu mir, ihr zäher Widerstand. Und weil ich eben so zäh war, kam es zu keinem Frieden, zu keinem guten Einvernehmen zwischen uns.

Sie starb zu früh. Das Schicksal hat mir nicht Zeit gelassen, ihr zu beweisen, daß ich das Recht und wohl auch die Pflicht gehabt hatte, mich ihrem Gebot zu widerfetzen. Ich war erst siebenzehnjährig, als wir sie begruben.

Nun folgte eine Periode des Kampfes. Ich hatte keinen Berather, hatte Keinen, der berufen gewesen wäre, mich zu unterweisen, zu belehren, zu zügeln. Meine Leser und Kritiker bestanden vorläufig fast ausschließlich aus meinen Geschwistern und einem meiner Vettern; und diese Leser kritisirten nicht, sondern fanden Alles, was ich zusammenschrieb, einfach großartig. Unb ich fand es auch so.

Es waren merkwürdige Produkte. Von den Schranken, die einem Schriftsteller gezogen sind, namentlich aber einem, der Aufnahme in die „Familienblätter" finden will, hatte ich keine blasse Ahnung. Ich schrieb wild darauf los und meinte, daß man Alles sagen dürfe, wenn es nur wahr sei, wenn es nur „vorkomme". Heute schreibt man ja ganz anders als damals. Auch in Deutschland. Die Wandlung hat sich rasch vollzogen und ich hätte nur um einige Iahrzehnte später geboren zu werden brauchen, um eine andere Zeit, eine mir viel günstigere Zeit vorzufinden. Die nordischen, die russischen die französischen Schriftsteller schrieben ja schon damals anders. Ich verehrte sie auch sehr und suchte mich an ihnen zu bilden. In erster Linie an den Russen. Für die deutschen Romane- und Novellenschreiber hatte ich nicht viel übrig. Sie waren mir zu zahm, zu wenig „realistisch", um ein damals auftauchendes Schlagwort zu gebrauchen.

Meine eigene Schreibart war nur insofern „realistisch", als ich jeden Lichtstrahl energisch verbannte und Leben wie Menschen in undurchdringliches Dunkel hüllte. Manchmal schilderte ich zwar auch gute, tüchtige, pflichtgetreue Menschen. Aber die ließ ich, wie zur Strafe, wenigstens sehr unglücklich werden. Die anderen (und sie bildeten die erdrückende Mehrzahl) waren gewöhnlich nicht gerade schlecht, wohl aber physisch oder seelisch morsch und krank, haltlos, ohne jede Hemmung ihren Instinkten, Leidenschaften, Schwächen ausgeliefert. Kein Ausdruck war mir zu gewagt und ich sprach über das Heikelste so unbefangen, als wenn es sich ums Wetter handelte.

Und diese merkwürdigen Produkte bot ich voll naiver Zuversicht Tageszeitungen und Wochenblättern an. Ob die Redakteure meine fast unleserlich geschriebenenManuskripte gelesen haben, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß mir meine Sachen, als „für das Blatt nicht geeignet", stets zurückgestellt wurden. Endlich aber gerieth ich an einen anders gearteten Redakteur; ich hatte ihm eine Novelle persönlich eingehändigt und er nahm sich die Mühe, sie zu lesen. Der gute Mann, der mich ja gesehen hatte, ein ganz junges scheues und zurückhaltendes Mädchen, » war nach der Lecture wie vor den Kopf geschlagen. Er schrieb mir einen langen Brief, dem ich einige Stellen entnehmen will: „Wie war es Möglich, daß sich gerade Ihnen jene bodenlose, durch nichts idealisirte Korruptheit offenbaren konnte, die sich in der That in einem Theil der Gesellschaft findet, jene Korruptheit, die Sie mit einer nahezu abstoßenden Wahrheit geschildert? Sie erkennen die volle Gewalt der Sinnlichkeit und schrecken keinen Augenblick davor zurück, das Erkannte in schroffster Form zum Ausdruck zu bringen. Wer hat Ihnen alles Das

gesagt? Wie konnten Sie all Das erfahren? Und nachwelchemMuster haben Sie den bei Anfängern so äußerst seltenen schwungvollen Stil, die lebendige Darstellung erworben? Ich stehe vor einem Räthsel, dessen Lösung mich interessirt." Am Schluß aber erklärte er meine Arbeit trotz Allem für nicht druckfähig: sie sei mehr eine anatomische Studie als eine Schöpfung der Poesie. Ich ließ den Herrn noch eine zweite Erzählung lesen, über die er sich nicht anders! äußerte: worauf ich, verstimmt darüber, daß er meine Arbeiten nicht drucken lassen wollte, den Verkehr mit ihm, als zwecklos, wieder abbrach.

Ich möchte hier eine Episode einschieben, die man, mehr im Scherz als im Ernst, „Pegasus im Ioch" überschreiben könnte.

Der Herausgeber eines kleinen Blattes für Hausfrauen hatte mich zur Mitarbeit aufgefordert und ich schrieb Artikel um Artikel für fein Blatt. Von einem Honorar war lange Zeit keine Rede. Aber als ich dem Blatt auch eine Novelle (wohl das Larmoyanteste, was ich jemals geschrieben) gegeben hatte und wieder nichts dafür bekam, drang ich auf Bezahlung. Darauf ernannte er mich zu seiner Mitredaktrice nnd bewilligte mir einen Monatsgehalt von dreißig Gulden. An meine redaktionelle Thätigkeit bei dieser interessanten Zeitung denke ich mit Heiterkeit zurück. Mein Bruder half mir dabei: wir schrieben Rezensionen über Bücher nach deren Titel und Inhaltsverzeichnis korrigirten zusammen die eingelaufenen Manuskripte und wußten nicht, worüber wir uns am Meisten wundern sollten: über die Keckheit der Verfasser, die solchen Quark zum Druck anboten, über den Herausgeber, der den Muth hatte, diesen Quark zu drucken, oder über die Anspruchlosigkeit des Publikums, das für dieses Blatt jährlich vier Gulden hinauswarf. Freilich bestand die Mitarbeiterschaft zum größten Theil aus Abonnenten und deshalb drückte der Chefredakteur ein Auge zu. Nm so eher, als er die wenigsten Arbeiten honorirte.

Mein Bruder hat auch einige Gratis-Artikel für dieses Blatt ge> liefert, die, ernst und belehrend, wie sie waren, für dessen Rahmen wie geschaffen schienen. Ich aber hatte mich durch meine kecke Feder, die, im Gegensatz zur herrschenden Tendenz der Zeitung, den Frauen oft unangenehme Dinge sagte, statt ihnen zu schmeicheln, bei einem Theil der Abonnentinnen so verhaßt gemacht, daß ich auf einen Wunsch meines Chefs nur noch unter einer Chiffre schreiben durfte. Der Herr war, seit er mich bezahlte, viel kritischer und anspruchsvoller geworden. Er hatte an Allem zu tadeln, wies Manches zurück und war mit meinen Aenderungen an fremden Manuskripten niemals zufrieden.

Ich nahm mein Amt eben nicht sonderlich ernst. Da Alles, was einlief, mir maßlos schlecht vorkam, erklärte ich Alles für druckfähig. Die meisten Bücherrezensionen schrieb mein Bruder und ich setzte nur lmeine Chiffre darunter. Wir lobten immer, denn wir lasen die Bücher nicht (oder doch nur wenige). Diese Stellung paßte nicht für mich und ich nicht für sie. Das fand auch mein Chef: nach zwei Monaten löste er unsere Verbindung.

Im Ganzen hat mir dieser Herr hundert Gulden gezahlt. Ich bin dafür zwei Monate Redaktrice gewesen und habe ihm außerdem eine Novelle, zehn größere Aufsätze und drei kleine Artikel geliefert. Dar» unter waren recht gute Arbeiten. Zum Schluß schrieb ich ihm noch einen langen Aufsatz für seinen Hausfrauenkalender. Ich brauche mir also nicht den Vorwurf zu machen, daß mein Chef mich überzahlt hat.
Als ich neunzehn Iahre zählte, fiel mir ein Buch in die Hände, das, obwohl in deutscher Sprache abgefaßt, durchaus undeutfch war: das „Vermächtniß Kains" von Sacher-Masoch.
Dieser Name hat in späterer Zeit eine nicht neidenswerthe Berühmtheit erlangt. Damals jedoch war das Wort vom „Masochismus" noch nicht geprägt und ich wußte von diesem Dichter nichts, als daß er das „Vermächtniß Kains" geschrieben habe. Sein Werk begeisterte mich. Und in der Neujahrsnacht setzte ich mich hin und schrieb dem Dichter einen jener aufrichtigen, heißen und gleichsam um Hilfe betteln» den Briefe, wie man sie eben nur in der Iugend schreibt.
Sacher-Masoch ist fast ein Iahr lang mein geistiger Führer gewesen und noch heute bin ich ihm dankbar für die Geduld und Güte, die er mir bewiesen, für das aufmunternde Lob, das er meinen Versuchen gezollt, für die guten und vernünftigen Rathschläge, die er mir ertheilt hat. Vielleicht wäre es besser für mich gewesen, wenn er meine unreifen Produkte nicht überall angeboten hätte: aber meine Ungeduld, Meine Gier, mich gedruckt zu sehen, haben ihn gewissermaßen dazu gezwungen. Er hat mir von grassen Stoffen, widerlichen Charakteren und unmöglichen Situationen immer abgerathen; aber ich war nicht zu bändigen.
Seine Empfehlungbriefe halfen mir darum auch blutwenig. Meine Manuskripte kamen als „ungeeignet" immer wieder zurück. Nur bei zwei Novellen glückte es mir, sie (in wenig gelesenen und darum elend zahlenden Blättern) unterzubringen.
Als mein brieflicher Verkehr mit Sacher-Masoch aus Gründen, die nicht hierher gehören, zu Ende war, hatte ich bereits einen neuen literarischen Rathgeber gefunden: den Schriftsteller Karl Emil Franzos. Auch mit Paul Heyse kam ich in Berührung. Doch Heyse lobte mich nicht genug. Franzos that es und so hielt ich mich lieber an ihn. Unter iseiner Leitung theilte sich meine Arbeit in zwei grundverschiedene Arten: in der einen schrieb ich so, wie ich wollte, und diese Arbeiten liebte ich; in der anderen machte ich Konzessionen, um gedruckt zu werden. Diese, die zahmen, wurden auch gekauft und gedruckt; die anderen, aus die allein ich stolz war, wurden abgelehnt. Weshalb mich mein Bischen Erfolg eher verstimmte als erfreute. Ich kam mir vor wie ein Mensch, den man nur gelten läßt, so lange er eine Maske trägt.
Die Schriftsteller verwöhnten mich, im Gegensatz zu den Redakteuren, sehr. Sacher-Masoch hatte es gethan und Franzos lobte mein Talent noch kräftiger. Ich müsse nur lernen, mich zu zügeln, meinte er. Da ich Das nicht wollte und wir uns überhaupt nicht vertrugen, sah

ich mich nach einem neuen Führer um und fand ihn in dem eigenurtigen und begabten, heute aber verschollenen Schriftsteller Emil Mario Vacano. Ich gab ihm eins meiner wilden Produkte zu lesen und er schrieb mir ganz entzückt über meine Mache. Das entfachte «meinen schon etwas gesunkenen Muth aufs Neue. Ich war überzeugt, daß es Vacano mühelos gelingen werde, diesen Roman an den Mann zu bringen, und daß ich dann über Nacht berühmt werden müsse. Ein Iugendtraum. Niemand wollte den Roman haben.
Alm Ende sah ich ein, daß Vacano selbst zu wenig gelte, um einem Anderen nützen zu können, und ich wendete mich unbefangen an Hans Hopfen und an Paul Heyse, den ich schon einmal mit einem Manuskript behelligt hatte. Heute staune ich über die Geduld und Freundlichkeit, die alle die Herren für mich gehabt haben. Sie lasen meine Sachen, sie schrieben mir eingehende Briefe, sie waren gütig gegen mich. Freilich: trotz aller meiner Verworrenheit und Unreife haben sie mein Talent erkannt und für mein ehrliches Ringen Sympathie und Teilnahme empfunden. Einerlei übrigens, was sie bestimmte. Ich werde Allen dankbar bleiben, so lange ich lebe.
Um diese Zeit schrieb ich unermüdlich, schrieb entsetzlich viel. Aber mein heißester Wunsch, eine meiner Lieblingarbeiten gedruckt zu sehen, wollte nicht inj iErfüllung gehen. Endlich hielt ich es nicht länger aus; ich beschloß, eins dieser Schmerzenskinder auf eigene Kosten herauszugeben.
Meine Geschwister waren gleich dabei und erklärten sich bereit, sich mit mir in die Kosten zu theilen. Der Roman wurde gedruckt und wir fanden einen wiener Verleger, der den Vertrieb meines Buches übernahm. Es war der selbe Roman, von dem Vacano so sehr entzückt gewesen war und den auch ich für meine beste Arbeit hielt. Schon mit siebenzehn Iahren hatte ich ihn in seiner ersten Fassung niedergeschrieben. Dann folgtenUmarbeitungen; nun schien er mir vollkommen. Es war ein dünner Band und die an Handlung arme, an Reflexionen und Gesprächen reiche Geschichte eher eine breit angelegte Erzählung als ein Roman; der Held, wie alle meine Helden, ein zerfahrener, zerfallener Mensch, der Alle, die ihn lieben, und sich selber unglücklich macht und durch Selbstmord endet. Der Titel deckte sich mit dem Namen dieses Helden und lautete „Egon Talmors".
Heute, wo dieses erste Buch für mich eine längst überwundene Sache ist, fällt es mir freilich leicht, über die Enttäuschung, die es mir bereitet hat, ruhig zu sprechen. Damals aber wars anders. Ich war felsenfest überzeugt gewesen, daß dieser Talmors einen kolossalen Erfolg haben mußte. Weil mir das Buch so ungeheuer wichtig war, erwartete und verlangte ich von der Menschheit das Selbe. Alle, die mich persönlich kannten, sollten und mußten den „Talmors" kaufen und Propaganda machen, von ihm begeistert sein. Das langsame und

spärliche Erscheinen der Kritiken empörte mich. Und mit keiner Kritik war ich ganz zufrieden. Heute scheint mir, daß sowohl die Kritiker wie alle Schriftsteller, denen ich den „Talmors" vorsetzte, nachsichtig und freundlich über ihn geurtheilt haben. Damals fand ich es nicht. Was hätte man sagen und schreiben müssen, um an Dus, was mir mein Erstling war, heranzureichen!
Der Erfolg blieb aus und der Pessimismus behielt wieder einmal Recht. Mein Verleger hatte mir prophezeit: „Etwa achtzig Exemplare dürften abgesetzt werden. Davon entfällt ein Theil auf die Leihbibliotheken und ein Theil auf Ihre Freunde, die das Buch, Ihnen zu Gefallen, kaufen werden. Der Rest aber wird liegen bleiben. Und so geschah es auch. Die Enttäuschung war bitter. Doch sie hat nicht lange gedauert. Ein paar Monate ist in meinem Tagebuch unaufhörlich vom „Talmors" die Rede. Dann aber reißt es plötzlich ab.
Und wenige Iahre später habe ich alle noch vorhandenen Exemplare vom Verleger abholen und habe meinen einst mit so viel Begeisterung geschriebenen, so heißgeliebten Talmors einstampfen lassen. Mir waren die Augen über ihn aufgegangen; ich habe mich seiner beinah geschämt und ihn kaltherzig aus der Welt geschafft.
Mit dem „Talmors" schloß meine wilde und schwüle Sturm- und Drangperiode ab. Sie war wie eine Krankheit der noch ungezügelten Phantasie gewesen und ich hatte sie endlich überwunden.
Mein erstes Buch war also gründlich abgefallen. Doch indirekt hat es mir Nutzen gebracht: es vermittelte meine Beziehungen zur damals neu gegründeten „Wiener Allgemeinen Zeitung", deren Redakteur fürs Feuilleton, der feinsinnige, vornehme und kluge Schriftsteller Rudolf Valdek, wegen des „Talmors" Interesse an mir und meinen Arbeiten nahm und mich einlud, Skizzen für den feuilletonisti-Men Theil seiner Zeitung zu schreiben. Bis dahin hatte ich nur für deutsche Blätter geschrieben; die wiener Zeitungen waren mir verschlossen geblieben. In Herrn Valdek fand ich einen warmen, ich kann fast sagen: väterlich gütigen Förderer meiner literarischen Bestrebungen und das Feuilletongebiet einer großen Tageszeitung that sich mir zum ersten Mal zu dauernder, regelmäßiger Beschäftigung auf. Zu wreinem Leidwesen schied Rudolf Valdek bald aus der Redaktion und sein Nachfolger wurde Max Kalbeck. Ich kam dem neuen Redakteur init Mißtrauen entgegen; er hielt nicht viel von meinen Skizzen. Das war mir bekannt und so fürchtete ich, daß meine mir so wichtige Verbindung mit der Wiener Allgemeinen Zeitung ein Ende nehmen würde. Doch diese Befürchtung erwies sich bald als gruiü>los. In Herrn Kalbeck erstand mir ein neuer Freund.
Ich hatte abermals einen Roman geschrieben, der anders geartet war als meine Wildlinge und für mich eine neue Aera einleitete: „Die Familie Hartenberg." Ihn übergab ich Herrn Kalbeck mit der Bitte, das Manuskript zu lesen und meine Arbeit, wenn sie ihm gefiel, für

feine Zeitung zu erwerben. Mit Bangen harrte ich der Entscheidung. Herr Kalbeck schrieb mir, daß mein Roman angenommen fei. Und wie er es mir schrieb! „Endlich Sieg!" heißt es im Tagebuch. „Es war Zeit." Ich habe in dieser Nacht, zum ersten Mal in meinem Leben, vor Freude nicht schlafen können.

Als die „Familie Hartenberg" als Büch herauskam, sandte Herr Kalbeck seinem Freund Paul Heyse ein Exemplar und erbat sich dessen Urtheil über den Roman. Heyse schrieb: »Ich habe das Buch mit dem tiefsten Antheil gelesen und der Eindruck ist so eindringlich gewesen, daß ich die Wirkung weniger Bücher aus letzter Zeit damit vergleichen kann. Ein so entschiedener Wahrheitdrang, den Problemen des wunderlichen Menschenlebens gegenüber, eine so schlichte und doch nicht cynische Rücksichtlosigkeit des Ausdruckes, so viel gereifte und sichere Kraft der Darstellung: mir ist nie ein dichtendes Frauenzimmer begegnet, das diese männlichen Gaben in so hohem Grade besessen hätte, vhne aus den Schranken ihres Geschlechtes herauszutreten. Es weht freilich eine herbe Luft in diesem Buch und die Zärtlinge werden sich dadurch unsanft berührt fühlen. Mir aber, der ich zu den Idealisten alten Schlages gehöre, ist diese Erscheinung dennoch höchst anziehend gewesen. Der Ueberschuß persönlicher Kraft und künstlerischer Energie, der all diese peinlichen und unerquicklichen Szenen überwiegt, hebt den Roman für mein Gefühl hoch aus der Masse der landläufigen pessimistischen und naturalistischen Produktionen heraus, die sich smitderphotographischen Schilderung der menschlichen Armsäligkeit befassen." Unnöthig, zu sagen, wie stolz und glücklich mich dieses Urtheil gemacht hat.

Nach der „Familie Hartenberg" schrieb ich den Roman: „Die Unzufriedenen", die jener in Art und Handlung verwandt sind. Doch sie kamen erst nach dem später geschriebenen „Geistlichen Tod" heraus. Auch dieser Roman ist ein Iugendwerk. Aber ich halte dafür, daß mit dem „Geistlichen Tod" mein Werdegang beendet war.

Welche Wandlungen ich später noch durchgemacht habe, welche Probleme mich beschäftigten und welchen Fragen ich die Antwort gesucht habe, ist Iedem bekannt, der meine Bücher kennt. Als ich vor einigen Iahren für den „Arbeiter-Bildungverein" eine Vorlesung gehalten hatte, zeigte mir der Obmann des Vereines den letzten Ausweis über die aus der Vereinsbibliothek entliehenen Bücher. Ich ersah daraus, daß meine Bücher zu den am Meisten entliehenen gehört hatten. Und der Obmann fügte noch hinzu: „Das von allen unseren Büchern am Meisten begehrte, ist ‚Der geistliche Tod'." Da war mir, als wenn ich mir sagen dürfte, daß ich doch nicht ganz umsonst gelebt habe,

Wien. EmilMarriot.
(Emilie Mataja.)

Großstadtanstand.
trafgesetz und Polizeiverordnungen erzwingen ein Minimum von Rücksichtnahme und von Beschränkungen, die sich das Individuum im Interesse der Allgemeinheit auferlegen muß. Eine Vorschrift solcher Art entsteht dadurch, daß ein bestimmtes Verhalten in gewissen Kreisen guter Ton wird, als selbstverständlich gilt, in andere Kreise dringt und sich, schließlich zu allgemein giltigem staatlichen Gebot verdichtet.

Nun sind innerhalb der letzten vierzig Iahre die Großstädte ungeheuer rasch gewachsen und wachsen so weit«; die Bevölkerung häuft sich an einzelnen Punkten immer mehr. Dieses Wachsthum ist zu unerwartet, zu stürmisch über uns gekommen, als daß man sich in so kurzer Zeit einzuleben, auf dem neuen Boden einzurichten vermocht hätte. Und es zeigt sich, daß manche von den zum Schutz gewisser Interessen der Großstadtbevölkerung schon vorhandenen Bestimmungen von den Behörden oft nicht entschieden genug angewandt werden. Einige werthvolle Güter der Großstadtbevölkerung erheischen sogar eine Rücksichtnahme, die über das gesetzlich verbürgte Minimum weit hinausgeht. Die Entwickelung fordert, daß die „besseren Kreise" (Jedem steht heute frei, sich zu ihnen zu zählen) vorangehen, die Führer stellen, um ein erhöhtes Minimum von Großstadtanstand zu schaffen.

Zunächst handelt sichs um die Ruhe, fast die einzige naturgemäße Erholung des Großstadtmenschen, also um dessen Gesundheit und damit um eine wichtige nationale Angelegenheit. An der dem Menschen gewährten Lebenskraft zehren vielerlei großstädtische Erscheinungen; wenn man sich auch gewöhnen kann, nicht (zum Beispiel) jeden Lärm bewußt in sich aufzunehmen, so wird doch auch hierdurch Nervenkraft verbraucht. Mancher Lärm gehört zum Essentiale der Großstadt und ist in gewissem Umfang unvermeidlich. Viel aber kann zur Milderung geschehen. Kein Kundiger ist im Zweifel darüber, daß die Industrie heute ein gepreßtes Papier herzustellen vermag, das ungefähr die gleiche Widerstandskraft wie Eisen besitzt. Da, erfreulicher Weise, heute bei den schweren Lastwagen die Verwendung der Pferde ziemlich vollständig ausgeschaltet ist, arbeiten jetzt die Lastautomobile, die in dem üblichen schnellen Tempo durch die Straßen fahren, schonunglos und ohne Rücksicht auf den armen Großstadtnerven herum. Wie wäre es, wenn die Unternehmer, die solche Automobile verwenden, ihre Räder, statt mit Eisen, mit einer Schicht gepreßten Papieres umgäben, zum lehrreichen Exempel für Straßenbahnen und Autoomnibus? Straßenbahnschienen, überhaupt Fahrwege passire man so schnell wie möglich und auf dem kürzesten Weg, um den Straßenbahnführern und Chauffeuren nicht Grund zu unnöthigem Klingeln und Tuten zu geben. Glückliche Hundebesitzer könnten durch eine etwas sorgsamere Erziehung ihrer Lieblinge mancherlei Wohlthat stiften. Gemüth und Nerven stärkt es nicht, wenn man ein schnell dahinfahrendes Lastauto-

mobil von einer Anzahl laut kläffender Thiers umtobt sieht. Auch in ruhiger gelegenen Stadttheilen muß es guter Ton werden, durch Verhinderung unnöthigen Hundegebells namentlich nachts seine Mitmenschen nach Möglichkeit zu schonen. Großstädter, besonders solche, die das Glück haben, in einer Etage zu wohnen, müssen sich bemühen, im Interesse der Ruhe der Nachbarn die Thören leise zu öffnen und zu schließen und (bei der Hellhörigkeit vieler modernen Häuser) auch sonst nach Möglichkeit jeden Lärm zu vermeiden.

Fröhlicher Stimmung durch weithin vernehmbares Sprechen, vielleicht gar durch Pfeifen oder Singen, nachts auf der Straße lauten Ausdruck zu geben, gilt heute leider noch in einem Maß für Zentle' WäiillKe, wie es das Ruhebedürfniß der müden Großstadtbewohner nicht zuläßt. Da wichtige Interessen in Frage stehen, erscheint es auch fraglich, ob die unteren Polizeiorgane sich nächtlichen Aeußerungen der studentischen Burschenherrlichkeit gegenüber in der gewohnten Weise „noch nicht einmal ignorirend" verhalten dürfen.

Mehr als bisher muß es ferner in Zukunft sKooKinA sein, Papier und andere Abfälle auf die Straße zu werfen. Man denkt sich heute nicht viel dabei, wenn man nach beendeter Straßenbahnfahrt Ä>ie Fahrkarte auf die Straße gleiten und den Wind hamit sein Spiel treiben läßt. Obwohl viel darüber geschrieben worden ist, daß der Mensch in seiner Gemüthsverfassung und in seinen Handlungen und Leistungen von unzähligen Eindrücken beeinflußt wird, überlegt man sich nicht, daß es für keinen Menschen, am Wenigsten für einen feinfühligen, gleichgiltig ist, vb er auf Schritt und Tritt weggeworfene Billets, Reklamezettel, Zeitungüberreste, wohl gar Apfelsinenschalen und andere Abfälle sieht oder ob sich dem Auge ein durch solchen Unrath nicht verunziertes Straßenbild bietet. Das Publikum kann viel dafür thun, sich ein saubereres Stvaßenbild und damit einen sich immer wiederholenden erfreulichen Eindruck mehr zu verschaffen. Voraussetzung ist allerdings, daß die Gemeinden mehr als bisher; wenn möglich an jeder Straßenecke, Abfallkörbe aufstellen (und zwar etwas hübschere als die bisher in manchen Städten üblichen).

Vielleicht muß in naher Zukunft an eine größere Beschränkung des Haltens von Hunden, die nicht selten mitten auf dem Bürgersteig ihre Spuren hinterlassen, aus ästhetischen und auch hygienischen Gründen gedacht werden.

Die schlechte Luft vieler Großstädte, besonders Hamburgs, die diese Stadt zu einem wahren Dorado der Halsspezialisten macht, kommt nicht nur von dem feuchten Klima her (sonst müßten ja auch die Seebadeorte solche üble Luft haben), sondern entsteht durch die Verbindung dieser Feuchtigkeit mit dem in gewaltigen Mengen produzirten Rauch. Nun war im vorigen Winter in London eine Ausstellung für Rauchverbrennung. In weiser Verkennung der ungeheuren Wichtigkeit solcher Verbrennung für die Volksgesundheit haben die deutschen Tageszeitungen diese Ausstellung so ziemlich totgeschwiegen. Dort ist gezeigt

worden, wie erfreulich weit die Rauchverbrennung»Industrie es ge» bracht hat und mit wie bescheidenen Mitteln schon heute eine fast vollständige Rauchvertilgung möglich ist. Hier ist ein lohnendes Ge« biet für Großunternehmer, besonders für Rhedereien, die damit nicht nur selbst dazu beitragen würden, die Stadt rauchlos und dadurch gefünder zu machen, sondern zugleich die Dampfeisenbahnverwaltun» gen zwingen würden, dem guten Beispiel nachzuahmen.

Nicht Qual: eine Lust muß es werden, in der Großstadt zu leben.

Hamburg. Walter Zahn.

kühler Nachtwind durchstrich den Garten. Aber sein Verblau« □dern wahrgenommener Festvorfreuden, die er, über Dächer und Kuppeln der nahen Stadt hinwegziehend, angetroffen, kam dem Tiefge- beugten, Weltentwendeten, der, das Haupt stützend, auf einem Steine saß, nicht zu Gehör. Dieser Mann hatte nicht Theil an Außendingen; allzu krank war seine Seele von zu vielem Mißverständniß und zu vieler Enttäuschung. In dieser abrechnenden Stunde suchte er sich klar zu werden, ob und wie weit er Antheil an der greifbaren Welt über- haupt gehabt oder ob sein Reich eins anderer Sphären gewesen. Aber gerade hierin, dünkte ihn, war er von Allen miß? und unverstanden geblieben, wie von seinen Eltern, denen er als Zwölfjähriger entlief, weil ihn aus Handwerkerenge das Haus des Geistes rief. Geistessohn war er und also verpflichtet diesem Vater. Aber diese Verpflichtung beeinträchtigte das Einfach«Menschliche, verkürzte Das, was man Er« denglück nennt und Diesem und Ienem vielleicht auch der Inbegriff allen Glückes ist. Er aber, verpflichtet und gerufen, mußte dem biederen Water und der schönen, gütigen Mutter das Leid der Trennung an» thun. Nicht eigener Wille war da entscheidungmächtig gewesen; Ver» anlagung und Bestimmung, rückhaltlos fordernde Mächte sonderten ihn von Eltern und Elternhaus.

Nur von Vater und Mutter. So hatte er einst geglaubt. Aber er war belehrt worden, daß er mit Keinem in Gemeinschaft stand. Welche Spur er auch immer eingeschlagen, seiner Art Verwandte blieben ihm unentdeckt. Der rufenden Sehnsucht war nicht Antwort gekommen; darob diese warme Sehnsucht gefröstelt in eisiger Einsamkeit. Auch nicht mit einem einzigen Menschen war eine Verständigung erfolgt, kein Ohr schien seinem verwandt zu sein.

Und Iene, die draußen seiner harrten? Seine Freunde und Schü- ler, die ihm gefolgt waren? Gefolgt, warum? Aus Müßiggang, aus Neugierde, auch aus Sympathie. Ohne Zweifel: unter ihnen waren

Lcce domo.

gute Menschen, aber sie ermangelten der weiten, weiten Seele. Der von Liebe und Güte weiten Seele. Eine Seele, die eine Feder ist in der Schwinge der Weltseele und darum das größte wie das geringste Leid des Weltkörpers mitfühlen muß; die, dem Weltganzen verbunden, dem Mitleiden und Mitschmerzen unabweisbar verpflichtet ist. Und darum will und verlangt, daß für alle Zeit jeder Schmjerz- und Leidzustand aufhöre und nur Liebe, entselbstende, zu Güte werdende Liebe wirke und schaffe. Diese Liebe aber kannten auch Iene nicht, die nun seit Iahr und Tag seiner Ferse folgten. Deren Liebe ward entzündet am Herdedes Egoismus. In ihnen waren dieThierinstinkte einer Auge-um-Auge», Zahn-um» Zahn-Religion mit dem Drang nach Rache und Wiedervergeltung der Duldung und der Nachsicht zuwider. So bei Denen, die ihm folgten, weil sie die Besseren waren. Wie viel mehr bei Ienen, die seiner spotteten und den Kopf schüttelten!

War denn, war Das, was ihn bewegte, unerfüllbar? Widersprach das Vorgestellte dem naturgemäß Gegebenen? Hinderten ewige Gesetze die Ausführbarkeit seiner Idee? War Egoismus der Humus alles Seins? Und also sollte er geirrt haben? Das durfte nicht wahr sein; und war doch wahr. Er, der starke Nachfühler und Miterleider des ganzen unendlichen Weltjammers, wußte zwar, daß Anderes nlooththat als Selbstsucht, wußte, daß nur Liebe, Liebe und nichts als Liebe, entselbstende, zu Güte werdende Liebe vom! Leid der Welt erlösen öonnte. Wie war er voll füßer Ahnung gewesen, daß ein solches Reich voll Liebe zu schaffen sei! In der Tiefe feiner Brust hatte er solche Welt vorgefühlt und gelebt. Aber was er erfahren, da er sprechend und verkündend für die Erbauung dieses Reiches gewirkt, Das hatte ihm nicht nur den Glauben an das Reifsein der Menschen dazu, sondern auch den Glauben an die Erfüllungmöglichkeit Dessen gegeben, was ihm allein im Herzen brannte.

Er sah es deutlich: ein vergeblich Thun war sein Wirken bis dahin. Wie dieses Erkenntniß schmerzte! Und doch: noch Schmerzhafteres würde kommen. Drüben in der Stadt brachte man seiner Liebe Haß entgegen; die Priester der Auge-um-Auge-, Zahn-um-Zahw-Religion bereiteten ihm Untergang und Verderben. Denn seine Lehre, die Menschen freundliche und Menschen beglückende, war der Religion und dem Staat feindlich. Morgen, vielleicht in dieser Nacht noch stand zu erwarten, daß ihm ein Prozeß wegen Staatsgefährdung und falschen Prophetenthums Quittung gebe für seine drei Wirkensjahre. Und es war gut so; denn er fühlte sich des Kampfes müde. War seine Idee das Nichts eines Irrthums, so mochte auch sein Leben zu einem Nichts werden. Einst, in der Wüste, da er an der Menschlichkeit tief gelitten, hatte ihn die Hoffnung auf Menschheiterlösung selbst erlöst; nun, nun er sich geirrt hatte, wollte er zurückkehren in die Wüste, doch in eine iWüste ohne Möglichkeit zur Umkehr, in die des Todes. . .

Und dennoch sank der leiddurchbebte Mann zur Erde, und schluchzte um das verlorene Ideal, Obgleich sein Herz blutete aus Er-

kenntniß, eine unfruchtbare, unerfüllbare Sehnsucht in sich getragen zu haben, obgleich ihn diese Erkenntniß den Tod lieben gelernt, durchzuckte ihn doch einen Augenblick lang der Wunsch, Alles möge sich zum Besseren wenden, auf daß der Kelch tiefsten Leides zum Kelch tiefster Freude werde. Doch da er sich wieder aufrichtete und zurückkehrte zu den Freunden und Schülern und sie schlafend fand, da wußte er sich zu einsam, als daß ein guter Ausgang möglich sei. Nichk eine Stunde konnten Die, die ihn zu lieben vorgaben, mit ihm wachen! Sie ver» mochten zu schlafen, da er seine größte Stunde durchlitt. Sie vermochten zu schlafen, obgleich sie so genau wußten wie er selbst, was bevorstand. Eine Bitterkeit saß ihm am Herzen und sie wäre in die Kehle gestiegen, wenn nicht Fackeln den dunklen Garten plötzlich durchleuchtet hätten. Und wenn er auch die Augen schloß, wußte er doch, daß der verrätherischie Kuß, den ein Mund auf seine Wange brannte, von einem Menschen gegeben ward, mit dem er noch am Abend zuvor das Mahl eingenommen hatte. Auch Einer von Denen, die vorgaben, ihn zu verstehen und zu lieben. Als er die Augenlider wieder hob, sah er sich allein in Gesellschaft des Verräthers und der Gegner: die Freunde und Schüler waren geflohen, obgleich der Schwur des Einen, des Sijmon Petrus, sein Leben für ihn zu lassen, noch nicht erkaltet war. Ereignisse und Erfahrung traurigster Art umstellten ihn in schneller Folge; immer besser überwand er das Leben; immer inniger wünschte er die schmerzende Flamme in seiner Brust ausgelöscht. Diese Lebensverneinung verstärkte sich beim Verhör vor dem Hohepriester. So viel Menschengemeinheit und Verruchtheit konnte er nicht ertragen. Da gab er sich selbst durch eine Gotteslästerung den Rest, genau wissend, daß er nun dem Tod verfallen sei.

Stunden danach stand er vor dem Statthalter. Der besah sich die Anklage und besah sich den Verklagten. Und weil das Leben ihn spöttisch gemacht, fragte er: „Bist Du der König der Iuden?" Als Antwort kam das selbstverspottende Wort: „Du sagst es." Nun wußte der Statthalter, welch ein Mensch vor ihm stand, und er demüthigte sich vor diesem Menschen, indem er seinen Spott damit entschuldigte, als Nichtjude von diesem Volk nichts zu wissen; als Römer nehme er an Kaisers Stelle die Klage des Iudenvvlkes und der Iudenpriester entgegen. Und weil die Iuden den Verklagten weiter lästerten, Dieser aber schwieg, sprach der vornehme und stolze Römer gütig auf ihn ein. „Antwortest Du nichts? Siehe, wie hart sie Dich verklagen." Doch der Angeklagte schüttelte nur schmerzlich lächelnd das Haupt, bedeutend, daß Dies ihm nichts anthue, nnd mit leiser Stimme ergänzte er das Gedachte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Und der Statthalter, verstehend: „So bist Du doch ein König?" Da brach ein Leuchten durch den leidgesenkten Blick. Verstand Iener ihn? Tief hinein tauchten seine Augen in den kalten Blick des Römers, der erlebt hatte, wie Lavogluth, so heiß sie auch immer sei, sich verhärten, versteinen kann. „Du sagst es", antwortete er; „ich bin ein König. Ich bin dazu ge-

boren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll; wer aus der Wahrheit ist, Der hört meine Stimme."
Welch ein Einsamkeitschmerz, dachte der Statthalter, muß in ihm sein, wenn er sich selbst als König seiner vorgestellten Ideenwelt fühlt. Und er glaubt an die unbedingte Wahrheit seiner Ideen! Armer, thörichte? Mensch! Ist doch die Zahl der Wahrheiten so groß wie die Zahl denkender Köpfe. Wie gut, daß es deren so wenige giebt; sonst wäre das Weltgezänk um Wahrheit noch ärger. Will doch Keiner Wahrheit neben Wahrheit bestehen lassen; glaubt doch Ieder, die allein richtige Wahrheit erkannt zu haben, und ist bemüht, sie den Anderen als die alleinseligmachende aufzudrängen. Welch ein Irrthum! Welch ein Mensch, der seine ganze Gläubigkeit an eine Wahrheit gehängt hat und nun an ihr verblutet. Welch ein Mensch! Und Alles um einer Wahrheit willen I Ihr Götter! Und er, dem das Leben Erfahrung genug gebracht, alle Wahrheften für nichtig zu nehmen, streckte dem wunderlichen Märtyrer einer Wahrheit die Hände hin und sprach das skeptische, mitleidsvolle, aufwühlende Wort: „Was ist Wahrheit?"
Da senkte der Verklagte traurig das Haupt. Auch dieser Römer mißverstand ihn, auch er war aus einer anderen Welt.
Nach einen Blick der Güte auf den Angeklagten: und der Statthalter wandte sich zu dem Iudenvolk und dessen Priestern und urtheilte, an diesem Menschen finde er keine Schuld.
Ob aber nun der Statthalter Schuld an diesem revolutionären Galiläer fand oder nicht; was lag daran? Den Priestern aller Religionen hat noch immer ein Eselshaar gedient, einen Lästigen zu Fall zu bringen. Und da sollte eine Gotteslästerung nicht genügen? Obgleich Pilatus sicher war, daß der Angeklagte nicht behaupte, der vom Volk der Iuden ersehnte Erlöser zu sein, gab er dennoch der gegen ihn anwüthenden Bedrängniß nach, als Skeptiker erwägend, daß der Tod besser sei als das Leben, zumal für einen Menschen wie Diesen, der so maßlos schwer am Dasein zu leiden schien. Dies bedenkend, überantwortet er ihn dem Pöbel und dessen Priestern, ohne sonderlich erfreut zu sein, in diesem doppelten Gauklerspiel um Irrthum und Wahrheit, Staats- und Religionpolitik den Ausschlag geben zu müssen. Den! Willen mußte er diesen Hebräern schon thun, aber er wollte sie dafür auch mit Spott einlaugen. So ließ er denn über dem Haupt des dem Kreuz Verfallenen ein Schild anbringen, darauf in gekürzter Schrift zu lesen stpnd, hier hänge der König der Iuden. Als aber die Hohepriester dann verlangten, er möge die eine Thatsache meldende Aufschrift dahin abändern, daß der Verurtheilte behauptet habe, König der Iuden zu, sein, antwortete ihnen der Statthalter voll Hohn, was er geschrieben habe, bleibe geschrieben.
Wie der also Gerichtete hinausgeführt wurde, um vom Leben zum Wode gebracht zu werden, und dem Zuge begegnende Frauen das schwarze Schicksal eines so jungen Menschen beweinten, da bat Dieser, seinetwegen nicht zu klagen, sondern über sich und ihre Kinder. Es

werde geschehen, sprach er, daß man die unfruchtbaren Leiber und die nie gesogenen Brüste segne. Warum? Das verschwieg er. Wußte er doch, daß sie die schaurige Melodie des tragischen Welturmotivs nicht hörten und also nicht zu Ende gespielt wünschten, durch die Aufhebung des ersten und größten Weltgefetzes: Fruchtbarkeit. Einmal aber würden vielleicht doch Alle so wie er von der Lebenserbärmlichkeit über» zeugt werden und der Wunsch nach Fortzeugung sie dann unmöglich, ja, eine Grausamkeit, dünken. Der griechische Denker sprach wahr.' besser, nicht geboren zu sein.

Auf Dies bekam er Antwort, da er mit brennenden Wunden zwischen Himmel und Erde hing und der neben ihm hochgerichtete Leidgenosse ihn, den König der Iuden, den Sohn des Gottes, um Hilfe bat. Er wandte sich zu Dem, dem das erbärmlichst gelebte Leben selbst werth schien, über den Tod hinaus noch fortgesetzt zu werden, und versprach ihm, er werde noch heute mit ihm im Paradiese sein. Im Paradiese der Vergessenheit, der Leidlosigkeit, des endlichen Ausruhens, im Paradies des Todes. Sie wollen leben, leben um jeden Preis, grübelte er trotz der Leibesmarter, selbst mit vernichtetem Leib und vernichteter Seele wollen sie noch über den Tod hinausleben. Begriffen sie denn die Süßigkeit völligen Ausgelöschtseins nicht?

Er unterschied nicht mehr, was ärger schmerzte: der Untergang seiner Ideale, die Eisen in seinen Händen und Füßen oder die zu ihm hinaufgeschrienen Lästerungen. Ein Schluchzen, ein die Brust durchwühlendes Schluchzen weckte ihn. Er neigte das von Dornen gekrönte Haupt und gewahrte eine am Kreuzesstamm zusammengebrochene Frau. Am blonden Haar und an der sanftgeschweiften Nackenlinie erkannte er seine Mutter. Mit ihr traten die nazarenischen Kinderjahre und erfahrene Güte und Liebe in seine Vorstellung. Und nun mußte er der Bringerin und Schenkerin des Einzigen und Höchsten, was er genossen, dieses Leid anthun! Eine Leere trat in seine Brust und er schrie, schrie dem Gott, zu dessen Sohn man ihn gemacht, ins Angesicht hinein, warum er ihn so verlassen, im Menschlichen so tief gedemüthigt habe. Er schrie, daß den Umstehenden grauste. Dann verstummte er. Sein Haupt fiel seitwärts.

Man glaubte ihn gestorben, nahm ihn herab und legte ihn ins Grab. Doch er erwachte aus der totenähnlichen Ohnmacht, wand sich aus den Leichentüchern und schritt an den vor Entsetzen starr werdenden Wächtern aus der Grabkammer hinaus. Er ging und glaubte, seines Leibes eigenes Gespenst zu sein. So abgestorben war sein Herz. Einige seiner Schüler begegneten ihm. Sie erkannten ihn nicht. Nicht einmal Dies schmerzte mehr. Er ging, ging immer. Er ging aus der Welt grausamer Menschen hinein in die Wüste, hinein in die Einsamkeit, hinein in den Tod bei lebendigem Leibe.

Wann und wo die Spur seiner Erdentage aufhörte, weiß Niemand.

Bonn. Willi Dünwald.

Selbstanzeigen.
Lyrische Anthologie. Verlag der Wochenschrift Die Aktion in Wilmersdorf.
Feierabend,
In blassem Tintenblau
schwimmt käsegelb und groß
die Mondscheibe.
Das Wasser hat die Fischerkähne
ans Land gespien
und ruht nun
silbern selbstzufrieden aus.
Der Wind hat aufgehört, zu husten.
Häuser und Kirchthurm,
Bäume und Menschen
kleben am löschpapierenen Himmel
als schwarze, scherengeschnittene
Silhouetten,
Hinter dem Vorhang leitet ein Gott
Die Drähte des leblosen Schattenspiels
müde und schläfrig.
In blassem Tintenblau
schwimmt käsegelb und groß
die Mondscheibe.
OskarKanehl,
k^orsdäncinA Oirl.
In dieser Bar soll mich die Nacht begrüßen!
Ein Rag-Time wird mich durch das Leben werfen;
Ich möchte schlanke Mädchenbeine küssen.
Im Fieber zittern aufgepeitschte Nerven.
In Deine Arme wird mein Denken sinken
Mein Mund spricht lallend breit: I lovs Riss!
Ich seh Dich saugend Deinen Cocktail trinken
äsrlinA, littls äsar, Aivs ms g, Kiss!
Du bist ein Leuchten in empörter Stunde.
Der rothe Blutstrahl einer süßen Wunde.
Du bist die Nacht, die mich in sich verwebt,
Du bist der Tag, der mich zum Himmel hebt!
Heinrich Nowak.
Mordhymne.
Heut ist der Tag dumpf und düster.
Der Bahnhof starrt wie ein bleigrauer Hund,
der schrillumpfiffne, zu den Wolken empor.
Die Droschkenkutscher brüten auf den Böcken,

Etwas singt Häuser, Autos, Tramways,
sein sonderbares Lied immer weiter,
man schiebt sich vorwärts bang und rauschend;
ich soff und sehne mich nach Weiberfleisch,
mein Lachen wird frecher von Tag zu Tag.
Ich weiß nicht, was ich morgen bin,
ich weine nie und schaue nicht rückwärts,
ich durchwandle mein Leben die Straße,
mein Kopf ist kühl und verkatert;
und manchmal knattert ein Automobil.

i Ioseph Treß,

ZViecker Bote, die neue akademische Monatsschrift. Herausgeber und Schriftleiter Dr. Oskar Kanehl.

Die die Bücher aus der Hand gelegt haben, um mit ihren Wissenswaffen nun dem Leben zu begegnen, haben sie immer vermißt; und Die noch darinstehen in den vielfrohen und verantwortungreich ernsten Lehrjahren, sind befriedigt, daß sie nun da ist: die unabhängige Äkademische Zeitschrift. Unerprobte Kräfte junger Menschen, die von der Schule kommen, werden auf den Universitäten von festgelegten Gruppen empfangen und angerufen: Kommt zu uns! Bei uns ist ,Euer einzig würdiger Aufenthalt. Corps, Burschenschaft, Landsmannschaft, Freistudenten, Turnbünde und die ungezählten wissenschaftlichen und Sportverbände. Der sogenannte freie Entschluß, mit dem sich die elften Semester einer dieser Gruppen anschlichen, ist nur allzu oft ein Mit zweifelhaften Mitteln erreichter Zwangsentschluß. Womit sie sich für immer einer mehr oder weniger streng diktirten und beaufsichtigten Erziehungrichtung verschrieben haben, deren weitest greifende Folgen in keinem Fall einem jungen Menschen klar sein können. Und fast alle diese studentischen Sondergruppen haben ihr Vereinsblättchen, das oft, tüchtig geleitet, den vollen Ausdruck seiner Herausgeber darstellt. Dem gegenüber verlangt der „Wiecker Bote" eine Zeitschrift der Programmlosigkeit. Im „Wiecker Boten" soll der gesammten Iugend, ausdrücklich der in zahllose Zweckverbandgruppen zersplitterten akademischen Iugend eine Zeitschrift offen stehen, in der ihre Kräfte Hich prüfen sollen, Grs Temperamente aneinandergehen, ihre Köpfe sich messen. Diese . Zeitschrift ist nicht gegen die Korporationen, nicht gegen das Duell, jnicht gegen den Alkohol, auch nicht für die Körperkultur, nicht für die Keuschheit oder für Milch oder Selterserwasser. Hier sind keine Völkischen und keine Kosmopoliten. Sondern jenseits von solchen Tugenden und Lastern, die den Antrieb zu irgendwelcher abgeschlossenen Gruppenbildung gegeben haben, ist ein gemeinsamer Platz abgesteckt, aus den alle diese Lager ihre Vorkämpfer schicken sollen und im Kampf ihre Giltigkeit erweisen. Auf daß sich uns kein Rost ansetze. Auf daß wir uns nicht durch vorsätzliche Inzucht verleben. Dennoch ist der «Wiecker Bote" nicht etwa allein eine akademische Zeitschrift. Keinen

Rost ansetzen! Sich nicht durch vorsätzliche Inzucht verleben! Der Ruf geht an alle Iugend. An die künstlerische, an die politische. Das ist die größte Gefahr: sich jugendlich irgendwelcher programmatischen Gruppe verschenken. Im bluternften, harten Kampf wollen wir mit uns selber einig und mit einander Freunde werden. Hier ist Ieder Künder, Ieder ist Streiter, Ieder sein eigener Richter. Unser jugendliche Geisterkrieg soll auf die gegenwärtige Vätergeneration wohlthuende Rückwirkung und eine starke Zukunft verbürgen. Wir sind für Etwas, auch wenn wir gegen Etwas sind. Wir sind gesund und deshalb gegen alles Ungesunde; wir sind klar, darum gegen alle Unklarheit; wir sind wahrhaftig und gegen alle Lüge. Wo wir leiten, leiten wir zur Gesundheit; wo wir streiten, streiten wir für die Klarheit,1 wo wir werben, werben wir für die Wahrheit. Wir verdammen bibliophile Eitelkeit, wo sie verwöhnt und verweichlicht. Wir verachten geistreichen Schmuck, wo er sinnlos ist. Wir sagen Fehde an allem Aesthetenthum, weil es sich billig aus zweiter Hand Weisheit und Schönheit eignet, sich damit behängt und vor dem Spiegel sich selber schön und weise vorkommt. Wie jener Mann im Irrenhaus, der seine Brust mit papiernen Sternen belädt und den Kopf im Imperatorenwahn nackenwärts wirft. Wir reden die Sprache, die uns die Sache diktirt. Sie ist scharf und beißend, wo es gilt, Eisen vom Rost zu befreien; sie ist hart und ungeschlacht, wo wir entrüstet sind; sie ist durch stählerne Logik gebunden, wo eine Fraglosigkeit erwiesen werden soll; sie ist Zungenreden, wo in uns ein Evangelium ist. Unsere Weisheit will fraglose Klarheit, unsere Schönheit ehrliche Nacktheit. Und die Programmlosigkeit ist die, daß der „Wiecker Bote" gegen Alles, was in ihm als Wahrheit sich stellt, selbst heroldisch zum Kampf ruft; daß wir alle Gegner dieser unserer Wahrheiten einladen und aufrufen, gegen uns in die Schranken zu reiten und uns tot zu schlagen. Wenn ihre Waffen die besseren sind. Freistudenten, Corpsstudenten, Burschenschafter, Landsmannschafter;Philosophen und Philosophenschüler; Poeten, Musikanten, bildende Künstler, Kunstkritiker und Gesellschaftkritiker! Jugend! Iugend! Hier hebt Eure Stimme, hier werft Eure Gründe auf und Gegengründe, tragt Eure Fackeln, daß wir Wirrsale zertheilen, Dünste entgiften, Nächte entdunkeln, Tage Hellen. Die Zeitschrift heißt „Wiecker Bote", einfach und ehrlich nach dem Fischerdorf, von dem aus der Herausgeber sein Blntt in die Welt schickt; im Gegensatz zu den griechisch römischen Titeln anderer „mo» derner" Zeitschriften. Und ihr äußeres Erscheinen ist von der selben schlichten Ehrlichkeit: gelbe Hefte mit schwarzem Aufdruck deutscher Lettern. Der „Wiecker Bote" schafft einer lange erkannten Entbehrung Abhilfe. Es bedarf der Betheiligung der gesammten Akademikerschaft, um die von den besten Autoritäten begrüßten Anläufe zur letzten Erfüllung zu steigern. Sie hätte die Bedeutung einer neuen akademischen Freiheit.

Wieck. Dr. Oskar Kanehl.

Verlorenes Geld.
^W^er Berichterstatter in der Budgetkommission des französischen Senats hat ein schlimmes Wort ausgesprochen: Staatsbankerot. Senatoren sind Männer von gereifter Weltanschauung, die jedes Wort wögen, bevor sie es dem Gehege der Zähne entschlüpfen lassen. Und doppelt groß, wird die Vorsicht sein, wenn es sich um ein Wort handelt, das mit Explosivstoff gefüllt ist. Zehn Iahre ists gerade her, seit man dem Zarenreich den Bankerot weissagte. Damals hatte der Krieg gegen Iapan die Staatsfinanzen zerrüttet. Natürlich ?am der Bankerot nicht. Nur die Petersburger Börse hat das europäische Kapital geärgert. Die Staatspapiere ängstigen nicht mehr; sie sind von derAktie abgelöst worden, die, via Petersburg und Paris, Schrecken ins Gebein aller wohlgesinnten Spekulanten trug. Das russische „Rothe Kreuz", von dem ich hier schon sprach, wurde wieder sichtbar. Der neue Finanzminister, Peter Bark, berief die Petersburger und moskauer Großfinanz zu einer Konferenz, in der ein Garantiefonds von 100 MillionenRubel zum Ankauf von Werthpapieren geschaffen wurde. Der Zar ließ sich über den Börsenkrach berichten. Die Börse verschlingt vielleicht größere Kapitalien, als durch eine Entwerthung der Renten gefährdet würden; und die Chance, daß das verlorene Geld wiedergewonnen wird, ist kleiner als bei der Staatsobligation. Aber die Börse ist am Ende nicht ernst zu nehmen (so nrtheilt die Offentliche Meinung), und was ihr geschieht, braucht das Staatswohl nicht zu berühren. Ernste Bankleiter fürchten aber, daß die Börsenkrisis zu einer allgemeinen Erkrankung des Geschäftes führen werde. Das haben sie dem Präsidenten der Staatsbank, unter dessen Leitung sie beriethsn, mit dürren Worten erklärt. Die Iuden sollen aus dem russischen Aktienbezirk verbannt werden. Kein Hebräer darf, nach dem Beschluß des Ministeriums Goremykin, Direktor, Aufsichtrath oder Großaktionär einer Gesellschaft sein. Die Bankmänner und Industriellen wollen bis an den Zaren gehen, um einen Machtspruch gegen dieses Gesetz, zu erbitten. Der Finanzminister hatte sich imit aller Deutlichkeit gegen ein Gerücht gewendet, das ihn in Verbindung mit einer geplanten „Kreditreform" gegen die Iuden brachte. Sein Dementi beruhigte; es schien die Gewißheit zu verstärken, daß Bark ein moderner Mensch sei, der nicht ohne Erfolg mit heißem Bemühen mitteleuropäischen, besonders deutschen Geschäftsgeist studirt habe. Am Ende aber kam die Enttäuschung, die zugleich ein theures Vergnügen war. Denn sie wurde an der Börse finanzirt und bezahlt; und wer nicht zahlen konnte, Der mußte sich als schlechten Schuldner notiren lassen. Frankreich hat einen Theil der Kosten getragen. Und bslls
draves, der Geldschrank Europas, das Paradies der Rentner, wird mit dem Staatsbankerot bedroht, während Rußland, der Hauptschuldner der Alten Welt, nicht einmal mit der Erinnerung an vergangene Tage und verstaubte Prophezeiungen geärgert wird. Man kann sich vorstellen,

was dieser Dekorationwechsel der Drangs nstion bedeutet und wie tief sich die lauten Verkünder seiner Finanzkraft beleidigt fühlen Müssen. Eben noch wurde der Triumph über den glücklichen Abschluß des Türkengeschäfts und den Sack voll Konzessionen gefeiert. Und nun ist eine Unterbilanz von 800 Millionen Francs zu decken; und Heer und Marine fordern eine Anleihe von 1500 Millionen. Im besten Fall werden 700 bis 800 Millionen in der Form vierprozentiger Schuldverschreibungen unterzubringen sein. Damit ist das Problem nicht gelöst und zunächst nur eine neue Gefahr für die Dreiprozentige heraufbeschworen, die, seit der Erholung im September 1913, wieder eine runde Milliarde von ihrem Kapitalswerth verloren hat. „Fehlbeträge" im Staatshaushalt lassen sich nur durch Steuern heilen. Die Franzosen sehen Einkommen- und Erbschaftsteuer, verbrämt mit einigen indirekten Abgaben, heraufziehen. Die Tage Colberts kommen wieder. Der hat aus der Nation den letzten Tropfen für den Staatsbecher gepreßt, ihr aber zugleich den Weg zur wirthschaftlichen Größe gezeigt. Frankreich ist, mit seiner reich bewegten Steuervergangenheit, ein Dorado des Zinscoupons geworden; und nun soll ihm diese Eigenschaft, die von der Republik durch Schonung des Einkommens gefördert wurde, die Tage des Steuerroyalismus zurückbringen. Die Drohung mit dem Staatsbankerot ist natürlich nichts Anderes als ein Versuch, auf die Öffentliche Meinung zu wirken. Der Gerichtsvollzieher ist noch nicht auf dem Marsch; und die Bank von Frankreich hat nicht nöthig, ihre Keller zu öffnen, um dem hungernden Kredit Brot zu geben. Immerhin: einst, in den Tagen von Agadir, pries man in Frankreichdas Glück, Deutschland in Geldnoth zu sehen; und jetzt ist drüben die Noth groß. Das französische Kapital ist mit einem gewaltigen Stock ausländischer Papiere belastet. Die berühmte Geldpolitik, die sich den Einfluß im internationalen Machtbezirk erkauft, hat Fiasko gemacht. Wäre sie nur bei den Staatspapieren geblieben, dann hätte nur mancher Ladenhüter das liebe Geld an der Bewegung gehindert. Aber die HoheFinanz und das Publikum haben sich tief ins Exotische gewagt, haben den Patriotismus mit ausgebreiteten Spekulationen verbunden und sind auf diesem Weg in eine Sackgasse gerannt. Manches Stück des französischen „Rentenkapitals" hat sich an Südamerikanern, Vankees und Mexikanern verblutet. Die Börsenkrisis ist in Paris durch die exotischen Betheiligungen entstanden, die den Helfern die Hände banden. Derfran? zösische Statistiker braucht keinen besonderen Scharfsinn anzuwenden, um festzustellen, wo das bare Geld geblieben ist. Schwieriger wird es sein, das Geld, das der Staat ruft, herbeizuschaffen. Und die Bereitschaft des Geldes ist nicht nur für den Steuerfiskal eine Nothwendigkeit: auch das Geschäft braucht sie. Aus der Krisis wäre, wie nicht nur deutsche Beobachter erzählen, ein Krach geworden, wenn die stärksten Banktyrannen nicht mit aller Kraft eingegriffen hätten. Aber die Opfer der Krisis haben gestöhnt. Und auch darüber ist kein Zweifel mehr möglich, daß ungemein große Beträge französischen Geldes in die Banken

Londons und der Schweiz befördert worden sind, weil die Besitzer sie der drohenden Steuer entziehen wollten.
In Deutschland weiß man noch immer nicht, ob die niedrigen Zinsensätze der Ausdruck eines wirklichen Geldüberflusses oder nur ein Blendwerk der Hölle sind, das den Verschmachtenden höhnt. Für den Widerspruch, der in dem Verhalten des Wechselzinsfußes und in dem Benehmen des Geldes an der Börse und im Wirthschaftbereich liegt, giebt es nur eine Erklärung: Das Geld ist da, aber nicht an dem Platz, wo es ökonomisch wirken kann. Die „übermäßigen sozialpolitischen Lasten", die dem Polksvermögen ^auferlegt wurden, sindkein leerer Wahn geblieben. Man hat früher geglaubt, die wirtschaftlichen Gefahren, die man ihnen zuschrieb, seien ierfunden, um gegen dasUebermaßzu schützen. Ietzt zeigt sich aber, daß die Rechnung richtig war; und daß es Zeit wird, an Abhilfe zu denken.. Nicht in dem Sinn einer Entlastung (der würde ja doch immer der „zunehmende Wohlstand" entgegengehalten werden), sondern, um eine wirtschaftlich zweckgemäße Anordnung zn treffen. „Opfert dem sozialpolitischen Schlagwort so viel Geld, wie Ihr wollt, nur sorgt dafür, daß der Wirthschaftkorper nicht blutleer wird, weil das Geld in Sammelbecken strömt, die keinen Pumpapparat für die Industriekanälc haben." Des Publikums Tasche wird durch die sozialen Aufgaben geleert; und dadurch wird der für den Effektenhandel und den Industriekredit wichtigste Faktor geschwächt. Der Ausgleich fehlt; denn der Staat, der das Geld an sich nimmt, um Versicherungen und Pensionen zn zahlen, legt es nicht so an, daß es zu wirtschaftlicher Thätigkeit kommt. Wie groß die Gegensätze zwischen dem aufgehäuften Kapital «nd der Notwendigkeit seiner .Verwendung sind, lehrt das Beispiel der neuen Reichsanstalt für die Versicherung der Privatbeamten. Das Institut wird in zehn Iahren ein Kapital von drei Milliarden angesammelt haben. Diese Rüstung ist nöthig, um die Auszahlung der ersten Pensionen zu ermöglichen. Ob es mit weniger Geld auch gegangen wäre, braucht man nicht mehr zu erörtern, da die Höhe der Versicherungbeiträge gesetzlich festgelegt ist. Aber eine andere Frage ist, ob man wirklich einen solchen Riesenapparat, mit einem Milliardenkapital, das dem Wirtschaftleben entzogen wird, braucht. Die drei Milliarden sind der gewerblichen Arbeit verloren. Sie dürfen nur in Staatspapieren oder Hypotheken angelegt werden. Und selbst in dieser begrenzten Form haben sie Nebenwirkungen, die der Entwickelung des freien Kapitals nicht günstig sind. Man denke an die Hypothekenbanken, die sich sehr gekränkt zeigen würden, wenn man ihnen eine Zukunft stiller Liquidation prophezeite. Und doch müssen sie mit dieser Gefahr rechnen. Ie größer das Kahital öffentlicher Institutionen wird, desto heftiger wird der Kampf um die besten Beleihungobjekte. Ein Unternehmen von der Art der Reichsversicherunganstalt kann dem Geldsucher unter Umständen günstigere Bedingungen bieten als eine Hypothekenbank; und die feinsten Schuldner haben die Möglichkeit, wählerisch zu sein. Wenn nun, nach Ablauf der zehnjährigen Darlehensverträge, die Reichsbe-

Hörde als Mitbewerberin aus den Man tritt (nachdem ssie schon in jedem Iahr mit ihren Prämiengeldern starke Konkurrenz gemacht hat), werden die geschwächten Hypothekenbanken kein leichtes Spiel haben.
Wer es für nützlich hält, daß. die wichtigsten Geldgeschäfte durch die öffentlichen Institute erledigt werden, kann auf seine Rechnung kommen.
Die Riesenvermögen, die sich im Bezirk der Sozialpolitik stauen, können schließlich jedem Anspruch genügen. Die Anleihen, die der preußische Finanzminister oder der Reichsschatzsekretär braucht, werden in Zukunft keine Probleme sein. Ein Geldprotz, wie die Versicherunganstalt, kann sie erledigen und jede Vermittelung ausschalten. Greift diese Art der Finanztransaktionen um sich, so muß das Emissiongeschäft der Banken einschrumpfen. Darf man ein werthvolles Stück des Wirthschaftkapitals und des Privatbesitzes in Gefahr bringen, um eine fiskalische Form, die keinen Seltenheitwerth besitzt, beizubehalten? Das soziale Programm ist noch nicht zu Ende gespielt; und man sollte ernsthaft überlegen, ob man der Volkswirthschaft noch mehr Milliardenobjekte, wie die Privatbeamtenversicherung, zumuthen darf. Wohlgemerkt: nur in der Form, nicht in der Sache. Es handelt sich also nicht darum, mit den Opfern aufzuhören; verlangt wird nur, daß man das Geld in einer Weise flüssig mache, die sich den Lebensbedingungen der Volkswirthschaft anpaßt und verhindert, daß, statt eigenen Geldes, später nur noch Leihgeld im Ueberfluß vorhanden ist. Durch den scheinbaren Vortheil für die Rentenemissionen darf man sich nicht täuschen lassen. Klettern die Kurse der Staatspapiere in die Höhe, weil reichliche Unterkunft für alte und neue Gäste da ist, so wird der Zinsfuß für die kommenden Anleihen heruntergesetzt werden. Dann gewinnt zwar der Besitzer, der niedrig gekauft hat, am Kurs und der andere, der die Verlustjahre durchhielt, findet einen Ausgleich; aber der Staat verliert Einnahmen, da das Einkommen aus niedriger verzinslichen Papieren kleinere Steuern abwirft als das aus höher verzinsten.
Die Versicherunganstalt ist nur ein Beispiel. Von jedem öffentlichen Institut, das sozialpolitische Kapitalien verwaltet, gilt das Selbe. Man denke an die Knappschaftkassen, die der Industrie das eigene Geld gegen hohe Verzinsung zurückleihen. Und schwer ists auch noch, solch« Darlehen zu bekommen. (Deutsch-Luxemburg mit seiner beim Knapp« schaftverein in Bochum aufgenommenen Hypothek!) Wäre es nicht einfacher, das Geld nicht festzulegen, sondern nur so viel zu erheben, wie man in jedem Iahr zur Auszahlung der Versicherungen braucht? Das ließe sich mit der Erhebung der Steuer verbinden und könnte bei der Veranlagung alljährlich Festgesetzt werden. Dann würdedisschädlicheKapitalisirung und die Austrocknung der Wirthschaftkanäle vermieden.
Daß Gefahr im Verzug ist, lehrt der „Geldüberfluß", der holde Schein, der wie ein aufreizender Bluff wirkt. Von solchen optischen Täuschungen sollte man das Wirthschaftleben schleunigst befreien. Lad on.
<?4P

Hohenzollern« Schulenburg.
ochverehrter Herr Harden, eine große wissenschaftliche Arbeit hält mich seit einiger Zeit im Süden fest. Ich liege auf der Bahn zwischen Avignon, Mailand und Freiburg, so daß meine Post meist da ist, wo ich nicht bin. ,

Mein Gedicht „Der preußische Adel den Hohenzollern", (Nr. 31 der „Zukunft") hat, wie ich aus dem Haufen von Zeitungausschnitten nun ersehe, dank einem Hetzartikel der „Deutschen Tageszeitung" in der Presse unerwartetes Aufsehen gemacht und die zweifelhafte Ehre gehabt, von dem Herrn Schöpflin im Reichstag in Verbindung mit einigen Häßlichkeiten genannt zu werden. Was meine Romane selbst nicht vermochten, sich in weiteren Kreisen Gehör zu verschaffen, hat diese Laune für sie gethan: sie hat ihnen freie Bahn gemacht. Auch das große Publikum liest jetzt meine Bücher, nachdem mich die „Deutsche Tageszeitung" ziemlich unverblümt als „Sozialdemokraten", der „Vorwärts" aber „als berufenen Dichter des Adels" bezeichnet hatte.

Es ist ein peinliches Gefühl, wenn ehrliche Arbeit auf solchem Weg zum Erfolge gelangt. Denn das Gedicht, das die „Zukunft" brachte, war doch, im Verhältniß zu meinen anderen Arbeiten, keine große Leistung; es entstand an einem lauen Abend in Rapallo, wo wir zu drei altpreußischen Adeligen die bekannte, tausendmal gehörte Unterhaltung über die Hohenzollern führten. („Wir waren schon Burggrafen, als Ihr Hphenzollern noch auf den Bäumen saßet." „Na, dann haben wir aber bessere Karriere gemacht." Friedrich III.)

Diese Feststellungen, sehr verehrter Herr Karden, würden michaber doch nicht zu den Zeilen hier veranlassen, wenn nicht die nachfolgende Erklärung des Schulenburgischen Familienverbandes, vertreten durch die beiden Senioren, in der „Kreuzzeitung", den Irrthum erregen könnte, daß hier ein Fremder unter dem Pseudonym Werner von der Schulenburg eine „wirksame" Publikation habe bringen wollen, oder aber, daß der Verfasser des Gedichtes einer anderen Familie Schulenburg angehöre. Da steht: „In Nr. 31 der „Zukunft" wird ein Gedicht ‚Der preußische Adel den Hohenzollern' unter dem Namen Werner von der Schulenburg veröffentlicht. Die Entrüstung hierüber ist in unserer Familie selbstverständlich überaus groß, sie ist um so größer, als gerade vierzehn Tage vorher die vor fünfhundert Iahren dem Burggrafen Friedrich dem Ersten von Nürnberg geleistete Huldigung von ihr erneuert worden war und sie hierauf von Seiner Majestät eine überaus gnädige Antwort erhalten hatte. Unsere Nachforschungen haben, wie Das nicht anders zu erwarten war, ergeben, daß kein zu unserem Familientage gehörender Schulenburg der Verfasser jenes Gedichtes ist; ein solcher würde in unserer Gemeinschaft auch nicht geduldet werden. Wir stellen das Ergebniß unserer Nachforschungen im Interesse unserer Familie hiermit ausdrücklich fest." Dieser Familienverband ist aber nicht die Familie, denn er enthält nicht alle Schulen-

burgs, sondern nur die „grundgesessenen" und die ihnen näher versippten; vulizo die reichen. Ich gehöre nicht zum Verbande. (Siehe die Familienchroniken von Danneil und Georg Schmidt.) Dem entsprechend, können die Senioren nur im Interesse des Familienverbandes, nicht aber, wie sie es gethan haben, im Interesse der Familie feststellen. Anders wäre es, wenn auch die durch Kriege und preußischen Militärdienst verarmten Zweige mit inkorporirt wären. Da Das aber nicht geschehen ist, dürfen sich die Senioren nicht wundern, wenn die nicht Inkorporirten von ihrer Ungebundenheit Gebrauch machen, auch einmal in einer Weise, die dem Verband nicht zusagt.

Ein historischer Vermerk sei noch gestattet. Zwischen der staatsrechtlich bedeutsamen Huldigung der Schulenburgs vor demBurggrafen in Nürnberg (die bekanntlich auch erst erzwungen war) und der jetzigen Erneuung des Huldigungeides (von der ich in Ermangelung jeglicher Beziehung zwischen den inkorporirten und den freien Zweigen der Familie keine Kenntniß hatte) liegen fünfhundert Iahre. Nach der Ansicht der Senioren scheint zwischen diesen beiden Huldigungen eine Zeit herzlichsten Einvernehmens mit den Hohenzollern gelegen zu haben. Die Hohenzollern selbst waren freilich cknderer Ansicht darüber: in seinem politischen Testament bezeichnet Friedrich Wilhelm der Erste die Schulenburgs (neben den Bismarcks und zwei anderen Familien) als die „wildesten und ungeberdigsten", „denen mein lieber Herr Successor den Daumen auf die Augen halten muß." (Man vergleiche Marcks, Bismarck, Erster Band.) Dieser Sinn scheint sich bei den Mitgliedern, die dem Familienverband angehören, nicht so erhalten zu haben, wie bei denen, die außerhalb des Verbandes stehen.

Ich bitte, sehr verehrter Herr Harden, diese Zeilen in der „Zukunft" zu veröffentlichen, damit ich nicht in den Verdacht komme, die Erklärungen des Familienverbandes durch Schweigen anerkannt zu haben. Mit dem Ausdruck meiner Hochachtung bin ich der Ihre

Freiburg. Dr. zur. Wernervon der Schulenburg.

Die Sätze, an die Herr Dr. von der Schulenburg dachte, lauten in Marcksens Bismarckbuch: „Als Friedrich Wilhelm der Erste 1717 in den Marken die Umwandlung der Lehen in Allode, dafür aber auch die Einführung einer jährlichen Geldabgabe an die Königliche Kasse durchzwang, erhob die altmärkische Ritterschaft den zähsten und herbsten Einspruch gegen solchen Bruch ihrer Privilegien. Der König wollte noch 1722 keine Alimärker anstellen; sie seien allzu ungehorsam gegen ihren Landesherrn, absonderlich die Schulenburg, Knesebeck, Bismarck und Alvensleben. In die ,Instruckcion' an den Kronprinzen schrieb er: ,Die attmerkische Vassallen sein schlimme, ungehorsame Leutte', widerwillig, leichtfertig. Sein Nachfolger dürfe mit ihnen nicht gut umgehen. Wieder nennt er da jene vier Familien als >die Vornehmeste und schlimmeste/" Ueber die „Entrüstung": kein Wort; wer sich entrüstet, ist ja wehrlos.

S«»u«geber und verantwortlicher «edakteur: Maximilian Karden in Berlin. - Verla, der Zukunft in Berlin, — Druck »»» VaK « Sarleb S,m.b.S. in «erlt».

Demonstratio.
H^S^ieFraktionderindenReichstaggewähltenSozialdemokraten
«Wd ist nicht aufgestanden, als in dem Hohen Haus (das schon, auf des Kaisers Befehl, geschlossen war) der Präsident die Mit» glieder ersucht hatte, zu rufen: «Seine Majestät der Kaiser lebe hoch!" Stumm saßen die Hundertelf. Bis in denMai 1914waren sie, wenn der Präsident zu solchem Satz die Zunge einspeichelte, aus den Thüren gelaufen. (Der Fall Wilhelm Liebknecht zählt nicht. Der emsige altetzerr hatte, nach lieber Gewohnheit, auf sei» nem Platz einen Artikel geschrieben, die Aufforderung des Prä- sidenten überhört und zu spät gemerkt, daß die erlauchteVersamm- lung schon in die Schlußhuldigung gelangt war.) Diesmal sollte deutlicher als bisher demonstrirt werden: »Wir sind Republikaner und rufen dem Vertreter eines uns schädlich scheinendenRechts- zustandes nicht Glückwünsche zu." Sollte auch den nationalen Fraktionen eingeschärft werden: „Da Ihr unseren Abgang, aus solchem Anlaß, einmal listig benutzt habt, um schnell, während wir draußen waren, die Sitzung zu schließen, dünkt Diskretion uns nicht mehr Ehrensache. Wir sind den Wählern verpflichtet, auf der Wacht zu sein, haben nicht den allergeringsten Grund, Eure Bräuche mitzumachen, und bleiben fortan, wenn Ihr dem Aller- höchsten huldigt, geruhig auf unferenAllerwerthesten." Vernunft empfahl, den Modenwechsel gar nicht zu beachten; zu thun, als

seiAlles wie immer gewesen, und rothen Fragern gelassen zu antworten: »Kinder, wenn Euch so billige Gesinnungprotzerei Spatz macht, seid Ihr zu beneiden." Dann war der Aufwand ertraglos verthan; und die Verdutzten hätten vor der Wiederholung ge» zaudert. Wann aber spricht in unserem politischen Getriebe Vernunft noch das bestimmende Wort? Zuerst wurde der ungemein wackere Demokrat Karl Iohannes Kaempf (der nicht mehr Prüftdent war, doch nicht aufhören wollte,sich auf solcherHöhezuwähnen) weinerlich; behauptete, wider die Meinung seiner Ahnen, von Robespierre und Marat bis auftzecker und Struwe,Ziegler und Richter,jeder einem Reichsverband Zugehörige schulde dem Oberhaupt Ehrfurcht; und wurde,als ein zu Rede und Rüge nicht mehr Befugter,vomBrüllchorverhöhnt.DasMustersohehrenStrebens weckte Nacheiferung. Redner schluchzten und tobten. Schreiber heulten und pfauchten. Mindestens sechshundert Leit- undLeidartikel wurden dem Vorgang »gewidmet". Bis die rothe Genossenschaft, vor solchem Wortschwall, glauben durfte, ihr sei eine Haupt- und Staatsaktion gelungen, deren wuchtiger Wirkung der Gegnerschwarm in wüthender Ohnmacht nachknirsche. Weil die Kenntniß der Strafgesetze ein demPolitik- undZeitungmacher lästiges Gepäck ist, hörten wir aus beidenLagern natürlich auch gute Menschen den Eingriff der KöniglichenStaatsanwaltschaft erflehen; und als Antwort die Ableierung des Plattentextes: »Kein Mitglied des Reichstages darf zu irgendeiner Zeit wegen der in Ausübung seinesBerufes gethanenAeußerungen außerhalb der Versammlung zur Verantwortung gezogen werden." Um diesen (dreißigsten)ArtikelderReichsverfassung(dessenAnwendbarkeit, da der Reichstag schon geschlossen war, streitig ist) handelte es sich aber gar nicht. Was die Fraktion der Sozialdemokraten gethan hatte, müßte auch auf jedem anderen Schauplatz straflos bleiben. Ehrfurchtverletzung ist noch nicht Beleidigung; wer dem Staatshaupt nicht huldigen will und drum, wennAnderezu solcher Huldigung aufstehen, stumm sitzen bleibt, ist, nach Reichsgerichtsentscheidungen, die bald zwanzig Iahre alt sein werden, noch nicht der Majestätbeleidigung schuldig. Deren Thatbestand ist erst gegeben, wenn sie aus böswilliger Absicht auf Ehrverletzung kam; »wenn derThäterbezweckt, gerade dieEhre derfürstlichenPersonzuverletzen, nicht aber, wenn er andere Zwecke verfolgt und die Ver-

letzung derFürstenehre nur alsFolge seiner Handlung mit in den
Kauf nimmt" (Erklärung des Sprechers der VerbündetenRegi»
rungenin der Reichstagskommission; Wintertagung 1907/8). Die
Hundertels Anklagen konnten also zwar dem Ausland ein Lenz«
vergnügen bereiten, in derHeimath aber nicht einmal dieEröffnung
des Hauptverfahrens erwirken. Und wäre demReich, demKaiser,
demAnsehendeutscherVolkheitetwagedient,wennhundertelfAb-
geordnete eingesperrt würden, weil sie nichttzurra rusen wollten?
Riefen sie, dann wäre ihr Ruf Heuchelei. Die dürfen wir
nicht wünschen noch gar erzwingen. Der Eid, den die Genossen
vor der Zulassung in deutsche Landtage leisten müssen, riecht schon
übel genug. Die Sozialdemokraten, sagt man, «könnten das Ge-
fühl der anderen Fraktionen achten und wenigstens aufstehen."
Sie könnten;wenn sie von Gefährten und Bundesrathsvertretern
stets mit unbeirrbarer Höflichkeit, als Volksgenossen fremder
Empfindensart, doch ehrenwerthenWollenS, alsGentlemen, be»
handelt würden. Sie müßten (auch ohne diese Bedingung); wenn
sie klug wären, wenn in ihnen der Wille zur Macht glühte und
kleinliches Bedenken überloderte. Dann würden siejeden Ceremo»
nialbrauch mitmachen; in Schlösser und Amtshäuser gehen, ohne
sich jemals in Dienere! zu erniedern, und, bis sie über den ihrer
Stimmenzahl gebührenden Theil der Staatsgewalt verfügen, die
Feinde in Sicherheit lullen. Wie brav, hieße es dann wohl, sind
die gestern noch so wilden Männer geworden; wie ähnlich der
Mannschaft englischer Gewerkvereine (die das Gewerbe und da-
mit des Reichshauses Grundmauer zermorscht haben). Müssen
die Schützer der Throne, Altäre, Geldschränke diese EntWickelung
nicht mehr als des Satans Fegfeuer fürchten? Sie würde in
dem Deutschen Reich, wo Protestanten mit Katholiken, Preußens
Grundbesitz undSchwertadelmit derMasse des inWestundSüd
wohnenden Volkes vielleichtnochim nächsten Menschenalter nicht
in eine haltbare, sieghafte Stoßkraft verbürgende Front zu bringen
sind, alle von Lohnarbeit Lebenden, aus Fabrik und Werkstatt,
Amtsstube und Kontor, unter eine Fahne reihen; zu Herren der
Einzelwirthschaft und des Reichsschicksals machen; den Sieg der
Arme über die Köpfe sichern. Betet also, daß derMarxismus, all
in seiner dürren Starrheit, noch lange daure.Und bauschetschlaffe
Bläschen nicht, den Kindern zur Wonne,mit Eures Athems Wind

zu Wülsten auf. Was nicht verboten ward, ist erlaubt. Annützlich und unrecht der Versuch, Erwachsenen vorzuspiegeln, nur der dem höchsten und dem allerhöchsten Herrn, Gott und dem Kaiser, Ge« horsame wohne im Ehrenrecht. Wollt Ihrs, dann drücket einen Verfasfungparagraphen durch, derAtheisten und Republikanern das Bürgerrecht abspricht. Sonst: Ruhe im Glied; thatlosesGe» schimpf hat noch nie Einem geholfen. Die stete Ankündung, daß gegen die Sozialdemokratie»Etwas" geschehen müsse, solle, werde, liefert das Reich und dessenWalter ins tzohngelächter. Das einzig Wirksame: schöpferische, auf ein klar erkanntes Ziel tapfer losgeh- ende und das nationale Empfinden auf diesen Weg mitreißende Politik, wird uns auch morgen nicht Ereigniß. In den meisten Par- lamenten sitzen Menschen, die des Staates Ordnung umstülpen möchten; in Paris Monarchisten, in Rom und Madrid, Peters» burgundSofiaRepublikaner.inWienundBudapestFeindetzabs- burgs. Aeberall wird' man leidlich mit ihnen fertig. Dazu genügen drei Dinge: ernstes Kraftbewußtsein, wachsame Geduld und Hu- mor. Als der alte Franz Ioseph einen Sozialdemokraten, der an den Habsburg»Lothringern kaum ein gutes Härchen zu lassen pflegte, als Vicepräsidenten des Reichsrathes in der Hofburg empfangen hatte, sprach sein lächelnder Mund: „Ich erwartete nicht, daß der Herr, der nebenan so unhöflich schrie, so nett mit mir sein wüde." Ward des ErzHauses Würde dadurch etwa er» niedert? Unsere Hundertelf sind noch nicht gefährlich. Auch wenn sie demKaifer,der sie, leider, oft allzu laut gescholten hat und des- halb nicht nur als Vertreter eines von ihnen bekämPftenRechts» zustandes, sondern als Schmetterer derRottenrede vor dem Auge und Ohr ihres Geistes steht, die Huldigung weigern. Schadets dem zweiten Wilhelm ? Nicht mehr, als dem ersten der Groll kleine- rer Fraktionen geschadet hat. Müßte erzwungener, geheuchelter Ehrfurchtausdruck ihn nicht ekeln?DerStatusvon191Mmnicht lieber sein als der von 1890, der ihn, weil erBismarck weggejagt hatte, von den Röthesten als eine Hoffnung anschmachten ließ? Und war das Schauspiel des Gelaufes, Gestolpers, Geflüchtes etwa würdiger als das des stumm sitzenden Haufens? Auf all diefe Fragen ist aus dem Mund Verständiger nur je eine Antwort denk- bar. Auch auf die letzte: Meinet Ihr wirklich, die Wählerschaar fei empört,weilihreMandatarewederaufgestandennochausdem

Saal getrabt sind? Fällt ihr nicht ein. Sie sagt: «Nur unsere Leute wagen noch was." And der Lärm lehrt sie glauben, daß der Quark Wagniß war. Sie sagt: »Nur unsere Leute wollen eben nichts." Und ahnt nicht, daß sie ihnen damit das härteste Urtheil spricht. Denn die UrPflicht dieser von der Masse Abgeordneten wäre.zuwollen: daßjedesMittel,auch derListund pfiffigenTru» ges, genützt werde, um der Masse an den Machtquell zu helfen. Ietzt? »Höret nur, wie die Bürgerlichen zetern! Denen hat unser Hintern die Pfingstfreude verdorben. Sind wir nicht stramme Kerle?" Nie ward ein Triümphchen billiger eingehandelt.
Also ist zu vermuthen,daß derneueBrauchfortwährenwird.
Kann und darf nicht geduldet werden? Müßte, wenn nicht eine Keilerei die Seßhaften aus dem Saal prügelt, geduldet, könnte aber durch ziemliche Aenderung älteren Brauches verhütet wer» den. Muß denn am ersten, am letztenTag ein Chorus ins Kuppel« gewölb klettern? Vorgeschrieben ist er nicht; und anderswo kommt man, in fest gemauerten Monarchien, ohne ihn aus. Wer in seinem Tageblatt liest, »das Hohe Haus habe dreimal begeistert in den Hochruf eingestimmt, "glaubt am Ende wohl an die Mär von »er« hebender Kundgebung". Dielügt. Viele sind schon draußen. Viele zum Choristendienst unlustig. Manche ordnen ihre Papiere, schichten Reichsbriefbogen oder betuscheln mit Kumpanen berlinisch vergnüglichen Abschiedstrost. DerRuf klingt immer dünn, fast immer kläglich. Muß es sein? Der Präsident ersinne sich irgendeine schlichte, schickliche Formel. Ungefähr: »Am Anfang (Schluß) unserer Arbeit, die das Reichswohl fördern foll, gedenken wir des Kaisers, dessen Glück dem des Deutschen Reiches unlöslich verbunden ist, und wünschen ihm,auf den dasAuge derNation aus getrostem Vertrauen blicken will, und seinem Haus frohes Erleb° niß und fruchtbares Schaffen." Wer sich in solchen Spruch nicht bequemen mag, kann nicht Präsident sein. Wer dawider randalirt, erweist sich selbst als einen Rüpel. Wer dem Herzensdrang, den Allerhöchsten hoch leben zu lassen, tönenden Ausdruck sucht, kann ihn im Weißen Saal und an Feiertischen finden. Und wer diesen Vorschlag (der dem Kaiser nichts Schätzenswerthes nimmt, ihn aber.vor dem Gefuchtel häßlicher Gesten schirmt) ablehnt, darf sich nicht mehr hehrer Mannentreue rühmen: denn wichtiger als der Schutz des Reichshauptes wäre ihm die Herausforderung

rotherUngebühr,die, in jedemIahr mindestens zweimal, ihm er» laubt, seine Fraktion als das Fähnlein der Aufrechten, sittsam Empörten Serenissimo zu empfehlen.Nüchtern, liebe Herren I Sie sagen, ihre Seele bäume sich, wie das edleBlut des mißhandelten Rosses, wider die Vorstellung des Verzichtes auf die Monarchie von Gottes Gnaden. Schön. Doch diefer Verzicht wäre auch gegen Euren Vortheil. Demokratie, garRepublik würde nicht nur die in- brünstige Andacht EuresBusens kränken, sondern auch den Born EurerMachtund EuresWohlstandes verstopfen. Und wo fromme HingabeaneinTreugelübde(durchblödenZufallsFügung:versteht sich) einträglich wird, sollte sie sich nicht auf Prologpathos stelzen. Alles Metaphysische bleibe drum, als des Menfchenpersönlichste Angelegenheit, aus dem Spiel. DesAlltages gemeine Wirklichkeit zeigt uns Gruppen, die nicht aus derMachtschanze weichen.und Massen, die in einer aufMehrheitbeschluß gebauten Staatswelt die Stimmenmehrheit erraffen wollen. Grund», Hof», Militär» adel ist durch tausend Erzreifen an die Monarchie gekettet; wenn er für sie kämpft, kämpft er für sich. Der Masse, die durch das für Untüchtige und Tüchtige gleiche (eigentlich, weil die Untüchtigen stets die entscheidendeMehrheithaben, also ungleiche)Wahlrecht und durch die von Iahr zu Iahr dreistere Vermögensabpressung geil geworden ist, scheint die Monarchie ein Sperrfort auf demWeg in die Volksherrschaft: wenn sie diesesFort schwächt oder stürmt, kämpft sie für sich. Frommer Seelendrang? Fürs Schaufenster.

Das Deutsche Reich aber, liebe Landsleute, ist der Ewige Bund deutscher Monarchen und Republiken. Selbst nicht Mon- archie. In diesemReich, dessen Abgeordnetenmehrheit, wenn die WahlkreisenachdemWortlautundSinnderVerfassung geändert würden, nicht mehr unbedingt monarchistisch wäre, ist der Kaiser nicht Souverain. Dennoch: er lebe so hoch, daß sein alltäglicher Wandel nicht sichtbarwerde undWortdunstunterihmzerflattere, DiesenWunsch ihm unison«immer wiederzukünden.istunnöthig. Klug, Namen und Bild des gekrönten Vertrauensmannes, wo es schadlos geschehen kann, vor Unglimpf zu wahren. Iämmer» lingswerk der Versuch, solchen Namens Träger einzuschüchtern und durch Vortäuschung naher Lebensgefahr dem Krüppelwunsch einer kurzsichtigen Kaste zu vermählen. Das Kaiserthum ist in Deutschland eben so wenig wie die von Verfassungtexten einge»

gitterte Monarchengewalt der Bundesfürsten ernsthaft bedroht. Wer solche Bedrohung, weil sie in den Kram seiner Kaste oder Partei taugt, behauptet, ist blind oder lügt; sieht nicht, was ist, oder trachtet, um sich noch weicher in Gunst zu betten, noch fettere Pfründe zu erhamstern, durchTrugspektakel dieFürsten zu ängsten. Deren wichtigste Selbstschutzpflicht ist, mit unermüdbarem Eifer die Zahl der Menschen zu vergrößern, in denen dieUeberzeugung leben kann, daß ihre Arbeit in Monarchien und unter dem Kaiserthum besser gedeihen, reichlicher Zinsen werde als unter dem Deckel irgendeiner anderen Staatsform. Wir verkümmern in einemZustand elenderSerailränke.niederträchtigerZettelsucht, feigerThatscheu. Vaterland? Ein Begriff aus umnebelten Märchenbezirken; oder Namensschall von einem Luxusdampfer, auf dessen Küche und Keller das Schwarze Hundert der Zeitungmacher sich, wie Schmeißfliegen auf warme Roßäpfel, stürzt. Keiner wagt,muthig zu handeln; Ieder tummelt sich in den Schein, „Etwas" zu thun. Auf uns, schreit aus allen Lagern die Profitgier den Fürsten, mit lautester Stimme deren höchstem, zu, nur auf uns müssetIhr Euch stützen: sonst seid Ihr verloren. Das Ausland wird in den Glauben verleitet, daß unter unserem Reich die Grundmauer wankt. Unsinn. Doch einer, der endlich, damit er nicht zur Gefahr werde, zerfetzt werden muß. Der Reichstag (dem von Hunderttausend kaum Einer nachfragt; dessen Kommen und Gehen, Tagung und Vertagung fast schon unbeachtet bleibt) hat seinSkandälchen ge» habt. Warum? Weil links, in der Mitte und rechts ein paar Leute ihrerLadenkundschaft vortäuschen wollen, daß sie auf dem Posten sind und „ Etwas thun"; das Kaiserthum, mit dem Hintern, zuBrei quetschen; die Monarchie, mit dem Maul, zu neuer Himmelfahrt flügge machen. Diesem Reichstag sitzen drei Herren vor, die nicht viel mehr als ein Fünftel der Abgeordneten hinter sich haben. Der Erste Präsident kann nicht hören, nicht sehen, nicht reden; weiß nie, was im Saal geschieht, noch, was die Amtspflicht ihm vorschreibt; wird, wie Kasperle vom Draht des Budenkönigs, vonWort und Wink kundiger Bureaumänner gelenkt. Und büttelt so täppisch dann drein, daß er nicht nur lächerlich wirkt. Einen, der die Regnenden parteiischer Gesetzesauslegung verdächtigt hatte, rief er jüngst zur Ordnung des Hauses zurück: als ob dieses Haus einen Zweck und Daseinssinn hätte, wenn in ihm nicht solcher Verdacht

zuoffenemAusdruck kommendürfte. EinDemokrat; derdochnicht, wie ein präsidirender Iunker,in Verfassung undParlamentsmach t schlimmen Tand mißachtet und darum, nach redlicher Neberzeu» gung, de^n Abgeordneten nur das unter keinem Vorwand ihnen Weigerliche gewähren will. Ein Demokrat; dessen aufrechterStolz zeigen müßte, wie er, wie die Schicht, die ihn hob, die Preußen-losung »Iedem das Seine" begreift; der, allen Gewalten, imperialer und plebejischer, zum Trotz, auf der Höhe des unbeirrbar ge» rechtenundweifenSchiedsrichterssichzuerhaltenvermag.^ecZiocre et rsmpant; von üblerer Amtssitte und den ihm Unterstellten (wie einst denBeamten0erDarmstädterBank,wiejetztintor« derHandelshochschule)deshalbeinärgeresGräuelalsjeeinStolbergoder Levetzow, ein Kölker oder Kröcher. Den kopflos strebenden Greis durchRede oderLümmelgeste noch tiefer zu verwirren,istderRöthestenLust; die durch das Gefühl überreizt,überwürzt wird,daß auf allen Seiten derWille zu einfachsterRechtswahrung fehlt.tzandlungen desPräsidenten werden, wieEinwände gegen dieGiltigkeit einerWahl,nachdemVortheilderFraktion,nicht,wieinjedemLand würdigen Verfassungbrauches.nach des Rechtes ehernem Grundsatz gerichtet. «Die Sozialdemokratie darf niemals Recht behalten." Eine dümmere (nicht nur: unsittlichere) Parole war nicht zu erdenken. Gerade der Sozialdemokratie, die, weil sie der Staatsgemeinschaft nichts schafft, für sie nicht mitarbeitet, über jedes auf Tenne und Zimmerplatz, in Werkstatt und Backstube sichtbare Fleckchen bequem, wie über schmählichsten Unrath, zetern kann, darf nicht einQuentchen ihr gebührendenRechtes geweigert werden. Da mans, dennoch, täglich thut und da ihre Fraktion, die im Großen nichts hindert, stört noch gar vernichtet, den Ernährern und Beiträgern demonstriren muß, daß sie nicht ganz thatlos den Reichstaglohn verknabbert, hürdet sie sich gern in Skandale, deren Widerhall den Aberglauben entstehen läßt, nun fei, endlich, von kecken Vormännern wirksam Bedeutendes geleistet worden. Wenn (noch in diesem von Schicksal schwangeren Sommer: möchten wir hoffen) auf dem Platz des Kanzlers ein Staatsmann säße, spräche er zu dem Kaiser, dessen einziger, für Handeln und Unterlassen einzig verantwortlicher Minister er ist: »Die Lösung von demAlb desRothenSchreckensdünktmich eine unaufschiebbare Pflicht meines Amtes; die Erlösung deutscher Bürger und

ihrerFürstenausdemBannkreisdiesesSchreckgespenstes.Schlimmeres ist es nicht. Im Bereich staatlichen Lebens weder für das Reich noch für dessen Monarchenburgen ernste Gefahr. Die wird Eurer Majestät und Ihren Berufsgenossen nur vorgelogen, damit Ihre Macht sich den Wünschen der Stände, Gruppen, Klüngel verlobe, die, ohne solchen Schutzwall, die nächste Springfluth wie Dünensand hinwegschwemmen könnte. Niemals darf fortan die Angst im Rath deutscher Staatskunst sitzen; so lange ich mitwirke, weder Motor noch Bremse unseres Handelns sein. Allzu lange ist sies gewesen. Die in jederLebensregung fühlbare Angst der noch Mächtigen wardas tonic,vondemOhnmacht den werbendenSchein kräftiger Blüthe lieh. Wenn die Nation merkt, daß wir, furchtlos und schwindelfrei, wissen, was wir wollen müssen, was niemals wollen noch gewähren dürfen, wird jeder Schicht sich das Streben entwurzeln, durch Lug Und Trug uns zu kirren. Wir wollen den Schwert«, Grund»,Beamtenadel: als die demBlut und dem Ehrennerv deutscher Menschheit noch unentbehrliche Zuchtanstalt; und wir werden das von nationaler Pflicht ihm, dem Opfer unvermeidlicher, doch von Wachen nicht müßig zu erduldender Evolution, Geschuldete leisten, ohne es vonAngst, die er zu diesem Zweck erzeugt, uns abpressen zu lassen. Ihm zuerst; nicht ihm allein. Weh dem Germanen, der nicht mit reinem Gewissen die Mahnung des Römerrechtes vernähme, suum cuique tribuere: Iedem , zu geben, was Iedem gebührt. Auch den fürs Politikergeschäft organisirtenLohnarbeitern. Die sind mir, ob aus demHolzpapier ihrer Blätter und dem Mund ihrer Schwatzanwälte Honig oder Geifer quillt, deutsche Gentlemen, bis sie (durch Handlung, nicht durch Rede) selbst sich als dieses Zutrauens unwürdig erweisen. Mein Vorgänger (mir fehlt die Muße zum Aufenthalt bei den kernlosen Floskeln über seine »patriotischeHingebung")hatsiege» fürchtet und drum falsch behandelt. Daß er zwei ihrer wichtigsten Wünsche (Reichswahlrecht für, Elsaß-Lothringen; Entbürdung der Volksmasse von den Wehrmachtkosten) erfüllt hat, wäre gefährlich geworden, wenn der Marxismus nicht die Adern des Machtwillens verkalkt hätte. Die Führer unserer Sozialdemokratie,Sekretäre,Redakteure,Advokaten,Schreibschemelmenschen undParlirer aller Art, wollen nicht regiren, nicht für Aussaat und Ernte verantwortlich sein; sind auch nicht dumm genug für den

Wahn, aus den Hauptsätzen ihres Programmes könne auf europäischer Erde Wirklichkeit werden. Sie möchten, daß Alles, ungefähr, bleibe, wie es ist; daß ihre Sektengewalt, ihr Parteiamtsertrag, ihre Applausration sich nicht schmälere; daß sie nicht zu schaffen, nur zu schelten brauchen. Dahindrängt, bis unsere Politik wieder, in der tzeimath und draußen, aktiv wird, auch uns die Notwendigkeit, denReichsbestand wenigstens zu erhalten. Manierliche Leute.die jedes ererbte Dogma hinwürfen,in jedes Bünd» niß und jeden Bückling sich bequemten, um rasch an die Reichsdynamos zu gelangen, wären gefährlich: weil sie versuchen müßten, mit dem Beistand aller nichtSattenuns in entkräftende Demokra» tisirung zu zwingen, die wir uns.wie anderen,Komfort derNeu» zeit', auf zu enger Scholle nicht gönnen dürfen. Nur die blinde Thorheit deutscher Liberalen ersehnt den Sieg Derer, die von der öden Klippe des Marxismus auf den festen Ackergrund Frucht verheißender Staatsarbeit springen möchten. Wir müssen wünschen, daß denRadikalsten dietzerrschaft bleibe: denReichswurzelverneinern, denen, weilsie dasGebündel allerMassenmachttrieb e also die schädliche Wucht des Gleitens in Demokratie, gehindert haben, ein beträchtlicherTheil der üppigen Reichsblüthe zu danken ist. Da sie uns, wie dem Arzt in manchem Nothfall giftige Stoffwechselprodukte, fürs Erste unersetzlich sind, dürfen wir ihnen die Grimasse nicht wehren, von der sie leben; ohne die sie als welkes Laub vom Baum derVolksgunst fielen. Sie sind Feindemonarchischer Staatsform? Abgemacht. Darüber plaudern, schmollen, zeternwi? nicht; wachen nur, daßdieseStaatsformsolcherFeind» schaft unerreichbar sei. Sie wollen stumm sitzen, wenn demKaiser gehuldigt wird? Einverstanden; wir sind zu stark, um uns darob zu erhitzen, können,Kaiser undNation, amAlltag deutschenArbeit» lebens Feierchöre entbehren und bescheiden uns gern mit einer schicklichen Formel, die der Präsident, als Vormund der Volksvertreterschaft, in der rechten Minute vom Lippenstapel läßt. Unruhig würden wir erst, wenn entartende Enkel Bebels zurtzuldi» gung bereit wären und wir das Roth erwöhnter Parteitracht als die Blutfarbe des Entschlusses zu skrupellosem Machterwerb sich» tenmüßten.Dahinsoll es nichtkommen.SeitDeutschlanddieFreude an seinem Staatswesen verlernt hat, häufen sich die Stimmzettel der um das Totenkopfbanner einerNegationGeschaarten; wenn es dieses Wesens wieder froh wird, ist sein freudig gläubiges Herz

gegen alle Gifttücken gefeit. Nahrhafte Fröhlichkeitkeimt abernicht aus Wortgerinnfel(mit derZüngewird die Sozialdemokratie, die nur Rechte und aller Dienst-, Steuer», Unterordnungpflicht be» glückendes Ende verheißt, uns stets schlagen), sondern aus der Schrittspur vorwärts führenderThat.Empfindet derDeutsche wieder, daß seine Leistung, jedes Einzelnen, fürsReichswohl ausgenützt wird, sieht er sein Baterland unter stiller Sonne gedeihen, dann heitert sich ihm auch der Blick und umfängt getrost die neue Bürgerpflicht, deren Erfüllung dann erst möglich ist: die Aende» rung desGrundgesetzesi das, nach sast fünfzig Lebensjahren, dem Reichskörper zu kurz, zu eng, zu fadenscheinig und flickig ward; wie demErwachsenen das demKnaben angemesseneKleid.Deutschland ist mündig. Und die Aufgabe des Verfassungwandlers nicht, es in Kindesmaße,zurückzuducken, sondern, ihm in das Gewand zu helfen, in dem er ohneAthemnoth undUngezieferplage arbeiten, rüstig ausschreitenund,unnützlich hemmenderRückenlastledig,des Reiches, des Vater- und Sohnlandes Zukunft erkämpfen kann."

Mbret Wilhelm.

„Was werden soll? Ich bin weder Elia noch Mohammed und darf mich nicht ins Prophetenamt brüsten. Eins aber weiß ich: das nun Gewordene ist das Kind Eures kurzsichtigen Dünkels. Weil unsere Hautfarbe Eurer ähnelt, weil unsere Augen und Ohren, Arme und Beine, wie Eure, Zwillinge sind, weil auch wir gehen und stehen, sprechen und speisen, tasten und riechen, haltet Ihr uns für Euresgleichen. Für arme Verwandte, die in der Kultur (so nennt Ihr ja Euer Krümchen) zurückgeblieben sind, doch, wenn sie hübsch gehorchen lernen, allmählich vorwärts kommen werden. Vielleicht gar bis auf Eure Höhe. Solche Vorstellung beweist, daß Euch das Wesen des Skipetaren fremder als das eines Kabylen oder Bantunegers ist. Trotz Allem, was Ihr darüber in Büchern gelesen und von Euren Diplomaten gehört habt. Die, meint Ihr, müssen aus edlem Hause sein, einen rasselnden Titel tragen, sich fein kleiden, jede Bewegung gefällig runden und von Weitem schon nach Würde duften: dann liegt das Bergvolt, Mann vorMann, amTag der Ankunft gewiß vor ihnen auf dem Bauch. Ob sie gescheit sind und auch nur den Willen haben, uns gründlich kennen zulernen.wird kaum geprüft;nur, ob derPosten ihrem Range gemäß und ihnen zuzumuthen ist, ohne Orchideen-

diners, Golfklub, Kasino und parfumirteSeidenmädchen bei uns auszuhalten, bis sich Netteres bietet. Im Bureau und Salon ist da untenaber nichts auszurichten;und unter freiemHimmel sieht der erstbeste Bey, mit dem sie zu thun haben, würdiger aus als die geschniegelten Herren, deren Politur nicht in die Landschaft paßt. In der Heimath wirkt wohl ihr Name; uns sagt er, sammt Wappen und Krone, nichts Verständliches. Aus keiner Erdscholle wuchsen vornehmere Stämme als unsere Vlora.Toptani, Doda. Nie sah die Sonne edlere Ahnen als unseren Skanderbeg, den großen Georgios Castriot,der als Christi Kriegsmann, als Fürst der Albaner und Epiroten in tausend Liedern lebt, und seinen Waffengefährten Lek Dukadgin, der den.Mirditen Gesetze gab und dessen Enkel die Bib»Doda sind. Eure Buchklugheit müßte wissen, daß in unseren Adern das Blut der Pelasger fließt, von dem ein Tröpschen genügt hat.aus der Griechengeschichte einWelt» wunder zu machen; daßAchilleus und der größte Alexander (der im Zorn, wie Plutarch berichtet, Makedonisch, also Pelasgisch, sprach), Köprilu und Mehmed Ali, Mustapha und Ali Pascha, MarkoBozzaris undFrancescoCrispi Zweige am Albanerstamm waren. Daß von Thessalien bis an die Schwarzen Berge, vom Wardarthal bis an dieAdria unserSchwert den Boden gepflügt und mit Blut gedüngt hat. Iahrtausende lang. Das stolze Rom hat vor diesem Schwert gezittert, da der Epirotenkönig Pyrrhus es wider der Menschheit Tyrannin zückte. And unser Glanz hat die Nacht dieses Königsschicksals überdauert. Avaren und Helle» nen.Lateiner undWalachcn.Slaven undTürken haben die steile Wölbung unserer Erde gestampft und ihreSpurtief indenFlug» sand unserer Sprache gedrückt. Noch aber sind wir. In Iahrtau» senden ungewandelt. Arm wie die Väter. Kühn wie die Väter. Nicht in Eurem Sinn ein Volk. Meinetwegen nur eine weithin versprengte, verschwemmte Sippe. Das Stammeshaupt vertheilt Arbeit und Gewinn; und wenn die Familienhäupter sich zum Gerichtstag vereint haben, ist Ieder ihrem Spruch unterthan. Weh Dem, der sich weigert, seines Bruders unbefruchtete Witwe zum Weib zu nehmen oder verspritztes Familienblut zu rächen! Ehrlos ist er, friedlos, ein geächteter Mann. And hätte die Frau mit drei Söhnen seines Vaters gehaust: vom vierten fordert die Pflicht den Versuch, der dreifach Enttäuschten in Mutterschaft zu helfen. Und hätte das Gebot der Blutrache aus zween Familien schon

hundertKöpfe weggemäht: jedenUeberlebenden ruft ehernes Gesetz zu neuem Rächerwerk. So sind wir. Musulmanen und Christen beider Marienkirchen. So wollen wir sein. Um keinen Preis anders werden. Fraget in Süditalien und in Amerika, überall, wo Kinder unserer Sippe seßhaft geworden sind, fraget denMirditenfürsten sogar, der im Exil den Ruhm der französischen Waffen und Künste, von Turenne und Bossuet bis auf Mac Mahon und Flaubert, eben so hoch schätzen lernte wie die Kaufkraft französischen Geldes: Keiner wird antworten, daß ersich in neueHaut sehne oder dem Westeuropäer seine Kultur neide. Unsere Art ist nicht schlechter, mag auch nicht besser als Eure sein; ist eben anders. RäuberscheltetIhr uns:weilunserRaubsystem,dasälteste, das der armen, auf ihr Gewehr angewiesenen Bandenmenschheit, nicht mehr in der Mode ist: hinterlistige Lügner: weil wir das Handwerk im Kleinen und am hellen Tag, nicht in der Riesenhalle eines Staatsmechanismus, nichtbei künstlich gefärbtemLicht noch hinter bestickten Schleiern treiben. Drei Dinge wollen wir nicht: Staat, Steuer, Dienstpflicht. Drei sind uns unentbehrlich: Nahrung, Freiheit, Ansehen. Dem Stärksten beugen wir uns; ihm gehört unser Arm und unser Glaube. Aber er darf uns nicht knechten, nicht Zins von uns heischen, sondern muß uns anständig löhnenund die Grenze desAlbanerlandes vorrücken. Wir haben uns dem Islam eingefügt, um nicht in die Rajah hinabzusinken und alstzeerdenviehwenigerzugeltenals derSchwarm türkischer Bettler. Wir werden das Kleid jedes Kräftigen tragen, der, mag er aus Wien oder Rom, Athen oder Belgrad kommen, uns Ehre und Wohlstand spendet; und jeden Rock, ohne Gewissenspein, uns vom Leib reißen, wenn andere Tracht fetteren Nutzen verheißt. Iede Macht kann uns miethen; keine kaufen. Denn höchste Pflicht dünkt uns, Krieger und Iäger, Hirten und Räuber, die Erhaltung reinen Stammeswefens. Das hat weder Diokletian noch Innozenz, weder Murad nochAbd ul Hamid zufälschen vermocht. Der schlaueHamid gab denVersuch bald auf; ließ uns die Urvätersitte und wählte aus unserer Zucht Leibwächter und Wesire. Dem Komitee für Einheit und Fortschritt fehlte dieNase des Großherrn; es wähnte, nach einer schroffen Wendung gegen die Herrschaft der Beys werde es alle ihnen in Hörigkeit Verpflichtete an derLeimruthe haben.Thörichte Leute.Wider den Fremdling werden die Skipetaren im Innersten stets einig sein. Sie wer-

den sein Unternehmen fördern (wie am Tag von Kossowo das des Sultans Murad, wie seitdem das mancher Iesuiten- und Franziskanermission), so lange es ihnen Vortheil bringt; nicht eine Stunde länger. Und stets wird ihres Wunsches Ziel die Skipetarisirung oder die jähe Ausstoßung solches Fremdkörpers sein. Arme Verwandte, die sich zuerst bücken müssen und nach zu« länglicher Läuterung dann in die Familiengemeinschaft eingelassen werden ? Nein. Menschen von einer Euch weltenfernen Art: die entschlossen sind, diesseits von dem Grenzstrichzu bleiben, mit dem Ihr Gut von Böse scheidet: entschlossen, Euch, denen sie sich überlegen fühlen, niemals ähnlich zu werden. Und auf ihrem Boden, ein winziges Häuflein Halbwilder, stärker als Ihr von Großmachtwahn Umdunstete: denn sie wissen, was sie wollen; Ihr aber wachetnur,um zu verhüten.daß werde.was Ihr nicht wollen dürft." Der Mann, denmeines Hirnes Ohr so sprechen hörte, ist nüchterner, doch nicht weiser als die von ihm gehöhnte Zunft aus der Dutzendschachtel. Sie weiß, was nicht werden soll; er, was nicht werden kann. Ungefähr so weit ist Ieder, der nicht ein Iahr verschlafen oder feine Vernunftreste im süßen Würzwein der Eitelkeit ertränkt hat. Die dicksten Schleier sind gefallen. Mit Kinofilmen, die Bilder aus innigem Familienleben vorflimmern, mit pompösenWaffenröcken und Fenstergruppen ist aus der gemeinen Wirklichkeit der Skipetarenwelt nicht mehr zu erlangen als mit Iu bei depeschen und Gondelserenaden. Handlung wurde verlangt und erwartet, nicht Theater. Damit kommen Herrscher aus altem Geschlecht manchmal, bei gutem Wetter, ein Weilchen aus. Wer nicht Königssohn ist und doch Königsahn werden will, muß durch Kops undFaust dieUnfehlbarkeit göttlicherGnade bewähren.Zu Tadel und tändelndem Spott ist heute aber nicht Zeit. Das Geschwür von Europa (so nannte Bismarck zuerst Schleswig-Holstein, zuletzt Marokko) muß enteitert werden, ehe es das Blut des Kontinentalkörpers vergiftet. Trostsprüche («Unter dem neuen Mond wird es besser") helfen nicht. DerbenEinschnitt(,,vbi pus, ibi evacua") gebietet die alte Heilkunst, verbietet die neueStaats» kunst. ObrechtsoderlinksdasMessergehobenwürde: dieNerven der Nachbarschaft risse der Anblick des blankenStahles in Wirbel. Der Fall fordert den Internisten, nicht den Chirurgen. Auch nicht,wie nach denVerschwörerpossenundtzofretiradenderMaitageMancher wohl stöhnt, einen Heros noch ein satanisch funkeln-

des Scheusal mit gewaltiger Tatze. Der Heros müßte dieMacht der Sippe gegen einenFeind ballen und das Skipetarenreich weiten: Das kann Europa ihm nicht erlauben. Und das Scheusal, das lüstern ist, den vom Verdacht Gestreiften in des Teufels Bratküche zu liefern, dürfte nicht von Europäerrechtes wegen thronen.
An der Diagnose ist nicht mehr zu rütteln. Eine Menschheit, die geblieben ist, was sie inMythenzeit war: eben sotollkühn und aller Gewissenspflicht ledig. Nirgends ein Keimchen der Kraft, die Staatenzubilden vermag. Familien undGeschlechtsverbände, die einander befehden, zerfleischen, auszuroden trachten; von je hundert Männern tötet sechzig der Dolch oder die Kugel. Ewig ist Krieg; denn die Bessa, die von einem Clan erkauft wird (und niemals lange währt), gilt nur für einen engen Bezirk. Niemand willSteuerzahlen,vonirgendeinerErwerbsmöglichkeit abgesperrt sein noch gar in schmalerem Ehrenrecht wohnen als die Schaar der Eindringlinge. Die thun zärtlich befreundet, klettern in Tafel-reden auf die Firnen hehrster Seelenkultur, rümpfen über den Bar-barenunfug derVendetta die Nase und würden sichdochderMa-jestät desBeelzebubs verbünden,umdemNebenmann ein Beute« stück zu entreißen. So lehrt Europa fromme Tugend. Nnd die Schulstätte ist ein armes Land, dessen blutrünstigem, längst schon verkrüppeltem Leib nunauch die Beine abgeschnitten wordensind.
Nicht so schnell wie über dieDiagnose werdendieAerzte sich über dieTherapie einigen. Leider. Denn jederTag.der ungenützt verstreicht, mehrt die Gefahr. Der »Fall" sieht schon so übel aus, daß die Laien dreinzureden anfangen. So ists immer, wenn dem Zünftigen die Leistung nicht Respekt warb. Dann empfiehlt Einer die Kräutlerin, der Zweile die ckristian science, der Dritte eine Wunderlatwerge. Auch in ernsteren Geistern regt sich der Helfer-drang. Dem Brief eines österreichischen Professors entnehme ich denVorschlag, ausAlbanien einen »europäischenNationalpark" zu machen, der dem Protektorat sämmtlicher Großmächte zu unter-stellen ist. «Nicht wilde Thiere, wie in Amerika, sollen in diesem Park zu sehen sein, sondern Nrzeitmenschen. Denen liefern die SchutzmächtedaszumLebenNothwendige;dazufovielMunition, wie die Stämme zurVorführung ihrer Krieger- undRäubersittcn brauchen. Die Kosten, auch für bequeme Fahrwege, bringt der Touristenstrom ein, dem in der besten Jahreszeit das Bild pri-mitiver Zustände gezeigt wird. Während dieserMonate ist allge-

meiner Landfriede und jeder Stamm gezwungen, die Befsa zu halten. Wer ein Sondervergnügen zu bezahlen vermag, kann sich einen Aeberfall, eine Entführung oder andere unblutige Abenteuer bestellen. Wozu in die Ferne schweifen und fremdeRassen» splitter in unsere Kulturzone ziehen, da wir in Europa ein Volk haben,dasuns aufseinem eigenen Boden ein so wichtiges Kapitel aus derGeschichte derMenschheit vorleben könnte? Dieses Volk wird nicht leiden: denn es darf seine alten Sitten und Gewohn» Helten bewahren. And welchen Werth für Gelehrte und Wißbegierige solcher Anschauungunterricht hätte, brauche ich Ihnen nicht erst anzudeuten." Gewiß nicht. Nur fürchte (oder: hoffe) ich, daß für eine Show, auch für eine weder von Buffalo Bill noch von Barnum jemals erreichte, die Albaner nicht zu ködern wären. Beißen sie aber an und entschließen sich, ihrtzandeln und Wollen gegen Entgelt zu mimen, dann holt Amerika, das höheren Lohn bieten kann und bessere Manager hat als der Volksbildungaus» schuß der verehrlichen Großmächte, nach den Sternen derMuseen und Opernbühnen auch diefeattractionausdem Kontinent derBa» salte übersMeer. Und vor derFrage, wer dann inAlbanien gebieten soll, müßte dem gelehrtesten Magister bang werden. Sogar einem, der ernstlich glaubt, der Parkplan könne die Zustimmung aller Großmächte finden, und überzeugt ist, daß alle (auch das Italien Giulianos) derVersuchung, dieBessazubrechen, in ehrfürchtiger Gelöbnißtreue ausbiegen werden. Ichsehe anderes Bedürs» niß und andere Möglichkeit, ihm zu genügen. Nicht Gauklergewöhnung: flinker Geschäftsgeist zähme die Indianer Europas. Albanien kann einstweilen nicht inRuhe regirt, muß aber so» fortfinanzirtwerden.Meinetwegen: »gegründet". EinBeyAlexander, der überNacht zum Volkshelden Skanderbeg wird, kommt vielleicht niemals wieder. Und käme er morgen, dann müßte ihn, damiternichtimEpirusoder anderswoLorbersuche,Europa entwaffnen, am Ende gar,damit erdrängendenPreisangeboten entzogen sei, hinter ein Eisenthor setzen.DasLand braucht Geld. Ein ansehnlicher Steuerertrag ist in absehbarer Zeitnichtzuerwarten. Also muß fremdes Kapital hinein.Warum kann Durazzo nicht wieder werden, was Dyrracchium einst war? Flüsse und Häfen müssen entsandet, Eisenbahnen und Straßen gebaut, alle Möglichkeiten der Landwirthschaft, des Gewerbes, der Industrie ausgenützt werden. Von Kaufleuten, die nicht dieMenschheit beglücken, son»

dern aus langfristiger Arbeit Geld verdienen wollen. Die werden dafür forgen, daß die Politik ihnen nicht das Geschäft verderbe; daß Tüchtigkeit entscheidet, nicht Glaube und Nationalität; daß mit Gold gedüngt werde, wo allzu lange nur mit Blut gedüngt ward.Die werden prüfen, ob eine Fremdenindustrie erlangbar und einträglich ist. Werden die Skipetarenstämme nicht hindern, ein» ander zu plündern, zu morden; sie weder knechten noch nach der Exerzirregel des Erdwestens drillen. Aber ihnen Schulen, luftige, wohlfeile Heimstätten und Badhäuser öffnen; jedem zu redlicher Arbeit Willigen die Gelegenheit zu anständigem Erwerb schaffen; denMusulmanen, die denKoran nicht, und denChristen, diedas Evangelium kaum kennen, durch den Augenschein des Alltags be» weisen, daß der saubere, in vernünftigerLehre zu nutzbarer Leistung erzogene Mensch behaglicher lebt und des Daseins froher wird vls der schäbigeHe Id der Schlucht, den das Geprahlmit dem Ruhm Achills und Alexanders nicht sättigt. Wer Menschen dieses Schla- ges zwingen will, auch nur das Kleid ihresWesens zu wechseln, ärgertsie in finsteren Grollund tückisch zähen Widerstand. Werste gewähren, denVortheil und dieLast festererLebenssicherung ab« wägenundinFreiheitdenSchicksalswegwählen läßt, hat niemals Enttäuschung zu fürchten und kann still seine Schäschen scheeren.

«Also Albanien A. G.?" Auch die Form der Aktiengesell- schaft schreckt mich nicht. Sie wird die Nachbarn beruhigen und ihnen, wenn sie einträglichen Handelsverkehr (ohne Banden-und Kriegsgefahr) erlaubt, mehr behagen als irgendein künstliches Werk der Staatsmannschaft. Allen: den hungrigen und den fast satten. Die Vorbedingung des Erfolges ist und bleibt freilich: völlige Enthaltung, auf Iahre hinaus, von aller Politik. Keine Großmacht darf in die Direktion oder denAufsichtrath. Wir haben die stärkste von den Konzertkünsten erlebt und mit der Andacht die Neugier verlernt. Die Pflicht der Herren von morgen ist, dem Skipetaren Verdienst zuschaffen.Dannwird er inallerStille civi- lisirt. Das heißt: einamZwirn derGewinngierlenkbarerBürger.

Ehe solcherVersuch (vonHanseaten,Rheinländern,Schwei- zern) gemacht werden könnte, wäre der Titularfürst Wilhelm in Sicherheit zu komplimentiren. Der ist, auf Lackstulpenstiefeln mit Silbersporen, in ein Abenteuer geschlittert, das ihn, wenns nicht schleunig endet, um den Mannesruf bringen muß. Daß die Auf- gabe, in die er sich locken ließ, vom Stärksten nicht zu bewältigen

wäre(weileinAlbanien,einealbanischeNation,Religion,Sprache, Wollensgemeinschaftniemalsgelebt hatnoch zu werdenvermag), wurde hier früh gezeigt.Doch einen Fürsten, König, Mbret, Sultan dieses Schlages hat der Erdkreis noch nicht erschaut. Seit das Geblink eines güldenen Stirnreifes gen West, bis ans Eiland der Havelpfauen, vordrang, war jederSchritt des ihm aufschwanken Grund Nachschwärmenden falsch, fast jedes Folge eine Minde» rung persönlichen Ansehens. «Märchenland will einen König haben": so fang Tante List, der herzige Einfalt erlaubt hatte, sich selbst .das Waldmärchen« zu taufen. Hat NeffeWilli derMärchentante Carmen Syloa geglaubt?Dann schweige des Frankenliedes freche Stimme von dem Ulanen, dem nichts heilig ist. Nur die erste Kunde aus Potsdams Galawelt klang leidlich. PrinzWilhclmzu Wied, sprach sie, will die Rittmeistersterne gegen eine Krone austauschen, wenn die Signatarmächte des londoner Abkommens die für den Anfang nöthigen Millionen vorstrecken. Der, dachte Deutschland, ist zwischen Entenfang und Heiligem See nüchtern geblieben; und seine Freunde plauderten aus, er habe sich, wie weiland der Hellene aus Kopenhagen, für den Fall des Unfalles von Europen ein staatliches Reugeld gesichert. Ein siebenfach Gesiebter also. Das Eröffnungrennen macht dieser Rittmeister gewiß. Warum zaudert er nur gar so lange vor dem Start? Weil ohne Vorschuß aus Gottes Gnade selbst ein Königswille nichr aufblühen kann. Doch derLancierist inzwischen nicht müßig. Geschrieben steht: Am Anfang war der Film. Ein Kino zeigt in Durazzo Bilder aus dem Leben der Familie Wied Iüngerer Linie; zeigt, in einem Holzschuppen, auf kahlem Brett, ohne Eintrittszahlpflicht, den Mbret.Erstes Zeugniß von völliger Verkennung orientalischen Wesens; der Fürst, den er in der Meßbude sah, ist dem Musulmanen, dem Orthodoxen, dem Ostpapisten fast schon entkrönt. Einen Halbgott erhofften sie: und von putzig zitternder Leinwand flimmert das Geschlängelt eines dünnen, Pappcllangen Offiziers, um denFrau und Kinder sich steif oderneckisch reihen. Zweites Zeugniß: die von Essad geführten Notabeln.die den Fürsten einholen sollen, werden nach Neuwied eingeladen; beriechen ein winziges Höschen, das neben den Palästen der Vlora und Doda ein Schulzensitz schiene, und lernen ahnen (was ihnen nie dämmern dürfte), daß der ihrem Land Erkürte in seiner Heimathein machtlosesMännchen ist.Hättensieihnaufdempots-

damer Paradeplatz, vor der glitzernden Pompgarde, an der Seite des in den selben Waffenrock gekleideten Kaisers erblickt! Der aber hat diesmal die richtige Witterung: traut der mageren Durchlaucht nicht zu, daß sie von Bülte kühn sich zu Bülte schwingen werde, und weigertjedeMitwirkungzuSchauspiel undWürdengepräng. Raunt von naher Riesenblamage. Dennoch: Auf nach Durazzo! Landung. (Neuer Film; ein Europen zugedachter. Der zu lange, zu huldvolle, zu fichtlich verschüchterte Herr, der, in einer Metropoluniform, nicht nur mit dem Reiher überall anstößt und von der Majestätgeberde des größten Musters nichts abzugucken vermocht hat.Die gewandte, von heftigerem Willen durchwirbelte Dame, der anzumerken ist, daß sie die Rolle der aus Hoheit und Güte, Marmor und Marzipan gefügtenLandesmutter durchaus studirt hat und mit dem Uebereifer der Lampenfieberigen mimt. Königin? IhrAntlitz ist nackt. Sie plaudertund lacht unter Männern. Wieder nichts für den Orient. Der bewundert feinen Essad, den stämmigen Pascha, der ernste Kriegerwürde nicht zu erkünsteln braucht.) Wird nun regirt? Zunächst eine Leibwache, eine Hauptstadtschutztruppe geschaart? Königlichen WillensWalten wenigstens angedeutet? Nein. Theater gespielt, Hostheater aus kleindeutscherZopfzeit; mit Titelkonflikten und Kabinetsstegen desHofmarschalls über den tzofmedikus. Heute heißts, der Fürst stelle sich an die Spitze der Armee (die weder je war noch jetzt ist); morgen, er habe ein „Ministerium gebildet" (in einem Lande, dem noch dieUrzellen staatlicherVerwaltung fehlen; mit eben so gutem Recht könnte ein Bauherr, ehe die Ausschachtungdes Bodens begonnen halböffentlich denFirstwächter,Thürmer,Glöcknervereiden). «Die Fürstin ist von der kernigen Treue des Volkes entzückt. Gestern hat sie nachts in einerGondelgesungen und Zithersaiten gezupft." Will also abreisen, da derOrientnimbus ihrnichts mehr gilt? Nein: die Kinder sind ja erst angekommen. EinUlan aus Moltkes Heer? Nein: der Lancier des Tanzmeisters Laborde; quaärille K la cour. Morgens herrschenHolländer, mittags Italiener, abends Oesterreicher.DerMbret hocktim Konak. Läßt denEpirus vonZographos erobern. Essad verhaften, dann, als eine Römerhosfnung, vis Otranto spediren. Flieht, ohne Schwertstreich, vor einem Bauern» haufen auf ein fremdes Kriegsschiff... EindeutscherGardereiter. Der König sein wollte. »So sind die potsdamer Prunksoldaten!" Iauchzetnichtzu laut; Blender birgtjedes Heer. Und seine Schwadron hätte auch dieserWilhelm furchtlos ins Feuer geführt.

Frankreichs Bevölkerung.

eit zwanzig Iahren ist die Bevölkerung Frankreichs fast stationär geblieben. Sie betrug in Millionen Einwohnern nach den vier letzten Volkszählungen:

1891	38,1
1896	38,5
1901	38,9
1906	39,2
1911	39,6

In der selben Zeit hat sich die Bevölkerung Deutschlands vermehrt:

1890	49,4
1895	52,3
1900	56,3
1905	60,6
1910	64,9

Die Folge ist zunächst eine dauernde Verschiebung des Zahlenverhält» nisses zwischen Frankreich und den anderen europäischen Staaten. Zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten war Frankreich mit 20 Millionen Einwohnern der volkreichste europäische Staat. Das blieb so durch das ganze achtzehnte Iahrhundert. Den Franzosen zur Zeit der Großen Revolution erschien ihre Volkszahl von 25 Millionen ganz erstaunlich hoch. Oft findet man in den Reden und Schriften jener Zeit die Zahl mit einer gewissen Andacht erwähnt: man berauschte sich an dem Gedanken, zu 25 Millionen Menschen zu sprechen, für sie Gesetze zu Machen. Heute erscheint uns die Zahl von, 25 Millionen keineswegs mehr erstaunlich und berauschend. Frankreich hat sie allerdings jetzt weit überschritten, aber die anderen europäischen Staaten sind noch schneller gewachsen. Hier ist die Bevölkerungzahl der wichtigsten Staaten Europas in Millionen Einwohnern:

	1905	1910
Rußland und Finland	115	»
Deutschland	60,6	64,9
Oesterreich»Ungarn	45,4	51,3
Großbritanien und Irland . . . ,	41,4	45,3
Frankreich	39,2	39,6
Italien	32,4	34,7

Frankreich ist damit unter den Großstaaten Europas an die fünfte Stelle gerückt und wird wahrscheinlich immer weiter in Rückstand kommen. Die Folge des Rückganges zeigt sich schon jetzt in der verminderten Bedeutung der französischen Sprache. Sie ist im achtzehnten Iahrhundert nicht nur als Salonsprache herrschend, sie ist auch schon deshalb die wichtigste europäische Verkehrssprache, weil sie die Muttersprache des vierten Theiles der europäischen Bevölkerung ist. Heute ist sie vom Englischen, Spanischen, Deutschen überholt.

Auch Industrie und Handel Frankreichs haben an Bedeutung verloren. Für die Enttvickelung der Industrie bietet der Steinkohlen»«» Hrauch den besten Maßstab. Hier sind die Ziffern für Frankreich und Deutschland in 1000 Tonnen:

	Frankreich	Deutschland
1865	17 741	24807
1835	28962	67096
1908	53821	205 700

Ein ähnliches Bild giebt eine Vergleichung der Ziffern für Ein- und Ausfuhr in Milliarden Francs für den Durchschnitt der Iahre:

	Frankreich	Deutschland
1871 bis 1875	7,1	7,4
1900 bis 1905	8,7	13,4
1910	13,3	20,5
1911	14,4	22,2

Daß hierdurch schließlich auch der viel gerühmte französische Reichthum betroffen wird, der immer mehr auf der Sparsamkeit als auf der Unternehmunglust beruhte, lehrt die Statistik der Erbschaft- und Schenkungsteuern. Die Summe der Erbschaften und Schenkungen betrug in Millionen Francs:

1895	6930
1896 bis 1900 im Iahresdurchschnitt	6869
1901 bis 1905 „ „	6617

Offenbar sind die selben Charaktereigenschaften, welche die Volksverinehrung hindern, auch der Vermehrung des nationalen Reichthums auf die Dauer hinderlich. Das Nationalvermögen Frankreichs wird jetzt auf 280, das Deutschlands auf 380 Milliarden Francs geschätzt. Noch gefährlicher für die politische Stellung Frankreichs ist die Abnahme der wehrfähigen Mannschaft. Die Zahl der Stellungpflichtigen betrug 1907 für Frankreich 286 000 und für Deutschland 539 000. 1929 würde diese Zahl, wenn man das selbe Verhältniß zu den Geburten zwanzig Iahre vorher zu Grunde legt, 269 000 und 594 000 betragen. Die offiziellen Zahlen der Heeresstatistik sind allerdings höher. Sie sind aber mit Vorsicht aufzunehmen. Wie wenig eine Erhöhung der deutschen Friedenspräsenzstärke mit Rücksicht auf Frankreich geboten ist, ergiebt sich aus folgender Betrachtung. Nach dem Statistischen Iahrbuch für das Deutsche Reich, Iahrgang 1912, Seite 330, beträgt die Zahl der von der Aushebungbehörde endgiltig abgefertigten Personen für Deutschland im Durchschnitt der Iahre von 1907 bis 1911 548000. Die Zahl der Geburten in dem entsprechenden Zeitraum zwanzig Iahre vorher beträgt im Iahresdurchschnitt 1840000. Also gelangen etwa 30 Prozent von allen Geborenen zwanzig Iahre später zur endgiltigen Abfertigung durch die Aushebungbehörden. Hiervon beträgt die Zahl der Diensttauglichen in Deutschland bis jetzt 60 Prozent. Für Frankreich wird allerdings die Zahl der Tauglichen auf 80 Prozent

angegeben, jedoch werden bei dieser Ziffer auch diejenigen Personen eingerechnet, die nicht zum Dienst mit der Waffe tauglich sind und 'nur für Hilfdienste gebraucht werden können, ferner Alle, die sich der Militärpflicht entziehen. Das sind zusammen 10 Prozent. Deshalb kann der Verhältnißsatzider unbedingt Militärtauglichen inFrankreich auch nur auf etwa 70 Prozent der zur Abfertigung Gelangenden angenommen werden. Nun beträgt aber die Zahl der Geburten in Frankreich für den Durchschnitt der Iahre 1891 bis 1893 nach Bertillon „I.s Dspopulstion äs ?rsn«s" 857 009. Die Zahl der Abgefertigten würde danach unter Zugrundelegung des selben Verhältnisses wie in Deutschland im Durchschnitt der Iahre 1910 bis 1915 257 000 betragen; sie ist also noch nicht einmal halb so groß wie in Deutschland. Wenn wir nun hiervon wirklich 70 Prozent für unbedingt tauglich rechnen, was sicher hoch gegriffen ist, so könnten in jedem der nächsten Iahre 180 000 Mann eingestellt werden. Das würde bei zweijähriger Dienstzeit eine Präsenzstärke von 360000, bei dreijähriger eine von S40 000 Mann ergeben. Allerdings sind die offiziellen Angaben über die Stärke der französischen Armee höher; es erscheint aber nach den vorstehenden Ziffern zweifelhaft, ob sie der Wirklichkeit entsprechen, und vor Allem, ob sie sich für die Zukunft aufrecht erhalten lassen. Unter allen Umständen müssen die Verhältnisse in Frankreich in der nächsten Zukunft von Iahr zu Iahr ungünstiger werden, denn die Geburtenziffer hat seit den neunziger Iahren des vorigen Iahrhunderts von Iahr zu Iahr weiter abgenommen. 1906 betrug sie 807 000, 1910 nur noch 770 0M. Das würde für 1926 und 1930 eine Anzahl von 170 000 und 162 000 Militärtauglichen ergeben. Für Deutschland würden die entsprechenden Ziffern zu dieser Zeit etwa dreimal so groß sein. Zu ganz ähnlichen Ziffern gelangt auf Grund der selben Erwägungen das Werk von Laurent, Norard und Mercereau, 1,» ?six armes; Paris, Figuisre.

Der Grund der Erscheinung liegt in der Verringerung der Zahl der Geburten. Diese war in der letzten Zeit ganz erschreckend. Die Zahl der Geburten betrug:

1861 bis 1865 im Iahresdurchschnitt 1 005 000
1891 bis 1895 „ 857 000
1909 770000
1911 742000

Die absolute Geburtenziffer für Deutschland betrug 1910: 1924 000. Sie ist jetzt auch rückläufig; aber immer noch gewaltig genug
Obwohl die Sterblichkeit in Frankreich günstig ist (1910: 17,9 vom Tausend der Bevölkerung im Iahr), bleibt daher der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle nur sehr geringfügig. Er betrug 1908 nur noch 46 000. Heute dürfte er völlig verschwunden sein. Die geringe Ver-' mehrung der Bevölkerung Frankreichs hängt auch mit der Einwanderung zusammen. Diese ist in der letzten Zeit von Iahr zu Iahr stärker geworden. Die Zahl der Fremden ist in Frankreich von einer halben

Million im Iahr 1861 auf IV; Million im Iahr 1906 gestiegen. Nach Bertillon wird Frankreich im Iahr 1950 40 Millionen Einwohner ha» ben, davon die Hälfte Fremde. Ist die französische Rasse zum Erlöschen verdammt?

Durch eine Verminderung der allgemeinen Sterblichkeitziffer läßt sich das Uebel nicht heilen. Diese ist, wie bereits gesagt, schon jetzt recht günstig. Iedenfalls ist sie nicht viel schlechter als in den meisten anderen Kulturstaaten Europas. Das gilt auch von der Säuglingsterblichkeit; sie betrug für Frankreich in dem Zeitraum von 1886 bis 1895 im Jahresdurchschnitt 218 von 1000 lebend Geborenen bis zu einem Jahr. Bis 1906 ist sie allmählich dann auf 143 heruntergegangen. Auch diese Zahl ist im Verhältniß zu den meisten anderen Ländern recht günstig. Sie ist sogar noch günstiger als unsere. Erheblich bessere Ziffern zeigen nur die nordischen Länder, namentlich Schweden, wo die Sterblichkeit nur 115 auf 1000 beträgt. Doch ist zu bedenken, daß gerade das heiße Wetter den Säuglingen gefährlich wird. Da Kiefer Umstand sich bei der Natur des französischen Klimas nicht aus« schließen läßt, ist eine erhebliche Verminderung der Säuglingsterblichkeit kaum zu erwarten. Außerdem ist fraglich, ob eine solche Verminderung wirklich eine Erhöhung der Rate der Bevölkerungvermehrung herbeiführen würde; denn gerade die kinderarmen Familien haben die Tendenz, ihre durch den Tod fortgefallene Nachkommenschaft wieder zu ersetzen.

Die Auswanderung spielt in Frankreich als Faktor der Volks» Zahlverminderung kaum eine Rolle. Sie betrug in dem Zeitraum von 1901 bis 1905 im Iahresdurchschnitt 35 000 Köpfe; hierunter befinden sich auch Diejenigen, welche in die Kolonien gehen. Die großen fran» zösischen Kolonien brauchen aber einen gewissen Zustrom aus dem Mutterland.

Auch die Ehehäufigkeit ist nicht geringer als anderswo; sie betrug für das Tausend der Bevölkerung:

1881 7,4
189 l 7,4
1901 7,7
1906 7,6

Sie ist also eher noch etwas gewachsen. In Deutschland betrug sie für den Zeitraum von 1891 bis 1899 im Iahresdurchschnitt 8,2.

Die natürliche Sterilität der Ehe ist in Frankreich nicht größer als anderswo. Iedenfalls ist sie im Lauf der letzten sechzig Iahre nicht gewachsen. Seit 1856 sind etwa 16 Prozent aller Ehen dauernd kinder» los. Diese Zahl ist ziemlich unverändert geblieben, obwohl seitdem die Geburtenhäufigkeit von 26 auf 21 gefallen ist. Sie hält sich übrigens «uch in den anderen Kulturländern ungefähr auf der selben Höhe. Die Wurzel des Uebels liegt also in dem berühmten Zwei» oder Einkindersystem, in der willkürlichen Beschränkung der Geburtenzahl. Als Motiv wird in der Regel die Bequemlichkeit der Eltern und ihr

Munsch, den Kindern ein behagliches Leben zu schaffen, angegeben. Man nimmt an, die Eltern wollten ihr Leben genießen, besonders die Mütter wollten sich durch Schwangerschaften und Kinderpflege in ihrem Vergnügen möglichst wenig hindern lassen; eben so soll das Kind es einmal möglichst gut haben: deshalb zersplittern die Eltern ihre verfügbaren Mittel nicht. Diese Liebe zum Wohlleben und diese Angst vor den Schrecken und Gefahren des Lebens wird meist für eine Frucht der Ueberkultur gehalten. Man denkt dabei namentlich an die raffinirte Lebenskunst der Pariserin. In ihrer Gesinnung sieht man die Ursache der Entvölkerung Frankreichs. Gewiß findet man in Frankreich und namentlich in Paris Kreise, auf die diese Vorstellung zutrifft, aber sie geben nicht den Ausschlag. Man muß bedenken, daß Frankreich auch heute noch ein vorwiegend landwirthschaftliches Land ist. Zwar ist der Antheil der städtischen Bevölkerung von 23 (im Iahr 1851) auf 42 Prozent der Gesamtbevölkerung (im Iahr 1906) gestiegen, wobei als städtisch alle Gemeinden mit mehr als 2000 Einwohnern gelten; dennoch lebten auch 1906 noch 22,7 von 39,2 Millionen Franzosen auf dem Lande und 45,7 Prozent aller Erwerbthätigen gehörten der Landwirthschaft an. Es gab 1906 nur 15 Großstädte mit mehr als 100 OVO Einwohnern, deren Einwohnerzahl sich insgesammt auf SV2 Millionen beläuft; davon kam die gute Hälfte auf Paris allein. Dagegen hatte Deutschland 1905 bereits 41 Städte mit mehr als 100 000, die zusammen von 11,5 Millionen Menschen bewohnt wurden. Die städtische Bevölkerung betrug etwa 60 Prozent der Einwohnerzahl Deutschland. Mit dem Schlagwort von der Verderben bringenden städtischen Kultur ist also das Problem nicht zu lösen; der Kern liegt tiefer: die französische Bevölkerungfrage ist eine agrarische Frage. Das Wird um so deutlicher, wenn man sieht, daß die Volksvermehrung auf st>em Lande sogar noch etwas geringer ist als in der Stadt. Die Ziffer betrug für die ländliche Bevölkerung im Iahresdurchschnitt von 1901 bis 1906 20,65 für das Tausend, für die städtische Bevölkerung 21,05*). Damit unterscheidet sich Frankreich von allen anderen Ländern; besonders von Deutschland, wo gerade die ursprünglich gebliebenen ländlichen Distrikte die größte Vermehrung aufweisen; insbesondere zeichnen sich hier Westpreußen und Posen aus. Dort beträgt die Rate der Volksvermehrung in den Städten 35, auf dem Land aber 43 pro Tausend, also 8 pro Tausend mehr.

Wie sehr die Zahlen in Frankreich von diesen Verhältnissen abweichen, erkennt man erst recht, wenn man näher auf die einzelnen Departements eingeht. Wir nehmen sechs vorwiegend landwirthschaftliche Departements, davon die ersten vier in der alten Guyenne im Südwesten Frankreichs, einer ziemlich ursprünglichen Gegend, und je eins

*) Diese und die folgenden Zahlen sind dem amtlichen Bericht über die französische Volkszählung von 1906 entnommen, der 1909 in der Imprimeris ^'stionsls gedruckt wurde.

in der Normandie und in der Touraine, besonders bevorzugten und fruchtbaren Landstrecken. Da ergiebt sich die folgende Tabelle:

	ländliche Bevölkerung	Geburten-Rate
Creuse. . . .	89 Prozent	19,1
Gers	85	19,5
Lot	86	16,9
Lot-et-Garonne	75 »	15
Mayenne . ,	79	17,2
Eure-et-Loire .	71	17,6

Also ist die Geburtenrate in diesen ländlichen Gegenden ganz besonders gering. Am Tiefsten sinkt sie in dem Departement Lot»et-Garonne. In allen genannten Departements ist sie geringer als in Paris, wo sie (1904) 20,8 betrug. Die besten Raten haben von vorwiegend ländlichen Departements Finistsre (Bretagne) mit 31,7 und von vor« wiegend städtischen Nord und Pas-de-Calais (Französisch-Flandern) mit 28,3 und 30. Genaue Einzelheiten für sämmtliche Departements giebt eine sehr interessante Uebersichtkarte bei Bertillon.

Danach kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Volksver-Minderung in Frankreich mehr in ländlichen als in städtischen Verhältnissen wurzelt. Die nachtheiligen Folgen, welche die städtische Ueberkultur auf die Ehefruchtbarkeit ausübt, ließen sich dort leichter ausgleichen als in dem viel städtischeren Deutschland. Die Vorschläge, die im Allgemeinen zur Bekämpfung des Zweikindersystems gemacht werden, beziehen sich aber fast nur auf städtische Verhältnisse. Man eifert gegen Genußsucht und iSittenlosigkeit, sucht den Vertrieb von iEmpfüngniß hindernden Mitteln zu beschränken, predigt gegen die allzu große iPorsorglichkeit der Eltern für ihr eigenes und ihrer Kinder Wohlergehen, weist auf die Vorzüge einer zahlreichen Nachkommenschaft hin. Die Wirkung ist bisher sehr gering geblieben; denn die aufgeklärte städtische Bevölkerung ist in ihren Lebensanschauungen viel zu sehr gefestigt, um sich durch sozial-ethische Vorhaltungen beeinflussen zu lassen; sie ist auch intelligent genug, sich die Mittel, die sie zur Verhütung der Empfängniß braucht, unter allen Umständen zu verschaffen. In städtischen Verhältnissen dürfte eine Besserung durch irgendwelche Maßregeln sich überhaupt sehr schwer erreichen lassen. Auf dem Land aber muß man ganz andere Mittel anwenden als in der Stadt; denn die Ursachen sind dort von anderer Art. Der Bauer ist meist von raffinirter Genußsucht und Sinnlichkeit frei und an ein hartes Leben gewöhnt. Weder auf seine Frau noch auf seine Kinder wird er übertriebene Rücksichten nehmen; es liegt ihm fern, sie zu verzärteln. Das gilt von der französischen Landbevölkerung genau so wie von der deutschen oder irgendeiner anderen; denn die Gründe liegen im Wesen des landwirthschaftlichen Berufes. Wie wenig raffinirt das französische Landvolk im Allgemeinen noch ist, geht daraus hervor, daß bei ßhm die in den Städten verbreiteten Empfängniß hindernden Mittel, Präservativs und Aehnliches, nahezu unbekannt sind. Bertillons Nm^

frage bei Landärzten hatte das überraschende Ergebniß, daß in der weitaus überwiegenden Anzahl der Fälle, in denen die Kinderzahl künstlich beschränkt wird, als Vorbeugungmittel das bereits in der Bibel (1. Mosts 38,4) geschilderte Verfahren zur Anwendung gelangt. Dazu kommt, daß auch der kleine ländliche Besitzer immerhin leicht ein paar Kinder mehr durchbringen kann. Wenn er trotzdem seine Kinderzahl beschränkt, so müssen dafür andere Gründe maßgebend sein als in der Stadt. Forscht man nun nach diesen Gründen, so drängt sich sofort «in Umstand auf: die Liebe des Bauern zu seiner Scholle.

Man sagt, der Bauer liebt seinen Hof mehr als sein Kind. Die Vorstellung, daß der Hof getheilt und zersplittert werden muß, wenn er mehrere Kinder hinterläßt, ist ihm unerträglich. Der ländliche Besitz ist in Frankreich vorwiegend bäuerlicher Besitz; und zwar entfallen von 5,7 Millionen landwirthschaftlichen Betrieben, die überhaupt gezählt wurden (1892), 4,825 Millionen auf Kleinbesitz von weniger als 10 Hektar — U) Morgen. Die Hauptmasse der landwirthschaftlichen Bevölkerung besteht also aus Kleinbauern, gerade der Bevölkerungklasse, welche die Zersplitterung ihres Besitzes durch Erbtheilung am Meisten furchtet und zu fürchten Ursache hat. Nun geht das französische Erb» recht von dem strengen Grundsatz der Gleichheit aus, die zu den Grund« Prinzipien der Großen Revolution gehört. Danach sollen die Erb» Heile aller Kinder gleich groß sein und es besteht keinerlei Unterschied in der Behandlung des beweglichen und unbeweglichen Besitzes. Dieser Grundsatz wird von der Gesetzgebung des Code Civil für so wichtig gehalten, daß sie ihm über das sonst übliche Pflichttheilsrecht hinaus zwingenden Charakter beilegt. Die Testirfreiheit ist also, wenn Kinder leben, auf einen geringen Bruchtheil des Nachlasses beschränkt. Er beträgt bei zwei Kindern V», bei drei und mehr Kindern nur 1/4 des gesammten Nachlasses (Artikel 913 des Code Civil). Auch hat jeder Miterbe das Recht, Theilung des Nachlasses in Natur zu verlangen. Auch Dies kann testamentarisch nicht ausgeschlossen werden (Artikel 815 des Code Civil). Ieder ländliche Besitzer, der mehrere Kinder hat, muß also befürchten, daß sein Besitz nach seinem Tod zerstückelt wird. Da der Besitz gewöhnlich schon klein ist, so kommt Das in vielen Fällen der Unmöglichkeit einer weiteren Fortsetzung des landwirthschaftlichen Betriebes gleich. > Weil der Bauer Das verhüten will, beschränkt er seine Kinderzahl. Er geht darin womöglich noch weiter als der Städter und hat am Liebsten nur ein Kind. Dies würde offenbar anders werden, wenn er die Möglichkeit hätte, nach Art der Majorate seinen Grundbesitz nur einem Kind zu überlassen und die übrigen abzufinden. Daß die Furcht vor der Zersplitterung des Grundbesitzes das Hauptmotiv des Geburtenrückganges anf,,ö6m Lande ist, geben die meisten Schriftsteller an, welche sich mit der Frage beschäftigen; auch Bertillon steht auf diesem Standpunkt. Er beruft sich auf die Aeußerung eines Arztes mit großer Landpraxis in der Beauce, der sagt: „Wenn man mit den Bauern der Beauce zusammen gelebt hat, kommt man zu dem Schluß, daß es nur ein Mittel giebt, um die Geburten-

zahl zu heben: die Testirfreiheit. Alles Aebrige,xrschH»l Zti^bedeu» tunglöS. Aber^Mse^efo^ni^werden wir niemals erreichen. Denn zu diesem Zweck müßte man die Axt an die Wurzeln des Code Civil legen und zugeben, daß wir seit einem Jahrhundert, der^MMHeit den Rücken keMk'.'->^.«—

Die Beauce umfaßt im Wesentlichen das heutige Departement Eure-et-Loire tn MNtelfranrrekch, das 77,7 Prozent ländliche Bevölkerung hat und eine Geburtenziffer von 20,8 pro Tausend aufweist.

Von besonderer Beweiskraft für den Einfluß des Erbrechtes auf die Geburtenzahl der landlichen Gemeinden sind die Verhältnisse in Fort Mardyck (Nord), einer Gemeinde bei Dünkirchen. Sie wurde im siebenzchnten Iahrhundert von Ludwig dem Vierzehnten nach dem folgenden Grundsatz angelegt: Iede Familie, die sich niederläßt, erhält, falls einer der Ehegatten in der Gemeinde geboren ist und falls der Ehemann zur Marine geht, A Ar Land zum Nießbrauch und außer« de'm das Recht der Netzfischerei am Strande. Zu diesem Zweck ist die Gemeinde mit 125 Hektar Land ausgestattet. Der Nießbrauch ist vererblich, doch ist die überlassene Landstelle nicht theilbar; sie ist auch unveräußerlich und unverpfändbar. Die Geburtenzahl in dieser Gemeinde betrug 1906 43 für das Tausend der Bevölkerung. Etwas Aehnliches existirt in der Gemeinde Fouesnant (Finistsre). Hier besteht der Brauch, von großen Grundbesitzern „I^uäss", moorartige unkultivirte Landstriche an der See, auf lange Zeit zu pachten und darauf eine Familie zu gründen. Da sehr viele „I^näss" billig zu haben sind, werden dort viele Ehen geschlossen nnd diese Ehen sind kinderreich, da es sich nicht um Eigenthum, sondern um eine Art Erbpacht, verwandt dem englischen I^ssss, handelt.

Die Verhältnisse in diesen bevorzugten Gemeinden bestätigen aber nicht nur den Einfluß des Erbrechtes auf die Volksvermehrung, sie lehren noch weiter, daß eine Reform des Erbrechtes begleitet werden müsjte von Maßregeln zur Erleichterung der Beschaffung neuer Landstellen, also von einer Anfiedelunggesetzgebung. Richtlinien für eine solche könnte man wohl aus der Verfassung von Fort Mardyck entnehmen; man könnte auch auf das „Preußische Gesetz betreffend die Schaffung von Rentengütern" (vom Iuni 1890) hinweifen. ,'

Wenn nun auch die Wichtigkeit des Erbrechtes von den meisten Schriftstellern, die das französische Bevölkerungproblem behandeln, anerkannt wird, so ist doch auffallend, ldiaß keiner energisch eine Aenderung des bestehenden Zustandes fordert. Charakteristisch ist in dieser Beziehung die schon erwähnte Meinung des wackeren Arztes in der Beauce, der es für unmöglich hält, zuzugeben, daß wir ein Iahrhundert lang auf Irrwegen gewandelt sind. Man rühmt zwar die deutsche Einrichtung des Anerbenrechtes und der Höferolle, die ermöglicht, den Bauernhof ungetheilt einem Erben zu hinterlassen (Preußisches Gesetz vom zweiten Iuni 187«), aber man findet kaum irgendwo den Wunsch ihrer Uebertragung nach Frankreich. So tief ist der Respekt des Fran-

zosen vor der Heiligkeit her liberalen Dogmen der ReNoKltmn, daß er es einfach für unmöglich hält, sie zu beseitigen.

Die Testirfreiheit und die Abschaffung aller Bindungen des ländlichen Grundeigenthums ist eben so liberal wie der Widerstand gegen die Einkommensteuer oder die Arbeiterschutzgesetzgebung. In allen diesen Punkten geht die französische Gesetzgebung viel zaghafter vor als irgendeine andere in Europa. Statt hier ihre Energie Zu versuchen, verwendet die französische Politik ihre Kräfte auf den Kampf gegen die „Pfaffen'^der bei ber liberalen IntelligeM.MMer.^o^HW^K Mm schenkt die ganze Presse Europas ungetheilte Sympathie und Aufmerksamkeit. Die Verweltlichung der Schulen, die Inventarisirung des Kirchengutes, die Austreibung der Orden wurden als Großthaten gefeiert. Diese Dinge füllten die innere Politik Frankreichs im letzten Iahrzehnt aus. Inzwischen nahm das Bevölkerungproblem immer bedrohlichere Form an, ohne daß Ernstliches dagegen geschah. Auch dachte kaum Iemand daran, daß die immer weiter getriebene Zersetzung des religiösen Geistes dem Geburtenrückgang förderlich war; die Geburtenzahl ist ja noch am Größten in frommen Gegenden. In Frankreich ist die Bretagne ein Beispiel hierfür. Zu einer Aenderung der Erbrechtsgrundsätze im Sinn der Bedürfnisse des ländlichen Grundeigenthnms hat keiner der antiklerikalen Erben von Robespierre und Saint-Iust genug revolutionäre Energie aufzubringen vermocht. Hier bleibt die französische Gesetzgebung unfruchtbar und doch wäre durch eine energische Reform des Erbrechts, verbunden mit Maßregeln zur Förderung der inneren Kolonisation, viel zu bessern.

Mit der Civilisation wächst die Durchschnittsdauer des Lebens und unter günstigen Umständen wächst damit auch die Möglichkeit der Bevölkerungzunahme. Hochbegabte Eltern haben selten großeNachkomimenschaft,während dieMenschen der mit einfachenArtenderHandarbeit beschäftigten Klassen einen schnellen und beträchtlichen Zuwachs zeigen. (Wallace.) Millionen müssen gebildet werden, damit man einzelne Hochbegabte erziele, in deren Leben die Blüthe der Menge sich entfaltet. In den nach den verschiedensten Richtungen und Weisen vorwärts getriebenen Millionen leben die unbekannten Sprossen, aus denen sich das Höchste gestaltet. (Radenhausen.) Wir sehen leider, daß die Masse der Gesellschaft sich aus den untersten Klassen rekrutirt; die den Oberklassen Zugehörigen heirathen entweder nicht oder erzeugen in der Ehe nur wenige Kinder, (Hiram M. Stanley.)

5

Rechtsanwalt Dr. Kurt Rosenberg.

Selbstanzeigen.

Doktor Bürgers Gnoe. Letzte Blätter eines Tagebuchs. Insel-Verlag in Leipzig.

Ie reicher ein Mensch in seinem Innern ist, desto gebieterischer wird er das Recht fordern, sich selbst zu besitzen. Das heißt: sein Wesen rein, frei, unvermischt zu bewahren. Einfältigen frommen Seelen, Heiligen, großen Dichtern und Kindern ist dieses Glück verliehen; sie sind frei schwebenden Wassern vergleichbar, die ihre göttliche Kugelgestalt nie gänzlich verlieren. Denken wir uns nun einen jungen Mann in dem Alter, wo er seine Herzens- und Sinnenfülle soeben mit Entzücken entdeckt hat, plötzlich in einen bürgerlichen Beruf hineingedrängt, der ihn Tag vor Tag zwingt, wahllos mit Bittenden, Hilfebedürftigen jeder Art zu verkehren, an ihren Geschicken den innigsten Älntheil zu nehmen, ja, Verantwortung für sie zu tragen, so wird ihn wohl anfangs die ungeheure Lust, zu helfen und zu heilen, völlig berauschen; er wird vielleicht den Träumer belächeln, der er kurz vorher war. Das kann aber nicht ewig dauern. Viele fremde Willen suchen ihn! unmerklich von seiner Bahn abzuziehen, fremdes Unglück, fremde Krankheit und MißgestM, fremde Lüge wohnen sich heimlich in ihm ein, fremder Kleinsinn ermüdet seinen Glauben, fremdes Glück dagegen kann ihn nicht erlösen; denn nicht Mitfreude, sondern Mitleiden wird ja von ihm verlangt und ohnmächtig bleibt sogar fremde Liebe, die ihm auff seinem Wege begegnet; er darf keine Zeit für sie haben. Er wird zuletzt eher bei hundert Anderen zu Hause sein als bei sich selbst, >Ie mächtiger das Gefühl seines hohen Ursprunges anfangs in ihm war, desto banger wird ihm allmählich werden. Und wenn ihm die Philister sagen, das Wichtigste bleibe stets, dem Leben gewachsen zu sein, so wird er sich vielmehr fragen, ob die Seele nicht viel zu herrlich sei für solch ein dumpfes, ohne Einklang abschnurrendes, an Tausende verspieltes Leben. Iedem, den diese kurzen Andeutungen an sein eigenes Schicksal gemahnen, seien die Tagebuchblätter des jungen Doktor Bürger ans Herz gelegt.

Passau. Dr. Hans Carossa.

>»

Das Niesen der Doppelten Buchführung. K. I. Wytz, in Bern.

Vor den Lichtseiten erst einige Schattenseiten des Buches. Ihm fehlt die Vorrede. Das ist für Alle, die es nicht lesen, aber rezensiren möchten, um so schmerzlicher, als es wegen des streng organischen Zusammenhanges seiner Theile eindringlich gelesen, förmlich studirt werden will. Als Autodidakten-Arbeit ists gemeinverständlich geschrieben und mag deshalb wissenschaftlich verdächtig erscheinen. An Positiven bietet es: die Lösung des wichtigsten Problems der Doppelten Buchführung, das seit der Entstehung dieses Rechnungsystems im Zeitalter

der Renaissance alle Literaten, die klügsten Schüler dieser Disziplin und so viele Laien beschäftigt hat. Für die Rubrikenbezeichnung Soll war ein Ersatzwort zu finden, dessen Sinn in allen denkbaren Fällen sich selbst gleich bleibt. Der gefundene neue Ausdruck und sein Korrelat scheint berufen, an die Stelle von Soll und Haben zu treten; wenn „S" und „H" als Schemen noch eine Weile daneben stehen bleiben, ists kein Unglück. Andere Fragen, die das Buch beantwortet, sind die nach dem immer noch strittigen wesentlichen Unterschied zwischen Einfacher und Doppelter Buchführung, nach der psychologischen Entstehung und der buchhaltungtechnischen Bewerthung der berühmten Gleichung, die es offenbar war, um deren willen Goethe die Doppelte Buchführung als „eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes" gepriesen hat. Zu den Forschungergebnissen gehört auch der Nachweis, daß es noch nicht bekannte Typen Doppelter Buchführung giebt. Bei einigen dieser Typen, die auch für die buchhalterische Praxis in Betracht kommen, ist die Summe der Sollposten nicht gleich der Summe der Habenposten. Die Gleichung ist danach also nicht ein wesentliches, sondern nur ein zufälliges Merkmal des Begriffes Doppelte Buchführung. Schließlich wird eine Reform des ganzen Buchhaltungunterrichts empfohlen; nach einer Methode, die ans Wissenschaft kommt.

München. Dr. Paul Reminghaus.

Veutsche Renaissance. Zweiter Band. Leipzig, Nenien»Verlag.

Gleich dem ersten Band meiner zu einem Ganzen gefügten Essays will auch der zweite auf manche Schäden im Deutschland von heute hinweisen; aber auch er will ein Neues und Positives empfehlen: eine Schwenkung fort von den Ideen des Im» und Expressionismus in Kunst und Leben zu einer Herausarbeitung geschlossener statischer Ideen, die, im Gegensatz zu dem verworrenen und verwirrenden Vielerlei des unruhigen und nervösen Oszillirens in allen Dingen, auf die großen und ewigen Grundgesetze des Lebens gegründet werden. Die einzelnen Themen der Essays sind nur äußere Hüllen um den tieferliegenden Kern. Sie scheinen oft vom Gestern zu erzählen, aber sie suchen das Morgen, das im Gestern bereits vorgebildet ist und nun aus ihm herausgehoben werden müßte. Paul Friedrich.

Maöame öe Stael: Ueber Deutschland. Ausgewählt und mit einer Einleitung versehen von Paul Friedrich. Weimar, Verlag von Gustav Kiepenheuer.

Napoleon ließ das Buch, das die Stasl geschrieben hatte, kon» fisziren, einstampfen und die Verfasserin aus ihrem geliebten Frankreich verbannen. Aber" vernichten konnte ers nicht; es schlief drei Iahre (von 1810 bis 13) und erschien gleichsam wie eine „verspätete Weissagung", als sich Deutschland erhoben und einen gewaltigen

Schritt vorwärts gethan hatte (Goethe). Nur in Dingen, die hente fast belanglos sind, steht die Stasl unter Schlegels Einfluß. Ihr Urtheil über Preußen und den großen Friedrich, über die Vorläufer der Weimaraner, über Kant und Fichte zeigt, wie selbständig sie im Wesentlichen war. Und sie schrieb aus dem innigen Wunsch heraus, zu verstehen und zu entschuldigen. Diese erste größere, mit trefflichen Kupferdrucken gezierte Ausgabe soll das Ehrendenkmal einer guten Frauenthat sein. Paul Friedrich.

Z«r Mntter. Gedichte. Verlag von Karl Reißner in Dresden.

Als die lachenden Marquis
der Fontaine leis Gelächter
überjauchzten, promenirten
die Bourbons und Medicis,
Frankreichs königliche Töchter,
liebelnd hier und intriguirten.
Giebt der frühlinghaft besonnte
Springquell sich mit Kling und Lichtern
an die herben und die füßen
dunstig blauen Horizonte,
wo mit göttlichen Gesichtern
freudig weiße Wolken grüßen.
Immer wogt das Fest im Garten.
Blsriots schwirren, kühne Drachen,
zwischen Blau und Wipfelgrün.
Trillernd schmeichelt Kinderlachen
ihnen nach in lauter zarten
Wellen auf des Lüftchens Fächeln.
Heitere Götterwolken ziehn,
Marmorbilder stehen und lächeln.
Bin auch Bruder und geladen
zu den festlichen Gestaden,
zu den Wolken, zu dem Teich,
zu den Kindern und Kaskaden.
Eins nur gieb mir von den vielen
Lichtern, die Dich überspielen,
königliches Frankenreich,
königlich von Volkes Gnaden.

> Georg I, Plotke.

Börsenwetter.

ie Seele der Börse ist ein komplizirtes Ding. Die Wirkung eines Wortes, eines Vorganges auf sie hängt von der vorherrschenden Laune ab. Wenn die „Contremine" das Feld beherrscht, wird Alles als Baissemotiv verwerthet. Ein Beispiel lieferte die Erkrankung des Kaisers Franz Ioseph. Als die Berichte aus Schönbrunn besser klangen, erwartete das Publikum auch eine bessere Börsenstimmung. Sie kam nicht. Auf die verwunderte Frage, warum der Druck nicht weiche, erhielt man die Antwort: „Die Unpäßlichkeit des Kaisers ist noch Baissemotiv/ An solchen Zagen verliert die Börse das ernsthafte Aussehen und erscheint wie ein Hazardlokal. Dann wird eben nur gespielt. .Und geben die „Leerverkäufer" den Ton an, so ist mit ruhiger Erwägung erst recht nichts anzufangen. Wenn die Geschädigten ein stärkeres Gedächtnis hätten, gelängen nicht so viele Ueberrumpelungen. Auf die berühmten Dividendenscheingeschäfte im Phoenixrevier fallen nervöse Leute immer wieder hinein. Im Mai beginnt der Handel mit dem Coupon der Phoenixaktie. Hoch oder niedrig, je nach der Konjunktur. Meist s la bäisss, da die Taxen, die als Anregung dienen, in Gegensatz zum wahrscheinlichen Resultat gebracht werden. Auf solchen Kontrasten beruht das ganze Kunststück. Diesmal begünstigte der schlechte Geschäftsgang die Herren Gegenspieler. Der Phoenix hatte im Vorjahr 18 Prozent Dividende bezahlt; für 1913/14 rechnet man auf 14 Prozent. Aber die Börse ging unter diese Schätzung und setzte die Dividendenzettel zu 12 Prozent um. Das Publikum wurde nervös, als es sah, wie der Kurs ins Wanken gerieth, verkaufte und arbeitete den Baissiers in die Hände. Erst nach einer beruhigenden Erklärung der Verwaltung wich die Angst. Aber Mancher konnte den Verlust, den ihm der Verkauf der Aktie zum niedrigsten Preis brachte, vermeiden, wenn er auf den Trick mit dem Dividendenschein nicht hereinfiel.

Noch schlimmer ist es natürlich, wenn Entschlüsse und Launen fremder Spekulanten das Schicksal einer in Berlin notirten Aktie bestimmen. Siehe: Naphtha-Nobel. Im Wonnemonat Mai ein Kursverlust von mehr als 40 Prozent. Hatte ein Unglück die Gesellschaft betroffen? Nein. Die Dividende wird von 22 auf 24 Prozent erhöht und dem Ertrag droht nicht die kleinste Gefahr. Daß die Naphthadreise schwanken, ist kein Grund, die Chancen niedriger einzuschätzen; der Preis der Rohmaterials scheint ja steigen zu wollen. Baissiers nützten ein Gerücht aus, das von einer bevorstehenden Kapitalserhöhung sprach Bei einer Aktie, die zu 400 Prozent notirt wird.wäredie Ausgabe neuer Stücke keine Gefahr; und das Bezugsrecht immerhin schätzenswerth. Aber es war überhaupt nicht so schlimm, wie die Spekulation posaunt hatte. Die Gesellschaft hatte nur für den Fall des Bedarfes die Genehmigung zur Ausgabe neuer Aktien in den nächsten Iahren «rbeten. Trotzdem blieb der Kurs in der Tiefe; nur die Petersburger Börsentendenz ließ ihn nicht steigen. Die Bemühungen um den

anglorussischen Petroleumtrust hatten der Naphthagesellschaft in neuen Glanz geholfen. Da aber an der Newa zügellos spekulirt und die Tragfähigkeit der Engagements nicht erwogen wurde, kam die Reaktion: und wiederum machte der Kurs in Berlin die Petersburger Sprünge mit. Und in diesem Fall fehlt sogar der Trost, daß noch Leute sichtbar sind, die das Papier zum Einführungskurs (207,50) gekauft und in den inannichfachen Wandlungen des Börsenwetters behalten haben.

Paris hat auf die Burgstraße nicht so arg wie Petersburg gewirkt. Man läßt sich die Morithaten gern erzählen, sieht in der Schwäche der pariser Börse ein Friedenssymptom und meint, wer in Geldverlegenheit sei, werde nicht an Krieg denken. Die französischen Bankhäuser sind mit unverkäuflichen Papieren überlastet. Die Kundschaft holt ihre Effekten und Bareinlagen zurück und bringt die Banken in eine Lage, die der aus New Vorks Krisenzeit bekannten ähnelt. Henri Rochette,der imExil dieVerjährungseinerGeniesündenabwartet,wollte der staunenden Welt beweisen, daß andere Finanzmänner nicht besser seien als er, den man als Schwindler verschrie, und rechnete den Landsleuten vor, was Frankreich durch faule Emissionen verloren habe. Zehn runde Milliarden. In der selben Zeit, sagt er, haben die Deutschen fünfzehn Milliarden verdient. Wie solche Offenbarungen auf die durch Steuerprojekte und Börsenlaunen gereizten Nerven eines erregten Volkes wirken, kann Ieder sich denken. Uebertreibung ist immer thöricht. Wahr bleibt aber, daßFrankreich zu vieGeld verliehen, die Spekulantenneigung zu exotischen Papieren nicht gehemmt und dadurch das Kapital festgelegt oder verläppert hat. Diese Thatsache konnte natürlich berNnerBörsianer nicht schrecken; hat manchem wohlVergnügen gemacht.

Verdruß bereitete Zdas Ergebniß der Perhandlungen »über die österreichische Südbahn. Als das vorletzte Sanirungprogramm veröffentl^icht worden war, glaubten die Aktionäre, das Morgenroth einer hellerlen Dividendenzeit zu sehen. Die Lombarden, hoffte man, erwachen zu neuem Leben. Wie sich die Dinge im vorigen Iahr entwickelten, habe ich hier geschildert. Hart stießen die Wünsche gegen einander. Die Aktionäre fanden den Muth zu neuer Begehrlichkeit; und die Besitzer der Obligationen wehrten sich gegen die Opfer, die ihnen zugemuthet wurden, oder suchten, zum Schaden des Aktienkapitals, für ihren Vortheil möglichst viel herauszuschlagen. Die Parteien wurden also nicht einig. Eins aber blieb: der Hausseschein, der die Lombarden erhellte. Das billige Papier wurde in stattlichen Posten gekauft. Die Wiener gingen natürlich besonders kräftig ins Zeug; aber auch Berlin frischte den alten Glanz der Lombarden wieder auf. Der höchste Kurs, der im Vorjahr notirt wurde, lag 10 Prozent über der Notiz der letzten Maitage dieses Iahres. Das ist bei einem Papier von der Billigkeit der Südbahnaktie keine Kleinigkeit. Das Publikum wurde tüchtig animirt und gab sich dem Reiz einer „Achtzigmarkaktie mit Dividendenchance" willig Hin. Die Sanirung der Südbahn ist endlich gesichert; aber die Aktionäre begrüßten das Resultat nicht froh; sie hatten schon für dieses

Jahr Dividende erhofft und hörten nun, daß noch ein paar Iährchen
vergehen können, ehe die Lombarden wieder Frücht« tragen. Der wiener
Kursrückgang wurde in Berlin schmerzhaft nachempfunden. Dabei ist
durch das Reformprogramm aus einer Aktie, die man kaum noch ernst
nahm, ein Werthpapier geworden. In engen Grenzen, aber mit ge-
sicherter Zukunft und besserer Aussicht als der, ein Tapetenpapier zu
werden. Dieses Schicksal wäre den Lombarden beschieden gewesen,
wenn der Staat sich der Bahn „angenommen" hätte. Eine Verstaat-
lichung im schlimmsten Zustande des Unternehmens hätte die Aktionäre
jeder Entschädigung beraubt. Diese Gefahr ist beseitigt. Uebernimmt
der Staat jetzt die Bahn, so muß er mit der durch die Sanirung ge-
>schaffenen Lage rechnen und den Anspruch der Aktionäre anerkennen.
Das Ergebniß der Verhandlungen ist, abgesehen von dem finanziellen
Erfolg, auch eine technische Leistung. Die Obligationen der Gesellschaft
sind über einen Erdtheil verbreitet und deshalb nie zu einer absoluten
Mehrheit zu sammeln. Schriebe das Gesetz vor, daß wichtige Beschlüsse
nur von solcher Mehrheit gefaßt werden können, dann wäre die Soni-
rung der Südbahn unausführbar gewesen. In Deutschland werden die
Rechtsverhältnisse der Obligationen durch das Gesetz über die gemein-
samen Rechte der Besitzer von Schuldverschreibungen geregelt. Erst jetzt
bemüht man sich, die technisch unzulänglichen Vorschriften zu bessern
und besonders die für die Majorität geltenden den veränderten Lebens-
bedingungen des Effektenkapitals anzupassen. Wie nothwendig diese
Reform ist, lehrt die Geschichte der Südbahn. Daß die größte euro-
päische Privatbahn das freudlose Dasein einer verdorbenen Gründung
führen mußte, war ein dunkler Fleck in den Annalen des Aktienwesens,
Die Besitzer öer dreiprozentigen Südbahnprioritäten haben ein Opfer
gebracht, das als eine Chance für ^>ie Aktionäre darzustellenwar. Natür-
lich kann sich erst später zeigen, ob die neue Polsterung stark genug ist,
um alle Lasten zu tragen. Vielleicht wäre das Schicksal der Südbahn
noch nicht entschieden worden, wenn Paris nicht seine eigenen Sorgen
gehabt hätte. Das war lange die Stätte des hartnäckigsten Wider-
standes. Noch 1911 wurde versucht, die österreichische Regirung zur
Intervention zu treiben: mit der Drohung, den ungarischen Papieren
sonst die pariser Börse zu verschließen. Die Drohung blieb wirkunglos,
weil die wiener Regirung nicht das mindeste Interesse hat, den Bestand
der Südbahn als Aktiengesellschaft zu fördern. Ie schlechter deren Si-
tuation ist, desto leichter kann der Staat ihr Schienennetz «werben. Die
französische Opposition hat den Kampf aufgegeben. Das Komitee der
Obligationäre ist für den Sanirungplan eingetreten und hat damit das
Schicksal entschieden. Fraglich ist, ob die Erfahrungen, die Frankreich
mit den Südbahnpapieren und anderen ausländischen Obligationen
gemacht hat, seine Finanztaktik ändern werden. Die Republik rühmte
sich, der Bankier Europas zu sein. Was wird geschehen, wenn sie eines
Tages auch den Freunden den Geldschrank schließen muß? Ladon.
Hcrausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Darben in Berlin. -
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pag « Garleb G, m. b. H, in Berlin,

Vilöunger)(elenenquelle
llütter uuck Linker in üer Lnt'viekelunA ist sis kür'ckev TuoeKensu^su v«a
191Z LesucK: 14,664 Personen. Verssnä: 2^78,876 klsscken.
k«r,tl. Vilck«»ser ttinerslquellen, Läzck VUck«ns«n 4.

i.V«ie« - sie«
Export naon allen Weltteileri.
Uders» KSu«i«K

?r. 37.
— Z>Ie InKuntt. — 13. Juni
Z(leine8 bester.
Sonnsdonil, K UKr:
S«mit»g, Sen 14, ?uni, unS UontsA,
JettoKen Sebent!
Zileiropol-bester.
«b,nv, » Unr:
m« I?ei»s UNI «Ii«
MlrolMllltt
.: M »et::
prvllllVvIlö vsmen kdtsilung
^.Ileldeuälieli:
limi.tl«iik.
I^nter 6en Idiotien 4ö
«Sit« un«> «srms «UkKe.

Se°rg«ns>r«»e 22 23 <Ku»»K«N«r X«k> gegenllb.S,, r>i««,rick«tr,
20« «immer vvn 1,1, S,<X> sn, mit !>Nsm «omsort n. relevnon in ^«Ssm «immer —
?r»I>2 üiieds — Osienvers, Svupers !>I, 3,00 — ö, I» ri^rte m müssi^en ?r«,ssi,,
-^^^ Nei,r!. Lsrten lerrssss, ^Iilorsilo Im »er!«» Serün»!
»»uK«It: « >I»»«lK»«r »isr v»»
V»rn»Kmes »estsursnt. luxuriöse ssestsäle. Intime KKenll «lisiK,
«eus Motivn: «i>K. «r>»US«.
Seliedtestes von «!er besten Oese»,cn»N devorzurt« «sr^seed,«. ZZ500 Se'
sucKer. r»m»i»»dl«ler. QrSLtes>V«mb»äen,usmitInnaI»t«rium. rierrllcn«?
Str»nck. LtirKster WeliensckIsk. OrnLsrtiee vllnenlslnckscnskteo. Sport.

Die k<«»sn.^t»<Zt im
VrlnKKur», »ecllumneltlve «venselk?n»r' II l.uN,eI,I«,t«tIen. »«r»l»I,n ?rs°Ktv«i,g
me», veltdei oKmt eis kleilmittel gegen II ^usStlge — Reitweg« — lZolk—'rennis—
Linkt, liKeumstlsniu» uoci X»,tarrKe, II »egll — ?i«ederei ^ IKester— üonisrt«.
Ser Xtmungsorgsne et«, ReKonvsles' I reulscne KunsieusstsIIung. Krette» msnr'
»ev«, NnUKertrokri'oe LsSeanstsIten. In» II tiigiges linktest >n> August und Sep>emder.
Kvlstor^ium «»omni gue» eminitoriiim. II Intern»!, ?t»r>lioi>»n»«n ZI —R «.uguet
^> Das üurKsus unS Sie Säcker »inü vsdreixt ckss g»»2«n ^».Kres geSlknet
> > ^»je»eKmer VoKaort wr ck»»,r»cke kiieSerI»»»u»<. > <
Ausklmkt unS ProspeKte Kostenlos vom StiiStiseden VerKeKrsburesu.
ö.o«Z«rner Xomkort i Zivils preise
—— ?K»i»m»Id»IIv«n»t»It Im
„Ssgins"
p»mllieii»rlötel vornenrasten inmitten
ÖonversationsKsuses in LsSens »eKünster Legenck
gelegen, Oer präeKtigen ^ussivlit ^vegen desonaers gesvKKtet. >lle veuieltll K««
LlnrleKtungen. Illustrierte ProspeKte 6urcK Sen Lesit^er ^. Uxpert.
KurKkus 8eKlrmKos, Salle» Ssile«
Srober?»rK SireKt sm XV»ISe gelegen, tZentr.IIei^ung, 2» Ainuten v. S. Ltsxlt,
Lleetr, IZnKnverblnaung, Tel, 143. Les, ll. /»dler. ,
ttote! u. ösäksu8 ?sk>»ing«i» II«? KuKig, vornskm
nsusosn, Ser?rinKusIIv, Eigene Seile«n»t«ltm!t Illrellter ^uleüung «!e»1'ner^»l«»ssers
«en «Ier ttiuptquells. — l>ravkt?. ^roöer k>», K in, Spislpl» /sn u. Terr^ss, ^,»»«7 Tennis,
XKSig» preise. — lillnstiie pensiersbeckingungen, l>ros p, üur VerMg, 2entrs»is>!ung
neu» I. IZsnges In bester Kurlsge.
Labien? ll. ZlK.
^llW Klier« - ^dleiver Hil^
V>/»ItbeK«ii>i>t»» V«,»»»««»» «»11» mit »II»» »»Itg»in»»»»i> kl»ii»i»»i>>»i»
I. ?an.ilisodots> S. StsSt, in vor.
garten, l9l2 S, I^«nt>»u usasnt.
r«stsiUs, vir.r.lZ. l'Isenmenger
1/' I ^ i^II ^ I III ^«llerb,Uau8«,«,,tt»ng. U«nKv,«iinst>
I< ILO^lii^ I . klt^^I QI^I ^»S« "« Glitte pcI«t»6tlSlbsrksI«I, gg.
^IXttlöOI I^II^^I ^^^?^p^r.^>!°nrersn!.u.Xu».

lkzjsoklins ÜZl! kmr cwbdStsI lie8 Ve>m!8elud8. I»r.
ImiiblllUI Lull Lr«tKl«s. Se«t»ur»nt. glelcker Sestt,:

«t«.>. 2 Werste. ProspeKte, S»n,üst vr, Lellnorn, Xervens^t^ 8»,,, Rat vi, »«», 2,
Vereins. I. ttaus zm
?>st!e. Vonienm«
Veinreswursnt. Konkerene'AIe, InK, VV.
«, ,,WW,V>, Veinreswursnt. «onk»ei».S
back ZlomKurg
«liki^sr ^iikentKslt, lür ^Sistigs ^rbsitsr gsei^ve!,.
««In : UStel Continental K^«'
l/^Xl« L», HU^^^I SM vom, erstes t^ämilien'ttStel.
s ° Hotel Montans
tterrlicke I^sge. ttsus I, lZsnges
d00 Seiten
moderner
Komkort
»< W? « RR c:«Kr»«l«r »»»»«
'«Qf von «ottsneß
IM>W
liötel ^tüncnens. Vornenme, völlig runige l^ge
ctsr, f. geistige Arbeiter geeign. Qrösst. Komkort
M>UUU IIVOMl^ ^ Osn? neuer prscntbsu. OireKt. ^rnst lonnckors
Zk«i>««H,«Z«, » ZkK klülel NollSuäisOder Not
8lrs«burg i. L. Ke8tsursiit 8org
Oss vornekmsie XVein'Kestgursnt Ser Ltsctt.
<IM > ^ > > ^en«L, mvSeru ein^erickteies Usus. lilikige I^sZs.

'Z Zun, Igtt.
klk. S7.
— Nie ZuKunsl.

v MM
Kgl. Süvii». rlisen', IVIooi>» unil Ivlinei>sibscl mit Ln»»»»t«rt»»>,
bei'IIlimtei' ölsubei'ssizquslie. iiOsiIiKv.msclisn. Institut, HinrieKtungin
f0l> r>va>ot>isi>spis us«. Lrossss I.uttbskt mit 8vn«immtsicti«n.
SSV », s. s. A,, Ae^enVivSe i?es«Kül«t, Inmltlsn susgsciecknter «siöunzei, uvck r^rK'
!tnl»ßev, ^,6, I^inle I^eipiiZ rZger, - Ilesueiier«»«! st^ncki,; vsedseva, i, Zt, 17-1 g OK»,
Saiso»: I. ilsi bis 30, September, 6^nn «Intsrdetrisb, 18 Xerste, 2 Xe»tivueQ.
Kvi xrsusnkrsnlikeltsii, aligiineinen Le>i«iieKsrllstiik,iIsn, Sliitsrinu«, SlelvKiuent,
X»«lslitsn ^errsiriKurev), ErKranKungen äer VeriI»uungsorg»iis<Verstopkurig),
aerkiierenuvckSsr lieber <2u«KerKr»nKdeit),?slt »ibigkeil, Linkt »ÜKeumatismiis,
K»r«»»lelil«v, I^tdmuvgen, liisuiiaten, «ui K^cKdeKuncklung von Veriet^usgev.
speKte unS Vodvunlzsver^eiodvis postkrei ckureK Sie Kgl, SaiIvÄIr»KU»n.
vrunnsnverssnil ÄureK ei, »«nrensrioiiisks >n vreiclsn
Sallensteät-I>ar2
Sanatorium
kür Uer»l«!cken, X«I«rav«rll«lKuniz, Vorckauun^»» uv«> ktteren»
Icr»«Kd«It»«, pr»u«»le>«I«i», pettsuekt, TucKsrruKr, Ii»t»rrde,
I^Ksu»», ^»tdm», PlervK»« un«t LrK«lu„k»d««Ii>rtti^«.
0iitU«:K, Xv»t»It M? »,»»»« »AG«, I „ AI »,,» » Mr »»» pdv»iK»Ii»eK»v
vrlit veuerbsutsra « » "> »eillnetK«6e» in
KSe»»t«r VollevSuvg unck V«I>»tS««tigKeit. HiUier«» Suren ProspeKt«.
1
tt» Lettes /er tttlKel^^eKtr I^°dt> ?»K»t»KI
I
«II»».
kerieiikeise>i «»ek llem Horlle»
mit Svr
„?Kstts" l!ö8 ÖZtei'i'öioKiLeKön!.Io^
VI». ,,2»eit« ki«rSI»«Ss»drt: H»«K Sem ViKingerlklnSe"
v^om II, ^>^8l, Zluli, — Von XmsterSam Uber XvperwiK^ OsternvvlK, Ssbö, die,
vr«ntKeim^N«I^,i^oen,L»IK«Imen,llster, öückvvangen, Lergen,X«^er'viK, Uel,
IX. „vritte K«rckls»llksKrt! I^seK Spitzbergen unS Sem ewigen IZise"
vom^3, bis Xugust, — Von XmsterSsi» Uber KlolSe, Ironis« et«,, klorSeap
— ?»Krpre!se ssmt Verpflegung von «irK» VK, SM,— »n,
X. „ISSerrei»«" v«ni I, bis 28, Septemder, — XmsterS^m, Lowes slnsel
Vi^Kt), Ssvonne lLIarrit^), Xrosa Lsv <8>uitiag«>, I>i»s»bon, Lscii^ <5>eviUu1,
'r»,ger^ lridrsltsr^ Nslsg» (klrsnsSa), Xlgier, l'unis, Nslts, Lorku, Oattsro, Susi
XI. „K»eK Oslmstie», /Udnnle», SIeilie» «ack ?u»l»"
vom g, bis Ig, OKtvber, — 1?rlc,»t, Svslstv ^Sslvnil), Kruvos^ Uurilli^o, Vs'
X»rtnag«, Iriest^ — ?sdrpreise s^nit VerpHegung von eirKi^Ä, SM — an!
rrospeKt» ^r»ti» unö AusKlinkte bei Sem oe»i«^r«lonl»el,«n I^lovil: verll«,
^ Usrtmsnn^ Hotel XaiserKol g S,^rlsuptbsKnK«k, rrunKi'vrt ». N., ü»issr'
^IkreS X«K„, LKr!»tiansti^Ke 8l, I,eii>zie.^k'rieör,eK Otto, kieorgring Ü,^»r«,I»n,
rivg k! «evf, ^ Hutrsi, Is OvnItre ck Lo ,<Zrai»I lZuai 24; rr»«l/,>Ven?c!IsnIat!07,
rleue SSrse, Kurl«» Ssngel s Lemülliesäle l« frlttiKIurt ». «. UörsevpiiN?,
Ltönrüge VerKlvIssussleliung vvn UsinlilSen erster inoSsrnsr Kleister, Versteigerungen

Dr. s?.
— Die Zukunft. —
13. Juni 1
ScirteiiilsrrciMli
äer neuen öann öerlin'DaKIem
»«IiKemriiilNIlrlie KM111M
von 4-8 wimmern, mit modernem Komfort
sugZedtattet, sinä jecler?eit ?u vermieten.

Zoeben erschien bei Oeor^ 6«n6i in öerlin V^. 62:
Im »er

^mlter KviS S«r „^klszszeseblcdts DeutsedlänSs lm ig ^Krduoösi't")
683 Leiten ^r. 8°, mit 71 l'exiski^en. SroscKiert ^Vl, 10,—,
gebunden in deinen ^. in t'tälbfran? !V> IZ SU,
Li» I rzspellt i«t Sieser Kummer bel^eKeftet.

Aik Zukunft.
Ar. »7.
Kennsn.
Sonntag, cke» 14. ^u»i. n»cki». 3 VKr
7 Kennen u. a.
USUt8vKö8 lägll - KSIINSN
HOstwpols . k^sis
^Knsnpi'«!» unck gsi»snK!«i»R I2VVV »I.z
Kiervon LgUU IVI. 6em siegenden ?keräe.
preise «Zer PISK«!
I.ogen: I. Reibe 15 Kl.. 2. Reibe 14 KI.. 3. Reibe 13 KI.
I. I^IÄZ:: Lerren 10 KI.. Damen 6 Kl.. Kinder 2 Kl.
LattelpläK: Herren 6 Kl.. Damen 4 Kl. II. PIsK: 3 Kl..
Kinder 1 KI. lei.rssse: 2 KI.. Kinder 1 Kl. III. ?IaK:
1 KI. IV. k>IäK: 0.50 Kl.
'WagsnKsrte: 10 KI. -
VvrverKSUk von Rennbabnbillets, LisenbabntaK»
Karten und oln^iellen Rennorograrnrnsn irn Wsltrsi8e»
burssu „Union", Unter 6«n t.inllen 22, und Kaufnaus
<Is8 Vikestsns, IsusnKionstr. 21—24.
Lisenbadn'I^sKrnIäne in den l'a^eszieitnllZen und an den
^vsobla^säulen. ^n Gedern Renntage Duxus» und Deeli>
Kralt'Drnnibusss der ^NFerneinea Lsrlinsr Ornnibus»
^ctien'LesellsObast, ^viseben ^.lexandervlat?, Hallssedss
l'or, DrsnienburAer 1"«r und Brandenburger l'or einer»
seils und äer Rennbann andererseits. Daneben Krall'
ornnibusverkekr T^visenen Ksnnbabn und ReicbsKan^ler'
olät?.

Ar. S7.
gl« Zukunft.
13. Juni lS14.

8edvar?ecK
IKliringer
«silis»n»t«rlum
Ssn, «»t llr,
«iecieburg,
llr, Mcnur»,
8»n, Nit llr,
^oensgen
vr «r°i.
I» 4 »«»ige er«chie»,
Oer Aisrqui» «le 8»cke
u«ck »ein«
Lin^Seltr^. >^>itur. u. SIitteae/eseKledt«
von vr, Lue«» vünre».
S7S S, Lieg, i,r. I». I«.—, I.ewx, dg. «. 11,!».
LinküKrg. in g Werke g. eölebrs raarcinis!
?erner in 7. ^utl»>r«:
tm ^Iiertum nedst^suskUKrl, llntersuoK.
d»vvi. 43S Leit. Lieg, dr. K —, I^einwdS.
I« 7,50, ?r«s». u. Vermied,,, OK, kultur, v,
»ittevAesenivKtl.Werk.Ar.krk, N, v»r»<I<>rk,
»er»» V. A>. Larbärossästr, 21 II.
«tinktiv tudlen, g»K eine gedeinie Linkt
Wer KranK igt
erhalt umsonst mein Schriftchen
über Verhaltungsmaßregeln und
gute Mittel zur Behandlung don
»sgonisici»», Verstopfung, NKmor»
rKoicisn, Siut»rmut, SisionsueKt,
«ervositiit, lücKt, IZKeum», IsoKi«,
^usscniig», rlsoKten, Ssin«unil»ii.
Bielen Kurde geholfen I
Krankenschwester Marie
XlisiiieiilstrslI« IZ.
Kr««Ke erhalt!
kostcnl. Broschüre >
über eine auf»
sehenerregcnde Entdeckung, Ohne
besondere DlSr, Hauptbestandteil
nach zum Dcutich. RelchSMent
s„gc,„rl0^t, BcrfahreK hergestellt,
Poslkarle armigt an ^polneker >
»r. 4., veeker Ä, m, b, H,
I>ile«erle 11» b. Sommerfell,
0d «>» S»«K
sodrikten «irkIiod von Wert ist? vertider
t/after ?ers,>nlienkeiten, ^ciie ^viiKrenck
^ ?, ?sul I,iede, ^vAsbvrg I,
ScKriftsteUer!!
«ur VerSklevtlieKung !n LuoKkorrnI
llrljgeist'Vorlag, t.eipiig13.
II' L erlin w IS, «Iwt^slstr. i
^omm/ ss a«, >^s/?/? 5/s /« s//?s/' ai/s>vö>//AS/ ? ^s//l/NA m// ^>^o/F
/>AS/?c/ s/ivas /«««/»/s/'s/? >^o//s/?, Soc/iSemäös Se^a/i//?A v. ^«s»
c?^/A//?a/^s//s/?/>^e/ss/? o^«s /sc/s/? ^!/^se^/«F c/v/'c^ e//s
öos/via/>msga/?^s/'/?e^/ams'^rar«, ^s/c^«s^/sc^. ^/?/t^ö/'^s.
^o«/s«?o^a/?«eH/äFS o^/?s/sc/s /s/'l>//?c///o^s//.

— z,e z»„n»ft.
für baldigen 0der späteren Antritt gesuckt von «inkIu»»r»i«K«>»
gr«»»«^ ?i»««in«»«i<«ng, die streng kür das monarcdiscke
Prinzip unci kür ein ^ussmmengelien der nationalen bürgerlicnen
Kreise eintritt.
öedingungen: (Zediegene IZildung; suk idealer l.ebensauffassung
sicK gründende LclisfkenskreudigKeit; abgeklärte beruklicke Lr»
kanrung,' elegante packende I'eder mit freimütiger, aber stets nur
rein sacklicker öckreibveise? evsngeliscne Konkession.
Sonstige redaktionelle Tätigkeit nur susnakmsveise gefordert.
Lei erkolgreiclier Tätigkeit
gekoksns I.«KensstelIung.
Angebote mit Angabe der OetialtöänsprücKe und möglickst
suskunrlicker Osrlegung des Werdeganges, cles politiscken öe'
Kenntnisse« und der I^amilienvernältnisse unter Seikügung von Stil'
proben, ^eugnissbscnrikten und IZild sn tt«sen«t«in S Voglir A.»ö.
Ksrlin unter N 3323S erbeten.
Vollkommen vertrauliche IZeliandlung der öeverbungen selbst-
verstsndück.

SM».IIkllikIelMlnIIllM
Vresls« vÄsselöork krs»Kk«rt «. tt. Halle s. Z.
Usindurs Hannover I.eip«s ttsi»^ ttsnnneiin
ttüncnen kinrnberg Stettin StrsszKurs i. L. etc.
stkiien . Kapital uncl Reserven 192 Millionen Mark
c«ntr»i«: öerlin, LoKinKelplat? 14
3l)OepositenKassen und V^ecKselstuben in öerlin und Vororte»
>^«sk«kr«»s sHer bsnKlnässisen Leseksfte

Dr. 37.
flie ZuKunst. —
13. Juni 1VI4,
I>»ut Sesooluss cker oi-ckentliodsn Oeneralversalnrnlung vom 4, Zuvi 1914 ködern
ckie Aktionärs s,us, iKrs Voi'^u^sktien mit einer ^u2aK!ung von »k. 1<X) — und
2u?»Ii!un^ vov »k. 240,— in ,1er 2sit vvai 8. lunl bis eiv»
«ci,lIes«II«d 22, suni IS1? !„i cisrn LankK„uss öedrS6er Soote Lerlin SeKre»»
»tr»s«e 20, ^v?eeks Hinvranälun^ in Vor^ugssktien I^,t, ^ ein-ureicoen,'
vi« dezüANcnsn Vorrvvi^rs sinS bei Sern obigen L»nKKäuse erKültlivd.
Berlin, ,Isn v,^u„i 1914
Oed st,
Sänckluv^s'I^nkostev'üontn, . ,
Minsen' u, IZvvotn,'2insen Xonto
LlksKteo.Xonto.
1°7249
17704«
1W6S1
1404
I»65i2
i85,«S,
51
58
l,I
ic,
IS
«2
MW5j«7
146748 4«
720150^7
376K2S«?
lirecii
»erlln. cksu 29, «s,i 1914,
Vereinigte ilämmerien' uvä
leller ^ 8eKneev«gi'sede VerKe
^lieogeseilsekält.
5cKreibma5cKine
kör Süro, »»i,e u»ck »s«5

teuren Siiro» ZcKreibmssclnuen
bei Ksldsin preis
bei gsringerein llewiciit
bei Kleinersm Umfang
KiiKeres unter i., «, 247S ciuren
«uckott «osse, t.eiv^iv.
Oer Vorstsnck: U »derrosnu.
so n>spk I sl g>r UsnK füp «snck«! Unit
In«tu»Ii»i« ?ur ^us?«nlun?.
Serttn, 3, Zuni IS14.
Lei« T kl artin

öüros un<^ Herrenzimmer
I?«t»r!sm«r Str. >ly
I^s6en (ienseits cier öriiclce)
^Veßen I^mTuZ teilvei»
8er>r ermsssißte t^reise
rvstsloge zrsti« unci trsnl!«
c»ri kieusedsusr

— Die Zukunft.
kllr «sr?»se; Swislb»^ «0 ?k„ 30 «iS»r «. S,« »«I
SK L«isr U, 12,—.
<?di«xili»I k>, S. M«a«I) kür S»ut', SesvKIsodts',
«ii»«Id«l SV ?k, 20 S»6sr «,,
psnL« »Import » (ZesellseKstt
Neuerveutftherhausrat
Zweckmäßig, schön, preiswert 4 Man verlange preisbuch 0 s?
mit öder 7 50 Silöern. preis Mk. 1 .so. Vazu V. Zrieörich Naumanns
neue Schrift Ipreis SS Pfennig)
Der Deutfthe Stil
veutlche werkstStte»
Hellerau bei Vresöen ^ Serlin w., Sellevuestraße io ^ vresöen fl., Ning»
flraße IS ^ München, MUeKbacher Platz 1 « Hannover, Königflraße Z7a
vle I^lef«rung «rfslg« <n v«urrcKl»n«l frei S»K«kt»«<«».

KervorräAeilä seKSo, »us Sero Nittelälter, S^r'
unter krscktstücKe »us 6er Lsrs^erlenzieit, ist
dured
^Ifreck Ueicker. »erli» 5V. U. »erod«rser 8tr«,s
9l.
Vir dvisiKeu Zllvelsu di« ,u Nun«»rtt»ii»si»t »»rk. ^,Vir^ISs«u ^i«d ^Idrs
rinS d«s«d»kk«n IKusn «ine» v»d«»«duss, ss» »«imum, Sured Vsrmitt'
Inng b, I,«vSoosr k>k»vSKävls«rv. ^rr»vgsm«i!t ^usi^dluvg 2u« um 2ug,
„»««im»,»", »eKSrckl eo»e«»i»». Vermlitl« I^>»ck«»«r ?l»»ckKäu»er.
dsltsii -^mit v«I«K' döKsr, UscksnK, vürSs Kisr «iv SesIsnKiUr sin Sssil
ervsrtst. 20 Z, brisü. pro»», kr. llsbs, ^ukkSdurs I>b«, ^u^sd»

.»^«/wieÄe/isll^ll/cL?« 1^1/
?»rkg»pk 0iKti«rmss«Kins ArtKur «Sil, Lerlin S, frisilriekZtr^s« 5S/S7,
LorMItiZ bearbeitet, mit gen besten Karten, von nsncilickem formst.
«icltters VanüerdücKer V
Vorrätig in allen LucnbsncllunMN, ^,usfülirlicnes Vei /^icKnis Kostenlos!
^sllkof.

Berlin, den 2«. Juni l«14.

Grüne Brache.

Pau»Elysion.

MKn Pau, dem niederpyrenäischen Stammnest der bearner Grafen, derparadiesischprangendenHeimath desalsChrist, Mann, König leichtlebigen sechsten Heinrich, hatte, im Frühlenz, der Iakobinerkonvent getagt; gegen das »persönliche Regiment" gewettert, herrisch die Rückkehr in zweijährige Wehrdienstpflicht geheischt und in den Acker der Dritten Republik die Mär ausgestreut, ihm sei gelungen, den Block zu kitten, der einst von Cle» menceaus Tigerwillen (nach der im Cenfurkampf um Sardous Thermidorstück ausgesprochenen Formel: »Die Revolution von 1789 ist ein Block, dem man weder Etwas abreißen noch anpappen darf") gefügt worden, bald aber, als die zum Pfaffenfraß Vereinten ihren ersten Hunger gestillt fühlten, zerbröckelt war. Nnn, hieß es, ist er wieder erzfest geworden; das Land ist gegen einen als Präsidenten verkappten König, gegen den Zwang dreijährigen Waffendienstes; für die Vorbereitung eines dem Lebensgrundsatz der Demokratie anzupassenden Milizheeres, für die rascheBeseitigung derletztenBleibselpriesterlicher Gewalt, fürdie schrankenlose Geltung der von den Häuptern der Großen Revolution verkündeten Lehren. Die Spitze des in Pau geschmiedeten Dolches, der wie ein Heldenschwert schrecken sollte, richtete sich wider die Brust des Mannes, der im Elysischen Palast, in den Sälen der längst zum Symbol gewordenen Pompadour, dem Ge»

wimmel der Sozialisten und Radikalen (neuster Modefärbung, die der Boulevardwitz raclicaillaux getauft hat) allzu sichtbar geworden war. Der gewandte, an Prozeßerfolgen reiche Rechtsan» walt Raymond Poincare, dessen Durchschnittsgeist hübsch blank polirt ist, war niemals derMann ihres Sehnsuchtwunsches. Sie wollten,wenns so weit war, den guten altenFallieres durchBer» teaux ersetzen, der aus der einträglichen Wechselagentur auf den Sitz des Kriegsministers geklettert war und für die Wahlfonds und die persönlichen Bedürfnisse der Radikalen so viel gethan hatte.daß er für jedenZettelkrieg auf eine stramme Mehrheit rechnen konnte. Erst seit dem Maitag des Iahres 1911, da Berteaux, auf dem Flugfeld von Issy-les-Moulineaux, von dem Propeller eines Flugfahrzeuges getötet wurde, durfte Herr Poincare von der nahen Möglichkeit seines Einzuges ins Elysium träumen. Im Ianuar 1912 war er Ministerpräsident; gefiel dem Zaren und warb sich auch zu Haus, als Lothringer von kräftigem Galliererh» gefühl, in der Zeit des nachwirkenden Agadirbluff und der durch Militärmusik und andere Millerandismen genährten Begeisterung für das Heer, stattlichen Anhang. Die Rechnung seines Ehrgeizes (der,wiewir annehmen müssen,nur dem Vaterland dienen wollte) hatte, dennoch, zweiLöcher.Erglaubte, durch dieThorheit der berliner Methode, die Frankreich nicht gesck.wächt, aber gedemüthigt hatte und auchnachdemMarokko-Kongo-Vertragnicht in die von den Syndikalisten, der ^«mpsAnie Oenerale cZu l'ravail und deren rother Gemeinde ersehnte Ruhe waffenscheuer Kameradschaft zurücksinken ließ, sei die Iakobinergefahr, mindestens auf Iahre hinaus, überwunden und die Mehrheit der Republikaner entschlossen, die Politik einiger und dadurch starker Nationalehrenwahrung zu treiben. Und er merkte, zweitens, nicht, daß die Republik, trotz ihrem Reichthum, auf die Länge nicht zugleich der Geldverleiher Europas, das Hauptspielhaus internationaler Papierspekulationund die Schatzkammer bleiben könne, aus deren Beständen zwei Heere, zwei Flotten (Frankreichs und Rußlands) erhalten und schnell noch beträchtlich vergrößert werden könnten. Er versprach Nikolai Alexandrowitsch, zuvor den Herren Iswol» skij und Suchomlinow die Mehrung französischer Wehrmacht; sorgte nicht für eine gründliche, dieWurzel der Steuergewöhnung nicht zaghaft schonende, doch der besonderen Wesensart seiner

Landsleute anzumessende Finanzreform: trachtete auch nicht, bis ans linkeUfer des Republikanerempfindens eine Brücke zuschlagen und die drei zornig wider ihn gewandten Häupter des feindlichen Schwarmes (Clemenceau, Combes.Iaures) allgemach zu versöhnen. Syndikalismus und (^.0.7., meinte er, sind Götzen von gestern; der große Redner, Nurredner undKammermächlerIaures wird wie ein an TonfülleunübertrefflicherOpernbariton, nicht wie auf der Walstatt ein Feldherr, angehört und sein Haufe, die hundertfach verhöhnten ascetes au beurre,hatsichmitfastunbedäch» tiger Schnelle den Nebeln der Zukunftgesellschaft (cite future) entrückt und die Reize des Mitschmarutzens am Machtquell schätzen gelernt; der geistlose Greis Combes, dessen urpfäffischesGemüth sich nicht behaglich fühlt, wenn es nicht, als tzors d'oeuvre oder Dessert, einen Pfaffen verspeist hat, ist als einKrafthemmniß, ein leider noch rüstig wandelndes Nationalunglück erkannt; und Clemenceau zwar, wo er einmal die Antipathie hat, unversöhnlich, doch, unter der Radikalenhaut, ein keltisch streitbarer Patriot, der um keinen Preis die Stoßkraft, den Kriegergeist der Republik stumpfen lassen noch je empfehlen wird, daß sie Ungebühr oder gar neue Demüthigung dulde. Obendrein fehlt ihm, feitBerteaux bestattet(und einTheil feinerWechselschuldner im Palais Bourbon von dem Erben des Gläubigers drangsalirt worden) ist, der Gegenkandidat von zuverlässiger Zugkraft.Wird es möglich.tzerrn Leon Bourgeois, der, ohne rechte Lebensleistung (des Politikers undSoziologen: seinBuch«Soliclarite«hebtsichkaum an irgendeiner Stelle über dürre Gemeinplätze), nur durch geschickte Erfolgs organisation in die Reihe republikanischer Gottheit, dicht hinter Gam» betta, weit vor Ferry, erhöht worden ist, für die Präsidentschaftkandidatur zu werben, dann müssen die Radikalsten sich dem Glanz dieses Namens, dieses Fortunynimbus beugen. Und da der kränkelnde, hypochondrische Leon die Anstrengung steter Repräsentation nicht lange ertragen kann, wird er nach ein paar Monaten froh sein, wenn die Freunde Poincare und Ribot, denen der betriebsame und beliebte Kammerpräsident Deschanel fördernde Mitarbeit nicht weigern wird, ihm endlich ans Ziel seines letzten Wunsches, auf einen Platz in der Akademie der Unsterblichen, helfen, und in freudiger Dankbarkeit dann für die Nachfolge im Elysion den gefälligen Raymond empfehlen. Aus welchemWet-

terwinkel konnte dem von Rußland und England, von Briand und Bourgeois geschirmten Senator noch schlimme Blitzgefahr drohen? Der Kalkül war von Briands staatsmännisch gewissen» loserSchlauheit bebrütet; kam aber nicht zurBewährungprobein der windigen Luft rauher Wirklichkeit. Herr Bourgeois wollte die Strapazen der Präsidentenrolle nicht auf sich nehmen; wähnte, schon durch den Verzicht den Akademikersitz erkaufen zu können. (Irrthum: er unterlag, obwohltzerrPoincare sich für ihn imPa» lais Mazarin eingesetzt hatte.) Der Spurt, die Aufraffung zum Endkampf, wurde also schneller nöthig, als Raymond und sein KingmakerAristideBrianderwartethattenDeralteTigerknirschte, pfauchte, heulte; wollte, durch ein Massenaufgebot in Würde gefallener Ministerpräsidenten, den Rücktritt des Lothringers von der Kandidatur erzwingen; hatte aber nur den Cigaretten»Pams noch als Gegenkandidaten in Bereitschaft. Mit diesem überfütterten Iockey war, auf dem abgetriebenen Gaul „Entgeistlichung", das Rennen nicht zu machen.Der wackereAristides führte seinen Favoriten ruhigen Blutes nach Versailles, an den Starterpfosten. Und seine Zuversicht trog nicht: Herr Poincare wurde erwählt.

Er denkt: „Loubet und Fallieres waren die bravsten Männer, die würdigsten Ehrenmümmel auf der bewohnten Erde. Nur: keine Menschenfeele hat sich um sie gekümmert; keine je auch nur besonnen, welche Antwort diese Präsidenten den Lebensfragen der Republik erwünschten. Sie wirtschafteten wie der bequemste, großbürgerlich trägste Louis: spazirten in der Sonne, wenn ihr Ministerpräsident in der Kammer die Mehrheit hatte, und schickten ihn auf Schlendergänge, wenn diese Mehrheit weggeschmolzen war. So will Frankreich seinen Kopf? Als einPapierbildchenan demDachfirst seines Hauses? Ansinn. Frankreichhat immer Persönlichkeit gewollt; demReiz eines lebendigen Menschenantlitzes sich stets williger hingegeben als einer Idee. Heute lechzt es nach einemMann, dessen starker, unbeirrbarer Führung es sich anvertrauen darf. Heute schreiben hundert Biedere Iubelartikel über den Segen, das Glückspendervermögen schrankenloser Volksherrschaft; und stöhnen dann, ehe auf ihrem Blättchen die Tinte noch trocken ist: .Hätten wir nur einen Mann!'Der zu werden, solchen Führerkopfes Ansehen und Geltung zu erlangen, muß meines Strebens nächstes Ziel sein. - Da Großes nicht leicht zu packen ist,

derStaatsmannPoincare auch weder durch die unkluge Behandlung Italiens noch durch den dilettantischen Eingriff in den Balkanstreit Ruhm erworben hat, fängt ers im Kleinen an. Er will nicht Frackstatist, nicht (nach Bismarcks pfiffigemWort)Ornament an der Reichsfassade sein; will dem entwertheten Amt endlich wieder Inhalt, nationale und internationale Bedeutung geben; populär sein, dasüberall sichtbare, vomVertrauendes Volkes auf jedemWeg umjauchzte Haupt einer Republik, nicht derüberwechselnden Schogunen, die herrschen und regiren, im Gewölk thronende Tenno»Mikado, den das Land doch, weil es ihn vorgestern im Gerichtssaal, als bezahlten Schönredner, an der Barre gesehen und gestern den dünnen Literaturranzen, mit dem er an der Pforte der Akademie Einlaß erbat, lächelnd durchstöbert hat, niemals gottähnlich glauben wird. Ein großes Muster weckt Nacheiserung und giebt dem Nrtheil höhere Gesetze. Wie hats denn Wilhelm, der Nachbar, gemacht? Tag vor Tag unterwegs, mittags und abends in Festesglanz und, wo er nicht leibhaftig anwesend sein kann, mindestens im Bilde zu schauen. Diese breite, helle Straße ist auch dem Präsidenten der Französischen Republik nicht gesperrt. Herr Raymond Poincare befährt sie. An der Spitze eines Autozuges von nie erblickter Länge saust er durch die Gascogne, über den Troubadourboden desLimousin,anderswohin.Tatütata; bald hier, bald da. Guirlanden, Böller, Feierreden. Vive^oincare! (In einemNest brüllt der wirre oder boshafte Haufe „VivekÄIieres!" DerHerrBürgermeistermöchte seine Heerde von der Zungensünde entschuldigen und spricht, einsältiglich, zu dem Präsidenten, in den besten Häusern rufe die Herrschaft den neuen Diener ja manchmal mit dem ihremMund eingewöhnten Namen des alten. Huldvoll lächelt Herr Poincare; und von seiner dem Zahngebiß entzogenen Lippe träufelt der Ausdruck ernster Freude an der innigen Treue, die dem verehrten Vorgänger, auch in dieser schönen Provinz, gewahrt worden sei.) Iedes illustrirte Blatt bringt Bilder des Präsidenten und seiner wirksam zurechtgemachten Frau. Die Rubrik, die bei uns Hofbericht heißt, schwillt über den in Republiken herkömmlichen Nmfang hinaus. Noch hat der Präsident nichts Normwidriges gethan; denn daß er die Leitung des Staatsgeschäftes nicht den Radikalsten übertrug, war, so lange dieKam» mer nicht einen unzweideutigen Mehrheitwillen zeigte und der

SenatjederschroffenAenderungdesbestehendenZustandes(Einkommensteuer, Wahlreform) widerstrebte, sein Recht; eigentlich vielleichtsogarseinePflicht. Schon aber wird er, weil er desWil° lens zur That verdächtig scheint, ringsum verschrien. Er könnte an beide Kammern und an die Nation Botschaften richten; die Revision derVerfassung fordern; im Einvernehmen mit demSe» nat die Kammer der Abgeordneten auflösen; aus eigenem Willen neue Gesetze vorschlagen; für alle Aemter, auch für die höchsten, die Männer wählen, die ihn tauglich dünken. DieRechte des Präsidenten sind im Wesentlichen nicht geringer als des Deutschen Kaisers; sind heute gewichtiger als an dem Tag, da Gam» betta dem ersten, noch der Nationalversammlung unterstellten Präsidenten (Thiers) zurief: »Wir geben Ihnen die stärkste Exekutivgewalt, die in einer Demokratie je noch verliehen ward." Die Absicht auf kühne Nutzung dieser Gewalt sollte dem neuen Mann früh verleidet werden. Drum ward er als Raymond I, als ein in Königsmacht Strebender, vonFeder und Stift bespöttelt; alsein hitzigerNationalist, dem die Volksfreiheit nicht mehr denn ein gelber Pfefferling gelte, auf allen Märkten Oeffentlicher Meinung angeprangert; als mal elu, den nur niedriger Ehrgeiz zur Annahme des Amtes gehetzt habe, aus der Achtung tugendhafter Republikaner gestoßen. «Schlecht gewählt" sollte er sein, weil er in Versailles auch von den Konservativen und frommen Katholiken Stimmen erhalten hatte und weil seit manchemIahrin Frankreich die alberne (doch sogar dem kräftigsten Praktiker der Staatskunst, HerrnBriand, aufgezwungene) Losung herrscht, der Republikaner von echtem Schrot und^Korn dürfe sich niemals auf die Stimmen der nicht radikalen Abgeordneten und Senatoren stützen; müsse die Herren Piou, Cochin, Barrös oder gar den Grafen de Mun, denen das Schicksal Frankreichs doch die heiligste Herzenssache ist, also aus der Nationalgemeinschaft verbannen, deren Thor jedem gierig jakobinernden Strolch breit offen steht. »Herr Poincare ist, gegen den Willen der Republikaner von bewährter Treue, die des Landes wahre Meinung verkörpern, mit den Stimmen der reaktionären Gruppen gewählt worden und muß gehindert werden, diesen Gruppen, aus dem Hort demokratischer Einrichtungen, die Dankesschuld zu zahlen, in dieersich vor derWahl verpflichtet hat." Dieses von Clemenceaus Rachsucht ersonnene,

von seinem Erzfeind Iaures angenommene Feldgeschrei sollte den Massengroll wider das Gelüsten eines neuen MacMahonwaffnen und den unbequemen Lothringer so einschüchtern, daß er sich fortan still imSchatten hielt. Sonst läßt er am Ende Einen von der „maßvollen" Sorte die Wahl machen; oder angelt mitfettemRe» genwurmköderso lange imTeich dcs Luxembourg, bis die bemoosten, allzu oft von den Hechten aus seliger Greisenruhe gestörten Karpfen ihm die Auflösung der Kammer in der Stunde gestatten, in der Sozialisten und Radikale ihren ganzen Wahlkriegsschatz verpulvert haben. Und wo lägen dann die Reiche des Genossen Iaures und des petit pere Combes?

Schon wähnten dieRothen, dieRöthlichen,des feinenPlanes Ausfältelung fei bis ins fernste Zipfelchen gelungen. Die dornige Pflicht, in dreijährige Dienstzeit (die, als die längste im Bezirk europäischen Wehrzwanges, auf die Dauer unhaltbar, fürs Erste aber, nach der thörichten Hast unserer viel zu lange verzauderten Kopfzahlsteigerung, dem Ehrgefühl des Franzosen unentbehrlich ist) zurückzukehren, hattendieWildengerndenZahmenüberlassen. Dann erst, als sie durchgedrückt war, in Pau gegen die trois ans gedonnert. (Noch zwei Monate nach dem Sturz des Ministeriums Barthou war Herr Caillaux von Iaures Censorius hart gerüffelt worden, weil er in Mamers geredet, aber dem Kollegen Noulens, demVertheidigerdes Dreijahrjoches, nicht mit einer Silbe wider» sprachen hatte.) Keaäiness is all! Was an Geld, Lungenkraft, Wüh° Herkunft erlangbar ist, muß für die Wahlschlacht herbei. Siegen wir, dann ist Raymond der Erste und Letzte matt. Ein Bischen verschüchtert scheint er schon; schiebt die vorbereiteten Reisen auf und scheut denRampenlichtstreif,der ihn versengen könnte. Seine Ministerien halten sich nicht; in neun Monaten hat er zwei ver» braucht: und steht nun vor der bitterenNöthigung, sich linkwärts zu wenden und die Wahlmache den Vereinigten Radikalen an» zuvertrauen. Noch, freilich, schwankt er. Ribot? Will nicht; Hätte auch, im dreiundsiebenzigsten Lebensjahr, nicht mehr die grobe Faust und das schwindelfreie Gewissen des Mehrheitentbinders. Briand? Wäre zu tollkühnem Wagniß bereit; war aber im Sturm zu lange vornan und wird von der Trias Clemenceau»Combes» Iaures so grimmig gehaßt, daß er wohl noch fiele, ehe derWahl» kampf begann. And wenn der Präsident diesen in Staatsmann»

heit gereiften Anarchisten zur Nachfolge Barthous beriefe, würde ihm, lauter als im November 1877 aus dem Munde Marceres dem Marschall Mac Mahon, entgegengebrüllt: «Was steht denn hinter diesem Ministerium (einst Rochebouet, jetzt Briand)? Weder der Wille des Landes noch der des Parlamentes. Nur der Wille zu persönlicher Macht. Die Politik des Herrn Präsi» denten der Republik wird von keiner öffentlichen Gewalt irgend» wo gestützt und schwebt haltlos in der Luft." Das hat der Mar» schall, der Sieger vom Malakow und von Magenta, der Bändi- ger des Commune»Aufruhrs, nicht lange im Amt überlebt. Das müßte den ruhmlosen, auf wohlwollende Schonung angewiesenen Advokaten aus dem üppig möblirten Himmel Elysions stürzen. Also: Doumergue (dem, bis in die sechzehnte Märznacht, der reiche, nicht von Skrupeln geplagte Diktator Caillaux jeden Schritt vor- schreibt). Sacht nur darf, unter dem Büttelblick der von Clemen- ceau bestellten Wachtposten, der Präsident sich regen. Erfährt er auch nur noch Alles, was imBereichdestrikolorenHoheitzeichens geschieht? General Hubert Lyautey, Resident in Marokko, mel» det, er könne Tazza erobern und sich zur Vollendung des Eisen» bahnstrangesTunis-Oran-Fez rüsten, derFrankreichs ungeheu» res Afrikanerimperium in Einheit zusammenschmieden soll. Aus DoumerguesKabinet kommt dieAntwort:«WartenIKeinenSchuß während derWahlzeit!" Sonst schäumt, vom Lenztrieb, vielleicht das Nationalgefühl auf und schwemmt das theure Saatgut der Konventsmänner hinweg. Die Assekuranz der Bergpartei und der Sumpfkröten ist ja viel wichtiger als die Wahrung der Kolonial» gewalt. Der Elysier will dem bureau äe bieniaisance electorale nicht verdächtig werden und sonnt sich drum an der fernen Azurküste. Fast vierhundertdreißigRothe und Röthliche, Sozialisten, Radi» kale.Urdemokraten, werden erwählt. Nie ward ein so breiterThell des Bourbonensaales mit Blutfarbe getüncht. «Die Pille wird Raymonds Majestät nicht schmecken." Genosse Iaures jauchzt: „Ietzt kann die Reaktion nicht mehr den Versuch wagen, die drei» jährige Dienstpflicht noch lange in Geltung zu halten." Ein noch älterer Leitartikelschmied aber, Herr Arthur Meyer, spricht im „Oaulois", auch das Programm von Pau sei in der Wahlschlacht besiegt worden. Schmiedet der Weißbart und Semssohn Blech? Einerlei. Des Krieges Stürme schweigen. Poincare weilt wieder

in Paris. Lyautey darf, endlich, Tazza besetzen und den Erfolg feiner Strategie, feiner braven Bengel den Landsleuten melden. Alle Geschäfte stocken: der Börse und des Modetands, des Weinbauers und des Kunstpächters, der Landwirthschaft und der Luxustränken; dieStaatskassen sind leer; die Steuern steigen und den Ernteertrag hat die Regenfluth arg geschmälert; Milliarden sind von der Furcht vor demRententribut in die Schweiz und nach England getrieben worden undlondonerDepositenkassirer Harken, im Herzen der guten Stadt Paris, das Spargeld der Franzosen in ihre Schalter; Banken von ehrwürdiger Geschichte werden in Schmähschriften einer Fäulniß bezichtigt, die Röchelte in seiner SündeMaienbluthe nie erreicht habe, und müssen in Rundschreiben und Preßeinschiebseln selbst für ihrer Tugend flecklofeReine zeugen; Rußland plänkelt wieder mit der Drohung: fein Geld (das es als Zuchtruthe und Nöthigungmittel auf dem von ihm ausge» pumptenParisermarkt läßt) zurückzuziehen, und kränkt, durch antisemitisch verschärfteWirthschaftgesetze, obendrein nochIsraels ubiquitäreKinder. Schlimme Zeit; schlimmere, als die DritteRepublik seit ihrem fahlen Morgengrau fah. Den von schrillem Lärm aufgescheuchten Kleinrentner, den ums Brot des nächstenTages bangenden Handarbeiter könnte die Lust anwandeln, sich aus jakobinischer Vormundschaft zu lösen und, wie in Lutetias Bannmeile schon dichteSchwärme gethan hatten.Nationalisten zu küren. Unsere Herrlichkeit welkt überNacht, wenn Poincare diesen mißmuthigen Volkstrieh schlau nützt und noch im Sommer, ehe neuesWahl» geld zusammenzukratzen ist, nach einer weislich besonnenen Botschaft, die Kammer auflöst. Damit ihm die zu solchem Handeln nöthige Farbe der Entschließung erbleiche, muß er abermals eingeschüchtert werden. Die msitres'ckanteurs machen sich an die Arbeit. Tag vor Tag dräut der feuerrothe Iohannes Iaures, Idealist und Menschheiterlöser m. b. tz., ein Orkan werde den Hochverrath Planenden aus Elysions Wipfel schleudern. (Nach unserem Gesetz wärs strafbare Nöthigung; wird das Anternehmen, »durch Drohung einen Beamten zur Vornahme oder Unterlassung einer Amtshandlung zu nöthigen", mit Gefängniß, nicht unter drei Monaten, bestraft.) Unter diefer Drecktraufe rinnt ein minder stinkiges Willensbächlein. Die drei Kasernenjahre kommen, als übelstes aller Uebel, wieder ins Schandpsahleisen.

Als Pivot für den Aufmarsch der Wähler waren sie nicht zu brauchen. Zwei Drittel der Iugend, neunZehntel der Intellektuellen, von Maurras bis zu Clemenceau, fast bis zu dem höllisch begabten und froschpfuhlig kalten, aus dem Elphenbeinthurm seines Ciselirergeistes eitel in Massengunst langenden Anatole France, bäumen sich gegen den frevlenWunsch,die zweiunddreißig (mehr sinds kaum) Wehrdienstmonate, für derenDauer erst vom Herbst 1913 an das Gesetz den Soldaten der Fahne verpflichtet, schon jetzt wieder zu kürzen. Einer um diesen Wunsch geschaarten Partei hätten sie den Rücken gekehrt. Doch nach der Wahl darf derSieger wagen,was den ins Feld winkenden Hauptleuten undenkbar schien. Herr Doumergue soll, auf barschen Befehl der rothen Patrone, den Verzichtauf einIahr(genauer:zehn Monate) ankünden. Das weigert er; hat, wie Bourgeois, Brians, Delcasse, Millerand.derBankregentRouvier selbst, die europäischenMachtrelationen,Bündnißbürden, Wettergefahren näher sehen gelernt, als er sie je zuvor sah; hält drum starken, im engen Drang streitbaren Patriotismus nicht mehr für die gräßlichsteReichspestilenz („Kein Wunder: er hat sich am Quai d'Orsay gewöhnt, ein Monocle in die Augenhöhle zu klemmen!"); und scheidet aus dem höchsten Amt, weil er weder den Wahlnothhelfern, Wahlkampfdämpfern trotzen noch feinen aufblühenden Namen an den Verzicht auf die Straffung derNationalkraft knüpfen will. Die Radikalen haben gesiegt; doch ihr Ministerium zerschellt in Scherben Herr Rene Viviani, auch ein der Genossenschanze ins Bürgerlager Entlaufener, soll sie kitten. Das gelingt nicht so flink, wie nun nothwendig wäre. Der Dutzendgeist folgsam furchtfamerRadikalen muß erst wittern, daß die Stimme der Nation (die in West undOst Hundertmillionenreiche.ums Doppelte,Dreisache anMenschenzahl ihr überlegene, erwachsen und den aus den Tagen der Turenne und Bonaparte fortwirkenden Ruhmesschimmer verblassensieht) die hastige Schmälerung dertrois ans verdammt. Dazu brauchts Zeit: denn durchs linke Fenster gellt früh und spät der Pöbelruf, nur derMilizbereiter dürfe sich einen Volksfreund nennen. Was aber geschieht, bis die Kaäicaux.vnifiesauch in Militärfrommheit einig sind? Viviani: kann nicht. Delcasse, Deschanel, Doumergue, Elemente!: wollen nicht. Was geschieht, wenn der Präsident kein Ministerium, nicht einmal sein viertes, auf halb»

Wegs tragfähige Beine bringt? Dann ist er gekirrt und wedelt, wie vor dem zürnenden Herrn mit Schwanzund Pfoten ein geprügelter Pudel, vor der düster thronenden Dreieinheit um Gnade? Nein. Dann muß er felbst sich aus dem vomZephyr kühl umtosten Lenzlande des blonden Rhadamanthys scheiden. Muß abdanken. Und nicht die Republik nur: die Nation steht, ohne zulänglichen Staatsschatz, ohne in der neuen Form schon bewährtes Heercsgefüge, mit einer nothdürftig geflickten, dem rempart cl'^rZile des Herzogs von Broglie gleichenden Kriegsflotte, in einemSchickfal wirkenden Sommer vor der schwersten Lebenskrisis.
Da hürnen, in solcher Noth der Landsgemcinde, tapfere Männersich in den Entschluß, den Pfeilen und schwereren Wurfgeschossen der nach Macht geilen Horde zu trotzen. Vornan stehen Drei? Triarier gegen Triarier. Die Senatoren Ribot und Bourgeois, der Abgeordnete Delcasse. Herr Ribot ist im Kampf ums Präsidentenamtgeschlagenworden;HerrnBourgeoistrenntman» cher Glaube und Aberglaube von dem Politiker Poincare; unter den Gründen, die Herrn Delcasse nach Petersburg trieben, war au der ins Empfinden eingerammte, auf dem Vorsicht rieth, dem neuen Elysier, mit dem Theophil stets frostig verkehrt hatte, nicht allzu nah zu bleiben. Ieder der Drei hätte mit dem mal elu gern ein Brach hühnchen gerupft. Ieder wollte sich hüten, in ertraglosem Ringen den Kraftrest verbrauchen zu lassen. Einerlei. Ietzt gings um die Ehre des Vaterlandes, um das Leben der Republik, die, wenn Poincare nicht schnell ein ansehnliches Ministerium fand, in die Sintfluth anarchischer Gräuel versinken oder eines bewehrten Weglagerers Beute werden, morgen unter den Trampelfuß wüsterBabeuvisten gleiten, übermorgen feindlicherUeberrumpelung offen fein konnte. Der Erpresserkrieg wider den Präsidenten, der Nachtsturmlauf gegen die Mauern des Elysischen Schlosses muß schleunig enden; der ganze tzetzwirbel, der seit dem Abend der versailler Wahl alles Handeln des Politikerschwarmes bestimmt. Die Drei wissen, daß sie die erste Kammersitzung nicht als Amtsinhaber überleben werden. Möchten auch jetzt (Ribot ist fürs Handgemenge zu alt, Bourgeois zu kränklich, Delcasse ins raschetzin und Her einerplötzlich aufbrodelnden Debatte nicht eingewöhntunddurcheineFurunkulosegeschwächt)garnichtMinister sein. Sie opfern sich; setzen mühsam erworbenen Ruf an die Er-

Haltung der Staatsform, der von ihr verbürgten Reichsruhe und ihres frei erkürten Repräsentanten. Ehe sie über die Kammer» schwelle schreiten, ist (schon am neunten Iuni) das nächste Kabinet, Mvianis, imRohbau fertig. Noch einZunderschwämmchen,eine Prise Iuckpulver: und die röthesten Radikalen lernen die Pflicht erkennen, ohne derenGebotserfüllung derMachthungerauch aus vollerKrippenichtzu sättigenist.AmZwölften flüstert der alteRibot sein Antrittssprüchlein. Zwei Stunden danach, bei der erstenAb» stimmung, hagelts rothe Zettel. Das hat der muthige, des Vor» namens Alexander nicht unwürdige Greis vorausgesehen. Nicht eine Sekunde lang gewähnt, nach solchem Wahlsieg sei den Radikalen der Preis ohne Gewaltanwendung zu entreißen. Er fiel, weil er fallen wollte. Sprang, ein weißer Curtius, in den Erdspalt. War aber nicht vergebens vom Ruhefitz aufgestanden. Was er, was in Gemeinschaft mit ihm die Bourgeois, Delcasse, Iean Dupuy gethan haben, war nicht nur, wie, leis oder laut, jeder Franzose sagt, „tres ckic",nicht nur im tiefsten Wortsinn anständig, son» dern auch im höchsten Erziehungsinn nützlich. Der von Strategie und Taktik eines Iungmeisters bediente Wille zur Abwendung nächster Lebensgefahr hat Demagogen aus wüstem Wandel in Staatsraison, in vernünftige Bescheidung gesittigt. Zu solchem Versuch hat Poincare noch die Nerven? Dann ist er auch zu blitzschneller Auflösung fähig. And neben uns athmen noch Männer, die nicht, wie die drei Iules, Favre, Ferry und Simon, nach Napoleons Gefangennahme bei Sedan, im Sturz Dessen, der in lästigem Glanze saß, froh nur die Gelegenheit zum Aufstieg be» grinsen, sondern, unter dem drohenden Fluch der Eintagslächerlichkeit noch, bereit sind, den Gegner selbst, Wenns das Vaterland befiehlt, zu stützen, zu retten, zu bergen?Dann giebts ja nicht nur, wie feit Panama und anderen Checkfesten immer gewispert ward, lüsterne Kammerschacherer. Dann müssen auch wir, damit der vom Vergleich aufgespornte Volkszorn uns nicht aus dem Tempel, von der Spendentruhe peitsche, geschwind uns von Eigensucht und Sektengier säubern. DieLehre laxirtnach kürzerer Wirkensfrist als Koloquinten und Krotonöl. Im Nu hat Herr Viviani die Mannschaft, die er braucht. Sogar derRepublikani» sche Sozialist Augagneur, der Himmel und Hölle mit wilder Verwünschung der Dreijahreschmach durchprafselt hat, ist jetzt zum

Eintritt in ein Kabinet willig, das von dieser Zeitspanne nicht einen Tag abhandeln läßt, und klammert die Hand um die Aktenmappe des Anterrichtsministers. (Vor der Kammerthür, in der Mittagshelle des Bourbonenschloßplatzes, gab die ihm ange» wöhnte Opernchoristin dem Trauten neulich zwei mächtige Maul» schellen. In allen Zeitungen stands. Schadet nicht: Unterrichts» minister. Heiliger Trott! Heiligerer Studt! Im Reich keuscher Germanenscheintzur BehütungnaturalerLandwirthschaftuntauglich, wer, als dieMilchkuh von heute noch ein Zitzkälbchen war.einTanzmädel so fest an die steife tzemdbrustgepreßt hat, daß die Tarlatanetailleknitterte. Otempora! 0 mores!) Vors Innere spreiztsich le petit ^alv>,der als ein Gewaltiger stolzirt.seit ihn des Tigers Tatze getätschelt hat. Alle Posten besetzt; alle Ritzen verstopft. Drei Tage nach Alexanders Fall steht Rene auf der Tribüne. SeinerAnkün» dung, daß er das Wehrgesetz nicht durchlöchern und, wenn er im Oktober 1915 noch Minister sei, die seit zwei Iahren in den Waffen» rock Gekleideten nicht nach Haus schicken werde, heult die Wuth das Lied der kleinen Clairette Angot nach: ne valait pas la peine, assurement, cZe cksn^er cle Muvernement.«Ward derMühe wirklich kein Lohn? 362Stimmen für, 139 gegen Mviani. Die dreijährige Dienstzeit, die Anleihe (1809 Millionen Francs) ist geborgen. Der Block gesprengt. Der Radikalismus regirungfähig. Das Programm von Pau ein durchweichter Pappwall. And Herr Poin» care, dessen kaltblütige Behendheitfür einWeilchen nun wohldie Frechsten schreckt, hat, endlich, Ruhe zu Schlaf und Wacht.

Selsam, daß unsere öffentlich Meinenden das feine Brettspiel nicht sofort durchblickten: nach dem letzten Meisterzug noch nichtverstanden. In ehrlicherEinfalt glaubten, der vor jedem Lufthauch scheue Bourgeois wolle sich jetzt, imSommermezikanischen, ostasiatischen, west» und ostbalkanischen Mißvergnügens, anno Wilson»Villa»Wied,dem internationalenGeschäftvorsetzenund, als Deckoffizier auf dem Staatsschiff der Republik, unter dem Hundsstern nachPetersburg fahren.Delcasse lechze nach derMög» lichkeit, den Rekruten von heute und deren Eltern, als Kriegsminister, einScheusal zu scheinen. Ribot habe einneues Ministerleben, das den Geburtstag überdauern sollte, mit der tristenBot» schaft begonnen, die Reichskasse sei fast leer. Seltsam?Wie groß ist in Deutschlands Regirung, Parlament, Presse denn die Zahl

der Köpfe, die sich auch nur ernsthaft gemüht haben, den Zustand fremder Länder zu erforschen? Wäre sie halbwegs beträchtlich, dann würde der gröbste Anfug vermieden. Nicht in der Woche vor der französischen Stichwahl naherFranzosenabschubausdem Reichsland angekündet. Nicht deutsche Kasernenmannschaft in den berliner Eispalast geschickt, um aus Reichsflinten auf dieTrä» ger französischer Uniform zu feuern. Einem steinreichen Großindustriellen und Kommandeur der Ehrenlegion nicht, weil er, mit breitem Troß, doch ohne Photographirapparat, als Sachkundigster am lichtenTag Luftschiffhallen und Flugplätze betrachtet hat, zugemuthet, in der Polizeiwachtstube sich bis auf die Haut auszuziehen und am Schutzmannsschreibtisch zu essen. Nicht, unter unwürdigem Geräusch, für einen nutzlofen Kampf gegen die Fremdenlegion Geld gesammelt und darüber versäumt, denTausenden stellen» und mittelloser junger Deutschen, die in Frankreich, zwischen Werbern, hungernd herumlaufen, die Möglichkeit des Erwerbes oder der Heimkehr zu schaffen. Dann läsen wir nicht täglich, England seiuns (die es, wider sein Erwarten, unseren Türkentrumpf entwerthen und das ungemein ergiebige osteuropäische Geschäft, ohne einen Finger zu rühren, in bequeme Ordnung bringen ließen) innig befreundet. Auf Italien und Rumänien in einem Krieg, der Oesterreichs undUngarnsZukunft sichern oder vernichtenkönnte, von uns in nüchternen Stundenzu zählen. Dannwüßte der Deutsche, daß derSchlüssel, der seinen Territorialkäfig öffnen kann, noch immer in Paris liegt; und würde verbieten, daß die Nachbarrepublik, die heuteinach Frieden langt, ohne irgendwelchen Grund gekränkt, als ein Lupanar, eine Gaunerherberge verrufen, als die Magd Britaniens, die der Zarenknute Leibeigene gehöhnt werde. (<^ui bon«? Gewiß nicht dem Schicksal deutscher Menschheit zum Heil.) Dann stünde nicht amMorgen nach Vivi» anis Programmrede, eine Woche nach dem Entschluß der Radikalen, von den twis ans nichts wegzuknausern,im »Tag" ein vom Generalmajor Keim gezeichneterArtikel, der mit dem Schmettersatz anhebt: «Diefranzösischen Radikalen geben sichdenAnschein, als ob sie die dreijährigeDienstzeit wieder beseitigen wollten." Und dessen letzter Weisheitschluß ist, daß Frankreich auch ohne ver» längertenWehrzwangvierMillionenausgebildeterSoldaten ins Feld stellen könnte und mit seinertzeeresorganisation unsere um einBedeutendes übertrifft. So völlig kannPatriotismus blenden.

Madame Caillaux. i
Am Tag vor Pfingsten istim ,,51Zaro" dieAnklageschriftgegen die Mörderin des Zeitungleiters Gaston Calmette veröffentlicht worden. Warum hören wir, denen das Unbeträchtlichste pariser Herkunft aufgenöthigt wird, von dieserpolitisch und psychologisch bedeutsamen Sache so wenig, fast gar nichts? Weil die auf den Akteninhalt gestützte Darstellung des Thatbestandes neun Zehntel alles in Deutschland über den Vorgang und die Personen Ge» druckten als unwahr erweisen müßte. Wochen langistFrau Caillaux zwischenCharlotteCorday undBeethovensLeonore vor unser Auge gerückt, ist Calmette als ein Schelm gestäupt worden, der mitzärtlichen BriefenundEhebruchsandeutungunsauberenHan» del getrieben und das edle Weib des Finanzministers Ioseph Caillaux in Verzweiflung und Sühnfucht gehetzt habe. Die freche Anwahrheit dieses Gethues wurde hier schon am vierten Apriltag erwiesen. Doch immer wieder lasest Du, täglich tausendmal Be» logener, dieKindermär von der reinen Heldin und dem Schnödes ertrachtenden Wicht. Nun spricht der Prokurator der Republik. «Wenn schon! Taugt seineRede nicht inunseren Kram, dannwird sie eben verschwiegen oder ins Unverständliche zerfetzt." Konnte just ich jemals an dem Willen zu solcher Leistung zweifeln? Aus dem Schlußvortrag des berliner Oberstaatsanwaltes Dr. Preuß (im Prozeß Moltke wider Harden) ist niemals irgendein Haupt» satz in irgendeine deutsche Zeitung gedrungen; trotzdem dieser Vortrag, nach dem Stenogramm, denLesern der,,Zukunft" vorgelegt worden war, niemals: weil erdenaufdenPfad meines Handelns geschleuderten Schimpf, wie ausgedörrten Thierkoth, wegwirbeln mußte. Ist derpariserStaatsanwalt höhererAchtung würdig als derberliner?»HerrLescouve, Prokurator der Republik, kann uns ja nicht einmal anklagen; nur, wenns ihm Spaß macht, den Buckel hinauf und herunter klettern. Was Der gefaselt hat.ist unsbillige Roßleberwurst. "Die pariser Staatsanwaltschaft (I.e Pirquet) und die zur Verfahrenseröffnung berufene Strafkammer haben auf ihn gehört, seine Darstellung dem Akteninhalt, den Aussagen aller vom Untersuchungrichter Boucard vernommenen Zeugen und der Angeklagten verglichen und sie als richtig befunden; und die Kammer hat Frau Caillaux, als des Mordes hinreichend ver» dächtig, vor die Iury des Seinegerichtes verwiesen. Warum?

Am sechzehntenMärz, gegen fünfUhr nachmittags, hält ihr Automobil vor dem Haus des «k^iMw». Sie steigt die Treppe hinauf. „Herr Calmette?" »Noch nicht hier." «Ich werde warten." „IhrName?" »Nicht nöthig. Herr Calmette kennt mich und wird mich sofort empfangen, wenn er hört,daß ich hier bin."Niemand weiß, wer dieDame ist. Sie scheint ruhig; spricht lächelnd und gelassen; sitzt, eine Stunde lang, geduldig im Wartezimmer. Am Sechs kommt Calmette. Plaudertzunächst mit Paul Bourget. Der Diener fragt, noch einmal, die wartende Dame, wen er melden solle. Siegiebtihm,in einem verschlossenen, durch denAufdruck alsdem Abgeordnetenhaus entnommen kenntlichen Umschlag, ihre Karte. Bourgetwarnt den Freund, die Frau seines Feindes zu empfangen. Calmette antwortet: »Ich kann eine Frau nicht von meiner Thür weisen." In diesem Satz, sagte Bourget vor dem Richter, offenbartesichwieder die mir bekannteRitterlichkeit seinesWesens. Er freute sich wohl der Gelegenheit, die Dame zu beruhigen und zu versichern, daß der Kampf, den er gegen ihren Mann führen zu müssen glaube, niemals auch nur um Zollesbreite vom Boden politischer Erörterung weichen und der Kämpfer die zweite Frau Caillaux fortan eben so wenig mit einer Silbe erwähnen werde, wie ers bisher gethan hatte. Der Freund geht. Die Feindin tritt ein. Kaum ist hinter ihr dieThür geschlossen: da zieht sie denRevol» ver aus dem Muff und schießt. Mehrmals. Ein Diener, ein paar Redakteure stürzen herein. Als sie Frau Caillaux packen und entwaffnenwollen, entwindet sie ihnendenrechtenArm und jagtihre letzte Kugel dem schon schwer verwundeten, ächzend auf dem Teppich hockenden Calmette in denLeib.Er hatkeinWort gesprochen; sich nur höflich vor der Eintretenden verneigt. Da trafen ihn zwei Kugeln. Weshalb raffte er nicht die Kraft, warf sich auf das Weib und versuchte,ihr denBrowning zu entreißen?Weil dieVorstellung brutalenRwgkampfes gegen eineFrau ihn widerte; weil derVer» such, sich hinterseinenSchreibtischzuducken, ihm minder unmännlich schien;weil er wohl auch hoffte. dieAngreiferin werde zu ungeschickt oder zunervös sein,umihn,nachdemerstenWuthausbrüch, hinter der Holzschanze zu erzielen. Sie aber bleibt ganz kalt, nimmt ihn ruhig aufs Korn und schießt ihm sechs Kugeln in die Brust und die linke Hüfte. Die zur Totenschau berufenen Aerzte haben ausgesagt, die Hand, in der die Masse lag.könne nicht gebebt haben.

Auch nach dcr That ist die Thäterin ganz ruhig. «Unter den erreg» ten, verwirrten, entsetzten Menschen stand sie in hochmüthiger.be« haglicherGelassenheit": sagt der Zeuge RobertDreyfus.Vor ih» rem Auge, von ihrerWaffe verröchelt ein Mann, der sie niemals gekränkt, nie mit dem Hauch eines Wortes gestreift hat: und ihr Auge ist trocken, ihre Stirn fast heiter und ihre Lippe spricht lang- sam: »Nur auf diese Weise war der Sache ein Ende zu machen.* Vor dem Untersuchungrichter spricht sie anders. Töten? Nie hat sie so Angeheures gewollt. Der Browning sollte nur ein Bis», chen Lärm machen; im Nothfall dem Erben Figaros und seiner Parole («braver les mecnsnt5«)einen Denkzettel geben. Sie scheint sich gelobt zu haben, dem Nichter kein wahres Wort zu sagen: und bleibt dem Gelübde treu. Mählich aber entschleiert sich ihr Werk vom sechzehnten Märztag. Morgens ruft sie den Land» gerichtspräsidenten Monier in die Privatwohnung des Finanz» Ministers; fragt ihn, was man gegen Calmettes Angriffe thun könne; und scheint, ohne die winzigste Spur seelischen Wirbels, von der Richtigkeit seines Rothes überzeugt, sich nicht zu rühren und geduldig das nahe Ende des Feldzuges abzuwarten. Hat sie den Namen des Finanzministers mißbraucht und den Land» gerichtspräsidenten nur in ihr Haus gebeten, um nach der That einen Zeugen zu haben, der aussagen müsse, daß sie vergebens denWeg zu gerichtlicher Sühnung suchte und innerlichruhigwar,. also abends nur unter dem Zwang jähenAffektes, plötzlicher Be» wußtseinstrübung gehandelt haben könne? „Darüber ist Gewiß» heit nicht zu erlangen; doch das System ihrer Vertheidigung er» laubt die Annahme solcher Absicht." Mittags besucht sie ihren Mann im Finanzministerium. Der sagt ihr nicht, daß er morgens mit dem Präsidenten der Republik über die Figarofehde gespro». chen und aus Poincares Mund ein Urtheil und einen Rath ge» hört habe. Das Artheil, Calmette sei ein Gentleman und werde politisch belanglose Privatbriefe niemals ans Licht zerren; und deURath, durch einen den drei Männern gemeinsamen Freund, den Rechtsanwalt Maurice Bernard, feststellen zu lassen, daß Calmette an irgendeineEnthüllung des ehelichen und vorehelichen Lebens der Caillaux nicht denke. Nach dem Frühstück kommt die Frau in die Waffenhandluno/von Gastinne»Renette; nennt den Bedienern ihren Namen; fordert einen guten Revolver (den sie

für eineAutomöbilfahrtin die Sarlhe brauche); nimmt,nach langwieriger Prüfung, einen Browning und heischt die Gelegenheit, sich damit einzuschieben; ladet ihn, nach dieserUebung, selbst, steckt ihn ins Futteral, wäscht sich dietzände und steigt wieder in ihren Wagen. Im Oeäit l^onnais nimmt sie aus ihrem Safe ein paar Schriftstücke, die ihr Mann im Kampf gegen Calmette brauchen könnte. «Nach Haus!« Dort schreibt sie an ihren Ioseph einen Brief, der mit dem Satz schließt: .Ich werde die That thun (L est moi qui commettrai I'acte); wenn diese Zeilen in Deiner Hand sind, werde ich das Werk der Gerechtigkeit vollendet oder wenigstens alles zu diesem Zweck Mögliche versucht haben." Der Brief soll dem Herrn Finanzminister nicht vor Sieben überreicht werden. «Ist das Anto bereit?" Ia. «Rue Drouot26!« Fünf Viertel» stunden danach steht sie vor Calmette.

«Ihre That ist ein Präventivmord genannt worden. Mit Recht. Um eine Veröffentlichung zu hindern, die niemals geplant, die gar nicht möglich war, hat sie einenMenschengemordet." Sie behauptet, gefürchtet zu haben, daß Calmette zwei intime Briefe veröffentlichen werde, die Herr Ioseph Caillaux im September 1909 an sie, die soeben von dem Herrn Leo Claretie Geschiedene, geschrieben und abgeschickt habe. Festgestellt wurde: daß diese Briefein den Besitz der ersten Frau Caillaux (jetzt: FrauGueydan) gelangt, vor Iosephs Scheidung von dieser Dame, im Iähr 1911, vor denAugen der Parteivertreter restlos vernichtetworden sind; daß FrauGueydan sie, heimlich, zuvor Photographiren ließ, aber keinem auffindbaren Menschen jemals gezeigt hat; daß Calmette diese Kopien nicht sah noch den ihm Vertrautesten andeutete, er wisse irgendwas von der Existenz oder dem Inhalt dieser Briefe. «In sämmtlichenArtikelnCalmettes gegen das MinisteriumDoumergue und dessenFinanzministerCaillauxstehtnichtein einziges Wort, das die jetzt Angeklagte erwähnt oder streift, nicht die winzigste Anspielung auf ihr Privatleben, ihre Vergangenheit; auch keine auf die Privatangelegenheiten ihres zweiten Gatten. And gerade der,Dein Io' unterzeichnete (an die ersteEhefrau gerichtete) Brief, der die Furcht der Angeklagten vor öffentlicher Erörterung ihres Verhältnisses zuCaillaux begründen soll, erweist, wiesorgsam Calmette bedacht war, jedes nicht dem Bezirk derPolitik ge» hörige Wort vor der Veröffentlichung auszumerzen. Anter den Schriftstücken, die in seiner Brieftasche gefunden wurden, waren

die zwei Briefe nicht, vor deren Publikation die Angeklagte ge» bangt zu haben behauptet. Politiker, Literaten, Iournalisten: Alle haben, einstimmig, bekundet, daß Calmette ein Mann war, dem ein Unbefangener die Anwendung solcher Waffen unter keinen Umständen zutrauen konnte; daß (so hat sein Freund und Mit» arbeite? Grosclaude es ausgedrückt) stärker noch als der Drang, denGedanken, für die er focht, den Siegzusichern, in ihm dasBe» dürfniß war, der Iran seine Ehrfurcht zu zeigen und sie mit der zartesten Höflichkeit zu behandeln... Das sind die Ergebnisse der mit der größten Sorgfalt und ohne das allergeringste VorUrtheil geführtenUntersuchung, nach derenAbschlußFrauCaillauxnicht mehr, wie sie noch am sechzehnten März that, die Behauptung wagen darf, die Gerechtigkeit fei aus Frankreich geschwunden." Geschwunden wäre sie und das Land, aus dem sie wich, vor dem Blick jedes redlichen Gewissens entehrt, wenn dieFrau, die, ohne den allergeringsten Rechtsgrund, Anlaß, haltbaren Vor» wand, nachruhigerUeberlegung und mit bestimmtemVorsatz einen wehrlos, ahnunglos dicht vor ihr stehenden Menschen getötet, tückisch gemordet hat, freigesprochen würde. Die Wohlthat be» dingter Begnadigung (l.oi Serenger) mag man dem Weibe, der jedem Ehrenrechte entkleideten Mutter gönnen; nicht um eines Härchens Breite mehr. Die Schande, mit der tausendfache Ver» ieumdung des Gemordeten den Ruf deutschenRechtsgefühls be» sudelt hat,kann ich nicht wegwischen;nur,aufdemfestenUrtheils» grund desUntersuchungergebnisses, wiederholen, was ich am vier- ten April hier gesagt habe: »Calmette hat seine Fehde anständig geführt. Er schrieb, der Finanzminister präsidire noch dem Ver» waltungrath einer auslöndischenBank; habe, durch eine Kammer» rede, eine Staatsrentenhausse erwirkt, die seinen Freunden Ge» winn brachte und dann, weil sie grundlos war, wieder wich; die tzauptverhandlung gegen den Schwindelgründer vertagen lassen; und sich, vor dreizehnIahren, gerühmt, dieEinkommensteuer,wah» rend er sie eifernd zu empfehlen schien, zermalmt zu haben. Den Be» weis für diefe vierteAnklage lieferte einBrief, denderseelisch un» keuscheIoseph an seine erste Frau geschrieben hatte. Nur die Unter» schrift,DeinIo' hatte dieFarbe derIntimität; kein anderes der vom fiAar« veröffentlichten Worte. Calmette hat kein Lakengehejmniß ins Licht gestellt; nur durch Indizien, die nichts Privates verrie» then, glaubhaft gemacht, daß der Minister jetzt die dreijährige

Dienstzeit, wie 1901 die Einkommensteuer, zermalmen wolle, wäh» rcnd er sie eifernd zu empfehlen fchien. Herr Caillaux antwortete ihm weder im Parlament noch in seiner Presse. Aber Frau Call» laux ließ sich bei ihm melden und schoß ihn nieder.«

Oonte drolatique.

Herrn Oberstaatsanwalt Chrzescinski, Erstem Staatsanwalt am Landgericht I,
Berlin N>V 52, Thurmstraße 91.

Sehr geehrter Herr Oberstaatsanwalt, in Ihrem Amtsbezirk soll, noch im Brachmonat, unter dem Schild Ihres Namens vor einerStrafkammer gegen Herrn Paul Wiegler verhandelt werden, weil er eine im Sinn deutschen Reichsgesetzes unzüchtige Schrift veröffentlicht habe. Welche? Balzacs »Pontes ärolatiqueZ". Der Angeklagte würde, natürlich, auch freigesprochen, wenn er ohne Vertheidiger Vorden Hohen Gerichtshof hinträte und während der ganzenDauer der Hauptverhandlung stumm bleiben müßte,wollte, dürfte. Natürlich. Die Moabiter stammen aus Nordarabien, aus dem Dunstkreis des Toten Meeres; und daß Moabs Land reich an Ruinen ist, wird auch in Nordwestberlin den Gemeindeschülern eingetrichtert. Selbst da aber schaltet und schwitzt nirgends eine Strafkammer, die über Hirn und Gewissen brächte, den Ueber- setzereinesBalzacbuchesalsUnzuchtverbreiterinPönzu bannen. Nicht im finstersten Marterwinkel. Um den Angeklagten ist mir also nicht bang. Um Anderes. Um Sie. Um das Ansehen der Kö- niglichen Staatsanwaltschaft (deren Eisenbeil, da ichs gestumpft hatte, mir viel freundlicher blinkte, als heute noch Einer ahnt, und deren tüchtige, verständig besonnene Arbeit ich höher schätze als mancher Gipfelbehörde.) Um den Ruf deutscher Kunstkultur. Die Verhandlung darf nicht werden; nicht als ernsthaft ge» meintes Schlußstück eines Kriminalverfahrens. Sie haben den Kruppskandal überlebt (nicht ohne wesentlichen Gunstsubstanz» Verlust: glauben Sie meinem Wissen); und seitdem in der Stille emsig das Recht und die Ihnen unterthanen Staatsprovinzen betreut. Die über fremdemGelände mißglückten Gleitflüge sind fast vergessen. Das Balzacspektakel würde Sie töten. Des Erdballes Wölbung vom Gelächter dröhnen. Oeffentliche Anklage kann nach der Eröffnung der Untersuchung nicht zurückgenommen werden?

Ich weiß; kenne, leider, die Strasprozeßordnung. Doch da der
Fromme sich mit tzerrgottssatzung abfinden kann? Irgendwo ist
stets eine Klinze offen. Die würdeIhr jüngster Assessor erspähen.
And in unseremFall ist nicht die allergeringste Schwierigkeit. In
Ihrem: denn um Ihre Sache gehts, Herr Oberstaatsanwalt.
Fürchten Sie nicht, daß ich den Zipfel Ihrer Robe in das
Spülwasser tunke, das noch vom Gewäsch „freier" Kunstschwätzer
absteht. Macht Sie nichtnaß. Stimmt. DasAnklageprivileg bürdet
Ihnen die Pflicht auf, zur Anwendung der Strafgesetze mitzu»
wirken; keine andere. Ich will auch nicht fragen, welches Gesetz
die Erweckung undtzöhung sinnlicher Wollust verbiete, die edelste
und der Menschheit nöthigste Himmelsgabe und dem Schöpfer»
willenGottes oder derAllnatur dasHauptwerkzeug ist. Kümmert
uns heute nicht. Balzac, Herr Oberstaatsanwalt! Honore(nach
dem besten Wort des Bayreuthers: HomerWalzac! Der hat das
Weltbild gewandelt. Der ist aus Shakespeares Geblüt. An wim«
melnderBrut viel reicher als Dante, an Farben und Tönen noch
neben Cervantes ein Kroisos. Dessen Erden, Himmel, Höllen sind
irdischen Richtern verriegelt. DessenWerk, ein in Aeonen unver»
welkliches, ist das wichtigste Lehrbuch westeuropäischer Seelen»
geschichte. Eingefalzt ist ihm ein köstliches Sprachmeisterstück: die
Sammlung in rabelaisischem Ton rabelaisisch geschulten Geistern
vorgeplauderten oder feierl ich vors Auge gespreiteten Geschlechts»
schwänke. Diesollen verbotenwerden? Wers unternähme, schiede
sich aus der Gemeinschaft der in Heiligem Geist Vereinten.
Die Uebersetzerleistung ist ein Kronkleinod deutscher Nach»
dichtung, der nach Schlegel, vorSchroeder selten nur Schöneres
gelang. Der Uebersetzer ein ernster, bis in den Wesenskern keu»
scher, vor dem Entschluß zu steilemAufschwung nur allzuzaghaf»
4er Künstler. Der Verleger ein Mann, dem Deutschlands Kunst-
kunde viel zu danken hat. Der Preis nicht niedrig. Kolorit und
Rhythmus des Buches weitab von dem Kantharidenreiz,an dem
Frühbrunst sich entzündet. Nebensache. Wollen Sie den Himalaja
anklagen, weil er Affen, Marmelkatzen und Moschusthiere her-
bergt? Den Bildner Adams, weil er auf seiner Erde nicht Eichen
nur, sondern auch Bibergeil werden ließ?
Nnd: das Reichsgericht würde jedes verdammende Urtheil
aufheben und dem Ankläger derb das Ohrläppchen kneifen.

Richelieu/)
m Iahre 1639 trat Mazarin, der bis dahin päpstlicher Diplomat gewesen war, in französische Dienste. Er war am pariser Hof gewesen und kannte ihn: es war kein strahlender, heiterer Hof, wie cr es in früheren Iahren gewesen und in späteren wieder wurde. Ein finsterer und grämlicher Sonderling hauste in dem festlosen Louvre. Der spätgeborene Sohn des fröhlichen Heinrich empfing ihn mit stotterndem Munde. Er konnte seine Worte nicht recht hervorbringen. Kalt mnd lieblos, nnt der gehässigen Natur der Verschüchterten, haßte er inrGrundeÄlle,die ihm dienten. DieFrauen liebte er nicht, dieKönigin. vernachlässigte und verschmähte er. Manchmal schloß er mit einem ihrer Fräulein in seltsam zager Weise lange und langweilige Freundschaften; die schöne und stolze Marie von Hautefort lachte über den königlichen Verehrer, die fromme Lafayette ging ins Kloster. Seine Günstlinge waren junge Männer, mit denen er jagen ging. Vieleswurde darüber gesagt und geschrieben. Die Iagd, besonders die Vogeljagd, war seine Leidenschaft; sonst verdrängte eine Liebhaberei die andere; der König malte und tomponirte, er hatte immer Kammermusik, die ihn sehr erfreute, er war ein guter Gärtner, spickte und briet wie ein Koch und war ein Meister im Einmachen von Früchten. Wer Gunst wollte, machte mit, beim Schustern (denn auch Das hatte Ludwig der Dreizehnte gelernt) oder beim Arkebusiren. Und da es sein Gelüsten war, Sterbende zu beobachten, so gab es seltsame Unterhaltungen bei Hof, wenn in einem der weiten, schlecht erleuchteten Säle der blasse König u °) die Herren um ihn die verzerrten Gesichter verröchelnder Kranken nachmachten und ein unangenehmes Gelächter den Meisterspieler belohnte. „Sagen Sie dem König", sagte der Gras/ lvon La Rocheguyon, der im Sterben lag, zu dem Kammerherrn, der in hohem Austrag sich nach seinem Befinden erkundigen kam, „sagen Sie ihm, daß er bald kommen kann. Ich habe ihm oft den Anderem nachmachen geholfen. Nun bin ich an der Reihe.
"
Eines Tages fiel dem König ein, seinen ganzen Hof zu rasiren,' nur ein Restchen Bartes ließ er am Kinn stehen. Mit ingrimmiger oder läppischer Beifallsgrimasse boten Marquis und Grafen in seidenen Puffärmeln, in kurzen Mänteln Und Federhüten ihr Kinn dem königlichen Scheermesser dar; und so ward die Fliege Mode.
Einen rasirte der König nicht. Einen Herrn an feinem Hof lich, er aus. Niemand wagte, eine andere Möglichkeit auch nur anzudeuten»

*) Aus dem zweiten Buch der „Geschichte des Kardinals Mazarin', die bei Georg Müller erscheint. Daß die Arbeit des (unzünftigen) Kulturhistorikers, Psychologen, Poeten Federn noch viel mehr Beachtung verdient, als ihr in der Heimnth des lärmlos vorwärtsstrebenden Autors bisher ward, ist hier schonnachdrücklichbetontworden.

Das war der Mann, den er haßte und an dem er festhielt, den er verIwünschte und fürchtete, wie keinen, gegen den er manchmal aufzischte und dessen eisernen Willen im Nacken zu fühlen ihm dennoch ein schreckliches Bedürfnis war, für den er feine Mutter aus dem Lande gejagt hatte, dem er gestattete, seine Frau, die Königin, zu mißhandeln und zu demüthigen, für den er die schöne Marie von Hautefort, die er liebte, vom Hpf gewiesen, dem er jeden seiner Lieblinge opferte. Und er freute sich dann doch, auf den Herrn von Troisville, den abenteuerlichen Kapitän /seiner berittenen Musketiere, weisen und sagen zu können: „Da ist ein Mann, der mir auch den Kardinal umbringt, wenn ich es ihm befehle!"

Welch ein Hof! Im Louvre dieser König und in Ruel oder in Paris im Palais-Cardinal, das er sich erbaut hatte und das später das Palais Royal hieß, der große Geistliche, dessen furchtbarer Wille Europa veränderte und der Politik, der Regirung Frankreichs und aller Länder nach ihm eine neue Gestalt gab. Heute noch leben und leiden wir unter seinen Ideen. Denn wenn es je einen Staatsmann gab, der sich nicht von der Woge tragen ließ,, sondern mit bewußtem, Willen, mit weitschauender Erkenntniß allen Machtverhältnissen der Zeit, allen Wahrscheinlichkeiten entgegen arbeitete, so war es Richelieu. Er hatte ein Programm von Anfang an. „Ich hatte Eurer Majestät versprochen", schrieb er in seinem „Politischen Testament", „all meine Kraft, all die Autorität, die Eure Majestät mir zu verleihen geruhen würde, daran zu setzen, die Partei der Hngenotten zu vernichten, den Stolz der Großen zu beugen, alle Unterthanen zu ihrer Pflicht zu zwingen und Ihren Namen bei fremden Völkern zu jener Höhe zu erheben, die ihm gebührt." Er hatte es vollendet, mit Blut und Schrecken und List, mit Kanonen und Heerschaaren im Feld, mit Verstellung und grausamer Unerbittlichkeit am Hof. SeinekalteSchlauheit, fein unhörbares Anschleichen gegen die immer neuen Feinde, die ihn und sein Werk bedrohten, die grausame Sicherheit im Treffen, die ftNischung von Tücke und Größe, von Furcht und Muth in seinem Wesen geben ihm Etwas von einem katzenartigen Raubthier, das geschreckt werden kann, dann aber mit doppeltem Grimm anfällt. Und dies Alles in einer seltsamen Maskerade: da seine immer nnvefriedigte Seele mit ihrem fürchterlichen Ernst Geckereien vereinte. Halb dieser Geckerei und halb seinen wechselnden Berechnungen entsprach es, den zarten, wohlgebauten Körper mit dem gepflegten Spitzbart in immer neue Kostüme zu hüllen, so daß er bald im Purpur des Kirchenfürsten erschien, bald als parfumirter Kavalier in Seide und Feder-, hut vor den Damen tanzte oder in Küraß und Stulphandschuhen dem Heer Vorausritt. Und nie hat es einen gebrechlicheren Titanen gegeben, bei dessen grimmigsten Thaten und Entscheidungen die Aerzte mit Pillen und Salben und Medizinflaschen das leidendt Leben zu verlängern sich ^nühen mußten. Ein ewig offenes Konto im Buch seines Schicksals quälte ihn: der so unerbittlich hassen konnte, sehnte

sich nach Freundschaft und Liebe; aber Fürstinnen und Courtisanen hatten ihn verschmäht, weil seine Werbung rauh und gemacht war und' ihm die siegende Gewandtheit fehlte, die irgendein zierlicher Abbe, ein frischer Reiteroffizier besaß. Der Mann, der alle Gefängnisse füllte, der fiebenundvierzig Todesurtheile über politische Gegner fällen lieg, der eine Schwarze Liste aller Verdächtigen führte und überall seine Spione hatte, der, wenn er, von seinen Garden umgeben, ausfuhr, nnter Seide und Purpur ein Kettenhemd trug, um sich vor Meuchel-Snördern zu schützen, er wollte um jeden Preis lachen und geliebt sein. Düstere Melancholien quälten ihn, wenn er nicht arbeitete; es kam Vor, daß er, nach irgendeiner schweren Erregung, wenn wieder einmal das Spiel nach dem furchtbarsten Einsatz,, gewonnen war, brüllend, wiehernd durch sein Haus lief, dann, über das Billard gebeugt, starr stehen blieb und zuletzt in Schweiß gebadet niederstürzte und ein-schlief. Sein Ausruhen hatte etwas von Verzweiflung an sich; die reinen Geister kommen solchen Menschen nicht nah; und wenn er die iSpaßmacher glänzend zahlte, die ihn zum Lachen brachten, und selbst Menschlich-witzig mit ihnen scherzte, blieb er doch immer gefährlich; weh, wenn sie es nicht trafen, wenn sie sich nicht vollkommen genug beugten, seine schlechten Verse, die Dramen, die er durchaus schrei-den wollte und aufführen ließ, nicht genug lobten. Er verlangte Unterwerfung und liebte die Intimität nicht; der Graf von Gramont traf ihn einmal unvermuthet im Park, da er Springübungen machte; ein Blick ließ den Höfling die Gefahr erkennen: er sprang sofort mit und sagte: „Ich kann es noch besser, Eminenz,!"
Zwischen ihm und dem König war eine scheele Freundschaft. Ludwig jagte seine Mutter, jagte zuletzt selbst Troisville fort, als der Kardinal es forderte; aber er wwr innig erfreut, wenn er ihn in Kleinigkeiten ärgern konnte. An dem verödeten Hof war Schrecken und trübes Flüstern; bei den regelmäßigen Unterhaltungen fand höch-stens die Iugend ihre Freude. Wie oft, wenn wieder ein Komplott entdeckt und vereitelt war, waren Prinzen und Herren aus den Zim-mern des Louvre oder denen ihrer eigenen Schlösser an ihre Pferd« geeilt und wie toll nach der Grenze gesprengt, um dem Kerker, der Folter, dem Beil zu entgehen. Durch das Beil hatte der Herzog von Montmorency, der „erste Baron Frankreichs", der Bruder der Prin,-zessin von Conds, geendet, durch das Beil sein Vetternder Gras von Montmorency»Bouteville, der Marschall von Marillac, der Graf von Ehalais»Talleyrand; und wie viele Andere! Bassompierre, der Liebes» Held, der Schmluck des Hofes, saß seit Iahren in der Bastille, eben so der Marschall von Vitry und der Graf von Cramail; im Schloß von Angoulsme saß der Marquis von CtMeauneuf in Haft; verbannt war der Herzog von Epernon, verbannt die Herzogin von Chevreuse, dit von Guise mit ihren Söhnen, der Prinz von Marsillac, die Mar°i qnis von Montrssor, von La Chstre, verbannt wurde Noch im letzten Jahr Richelieus das ganze Haus VendSme. Der Graf von Bourbon»

Soissons war bei Sedan von einem rätselhaften Pistolenschuß gefallen; die anderen Prinzen vom Geblüt hatten sich bedingunglos vor Sem Minister gebeugt: der Bruder des Königs, der Herzog von Orleans, der sich so oft leichtfertig wider ihn erhoben hatte, war eben so oft zu Kreuz gekrochen; der Prinz von Conds verheirathete seinen knirschenden Sohn mit einer Nichte Richelieus, der zarten kleinen Clemence von Maills-Brezs. „Alle Knie« beugten sich vor ihm."
Nicht mehr der Adel und die Großen regirten in Frankreich, sondern das Ministerium. Das war das Neue, der Anfang unserer Zeit. Richelieu brauchte und fand die tüchtigsten Mitarbeiter. Sie waren nicht großer Herkunft, sie hatten keine reinen Hände, aber sie Leisteten viel. ,s
So hatte er auch Mazarin gefunden. Dieser stieg, als er ankam, in der Rue du Roi de Sicile bei dem Staatssekretär Grafen Chavigny ab, der, gewandt und heiter, ehrgeizig und plänevoll, die der seinen ähnlichste Natur hatte. Sein legitimer Vater, Claude Le Bouthilier, war Finanzminister, Chavigny galt für einen natürlichen Sohn Richelieus. Das mochte Verleumdung sein; seit Generationen waren die bürgerlichen Le Bouthilier Helfer und Freunde der Familie Richelieu und wurden nun vom Kardinal belohnt. Chavigny war Mazarins erster Freund in Frankreich.
Durch ein Königliches Patent vom April des Iahres war „Der Herr Iules Mazarin, geboren in der Stadt Rom, wegen der wichtigen und lobenswerthen Dienste, die er dem Gemeinwohl in verschiedenen Verhandlungen, Verträgen und Geschäften geleistet" als Franzose naluralisirt worden. Der Accent des neuen Franzosen blieb schlecht und noch lange entschuldigte er sich in wichtigen Briefen, daß er diktiren müsse, weil er des Französischen nicht mächtig genug sei. Spanisch sprach er viel besser, so daß^die Frau von Motteville ihn einen „halben! Spanier" nennt. Und gerade Das ward für ihn von unendlichem Nutzen.
Er sollte als Frankreichs Gesandte nach Hamburg gehen, wo die ersten Friedensverhandlungen im Dreißigjährigen Krieg begonnen Ivurden, als man es wichtiger fand, ihn nach Savoyen zu schicken. Victor Amadeus, den er für Frankreich gewonnen hatte, war schon 1636 gestorben. Seine Witwe, Christine von Frankreich, „Madame 'Royale", führte für ihren minderjährigen Sohn Karl Emanuel den Zweiten die Regentschaft. Die beiden Brüder ihres Mannes, der Kardinal Moriz und der Prinz Thomas, waren spanisch gesinnt und wollten die Herzogin nicht im Land regiren lassen, die, von dem Jesuiten Monot berathen, vor französischer Hilfe Angst hatte. In großem Zorn schrieb damals Richelieu an den König von den „Extravaganzen", der „Blindheit und dem Eigensinn der Herzogin"; „wenn ,eine Frau fähig wäre, auf vernünftigem Rath zu hören"; noch mehr Unhöfische Aeußerungen über die Schwester seinesHerrn entfahren ihm.
Es kam zum Krieg; französische und spanische Armeen rückten

in Savoyen ein und kämpften wilde Schlachten, bis Mazarins Ge» schicklichkeit im Iahr 1640 Alle versöhnte und den Prinzen Thomas für viel Geld in französische Dienste zog. All diesen Menschen be- gegnete er bei seinem steigenden Weg auf immer verändertem Plan wieder; alle spielten in seinem Dasein oder in dem seiner Familie Rollen, die sein Selbstgefühl beglücken mußten.

Dann wurden die Streitigkeiten mit dem päpstlichen Hof geschlich» tet; der alternde achte Urban gab dem Drängen Richelieus nach; die lange hinausgeschobene Promotion wurde vollzogen und im Kon» sistorium vom sechzehnten Dezember 1640 wurden dreizehn neue Kar» djnäle ernannt, darunter Giulio Mazarini, den der allerchristlichste König nominirt hatte. Ein päpstlicher Kämmerer brachte die Insig» nien nach Frankreich; in der Domkirch« von Valence, im iDauphine, wo sich der Hof befand, überreichte Ludwig ihm feierlich das Barret. Er ward Kardinaldiakonus, ohne Priester, ohne ein Diakonus zu sein, und ohne Titelkirche. Er erwies dem König seinen Dunk, indem er auf seine Kosten ein Regiment italienischer Soldaten anwerben ließ, das hinfort seinen Namen trug. Aber so hoch er gestiegen schien, so Wichtige Aufträge er bekam, ist er doch in diesen Iahren in Frankreich wenig hervorgetreten. All die Memoirenschjreiber, die später so viel von ihm zu sagen haben, erwähnen ihn in diesen Iahren gar nicht. Er war für sie eine der „Kreaturen" Richelieus, dazu ein Italiener, ein Fremder, devoter und höflicher, als man es in Frankreich gewohnt war, weniger gefürchtet und auch weniger geachtet als die anderen. Was irjir solch ein Mann, ob er Kardinal, ob er Gesandter hieß, für den hochmüthigen französischen Adel?

Scheinbar nahm er an Dem, was im eigentlichen Frankreich ge» schab, kaum einen Antheil. Er vermittelte nur. Er war etwa drei Iahre in Richelieus Diensten, als die berühmte letzte Verschwörung gegen Ri» chelieu versucht ward, der der Perlauf der Ereignisse eine so wunder» lichei Tragik gab^. Der Kardinal hatte den jungen Einq-Mars, einen Sohn seines verstorbenen Freundes, des Marschalls von Effiat, dem König zum Gesellen gegeben, um einen ihm ganz ergebenen Mann am Hof selbst zu haben. Der einundzwanzigjährige schöne Iunge wurde zum Eroßstallmeister von Frankreich ernannt, ward des Königs und der Frauen Liebling, tanzte, trank und jagte, dann langweilte er sich an deml öden Hof, ward unzufrieden; und so auch der Kardinal mit ihm. Seine ‚Mröße" berauschte ihn, in thörichtem Ehrgeiz wollte er selbst Erster Minister werden; und da er sich vom Kardinal schon verworfen fühlte, ließ er sich in eine Verschwörung zu dessen Sturz und in ein ge» Heimes' Bündniß mit Spanien, dem Landesfeind, ein. Es ward ent» deckt. Alel die Staatssekretäre lange geheime Konferenzen mit dem König hatten, wurde dem Vicomte von Fontrailles, einem der Ver» schworenen, bang und er warnte Cinq»Mars, der aber nicht darauf achten wollte. „Gut", sagte Fontrailles, „Sie werden noch groß genug sein, wenn Ihnen der Henker den Kopf von den Schultern getrennt

haben wird; ich bin von M geringer Statur." Fontrailles war Nein und buckelig. Er entkam, als Kapuziner Verkleidet. Die Anderen star» den auf dem Schaffst. „Ich möchte gern wissen, welches Geficht der Herr Großstallmeister jetzt schneidet", sagte der König in der Stunde» da Cinq-Mars enthauptet wurde. Der Kardinal, der in seiner letzten Krankheit lag, genoß noch sein« Rache. Auf einem Schiff den Rhone hinaufgezogen, schleppte er den gefangenen Präsidenten de Thou in einer zweiten Barke hinter sich her zur Hinrichtung.

Vom RhSnenfer ward sein von Geschwüren zerstörter, leidender Körper in einer eigens erbauten Sänfte von vierundzwanzig Trägern über Land nach der Loire getragen. Häusern wurden die Mauern weg» gerissen, um ihn möglichst schmerzlos in sein Zimmerau bringen; dann fuhr eine ganze Flotte die Loire hinab, Reiterschwadronen an beiden Ufern; der Herzog von Enghien ließ die Schleußen öffnen, um Wasser in die ausgetrockneten Kanäle strömen zu lassen. So kam der sterbende Minister siegreich nach Paris zurück. Der Herzog von Bouillon rettete sich, indem er sein Fürftenthum Sedan an Frankreich abtrat. Mazarin war es, der den Vertrag vermittelte und dann als Vertreter der fran» zösischen Regirung die Festung für Frankreich in Besitz nahm.

Das war im September und Oktober 1642. Am vierzehnten Dezember starb Richelieu.

„Wenn es einen Gott giebt", sagte Urban der Achte, der immer witzige Papst, als er die Nachricht vernahm, „so wird der Kardinal wohl büßen müssen; wenn es keinen Gott giebt, war er ein Ehrenmann."

Marienfelde. Dr. Karl Federn.

Die älteste, tiefste Schicht des modernen Gesellschaftbaues ist das Werk der Geistlichkeit. Zwölfhundert Iahre lang hat sie daran gearbeitet; länger noch. In einer auf Erobererrecht beruhenden Gesellschaft, die so zusammengesetzt war, daß sie in den ihr Zugehörigen die Energie, die Lust am Leben zerstören mußte, hat der Priester die Frohe Botschaft verkündet, das Reich Gottes verheißen, Geduld, Sanftmuth, Nächstenliebe, Wohlthätigkeit, demüthige Hingabe an den im Himmel thronenden Vater gepredigt. Der Klerus war eine Gesellschaft für sich» hatte besondere Gesetze, eine alle Glieder bindende Lehre und Zucht, ein Allen gemeinsames Ziel. Wenn rohe Gewalt zügellos herrscht, sind Legenden vom Ienseits als Gefühlswerthe unschätzbar; das Leben des Geplagten, Geschundenen wird erst dadurch erträglich, daß man ihm ein anderes, schöneres zeigt. Das hat die Priesterschaft gethan; und die Größe des Lohnes, den sie empfing, beweist, wie dankbar ihr die Menschheit war. Ein Drittel des Grundbesitzes, die Hälfte des EinkomMens, zwei Drittel des Vermögens waren, aus europäischer Erde Kirchenbesitz. Päpste geboten dem Erdtheil. Kardinäle waren die Schützer alter Herrschergeschlechter. (Tains.)

MI
Die Zukunft.
Die Zeit der Leere.
wohnte einsam zwischen den Bergen,
Tages ging die Glocke seines Hauses und Ellen trat ein.
Sie kam weit her. Tagereisen lagen hinter ihr.
„Willkommen", sagte er; und es war nicht einmal Ueberraschung
in seiner Stimme. Dann reichten sie einander die Hand.
„Ich dachte, es sei Zeit, wieder einmal mit einander zu reden",
.sagte sie.
„Darauf habe ich gewartet", sagte er. Er ging mit ihr die Treppe
hinauf. „Hier ist Dein Zimmer. Hier wirst Du die Ruhe finden, die
Du suchst."
Sie stand am Fenster und blickte hinaus über den Fjord. „Dein
Zimmer", hatte er gesagt. Die Thränen stiegen ihr in die Augen.
Als sie sich umsah, war sie aNein. , ,,
Sie begann, auszupacken. Eine Reihe von Büchern stellte sie
auf den rot lackirten Tisch vor dem Fenster, durch das ein Strom
Hon Sonne hineinsluthete. „Ach was, Bücher," dachte sie und schob
den Stoß ungeduldig hin und her.
Er war hinuntergegangen in sein Arbeitzimmer und stand vor
seinem großen Schreibtisch; wie angewurzelt. Er hatte ein dumpfes
Empfinden im Hinterkopf und nur ein Gefühl: es ist vorbei; es
ist vorbei. Krallen, die seine Seele gepackt hatten, lösten sich. Und
plötzlich kam es über ihn wie Seligkeit. Kein stummes Starren, kein
verzweifeltes Hauen gegen die Wände, kein wüthendes Beißen in die
Bettlaken mehr, nein, nein; kein langsames Sterben mehr vor
Einsamkeit! Nun sollten die Berge da drüben nur heranrücken, feind-
lich und düster wie allabendlich seit Iahren. Nun mochte der Nebel
den Schleier des Wahnsinns über das klare Wasser breiten. Nu»
mochte der Sturm toben und die Lawinen mochten donnern. Er
lachte. Ein Mensch war da, ein Mensch wie er! Fühlend, denkend,
strebend. Ein Mensch, der sprechen konnte, auf und abgehen konnte
im Zimmer wie er, hin und her, hin und her. Ein Mensch, de?
lachen konnte! Bei dem Gedanken wurde ihm schwindelig. Er riß
die Thür zum Nebenzimmer auf, wo sein Klavier an der Wand stand,
nnd begann, wie ein Wahnsinniger über die Tasten zu fahren. Dann
stürmte er an den steifen, feierlichen Stühlen vorüber an die Flügel»
thür, die er mit einem Ruck aufschob. ?-
„Mutter", schrie er, „Mutter: Ellen ist da! —"
An einem der Blumenfenster saß Mutter im Lehnstuhl und
strickte. Sie wandte den Kopf mit den spärlichen weißen Haaren
und der großen schwarzen Spitzenhaube.. Langsam wandte sie den
Kopf. Ihre Hand zittert ein Wenig; und die trüben alten Augen
sahen hinauf zu dem erregten Sohn. „Das ist gut, Einar," sagt«!
sie. „Das ist gut." Und dann nickte sie vor sich hin.

Die Zcit der Leere.
Einar und Ellen standen am Blumenfenster, Mutters Lehn»
stuhl war leer. Draußen rieselte der Regen herunter. Rieselte ohne
Pause. Auf der schmutzigen Straße vor dem Haus trotteten einsame
Menschen. Sie kamen von der Fabrik und gingen zur Schiffsbrücke.
Oder sie kamen von, der Schiffsbrücke und gingen zur Fabrik. Warum>
sie kamen und gingen, war einerlei. i
Trostlos.
Auf diese Straße sehe ich seit Iahren.
Ia, ich kann mir denken, daß sie allein Dir Etwas vom Leben,
«zählt.
Ja, sie und die Fabrik; und die Landungbrücke.
Wie lange wirst Du Das noch aushalten?
Unabsehbare Zeit.
Und warum? Geld kann man ja auch anderswo verdienen,,
arbeiten kann man auch anderswo. Hier mnßt Du ja innerlich zu
Grunde gehen.
Ich glaube nicht, daß ich innerlich zu Grunde gehe.
Nicht? Fühlst Du, daß Deine Seele sich vertieft?
Nein. Ich fühle es nicht, ich hoffe es aber. Iedenfalls würde
ich mich verachten, wenn ich die Flinte ins Korn werfen und da-
vonlaufen wollte.
Ist Das nicht etwas pedantisch?
Ich denke an die Worte: Wer die Hand an den Pflug leget und
schaut zurück
Ach so! Und dann lieber all die Qual?
Ia; dann lieber all die Qual.
So bin ich nicht. Ich muß fühlen, daß ich lebe. Ich muß.
immer mitten darin stehen im Tumult.
Und sehnst Dich nach Ruhe: und kommst hierher!
Und sehnst Du Dich nicht nach Leben?
Ia. Ich muß aber warten, bis es zu mir kommt.
Unsere Sehnsucht geht an einander vorüber.
Aber wir treffen uns doch.
Aus Versehen; nur aus Versehen.
Da lachten Beide.
Die Flügelthür ging auf. Mutters schwarze Haube schob sich
dazwischen. „Nun, Mnder?" Die Flügelthür ging zu.
In dem kleinen Garten hinter dem Holzzaun blühte rother Mohn.
Ellen schnitt rothen Mohn und Einar sah, daß Ellens Haare und
die Sonne eins waren. Er fühlte aber nichts dabei. Darüber mußte
er sich wundern.
Ich stumpfe ab. Ich fühle nichts mehr unmittelbar."
Ach was. Das bilden wir uns ein. Das ist aber nicht wahr,.
Also geht es Dir auch so, Ellen?
Nlanchmal.

«m> Die Zukunft.
Ellen schnitt rothen Mohn und Einar träumte über sie Hrn.
„Wir fühlen oft nicht, weil wir zu viel nachdenken," sagte Ellen.
Schließlich denken wir nur noch und fühlen überhaupt nicht mehr.
Daran glaube ich nicht. Nur werden wir nicht mehr von kleinen
Gefühlen überwältigt, sondern von den ganz großen, die kräftig genug
lind, unseren Verstand zu besiegen.
Aber die kommen selten.
Ja, sie kommen selten, Einar!
And die Zwischenzeit ist leer.
Ia, die Zwischenzeit ist leer.
Knipp: machte die Scheere.
Aber wir können uns ja so gut über die Zwischenzeit hinweg»
Häuschen, sagte Ellen.
Wie meinst Du Das?
Wir wollen uns ja selbst nicht eingestehen, wie arm wir sind.
And da zerren wir alle verblaßten und verwelkten Gefühle her«
Vor, alle die kleinen, schwachen Gefühle. Legen sie auf einen Haufen
und sagen uns: „Siehst Du, wie reich Du bist!"
Vielleicht wäre es besser, wir gestünden uns unsere Armuth;
dann bliebe die Sehnsucht kräftiger.
Aber die Sehnsucht thut weh.
Ich glaube auch, daß wir, um dieser Sehnsucht zu entgegen,
Fchwachen Gefühlen große Namen beilegen.
Ia; Ken Namen der Liebe: zum Beispiel.
Knipp: machte die Scheere.
Ich glaube nicht mehr an ein so großes Gefühl, sagte Einar.
Bist Du unterwegs müde geworden?
Nein; aber alt.
Das ist eine Ausflucht für die Müdigkeit.
Glaubst Du denn noch an ein so großes Gefühl, Ellen?
Ich glaube daran und ich hoffe darauf.
Knipp: machte die Scheere.
Wie lange noch, Ellen?
Mutters schlürfender Schritt auf der Veranda.
Nun, Kinder?
Und Mutters schlürfender Schritt entfernte sich.
Einar saß am Klavier. Zwei Lichter brannten. Im Neben-
zimmer bei geöffneter Thür saß Ellen mit gefalteten Händen. Mutter
war am Blumenfenster in ihrem Lehnstuhl über der Strickarbeit ein»
genickt. Während norwegische Weisen durch die Räume zogen, voll
von Sehnsucht, von Schwere, sank draußen der Abend über die Berge.
Es war «in Nebeneinander von Hell und Dunkel, Kein Kampf.
Schwarz und scharf zeichneten sich die Felsen gegen den noch blauen
Himmel ab, auf dem die Sonne einen rosa Schein zurückgelassen
Hatte. Die Schneefelder leuchteten weiß in die fingere Stühe. Die

weißen Vorhänge und die weiß lackirten Möbel und die weißen Rosen
nahmen dieses Leuchten auf. Ein eigenthümlich kalter Glanz lag
Äber dem Zimmer im Halbdunkel.
Langsam kam Stern auf Stern. Ellens Augen waren vom
Masser gebannt, das wie ein Silbermeer zwischen dem Bergedüster
lag. Kalt und schön.
‚Die Natur und ich, und ich und die Natur," dachte Ellen,
„und niemals ein Verschmelzen, niemals Einssein hier oben!" Alles
Weibliche, Verlangende, nach Liebe Dürstende löste sich in Ellens
Seele und zog als Sehnsucht über die schroffen Höhen und weiten
Meere hinweg in ihr Heimathland.
Da war Unruhe und Hast und Kampf und Schmerz und leuch»
tende Freude. Alles durcheinander. Aber: Leben! Mitten im Leben
stehen; ein Ertrinken und Wiederauftauchen; ein Umfangensein von
den Armen des Lebensmeeres.
Aber Ellen erinnerte sich sehr wohl an die Stunden der Leere
Mitten in Alledem; an das Suchen nach Ruhe aus Alledem.
Und nun war sie ja, wo fie so oft sein wollte. In der Stille,
in der Kälte, in der Einsamkeit. Und nun hastete die Seele weiter,
weiter. Sie war eben rastlos wie alle Suchenden. Würde sie je
den Ruhepunkt finden?
Schwer, sehnsüchtig schleppten die norwegischen Weisen durch
die Räume.
Dann brach Einar ab und Ellen hörte das Blättern in den
ZNotenbüchern. Und während der Abend dunkler und dunkler bis über
das Silberwasser sank und nur noch die weißen Rosen im Zimmer
leuchteten, erschauerte Ellen vor der Stille und dem Düster.
„So einsam," dachte sie, „so einsam innerlich; und Einar auch,
<ben so einsam. Und warum? Warum müssen wir es fühlen und
können es nicht vergessen, daß Welten uns trennen? Und welche
Welten trennen uns?"
Nun spielte Einar ein finländisches Volkslied, traurig, klagend.
Etwas in ihrer Seele bäumte sich gegen das Klagende, Ziehende.
Warum nicht leben? dachte sie; warum nicht die Zeiten der Leere
ausfüllen? Und sie sah sich selbst mit ausgebreiteten Armen auf
Einar zustürmen. „Laß uns glücklich sein einen Augenblick": wollte
sie schreien. „Gieb mir Wärme, Wärme, Leben und Vergessen! Laß
uns lügen, — einen Augenblick!"
Da brach Einar wieder, kurz, ab. Er kam mit großen Schritten
in das Nebenzimmer, als sei er gerufen. Da nichts sich regte, stellte
er sich vor Ellen hin. Sie sagte kein Wort. Da beugte er sich ein
Wenig über sie und sah, daß Thränen über ihre Backen flossen. Er
«ahm ihre Hand. Ellen ließ sie schlaff hängen. Er drückte einen
Kuß darauf. „Nun, Kinder?" sagte Mutter und schlug die Augen auf.
Da wurde die Lampe gebracht.

Die Zukunft.
Einar ging rastlos auf und ab. Die Straße hinunter und hin» auf. In später Nacht. Sie war nicht dunkel genug, die Schneeberge zu verhüllen, die eisig zu ihm herüberstarrten.
Fort von hier! dachte Einar. Dorthin, woher Ellen kommt.
Was hatte er hier noch zu suchen? Er hatte gehofft, Gott flicken zu können. Gott hatte er verloren. Gott hatte sich hinter dem Düfter> hinter der Eisesstarre und der erdrückenden Bergesgewalt verhüllt. "Rie mehr konnte ein Wort aus der Seele zu Gott, ohne das; es niedergedrückt wurde, erstickt, verlacht!
Seine Seele hatte er zu finden gesucht. Lange hatte sie in der Einsamkeit gelauscht auf ihre eigene leise Stimme. Aber da die Stimme so leise ivar, schlief die Seele beim Lauschen ein. Ja, Ellen hatte Recht: seine Seele schlief. Ellen hatte überhaupt Recht; in Allem, was sie sagte. Wenn sie nur nicht so grausam wäre! Alles riß sie auf, wühlte sie auf; aber ihr fehlte daun die milde Hand zum Heilen. Wozu war sie gekommen? Ilm ihn aus seinem Schlaf zu wecken? Um ihm alle Qual zu zeigen?
Mußte sie nicht einsehen, daß er hier bleiben müsse? Bei seiner Arbeit, seinem Werk? „Geld kann man auch anderswo verdienen," hatte sie gesagt. Aber er mußte dennoch bleiben. Er konnte ihr nicht erklären, warum. „Schwäche," würde sie sagen; „Feigheit!"
Ia, sie hatte Recht, tausendmal Recht. Aber er würde dennoch bleiben; bleiben mit dem Stachel in seiner Seele, den sie hineingetrieben!
Und dann hatts sie alle Sehnsucht nach dem Leben in ihm erweckt; nach dem Leben, das sie umbrauste, nach den vielen Menschen, die sprachen, die suchten, die sündigten und büßten; nach all dem Wechsel von Seligkeit mnd Trauer, nach der Unrast des Fragens. Alles in ihm schrie nach diesem Leben. Warum hatte Ellen Das gethan? iHatte sie selbst nicht ein blutendes Herz davongetragen, aus diesem Leben, das sie pries? Sie wollte nur nicht allein leiden. Mit leiden sollten die Anderen: darum weckte sie unbarmherzig.
Er haßte Ellen. Ia: er haßte sie in diesem Augenblick. Nichts hatte sie gegeben als Qual. Sie ging neben ihm mit sicherem Schritt. Sie ließ seinen Körper hungern und peitschte seine Seele. Wozu war sie gekommen? Wozu?
Aber plötzlich war ihm, als würfe er Steine auf sie, als läge sie vor ihm auf dem Boden, mit weit geöffneten, erstaunten Augen, ohne zu zucken. Da kam ein Schluchzen über ihn. Ihm war,- als sänke er in die Knie. „Ellen" schluchzte er, „Ellen, laß mich den Saum Deines Kleides küssen, Ellen!" . >
Und da stand sie vor ihm mit ihrem Haar, das eins war mit der Sonne, mit ihren tiefen, fragenden Stahlaugen. Sie stand vor ihm in ihrer herrlichen Weiblichkeit, stark und sicher. Nein, er konnke sie nicht berühren, konnte sie nicht in seine Arme nehmen. „Königin": schrie es in ihm; „Königin!" -
Da klang ein Lachen an sein Ohr. Ellen lachte. Hatte er denn vergessen, daß sie ihm das Lachen gebracht, daß sie Lachen und»

Iauchzen ausbreitete über sein Heim, daß alle Sonne ihrem Haar folgte, wohin sie ging, und alles Leben ihrem Schritt? „Bleib bei mir, Ellen/ schluchzte seine Seele; „ich kann nicht in all der Qual bleiben, wenn Du gehst!" Ach, sie würde ja nicht bleiben. „Schwäche," würde sie sagen; und sie würde gehen, obgleich sie nicht wüßte, wohin, und auch ihrer nur Qual warten würde und Kälte.

Ia: sie suchte den Aufruhr und er den Frieden. Und ihre Seele war so wach, daß sie die Welten sah, die trennenden Welten. Er sah sie auch, aber er fühlte sie nicht mehr.

„Ellen, bleib bei mir!" schluchzte seine Seele so laut, daß er aufsah. Ueber ihm leuchteten die Sterne; und er saß auf der Holztreppe vor seinem Haus. Wie lange schon?

„Ich will nicht schwächer fein als sie," sagte er.

Am nächsten Tag war Sonne über den Bergen. Der Fjord lag da wie ein klares Auge und die Eisspitzen lachten.

Einar und Ellen lachten auch. Sie stolperten über die Steine, die auf ihrem Weg lagen, und lachten. Sie rupften rothe Haide aus nnd schmückten sich damit; und lachten. Sie liefen hinter dem Fohlen her auf der Grashalde; und lachten. Sie krochen durch die Balken der Holzthüren; und lachten. Und dann sahen sie hinauf auf den Gipfel des Berges, wohin sie wollten. Da lachten sie erst recht. Nie würden sie da hinauf kommen!

Sie setzten sich auf einen Felsblock und sahen hinunter auf den Fjord und die winzigen Häuser.

Ferne Glockenklänge kamen zu ihnen herauf. Sie wurden still. Eine Weile saßen sie so. Dann legte Ellen ihre Hand auf Einars Hand. Das. war das erste Mal^ daß sie so that. „Einar," sagte sie (und ihre Stimme klang sehr weich), „Einar, ich glaube, es ist jetzt Zeit, daß ich wieder gehe."

Einars dunkle Augen blickten starr in die Weite.

„Ia," sagte er.

Einar und Ellen gingen den Berg hinunter, als der Abend begann. Alle Bergkämme vor ihren Augen glühten roth.

„Die Sonne nimmt Abschied," sagte Einar. Die Schritte hallten dumpf auf dem schmalen Wege. „Ellen!"... Dumpf hallten die Schritte. „Ellen!"... „Einar! Ist Deine Seele auch ganz wach?"

„Nein, Ellen."

„Auch... meine... nicht."

Da umarmten sich Einar und Ellen.

„Nun, Kinder," sagte Mutter, als die Beiden in das dunkle Zimmer traten, „nun, Kinder?" Und ihre Stimme zögerte.

Einar öffnete die Gartenpforte. Ellen aber sah sich noch einmal um. Mutters schwarze! Haube war zwischen der Hausthür und Mutters alte Augen blickten in Thränen. Mutter schüttelte den Kopf hii' und her, in Verzweiflung,

Da warf Ellen ihre Blumen auf die Erde und stürmte zu ihr
zurück. „Mütterchen, liebes Mütterchen!" Sie bedeckte die zitternden
Hände mit Küssen. Aber Mutter sagte nicht mehr: „Gott segne Dich,
mein Kind;" sie schüttelte den Kopf hin und her, in Verzweiflung.
Ellen ging aus der Gartenpforte. Ginar trug ihre Blumen.
Sie gingen über die Straße nach der Landungbrücke und vor
>ihnen hüpfte die Sonne. Aber die Beiden sahen sie nicht.
Einar, haft Du innerlich nie gefragt, warum ich gekommen bin?
Ja, Ellen. ,'
>Hast Du eine Antwort gefunden?
Ginar sah vor sich hin.
Wir müssen uns aber doch klar darüber werden, ob wir dieser
Zeit fluchen oder ob wir sie segnen sollen, Einar.
Ja, Das müssen wir.
Ich habe heute nachts wach gelegen uud auf die Antwort ge»
wartet. Nun weiß ich sie. Damals, als ich hierher mußte, unbe-
dingt hierher mußte, wußte ich nicht, warum. Ich dachte, ich sehnte
mich nach Ruhe. Das aber war es nicht, Einar. Ich konnte die
Zeit der Leere nicht mehr tragen; nicht mehr allein tragen. Darum
suchte i^ch unbewußt nach einem Anderen, der auch in der Zeit der
Leere ginge. Verstehst Du, Einar?
Und nun haben wir zusammen eine Strecke dieser leeren Zeit
ausgefüllt: so meinst Du es, Ellen?
Ia; und die Strecke, die nun übrig bleibt, ist kürzer.
Glaubst Du denn, daß sie je ein Ende haben wird?
Das glauben wir Beide, Einar! Sonst hätten wir nicht die
Kraft zu dieser Trennung. ,
Nein; sonst hätten wir nicht die Kraft dazu.
Sie waren an der Brücke angelangt.
Ellen blieb stehen und sah Einar in die Augen. Daß ich Dir
Unruhe gebracht habe in Deinen Frieden und darum, daß Du mich
schwach gemacht hast, wo ich Kraft brauche, darum ist mir nicht bang.
Unsere Naturen werden schon wieder ihren Weg finden. Deine den
Frieden uud meine den Kampf. Aber Das, was wir in die Zeit der
Leere hineingestellt haben, Das bleibt doch, nicht wahr?
Ellen... Wenn ich Dem nun den Namen gebe, den Du nicht
willst?
Einar, wenn es Liebe wäre, so hätte sie mich besiegt. Wir
wollen aber bis zuletzt wach bleiben. Lange hätten wir es nicht mehr
gekonnt.'
Nein.
Sie schritten über die knarrende Brücke.
Wenn Du nach Haus kommst, wartet die Erinnerung auf Dich,
Einar.
Ich segne sie. Ich segne sie tausendmal!
Ellens Hand lag in Einars Hand.
Hamburg. Elisabeth von Schmidt»Pauli.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden tn Berlin. —
Verla» der Zukunft in Berlin, — Druck von Batz « Sarleb K. m. b, H in «erlin.

Berlin, den 27. Juni 1S14.
Tutte le Corde.
Siegfried und Isolde.

Ilm den gleißenden Tand,
der Tiefe entwandt,
erklang mir der Tochter Klage:
an Dich, Wotan,
wendet sie sich,
daß zu Recht Du zögest den Räuber. (Loge.)

dreißigstenIunitag desIahres1913 schrieb, »im Auftrag EWdesHerrnSiegfriedWagner",einmünchenerRechtsanwalt <m Frau Isolde Beidler, eine Tochter derFrauCosima Wagner, einen Brief, dessen Umschlag ein ganzes Bündel wichtiger Mel» düngen einschloß. Erste: Frau Beidler habe Geldfragen fortan nurnoch mit Herrn Wagner und dessen Anwalt zu erörtern.Zwelte: was Frau Beidler bisher aus dem Hause Wahnfried, also von ihrer Mutter, erhalten habe, sei nicht als ein von den Erben Ri» chards Wagner ihr schuldiges Rechtsgut zu betrachten, sondern «ls «freiwillige Subsidie", als Geschenk oder Almosen. Dritte: öer Betrag des Almosens werde um achttausend Mark für jedes künftige Iahr gemindert.^Herr Wagner hat eine Maximalausgabe festgesetzt, die in Zukunft unter keiner Bedingung überschritten werden darf. Da am ersten Ianuar 1914 alle Tantiemen von den Werken des Meisters aufhören, ist Herrn Wagner die Ein» schrgnkung innerhalb der gegebenen Grenzen hinfürder ein unab-

weisliches Gebot. Für etwa von Ihnen ohne mein Wissen singe» gangene Verpflichtungen weist er jede Verantwortung ausdrück» lich ab.") Vierte: wenn Frau Beidler ihren Sohn Wilhelm, wie' Cosima und Siegfried «dringend wünschen", für die Dauer in ei« Internat gebe, werdederBruder dieKostendesAufenthaltesund' Unterrichtes auf sich nehmen. Fünfte: alle Zahlungen und Zusa» gen seien aus freiem Willen gewährt, nicht durch Rechtspflicht er» zwungen, können deshalb an jedem Tag von den Schenkern einge» stellt und zurückgenommen werden und gelten jedenfalls nur für die Lebenszeit des Herrn Wagner und der Frau Beidler; Sieg» frieds Erben seien zu irgendwelchen Leistungen nicht verpflichtet, Isoldens Erben zu irgendwelchen Forderungen nicht berechtigt. Wenn dieAdressatin dem in diesemBrief (der siеals«Frau Isolde Beidler, geborene von Bülow" ansprach) ihr vorgeschriebe» nen Pakt durch Worte oder durch Schweigen zustimmte, war sie auf demüthigendes Almosen aus dertzand des ihr feindlichenBruders und auf die Einkunft ihres Mannes, eines Kapellmeisters, an» gewiesenzmußte abwarten,welcher Theil des Muttererbes ihr einst zufallen werde; und mit der Möglichkeit rechnen, daß ihr Knabe, wenn feine Mutter früh sterbe, nach langer Verwöhnung mittel» los vor dem Eintritt ins unbarmherzige Leben stehe. Das wollte sie nicht; hatte triftigen Grund, sich für die Frucht aus dem Sa» men Richards Wagner, ihren Sohn für den einzigen männlichen Enkel des großen Musikers zu halten, und bäumte sich gegen die Vorstellung, mit Mann und Kind an der Gnadenlaune des Herrn Siegfried Wagner zu hängen. Deshalb schrieb sie an ihre Mut» ter:«Ich verlange, daß Siegfried, Eva und Du klipp und klar er» klärt, daß ich die Tochter Richards Wagner bin und daher die sel- ben Rechte wie meine Geschwister Siegfried und Eva besitze." Weigere Wahnfried diese Erklärung, dann müsseIsoldeihrRecht vor den Gerichten vertreten und einenProzeß führen, der »einen dauernden,nie wider auslöschbaren Makel fürdenNamenWag» ner brächte." Drohung! Denket nur, stöhnt das kindhaft fromme GemüthdesHerrnSiegfried, uns wahnfriedlichen, weihfestlichen Edelmenschen hat sie zu drohen gewagt;sogar von einem »furcht» baren Skandal" geredet, der, wenn wir nicht nachgeben, unver» «leidlich sein werde.Was sollte sie thun?In unwürdigerAbhän» gigkeit hinkümmern? Auf jeden Vermögensvortheil, auch auf das

Almosen, auch für ihr Kind, verzichten und sich ins schmale Le»
bensbett der Kapellmeistersfrau zwängen? Das stolze Bewußt»
sein, daß ihrem Schoß der einzige männliche Sproß vom Stamm
des Genius entbunden ward, in sich verscharren und selbst die Le»
gende nähren, daß aus Richards Blut Siegfried der letzte Mann
geblieben sei? Von Theaterhelden wird, aus Kinderhirnen, so
unmenschliche, widermenschliche Großheit geheischt. Mit Denen,
die in Fleisch und Bein neben uns wandeln, müssen wirzufrieden
sein, wenn ihr Anstandsbedürfniß dem in der gemäßigten Zone
des Menschenempfindens erwöhnten nicht allzu fern bleibt. Der
Vermögensvortheil, den Frau Beidler sich und ihrem Kind ver-
schaffen und durch die Ankündung eines von der Mutter zu fürch-
tenden Aebels sichernwollte,konnteihrnicht«rechtswidrig",mußte
ihr als ein auf unbrechbaren Rechtsanspruch gegründeter schei»
nen (und daß der Vermögensvortheil, auf den der Thäter ein Recht
zu haben glaubt, auch durch das rechtswidrige Mittel der Dro-
hung nicht zu einem rechtswidrigen werden kann, hat derSpruch
des Reichsgerichtes über alle Zweifel gestellt). Isoldens Drohung
war also nicht strafbar; war auf der Lippe einer Mutter begreif»
lich; wäre doppelt Verzeihlich im Mund einer Tochter des Man-
nes, der immer nach Gold langte und alle Menschen »mit Go.d
gekirrt, nach Gold nur noch gierend" sah. And fändet Ihr nicht sel-
tener noch, als die Aesop und Diogenes am hellenTag bei Later-
nenlicht einen Menschen zu finden hofften, die Mutter, die sich
das Weiheglück, daß vom Saft des Genius ein Tropfen in ihrem
Kind weiterblüht,von grauen Staubschluckern wegschwatzen ließe?
Die greise, kranke Frau Cosima beugt sich nicht unter der
Wucht der Drohung; ist, fast schon verlebt, noch nicht einzuschüch-
tern; bleibt, bis zum letzten Wank, was sie in Haltung und Wesen
seitRichards Tod zu scheinen getrachtet hat: die starke und männ-
isch kluge, kalte und böse Königin. Die echte Tochter der Gräfin
Marie Sophie d'Agoult, die sich zwar auf dem Titelblatt ihrer
Schriften Daniel Stern nannte, gern sich aber in ihre Weibheit
brüstete und der Frau im selbst gezimmerten Lebensgerüst Recht,
Pflicht und Verantwortlichkeit des Mannes zusprach; die noch als
verrunzelte Alte, öffentlich, von ihrer Iugendschönheit und deren
strahlendem Glanz allzu ausführlich schwärmte, sich selbst einer
Balladenprinzessin verglich und ruhig, als sie aus Liszts heiße in

Bett nach Paris heimgekehrt war, in einer Gesellschaft irgendwo schadhaft gewordenerMenschen, einem äemi'm«näe,sich neugieri» gen, lüsternen,hämischen Blicken aussetzte.Von ihrem VaterFranz Liszt, der die Verwegenheit eines Borgia in sich der Andacht des fcömmstenApostels.göttlicheFrechheitgöttlicherGütevereinteund, als derNobelste.der jeeineSoutane trug, wie durch seinen Pacht- hof, seinen Harem, über die Erde schritt, hatCosimadieStaturund das dantesk häßliche, mit dantischer Infernalkraft an sich ziehen- de, in seine Sphäre bannende Antlitz. In demRhythmus (nicht: in Ton und Führung) des Lebens scheint sie viel mehr derMutter ähnlich.Nur vor dem Genie nicht soschüchtern wie Marie Sophie, die, da ihr (der Enkelin des Staatsrathes Moritz von Bethmann) Goethe die Hand aufs Haupt gelegt hat, nicht zu athmenwagt und am Liebsten in die Knie sinken möchte. »Fühlte ich, daß in dieser segnenden Hand eine Verheißung, die Verkündung eines Schutz- geistes lag? Oft habe ich, spät noch, im Geist mich unter diese Hand zu beugen versucht: und stets war mir dann, als recke ich mich ge- stärkt und gebessert aus solcherBeugung." Phraseologie dertemme äe lettres.Durch den Rhein und dieAlpen vonCosimasWillens» bezirk geschieden.Die hat vor demGenius früh dasFürchtenver- lernt. Die kennt ihn; seinen Ruch und Schmück, seine Kräfte und Schwächen; auch den verwundbaren Fleck, auf den, che das zarte Gebild sich hörnte, das Lindenblatt siel. Die ist im Genieland er- wachsen und hat die dort, nur dortge'tenden Gesetze, derBiologie, Pathologie, Aetiologie, mit der Luft des ambienie eingeathmct. Franz Liszt und Hansen von Bülow leben gesehen. Der große Zwerg war ihr erster Mann; konnte nicht ihr letzter bleiben. Zu geistreich; zu sehr Iarl und nicht genug König. Der genialische, im Gemüthsgrund ritterliche Hans zerquälte sich selbst, weil er in sich zu wenig des Schöpfers spürte; weil er, mit der Seele, dem Vorstellungvermögen eines Titanen, verdammt schien, sein Le- ben lang fremden Geistes Kinder aufzuziehen, zu waschen, zu kämmen und die gesäuberte, srisirte, festlich gekleidete Brut einem hohen Adel und verehrlichen Publico vorzustellen. Liszts berufen- sten Nachfolger hatte ihn Wagner genannt; und geschrieben, nur Bülow »bringe noch jetztBach und den echten großen Beethoven wirklich öffentlich zum Vortrag und reiße jede Zuhörerschaft zu dem selben freudigenGeständniß hin." Doch nicht geahnt, daß in

Hansens wilden Späßen das brennende Gefühl der Unzuläng»
lichkeithervorprasselte; daß ein in heftigen Wehen sich windender
Schöpferwille über den Mangel an Schöpferkraft sich mit einem
Witz hinweghalf, damit nur ja Niemand das schmerzendeZucken
sehe, das Reißen überspannter Sehnen höre. Nichts für Cosima.
Deren Wille rief den stärksten Zauberer, den in sich, mit sich zu»
friedenen Schöpfer, der mindestens so hoch klettern kann, wie er
gebaut hat,undbewundertsein,nicht, wie dervonFroMmheitleuch»
tende, von luziferischer tzohnsucht funkelnde Bülow, lächelnd be»
wundern, mit spitzer SpötterzungeSterblichenHymnen anstimmen
will. Die Tochter des größten Virtuosen hat sich zur Virtuosin des
Willens erzogen; zurAusführungdesLebensprogramms:neben
Richard (dem kühnen Kletterer, der Hansen das Liebste ausklam»
mernden Armen lockte) völlig, als Wesen aus eigenem Seelen»
recht.zu verschwinden und nachRichardstzingang mit allenKronen
seines Weltruhmes sich zu krönen und, ohne Gebärer», gar ohne
Zeugerleistung, sich auf die Höhe des Genieranges zu schwingen.
Das ward erreicht. Von Kaisern und von Kaiser überragenden
Künstlern wurde Frau Wagner, wo sie sich schauen ließ, behan»
delt, als habe ihr Hirn Tristan und Sachs, den Holländer und den
Templeisen erschaffen. Sie nahms hin, als müsse es so, könne nicht
anders sein; als fordere ein Gebot göttlicher Weltordnung, daß
Männer vom Schlag Mahlers und tzumperdincks, Levis und
Mottls aus scheuer Ehrfurcht zu ihr aufblickten. Ihr Hof wurde
pompöser, als ihres Vaters, als Richards; des rebellischen Ge»
fetzbrechers ausSachsen, je gewesen war;und sie hatte ihrenGestus,
den nicht aus Grazienhuld geboren, in Majestät gedrillt. Wag-
ners Werk, auch das ausderintzeidenheit strebenden, vonFeuer»
bachs Diesseitslehre im Mark bestimmte, hat sie zu verchristlichen,
zu entsündigen, als stracks in den Gralstempel führende Vor»
stufen einzukleiden versucht. Selbstaberhat sie niemals sich inden
Käfignazarenischer Demuth geduckt. Was ihr nicht lieblich duftete,
durfte nicht in den Dunstkreis ihres Wollens; und lieblich duftete
ihr nur der Weihrauch, der im Dienst Wahnsrieds verqualmte.
(Wahnfried: so hieß jetzt die «heilige Sache"; aus dem Wort witzi»
gen Silbenspieles hat schlaue Zauberkunst, ohne ihm einen Be»
griff zu vermählen, einMysterium gemacht.) HebbelöNibelungen?
Stummes Lächeln. Nietzsches Krieg, eines nervösen Giganten,

wider Wagner? „Der junge Mensch war so bescheiden; schade, daß er so früh krank wurde." Brahms? «Von ihm habe ich nie Etwas.überihn aber manches Gute gehört. "Nnd von dem steilen, selbst gethürmten Gipfel solcher Machtgeltung wähnt einWeibchen mich in dem Wust elenden Familienhaders zerren zu können? Am Halfter der Angst? Was soll ich denn fürchten? Die Entschleierung der(längst bekannten)Thatsache, daß ichnoch als Ehefrau Bülows inWagners Arm Kinder empfing? Daß auch mein Sohn, wie ich felbst, wie meinRichard,nicht auf dem lauenLaken des Ehebettes, nicht im Pflichthemd gezeugt worden ist? Närri» scher Spuk. Ich bin nicht dem Spruch der Gasse unterthan; er» kenne nur in den mächtigsten Herrschern meine Peers. Und weiß, obendrein, daß ich auch vor den Bürgergerichten nicht zu bangen brauche. Frau Cosima schreibt anIsolde: «Du hast eine Lage geschaffen, in der nur die Verhandlung durch einen Rechtsanwalt möglich ist/ Und Herr Siegfried denkt, wie Wellgunde:

Du klügste Schwester!
Verklagst Du uns wohl?
Weißt Du denn nicht,
wem nur allein
das Gold zu schmieden vergönnt?

Der Rechtshandel hinkt vorwärts; durch coupirtes Gelände, über dicke Wurzelknollen und Sandbuckel hinweg. Stacheligen Besitzrechtsfragen ist die Antwort zu finden. Als Richard Wagner starb, ließ er den Erben nur ein Sümmchen Bargeldes; ließ, freilich, auch seine Werke, die seitdem, aus Tributpflichten derVerleger und Bühnenleiter, ungeheure Summen einbrachten; mehr als zwanzig Millionen Mark, sagt Isolde (und viel kleiner kann der Ertrag aus dreißig Iahren wagnerischer Theaterherrschaft, fast schrankenloser, nicht sein). Welchen Theil dürfte Isolde für sich fordern? Der Wille zu redlicher Gerechtigkeit erzwingt das Geständniß, daß sie, wie ihre Schwestern Daniela und Blandine, «offiziell" stets als Tochter Hansens von Bülow galt, nur Siegfried und Eva als Wagners Kinder bezeichnet wurden. Ob dennoch vor den Gerichten die Sache der Frau Beidler zum Sieg zu führen wäre ?Die ErsteInstanz hat ihrenRechtsanspruch verneint, ihre Klage abgewiesen; und ich möchte glauben, daß die höheren Instanzen diesenSpruch bestätigenwerden. Ich möchte:dennun»

leidlich wäre, unwürdig die Rechtssitte, die Richtern gestatten dürfte, nach langen Iahrzehnten bisher unangefochtene Geburt» Urkunden als nichtig zu betrachten und greise Menschen auf die Folter der hochnothpeinlichen Frage zu ketten, ob sie nicht, als Eu» ropa die Krinoline trug und Eugenie mitTheresa fand,daß »es" immer Vergnügen mache, ihre Ehen gebrochen haben. Der Ge» richtshof hat, wie mich dünkt, nur zu prüfen, ob die Geburturkunde der Rechtsnorm genügt, und sich, wenn er dieseFrage nicht bün» dig verneinen muß, vor ihrer fortwirkenden Rechtskraft zu beu» gen. Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich verpflich- tet ihn, das Interesse des Kindes jedem anderen voranzustellen und drum demKind,das in der Ehe erzeugt seinkann(nur:kann), Nicht den Makelunehelicher Geburt(inderbourgeoisen, nicht cosi» mesken Welt ists einer) an das Bündel des zur Reise ins Leben Nothwendigsten zu flicken. Dieses Gesetzbuch (das, wie Beidlers nicht zu wissen.ihregewandtenAnwältenichtzu beachten scheinen, auch den Erzeuger des nicht in der Ehe geborenen Kindes dessen Vater nennt) sagt: «Als Vater des unehelichen Kindes gilt, wer der Mutter innerhalb der Empfängnißzeit beigewohnt hat, sei denn, daß auch einAnderer ihr innerhalb dieserZeit beige» wohnt hat. Als Empfängnißzeit gilt die Zeit von dem hundertein» undachtzigsten bis zum dreihundertzweiten Tag vor dem Tag der Geburt des Kindes (mit Einschluß beiderTage). WerseineVater» schaft nach der Geburt des Kindes in einer öffentlichen Urkunde anerkennt, kann sich nicht darauf berufen, daß ein Anderer der Mutter innerhalb der Empfängnißzeit beigewohnt hat. Der Ehe- mann der Mutter gilt als Vater des Kindes, wenn er ihr inner- halb der Empfängnißzeit beigewohnt hat, es fei denn, daß es, den Umständen nach, offenbar unmöglich ist, daß die Mutter das Kind aus dieser Beiwohnung empfangen hat. Erkennt der Ehemann seine Vaterschaft nach der Geburt des Kindes in einer öffentlichen Urkunde an, so wird vermuthet, daß er der Mutter innerhalb der Empfängnißzeit beigewohnt habe « (§§1717 bis 20). Das war der FaUBülows. Dervon denDreien sicherderVornehmste,an edler Menschlichkeit Reichste war. Der gekränkte Hans wollte nicht forschen und schnüffeln; weder je erweisen, daß die geliebteFrau und der innig bewunderte Mann seineEhe gebrochen hatten, noch Har unschuldige Geschöpfe aus demRecht der ehelichen in die see-

lische und gesetzliche tzeimlosigkeit der „natürlichen" Kinder stoßen^
Der Alternde hat Isolde, Eva, Siegfried (die sämmtlich geboren
wurden, ehe dasUrtheil, das Hans von Cosima'schied, inRechts»
kraft gereift war) nicht für Früchte aus seinen Lenden gehalten;
hat oft angedeutet, daß seit dem Iahr 1863 seine Ehe nicht mehr
eine Zweieinheit der Seelen, der Leiber war. (Im zweiten Band
von Wagners postumem Buch «MeinLeben", dessen Lesern vor»
sichtige Skepsis und achtsame Vergleiche mit Richards Briefen an
Minna, seine erste Frau, und an Mathilde Wesendonck empfohlen
sein mögen, steht: »Am achtundzwanzigsten November 1863 traf
ich,nachdurchfahrenerNacht, früh, fehrermüdet, inBerlin ein,wl>
ich von Bülows, wie ich mir ei beten, empfangen, zugleich aber auf
dasEindringlichste beredet wurde, meine imSinn gehabte sofortige
WeiterreisenachSchlesienaufeinenTag.welchenichihnenschenken
sollte, zu unterbrechen. Hans wünschte wohl vorAllem auch, daß ich
einer Konzertaufführung, welche an diesem Abend unter seiner
Direktion stattfand, beiwohnte; was mich denn wohl auch zumBlei-
ben bestimmte. Da Bülow Vorbereitungen zu seinem Konzert zu
treffen hatte, fuhrich mit Cosima allein, noch einmal in einem schö»
nen Wagen, auf die Promenade. Diesmal ging uns schweigend
der Scherz aus: wir blickten uns stumm in die Augen und ein hef»
tigesVerlangennach eingestandenerWahrheit übermannte unszu
dem keiner Worte bedürfenden Bekenntniß eines grenzenlosen
Unglückes, das uns belastete. Uns war Erleichterung geworden.
Eine tiefe Beruhigung gab uns die Heiterkeit, ohne Beklemmung
dem Konzert beizuwohnen. Nachher hatten wir uns bei Freund
Weitzmann zu einem Souper einzufinden, dessen wuchtige Ko»
piosität uns der tiefsten Seelenruhe Bedürftige in fast wüthende
Verzweiflung versetzte. Doch war derTag beschlossen. Nach einer
in der bülowischen Wohnung verbrachten Nacht trat ich meine
Weiterreise an; beimAbschied anjene erste.wunderbar ergreifende
Trennung von Cosima in Zürich in der Weise gemahnt, daß mir
die dazwischen liegenden Iahre als ein wüster Traum zwischen
zwei Tagen der höchsten Lebensentscheidung verschwanden. Nö«
lhigte damals das ahnungvollUnverstandene zum Schweigen, so
war es nicht minder unmöglich, dem jetzt unausgesprochen Er-
kannten Worte zu geben.") Isolde ist am zehnten April 1863 ge°
boren worden. Und damals hielt Bülow sie für sein Kind.

Tutte le Corde.
Das ist in all dem Gerede, das uns seit neun Wochen auf« getischt wird,noch niemals crwähntworden: und scheintmir doch wichtig. Bülow und Wagner sind in München. Am Zehnten, während dem SchoßCosimas, inBerlin, dasMägdlein entbunden wird, ist im münchener Residenztheater die erste Orchesterprobe zum Ersten Akt von »Tristan und Isolde", tzerrund Frau Schnorr von Carolsfeld, Mitterwurzer (Kurwenal), Zottmayer (Marke), Fräulein Deiner (Brangaene) singen. Hans von Bülow dirigirt und Wagner ist mit ihm »zufrieden". Am Vierzehnten schreibt Hans an den Iuristen Dr. Gille nach Iena: »Ihrer freundlichen Theilnahme gewiß, erlaube ich mir, Ihnen mitzutheilen, daß ich Montag, am Zehnten, zum dritten Mal .Mutter' geworden bin, wie die Berliner zu sagen Pflegen, wenn sich Töchter einstellen. Das Kind(vermuthlich.Isolde'zu nennen)ist sehr kräftig." Trotz-dem er Monate lang »miserabel krank" gewesen war und, „wie gewisse kranke Thiers, die sich verstecken, bis sie gehellt sind, nur den einen Wunsch hatte, für quasi verschollen zu gelten," glaubt Bülow also, sich für des Kindes Vater halten zu dürfen. Und dieser Glaube kann sich nur auf dieThatsache stützen, daß die Bedingung des Gesetzbuches erfüllt worden ist: der Ehemann innerhalb der Empfängnißzeit der Ehefrau beigewohnt hat. Ob ers that, muß Bülow im April 1865 besser wissen als, in späterem Lebensalter, der geschiedene undvergrollteHans.DenMonat desTristanlenzes trübt kein Zweifel. Acht Tage nach IsoldensGeburt nennt, in^inem Offenen Brief an den wienerRedakteurUhl, Wagner Hansen sei« nen lieben Freund und sagt:»Dieses zweite Ich, Bülow, zur Seite, kann ich mit jeder Einzelheit dermusikalischen wie szenischenDar» stellung mich in der ruhig traulichen künstlerischen Stimmung be» fassen, wie sie nur der liebevolle Verkehr mit innig befreundeten Künstlernselbstermöglicht."ImDezemberwendetBülowsichschroff gegen einen der (schon damals nicht mehr ungewohnten) Lug-, Trug- undVerleumderseldzüge der Kreuzzeitungund nenntWag» ner seinen »hochverehrten Freund und Meister. "Um die selbeZeit (und später) erzählt er freundlich von Cosima und von seinen Kin-dern. Noch imApril 1869 (sechsWochen vorderGeburt des Kna-ben, der dann den Namen Siegfried Wagner empfing) nennter,sich „Strohwitwer und Strohvater" und klagt, dieFolge dieser Ver-Iassenheitsei»eineganz inkonstitutionelleMelancholie."Amletzten

Maitag schreibt er: „Die Hauptschmerzen macht mir die Wieder» einstudirung des .Tristan' mit Herrn und Frau Vogl (gute Notenfresser, aber sonst?!), der auf Aller höchsten Befehl (unablässig wiederholt) Ende Iuni gegeben werden soll. Der Komponist hat vergebliche, Gnadengesuche' eingereicht; meine Wenigkeit hat einfach zu gehorchen." Erst am vierundzwanzigsten Iuli (vier Wochen nach einem Brief, in dem steht: „Mein Schwiegervater ist mir äußerlich zu viel, innerlich zu wenig Abbe; wir verstehen uns nicht mehr") meldet er Herrn von Bronsart: »Meine Frau hat sich von mir getrennt und mit den Kindern dauernd in der Schweiz niedergelassen. Meine Lebenslust.Frische, Elastizität ist seit Monaten in der Abnahme begriffen, und zwar bis zur vollkommensten Nervenschwäche. Die künstlerisch ehrenvolle Stellung, welche mir in München durch Wagners Freundschaft vermittelt worden ist, länger zu behaupten, ist eine moralische wie übrigens auch (in zweiter Linie) materielle Anmöglichkeit geworden." Doch erst am Tag der Kriegsproklamation von 1870 kann Klindworth ihm »zu dem abgewickelten leidigen Prozeß herzlich gratuliren". Lernt Hans nun zweifeln? Stets hat er, zuvor, Isolde seinen Kin» öern zugezählt. Vo.r der Weihnacht 1866 an Alexander Ritter, aus Basel, geschrieben: »Wie ich, hast auch Du das Glück, eine Frau zu besitzen, die, neben schärfstem Verstand, richtigen Ge» fühlsinstinkt hat. Leider muß ich, wegen Mangel an Wohnung, noch Frau und Kinder entbehren. Meine Frau kommt zuweilen, zu den interessanteren Konzerten, auf achttägigen Besuch in meine Gar?onbehaufung,die übrigens charmantist,wiewohlklein." Am sechzehnten Februar 1867 an IoachimRaff: „Meine liebe Frau ist übrigens leider gar nicht wohl,so daß ich demsonsterfreulichen Ereignitznicht ohneBesorgniß entgegensehe." DemEreigniß: der nahen Geburt einesKindes.dasCosimainLuzern erwartet. „Morgen reise ich hin. Ists nicht traurig für mich, daß das Ereigniß in fremdem Haus vorgeht ? Ists nicht traurig.daß ich seit einem halben Iahr die Meinigen entbehre und wie ein alter Gar?on vegetire?" Im August 1868 anBronsart: »Sorge um die Kinder, deren zwei beunruhigend krank geworden waren, trieb meine Frau nach Lu» zern." Im April 1869 an Frau Laussot: „Da ich meine Kindernach Luzern gesendet habe, wo seitAnfang dieses Monats auch meine Frau, von Versailles her, eingetroffen ist, um dem sehr einsamen

MaestroGesellschaftzuleistcn.sobinichjctztmuttersce'enalleinund
des halb etwas melancholisch er als sonst. ° Arglos; ohne die schmal-
ste Spur männischen Mißtrauens. Im Februar 1870 nennt Herr
von Düfflipp, der Sekretär Ludwigs des Zweiten, in einem Brief
an Bülow Frau Cosima, die, in Tribschen, für Richard die Ver-
handlung mit dem König und der münchener Hofintendanz führt,
noch »Frau von Bülow» Liszt". Und im Iuli hat Hans schon wie»
der das Spotten gelernt und schreibt: »Ich habe doch bewiesen,
daß ich nicht die Spur vonTalent für die Ehe habe. Nach solchem
Fiasko noch eine zweiteAufführung? Frau von Bülow Nummer
Eins war schon viel zugroßfürmich; ichmeine,auch demLängen-
maß nach." DieseTonart(überlegenerSelbstironisirung) trachtete
er sich zu erhalten. Hob, wenn das Thema derVaterschaftfachtge»
streift ward, die Brauen und sprach, mit der verstaubten Stimme
eines Aktenhockers: »Pater est, quem nuptias Demonstrant." Der
Mann, dem, nach Bismarcks Wort, „die Tünche der sozialen Heu-
chelei fehlte-, wollte nicht dasOpfer geckig schmeichelnder Selbst«
täuschung scheinen. Ist aber glaublich, daß der Rüstige, der sich
für den Vater des im Frühling 1367 von Cosima erwarteten Kin-
des hielt, schon drei Iahre zuvor die leibliche Gemeinschaft mit
«Nummer Eins"gelöst hatte? Ist auch nur denkbar, daß er, wenn
im Sommer und Herbst 1864 niemals eine »Beiwohnung" ge-
schehen wäre, mindestens ein Lustrum lang, wie von dem Zweifel
Entrücktem, von Isolde als von seiner Tochter gesprochen hätte?
Nein. Ieder Gerichtshof muß Frau Beidler für das Kind
Hansens von Bülow halten. Und Isolde hat keinen Grund, darob
zu trauern. Darf nicht, wie Wagners unanzweifelbar echter Sieg-
fried hinter dem Buckelzwerg Mime, jauchzen: »Daß Der mein
Vater nicht ist, wie fühl' ich mich drob so froh!" Der Mann, als
dessen Ehefrau sie die Mutter gebar, hatte die geistige, seelische,
sinnliche Kraft des echtbürtigen Künstlers, hatte ein großes Herz
und nicht nur denNamen desAdeligen. Dennochistzubegreifen,
daß Ifolde, oft, träumend unter Siegfrieds Linde saß und sann:
„Wie sah mein Vater Wohl aus?
Ha! Gewiß wie jch selbst!
Iahrzehnte lang ists ihr gesagt, hundertmal, von Freunden
undFremden, bestätigt worden. (Nicht just imTon des nochweih-
losen Bühnenfestspiels, in den, selbst im Vorhof des Theater-

mysteriums, am Rothen Main Oberfrankens der Alllag noch>
nicht gewöhnt worden ist. Im Duftbezirk der dem Wahnfriedhos
entsprossenen Menschheit blüthe, auf deren köstlichsten Kelchen die
Namen Ferdinands, des Bulgarenzaren, des Basileus im kom-
menden Ostrom, und des deutschen Denkers, Sprachschöpfers,
ZeitgenossenAlfredtzolzbock prangen,ungefähr so: «Aber ichbitl'
schön,gnä'Frau,einfachdemMeisterausdemGesichtgeschnitten!^
Oder, nördlicher: »Tadellos ähnlich!«) Und dieMutter? Als sie
den Tod ihres zweiten Mannes der Welt anzeigt, nennt sie a s
Hinterbliebene sich selbst und die drei Kinder Isolde, Eva, Sieg-
fried. Läßt Richards Biographen, der ihrem Wink gehorsam ist,
schreiben und drucken, sie habe Hansen von Bülow zwei Kinder
geboren und dem Meister dann, seit sie sein ward, zwei liebliche
Töchter, Isolde und Eva, geschenkt. Spricht dem erwachsenden
und dem erwachsenenMädchenvonWagner stets als vonseinenr
Vater. Mahnt noch die Vierzigjährige, sich als die Tochter dieses
Vaters zu suhlen. Und fragt den Kapellmeister Franz Beidler,
dem ihre dritte Tochter sich verlobt hat: «Duweißtdoch.daßIsolde
Wagners Kind ist?" Sie verwirrt also nicht nur dem Kinde, der
Iun gfrau dasWurzelgefühl,sondern will in dieSeeleIsoldensvon
Bülow die Ueberzeugung pflanzen, Wagner habe sie im Schoß,
der geliebten, nach dem Gesetz, nach «alten Verträgen" (Wotan,
Siegfried) noch Bülow hörigen Frau gezeugt. Warum? Ihr
Wähnen (das nie Frieden fand)ist nicht so blind,daß es jehoffen
konnte, durch solches Thun Richards menschlichen (derMoralist
würde sagen: sittlichen)Werth zu höhen. Erwäget, von wabern-
derLohe derMystikUmflackerte! Bülow kämpft, mit des Fuchses
Schläue, des Tigers Wildheit fürs Wagners Werk; will, allen
Gewalten zum Trotz, der Person und dem Werk in Allgeltung,
auf die Himmelsleiter zurUnsterblichkeit helfen. Wagner hat den
Tristan vollendet. Hat (um die selbe Zeit, da er seine Frau, Minna,
bittet, ihn »recht lieb zu behalten") an Wesendoncks Gattin ge-
schrieben: «Hochbeglückt, schmerzentrückt,frei und rein ewigDein,
was sie sich klagten und versagten, Tristan und Isolde, in keuscher
Töne Golde, ihr Weinen und ihr Küssen leg ich zu DeinenFützen,
daß sie den Engel loben, der mich so hoch erhoben!" Bald danach:
«Ein holdesWeib, schüchternund zagend, warf muthig sich mitten
in das Meer der Schmerzen und Leiden, um mir zu sagen: Ich

Tutte le Corde.

Zicbe Dich! So weihtest Du Dich demTode, um mir Leben zu geben. Alle Bitterkeit war mir geschwunden; ich konnte irren, mich leidend, gequält fühlen, aber immer blieb es mir licht; und klar wußte ich immer, daß Deine Liebe mein Höchstes sei und ohne sie mein Dasein ein Widerspruch mit sich selbst sein müßte. Dank Vir, Du holder, liebevoller Engel!" Er hat in dem Sehnsucht» lied, das Goethe auf Klärchens Lippe legte, die Verse »Glücklich allein ist die Seele, die liebt", (weils »offenbar besser k ingt") in den Satz verbürgerlicht: »Glücklich allein ist, wer 'Redlichkeit übt."ErpreistBülow als den eigennutzlosen Freund, heißt ihn seinen Hans, rühmt den Menschen mit nicht geringerer Inbrunst als den Künstler. Der soll, nur er kann aus Menschenkehlen, aus Holz, Darm, Blech das Gewand hervorzaubern, in das Tristans Küssen, Isoldens Weinen gekleidet sein muß. Und Bülow giebt sich völlig, so ganz, wie selbst Mathilde nie that, in den Dienst des Gedichtes, des Dichters. Fältelt den Behang sei» ues Lebens, damit er sich dem Wunsch, jedem Bedürfnitz Wagners einpasse. Nagelt sich ans Kreuz der Einsamkeit und schickt seine Frau in die Schweiz, daß ihr Lächeln von der Stirn des Freundes die Runzeln wegbade. Tauft das Töchterchen, das er sein glauben muß, auf den Namen, den Wagner aus alter Sage seinem liebsten tzirnkind erwählt hat: Isoldens. Und während er sich hingab, die Güter männlicher Liebe zum Mann, frommertzel» denverehrung häufte und den Hort seiner Vasallentreue für sol» chen Heros noch allzu klein fand, hat der Freund, der Held, der Halbgott thm,dem siech auf den berliner Enckeplatz, auf den Starnbergersee Blickenden, die Frau aus der Ehepflicht in den Entschluß zur Vermählung derLeiber gelockt?Glücklich allein ist, werRed» lichkeit übt! Und Richard will, daß sein Hans die vom Sommer 1864 bis in den Herbst 1868 vom Freund gezeugten Kinder für seines Samens halte, als seine Pflege, hüte und betreue? Dann dürfte Hans zu Richard sprechen, wie zu Tristan König Marke:

Sieh ihn dort,
den Treusten aller Treuenz
blick auf ihn,
den Freundlichsten der Freunde:
seiner Treue
freiste That
traf mein Herz

mit feindlichstem Verrath.
Wohin ist Tugend
nun entflohn,
da meinen Freund sie flieht?
Da Tristan mich verrieth?

Noch vor dem Blick Dessen, der an den Rechten der Leisen» schaft nicht, philistrisch, herumknabbert und knickert, steht, nach Co» simas Bekenntniß, Wagner als ein kleiner, schmählich in Feig- heit geduckter Mensch. Rauben durfte er, nicht stehlen; ein Leben in Scherben schlagen, um damit von seines Genieparkes Mauer die Gaffer zu scheuchen; ein Lustrum lang lügen, in der Larve des gütig erhabenen, gnädig dankbaren Freundes den Willen, die Kraft, das Weib des ihm kindhaft Ergebenen nützen, dem Treu» sten eine dreiköpfige Brut antrügen: Nein. Da ist auch genialischer Menschheit die unverrückbare Grenze gesetzt. Wagner mußte vor Bülow hintreten und sprechen: »Sie hat mich lieben gelernt und ist, weil sie nicht anders konnte, mein geworden. Du vermöchtest nicht, sie zu halten; und vor DeinemAntlitz, von Deinem Willen, der so viel für mich that,daß ihm fast dieses Eine nurzu thun übrig blieb, erbitte ich jetzt das mir Unentbehrliche: ihre Freiheit. - Daß er nicht so handelte, läßt Wagners Gestalt, die nur im Schmiede» fever derWerkstatt schön, nur am Ambos groß scheinen konnte, ins Unwürdige schrumpfen. Das hat seine kluge Witwe gewußt. Doch stärker als Klugheit war in ihr stets der Drang auf die Firnen des Selbstgefühles. Immer hat den Rath kühler Vernunft in ihr des Dämons Stimme überbrüllt. Was sie nicht ans Licht lassen wollte, durfte niemals aus dem Dunkel des Archivgewahrsams. Minna und Mathilde, Liszt und Bülow: nach Cosimas Willen sollten sie, Alle, auf ihres Richards Pfad nur flüchtiges Erleb» niß sein, das, seit sie neben ihm schritt, beinahe spurlos schwand. Daß sie jenseits von der Ehe geborenwurde, geboren habe, mochte Ieder wissen. Doch unerträglich dünkte sie, erniedernde Schmach» derGlaube,sie habe, seit sie, in Zürich zuerst, dann inBerlin, sichim Geist dem MeisterRichard gab, je ferner noch Hansens Umarm» ung.HansensMannheitauf ihrem Leib geduldet. Das durftenicht sein. Bruch der Ehekette, den man, um den zärtlichen Gefährten zu schonen, eine Weile verheimlicht: damit kann dieLegende fort» leben. ZweiMännchen, zwei Sprosser, heute in Richards, morgen wiederinHansensheißesFellverkrallt.imtzintergrundzwinkern»

Tutte le Cord«.
41A
den Bewußtseins die Vorstellung einer generativ sequivocs: un»
sauber und komisch; vauäeville, nicht mehr sonstepatketique. Des-
halb: «Du nanntest denNamenDeinesVaters,Wagners."Dcs»
halb: «Du weißt doch, daß Isolde Wagners Kind ist?" War in
solcherRede nichtGlaubensftiftung, Zusicherung, die über alle Ur-
kundenundParagraphen,inehernertzoheit,dauernmußte?Wars
nichtunsühnbarerFrevel, desAnsehens, derSelbstgeltung wegen,
dem Kind, der Iungfrau, demWeib, der Mutter mit der Lippe
einen Vater zu geben, wenn er, des Goldes wegen, ihr wieder ge»
nommen werden sollte und konnte? Iahrzehnte lang ein (von An»
deren nicht nachprüfbares) Ertebniß anzudeuten und es dann, mit
vergilbtenUrkundeninweIkerHand,zubestreiten?NndhatHybris
je grausamer gewüthet als im Hirn dieser furiosen Frau, die sich
selbst zwingt, vor den Kindern sich des Truges zu zeihen und vor
schmunzelnder Neugier einerWelt, ohne Zwang vonfremderGe»
walt, zu bekennen, was sie schamhaft, stolzer als schamhaft, stets
bergen wollte: daß sie zur selben Zeit zwei Männern willig war?
Daß ein Menschenkind, dem die Behörden, auf Amtspapier,
die eheliche Geburt bescheinigt haben, selbst sich aus der Umfrie»
dung solchen Zeugnisses scheiden und als die Frucht ehebreche»
rischer Vereinung anerkannt sein will: die Annalen der Rechts»
geschichte haben diesen Vorgang gewiß nicht oft wohl verzeichnet.
In Wahnfrieds Dünsten mußte er Ereigniß werden. Wer fragte
in Tribschen, in Bayreuth nach gestempeltem Papier? Isolde,
meinte da Ieder, ist, trotz der Taufurkunde, Wagners Kind. Groß»
Vater Liszt nannte sie so. Die Mutter bestätigt den Glauben. Rich»'
ard selbst schreibt auf die Skizze zu einer Partitur: »Am Tag der
Geburt meiner TochterIsolde vollendet." Fragt dasjungeMäd-
chen, ob es wisse, daß es sein Kind, nicht Bülows, sei, und neckt sie
mit derNachfrage: «Du wärest wohl lieber adelig?" Am zehnten
April 1880 kritzelt er, immer zu «Ulk« bereit, ihr die Verschenk

Vor fünfzehn Iahren wurdest Du geboren!
Da spitzte alle Welt die Ohren.
Man wollte „Tristan und Isolde";
Doch was ich einzig wünscht' und wollte,
Das war: ein Töchterchen, Isolde!
Nun mag sie tausend Iahre leben
Und „Tristan und Isolde" auch daneben!
Vivat hoch!

Daß Isolde sich selbst sein Kind glaube.vonNahen undFernen als sein Kind betrachtet, geachtet werde: dahin strebte „derWille des Meisters". Der sollte stärker sein als sterblicher Menschen Vertrag und Satzung. Dem sollte,unter allen Himmeln, auf Höhen, in Tiefen der Menschenwelt Alles in Demuth sich beugen; auch das nach langwieriger Unterhandlung vereinbarte,beschworene, besiegelte Gesetz. Die Grundmauer, die den Bau des Staates, das Zellengehäus derGesellschaft trägt, sollte sich wie einesSchmeichel-kätzchens beweglicher Rücken krümmen,wenn aus demSarg es der Ringschmied, der große Tonzauberer, der Klingsor aller Thea» terkünste ihr gebot. Vergaßet Ihr Schreiber und Leser schon, daß Wahnfried gewagt hat,dieseForderungdemDeutschenReich zu» zumuthen? Das Iahr 1914 gab jedem in selbständigen Theater» betrieb Zugelassenen das Recht, ohne ZinspflichtWagnersWerke aufzuführen. Sollte auch die Darstellung des Gralspieles jedem Bretterbeherrscher gestatten? Nimmermehr, dröhnte vomRothen Main her die Posaune, darf Solches geschehen. Nur unseren Frankenhügel, nicht dasHolzrund irgendeiner anderen Bühne, darf der Erlöserfuß Parsifals beschreiten. Das Urheberrecht, ein Theil deutschen Reichsgesetzes, muß für das »Bühnenweihfest» spielnur für dieses eine, entkräftet, vonBundesrath und Reichs« tag aus der Geltung gehoben werden. Also sprach Wahnfried (Cosima S Co.): und hundert Tempeldiener, tausend geistig Un» freienahmen dasdreisteVerlangenwieEvangeliumaufihreLippe. Des Gebotes, Verbotes Grund? Unsere Alltagsbühne sei des erhabenen,erhabenstenWerkesunwürdig. (Nicht unwürdig aber, Faust und Don Iuan, Macbeth und Fidelis, den homburger Prinzen und den Griechen Gyges, Tasso und Figaro, Wallen-stein und Götz zu Herbergen.) Und sei darüber immerhin noch Mcinungstreit möglich, so müsse er doch auf der Bewußtseins» schölle enden, wo das Gedächtniß mahnt: »Der Meister hat ge» wollt, daß Parsifal nur in Bayreuth diene und throne". Gesagt hat ers oft (wie, zuvor, von dem«Ring des Nibelungen", erdürfe vom Hügel nicht in den Kehricht des AUtagstheaters gleiten, auf dessen muffigsten Balletbrettern er dann, mit dem Segen und vor demAuge des Meisters, zur Schau gestellt wurde). Doch Wagner ist sechsMonate nach der ersten Aufführung desWeihfestspieles gestorben. Daß er schon schwankte und dem Entschluß nah war,

dem Hoftheater seines Maecenas Ludwig das Aufführungrecht
zu gewähren, ist bezeugt. Und war nicht alle die Kosten überstei«
gendeEinkunft aus diesem letztenWerk einst der münchenerHof-
kafse,alsErsatz beträchtlichenAufwandes, verpfändet worden, dem
bayreuther Hort Münzbares also fürs Erste von der Freigabe
nicht zu erwarten? Das Recht, die Orchesterpartitur in den Han-
delzu bringen, hat Wagner verkauft: und er war zu geschäfts»
sinnig, um nicht zu bedenken, daß er mit diesem Recht auch schon
das zur Aufführung (für dieZeitnach der Schutzfrist) hingab. War
der Monopolplan ihm Herzenssache, dann konnte er ihn dadurch
sichern, daß er der Kauflust die Orchesterpartitur weigerte und für
immer fo die Einstudirung hinderte. Einerlei. Wie aufden Schall-
platten der Deutschen Grammophon-Gesellschaft die vierWörter
«Die Stimme des Herrn" die Herkunft markiren, so dräuten von
allen Ukasen Wahnfrieds vier ähnliche: «Der Wille des Mei-
sters". Auch das Markenbild konnte das selbe sein: eines Hun-
des, dem andächtiger Gehorsam die Ohren spitzt. Wird denn
(fragte ich damals hier) dem Willen des Meisters, wo ihn kein
Paragraphengitter einschränkt, in Bayreuth etwa immer Reve-
renz erwiesen? Wagner wand sich (öffentlich) in Qual unter
dem Zwang, »an die Neugier des Publikums allgemeinhin sich
zu wenden, indem Eintrittskarten zum Verkauf ausgeboten wer-
den müssen." Das wäre schon lange nicht mehr nölhig; geschieht
aber in jedem Festspieljahr. Wagner wollte «eine größere Anzahl
von Freiplätzen an Unbemittelte, namentlich Iüngere, Strebsame
und Bildunglustige zugewiesen sehen." Fn den Iahrzehnten un-
geahnt fetter Ernten hat man von solcher Zuweisung allzu selten
gehört. Wagners Plan verhieß: »Anter derAnleitung eines spe-
zifischen Gesangslehrers sollen von Sängern und Sängerinnen
alle guten dramatischen Werke, vorzüglich deutscher Meister, nach
meinen besonderen Angaben hierfür eingeübt und zum Vortrag
gebracht werden." Wer vernahm noch davon? Bayreuth ist das
Wagnertheater der reichen Leute geworden, geblieben. Hat nie
nach dem Ruhm gelangt, die Werke anderer deutschen Meister in
vorbiidlicherDarstellung zu zeigen.Hat mitseinenMillionen,sei-
nenPropagandamitteln für dieFörderung deutscherKunstnichts
gethan; wedereinem neuenTonkünstler,Brahms,Wolf, Strauß,
Pfitzner, Mahler, Humperdinck, Reger, Weingartner, vorwärts-
ss

geholfen nock) je eine Nachbarprovinz im Reich der Künste gedüngt. Keinen Musikerhort gestiftet, keinen Nothhafen für den heimlosen Sängerschwarm geschaffen, keine Freivorstellung, in dreißig Iahren nicht eine, gespendet. (In ihrem schönen Buch «Mein Weg", aus dem manche Strecke der Erinnerung unverlierbar ist, erzählt Frau Lilli Lehmann, wie sie für den Sommer 1896 den Bayreuthern sich als Brünnhilde verpflichtete. «Frau Wagner sah nicht gern, daß ich Geld nahm; sie hätte mir, wie sie umschreibend sich ausdrückte, mehr Idealismus für Bayreuth zugetraut. Wenns,Wagner' gewesen wäre, würde es bei mir nicht daran gefehlt haben; so aber schien mir allzu großer Idealismus, hier, wo man ihn oft so wenig empfand, nicht amPlatz. FrauCosima bemeikte noch, wie sehrman sich über die bayreuther Einnahmen täusche, die bis jetzt kaum die Kosten deckten; dieser Umstand habe sie sogar gehindert, Wagners heißem Wunsch nachzukommen und armenStudirenden undKünstlernFreibilletszur Verfügung zu stellen. Nach meiner Rückkehr aus Bayreuth erfragte ich die Bedingungen eines Frei bettes im Augustahospital, legte auf mein bayreuther Honorar noch zehntausend Mark und telegraphirte an Frau Cosima: ,Liebe Frau Wagner, da Ihnen bisher unmöglich war, dem Wunsch des Meisters zu entsprechen, habe ich heute mit Ihrer Hilfe ein Freibett für arme kranke Musiker gestiftet, das vielen zum Segen gereichen möge. In herzlicher Verehrung Ihre Lilli.'" Hojotoho! Ihr müßt das ganze Kapitel nachlesen, das, ohne Groll und Unbill, Wichtiges über Cosima, ihre Wahrhaftigkeit, ihr Heischen „ sklavischerUnterwerfung" sagt.) Aus demWerk, zu dem sie nicht im Geringsten mitwirken konnten, hatten die Erben Einkünfte, wie niemals und nirgends sie eines Künstlers Lebensleistung erbrachte. Thöricht ists, ihnen nachzurechnen, was sie auch an den bayreuther Festspielen (sechzehnhundert P ätze, deren jeder fünfundzwanzig Mark kostet: also Abendeinnahmen von vierzigtausend Mark) verdient haben könnten odermüßten. Tadeltnicht, richtetnicht; freut Euch des ansehnlichen Familienunternehmens und seiner sauberen Theaterkunstarbeit. Lasset endlich aber von dem Versuch, es in das Zion, die Hochburg, das himmelan ragende Heiligthum deutscher Volkheit umzufälschen, von dessen Zinne der Wille des Meisters spricht. Wer verstiege sich noch auf den Grat solchen Glaubens, seit

öffentlich erwiesen ward, daß nicht einmal in der engsten Zelle, in
des Herdfriedens Bannkreis derWille desMeisters geachteten
Rechtskraft gefördert wird? Der hatte bestimmt, daß sein Knabe
Häuser bauen lerne. Doch um zum Eintritt in die Firma Wahn»
fried, zur Führung ihres Geschäftes fähig zu scheinen, lernteIung«
Siegfried Dirigiren (, Hans Richter hielt 1896, vor der ersten Büh»
nenprobe,sechsundvierzigOrchcsterproben,denenSiegfriedfleißig
beiwohnte,umzuerlauschen,wieszumachenwäre":LilliLehmann>,
Inszeniren (kein Gipfelkunststück mehr für Einen, der oft Europa
durchfahren und die Versuche der tüchtigsten Regisseure beäugt
hat), Komponiren sogar; spornte sich in die tzirnsertigkeit, Opern
zu schaffen, die gewiß nicht unleidlich sind,die aber,trüge flenicht
eines Wagners Name und Nimbus, durch keine Bühnenpforte
kämen, die hinterkeiner sich auf demSchaugerüstzu halten vermoch-
ten und deren knochenlos derbeWesenheitdenVater.denMeister
in learische Naserei ärgern müßte. «Was ich einzig wünscht' und
wollte; Das war: einTöchterchen.Isolde": so hatte des Meisters
Wille gesprochen. Nun wird der Erwünschten barsch zugerufen:
„ Spreizest Dich in die Vorstellung.Richards, des Großen.Tochter
zu sein? FriedloserWahn! Bist Hansens drittes Kind,durchVaters
undGroßmuttersBlutdemAdelEuropaszugehörigundbleibstbis
in Deines Lebens letzie Nacht die Geborene VonBülow. Denn:

Die Mutter sagt es >
und uns befahl sie,
klug zu hüten
den klaren Hort,
daß kein Falscher der Fluth ihn entführe:
Drum schweigt, Ihr schwatzendes Heer!

Das aber will nicht schweigen; noch immer nicht. Traulich
und treu (so tönt derSchwatz weiter),ists nur in derTiefe; falsch
und feig ist, was dort oben sich freut!" Warum, fragt der Rechts-
kundige, nahm Wagner nicht, wie er als Fünfziger durfte, als Co»
simas Gatte ersehnen mußte, das Aprilkind unter den Schirm ge«
setzlicherVaterschaft? Weil er (denke ich)verharschende Wunden
nicht aufreißen, den armen Hans, sein »zweites Ich", nicht noch
einmal kränken, nicht aus freiem Willen das Liebste in häßliches
Gerede liefern wollte. Durch Antrag und Gerichtsbeschluß an die
Thatsachen erinnern, daß Isolde 1865, Eva zwei, Siegfried vier
Iahre später geboren, Cosimas Scheidung von Bülow im Sep»
SS«

tembcr 1870 rechtskräftig, ihre Ehe mit Richard zwanzig Tage zuvor geschlossen wurde? Kein Behutsamer konnte dazu rathen. Und warum, fragt schlichte Menschlichkeit, hat die Mutter, der Bruder nicht, trotz dem Zwist mit tzerrnBeidler, mütterlich, brüder» lich zuFrauIsolde gesprochen? Ihr zulängliche Rente und vollen Erbtheil gesichert und bündig zugesagt, daß Cosimas Testament den Knaben Wilhelm Beidler als echten Enkel Wagners aner» kennen, endlich also den Willen des Meisters vollstrecken werde? Weil, wie IsoldensMann in die Zeitung setzen ließ,Wahnfried Oeffentliche Meinung verachtet hat? So ruchlose Tollkühnheit ist Leuten nicht zuzutrauen, die Dutzende amusischer Schmücke und tzolzböcke dur^ intime Huld auszeichnen und an sich ködern; deren Auge sich feuchtet, wenn eine Zecke über „die unvergleichlicheWeihe der bayreutherTradition" Wonne aufstzolzpapier geprunzt hat. Wahrscheinlich ist, daß gerade der Iunior»Partner von Wahn» fried ungemein wachsam auf Oeffentliche Meinung lauschte. Doch er war wohl gewiß, daß er inCosimasLebzeit, als derArm ihres Wollens, durch die Prästigien ihrer einschüchternden Persönlich» keit gefeit sein werde. Dynastenwa^n. »Wir bestimmen,auseige» nem Souverainrecht, wer zu uns gehört, wen wir, wie faulendes Gezweig, vom Stamm unserer ^ausmacht lösen. Gottähnlich sind wir; ohne Schranke frei zu Strafe, zu Lohn. Noch an Urenkeln rächt unferZorn des Ahnen Erfurchtverletzung. Ein Taktirknirvs, dem Gnadenwallung erlaubte, an unseres Thronhimmels Schlitz zu hocken, hat den Kurprinzen von Bayreuth zu schelten gewagt. Gegen uns hob er den Schild. Wahnfriedmund ist er gewesen; unwürdig fortan, ein Wehwalt, derWohlthat von Feuerswärme und Wasserslabe. Und von ihr, die mit ihm haust und gegen uns Helden reizen möchte, küßt der Mutter Lippe die Gottheit. Sei die Frevlerin, was so sie noch ist. Von göttlicher Schaar geschie» den, ausgestoßen aus derEwigenStamm: wie, auf dem Fels vor dem Tann, die entweihte Walküre. Des Meisters Kind, Wunsch» maid, Loskieserin? Alles hat sie verwirkt. Was wir einst trüber Verträge trügende Bande hießen, ist nun wieder von Göttern ge» fügtes, als tzimmelsschickung von Menschen demüthig hinzuneh» mendes Recht. Nur die Urkunde gilt; unser Geraun war Mär» chen. Wie sangen dieParzen? ‚Es wenden dietzerrscher ihr seg» nendesAuge von ganzen Geschlechtern und meiden, im Enkel die ehmals^ geliebten, still'redendenHüge des Ahnherrn zu sehn/

Butte ke Eorde.
Und wie diese Götter, so halten noch wir die Herrschaft in ewigen Händen und können sie brauchen, wie es uns gefällt." Seid Ihr nicht, Alle, mitschuldig an der Ausbrütung, Ausdünstung dieses Wahnes? Thatet Ihr nicht, als sei Bayreuth eine öffentliche Institution und deren Wahrung Germaniens wichtigste Kunstpflicht? Krochet Ihr nicht vor Cosima und Cosimas Sohn, als hätten sie Ungeheures gewirkt, nicht nur im Engsten den ererbten Hort emsig, durch säuberliche Mitarbeit zum Ganzen zu mehren getrachtet? Den Goldhort, von dem aller Hader und allesUnheil kommt; nach dem alles Streben drängt. «Die Mittel,Herrschaft zu gewinnen undsichihrer zu versichern, schloß dieserHort in sich. Der Gottheld, der ihn zuerst gewann, hinterließ seinem Geschlecht als Erb» theil den auf seineThat begründetenAnspruch auf dentzort.Ihn sich zu erhalten: dieser Drang machte dieSeele des ganzen Geschlechtes aUs."Sostehts in einerVorarbeitRichards zum Ringdrama.
So stehts in der neusten Historie von dem GeschlechtRichards;der vomBlickpunkt solchen Erlebnisses ausfast ein Gottheld (ein leip» ziger) scheint. Seines Sohnes Wehgekreisch fordert uns freilich in den Glauben, der Familienstreit hänge nicht, mit keinemFäser» chen, an Gold und von Gold erkaufbarem Erdengut. Wie gering er das werthe, erweise der Entschluß, das Festspielhaus sammt seinem Hügelgrund, die Villa Wahnfried mit ihrem Handschrif» tenschatz und der Fülle ihrer Gedenkzeichen, sogar den Festspielfonds dem deutschenVolkzu vermachen, «lind die Versteigerung würde uns doch viel einbringen." Sicherlich. War sie aber jemals nur denkbar?KönntenMenschen,die, ohne die winzigste Regung schöpferischer Kraft, Millionen gescheffelt haben, die Schmach der Nachrede auf sich laden, daß sie die Trophäen und die Geisteswin» dein des Großen, aus dessen Hirnschale sie dreißig Iahre lang und längernochEdelweinundLobhuhlerbowleschlürften.andieMeist» bietenden verschachert haben? Urväter Hausrath gegen blanke Münze zu vertrödeln,schämt sich der Kleinbürger,den nichtNoth in so schmerzliches Geschäft drängt. Und dieser Künstler, Kunstindu» strielle,Millionenstapler fordert von derNationDank dafür, daß er die Manuskripte undBilder, die Briefsammlung und Ehrendenk» male des Vaters nicht versteigern läßt, die Bleibsel des Theaterbetriebskapitals (dasWort»Festspielfonds- bauscht sich breiter) nicht in die Tasche steckt? InAndererTasche: achtet auch darauf! So lange er lebt, bleibt Alles ja fein. Er schenkt aus der Habe

Derer,die ihm ins Besitzrecht folgen könnten. DerTypus istlängst nichtmehrselten. Einer darbendenSchwester, einem aus Alltagsfron, fast schon flügellahm, in Schaffensfreiheit aufstrebenden Neffen hülfe ansehnliches Vermächtniß in neuenTag.den ersten, der wolkenlos wäre. Doch der Herr Bruder, Herr Oheim ist So» zialist oder Heiland aus andersfarbiger Kiste: und verschreibt feinen Kram deshalb nur »gemeinnützigen Zwecken". (Daß ein Tüchtiger, ohne Schwielen, ohne im Kampf ums Brot mürb ge» worden zu sein, ins Große greifen kann, ist nicht gemeinnützig: und dieMahnung.Wohlthat zuerst im Heim walten zu lassen>ein altmodischer Spruch für spleenige Briten.) Gewerkschaften, Kirchen-, Frauen-, Kriegervereinen Mastlegate; eine Volksbibliothek; ein Seemannsasyl (ohne Reginen); dem Hofmuseum Gemälde und Radirungen, Skulpturen und Altargeräth. Schadets ihm? NurDenen.die von ihm erben könnten. Und streckt derBeglücker sich bis in den Wipfel der «Opferwilligkeit", giebt er dem Gemeinnutzen sein ganzes Vermögen hin und sichert sich nur bis an seines Lebens seligesEnde denZinsgenuß: ihm, der vom Kapital nicht mehr naschen könnte, bleibt diePrunkdecke aufdem Ruhebett alternden Lebens noch lang genug. Und auf sie regnen, hageln, schneien Orden.Titel.Feiersänge, Kränze mit Goldletterninschrift auf derBandschleife. Welch einMann! Alles (ihmUmnützliche)gab erderAllgemeinheit(weil erden Erbenungern auch nur den Pflichtteil gönnte, am Rain des Erbendankes die Eitelkeit nicht weiden konnte). Ich bin nicht Partei; war nie, werde niemals Erbe fein. Aber die rasch aufwuchernde Gewächssorte ist mir einGröuelund ichmöchtespeien, wenn ich lese, daß ein Geck sich auf demGeld seiner Erben «in denAdelsstand erhoben" (durch vielzu theurenAnkauf eines überschuldetenGutes demSchwiegervater einer Excellenz aus der Halsklemme geholfen und als Prämie die dreiBuchstaben erhalten) hat; oder, daß derGeheime KommerzienrathPaardenappel(dem der berüchtigte Sammelpolitiker seit Iahren die braunenBanknoten,die Hoffnung armerVerwandtert, gegenKnopfloch-,Visitekarten- und Hemdbrustzier umtauscht) durch hohenBesuch ausgezeichnet worden sei, weil er wiederAlt-Meisterliches derStaatsgalerie vermacht (oder sonstwie aus Ande» rerSäckel eine Himmelsloge der Gemeinnützigen ermiethet)habe. Denket der Frage nach, ob im Fall solchenHandelns das doppeldeutige Wort «Verdienst" als Neutrum oder als Maskulinum

insUrtheil zusetzenist. Vom neustenFallWagner lenkl diese Prü»
fung nicht weit ab. Wenn Herrn Siegfried, der heute noch nicht so
alt ist, wie Richard war, als er Isolde (Tristans, nicht Bülows)
schuf, einst die Sonne sinkt, überweist er Wohn- und Spielhaus,
Theaterfundus und Festspielfonds »dem deutschen Volk"; oder
(was nicht sopompös klänge, aberpraktischerVernunftnäher läge)
dem Bundesstaat Bayern, dem die Wagnerei, von Ludwigs Zeit
her, in Geld- und Dankschuld verpflichtet ist und der die Ver-
waltung der Gemeinde Bayreuth auftragen könnte. Ein Wag-
ner-Museum: Das war zu erwarten. Der Vergleich mit denWohn»
stätten Dürers, Goethes, Schillers, Beethovens, Bismarcks wird
mannichfach lehrreich werden. Die Erhaltung und Ausbesse-
rung der alten Gebäude freilich nur durch den Aufwand der
Fondsreste und Einlaßkartenertröge möglich sein. In dem als
MonumentvonSempersRaumkunstwichtigenTheater,dasschon
jetzt baufällig und unzulänglich ist, wäre nichts Rechtes mehr an-
zufangen. Fortsetzung der Festspiele? Deren Ertrag soll ja, als
die Ring- und Graldramen noch mit dem Reiz der Neuheit wirk-
ten und die mächtigsten Talente der Opernbühne ganz oder fast
umsonst den Willen des Meisters bedienten, nach Cosimas Be-
kundung kaum die Kosten gedeckt haben. Die Spiele wären ge-
fährdet, wenn Herr Siegfried Wagner, der auch nicht wünschen
kann, demAuge allzu sichtbar zu sein, verwaist in Wahnfried säße;
noch der Schatten der vom Genius umfangenen und erfüllten Frau
bedeutet demNnternehmen viel mehr als derumstchtigeFleitz des
wunderlichen Mannes, der Siegfried heißt, derSohn des Meister^
singers, des Tristanschöpfers, des Besinners von «Oper und
Drama" ist und, dennoch, ohne zu erröthen, einem „HerzogWild-
fang" die Bühnenpforte aufthat. DerDichter und Komponist sol-
chen Tandes könnte sich in den Hochämtern des Walvaters und
Welterlösers nicht halten. Was, also, verliert er durch die Stif-
tung, von deren Preiswerth sein Mund vor stenographirendem
Zeitungvolk überläuft? Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, dienie-
mals über Millionen gebot (und stets liebevoll über Wagners
Witwe sprach) hat, scheintmir, aufBeträchtlicheres.um dem Bru-
der die Gemeinde zu weiten, verzichtet. Und warum kündet Herr
Wagner den Beschluß, die Vorarbeit für die Stiftungurkunde
ruhen zu lassen, bis in derSacheBeidlerwiderWagner die höchste
Gerichtsinstanz gesprochen habe? DieserSpruch könnte desPla»

nesAusführung nicht hemmen noch in Einwandsmöglichkeit en» gen. Daß nur Cosima undSiegfried über denBesitz derWagners zu verfügenhaben, hatschon vor einunddreißigIahren das Nachlaßgericht entschieden. (Erst das Nachlaßgericht; der»Wille des Meisters" hätte Isolde undEva nicht aus demErbrecht gestoßen.) Nicht auf Gerichtsentscheidung, sondern auf den guten Willen und die redliche Treue derWissenden hattenBeidlers ihreLebensrechnung gestellt. Glaubt ein nicht Irrer, irgendein Richter könne sich von der Furcht stimmen lassen, Isoldes Sieg werde dem deutschenVolk das ihm zugedachte Gut entziehen? Wozu, wenn dieser Glaube nicht aufkam, das Zaudern, das Plaudern von Zusammenhang des Civilrechtsstreites mit dem Vermächtniß? Das ist, bei Wotan, nicht rühmender Rede werth. Könnte höchstens Herrn Wilhelm Beidler, dessen Kind oder Kindeskind schädigen, wenn sie verarmten und wünschen müßten, aus dem Nachlaß Richards des Großen die Mittel zu nochdürftigem Leben zu erlangen. Dieses Vermächtniß erwiese auch nicht, wie der Wildfang glaubt, daß Wahnfrieds Sonne nicht unter dem Fluch des Hortes erblich:

Kein Froher sott
seiner sich freun;
wer ihn besitzt,
Den sehre Sorge,
und wer ihn nicht hat,
nage der Neid!
Ieder giere nach seinem Gut,
Doch Keiner geniesze
mit Nutzen sein! ',

Nur schnöder Zank um einen Theil von güldener Beute ? Wer nicht Anderes noch darin wittert, bleibe der Fährte des Allzumenschlichen fern. Hier war, ist und wird Tragoedie. Trotzdem nicht geknallt, gemeuchelt, vergiftet wurde. Hier war, ist, wird grimmigster Kampf, in dem der Mächtige den in Macht Vordrängenden zurückrammen, mit spitzer Eisendornkette an seines Triumphwagens Radspeiche schnüren, durch Kothlache und Schandpfuhl schleifen will; und auf beiden Schanzen die Hoffnung, <Ze Lsi^ner ä blanc. Hier tönen alle Saiten, schmettern alle Tuben aus dem Wollen und Wähnen kultivirter und unter dem Firniß doch wild gebliebener, im Innersten nicht dem tzöhlentrieb entfremdeter Menschheit. Und in jeder Sechzehntelpause spukt Etwas durch den Gehörgang, nie Vernommenes: als sei in der kalten Brust etiles

Toten,längstTonlosen einAechzen erwacht; als stöhne, weit hinten, rgendwo eine Leiche. DeF Mannes, der alldiesenUnfruchtbaren, schon zum Erwerb der Lebensnothdurft Untauglichen Nahrung, dem Leib, dem Ehrgeiz, der Eitelkeit Sättigung und schäumenden Neberfluß schuf; von dessen Genierente sie lebten, prangten, strotzten: dessen Name, wie eines Asiatengottes auf demAngststeg derGläubigen, alltäglich imSpeichel ihresMundes hin und her glitschte: und dessen Ansehen unter all diesen Nächsten.Treusten. im LippendienstDankbarsten nicht Einen doch ernstenOpfers werth dünkte. Wagner wollte nicht, daß von dem unholden Bild seiner Geschlechtswirrniß die letzte Hülle sinke. Wagner hoffte auf stille Verständigung im fest, mitLebensbäumchenvon gleicherHöhe, um-hegten Kreis gütiger, ihm, übers Grab hinaus, mit jederWillens» knospe, jeder Vorstellungfaser ergebener Menschen. Standes» amtszettel und Taufschein? Er kennt seineBrut; und wer sein ist, bleibt,was auch geschehe,in derWärmedesDaunennesteswohl» geborgen.Siegfriedchen, den Spätling, denKnaben, aus dem (wer fleht „zullenden Kindern" ins Hirn?) feiner Künstlerinbrunst ein Erbe reifen mochte, den Sohn eines Wälsenbundes.durfteernicht seinem zweiten Ich anhängen. Halte es nicht gekonnt. Und lachte der Fricka, der auch dieser aus freier Lust Geborene grassen Fre» vels frevlerTräger schien. Wozu auch noch sich in Unwahrhaftig» keit verstecken, da schon die Scheidung von Bülow verlangt ist und das luzerner Amt freundlich die Knüpfung des neuen Ehebundes beschleunigt? Am zehnten Tag nach der Hochzeit läßt Costma von der Pfarrbehörde bekunden, daß Siegfrieds Mutter Herrn Ri» chard Wagner als Siegfrieds Vater genannt habe. Doch erst nach Richards Tod darf sie wagen, von Bülow die Anerkennung zu erlangen, daß er nicht Siegfrieds Vater fei. Die älterenMäd» chen? Wer dürfte die dünnen Schleier raffen? Die Frau thuts. Die Greisin. Im achtundsiebenzigsten Lebensjahr die Witwe, der überlebende Wille des Meisters. Die läßt zwei Welten sich um dieLaken schaaren.auf dietzansensWeib.RichardsGlücksich vor sünfIahrzehntengespreitethat.WeilZwergenzornihrindieKrone griff. Weil der Sohn ihrAbgott, weil, wer ihn kränkt, nach ihrem Glauben aus dem Kraterrachen der Hölle gespien ist. Weil nur Siegfried die Macht und dasReichunddietzerrlichkeit,alle,dieer begehrt, haben foll. Und weil die mit allen Kronen desWeltruhmes Gekrönte, deren Leib, deren Seele doch nie Starkes, heilsam Fort»

zeugendes gebar, sichaufdertzöhe derGötter empfindet, die»hal°
ten die Herrschaft in ewigen Händen und können sie brauchen, wie
ihnen gefällt." Cosima beugt sich, noch jetzt,nicht unter derWucht
der Drohung. Schickt sich, fast schon verlebt, in die Menschen«
Meinung, daß sie zur selben Zeit zwei Männern willig war. Denn
nur diese Meinung kann erklären, daß beide Männer,Bülowund
Wagner, in der Gewißheit ihrerVaterschaft wie unter Domkuppeln
wohnten. Richard und Cosima: entgotl et,jüngferlich zartenSeelen
beinahe entmenscht. Cosimas Werk. Eines Weibes, das, der
Medici, von denen ihr der Rufname kam, in der Bäumkraft des vor
keiner Fährniß schwindelnden Willens nicht unwürdig, noch im
Verlöschen, wie Urbrunst aus den Schlünden der Aischylos und
Shakespeare, die grauen Dämmerungen kleiner, in Rücksicht, in
Vorschau zager Menschheit überlodert. War, ist, wird hier nicht
Tragödie, aus unverspritztem Blut Schicksal? Trotzdem nicht ge»
knallt, gemeuchelt, vergiftet, nur, für kurzsichtige Augen, um Stan-
desamtsregister, Kirchenbücher, Erbrechte gestritten wurde.

Brünnhildchen.

Als imWupperthal der Herr Assessor Nettelbeck aus behag-
lichem Dasein, des Rechtsfinders und tzerzsuchers, tzumpenhe»
bers und Altentzerrn eines Corps, rutschte, hatte es geknallt.Drei»
mal. Aus dem Lauf derPistole, dieFräulein BrünnhildeWilden
aus Düsseldorf in die Wohnung des gestern ihr liebsten, heute
lästigsten Mannes mitgebracht hatte. Um ihn zu morden? Ia,
spricht der Anwalt des Staates (und Ton, Auge, Verhörsneig»
ung, Schultergelenk des Schwurgerichtspräsidenten, in Elberfeld,
scheintzu fragen,ob diesseits vomIrrenhaus dennIemand noch an
der Absicht auf,demVorsatz zuMord zweifeln könne).Nein, ant-
wortet aus Brünnhildens Kehle die Stimme feiner, nichttippmäd»
chenhaftsanfter,nichtschamloserWeibheit; »nein; ich wollte,wenn
Nettelbeck nichtbereitwar, mich aus demSchandrufzu retten und
vor dem Ehrengericht alles Getuschel von unserer Liebschaft mit
seinem Wort als unwahrhaftig zu erweisen, vor seinem Auge mich
töten; kam mit ihm, der mir dieWaffe entwinden wollte, dann in
hastiges Ringen und kann mit reinem Gewissen nu<sagen, daß
nicht meinertzandWille dieKugel, die denAssessor traf, ausdem
Lauf geschickt hatte." Die Schießverständigen bestätigen die Mög-
lichkeit, die Wahrscheinlichkeit solchen Vorganges; sogar einKri»

minalinspektor beeidet den Glauben, daß Nettelbeck an den Folgen seiner unbehutsameu Handgriffe starb und Fräulein Wilden ihn nicht verwundet hat. Die für Seelenverständniß Abgestempelten reden vom Zustand hysterischer Dämmerung und (wovon dennsonst?) von verminderter, aber nicht etwa ganz aufgehobener Willensfreiheit. Die Geschworenen wärenWichte, wenn sie nach diesem Ergebniß der Hauptverhandlung die Schuldsragen zu be» jahen vermöchten. Als ihrerAntworMnterthaner spricht der Gerichtshof Brünnhilde von der Beschuldigung mit Mord und Totschlag frei. In der vierten Morgenstunde. Die Menge jauchzt. Blumen putzen den Wagen, der das Fräulein in die Freiheit trägt. Schutzleute streicheln, als wärs Mädchenfell, ihrem müden Gaul den Hals. Reporter schluchzen. Straßenkehrer loben den Herrn. Hier war, ist, wirdMisere. Nettelbeck: nicht des preußischen Marinerockes würdig, in den Königsgnade den Brauerssohn, Brenner, Mitretter Kolbergs, Ioachim, kleidete; ein korrekt wandelnder, verschleimter Stammkneipant, der die Mädel listig ins Bett kitzelte und danach, über die Zahnbürste hinweg, bespuckte; als Geschlechtswesen ein aufgeblasenerRuppsack. Brünnhilde: weder Walküre nochIsenlandsKönigin(dietzerrnSiegfried niemals ver, zeihen lernte, daß er für Gunther nur einmal, als Pacemaker, in erquickender Emsigkeit desAmtesgewaltet hatte); schneller als an den Schlachtharnisch, von dem ihr Name klirrt, denkt, wer sie betrachtet, wohl an das Bündelchen schmutziger Wäsche, das Wangels geistig von Iungfernempfindung pervertirtetzildeindas unwohnliche Haus des schwindligen Baumeisters Solneß bringt. Brünnhildens Bündel ist breit. Ein armes Ding, dem, da es ins zehnte Lebensjahr hüpfte, ein Schuft die Scham blößte, besudelte.demvierIahre danach eineandcreZierdedeutscherMannheit sich zum Zweirückenthier vereinte und das seitdem, von solchem Erlebniß, Vorstellungzwang und daraus erkeimtem Kostgelüsten, im Sexus krank, vor eleganter Gier hemmunglos ist. Dabei hübsch, klug, fein; und ringsum schnuppern geile Köter. Miserere! Nur für Minuten reckt diese Hilde sich inHoheitschein. »Nettelbeck beschwor Unwahres, wenns nach Ihnen ging; mußte er an seine Ehre denn nicht mehr als an Ihre denken?" (Der Vorsitzende; versteht sich.) »Nein!Nur an meine; ich hatte mich ihm gegeben." Dreimal, leise, standhaft: »Nein". Den Ton dieses Weibmuthes hat der Hall des Wahnfriedensbruches in kein Ohr gesandt.

Zinn und Leim.
it dem Losungwort von der „Demokratie" des Aktienwesens kommt man nicht weit. Von Zeit zu Zeit platzt irgendein Ereignis in die theoretische Konstruktion und wirft den ganzen Krempel über den Kaufen. Natürlich muß jede Aktiengesellschaft irgendein Organ haben, in dem sich Verstand, Erfahrung, Können zu Entschluß und Handlung vereinen. Und die Willensäußerungen dieses Organs lassen sich nicht so scharf abgrenzen, daß jeder Ueberschwang mit seinen schädlichen Folgen ausgeschlossen wäre. Deshalb sind Gegensätze zwischen den Rechten der Aktionäre und denen des Vorstandes nicht immer zu vermeiden. Ist der Widerspruch nur die Folge überragender Eigenschaften einer starken Persönlichkeit, so muß der Kleinere schweigend dulden und sich, zum Trost, sagen, daß der Intelligenz, die ihn jetzt ärgert, oft Nützliches gelungen ist. Aber auch da, wo das Genie als mildernder Umstand fehlt, kann man nicht mit dem Lineal einen Grenzstrich zwischen Erlaubtem und Verbotenem ziehen. Der Direktor einer Aktiengesellschaft ist nicht nur ein Angestellter wie andere. Das Handelsgesetzbuch beschäftigt sich in den Paragraphen 231 bis 273 mit der „Verfassung und Geschäftsführung" der Aktiengesellschaft; und in diesem Abschnitt werden drei Organe behandelt: Vorstand, Aufsichtrath, Generalversammlung. Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß der Direktor nicht als zu den Angestellten gehörig behandelt werden darf. Daran mußj man erinnern, weil fast nach jedem im, Aktienbezirk vom Vorstand verschuldeten Unglück von dem^ungetreuenAngstelltm" gesprochen wird. SchuldhaftesHandeln eines Direktors setzt immer Mängel in der Leistung des Aufsichtrathes voraus. Der darf sich nicht darauf berufen, daß er „nichts gewußt" habe. Er muß wissen, was in der Gesellschaft vorgeht. Nur da, wo grobe Täuschung erweislich ist, darf angenommen werden, daß in der Aufsicht nichts versäumt wurde. Ietzt sahen wir etwas kaum Erlebtes. Der Direktor der Aktiengesellschaft E. F. Ohles Erben in Breslau veröffentlichte nach der ersten Unheilskunde eine Erklärung, in der er alle Schuld auf sich nahm und den Aufsichtrath zu entlasten suchte. Dieses Geständniß wurde nach zwei Tagen widerrufen; es sei dem Direktor, der „in tiefste Depression" gerathen war, in die Feder diktirt worden. Dieser Streit über die Schuldfrage mindert die Verluste der Aktionäre nicht; zeigt aber deutlich wieder den labilen Zustand der Begriffe „Verantwortung" und „Schadensersatz".

Bei E. F. Ohles Erben handelte es sich um Zinnspekulationen, die ungemein großen Verlust brachten. Die Gesellschaft arbeitet mit zwei Millionen Mark Aktienkapital und einer ehrwürdigen Tradition, da die Firma, aus her sie hervorging, seit 1788 bestand. Verarbeitet wird Zinn zu „Zinnfolte", die, als das bekannte Staniolpapier, zur Verpackung vonChokolade, Droguen, Komserven verwendet wird. Die breslauer Gesellschaft hat gute Dividenden (bis zu 16 Prozent in den letzten beiden Iahren) gezahlt und auf dem Kurszettel in der Zweihundertregion gehaust. Im vorigen Iahr: 2«; Mitte April: 228; Ende Mai:

Prozent. M,itte Mai hatte die Direktion erklärt, sie hoffe, die selbe Dividende wie im Vorjahr (das Geschäftsjahr schließt am dreißigsten Iuni) geben zu können. In den'ersten Junitagen wurde zugegeben, baß, der Preissturz auf dem Zinnmarkt die, Dividende schmälern werde. Alber die Aktionäre ahnten natürlich nicht, daß sie schon zwei Wochen später einen Aktienkurs von 83 Prozent erleben würden. Wer der Zusicherung vom achtzehnten Mai vertraut und gekauft hatte, war am achtzehnten Iuni um mehr als 1W Prozent ärmer geworden. Und der kaufmännische Direktor wußte seit Monaten, wie schlimm die Folgen der Spekulation aussehen konnten. Das ist öffentlich zugestanden worden.

Kein anderesMetall hatsichzuv«rwegenenKunststücken sogeeignet erwiesen wie Zinn. Seine Lebensverhältnisse begünstigten das Treiben. Zinn wird nicht in großen Mengen gefunden. Die wichtigsten Lagerstätten sind Hinterindien (die Straits Settlements auf der Halbinsel Malakka), Niederländisch-Indien (die Inseln Banka und Billitong, Australien und die Republik Bolivia. Da die Arbeiterverhältnisse in den Zinngruben einem schnellen Wachsthum der Produktion hinderlich waren, rechneten die Spekulanten stets damit, daß sie die Kontrole über die Porräthe behalten würden, und ließen nur Zo viel heraus, wienöthig war, um das Feuer der Nachfrage nicht ausgehen zu lassen. In den drei Iahren von 1911 bis 1913 war der Zinnpreis in London bis auf 233 L für die Tonne getrieben worden. Seit Iuli 1913 war aber das Preisfundament erschüttert. Die Zahl der Arbeiter in den Zinngruben hatte zugenommen ^und die Produktion wavplötzlich gestiegen. Die Statistik lieferte andere Ziffern und enttäuschte die Spekulanten, die ihrer Sache ganz sicher zu sein geglaubt hatten. Der Staat Bolivien, auf den man kaum geachtet hatte, prunkte mit beängstigenden Leistungen als Produzent. Der Zinnpreis glitt langsam abwärts und ließ sich noch mehrmals aufhalten. Dann aber kam er in den richtigen Schwung und sauste, wie auf Seife, in die Tiefe. Die niedrigste Notiz war 137 also um fast 100 L unter dem Höhepunkt. Mit dem londoner Metallmarkt ist nicht zu spaßen. Der hat schon ziemlich kräftige Genicke gebrochen; denn die Mengen, auf die der gsaichte Spekulant sich festlegt, sind gewöhnlich nicht von niedlichem Format. Kupfer hat seine Tücken, die oft genug fühlbar wurden; aber Zinn brach den Record.

Seit 1911 hat Berlin eine Metallbörse, deren Hauptgegenstand das Rothe Metall ist. Seitdem ist London nicht mehr so wichtig und gefährlich wie früher. Aber Zinn ist londoner Spekulationobjekt geblieben. Und der unglückliche Direktor von Ohles Erben mußte riesige Engagements in Zinn gerade in einer Zeit auf sich nehmen, da der Preis sich in den höchsten Regionen bewegte. Wenn die Gesellschaft die Mengen des vorgekauften Rohmaterials verarbeiten kann, braucht sie den ganzen Verlust, den die große Preisdifferenz bewirkt, nicht auf einmal zu verdauen. Müssen aber die Verpflichtungen bar gedeckt werden, dann sieht es schon morgen übel aus. Daß die Aktionäre sich um die Entschuldigungversuche der Verwaltungorgane nicht kümmern, sondern ihre Ansprüche auf Schadensersatz so weit wie möglich dehnen,

ist ihnen nicht zu oerdenken. Im, Oktober 1913 hatte der londoner Zinnpreis schon 45 L verloren. Das mutzte zu Vorsicht mahnen. In der selben Zeit wurden SO0 000 Mark Ohle-Aktien in den berliner Börsenhandel eingeführt; der Prospekt erzählte natürlich nichts von den Spekulationen. Dann kam dieBotschaft, die nächste Dividende werdel6Prozent (wie im Vorjahr) bringen. Darf solche Erklärungen ein einzelner Direktor veröffentlichen, ohne daß derAufsichtrath die Voraussetzungen geprüft hat? Den kann Unwissenheit nicht entschuldigen. Nun werden Anklagen,Untersuchungen,wahrscheinlich auch Prozesse folgen und wir werden wieder das alte Lied vom armen Aktionär hören. Müssen denn aber einfache, fern stehende Leute die Aktien eines kleinen Unternehmens kaufen? Die sollen sie den Ke»nern überlassen, die ungefähr wissen, wie sie mit dem Kurs umzugehen haben. Ie kleiner die Zahl der verkäuflichen Aktien ist, desto größer ist die Gefahr schroffer Kursschwankungen. sVon den Hundertmillionengesellschaften sind solche Schrecknisse nicht zu fürchten. AmWenigsten.wenn die Aktien im Ultimoverkehr sind. Da ist der Ausgleich viel einfacher als bei der beschränkten Kassanotiz.
Die Scheidemandel-Gesellschaft, deren Schicksal ich hier voraussagte, hat auf die Thatsache, daß ihre Aktien nicht ins große Publikum drangen, stets als auf einen mildernen Umstand hingewiesen. Sie hätte sich gewiß nicht gegen die Popularisirung ihrer Aktien gewehrt; die pber wurde. zum Glück, durch das Fehlen der berliner Börsennotiz gehindert. Die Aktiengesellschaft für chemische Produkt? (vormals SHeidemandel) hat ihren Bericht über das am dreißigsten September 1913 beendete Geschäftsjahr erst am achten Iuni 1914 veröffentlicht. Etwas spät, nachdem schon Ende Dezember 1913 die Differenzen mit dem wiener Bankhaus S. M. Reitzes, das eine Forderung von drei Millionen an Scheidemandel hat, bekannt geworden waren und die Verwaltung erklärt hatte, sie werde sich bemühen, „der Oeffentlichkeit raschestens ein klares Bild, mit vollster Offenheit und rückhaltlos, zu bieten." Das ist insofern geschehen, als die Aktionäre, statt eines Reingewinnes, einen Fehlbe> trag zu sehen bekamen und mit der Nothwendigkeit einer gründlichen Sanirung bekannt gemacht wurden. Alle Reserven' sind durch Abschreibungen ausgezehrt worden. Damit ist die Reinigung nicht erledigt. Das Aktienkapital (elf Millionen) muß zusammengelegt und durch die Ausgabe neuer Aktien ergänzt werden, damit die Gesellschaft wieder flott werde. Die betheiligten Banken, vornan die Dresdener, sind nicht leicht mit der Entwirrung des vielmaschigen Netzes von Engagements und Betheiligungen fertig geworden; undseltenist ein prunkvollaufgebautes System kläglicher zusammengebrochen als der berühmte Leimtrust. Der „Wunderleim" hat sich nur als nützliches Bindemittel für die Aktionäre erwiesen. Die kamen von ihm nicht wieder los. Daß sogar versucht worden ist, die Knochenhändler zur Betheiligung an dem Lotsenwerk zu gewinnen, läßt die Größe der Verlegenheit ahnen; denn den Knochenhandel wollte ja der Scheidemandelconcern auch monopolisiren. Die Knochenhändler hätten also, wenn sie für die Sanirung eingetreten wären, ein System gestützt, das sie selbst schädigt. ^

Die Dresdener Bank hat in diesem Iahr mit ihren Schützlingen kein Glück. Die Maschinenfabrik Kyffhäuserhütte iw Artern hatte große Erfolge, so lange das Geschäft in bescheidenen Grenzen blieb. Durch die Einführung der Aktien in den berliner Börsenhandel kam der Zug ins Große, der die Dividende verkleinerte. Im Iahr 1903 hatte dieKyffhäuserhütte 60 Prozent gezahlt; ^90S wurde, nachdem das Grundkapital auf das vorgeschriebene Mindestmaß von 1 Million gebracht worden war, die Kyffbäuseraktie zum Kurs von 312 Prozent von der Dresdener Bank in Berlin eingeführt. Dann folgten verschiedene Neuemissionen, die das Stammkapital schließlich auf 5 Millionen erhöhten. Die letzten beiden Iahre ergaben keine Dividende und der Aktienkurs hat sich auf 33 gesenkt. Die Spannung zwischen dem Triumphkurs im Iahr der Börsenzulassung und der Elendsnotiz dieser Tage ist nicht gerade klein. Das Geschäftsjahr 1913 schloß mit einem Verlust von 2,20 Millionen, der Hauptsächlich durch die (im Vorjahr beschlossene) Fusion mit den Ruhrwerken in Duisburg entstanden ist. Wenn an den Debitoren, Anlagen und Beständen dieses Unternehmens große Abschreibungen gemacht werden mußten, so ist nicht zu verstehen, warum es überhaupt erworben wurde. Alle Mängel können sich doch nicht erst später gezeigt haben. Die Ruhrwerke wurden im Iahr 1911 gegründet, um die Motorenabtheilung der Kyffhäuserhütte und einer duisburger G. m. b. H. zn übernehmen. Ein Iahr später wurde dann die Fusion mit der Kyffhäuserhütte beschlossen. Ganz einfach ists, wie solche Beispiele lehren, nicht, Expansionpolitik zu treiben. Sie kostet oft ein dickes Stück Geld, das dann von den „armen" Aktionären aufzubringen ist. Lavon.

AWLin Brief, dessen Aufnahme der Kaufmann Schuck erbeten hat; älteste, auch als Elephantenjäger bekannte Afrikaner, den im Frühjahr auf einer Iagd ein Bulle schwer verletzt hatte.

Ein Aufsatz, den ein deutscher Arzt über „die Frauenfrage in Kamerun" in der „Zukunft" veröffentlicht hat, enthielt neben Richtigem sehr viel Unrichtiges. Die Thatsache, daß fast mit jedem Dampfer Frauen nach Kamerun einwandern, spricht gegen den ganzen Aufsatz Meiner Ansicht nach ist die Frauenfrage jetzt nur noch eine Geldfrage. Nur daran scheitert in den meisten Fällen die Fahrt einer weißen Frau in unsere Kolonien, daß die wenigsten Europäer im Stande sind, ihr eine einigermaßen sichere Stellung zu bieten. Die Behauptung, daß die weizße Frau ein Hinderniß und ihr die Negerin hier vorzuziehen sei, ist höchst unklug. Tief im Innern, zwanzig bis dreißig Tagereisen weßt, wohnen heute schon Frauen; und das gesunde Aussehen ihrer Männer zeugt dafür, daß sie sich doch recht angenehm und nützlich machen. Da giebt es manche kleine Arbeit (Hühnerzucht und Aehnliches), die eine

Weiß-Schwarz.

weiße Frau dem Mann gern abnimmt. Im Gegensatz, zur Küste sind im Innern die Nachte kühl und man hat angenehme Morgen und Abende. Wenn diese kühlen Stunden von der Frau zu den Hausarbeiten benutzt werden, dann hat sie Zeit genug, sich in den Mittagsstunden dem goles tsr msuts hinzugeben. Auch der Magen kommt gut dabei weg. Ein von einer weißen Frau zubereitetes Mahl, auf sauber gedecktem Tisch aufgetragen, schmeckt sicher viel besser als das, was Einem im Allgemeinen von dem schwarzen Koch vorgesetzt wird. Einen theu» ren Togokoch kann sich nichtIeder leisten; diessLeutedenkennicht daran, bei den Zuthaten zu sparen. Die Sterilität der Frau ist hier draußen vielfach gewollt; oft aber auch ist das frühere Zusammenleben des Mannes mit einer Schwarzen an der Kinderlosigkeit der Weißenehe schuld. Ein Kamerad, auf den man sich verlassen kann, ist das schwarze Weib nie und nimmer; fast immer ists dumm, faul, gefräßig, undankbar und anspruchvoll. Nur in seltenen Fällen werden die Kleider in Ordnung gehalten und die Hausbays sorgsamer Aufsicht unterstellt. Wirkliche Zuneigung kennt die Negerin nicht. Sie hält sich zu Dem, der den größten Geldbeutel hat und am Wenigsten zu Eifersucht neigt; sie duldet keine anderen Götter neben sich, betrügt den Weißen aber, wo sie nur kann. Den Begriff der Treue kennt sie nur vom Hörensagen und körperlich treu bleibt sie höchstens Dem, der ihr jeden Tag das Fell striemt. Ihrer Erziehung nach (wenn diesesWort überhaupt angewandt werden kann) neigt sie zur Vielmännerei; heute Diesen, morgen Ienen. In vielen Fällen stecken sie ihren weißen Herrn mit einer Krankheit an und der Zweck des Haltens einer schwarzen Konkubine ist nicht erreicht. Ich kenne manchen alten Afrikaner, der sein Weib lieber heute als morgen an die LuftHetzen würde, wenn «r nicht Kinder hätte; denn dertzauL» friede wird mindestens einmal täglich durch das aufsässige Wesen des ewig maulenden Weibes gestört.

Daß der Neger nicht unangenehm rieche, kann nur sagen, wer hier nicht heimisch geworden ist; wer längere Zeit in Afrika weilt, hat bald eine gut trainirte Nase, die manchen Geruch verträgt, aber den des Negers immer als widerlich empfindet. Auch die Behauptung, daß die Europäer die Geschlechtskrankheiten und den Alkoholismus eingeführt haben, ist unrichtig. Palmwein und ähnliche berauschende Getränke kannten die Neger schon früher; die Krankheiten sind im ganzenLand verbreitet, wütheninmanchenGegenden desInnerenschlimmeralsanderKüste und sind wahrscheinlich von den tzaussas und Arabern eingeschleppt worden. DieNeger haben ja auch ihre eigenen Medizinen gegen venerischsKrankheiten. Das beweist schon, wie lange sie mit ihnen zu thun haben. Daß manche weiße Frau mit sehr hohen Ansprüchen nach Kamerun kommt, ist nicht zu leugnen; denen pflegt sie sich aber nach kurzer Zeit zu entwöhnen. Eins ist sicher: in die alte Unsitte, schwarze Konkubinen zu halten, kehren wir nicht mehr zurück. Die weiße Frau wird bleiben und dem Mann die beste Stütze und eine treue Kameradin sein.

Assubam in Südkamerun. L. Schuck.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Haiden in Berlin. - ^
Verlag der Zukunft tu Berlin. — Druck von Pag « Sarled G. ». b. H. in Berlin.,^